Memoiren

der

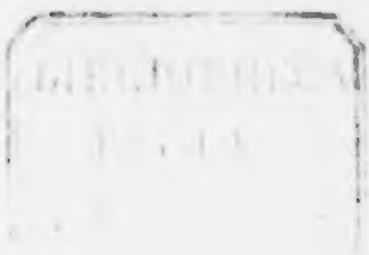
Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Erſter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.



Vorwort.

Brief an Se. Majestät den König Ludwig von Bayern.

Sire!

Wir übergeben hiermit unsere Memoiren der Oeffentlichkeit. Es sind Ihre poetischen Gedanken, die Gedanken eines Mannes der Kunst, eines Philosophen, es sind Ihre zuweilen so strengen, aber immer so gewichtigen Urtheile, es sind die erhabenen Ideen eines freisinnigen, großmüthigen und erhabenen Königs, die ich Europa offenbaren will, welches heute in einen so stumpfen, ideenlosen, ohnmächtigen und gottlosen Materialismus versunken ist.

Sire, von Ihren erhabenen Ideen getragen, unter dem Einflusse der hervorragenden Männer, welche der

Zufall, der immer wohlwollende Beschützer meiner jungen Jahre, mir als Rathgeber und Freunde zugeführt, habe ich dieses Werk unternommen.

Man wird in diesem Buche ein wenig von Allem finden. Wir werden darin von Indien, Spanien, Deutschland, Bayern, England und hauptsächlich auch von Frankreich sprechen, welches heute noch das kosmopolitische Vaterland ist, das Vaterland der Intelligenz und der Humanität, obschon es seit den unerwarteten Februarereignissen einen Augenblick das Land der Thorheit und der Furcht, der schlechten Leidenschaften und Laster, der politischen und revolutionären Feigheit geworden ist.

Indeß wir wollen nicht zu viel von Politik sprechen, um den Leser nicht zu ermüden.

Wir wollen nicht mehr als nöthig ist von jener feilen Dirne, der Zeit von 1848 sprechen, welche nicht einmal unserer Verachtung gewürdigt zu werden verdient, die sich erniedrigt hat, indem sie auf die Straße hinabstieg und Gemeinschaft mit dem Gesindel, mit den falschen Republikanern machte, mit diesen Republikanern, welche sich den schönen Namen „Volk" anmaaßen, um die einträglichsten Aemter zu besetzen und zu ihrem Nutzen unser Budget zu plündern.

Sire, ich werde kaum jene piquanten Anekdoten, jene feinen Scherze verschweigen können, mit denen der König von Preußen — welcher zu viel Poesie für einen

König hat — und Ew. Majestät hauptsächlich die kleinen auserlesenen Zirkel in dem schmucken Palast zu München erfüllten, in jenem Palast, den ich Ihrer huldvollen Zuvorkommenheit verdankte und wo Sie so viele seltsame Details über die von ihnen entlarvten staatsmännischen Komödianten, welche das arglose Europa mit so ernsthaften Augen betrachtete, gaben.

O, wie winzig erschienen alle diese Minister gewisser Europäischer Cabinette, als Sie und Ihr Bruder, der Prinz Carl, mit ihren geistreichen Hieben ihnen die goldenen Flittern abrissen, mit welchen die Könige die Leerheit und Eitelkeit dieser Farcenmacher auf dem Welttheater bedecken wollten. Wozu anders als — ohne es zu wollen — zum Nutzen und Frommen der Republik? Denn sie, diese Komödianten, sind es, Sire, welche wie Sie selbst es so richtig bemerkten, gleich schlechten, berauschten Kutschern, die Monarchie in den Gleisen der Republik straucheln machen.

Wenn wir Indien überschritten haben werden, Sire, mein erstes so poetisches Vaterland, dieses köstliche Klima, dieses zauberische Bengalien, von dem Sie mich so gern erzählen hörten, wenn Sie die dramatischen Ausgänge meines Kinder- und Jugend-Lebens, die Ihre Künstlerseele so bewegt machten, wenn Sie die vertraulichen Mittheilungen hierüber werden vernommen haben, dann wird es an der Zeit sein, auch auf Europa zurückzukommen.

Wir werden bei Frankreich stehen bleiben, welches Sie kennen gelernt haben und welches Ihr Vater, Maximilian, erster König von Bayern, so sehr geliebt und nach welchem er sich so sehr gesehnt hat, als er an der güldenen Sklavenkette lag, welche man Thron nennt, und auf welchen ihn der Kaiser Napoleon, um Bayern dem eindringenden Einflusse Oestreichs zu entziehen, erhoben hatte.

Ich hoffe aber nicht, in meinen Memoiren in die üblen Launen des boshaften Fontenelle zu verfallen, der unaufhörlich wiederholte, daß, wenn er die Hand voll Wahrheiten hätte, er sich wol hüten würde, sie zu öffnen. Ich bin im Besitze der genauesten Wahrheiten über mich selbst, einiger über die Menschen und ich will sie ohne Rückhalt mittheilen.

Die Welt ist noch heute wie sie damals war zur Zeit der glänzenden Orgien der Regentschaft, voll Heuchelei und Lüge. Paris, welches sich schmeichelt, dem übrigen Europa den Despotismus seiner Moden und seine Ideen aufzudringen, die große Gesellschaft, ist noch heute so verderbt wie unter dem Kardinal Dubois, aber sie ist weniger liebenswürdig.

Das Laster des Jahres 1850 ist das Laster seines Vorfahrs 1720. Aber statt seines ehemaligen prächtigen und glänzenden Gewandes, hat es sich heute in bürger-

liche, grobe Stoffe geworfen, — das ist der ganze Unterschied!

Seit 50 Jahren schreien Frankreich und Europa hinter die Jesuiten her und Europa und Frankreich sind sie nicht ein wenig jesuitisch, ein wenig Heuchler? — Heuchler auf der constitutionellen Tribüne, Heuchler in der Diplomatie, Heuchler in den Salons wie auf dem Comptoir, Heuchler in ihren Sitten, ihren Handlungen, ihren Worten! — Die Welt folgt genau der Lehre des Fürsten von Talleyrand, dieses Machiavel, welcher sagt: das Wort sei dem Manne gegeben, seine Gedanken zu verbergen.

Die Frauen sind zwar mit Stillschweigen übergangen, aber sie haben wahrlich in der Phrase des Diplomaten ihren Platz gefunden. Die Gesellschaft thut Alles was sie vermag, um aus uns Frauen Heuchlerinnen zu machen. Wir sind unaufhörlich gezwungen, das Gegentheil von dem zu sagen, was wir denken.

Die Gesellschaft, Sire, ist voller Verkehrtheiten und Widersprüche. Sie verzeiht dem gleißnerischen Laster, aber niemals der aufrichtigen Leidenschaft. Nachsichtig gegen das berechnende Laster ist sie mitleidslos gegen die unerfahrene Schwäche, welche sich fangen läßt. Sie nimmt das reiche Weib in Schutz, welches sich aus Laune hingiebt, und verdammt die Arme, welche die Noth zum Falle bringt.

In dem Moment, in welchem das junge Mädchen

in die Welt tritt, ist es rein und wahr, es stellt sich als das schöne Ideal hin, wie es die Natur geschaffen. Aber die Erziehung verwischt gänzlich diese Unschuld, diese angeborne Reinheit; das böse Beispiel, die nutzlosen, seichten Dinge, mit welchen man seinen Geist erstickt, die gefährlichen Spielereien, mit welchen man seine Einbildung erfüllt, sie tödten nur zu bald die Jungfräulichkeit des Herzens, die Innigkeit der Empfindungen, diesen kostbaren Schmuck der Jugend.

Ich habe Sie, Sire, so wahr als trefflich die Unschuld eines jungen Mädchen mit einem jungen Königsthum vergleichen hören, welches unschuldig an allen Thorheiten, an allen Parteileidenschaften, dennoch alle Rachsucht, Verläumdung und Begeiferung zu erdulden hat.

Ganz eben so ungerecht, sagen Sie, ist die Welt gegen das junge Mädchen. Ungekränkt läßt sie den schaamlosen Ehebruch, Arm in Arm in den Salons einherstolzieren, aber sie brandmarkt die arme Gefallene, weil sie ihr Herz gegen die so berauschenden Empfindungen einer ersten Liebe nicht zu bewahren gewußt.

Diese zur Regel gewordene Heuchelei, und so viele andere Uebel unserer modernen Gesellschaft, die ich in Fülle aufzählen könnte, waren die bestimmenden Ursachen der Europäischen Umwälzung, zu welcher Frankreich 1848 das Signal gegeben.

Um ein Land wie Frankreich mit so gemischten In-

ſtitutionen, welches den Materialismus zu ſeinem Abgotte, die Habſucht zu ſeinem Lebenszwecke gemacht hat, dem alle Mittel recht ſind, aufrecht zu erhalten, reichte das gute Beiſpiel, die patriarchaliſchen Sitten einer Familie nicht aus, welche, die nächſte dem Throne, ihn zu beſteigen berufen wurde. Es reichte die Tugend einer Frau nicht aus, welche eine Krone wie eine Sühne trug; es bedurfte mehr Ehrlichkeit, weniger Heuchelei, weniger Selbſtſucht, weniger Verderbtheit der Höflinge und Beſtallten dieſer Monarchie, welche alle die Laſter ſchlechter Bedienten eines guten Hauſes hatten, rachſüchtig und habgierig, ohne Glauben, ohne Treue, ohne Gewiſſen.

Wir werden allerdings die ſcandalöſen Dinge, welche ſich bis jetzt verſchleiert gehalten, enthüllen.

In dem kleinen Palaſte zu München waren wir durch die Berichte Wallenſteins, Ihres Geſandten zu Paris, durch die vertraulichen Mittheilungen Metternichs beſſer als die Politiker in Frankreich von den Geſchichtchen der großen Welt unterrichtet, welche dieſer ſonderbaren Revolution, die Niemanden mehr als diejenigen, welche ſie veranlaßten, überraſchte, ſo kurz vorangingen.

Welche Dinge habe ich Ihnen von dieſen improviſirten Republikanern, von dieſen unwiſſentlichen Revolutionären mitzutheilen!

Wenn wir damit Anſtoß erregen, ſo wird es nur zum Frommen der Gerechtigkeit und der Wahrheit ſein.

Wir werden jedoch dabei die Grenzen des Anſtands ſtets inne halten. Wenn wir das Privatleben einer öffentlichen Perſon berühren müſſen, beſonders, wo es ſich um Frauen handelt — werden wir es mit Rückſicht und Schonung thun.

Wenn wir erzählen werden, Sire, von dem jungen Prinzen aus dem Hauſe der Bourbonen, welchen Deutſchland und Bayern in ſeiner Verbannung zu reſpectiren weiß, dann werden wir das Opfer der Fehler Anderer, von der lächerlichen Umgebung, welche ihn bloßſtellt, zu unterſcheiden wiſſen.

Ich werde, jedoch ſtets mit Anſtand, jene wichtigen Thatſachen enthüllen, deren Sie ſich, Sire, wohl noch erinnern werden und welche Sie ſo ernſthaft ſtimmten, jene piquanten Erzählungen Ihrer Schweſter, der Königin von Preußen, und des pfiffigen Diplomaten — dieſer ſtets ſo gut unterrichteten Zeitung über die Vorgänge in Deutſchland, — und Ihrer anderen ſo innig geliebten Schweſter der Prinzeſſin Amalie von Sachſen, welche in ihren trefflichen Schriften die Spuren ihrer ausgebildeten Intelligenz und ihres glänzenden Geiſtes zurückgelaſſen hat.

Welch ein Unglück iſt es, ſagte jener Diplomat oft, daß dieſer von ſo vielen Prüfungen heimgeſuchte Königsſtamm ſich fortwährend zwiſchen Thür und Angel bewegen muß, an den Abgrund gedrängt auf der einen, betrogen auf der andern Seite.

Wir werden die Portraits jener beiden Burggrafen zur Disposition geben, welche die treffliche Herzogin von Parma, die Schwester des Grafen von Chambord gezeichnet hat, von denen der eine, ein falscher Spieler in einfältigen Journalen die Sache und das Vermögen seines Herrn bloßstellt, der andere, Anhänger eines kindischen göttlichen Rechtes, durch unsinnige Rundschreiben seinen Ruf preisgiebt und sein Exil verlängert.

Obgleich ich Sie oft sagen hörte, daß Sie weder die Journale noch die Journalisten leiden können, mit welchen Sie ein wenig auszusöhnen mir gelungen ist, so muß ich doch vor Ihren Augen die traurigen und unglücklichen Ereignisse, in welche ich während meines Aufenthalts in Paris unfreiwillig verwickelt war, entrollen.

Könnten Sie jemals aus meinem Gedächtnisse schwinden, Ihnen nur, Sire, gebührt das Verdienst, sie mich vergessen gemacht zu haben. Denn, verlassend diesen bösen Schauplatz brennender Schmerzen, waren Sie es, welcher wie ein hellleuchtender Stern, mich vor den Klippen der Heerstraße schützte, Sie waren es, welcher, ein ungeahnter Freund, der armen irrenden, überall und von Allen gemiedenen Jüdin zu jener merkwürdigen Vorsehung wurden, welche dem Unglück hienieden stets zur Seite ist.

Als Sie mir Ihre gastfreie Hand boten, gaben Sie mir die Jugend wieder, ich wurde inne, daß ich nicht ver-

gebens auf Gott gehofft, daß ich wohl daran gethan habe, Tröstung im Gebet zu suchen, welches die Seele in leidvollen Stunden stärkt.

Ich bin Spanierin, Sire, und Sie wissen, daß die stürmischsten Leidenschaften niemals die religiösen Empfindungen in den Herzen der Frauen unseres Landes zu ertödten vermögen.

Gleich der Königin Hortense bin ich ein wenig abergläubisch. Lassen Sie es mich doch hier wiederholen, daß Alles, was mein Schicksal in Bayern zu einem außergewöhnlichen gemacht hat, mir prophezeit worden war.

So wie die Mutter Louis Napoleons, wie Sie wissen, es diesem, selbst in seinen traurigsten Tagen, es vorhergesagt hat, daß er dereinst Frankreich zu regieren berufen sei, so hat auch mir eine Frau, zwei oder drei Monate vor meiner Abreise nach Deutschland, es vorhergekündigt, daß ich binnen Kurzem auf einen intelligenten König Eindruck machen und daß ich Einfluß üben würde auf die Geschicke eines Königreichs.

Diese Vorherkündigungen, Sire, sind eingetroffen; aber Sie werden mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie mich weder eitel, noch ehrgeizig gemacht haben; aber sie haben mir Feinde geschaffen, das ist Alles! — Aber es ist doch immer etwas.

Es sind Feinde von jedem Alter aus allen Landen,

welche nur eine schlechte Gesinnung, die so tief im menschlichen Herzen wurzelt, dazu gemacht hat. —

Sie sind in der Welt der Journalisten und der Journale, in der der Politiker, in jener Sphäre schlimmer Beispiele, schamloser Sitten, schnöder Leidenschaften, welche unsere Geißel ist und uns tödtet.

Der Neid, Sire, welcher die menschliche Gesellschaft beherrscht, ist das Emblem der demokratischen und socialen Republik, das Wappenschild der Aristokratie aller Klassen.

Der Neid hat die tödliche Kugel gegossen, von welcher der junge Journalist getroffen worden ist, dessen ich in diesen Memoiren mit Bedauern gedenken werde.

Er hieß Digarrier. Beneidet von seinen Nebenbuhlern, weil er sich aufzuschwingen gewußt hatte, während sie zurückbleiben mußten, büßte er den Fehler, welchen die Mittelmäßigkeit nie verzeiht, den, das gewöhnliche Geleise überschritten zu haben.

Welche politischen Geheimnisse haben wir aufzudecken, welche überraschenden Enthüllungen über Menschen zu machen, welche bei diesem Zweikampfe, oder vielmehr bei diesem niederträchtigen kalt voraus berechneten Morde, ohne sich zu zeigen die Hand im Spiele hatten.

Ich habe von dem Neide gesprochen, Sire, welcher tödtet, ich werde auch ein Wort über die Eitelkeit sagen, welche Leben giebt.

Dem Neide verschwistert spielt diese Leidenschaft eine große Rolle in diesen Mittheilungen, in den unbekannten Dramen, welche wir erzählen wollen, in gewissen Salons wo sich so gut die Bittsteller zu bewegen, die Intriguen anzuknüpfen wissen, in den tausendfachen Anekdoten gewisser Gesandtschaften, welche, ohne daß man es denkt, in der Regel nur verschleierte Verbannungen sind, von den Höfen erfunden, um sich der Ehrgeizigen, welche sie belästigen, und der Schwachköpfe, welche sie langweilen, zu entledigen.

Mögen wir, wenn wir von der Eitelkeit sprechen, immerhin nach ihren wahren Mienen suchen, wir werden nichts als Maske finden, und wo wir Leidenschaften suchen, werden uns nur Laster begegnen.

Welche eitle Nichtigkeit, welche Lüge, welche Heuchelei werden wir entdecken, wenn wir ihr das schimmernde Flitterkleid abstreifen!

Welche eingeschmuggelte vornehme Damen, die gestern noch demüthig in ihrer Boutique saßen und heute in den Salons einherstolziren!

Welche falsche Wappen! Welche zweifelhafte Stammbäume! Welche falsche Diamanten!

Es wird Ihnen nicht minder ein Lächeln entlocken wenn ich auf die Stellensucht zu reden komme, welche womöglich noch mehr in der Republik als in der Monarchie eingerissen ist, welche an die Stelle des Rechts des

Volkes auf Arbeit, unter dem erheuchelten Namen des Rechtes auf Beistand, das Recht, Gehalte zu verzehren in das Grundgesetz des Staates aufgenommen hat.

Ich werde Ihnen, Sire, die erbärmliche Leidenschaft zeigen, welche sich nicht nur der Individuen, sondern auch der Körperschaften und Institutionen bemächtigt hat.

Ich erinnere mich, Ihnen einst gesagt zu haben, daß, wenn ich einmal meine Memoiren schreiben würde, ich mich darin ein wenig über eine Einrichtung lustig machen würde, welche, um die Eitelkeit des Mittelstandes zu befriedigen, von der constitutionellen Regierungsform eingeführt worden ist.

Man kann sie zum Glücke ganz nach Belieben durchhecheln, sie ist gutmüthig genug, um sich nicht darüber zu erzürnen, und sie spottet, wenn man will, über sich selbst.

Wie die Tochter eines guten Hauses ist sie in Gesellschaften und bei außerordentlichen Vorfällen ein wenig schüchtern, aber zu Hause führt sie das große Wort.

Es ist die Nationalgarde, Sire, von der ich rede.

Ich entsinne mich, daß Sie und Ihr Bruder Sich oft über diesen Gegenstand unterhielten.

Ihr Bruder, General en chef Ihrer Armee, pflegte auf sehr liebenswürdige Weise mit all dem Ernste seiner Ueberzeugung sie in Schutz zu nehmen. Sie aber schlugen ihn ganz einfach damit, daß Sie sich auf meine Seite stellten und mich aufforderten, jene drolligen Ge-

ſchichten zu erzählen, was ich mit ſo vielem Vergnügen that.

Ebenſo mußten wir lachen über Ihre conſtitutionellen Affenregierungen in Deutſchland, welche ſich auch damit amüſiren, eine Nationalgarde aus guten Bürgern zu bilden, die auf die Art wie ſie es anfangen, niemals lernen werden, mit einem Gewehr umzugehen. —

Erinnern Sie Sich wol, daß wir eines Tages darüber übereingekommen waren, daß ich das Exercitium der guten Bürgergarde von München lernen ſollte, welche zwar dieſelbe Eitelkeit, aber nicht dieſelbe Anmaßung wie die in Frankreich hat?

Die Münchener Bürgergarde findet die vollkommene Befriedigung ihrer Eitelkeit darin, bei großen öffentlichen Feierlichkeiten und Revuen zu paradiren. Ihre Anſprüche erſtrecken ſich nicht auf den Wachdienſt und den Schlaf auf dem Poſten. Sie glaubt ſich nicht wie die zu Paris unerläßlich, um den Aufruhr zu nähren und die Revolution ſicher zu machen.

Ich will indeß nicht zu viel Böſes von dieſer ſonderbaren Corporation ſagen, welche nichts deſto weniger eine große Rolle in der innern Geſchichte Frankreichs ſpielt. Sie wird durch die Frauen begünſtigt, welche für ſie eine ganz ausgezeichnete Hochachtung haben, und ich weiß, daß man nicht ungeſtraft jene Fehler lächerlich macht, welche die Frauen in ihren Schutz genommen.

Wir können bei den Studien so verschiedenartiger Art natürlich auch den ausgezeichneten General nicht unerwähnt lassen, welcher zu Paris diese sonderbare Garde commandirt.

Ueber diesen so unschätzbaren Schutzwall der Gesellschaft werde ich Ihnen eine piquante Biographie mittheilen. Sie ist mir durch eine parlamentarische Notabilität der ehemaligen Pärskammer zugekommen, nämlich durch einen Herzog, dessen Name, nach der Mad. de Sévigné, in Frankreich gleichbedeutend ist mit Geist, Feinheit und Scharfsinn, dem Herrn v. Montemart.

Er ist ein freisinniger Mann und voller Wohlwollen für die Jugend, und er ist es, welcher 1835 den jungen bisher vollkommen unbekannten Offizier an die Oeffentlichkeit geführt hat.

Ich werde diesen glänzenden Offizier durch alle Phasen seines öffentlichen Lebens, welche er durchgemacht, bevor er auf seinen heutigen Posten den eines Protectors gelangt ist, begleiten.

Als öffentlicher Charakter ist dieser General nicht schwer zu classificiren, anders verhält es sich mit ihm, als Diplomaten.

Sein Princip ist das, keines zu haben. Ihm wird stets die Regierungsform die beste sein, welche sein Commando für immer sichert. Unveränderlichkeit in seinem Amte, das ist sein Wahlspruch, darin besteht seine Politik.

Nachdem ich Paris, stets so fremdartig und doch immer so neu, welches die anmaßende Eitelkeit hat, für Frankreich gelten zu wollen, verlassen hatte, betrat ich Bayern. Ich lebte daselbst ganz nach meiner Weise. Nicht ohne tiefe innere Bewegung werde ich jener süßen Erinnerungen gedenken, welche ich Ihrem Königlichen Wohlwollen verdanke. Ich werde nicht ohne Stolz dem aufhorchenden Europa die merkwürdigen Blätter überliefern, in welchen der gesunde Verstand des Philosophen, der scharfsinnige Geist eines Mannes von Welt verbunden mit der wunderlichen Phantasie eines Poeten, niedergelegt ist.

Ich werde, Sire, über die politischen Ereignisse in Bayern, in welche ich verwickelt war, Alles sagen, was ich weiß und gesehen habe.

Ich werde ohne Bitterkeit und ohne Entrüstung von Ihren Feinden reden, welche mir die besondere Ehre erwiesen haben, auch die meinigen zu sein.

Ueberall werde ich den Königen, welche ihre Höflinge, und den Höflingen, welche ihre Könige verderben, die Wahrheit sagen, ohne Widerruf und ohne Rückhalt.

Gleich Ihnen habe ich, wie Sie wissen, einen angeborenen Haß auf die geschminkte Redeweise und auf die jesuitische, intriguante Diplomatie der großen Herren, dieser Seiltänzer in den Antichambers zu München, welche um die Ehre einer Audienz, um die Auszeichnung eines Wor-

tes bei der unbedeutenden Spanierin, bei der bescheidenen und anspruchslosen Künstlerin, welche jedoch eine große Dame war, bettelten, um am andern Morgen, als ein Volksaufruhr vor dem Gitter ihres Palastes ausbrach, sie zu insultiren, die Einen durch ihre Theilnahmslosigkeit, die Andern durch die That.

Ich will mich hier weder beklagen noch bedauern. Wozu mich denn beklagen, da es einmal so ist?

Der Mensch, roh oder gebildet, Künstler oder Hofmann, Republikaner oder Monarchist ist er sich nicht überall gleich?

Das Betragen Ihrer Höflinge, Ihrer Oestreicher zu München gegen mich, war es nicht ganz dasselbe jener Höflinge von Paris gegen die mächtigste und geschmeicheltste Monarchie in Europa?

Ebenso thaten Ihre Münchener Bürger mir, was zwei Monate später die Nationalgarde der Boutiker dem nicht ruhmlos regierenden König von Frankreich that, um die Monarchie zu stürzen und die Republik an deren Stelle zu setzen.

Sie hatten sehr Recht, wenn Sie so oft sagten, man möge sich heute nicht nach den Kronen ohne Glanz sehnen, — ob constitutionell oder absolut — heute, wo das Princip der Herrschaft so geschwächt ist, wo die Völker sich nicht regieren lassen, seitdem die Verderbtheit und der

Machiavellismus die Moral der unlenksamen Minister geworden ist.

Die Throne sind nichts mehr als abschüssige Ebenen, auf denen sich selbst die volksthümlichste Regierung nicht lange halten kann, seitdem das constitutionelle Räderwerk jene ehrgeizige Oppositionsmacherei hervorgerufen hat, welche sie anschwärzt und schwächt.

Man kann diese schlimme Geißel, welche die constitutionelle Regierung in allen Landen bei langsamem Feuer tödtet, nicht besser bezeichnen als mit dem Namen des Gelüstes nach Macht.

Sie sind zu weise, zu sehr Philosoph, Sire, um jemals eine Krone zu bedauern, derentwillen man mich anklagt, und von der Sie los gemacht zu haben, ich niemals bereuen werde. Sollte ich noch einmal sehn, daß die Gazette de France, wie sie es kürzlich gethan hat, mir Ihre Abdankung vorwerfen wird, so habe ich eine Antwort in Bereitschaft, welche mich besser als mit Phrasen vertheidigen wird.

Hat mein Einfluß auf einen intelligenten und liberalen König ihn zur Niederlegung seiner Krone vermocht, so geschah dies wenigstens zum Nutzen des gesetzlichen Nachfolgers, während die Gazette de France und ihre Freunde zweimal während zwanzig Jahren ihre Könige zur Abdankung gedrängt haben, zu keines Anderen Nutzen als zu dem der Republik.

Wenn die öffentliche Meinung, welche überall zum großen Theil aus zwei Factoren besteht — aus Thoren und Neidern — von Neuem einen Strom von Lügen und Schmähungen gegen mich hervorrufen, und in dieselbe Lage wie zu München versetzen will; wenn die östreichische Diplomatie, deren Einfluß wir Bayern zu entreißen unternommen haben; wenn eine Religionsgesellschaft — ehrwürdig ohne Zweifel durch die Arbeit mit welcher sie die Wissenschaft bereichert hat, aber verabscheuungswürdig durch das System der Inquisition, mit dessen Hülfe sie die Welt zu zwingen hoffte — mich unbedeutendes Weib ihres Hasses würdig erachten, so wird mich wenigstens das Bewußtsein auf eine edle Weise rächen, daß Ihre Zurückgezogenheit weder durch Gewissensbisse noch durch Reue, die ich verschuldet, getrübt sein kann.

Sie erinnern sich, Sire, der angenehmen und hinreißenden Unterhaltungen in dem mir von Ihnen geschenkten Palaste, wo sich bei uns die Prinzen, der hohe Adel, die Diplomaten einfanden, wo an der Seite des Fürsten von Thurn und Taxis, eines so liebenswürdigen Charakters, des Fürsten von Wallerstein, dieses so angenehmen und tüchtigen Mannes, den zum Minister zu ernennen ich Ihnen sicher nicht mit Unrecht gerathen habe, sich Gelehrte bewegten wie der tiefe Menschenkenner Thirsch, berühmte Künstler wie Kaulbach, Cornelius — welch gro-

ßes Genie der König von Preußen Ihnen entführt hat. — Peter Heß, der Schlachtenmaler Herr v. Karlsfeld, Stieler und so viele Andere. Unsere Gespräche waren immer sehr unschuldig, aber immer sehr ernst, am öftesten sprachen wir von den schönen Künsten, von der Poesie, den Gegenständen Ihrer besonderen Vorliebe, zuweilen, doch so wenig wie möglich, von Politik.

Die Namen der größten Künstler Frankreichs schwebten beständig auf Ihren Lippen, die Namen eines Horace Vernet, Ingres, Jaquand, Dantan und Anderer. Die Namen der berühmten Pianisten List, Thalberg, Cavallo, Ihres jungen Lieblings. —

Obgleich sich dieses Werk innerhalb der Grenzen des Anstandes halten wird, so werden doch die beißenden und boßhaften Spötter nicht verfehlen, diese Blätter matte Nachahmungen der schlüpfrigen Erzählungen der Regentschaft, von der Feder einer Pompadour und Dübarry zeugend, zu nennen.

Ich werde, Sire, um solchen frechen Zumuthungen siegreich zu begegnen, mit der Hochachtung einer Frau antworten, welche mit Ihnen denselben Thron inne hatte und welche in gerechter Anerkennung meiner Haltung mich mit dem Theresienordensbande schmückte, dessen Insignien sie mit eigenen Händen mir anlegen wollte.

Ich habe aber noch mehr um mich gegen die einfäl-

tigen Schmähungen, welche das unvermeidliche Gefolge alles Großen, alles untergegangenen Glückes sind, zu vertheidigen und zu schützen. Ich habe die Erinnerung eines Beweises aufrichtiger Zuneigung, schmeichelhafter Hochachtung, welche Sie mir öffentlich an jenem Tage gegeben haben, da Ihr ganzer Hof um Ihre Person versammelt war, indem Sie, meine Hand in der Ihren, laut genug sagten:

> Meine Herren, ich führe Ihnen hier meine beste Freundin zu.

Sire, in diesen königlichen Worten liegt mehr als es bedarf eine Frau zu rächen!

Dieser Tag war der schönste meines ganzen Lebens. Sie haben mir die sichersten Beweise Ihrer Zuneigung gegeben, Sie haben mir Ehrentitel und Würden verliehen, aber niemals haben Sie mehr für mich gethan, als an diesem Tage!!!

Gestützt auf diese Stärke Ihrer würdevollen und unschätzbaren Protection, stolz auf ihre dauernde Freundschaft, mit Achtung für das Gute, und das Böse geißelnd, übergebe ich diese Zeilen dem Publikum, das sie nach Belieben anerkennen oder verdammen wird.

Wenn Europa, Sire, das Ohr an die Thüre meines herrlichen Palastes zu München legen wird, welchen Sie so oft zum Vertrauten Ihrer innersten Gedanken,

Ihrer Urtheile über Menſchen und Dinge, Ihrer Freuden und Leiden, Ihrer Illuſionen und Täuſchungen machten, Europa wird ſehr lehrreiche, zuweilen ſehr piquante, ſehr originelle, ſehr merkwürdige Dinge hören, aber es wird immer nur dasjenige hören, was wahr iſt!

Ich zeichne, Sire, mit tiefer Hochachtung Ihre ſehr unterthänige Dienerin

Marie, Gräfin von Landsfeld
(Lola Montez.)

Paris, im Dezember 1850.

Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin von Landsfeld).

Erſtes Kapitel.

Von meiner Herkunft und der meiner Eltern.

Ich bin niedergedrückt unter der Laſt der Alltäglichkeit, denn die Imagination welche mich bisher aufrecht erhielt, hat ihre Flügel geſenkt. Die Wirklichkeit erſcheint mir in ihrer ganzen Blaſirtheit und macht Alles erkalten, was ſie berührt.

König Ludwig von Bayern.

Ich beginne dieſe Blätter auf eine ein wenig coquette, aber doch wenigſtens originelle Weiſe. Ich offenbare das, was eine Frau nie gerne zugeſteht — ihr Alter.

Ich zähle jetzt 27 Jahre. Mein Vaterland iſt Spanien. Ich bin im Jahre 1823 zu Sevilla, der Hauptſtadt Andaluſiens, geboren, welches das Land der Serenaden und der Balkons iſt, der Troubadours und der Romanzen; das Vaterland des Michael Cervantes, des Las Caſes und das der römiſchen Kaiſer Trajan und Theodoſius.

Irländerin durch meinen Vater, Spanierin durch meine Mutter, Engländerin durch meine Erziehung, Franzöſin aus

Neigung, und Kosmopolitin durch die Umstände, kann ich von mir sagen, daß ich allen Nationen angehöre oder keiner.

Wenn ich das Evangelium nicht scheute, welches das andere Geschlecht zum irrenden Juden gemacht, ich würde mich dafür zu halten, versucht sein; denn von den ersten Tagen meiner Geburt bis auf heute, führe ich ein unstätes Leben, voller Romane, Dramen und Wechselfälle.

Die Vorsehung scheint in Wirklichkeit mich zu einem rastlosen Umherirren verdammt zu haben. Von Natur zart und schwächlich, ist dennoch die Veränderung mein Element.

Ich habe mir stets eingebildet, daß im Momente meiner Geburt irgend eine Fee Rollen an meine Wiege befestigt hat, um mich so ununterbrochen von einem Ende der Welt bis zum andern zu bringen. Denn in einem Alter von fünf Monaten habe ich Sevilla verlassen, um mit meinen Eltern nach Indien zu gehen, woselbst sie sich etabliren wollten. Es giebt fast keine Stadt in Europa, in welcher ich mich nicht wenigstens einige Momente verweilt hätte.

Es ist mein Schicksal, schon von meiner frühesten Jugend an, von der Verläumdung verfolgt zu werden. Sie hat meine Herkunft eben so geschmäht, wie mein ganzes Leben.

Wenn die Welt auch über den Charakter einer Frau ein leichtfertiges Urtheil zu fällen gewohnt ist, so vermag sie doch nicht Herkunft und Ursprung einer Person nach Belieben anzudichten. Die Genealogien sind mathematisch wie die Budgets. Bis zu dieser Höhe vermag die Verläumdung nicht empor zu reichen.

Mein Vater war ein irländischer Gentleman, von sehr vornehmer Herkunft.

Die Rücksicht auf Schicklichkeit gebietet mir, den Namen der hohen Person, von der er abstammt, zu verschweigen.

Denn ich darf nicht vergeſſen, daß wenn auch dieſe Memoiren dem Publikum die Wahrheit ſchulden, ſie in gewiſſen Verhältniſſen, welche Familiengeheimniſſe berühren, nicht die volle Wahrheit ſagen dürfen.

Mein Vater ſtammt, durch die linke Hand, von einer ſehr bedeutenden Familie ab. Er hatte aber nur ſtets den Namen ſeiner Mutter geführt.

Er war der Sohn der Lady Guilbert, welche einer großen irrländiſchen Familie entſproſſen iſt, eine Frau von ſeltener Schönheit, von ausgezeichneten Geiſtesanlagen.

Aufgewachſen unter den Augen derjenigen, welchen er das Leben ſchuldete, empfing er eine ausgezeichnete Erziehung, und von ſeinem Vater protegirt, trat er noch ſehr jung in eines der ſchönſten Regimenter der engliſchen Armee ein.

Sein Vater, der Herzog von * * *, kaufte ihm zufolge eines engliſchen Brauchs, nach und nach alle militairiſchen Grade, und in einem Alter von 20 Jahren war er ſchon Capitain in dem 41. Regiment der Königin, ein Regiment, welches durch ſeine tapfern und auserleſenen Offiziere in Großbritannien im beſten Rufe ſteht.

Als er den Dienſt antrat, zählte mein Vater ungefähr 18 Jahre. Er war noch nicht einmal Jüngling, er war vielmehr noch Kind. Seine Geſichtszüge waren unſchuldig und angenehm, ſein Charakter leutſelig, ſeine Manieren einfach und elegant, wie ſie gewöhnlich bei den Kindern in England ſind, deren Erziehung unter der Obhut einer intelligenten Mutter begonnen hat.

Ein munteres und offnes Geſicht, von blonden Haaren und einem kleinen unſcheinbaren Barte umſchloſſen, mit zarten Zügen, milden und ausdrucksvollen Augen, verbunden mit einer ſchlanken Taille, welche der militairiſche Anzug noch

weit mehr hervorhob. Sein Charakter, lebendig und stürmisch, war der Charakter eines Soldaten. Er hatte mehr von einem Irländer als von einem Engländer, obgleich sein Vater letzterer Nation angehörte.

Er hatte eine angenehme, ungezwungene Haltung, ohne jenen Beisatz vom Phlegma der Insulaner, welche unter einem angenommenen Ernst die Schwerfälligkeit ihrer Manieren zu verbergen suchen.

Der junge Capitain Guilbert hatte alle die wahren Eigenschaften eines irländischen Gentelmans, Einfachheit, Anmuth und Offenheit. Ohne Rückhalt in seinen Worten, gut in seinen Handlungen, stets fern von Stolz im Verkehr mit den Leuten, war er eben so fern von jener eitlen Aufgeblasenheit eines Emporkömmlings der Aristokratie, welche die Revolution mehr verschuldet, als die revolutionären Ideen selbst.

Mein Vater erfreute sich der allgemeinen Zuneigung Aller, er ward geliebt von den Frauen, vergöttert von seiner Mutter. Sie hatte für ihn, wenn ich so sagen darf, eine ganz besondere Verehrung, was übrigens wol auf alle Mütter seine Anwendung findet. Die Züge ihres Sohnes riefen ihr so vollkommen die Züge seines Vaters zurück. Dies Kind war das kostbare Andenken eines großen und poesieureichen Lebensabschnittes, welcher das ganze übrige Leben der Lady Guilbert erfüllte. Das sind Erinnerungen, welche ein Weib schwerlich vergißt, in denen sich Liebe mit Eigenliebe vereint, zwei Empfindungen welche sich niemals in dem Herzen eines Weibes ausschließen! — —

Meine Mutter, welche gegenwärtig noch am Leben ist, ist eine jener verführerischen Spanierinnen, welche in ihrem achtzehnten Jahre die Kraft des Teints, den Glanz der Haut, die Lebendigkeit der Physionomie, welche die Poeten aller Länder

besungen haben, vereinen. Sie war damals die schöne Andalusierin der Romanze, mit den schönen schwarzen Augen, dem Haare, glänzend wie Ebenholz, den so feinen und zarten Zügen, mit der edlen und eleganten Taille, den ätherischen Formen, welche, um sie wiederzugeben des Pinsels des Murillo oder des Meißels des Casanova bedürfen.

Meine Mutter ist eine geborne Oliverres de Montalvo. Sie ist der Familie der Grafen von Montalvo, welche ehedem große Güter in Spanien besaßen, aber ihr Vermögen in den Kriegen dieser Halbinsel verloren, entsprossen. Die Familie der Oliverres stammt von den Mauren ab, diesem ersten Volke des alten Afrika, welches in der Geschichte des Mittelalters die Spuren seiner bösen Energie und seiner unzweifelhaften Tapferkeit zurückgelassen hat.

Die Familie von Montalvo datirt von der Zeit Ferdinands und Isabellen, der Katholischen. Ihr Haupt war ein junger maurischer Krieger, von großem Muthe, welcher sich bei der Belagerung von Granada auszeichnete.

Wie ehemals der römische Kaiser, so schwur, von einer überirdischen Erscheinung angetrieben, der junge Maure in dem Augenblicke das Heidenthum ab, als er eine bedeutende Schlacht zu liefern im Begriffe stand.

Seine Bekehrung öffnete ihm die Arme einer katholischen Familie in Spanien, mit welcher er sich verschwägerte. Es ist seit dieser Epoche, daß ein wenig afrikanisches Blut in den Adern unserer Familie rollt von dessen feuriger Wallung auch ich etwas in mir verspüre.

Die Familie meiner Mutter war zahlreich, mein Großvater hatte zwei Söhne und drei Töchter.

Der älteste der Söhne, der Graf Juan de Montalvo ist

in Spanien, als einer der ergebensten Anhänger des Don Carlos bekannt.

Lange Zeit in Gefangenschaft, weil er durch eine neue und bedeutsame Alliance mit dem Hause Neapel das Vertrauen zu den gerechten Ansprüchen des Don Carlos an den spanischen Thron stärken wollte, hat Juan de Montalvo durch den Einfluß seines Namens und Charakters nicht wenig dazu beigetragen, den politischen Glauben seines Landes dem Prätendenten günstig zu erhalten.

Durch und durch chevalleresque, unbeugsam, strenge gegen sich selbst, unüberwindlich in seiner Ueberzeugung, starrköpfig beharrend bei den alten Gewohnheiten der Monarchie, war mein Oheim stets unzugänglich jener Lxrheit des Gewissens, welche mit sich handeln läßt und heute so gewöhnlich ist, und welche die moderne Gesellschaft auflöst. Dieser ältere Bruder meiner Mutter hat eine Tochter, Mad. de Garailles, von der zu reden ich später Gelegenheit haben werde. —

Seitdem sie im vergangenen Sommer sich einige Wochen in Paris aufgehalten, woselbst sie die Villa Beaujon, die ich seit meiner Verheirathung mit Heald inne habe, bewohnte, ist meine Beziehung zu ihr sehr innig geworden, und ich habe Gelegenheit gehabt, ihre Eigenschaften schätzen zu lernen. —

Der jüngste Bruder meiner Mutter, Maria-Joseph, ist vor wenigen Jahren unverheirathet in Sevilla gestorben.

Finsterer Characters als sein Bruder, Philosoph aus Neigung, Egoist aus Vernunftgründen, floh er das eitle Geräusch der Welt. Er hatte eine souveräne Verachtung für alle politischen Händel, welche die Menschen schnell abnutzen, und sie selten größer machen.

Eben so war er erklärter Feind aller jener elenden Zänkereien der Parteien, welche gewiß kein anderes Ziel verfolgen,

als den Triumpf niedriger Ehrsucht und die Niederlage ehrgeiziger Thoren.

Joseph Montalvo galt in der Familie für den geistreichsten aller Spanier.

Er verdiente diesen Namen. — Ganz und gar Epicuräer, hat er die eine Hälfte seines Lebens daran gesetzt, die behaglichste und angenehmste Lebensweise für die andere Hälfte aufzufinden. Er hatte, nachdem er sehr wohl darüber nachgedacht, gefunden, daß die Politik eine Dummheit ist, daß die Parteien nur verworrene Schachfiguren sind. von zwei oder drei Intriguanten mehr oder minder geschickt gehandhabt, die sich deren zum Vortheil ihrer Leidenschaften, ihrer Eitelkeit, ihrer Begierden zu bedienen suchen.

Endlich beginnt Spanien sich ein wenig der Meinung meines geistreichen Oheims zuzuwenden.

Endlich beginnt es, von allen thörichten Revolutionen abzulassen, welche längst kein anderes Resultat hatten, als es zum Range einer fünften Macht zu erniedrigen.

Jetzt endlich beginnt es, sich für so viele, seiner Zerfleischung und unfruchtbaren Kämpfen thöricht zugewandten Jahre zu entschädigen. Und während sich Europa erschöpft ein nicht zu verwirklichendes Utopien aufzufinden, bietet Spanien, unerschütterlich inmitten des revolutionären Chaos, der Welt das Schauspiel einer gesunden Anwendung der Politik, und eines aufgeklärten Rationalismus der Ideen.

Wohl verstanden, hat der Typus des Marie-Joseph Montalvo unzählige Copien in den Cirkeln der bekehrten Revolutionäre gefunden, welcher sich — Dank der Freiheit von 1818 — von Tag zu Tag vergrößert. Es sind diplomatische Egoisten, welche, überdrüssig die Revolutionen die sich alle 15 Jahre wiederholen allzutheuer zu bezahlen, sie dadurch en-

den wollen, daß ſie mit einer Variation der Fröſche jener Fabel, den Despotismus für köſtlich, und die Dictatur für verehrungswerth erklären.

Die älteſte Schweſter meiner Mutter, die Marquiſe de Pavestra, welche kürzlich geſtorben iſt, war ohne regelmäßig ſchön zu ſein, eine jener Figuren, welche durch die Lebhaftigkeit ihres Ausdrucks eine große Anziehungskraft beſitzen.

Sie war größer als meine Mutter, ihre Haltung tadellos, ihre Tournüre voll natürlicher Eleganz, ohne Künſtelei und ohne Affectation, ihr Fuß allerliebſt, ihre Hand klein und weiß; Ihr Gemahl, viel älter als ſie, war einer jener Greiſe, welche ihr ganzes Leben hindurch ſich die Liebenswürdigkeit erhalten, welche eine gute Erziehung giebt, und welchen, geſchützt durch eine gute Laune, das Alter nichts anhaben kann.

Die andere Schweſter meiner Mutter war bei Weitem jünger und noch nicht verheirathet als ich zur Welt kam. Noch ganz klein, als meine Eltern Spanien verließen, war ſie das lieblichſte Kind von Andaluſien.

Man denke ſich ein kleines, ſpaniſches Geſicht, überaus offen, überaus weiß, überaus roſig, mit den feinſten regelmäßigſten Zügen von der Welt, mit ſchwarzen Haaren, welche faſt die Erde berührten, mit blauen bewundernswerthen Augen, einer unbeſchreiblichen Muthwilligkeit und einer Lebendigkeit der Phyſionomie, welche die Paar Tropfen afrikaniſchen Blutes, welche der kleine Kobold ſchon in ſeinen Adern fühlte, nicht ruhen ließen.

Dieſes liebliche Kind war 1825 erſt 10 Jahre alt und heute noch iſt ſie eine der reizendſten Frauen Spaniens.

Ihre ſeltene Schönheit ließ ſie einen reichen Ehegatten finden. Es iſt ein ſpaniſcher Grand, der Marquis de Villa-

Palma, ein großer Narr, jedoch mit den angesehensten Familien des Landes verwandt.

Man kann Käuze dieser Art nicht besser als mit dem Namen einer vermehrten und verbesserten Auflage des Helden Beaumarchais im Barbier von Sevilla bezeichnen. Der Marquis von Villa Palma, ist ein richtiger Comto Almaviva, mit einer sehr kleinen Anzahl der bessern Eigenschaften desselben, und seiner schlechten ohne Ausnahme.

Seine Neigung nahm den Ausgang aller Neigungen, wenn die Männer thöricht und eitel genug sind, sich von den vergänglichen Reizen eines Weibes hinreißen zu lassen.

Die junge Frau vertraute vielleicht zu sehr auf ihre Schönheit, und hielt sie für hinreichend, auf immer das unbeständige und leichtsinnige Herz ihres Mannes zu fesseln.

Unglückseliger Irrthum, in welchen die Eigenliebe so oft die besten Frauen verfallen läßt, zu glauben, daß sie noch denselben Zauber auszuüben, dieselbe Liebe, wie zur Zeit ihrer Blüthe, einzuflößen vermögen.

Die Empfindungen der Männer, deren Mutter die Imagination ist, sind eben so wandelbar wie die unseren, wie die äußere Schönheit des Gesichtes, sind flüchtige Eindrücke, welche eben so bald schwinden, als sie hervorgerufen sind. Nur die moralische Schönheit, die Reize des Herzens und des Geistes üben jene wunderbare Macht aus, welche die flüchtigen und launischen Empfindungen der Männer zu bannen vermögen.

Meine arme Tante, obwohl noch immer schön, von ihrem flatterhaften Ehemann verlassen, ist das beste Beispiel für die Richtigkeit unserer psychologischen Betrachtungen über das menschliche Herz.

Unglücklich, aber immer in treuer Erfüllung ihrer Pflichten als Mutter und Gattin, lebt sie mit ihren beiden Kindern

in ſtiller Zurückgezogenheit zu Barcelona. Sie hat keine andere Hülfsquellen, als die beſcheidene Penſion, welche Freunde ihrer Familie aus den Trümmern des großen, aber thöricht vergeudeten Vermögens des Marquis von Villa Palma gerettet haben.

Zweites Kapitel.

Meine Geburt. — Der ſpaniſche Krieg. — General Changarnier.

Meine Mutter war glücklicher in der Wahl ihres Ehegatten. Der Zufall — dieſe Allmacht, welche Alles in der Welt nach willkührlicher Laune geſtaltet — hat ſich darin gefallen, meiner Mutter ſchon in ihren jungen Jahren einen Ehegatten zuzuführen, welchen die Natur mit ihren Geſchenken überhäuft hat.

Meine Mutter hat meinen Vater in Irland kennen gelernt, woſelbſt ſie, ihre Erziehung zu vollenden, hingeſchickt wurde.

Sie wurde in ein katholiſches Stift gegeben, in der Umgegend Dublins, unfern des prächtigen Schloſſes, welches die Lady Guilbert mit ihrem jungen Sohne bewohnte.

Die Liebe der beiden jungen Eheleute begann mit einer Jugendliebe.

Oliverres de Montalvo zählte 13 Jahre, als ſie von dem

Gitter ihres Stiftes aus den jungen Guilbert bemerkte, welcher im 18. Lebensjahre ſtand. Die kleine Schelmin träumte ſchon von Heirath, wie wol faſt alle Frauen davon geträumt haben.

Wenn auch der Regel nach die Ehe für das Weib das Grab der Liebe iſt, ſo iſt ſie doch jedenfalls die Wiege der Freiheit, und wenn ſie dazu dient, ein junges Mädchen aus der eintönigen Sklaverei eines Stiftes zu befreien, erſcheint ſie ſicher als das köſtlichſte Ding von der Welt.

Für das junge Mädchen, oder vielmehr für die kleine Gefangene, war der junge Guilbert in ſeiner ſchrankenloſen Freiheit, ſo oft unter ihren Augen von ſeiner Mutter geliebkoſt, eine poetiſche Erſcheinung, deren Geſchick ſie beneidete.

Es iſt eine der nothwendigen Bedingungen des menſchlichen Herzens, diejenigen, welche in uns ein Gefühl des Neides erwecken, entweder ſehr zu haſſen oder ſehr zu lieben.

Das junge Mädchen geſtattete nur der beſſern Leidenſchaft Zutritt zu ihrem Herzen. Es bemächtigte ſich ihrer eine heftige Liebe für denjenigen, welchen ſie ſo glücklich ſah.

Er Herr in einem Schloſſe, ſie eingeſchloſſen in einem Kloſter, er überhäuft mit den zärtlichſten Liebkoſungen ſeiner Mutter, und ſie heimgeſucht von den ſtrengen und kalten Ermahnungen alter Nonnen.

Dieſer kleine Roman ward bei ſeinem Anfang unterbrochen, um ſpäter wieder zu beginnen.

Der junge Guilbert, welchem ſein Vater, der Herzog von * * *, ein Offizierspatent im 44. Königsregiment kaufen wollte, ging nach England. Man nahm von einander mit kindlichen Thränen Abſchied, um ſich unter den Thränen gereifter Jugend, den ſüßeſten, wonnigſten Ausbrüchen innerer Bewegung, wenn ſie die Liebe verurſacht, wiederzufinden.

Oliverres de Montalvo zögerte nicht, ihr einförmiges

Kloſter in Irland zu verlaſſen, um in ihr poetiſches Vaterland zurückzukehren.

Ihre Eltern erwarteten mit Ungeduld ihr vierzehntes Jahr um ſie zu verheirathen.

Der junge Guilbert hatte inmitten der verführeriſchen Zerſtreuungen ſeiner neuen Carriere die junge reizende Penſionärin nicht vergeſſen. Er benutzte einen mehrwöchentlichen Urlaub, um in Spanien die Liebesepiſode fortzuſetzen, welche in Irland vor dem Gitter des Convents begonnen hatte.

Die jungen Leute fanden ſich in Sevilla mit der gegenſeitigen lebhaften Zuneigung wieder, welche die Quelle aufrichtiger Liebe iſt.

Der junge Offizier ließ ſich bald von der Schönheit der Oliverres de Montalvo fangen, ebenſobald begehrte er ſie zur Ehe, die Eltern gaben ihre vollſtändige Einwilligung.

Ueber die Ehepacten hatte man ſich leicht verſtändigt.

Meine Mutter hatte keine andere Mitgift als Ihre Schönheit und den Namen ihrer Familie.

Die Heirath meines Vaters war nicht, wie es heute ſo gewöhnlich in Europa und beſonders in Frankreich iſt, ein Handel, eine Spekulation, ein Börſengeſchäft. Die Schönheit und der Name meiner Mutter wurden dem Werthe einer Mitgift gleich erachtet, der junge engliſche Gentelman war zudem reich genug, um eine Neigungsehe ſchließen zu können.

Außer den Emolumenten ſeines Grades hatte er noch einige Revenüen, in deren Beſitz ihn ſo eben der Tod ſeines Vaters, des Herzogs von * * *, vermittelſt eines Majorats geſetzt hatte.

Mein Vater war zwanzig Jahre und einige Monate alt, als er meine Mutter heirathete, die damals vierzehn und ein halbes Jahr zählte. Sie waren, wie man mir oft geſagt, das

reizendste Pärchen der Welt, sprudelnd von Frische, Jugend und Geist.

Sie gehörten beide der katholischen Religion an. Ihre Heirath ward zu Sevilla, in der Klosterkirche von Buonavista, von einem ehrwürdigen Priester, welcher ein alter Freund der Familie meiner Mutter, und Superior des Seminars zu Saint Elme war, vollzogen.

Ich wurde inmitten der Flitterwochen, im ersten Jahre der Ehe geboren.

Meine Mutter huldigte zu gleicher Zeit zwei Neigungen, die sich niemals einander zu nahe traten, obgleich es nicht selten dahin kommt, daß die eine die andere in dem Herzen einer Frau ausschließt.

Es war die Liebe für ihren Mann und die Liebe zur Welt.

Die Welt war immer für sie und ist es noch heute, ihr geliebtes Kind, ihr Traum zu allen Zeiten.

Sie gehörte zur Zahl jener unglücklichen Frauen, welche in Nervenkrankheiten verfallen, wenn sie sich zufällig genöthigt sehen, sich auf sich selbst zurückzuziehen.

Es giebt Frauen, die unaufhörlich der Welt, der Bewegung, der Aufregung der Feste, der Bälle, des wirren Geräusches der Gesellschaft, — welches Alles doch so oft den Menschen nur einsam läßt — bedürfen, damit sie ihre Nervenleiden nicht fühlen. Es ist die moralische Krankheit der Langenweile, welche die Engländer so gut unter dem Namen Spleen versteckt halten.

Während sie mit mir schwanger war verfehlte meine Mutter niemals, weder einen Ball noch ein Conzert. Deshalb sagte auch Jedermann zu Sevilla, daß ich zwischen zwei Contretänzen geboren werden würde.

Diese Prophezeihung hat sich nicht verwirklicht. Die Vorsehung hat mich mitten unter Serenaden und Kanonenschüssen geboren werden lassen.

Meine Mutter brachte mich im Jahre 1823 in einem kleinen Hause zu Sevilla, belegen in der Straße Abados zur Welt.

Es war in dem Jahre, wo die kriegslustige Restauration Spanien eine Schlacht lieferte, wo der Herzog von Angoulême eine Armee commandirte, die nicht allzugut wußte, warum man sie zur Eroberung der Halbinsel führte.

Zur Expedition gehörte ein kleiner Lieutenant, mit Namen Changarnier, der es sich damals nicht einfallen ließ, daß er eines Tages General en chef werden würde, und zwar durch eine Gesellschaft, die sich gegenseitig bewundert, als deren Präsident er sich aufgeworfen, und welche vollkommen dazu geneigt ist, ihn in Bronze auszuführen.

Ich wurde gerade an dem Tage getauft, an welchem der glänzende Offizier, der die Avantgarde der Armee commandirte, der General von Vitré, der einen Feldzug ohne Schlacht, französische Soldaten ohne Lorbeeren nicht begreifen konnte, nach dem kleinen Siege von Logrono in Madrid einzog.

Seltsamer und sonderbarer Umstand! Die Feierlichkeit meiner Taufe fand zu Sevilla in einer Kapelle statt, welche noch heute die Ehre hat, das Grab des Christoph Columbus zu besitzen.

Einen Augenblick stand meine zitternde Wiege unter einem und demselben Dache mit dem Sarge des unsterblichen Seefahrers. Sollte man nicht glauben, die vorübergehende Berührung der schlichten Wiege mit dem erlauchten Grabe habe Einfluß geübt auf das Schicksal meines ganzen Lebens?

Denn seit meiner zartesten Kindheit war mein Leben gleich

dem des Christoph Columbus, hin- und hergetrieben auf allen Oceanen; es war ein unstätes Leben voller Verwicklung und Wechselfälle. Wie ich schon zuvor erwähnt habe, war ich erst 5 Monate alt, als meine Eltern Sevilla mit Indien vertauschten.

Drittes Kapitel.

Abschied — Abreise nach Indien — In Calcutta — Ueberfahrt — Charakter meines Vaters und meiner Mutter — Eindrücke — Jugenderinnerungen. —

Auf dem Taufsteine der kleinen Kapelle zu Sevilla empfing ich die Namen Marie Dolores Elisa Rosana Guilbert. Dolores war der bevorzugte Name, bei welchem meine Eltern und die Hausfreunde mich ausschließlich riefen. —

Dieser Name, welcher der verzogene Liebling meines Vaters und meiner Mutter geworden war, hatte das Schicksal aller mit väterlicher Zärtlichkeit geliebkosten Namen, von einem Diminitiv zum andern geführt, blieb von ihm nichts mehr übrig. Unaufhörlich über die verliebten Lippen der jungen Eheleute schlüpfend, verwandelte sich der Name „Dolores", in das leichtere und zartere Wort „Lola", welchen Namen ich bis auf heute beibehalten habe.

Als ich zur Welt kam, war ich ebenso wie mein Name „Lola" ein Diminutiv eines Neugebornen. Ich wog kaum die

Hälfte des Gewichts, welches gewöhnlich neugeborne Kinder wiegen. Ich war eine dem Auge fast unsichtbare Miniatur, die man mit der Lupe auf dem Boden ihrer Wiege aufsuchen mußte. Auf diesem zarten Lager meiner Kindheit, war ich in Betreff meiner Gebrechlichkeit, einer Perle ähnlich, die sich in der seidenartigen Wolle eines Teppichs verwirrt hat.

Meine Mutter aber, welche, wie so viele Frauen von Welt, aus ihren Launen, aus tausend nichts bedeutenden Dingen sich stets eingebildete Krankheiten machte, konnte sich mit der Rolle der Mutterschaft nicht befreunden.

Sie war zu jung, zu leichtfertig, zu kindisch, um sich unter den zärtlichen aber ernsten Pflichten einer Familienmutter zu gefallen. Sie fand kein Vergnügen daran sich zur Amme zu machen.

Sie wollte in der Ehe ihre jugendliche Stirn nur mit dem so schnell verwelkenden Blumenkranz, welchen die Welt giebt, geschmückt sehen; sie verschmähte die verdienstvollere Dornenkrone, welche in Ausübung der häuslichen Tugenden gewonnen wird. Vom Tage meiner Geburt an, verdammte mich also das Schicksal, der, die mir das Leben gab, fremd zu werden.

Auf meine Mutter kann ich den zarten und poetischen Ausdruck Millevoies anwenden:

„Meine Mutter war nicht zweimal meine Mutter"

Man übergab mich einer fremden Amme, einer dicken, frischen Irländerin, welche zufällig zur Hand war, und für das erste beste Kind zur Verfügung stand.

Meine feurige und abergläubige Seele, hat es immer für ein Unglück gehalten, diese erste Trennung des Kindes und der Mutter, diese in den ersten Lebensstunden des Kindes der Natur angethanen Gewalt, diese Trennung beim Anfang der Leiden und des menschlichen Elends, da das arme kleine Wesen,

welches das Leben ohne seinen Willen empfangen hat, so bedürftig des Schutzes, der Nahrung und der Obhut seiner alleinigen wahren ihm von Gott gegebenen Freundin ist.

Ich habe es immer bedauert, nicht von meiner Mutter genährt worden zu sein. Vielleicht hätte sie mich besser gekannt! Vielleicht hätte sie mich besser geliebt!

Die Revolution, welche von Tag zu Tag in unsern häuslichen Sitten, vermöge eines uns angebornen Hanges zur Veränderung stattfindet, entfremdet die Glieder einer und derselben Familie, macht unser Leben strömend, unser Geschick veränderlich, unsere Gewohnheiten nomadisch.

Nur an der Mutterbrust lernt das bewußtlose Kind aus Instinkt die Mutter kennen und lieben.

Wenn dann die ersten Jahre nur zu schnell entflohen sind und das Kind aus den Armen der Amme in die der Gouvernante übergegangen ist, dann folgt die Zeit der Pension, dann die der Heirath, welche fast immer mit einer ewigen Trennung von der Mutter gleichbedeutend ist. Eltern und Kinder verlassen sich dann, um sich nur je zuweilen als Fremde oder als laue Freunde wieder zu sehen. Man hat also keine Zeit gehabt, sich kennen zu lernen.

Ein ganzes Leben verfließt bei vielen Familien, ohne diesen Austausch inniger Beziehungen, täglicher Liebesbezeugungen, welche allein mit dieser Innigkeit sich zu lieben lehren, die über das Grab hinausreicht, und sich von Generation zu Generation vererbend, das schönste väterliche Erbtheil ist — die Religion der Erinnerung.

Das Ende des Urlaubs meines Vaters, der sich genöthigt sah, sich sofort zu seinem Regiment zu begeben, das seine Bestimmung nach Indien erhalten hatte, beschleunigte unsere Abreise von Sevilla nach England.

Das kleine Mädchen von fünf Monaten wurde also zur Touristin improvisirt, die Arme ihrer Amme zur Equipage. Mit einem großen Vorrath von Recepten alter Frauen gegen Reisezufälle und mit allem für die Zeit der Seefahrt Nothwendigen wohl versehen, machte man sich auf den Weg.

Im Augenblick unserer Abreise von Sevilla fehlte wenig daran, daß ich nicht unter der Lawine der Liebkosungen alter Frauen der Stadt erdrückt wurde. Einen Augenblick hielt mich meine Amme für todt. Mein Athem war inmitten der Verschwörung von Küssen verschwunden.

Mein Vater zeigte sich mehr als meine Mutter stolz auf die erzwungenen Liebesbeweise, mit welchen mich die Fremden überhäuften. Er täuschte sich hinsichtlich dieser nichtssagenden Zärtlichkeit.

Es war weder der Vater, noch die Mutter, noch das Kind nach denen man sich zurücksehnte, und welche man liebte, es war vielmehr das seltsame, kleine Wunderding, das Miniaturkind mit seinem unmerklichen Gesicht, auf welchem zwei große schwarze Punkte zu glänzen anfingen, die man Augen nennt.

Meine Eltern, meine Amme und ich, wir schifften uns auf dem englischen Schiffe ein, in welchem vier Monate hindurch mein armseeliges Dasein auf dem Ocean hin und her schwanken sollte. Bei unserer Ankunft auf dem Schiffe wurden wir von den Offizieren und den Damen der Schiffsmannschaft durch Demonstrationen der Freude und Freundschaft begrüßt.

Mistriß Guilbert ergriff auf offner See noch einmal das Scepter des Salons, den verführerischen Talisman einer geschmeichelten Frau, welcher der Traum ihres ganzen Lebens gewesen war.

Eine dem Anscheine nach unbedeutende, im Grunde aber sehr ernste widrige Empfindung zeigte sich seit dem ersten

Tage unserer Abfahrt auf ihrem Gesichte — die Höflichkeit und Aufmerksamkeit der Offiziere und der Damen war zu gleichmäßig zwischen ihr und mir getheilt.

Meine Mutter hat es nie begreifen wollen, daß ein kleines Kind, unschuldig in den Armen seiner Amme schlummernd, ein interessanterer und vorzüglich ein weniger genierender Gegenstand für die Complimente ist welche uns gelten sollen, als eine junge und schöne Frau, welche natürlich gut erzogenen Männern eine große Zurückhaltung, und den weniger für sich eingenommenen Frauen eine gewisse Verlegenheit einflößen muß.

Dagegen bezeugte mein Vater durch ein lachendes Gesicht, durch eine lebhafte Sympathie das Glück, welches er beim Anblick der Beweise von Zärtlichkeit und Theilnahme, deren Gegenstand ich war, empfand.

Während meine Mutter unaufhörlich mit den nichtigen Freuden der Welt beschäftigt war und darnach trachtete, ihre geistige Armuth und ihre Person in den kleinen, weiblichen Zirkeln des Schiffes glänzen zu lassen, kam mein Vater, ein Freund wahrer und dauerhafter Vergnügungen, oft zu mir, enthob mich den Armen meiner Amme und umarmte mich behäbig.

So machten wir oft einen kleinen Spaziergang auf dem Verdecke.

Wenn meine Amme mich auf ihren Knieen mit ihrem leisen Gesange in den Schlaf lullte, betrachtete mein Vater verstohlen hinter dem Mast des Schiffes, als wollte er sein Glück den Blicken der auf dem Verdeck herumschweifenden Passagiere entziehen, die Züge meines Gesichtes, in welchem er so gern sich wiederzufinden glaubte.

Viertes Kapitel.

Calcutta. — Die Vetro. — Die Punkas.

Eine Ueberfahrt von vier Monaten hatte meine Perſon in ein neues Clima verſetzt.

Die toniſche, durchdringende Luft der See hatte jedoch ein wenig meine zarte Natur gekräftigt, aber die erſte Berührung des Tropenhimmels, dieſer Sonne von vierzig Graden — ein glühender Schmelzofen der die Europäer bratet — hatte meinem Geſicht Todtenbläſſe gegeben.

Meine dicke irländiſche Amme war mehr beläſtigt durch die ſchnelle Veränderung, welche dieſes Feuerclima auf ſie hervorgebracht hatte. Man ſah von Stunde zu Stunde ihre Wohlbeleibtheit abnehmen. Sie ſchmolz ganz und gar an der Hitze der Sonne. Was mich betraf, ich begann mich in ein Nichts aufzulöſen. Ich glich einer ausgedörrten, zuſammengeſchrumpften Orangenſchale, ſo große Magerkeit hatte meinen armen Körper befallen.

Bald nach unſerer Ankunft in Calcutta, kaum in dem Hotel Spince abgeſtiegen, beeilten ſich die Doktoren des Ortes, mich als ein Kind des Todes zu proclamiren.

Mein Grabſtein ſtrafte für diesmal dieſe Prophezeihung Lügen, aber ſeit dieſer Zeit wurde ich, wo ich mich auch aufhalten mochte, regelmäßig einmal jedes Jahr von den Medizinern zum Tode verurtheilt. Und dies hat den Glauben in mir erweckt, daß der Tod ſich über die Mediziner und die

Medizin luſtig macht, und daß Aesculap, ſehr ähnlich dem Cupido, Einer wie der Andere, die Wahrheit nicht ſagt, und daß es endlich eine gute Philoſophie iſt, der Medizin nicht mehr zu glauben, als der Liebe. —

Der Geiſt wie der Körper gewöhnt ſich an Alles.

Dank ſei es den tauſend ſinnreichen Erfindungen, an denen der orientaliſche Luxus ſo reich iſt, den bequemen Hülfsmitteln der indiſchen Kunſt gegen die Hitze, dieſen originellen Maſchinen, welche in Calcutta auf eben dieſelbe Weiſe Luft machen, wie man in den Hundstagen zu Paris Eis fabricirt, daß ich ſchnell genug gewahrte, wie leicht man in der Natur Alles überwinden kann. Das menſchliche Genie geht ſo weit in Indien, daß ihr euch in ein Schwitzbad ſetzen könnt, und euch vorzuſehen habt, daß ihr unter der tropiſchen Hitze keine Froſtbeulen an den Fingerſpitzen bekommt. —

Kälte mit den koſtſpieligſten Mitteln zu fabriciren, das iſt der wahre Luxus zu Calcutta.

Für die großen Häuſer in Indien, welchen ein reißend ſchnell erworbenes, anſehnliches Vermögen alle Behaglichkeit in ihrer inneren Einrichtung erlaubt, beſteht die größte Eleganz in den Veranſtaltungen gegen die Hitze.

Nach ungemein ſinnreichen Vorſchriften weiß man eine künſtliche Luft, Friſche, angenehme Kühle, leichten Zephir und ſanfte Winde hervorzubringen.

Die Häuſer haben ein wenig von dem architektoniſchen Anſehen unſerer Europäiſchen Kirchen. Die Stuben ſind ungemein groß, faſt ganz kahl, die Etagen hoch, und durchaus offen, ohne Thüren und ohne Fenſter. An den Decken ſind große Maſchienen, monſtröſe Fächer, welche man „ponkas" nennt, unaufhörlich in Bewegung.

Schaaren müßiger Diener, die „Beïra", liegend, den Bauch

der Sonne zugekehrt, ganz so wie die Arbeiter der National-Werkstätten in dem Champ-de-Mars, handhaben die Schnüre, welche die Fächer in Bewegung setzen und fabriciren Luft und Wind so viel man will.

Meubles sind sehr selten mit Ausnahme allein derjenigen, welche zur Wirthschaft unerläßlich sind.

In Indien wird jedes Stück Meubles, welches nicht eine unabweisbare Nothwendigkeit ist, wie ein Feind der freien Luft betrachtet, welcher ihre Zirculation verhindert und als ein Gegenstand eines schlechten Geschmackes verworfen.

In den großen Räumen dieser wüsten Häuser giebt es kein Bett, um sich darauf auszuruhen, keinen Sessel um sich niederzusetzen. —

Frischgeflochtene leicht angefeuchtete Matten, von sehr weichem Stroh, welche man mit einem Schirme zum Schutze gegen die unerträglichen und hartnäckigen Insekten, Cockroaches, umstellt dienen zur Ruhe am Tage.

Das Ruhebett ist ein Kasten, eine Art parfümirten Häuschen, mit Vorhängen von Gaze hermetisch verschlossen, mit einem Pfühle von einem Gewebe aus Ananas, Kopfkissen von seidenartigen Pferdehaaren, wehende Mousseline zu Bettdecken. Daran sind nach allen Richtungen hin kleine Fächer angebracht, die beständig in Bewegung sind. Große Gardinen schützen dieses Lager gegen die unversöhnlichen Feinde der Nacht die „Moustichs", welche unaufhörlich dieses dreifache Gefängniß umschwirren.

An den Fenstern sind Vorhänge von wohlriechenden Gräsern angebracht, welche immerwährend feucht erhalten werden. Springbrunnen müssen unaufhörlich grüne Rasen bewässern. Wie in Spanien sind an allen Fenstern Balcons, um deren Gitter von leichtem Eisen sich „Dyagaras" schlängeln

welche mit ihren großen sammtartigen Blättern, dichte Vorhänge bildend, die Sonne abhalten und zur Ruhe einladen.

Frisches Wasser sprudelt mit berechneter Kunst auf diese Blumenmauern, welche zu köstlichen Boudoirs, zu einem wahren Elborado werden.

Auf einem solchen Balcon verbrachte ich mit meiner Amme in den ersten Tagen unserer Ankunft in diese brennende Badstube Indiens den größten Theil der Zeit. Hier hatte man auf Antrieb meines Vaters meine Wiege hingestellt.

Diese Wiege war eine Art Hängebrett, welches mit Ananasfäden an den Gittern des Balcons angehängt war.

Punkas schickten ihr einen erfrischenden Luftzug zu. Zwei kleine zehnjährige Indianer, welche meine Mutter gekauft hatte, mußten abwechselnd Tag und Nacht bei meiner Wiege bleiben, und die Schaaren von Insekten, welche über mich herfallen wollten, vertreiben.

Diese kleinen Schwarzen hatten so ziemlich das Ansehen der künstlichen Bronzen, jener pausbäckigen Engelsgestalten, welche heut zu Tage bei der Decoration von Meublen angewandt werden.

Als ich und meine Amme auf dem Balcon und unter freiem Himmel schon wie zu Hause waren, begannen meine Eltern erst die Augen zu öffnen über diese neue Welt, über die Wunder einer so außerordentlichen, reichen und mächtigen Natur, über Calcutta, diese große Stadt mit ihren wunderlichen und interessanten Sitten, welche so wenig in Europa gekannt sind, und von denen ich später ein Bild entwerfen werde.

Fünftes Kapitel.

Eine indische Nonne. — Die aya. — Deinapoore. — Tod meines Vaters.

In einem Lande so großartigen Lebens und so ungeheurer Reichthümer war meine lebenslustige Mutter eine sehr willkommene Erscheinung. Sie war vor Allem Weib und freute sich über die Huldigungen, welche ihr die bedeutendsten Personen in Calcutta, worunter sich auch der Generalgouverneur, ein alter gänzlich ruinirter Lord befand, ihr darzubringen sich beeilten. Das Haus der jungen Frau ward bald der Mittelpunkt der eleganten Gesellschaft, und meine Mutter zögerte nicht es gänzlich nach den luxuriösen Sitten des Landes einzurichten.

Ein Heer von Dienern ward angenommen. Zehn Beïra, diese leibhaftigen Windfänge manöverirten unter der Aufsicht eines Beïrachefs mit den **ponkas**. Die beiden kleinsten Schwarzen, Fächer **en miniature**, waren besonders damit betraut, bei meiner Wiege zu wachen.

Wie gewöhnlich bei neuen Einrichtungen ward die Genauigkeit der Ausführung bis auf's Aeußerste getrieben. Von Früh bis Nacht hörte man im Hause nichts als den Befehl, **ponkas guencho** — haltet den Fächer!

Nachdem meine Mutter genügend für sich selbst gesorgt,

machte sie Anstalten, auch ein wenig an mich zu denken. Der Moment der Entwöhnung nahte heran. Mein Gesundheitszustand erheischte eine eingeborne Amme, welche meine große Irländerin ersetzen sollte. Man gab mir zur bonne ein hochstämmiges Frauenzimmer, welches mich nach der Sitte des Landes auf seinen Hüften trug.

Dieser Sitz war aber ein wenig hart, ich versank fast bis zur Hälfte in die hohle Seite meiner aya. So nennt man nämlich in der indischen Sprache die Kindermädchen.

Es wurde mir nicht leicht, mich an diese neue Bekanntschaft, deren kupferfarbiger Teint mir Furcht einflößte, zu gewöhnen.

Auf diesem dürren und nackten Stamme glich ich einem furchtsamen Kaninchen.

So verstrichen meine Tage zwischen den indischen Gesängen meiner aya und den Grimmassen meiner kleinen schwarzen Fächer.

In Folge der Befehle meines Vaters, welcher um mich außerordentlich besorgt war, sollte ich täglich zwei Mal, Morgens und Abends, in den Wellen des Ganges gebadet werden. So machte ich von nun an auf den Armen meiner aya eine Wasserpromenade.

Wenn wir dann nach dem Abendbade nach der Stadt zurückkehrten, so drängten sich die Schaaren von Spaziergängern an uns heran.

Meine aya und ich mochten allerdings einen sehr sonderlichen Anblick gewähren.

Eben so eigenthümlich wie das Gemisch unserer Farben, war unser Anzug. Wie das große Blatt eines Ananasbaums zwei Früchte zugleich umschließt, so umhüllte uns beide, die kupferfarbene Indianerin und die kleine weiße, bleiche Spanie-

rin ein großes Tuch von durchsichtigem Mousselin. Ebenso vermengten sich unsere schwarzen Haare, und mein kleiner Arm umschloß leicht den Hals der Indianerin wie ein Ring von Elfenbein um eine schildpattne Rolle. So boten wir in der That dem Künstler eine des Studiums würdige Gruppe dar.

Meine weißen Zähne waren eben aus ihren Höhlen hervorgebrochen, in welchen sie mit so grausamen Schmerzen den ersten Kampf mit der Natur kämpften. Sie kauten beständig das Betelkraut oder pauw, welches auf Kinder besonders tonisch wirkt. Diese zusammenziehende Pflanze von dunkelrother Farbe gab mir das Ansehen jenes phönicischen Hundes, welcher einst einen berühmten Kieselstein mit seinen Zähnen zermalmend, zur Entdeckung des Purpurroths führte.

Meine aya war ganz Indianerin, sie fütterte mich mit Reis, Ananas, Bananas, Datteln, Mangobeeren und verschiedenen andern Früchten.

Oftmals ließ mich die gute Indianerin bei einem armen Teufel speisen, aber eben so oft in den Palläſten der Radjas, indischer Fürsten. Meine aya setzte mich auf die Erde, neben eine große Schüssel, aus welcher jeder mit seinen Fingern aß.

Am Tische der Großen band man mir eine schöne Serviette, aus den Fäden der Ananas gewebt, mit feinen Perlen umsäumt, unters Kinn und fütterte mich wie einen Vogel.

Die Kinder werden in Indien mit einer beispiellosen Sorglosigkeit erzogen. Schon drei Jahre alt wußte ich noch nicht, daß die Füße und Pfoten den Menschen und Thieren zum Gehen und Laufen dienen. Ich hatte noch keinen andern Marsch gemacht als von der Wiege bis zu den Armen meiner aya. Ich ging fast nackend, meine ganze Bekleidung bestand aus einem Chemisette von leichter Gaze. Diese Bekleidung

mochte für einen Knaben genügen, hingegen für ein Mädchen war sie doch etwas unschicklich.

Mein Vater beruhigte sich über meine gänzliche Unwissenheit, welche nicht einmal an den so frühreifen Instinkt der Thiere reichte. In einem Alter von mehr als drei Jahren konnte ich weder gehen, noch sprechen, noch essen. Ich sprach ein nicht zu entzifferndes Kauderwelsch, ein Mischmasch von schlechtem Indisch und spanischem und englischen Brocken.

Eine Notabilität des Ortes, der Chef der Justiz, war mir sehr gewogen. Er führte seine Kleinen oft zu uns, um mit mir zu spielen. Diese würdige Magistratsperson, die ich in meinem Gedächtniß erhalten habe, hatte auf meine junge Einbildungskraft einen großen Eindruck gemacht. Ein Greis zwischen fünf und sechszig und siebenzig Jahren, besaß er eine so strenge Physiognomie, wie der Schreiber eines Friedensrichters und ein bepudertes Haupt, wie der Actenstoß eines Advokaten.

Die Ponkas meiner Mutter belehrten mich, daß nicht das eigentliche Haupt des guten Mannes so bepudert war, sondern daß es vielmehr eine mächtige, sehr künstlich gemachte Perrücke war. Wenn er in den Salon eintrat, begannen die Fächer seine Perrücke sehr zu beunruhigen, allmählig verlor sie ihr Gleichgewicht und flog endlich wie ein Drachen auf, den wir auffingen, und den er nur mit Mühe unsern Händen entreißen konnte.

Aus diesem Leben und Treiben wurden wir abermals wieder aufgestört. Der Generalgouverneur, Lord Hasting, gab dem 41sten Regiment den Befehl sich nach Deinapoore zu begeben. Deinapoore ist eine große Stadt am Ganges, fast zweihundert Lieues von Calcutta entfernt. Die englische Armee hatte hier ihr Lager in einer großen und dürren Ebene, wo die Cholera, diese indische Geißel, wüthete.

Meine Eltern, die aya und ich schifften uns also ein um dem Regimente zu folgen.

Nach einer langen und ereignißvollen Fahrt wurde leider mein Vater, dessen angegriffene Gesundheit durch die Mühseligkeiten der Reise ungemein litt, von der Epidemie überfallen.

Nach einigen Stunden schwerer Leiden verließ er die Welt in dieser entlegenen Gegend, wohin ihn die englische Handelspolitik versetzt hatte, inmitten des Luxus ihrer Hauptstadt und aller Erfordernisse des Lebens, aber nicht derer des Todes.

Tellicherry hatte zu der Zeit nur protestantische Geistliche.

Die letzte Tröstung eines Priesters fehlte also dem Soldaten. Die Thränen seiner jungen Frau, die Küsse auf der reinen Stirn seiner armen Waise, das waren die Tröstungen in seiner letzten Stunde.

Er starb, ein Medaillon der heiligen Jungfrau, welches er mir bei meiner Taufe um den Hals gehängt hatte, an seine Lippen pressend, mit seinen Thränen benetzend und mich ihrem Schutze empfehlend.

Das Medaillon hat mich seit dieser Zeit nicht verlassen, ich trage es noch heute. Die Thränen meines sterbenden Vaters, welche darauf gefallen, ließen es mich wie einen kostbaren Talismann bewahren. Es war für mich in meinem so grausam herumgeworfenen Leben die Madonna des guten Beistandes und der rettenden Hülfe.

Sechstes Kapitel.

Mistreß Brown. — Ein merkwürdiger Charakter. — Bouldoggenhunde als Ehevermittler. —

Mein Leben, schon so früh bewegt, traf der erste große Schmerz fast noch bei der Wiege. Ich war drei und ein halbes Jahr alt, als mein Vater mir entrissen wurde. Obwohl jeder Kummer in der Kindheit sich schnell genug verwischt, für das reifere Alter läßt er die Spuren einer tiefen Trauer zurück, welche so oft Thränen schmerzlicher Erinnerung über den Verlust der uns Theuersten zurückruft.

Der Schmerz meiner Mutter war innig, aber von kurzer Dauer. Die Thränen des Leides und der Freude haben zwar den guten Glauben, daß sie niemals versiegen können, aber die Zeit mit ihrem ewigen Wellenschlage treibt sie fort, tödtet Trauer und Freude, Liebe und Haß, und alle die bessern und gehässigen Leidenschaften, welche sich das menschliche Herz streitig machen.

Die Menschen, welche in Indien so sehr zuvorkommend sind, trösteten meine Mutter so gut sie vermochten und suchten sie ihren Schmerz vergessen zu machen. Die Freunde des Kapitän Guilbert bestürmten sie mit ihren Freundschaftsbeweisen und Liebesdiensten. — Eine Dame zu Deinapoore, ein höchst

originneller Charakter, aufgeweckt und geiſtreich, die Wittwe eines engliſchen Generals, Sir Brown, brachte oft den ganzen Tag bei ihr zu. Später mußten wir ſogar bei ihr auf ihrer reizenden Villa wohnen, welche am Ufer des Ganges belegen war. Der lebendige, freie und ein wenig ſceptiſche Charakter dieſer Frau übte auf meine Mutter den glücklichſten Einfluß aus.

Die gute Dame, ſeit längerer Zeit Wittwe eines alten Mannes, fand, daß der Wittwenſtand eine bewundernswerthe geſellſchaftliche Stellung gewährte. Zwiſchen ihr und meiner Mutter knüpften ſich oft ſehr piquante Geſpräche über die Welt und die Ehe an.

„Theure Freundin", ſagte einſt Miſtreß Brown, „wenn die Frauenpatente in England eben ſo käuflich wie die Offizierpatente wären — die Regierung würde ein gutes Geſchäft machen. Denn glauben Sie nicht, daß alle Frauen ſich Patente kaufen würden? — Gewiß, und die Welt hätte ein Ende. Die armen Engländerinnen, welche die Dauer ihrer Ehe nach ihren Schwangerſchaften rechnen, würden ſich mit dem Rufe: „es lebe die Reform!" gegen eine Einrichtung auflehnen, welche oft für ſie nichts anderes als eine goldene Sklaverei iſt."

Miſtreß Brown mochte wohl Recht haben. Freilich müſſen wir zur Ehre Englands zugeſtehen, daß die Ehe, wie die Regierung, dort viel ſtrenger iſt.

Es haben daſelbſt noch nicht jene voltairiſchen Ideen Eingang gefunden, welche in einem benachbarten Lande ſich über die ehrwürdigſten und heiligſten Einrichtungen luſtig machen.

Miſtreß Brown war, wie geſagt, die excentriſchſte und originellſte aller Frauen. Sie ſpielte gern den Mann. Sie liebte mit Leidenſchaft die Jagd, die Hunde und die Pferde. Sie

hatte männliche Neigungen, obgleich sie die Männer nicht leiden konnte.

Immer zum Spotte aufgelegt, machte sie sich über Alles lustig, über die Menschen und über die Einrichtungen. Sie würde über sich selbst gespottet haben, hätte sich kein Gegenstand ihres Spottes dargeboten.

Vielleicht daß diese so kalte, so vollkommen organisirte Frau den Kopf an der Stelle des Herzens hatte. An ihren Ideen über die Ehe hielt sie entschieden fest. Sie sah in diesem schönen Verhältniß nur ein Geschäft. Die Ehe schien ihr nur dazu zu sein, um die Frau in eine gute Lage zu versetzen. Sie liebte von ihr den Namen — aber nicht den Ehemann.

Mit einem Wort, Mistreß Brown war eine Frau, welche ganz offen aussprach, was Andere heimlich denken, und welche es aller Welt sagte, daß die Männer heut zu Tage die Frauen nur wie Sachen, wie niedliche Kleinigkeiten betrachten, mit denen sie sich amüsiren und spielen. — Von diesen ausschweifenden Ideen abgesehen war Mistreß Brown das beste Kind von der Welt.

Dieser Charakter, von welchem mir meine Mutter oft erzählte, machte auf mein jugendliches Gemüth einen außerordentlichen Eindruck.

Ich liebe das freie, ungezwungene Wesen der Frauen, welche ihre wahren Empfindungen stets ohne Rückhalt aussprechen, und finde es einfältig, wenn eine Frau anders erscheinen will, als sie ist, und vor einer Welt sich genirt, die ihr in Nichts Rechnung trägt.

Meine Mutter und die Engländerin hatten einen durchaus entgegengesetzten Charakter. Jene nahm die faden Schmeicheleien des Salons sehr ernsthaft auf, diese machte sich ohne Umstände über sie lustig. Meine Mutter war auf den Tanz

und auf den Taumel der Feste versessen, Mistreß Brown gefiel sich besser in der herrlichen Natur, welche den Geist weckt, das Herz erfrischt, und niemals, wie das rauschende Salongewühl, Täuschungen und Zerrissenheit zurückläßt. Meine Mutter liebte vor Allem ein Ballkleid, Mistreß Brown das einfache Hauskleid oder die Toilette einer Amazone. Sie zog die Jagd dem Boudoir, die Reitgerte dem Fächer, das Dickicht des Waldes dem Gewühle des Salons vor.

Sie zerriß sich lieber die Finger an den Dornen der Gebüsche, als daß sie Gefahr laufen wollte, ihre Wittwenschaft an dem Freudenfeuer des Salons zu verlieren.

Sie fürchtete endlich weniger die wilden Schlangen des Dickichts unter den Füßen ihres Pferdes, als die unter den Blumen des Salons verborgenen Vipern.

Mit solchen Ansichten schien Mistreß Brown sehr wohlgeeignet ihre Wittwenschaft für immer zu behaupten. Meine Mutter suchte sich ihrer so schnell nur irgend möglich zu entledigen.

Die Gelegenheit hierzu bot sich einer schönen achtzehnjährigen Wittwe schnell genug. In Deinapoore fehlte es an Bewerbern nicht. Die Offiziere des Regiments meines Vaters, welche die Eigenschaften meiner Mutter, ihre anmuthigen Fehler und ihre kleinen Schwächen kannten, machten sich beständig um sie zu schaffen.

Aber nicht in die Wohnung der Mistreß Brown wagten sich die Freier. Die männerfeindlichen Ideen dieser Frau waren zu gut gekannt, um nicht die Männer aus ihrer Nähe zu verscheuchen. Meine Mutter verließ deshalb oft mit meiner aya und mir ihre Karthause, in welcher sie nicht ganz in ihrem Elemente war, und machte an dem Ufer des Ganges, dem Rendez-vous der Offiziere, eine Promenade.

Einer derſelben, ein junger, eifriger Spaziergänger, kam und kam wieder, indem er ſich den Anſchein gab, als beſchäftigte er ſich nur mit mir. So bot ich ihm in der That den Vorwand zu einer diplomatiſchen Vorrede.

Er ſpielte mit mir, er ließ meine langen Haare durch ſeine Hände gleiten, er machte ſehr gewandt dem Kinde Complimente, welche eigentlich der Mutter galten, er ſteckte mir Bonbons in den Mund. Im Verlauf weniger Tage waren wir die beſten Freunde von der Welt, ich wurde ſehr familiär mit ihm, zog ihn immer bei der Hand herbei und er ließ es gern geſchehen. Ich ſprach mit ihm mit jener Unbefangenheit mein Kauderwelſch, welche aufgeweckten Kindern eigen iſt. Darüber lachte er, meine aya lachte ebenfalls und meine Mutter lachte mit.

Man hatte noch kaum ein Wort mit einander gewechſelt und ſchon verſtand man ſich ganz vortrefflich.

Ich ſagte dem Offizier: Du biſt mein kleiner Papa, Du ſollſt durchaus mein Papa ſein, und auch Mama's Papa. Er antwortete mit zärtlichen Liebkoſungen. Faſt täglich erneuerten ſich dieſe Unterhaltungen. Durch Hunde und Kinder machen ſich oft im Leben die größten Dinge.

Nach und nach wurden die Unterhaltungen länger, die Zuſammenkünfte häufiger. Meine Mutter kehrte von Tag zu Tag mehr eingenommen für den Fremden, deſſen feine Manieren ihr ungemein gefielen, zur Miſtreß Brown zurück. Sie hütete ſich aber wohl, dem Philoſophen im Unterrock, der ungläubigen Epicuräerin etwas mitzutheilen.

Der Beſieger meiner Mutter war aus ſchottiſcher Familie und hieß Patrick Craigie. Er hatte einen ſchönen Wuchs und ein gewandtes Benehmen, ein ovales, von einem hellkaſtanienbraunen Barte eingeſchloſſenes Geſicht, eine offene, majeſtätiſche Stirn und lebhafte geiſtvolle Augen.

Mit dieser höchst ausdrucksvollen Physiognomie verband er eine gerade Haltung, wie sie dem Militair eigen ist. Er hatte aber spärliches Haar, obwohl er erst 32 Jahr alt war.

Dieser junge Mann besaß Alles, was den ausgezeichneten Offizier ausmacht, und seine offenkundigen Verdienste, anerkannt von seinen Oberen, verhießen ihm einen hohen Rang in der Armee der indischen Compagnie.

Meine Mutter wagte also, — was ein liebendes Weib immer wagt — dem sie umgebenden Einfluß, den spöttischen Glossen der unerbittlichen Mistreß Brown Trotz zu bieten, und eines Morgens sehr früh sagte sie, ihre Freundin umarmend:

Theuerste, ich habe Ihnen eine wichtige Mittheilung zu machen. Ich will Sie verlassen.

So früh? —

Ja doch.

Sie wollen eine Promenade machen? fragte Mistreß Brown mit einem sardonischen Lächeln.

Nein, versetzte Mistreß Guilbert erröthend, etwas Besseres als das.

Sie gehen zu Balle?

Meine Theuerste, etwas noch Besseres. —

Aber wohin denn?

Zur Kirche.

Zur Kirche? —

Ja, ich verheirathe mich. —

So eilig? —

Ich will eben zur Trauung.

Und ich auf die Jagd.

Eine Stunde später ließ sich meine Mutter dem Kapitän Patrick Craigie in der protestantischen Kirche zu Deinapoore antrauen.

Es waren höchstens 6 Monate seit dem Tode meines Vaters verstrichen.

Man sieht, daß die Kinder und die Hunde am schnellsten derlei Geschäfte fördern. M. Foy hätte von ihnen lernen können. Es war ebenfalls ein Boulboggenhund, welcher, worauf ich später in diesen Memoiren zurückkommen muß, mich im Hyde-Park zu London mit einem anderen Boulboggenhund zusammenführte, den ich auf keine Weise in der freilich sehr schwierigen Kunst, ein Ehemann zu sein, bessiren konnte.

Siebentes Kapitel.

Rückkehr nach Calcutta. — Begebnisse auf der Reise. — Meine Mutter in ihrem neuen Verhältnisse.

Die so schnelle Wiederverheirathung meiner Mutter war den Leuten in den katholischen Ländern, in welchen die Witwen ein Jahr bis zu ihrer Wiederverheirathung warten müssen, sehr anstößig.

In England dachte man nicht so strenge darüber. Hier hat das Gesetz deshalb keinen solchen Termin vorgeschrieben, weil es fürchtete, es könnte den Frauen, welche sich zu verheirathen Gelegenheit haben, hinderlich sein.

In diesem glückseligen Lande können sich die Witwen sobald sie wollen verheirathen, ohne sich um das Datum ihrer Wittwenschaft bekümmern zu müssen.

Die katholische Religion hat weit mehr als der Protestantismus die Frauen gehoben, ihre gesellschaftliche Stellung verbessert. Deshalb sind auch jetzt in London die Frauen ihre Proselytinnen, die Männer ihre Gegner.

Obgleich die Engländer vorzugsweise ein Volk sind, welches die Ehe liebt, so sind sie doch aus dem indischen Baume gemacht, welchen man „Multipliant" nennt. Sie betrachten die Frau wie eine Maschine, die Ehe wie ein Amt, und gestatten

dieſer nützlichen Einrichtung, ſich ohne Hinderniß zu entwickeln.

Ich muß jedoch meinem neuen Vater Recht wiederfahren laſſen. Er theilte nicht die gewöhnlichen Fehler ſeines liebenswürdigen Vaterlandes. Er hatte ſich zuviel in der Welt umgeſehn, und war auf ſeinen Reiſen dahin gekommen, dieſes plumpe, engliſche Gepräge, welches dem Spotte der andern Länder ſtets neue Nahrung giebt, gänzlich abzulegen.

Er hatte ſich überführt, daß England in Europa ſchon verrufen genug iſt, und daß die Höfe endlich dieſer ſchaamloſen Haltung der Boutiquerdiplomatie überdrüſſig zu werden beginnen, einer Diplomatie deren Kunſt darin beſteht, das revolutionaire Element in fremden Ländern anzufachen, um daſelbſt deſto leichter ihre Waare an den Mann zu bringen.

Um auf Patrick Craigie zurückzukommen, ſo heirathete er allerdings meine Mutter hauptſächlich ihretwegen, aber auch ein wenig meinetwegen.

Es war nicht nur der achtungswerthe Gedanke, der Beſchützer einer jungen Frau von gutem Hauſe zu werden, welche faſt noch Kind, einer fremden Welt preisgegeben ſchien; es ſchmeichelte den edlen Empfindungen des ſchottiſchen Gentelmanns zugleich der Adoptiv-Vater eines Kindes zu werden, welches in dem unſchuldigen Alter der tauſend kleinen artigen Poſſen war, die kleine Kinder ſo intereſſant machen. Denn in dieſem Alter ſind ſie noch nicht durch die abſcheulichen Fehler, welche oft ſelbſt die ſorgfältigſte Erziehung giebt, verdorben.

Mein Pflegevater wußte ſich in meinem mütterlichen Hauſe durch ſeinen milden Character, ſein zuvorkommendes Weſen und ſeine gute Laune, welche ſoviel zum irdiſchen Glücke im Leben beiträgt, unſere Liebe zu erwerben.

Einige Zeit nach der Verheirathung meiner Mutter, ward

das Regiment des Capitäns Craigie durch eine Ordre des Generalgouverneurs Lord William Bentink, des Nachfolgers Lord Hastings, nach Calcutta zurückberufen.

Wir trafen Anstalten Deinapoore zu verlassen, was wir nicht ungern thaten.

Meine Mutter nahm Abschied von ihrer trefflichen Mistres Brown, welche ihr Gesicht so strahlend fand, daß sie den Muth nicht hatte, wie gewöhnlich die Lauge ihres Spotts über die neue Lage meiner Mutter auszuschütten.

Die Rückreise von Deinapoore nach Calcutta machten wir auf einem Kahne bengalischer Holzhacker.

Von diesem gebrechlichen Fahrzeuge aus ließen wir unsere erstaunten Blicke über das so malerische und lebensvoll bewegte Ufer des Ganges hinüberschweifen.

Affen, an den Zweigen der Kokusnußbäume hängend, richteten an mich ihre tausenderlei Späße. Sie hielten mich wahrscheinlich für einen ihrer Kleinen, denen ich, auf meiner aya hockend, vollständig glich; dagegen kamen mir die Affen wie Professoren der Luftsprünge und Fratzenschneiderei vor.

Krokodille von 15 — 20 Fuß Länge machten am Ufer des Ganges Spaziergänge. Sie hatten den Rachen weit geöffnet und das stumpfsinnige Ansehen der Bürger von Paris, als sie sich in den Februartagen mit der Republick ergötzten.

Diese poetischen Spaziergänger wurden auf einen Augenblick durch ein tragi-komisches Ereigniß in Verwirrung gesetzt.

Der Wachsamkeit meiner aya entschlüpfend, glückte es mir nämlich, auf das Dach der Kajüte unseres Kahns zu klettern. Von hier aus warf ich den Passagieren Grimmassen zu, welche vortreffliche Copien von denen meiner Freunde, der Affen, waren. Aber inmitten dieser Vorstellung wechselte die Dekora-

tion. Ich purzelte in's Waſſer, um hier auf etwas verſchiedene Weiſe ſehr ausdrucksvolle Grimaſſen zu ſchneiden.

Die bengaliſchen Fiſcher warfen ſchnell ihre Netze aus und fiſchten das durchnäſſte Huhn, welches gegen die anziehenden Raubvögel laut aufſchrie, aus dem Waſſer heraus. Ich habe niemals in meinem Leben ſo vortrefflich geſchrieen. Die Krokodille, welche am Ufer ein Schläfchen machten, ſprangen aus dem Schlafe empor, und wurden ſehr mißvergnügt.

Als ich aus meinem unfreiwilligen Bade kam, hatte ich ganz das Anſehen eines verdorbenen Kaufmannsballen nach einem großen Schiffbruch. Mein Körper, mein Geſicht, meine Haare waren mit dem klebrigen Koth bedeckt, welchen die Gewäſſer des Ganges mit ſich führen.

Aber dieſes war nicht das einzige Mißgeſchick, welches mich auf unſerer Reiſe treffen ſollte. Kaum dem Schiffbruche entgangen, drohten mich Menſchenfreſſer ganz neuer Art zu zermalmen.

Ein Haufen Aufrührer, geheimnißvolle Bewohner der Brücke unſerer Barke, wollten mich ohne Umſtände ein wenig aufeſſen. Es war eine Art flacher und ekelhafter Inſekten, von der Größe der Maikäfer, welche in dem Holz der Schiffe niſten. Man nennt ſie „cancrelats“. Sie waren, ſchon ein Dutzend, gegen mich in Anzug, aber meine aya wußte mich glücklich vor ihnen zu ſchützen. Dieſe Herren promenirten des Nachts in der Kajüte herum, und wenn ſie uns nicht beikommen konnten, quälten ſie uns mit ihrem höchſt unerträglichen Geſumme.

Bei unſerer Ankunft zu Calcutta ward mein Vater von dem Generalgouverneur, Lord William Bentinck, zu dem wichtigen Poſten eines „Deputy-General-Adjutanten“ der indiſchen Armee berufen.

Dieſer wichtige Poſten gab meiner Mutter eine Stellung

in der hohen englischen Aristokratie zu Calcutta, er bewirkte ein intimes Verhältniß zwischen ihr und der Familie des Generalgouverneurs.

Die Lady Bentinck war ein wenig gemessen und steif, wie es die englischen Damen von Bedeutung gewöhnlich sind, aber im Grunde eine herzensgute Frau. Sie hatte für mich die tausend kleinen Artigkeiten, welche erwachsene Personen schnell die Zuneigung der Kinder gewinnen lassen.

Meine Mutter wählte sich eine köstliche Wohnung in einem der angenehmsten Quartiere zu Calcutta, unfern des Pallastes des Generalgouverneurs.

Es war der sehnlichste Wunsch des Major Craigie, mich schon als großes Mädchen, aber dennoch nur mit den reinen einfachen Sitten eines Natur-Kindes zu sehen

Ich lief stets mit nackten Füßen umher, sprang auf gutes Glück überall herum, mein Geist hatte noch nichts Anderes als die überraschenden und fremdartigen Erscheinungen kennen gelernt, welche uns in Indien auf jedem Schritte begegnen.

Ich hatte noch nichts gelernt. Ich konnte weder ordentlich sprechen, noch lesen, noch schreiben, ich wußte nichts von Allem dem, was in Europa selbst die einfachst erzogenen Kinder wissen müssen. Noch hatte ich von keinem andern Gotte als vom Brahma gehört. Ich war nichts als ein unleidliches, verzogenes Kind, verhätschelt von meinen Eltern, meiner Amme und aller Welt.

Meine ganze Wissenschaft bestand darin, die Litanei des Enthusiasmus zu verstehen, welche die Kinder gewöhnlich bei allen Fremden hervorrufen.

Die Eitelkeit, diese schlimme Eigenschaft, welche so leicht bei den Kindern entsteht, wurde auch in mir geweckt. Sie wurde durch die unerschöpflichen Albernheiten der Männer und

Frauen über meine ſchwarzen Haare, über meine großen Augen, über meine zarten Züge hervorgerufen.

Ja, wahrlich es iſt ein Glück für die kleinen Mädchen, daß ſie nicht alle die Narrheiten verſtehen, mit welchen man ſie überhäuft.

Hätte ich all die ſchönen Dinge, welche man an mich von meiner Wiege an bis zu meinem achten Jahre, von Sevilla bis Calcutta, von Calcutta bis London gerichtet hat, verſtehen können, hätte ich in der Zeit ein Ohr für die Weiſſagungen der Sybillen, für die Prophezeihungen der Kartenſchläger, für die eigens für mich erbauten Luftſchlöſſer gehabt, ich würde faſt den Verſtand verloren haben.

Aber ach, die Welt macht ſich in unſerm reifen Alter für die ſchönen Dinge, die ſie uns in unſerer Kindheit geſagt hat, theuer bezahlt.

Sie rächt an der Frau die Schmeicheleien, mit welchen ſie gegen das junge Mädchen ſo verſchwenderiſch geweſen iſt.

Die Schmeicheleien der Welt ſind, wie es die armen Frauen ſo wohl wiſſen, im Salon wie im Arbeitszimmer, im Pallaſt wie in der Hütte habgierigen Wucherern gleich, welche mit großen Zinſen unſere Illuſionen berechnen, und ſie ſich ganz gegen unſern Wunſch zurückzahlen laſſen.

Die Schmeichelei iſt die unter dem Graſe verborgene Schlange, iſt das dichte Laubwerk des Manſchenillenbaums in Indien, welches den Wandrer zur Ruhe einladet und ihn tödtet, ſobald er unter ſeinen Schatten tritt.

Achtes Kapitel.

Indische Tänze. — Ihr Einfluß auf meine Erziehung. — Der alte Nadja. — Unterhaltung mit ihm. — Erste Eindrücke.

Jemehr sich meine Kräfte unter dem brennenden Klima Indiens entwickelten, jemehr trachtete meine unruhige Natur, aufgestachelt von dem afrikanischen Blute, welches in meinen Adern rollt, nach Bewegung. Meine Tage verstrichen in Calcutta zwischen Sprüngen, Tänzen und den Beifallsbezeugungen der Leute.

Ich gehörte, glaube ich fast, zu der Klasse der hüpfenden und kletternden Thiere. Mein größtes Vergnügen bestand darin, immerfort herumzuklettern, bald auf meiner aya, bald auf dem Rücken der Elephanten, dieser gelehrigen Träger der anmuthigen Kioskes.

In dem Hause meiner Mutter hüpfte ich über die Bedienten hinweg, ich tanzte um die Veïra, welche in Ausübung ihres stillen Amtes in der Sonne lagen. Es machte mich glücklich, wenn ich über die bewegten Maschinen, leicht wie die Luft, welche sie hervorbrachten, froh wie der **boul-boul***) über die Rose,

*) Der boul-boul, welcher auch **stargal** (Freund der Rose) genannt wird, ist ein Vogel von der Größe einer Grasmücke, ausgezeichnet durch sein Gefieder und seine Stimme. Es ist der lieblichste Vogel in Indien.

Anmerk. d. Verf.

anmuthig wie der Schmetterling über die Blume hinweghüpfen konnte.

Ich tanzte instinktartig die ausdrucksvollen Tänze des Landes, in welchem ich geboren wurde, wie ich sie in Sevilla auf dem Schooße meiner Mutter getanzt haben mochte.

Tag für Tag, wenn wir im Hougli*) unser Bad genommen hatten, trieben wir uns, meine aya und ich, inmitten der Gruppen der eingebornen Frauen herum, welche den notchs aufführten. Das sind Tänze der Bayaderen.

Die köstliche Haltung, die bewunderungswürdige Taille, das anmuthige Gesicht der jungen, kleinen, lebhaften und zarten Mädchen, das Alles machte auf mein jugendliches Gemüth einen tiefen Eindruck.

Der Tanz, welcher zu allen Zeiten und von allen Ländern verehrt wurde, ist das tägliche Vergnügen der Indier aller Classen. Die notchs dauern zuweilen zwei und drei Tage ohne Unterbrechung fort, und dieses kunstsinnige Volk, Männer Frauen und Kinder durcheinander, bilden Gruppen, wie die Gassenjungen von Paris um die Professoren der Barrikaden, welche am Morgen einer Revolution mit einem Male Clubbisten geworden sind.

Um die notchs der Bayaderen besser sehen zu können, reckte ich mich über den Kopf meiner aya hinweg und ahmte mit meinen Augen, meinem Gesichte, meinem ganzen Körper ihre wunderlichen Windungen nach.

Mit meinen Händen, meinen Füßen, meinem Kopfe taktirend, glich ich dem zauberhaften Stäbchen des Musard, mit welchem er den tausend Instrumenten Leben gab, die er leitete.

*) Mit diesem Namen bezeichnen die Indier den Ganges.
Anmerk. d. Verf.

Bei solchen in die Augen fallenden Schauspielen mußte ich stets stehen bleiben, war es auf den Straßen oder auf den öffentlichen Plätzen, in einer indischen oder englischen Stadt. Ich verbrachte meine Stunden bei den Gauklern und den Kunststückmachern, welche mit Schlangen wie mit Blumen spielten. Es war oft ein entsetzlicher Anblick wenn sie, die wilden Schlangen wie Armspangen um ihre Arme schlingend, ihre gefährlichen Kunststücke zu Ehren des Brahma machten.

Indeß beunruhigte sich mein Vater jemehr und mehr über mein zügelloses, wildes Leben. Mein neuntes Jahr nahte heran und er beschloß mich nach England zu schicken und daselbst erziehen zu lassen. Man wartete nur noch auf eine gute Gelegenheit, welche sich bald genug darbot.

Die Anzeige, daß ich abreisen sollte, entlockte mir viele Thränen.

Ich hatte einen alten Radja, einen trefflichen Mann, zum Freunde; dem wollte ich meinen Kummer mittheilen. Er war ein schöner Greis, lang, hager, weiß gekleidet wie ein Phantom, seine Stirne war von drei gelben Streifen bedeckt. In Indien macht das Kleid nicht den Mann. Ungeachtet seines sonderbaren Costüms ward der Radja als Philosoph, Grübler und Dichter geachtet. Er sagte mir so ernste Worte, daß sie selbst das leichtsinnigste Kind behalten haben würde.

Seine Sentenzen waren wie die Fabeln des guten Lafontaine kurz, unterhaltend und lehrreich. Sie waren für mich die ersten weisen und nüzlichen Lehren, die ich mit Aufmerksamkeit anhörte.

Da er ein großer Freund von Vögeln war, besaß er in seinem Palaste große Vogelhäuser voller Papagayen, Colibris und **boul-bouls**, welche zwischen den Blumen und Rosenstöcken herumzwitscherten. Es war kein Tag, an welchem ich nicht das

Vogelhaus des **Boul-boul** besuchte. Der liebenswürdige Greis ließ mich dann auf seine Schultern steigen, damit ich die Vögel besser sehen könne. So, Einer auf dem Andern stehend, plauderten wir mit einander über die mannigfachsten Dinge. Er war immer bei guter Laune und liebte mich wie sein Kind. Er wurde nie müde, die Menge naiver und zudringlicher Fragen, mit welchen Kinder gewöhnlich die Personen behelligen, welche für sie Schwäche und Liebe zeigen, sanft und geduldig zu beantworten. Er nannte mich seine Tochter, ich ihn meinen Vater.

Meine Fragen über den **Boul-boul**, diesen ewigen Sänger in seinem Rosengefängnisse, wollten gar kein Ende nehmen. Die wohltönenden Klänge dieser kleinen Kehle einer Prima-Donna erregten in mir namenlose Empfindungen und weckten in meinem jugendlichen Herzen ahnungsvolle Gefühle, mir noch unverständlich wie die Liebe, rein wie die Unschuld, traurig wie der Schmerz.

O, sagte ich zum alten Nadja, daß ich doch ein kleiner **Boul-boul** wäre!

Und warum das, meine Tochter? —

Um so glücklich wie dieser Vogel zu sein!

Bist Du denn nicht glücklich?

O nein, wenn Sie nur wüßten! — —

So theile mir Deinen Kummer mit.

Meine Aeltern wollen mich in die Pension schicken.

Und wohin, meine Tochter?

Hinunterwärts — weit von hier.

Und deshalb möchtest Du ein kleiner Vogel sein? —

Deshalb, mein Vater.

Aber Du weißt es, daß der Vogel nicht seine Freiheit hat?

Ich will lieber in einem Vogelhause als in der Pension gefangen sein.

Armes Kind! sagte der Greis mit großen Thränen in den Augen.

Warum weinen Sie, mein Vater? fragte ich.

Höre mich an, meine Tochter.

Ich höre, mein Vater.

In dem Maße, in welchem Du größer wirst, wirst Du jemehr und mehr erkennen, daß wir in jedem Alter, in allen Ländern, klein oder groß, gleich Deinem Vogel Gefangene sind.

Die kleinen Mädchen ebenfalls? —

O, wohl. Wir Alle sind Sklaven in diesem Gefängnisse, der Welt, welche unsere Freiheit, unsere Unabhängigkeit, unsere Handlungen beschränkt — in diesem schmalen Raume, welcher unsere Illusionen, unsere Wünsche, unsere Hoffnungen darniederschlägt.

Zum ersten Male in meinem Leben hatte mein kindlicher Geist eine so ernste Unterredung aufgenommen. Die Worte des guten Philosophen sind nie aus meinem Gedächtnisse entschwunden.

Ich bestürmte den Greis mit neuen Fragen, so sehr hatten mich seine Worte in Erstaunen versetzt.

Ist das Gefängniß, von dem Sie sprachen, fragte ich, sehr groß?

Betrübe Dich nicht zu sehr, mein Kind. Das Gefängniß ist groß, wie der Garten, welcher vor Deinen Blicken offen liegt, angenehm und voller Blumen, wie das Vogelhaus, in welchem Du die Vögel so glücklich siehst; aber jemehr Du in das Innere vorschreiten wirst, jemehr werden sich alle diese Herrlichkeiten vor Dir zurückziehen, jemehr werden Deine an-

gebornen guten Neigungen, Deine schönen und reinen Empfindungen, Deine Träume, Deine jugendliche Poesie ersterben.

Nach diesen Worten umarmte mich der Radja mit Zärtlichkeit.

Wohlan, mein Vater, sagte ich, so will ich denn wenigstens den kleinen Vogel mit mir nehmen, daß er mich lehre, so verständig wie er zu sein, so zu singen wie er.

Mein Kind, versetzte der alte Herr, wenn Du ihn seinem rosigen Clima, seinem Vogelhause entreißt, dann —

Was dann, mein Vater?

Er wird vielleicht leben, aber er wird nicht mehr singen.

Weshalb das?

Weil dem Vogel wie dem Menschen der Boden, auf welchem er geboren, nothwendig ist, um seine Gefangenschaft ertragen zu können.

Und ich, die ich mein Vaterland verlassen soll, bin ich nicht sehr unglücklich, mein Vater? sagte ich weinend.

Beruhige Dich, mein armes Kind, die Trennung wird nicht lange währen, Du wirst bald wieder zu uns zurückkehren.

Der Major Craigie hatte nunmehr meine Abreise nach England bestimmt. Ich sollte der Familie des Generals Sir Jasper Nicolls übergeben werden. Er war früher Ober-Kommandeur der indischen Armee und hatte eine große Zuneigung zu meinem Vater gefaßt, dessen Eigenschaften und militairischen Talente er achtete.

Die Vorbereitungen zur Abreise wurden sehr beschleunigt. Meine aya begleitete mich. Meine Mutter versah mich mit einer großen Aussteuer, überreich an den schönsten Kleidungsstücken. Man hätte sagen können, es war der Heirathsputz einer Puppe.

O, immer dieser eitle Putz, welcher die Fehler groß zieht,

die ſich dem Glücke eines jungen Mädchens am feindlichſten zeigen!

Meine arme Mutter handelte für mich wie für ſich. Sie wähnte, mit Putz und Faltenſäumen überladen, würde ich glücklich ſein. Ach ſie konnte es mit ſo Wenigem ſein! —

So verließ ich denn mein erſtes Vaterland, voll der poetiſchen Erinnerungen, der zauberhaften Schauſpiele, der berauſchenden Tänze, ſchied aus der Mitte derjenigen, bei welchen ich meine Kindheit verlebt hatte.

Unſere erſten Empfindungen erhalten ſich am längſten in unſerer Erinnerung.

So mußte denn das arme kleine Mädchen von neun Jahren noch einmal in die fremde Welt gehen, noch einmal den Platz, noch einmal den Himmel wechſeln, folgend ſeiner verhängnißvollen Beſtimmung, welche es zur ewigen Unruhe verdammte.

Rittlings auf meiner aya, in Geſellſchaft des Colonel Innes und ſeiner Frau, welche alte Freunde meiner Familie waren und mich während der Reiſe bewachen ſollten, machte ich mich nun alſo auf den Weg.

Als ich mich ſo inmitten des großen Oceans ſah, fielen mir die bedeutungsvollen Worte des guten Radja ein, und ich murmelte wie im Gebete vor mir hin:

Mein Kind, je größer Du wirſt, jemehr wirſt Du erfahren, daß die Welt ein Gefängniß iſt! —

Sei es von Roſen oder Dornen umgeben, ein Gefängniß iſt immer ein Gefängniß. — Die Freiheit iſt nur dort oben! —

Selbſt der Boul-boul da unten iſt ein Gefangener!

Neuntes Kapitel.

Ankunft in London. — Mein Beschützer, der General Sir Jasper Nicolls. — Reise nach Perth in Schottland zur Familie des Generalmajors Craigie.

Ein Kind verläßt nie ohne Trauer das Land, in welchem es groß geworden und an dem seine ersten Erinnerungen haften.

Obgleich ich in einem Alter war, in welchem die Trauer nicht lange Bestand hat, konnte ich doch niemals von Indien sprechen hören, ohne Thränen zu vergießen. Ich hatte dann Niemanden, als meine arme aya, welche mich trösten konnte. Sie war für mich das lachende Vaterland, welches ich verlassen hatte, der liebe **Boul-boul**, welchen ich mitgenommen hatte.

Der Colonel Innes und seine Frau ertrugen zwar während unserer Reise meine sonderbaren Launen und schlimmen Fehler mit einer außerordentlichen Geduld, aber sie waren doch Fremde für mich.

Bei unserer Ankunft in London entledigten sie sich endlich ihrer Bürde und übergaben sie der Verantwortlichkeit des Generals Sir Jasper Nicolls.

Der Colonel und Mistreß Innes nahmen Abschied von uns. Ich wurde mit Küssen überschüttet, ein Beweis, daß man mir meine Unarten verziehen hatte.

Meine Amme und ich wurden nun in das glänzende Haus des Generals Nicolls übergesiedelt und wurden von seiner trefflichen Familie herzlich aufgenommen.

Der ehemalige Ober-Kommandeur der indischen Armee war ungefähr acht und sechszig Jahre alt. Er hatte einen hohen Wuchs, eine hohe, offene Stirn. Seine langen Augenbrauen, welche ungeachtet seines vorgerückten Alters sich schwarz erhalten hatten, contrastirten mit seinem schönen grauen Haar, welches seine Schläfe bedeckte.

Der alte General mit seinen noblen und strengen Sitten imponirte durch seine stolze Kälte erwachsenen Personen, und stoßte den kleinen Furcht ein.

Seine Züge waren durch die Gewohnheit der Macht, welche er in seinen Händen gehabt, und die große Verantwortlichkeit, mit welcher sie ihn belastet hatte, sehr strenge geworden.

Sein Aufenthalt in Indien, die Gewohnheit des Befehlens, die beständige Berührung mit dem eingebornen Militär hatten den General zu einem Haustyrannen gemacht. Er hatte, ohne es zu wissen, die Rauheit des Soldaten in sein Privatleben übertragen. Er unterschied zu wenig die Autorität eines Generals en chef, welcher durch Furcht Gehorsam erzwingen, von der eines Familienvaters, welcher durch Liebe herrschen muß. —

Kurz mit dem Bedienten wie mit aller Welt, hielt er Schweigsamkeit für Würde, Kälte für Ernst. Er machte ein Studium daraus, so wenig wie möglich zu sprechen.

Von diesen Fehlern abgesehen, besaß der Greis die guten Eigenschaften eines Vaters und Gatten. Er verehrte seine Frau und liebte seine Kinder.

Seine Familie war, wie fast alle Familien in England, sehr zahlreich. Er hatte neun Töchter und einen Sohn.

Die einzige Entschuldigung, welche er für diesen englischen Töchtercatalog — diesen Unsinn einer Ehe — anführen konnte, bestand darin, daß der Sohn der letztgeborne war, und der unbeugsame General war Aristokrat genug, seine Töchtersammlung bis ins Unendliche zu vermehren, bis ihm Gott den Luxus eines Sohnes erlaubt haben würde.

Die Lady Nicolls stammte von der Familie der Herzöge von Buckingham ab, sie war eine Frau von großer Liebenswürdigkeit, angenehm und gut. Ohne regelmäßig schön gewesen zu sein, war ihre Figur noch jetzt sehr anmuthig. Sie hatte weiße Hände — dieses bleibende Erbtheil der Aristokratie — welches die Frauen zuweilen in dem Glauben, als blieben sie ewig jung, erhält.

Lady Nicolls war der wahre Typus der englischen Frauen von guter Erziehung, welche sich darin finden, jedes Jahr in interessanten Umständen zu sein und dies für zu natürlich halten, um sich darüber zu beklagen

Die gute Dame hatte alle Sorgfalt für mich und betrachtete mich wie ihr eilftes Kind.

Ich lebte kaum einige Tage bei dieser Familie, als ich auch schon das ganze Haus umkehrte und die Dienerschaft in eine wahre Revolution versetzte. Meine unausgesetzten Muthwilligkeiten veranlaßten den General die Stirn zu runzeln und sogar den Mund zu öffnen, um sich über mich zu erzürnen.

Ganz stolz über diesen ersten Erfolg, sprang ich auf den Nacken meiner guten Indianerin und ahmte ganz natürlich die wilden Grimassen der Affen zu Calcutta nach. Ich schrie, ich miaute, ich ahmte die Stimme der wilden Thiere, meiner ersten Schulkameraden, und die verzerrten Stellungen der Fakirs*) nach.

*) Religiöse Fanatiker in Indien und Verehrer des Brahma.

Der arme General begann einzusehen, daß er ein saures Stück Arbeit unternommen hatte, mich ein wenig zu civilisiren. So bedeutende Siege er auch über die Syken erfochten hatte, er hielt sich nicht für sicher die kleine Wilde besiegen zu können, welche man ihm aus Indien zugeschickt hatte.

So mußte ich denn wieder Abschied von meinem Beschützer nehmen. Man schickte mich mit meiner aya für einige Wochen nach Perth, zu dem Bruder des General-Major Craigie.

Perth, berühmt durch Walter-Scott, ist eine große und schöne Stadt in Schottland, die Residenz der ehemaligen Könige, und liegt in der Nähe Edinburgs. Das angenehme gemäßigte Clima, die bewundernswerthe Lage dieses Landes, sagte meiner noch immer so zarten Gesundheit besser zu, als der dicke Nebel von London.

Die Blicke der kleinen Indianerin wurden lebhaft getroffen durch die originelle und malerische Natur Schottlands, welches von Bergen, deren Rücken in die Wolken ragen, und Thäler von zauberhaftem Ansehen bilden, durchschnitten ist.

Wir wurden bei unserer Ankunft in Perth von einem Schneeregen empfangen, welcher für mich eine gänzlich fremdartige und neue Erscheinung war.

Die kleinen Flocken, welche auf mich herniederfielen, erschienen mir wie feine Perlen, welche sich in meine schwarzen Haare verflochten wie die jungen Blüthen der weißen Camelia. Ich überschüttete meine aya mit einem Schwall von Fragen, welche, eben so dumm wie ich, mir die närrischsten Antworten gab.

Meine aya nahm den Schnee für Insekten, welche in Calcutta die Luft erfüllen, ich für Bonbons, welche der liebe Gott den kleinen Mädchen schickt, wenn sie artig sind, oder für die

seidenartigen Flaumen, welche zum Schutz der armen Geschöpfe, die der warmen Kleidung entbehren, vom Himmel kommen.

Die Einwohner von Perth amüsirten sich gar sehr über das große Mädchen von 9 Jahren, welches noch immer wie ein Krüppel von seiner Amme getragen wurde, und die Damen zogen die Vorhänge von ihren Fenstern zurück, um ein Kind zu sehen, welches immer wie eine Katze aussah, die mit ihren Klauen an einer langen Tannenplanke hängt.

Auch meine Aya machte in ihrem orientalischen Costüm viel Aufsehen. Ihre Schürze von indischem Mousselin umschlang sie wie ein großes Bananenblatt das gewundene Gitter eines Balcons und vertrat zu gleicher Zeit eine dreifache Bekleidung, Kopfputz, Leibchen und Unterrock. Durch diese Bekleidung machte sie die Eroberung aller jungen Mädchen der Stadt.

Die kalte Temperatur zwang mir wärmere Kleidung und Fußbedeckung auf. Jedoch die Gewohnheiten meiner ersten Jugend, während welcher ich fast vollständig unbekleidet ging, übten einen solchen Einfluß auf mich, daß ich mir in meiner warmen, bequemen Bekleidung wie in einem Gefängnisse erschien.

Ich war in Calcutta daran gewöhnt, nur auf der platten Erde oder auf dem frischen Rasen zu sitzen, es wurde mir daher unmöglich, mich auf einem Stuhle zu erhalten, ohne nach rechts oder nach links hinüber zu fallen.

Sobald ich auf einen Stuhl gesetzt wurde, so verlor ich, wie ein Körper ohne Stützpunkt, das Gleichgewicht, ich fiel über mich selbst wie ein Gliedermann, der seine Halthäkchen verloren hat, zusammen und mit einer Kreiswendung kam ich wieder in die horizontale Lage, welche ich in Indien einzunehmen pflegte.

Es war indeß an der Zeit ein europäisches Kind zu wer-

den. Die Familie Nicolls dachte daran, mich von meiner aya, welche alle meine Launen hingehen ließ, zu trennen und an einem ſchönen Morgen holte man mich von Perth ab, um mich in die Penſion zu bringen.

Zum erſten Mal in meinem Leben wurde ich inne, daß der alte Radja die Wahrheit geſagt hatte.

Das Kind boul-boul mußte ſich anſchicken ins Gefängniß zu gehen.

Adieu für immer, Freiheit!

Zehntes Kapitel.

Die Penſion zu Bath bei London. — Miſtreß Oldrige. — Der Lateiniſch-Lehrer. — Eindrücke. — Der Profeſſor der Muſik. — Geſtändniſſe eines Kindes.

Es war zu Bath in Sommerſet zwiſchen Briſtol und London, wo meine Erziehung beginnen ſollte.

Ich war zehn Jahre alt als die große Stunde ſchlug, welche ſo entſcheidend in dem Leben eines jungen Mädchens iſt. —

Die Penſion, in welche ich eintrat, konnte eigentlich nicht ſo genannt werden. Die würdige Frau, welche ſie leitete, war mehr als eine gewöhnliche Penſionsvorſteherin.

Miſtreß Oldrige war eine Frau von guter Herkunft, und hatte eine gute Stellung in der engliſchen Geſellſchaft eingenommen, aber der Wechſel des Glücks zwang ſie, eine anſtändige Hülfsquelle in dem geheiligten Berufe der Erziehung zu ſuchen.

Lady Nicolls hatte Miſtreß Oldrige, als ſie noch in beſſeren Verhältniſſen war, kennen gelernt.

Die guten Eigenſchaften und Tugenden dieſer Dame, ihr erhabener und wahrhaft aufgeklärter Geiſt, ihre gründlichen Kenntniſſe hatten der Lady Nicolls eine hohe Achtung eingeflößt.

Sie hatte ihr ihre beiden jüngsten Töchter anvertraut, um ihnen eine sorgfältigere Erziehung angedeihen zu lassen, als sie gewöhnlich in den Instituten gegeben wird.

Es waren unserer nur acht Pensionärinnen bei Mistreß Oldrige, Fanny und Valeria Nicolls und fünf andere junge Personen, welche etwas älter als wir waren und sämmtlich aristokratischen Familien angehörten.

Meine Mutter hatte in Erinnerung ihrer Herkunft und der meines armen Vaters dem General Sir Jasper Nicolls auf die Seele gebunden, mich in der katholischen Religion erziehen zu lassen und obgleich Mistreß Oldrige, wie das ganze Haus, protestantisch waren, so befolgte sie doch den Wunsch meiner Mutter mit gewissenhafter Genauigkeit.

Die religiösen Ideen fanden in meiner feurigen Seele leicht Zugang.

Als eine geborene Spanierin ward mir das Gebet zu einer freundlichen Gewohnheit.

Einige Monate meines Aufenthalts bei Mistreß Oldrige hatten in mancher Beziehung eine Umänderung bei mir hervorgebracht.

Ich war weniger wild, ich begann mich in eine Europäerin umzuwandeln. Ich zeigte mich wohlmeinenden Worten zugänglich und noch mehr den guten Beispielen.

Nach und nach verschwanden meine üblen Angewohnheiten. Ich sprach weniger die Sprache der indischen Thiere. Das Englische und Spanische, diese beiden Sprachen meiner Familie, stritten sich bei mir um das Vorrecht der Muttersprache und fingen an mir gleich geläufig zu werden.

Die französische, diese universelle Sprache, sollte die Umgangssprache in unserer kleinen Schule sein.

Um uns zu zwingen immerwährend Französisch zu sprechen,

hatten Miſtreß Oldrige und die andern Lehrerinnen auf unſer kleines Taſchengeld zu Gunſten der Armen eine Steuer gelegt.

Dieſe Geldſtrafe trat jedesmal ein, wenn uns ein engliſches Wort entſchlüpft war.

Nach der Vorſchrift war es nur am Sonntage erlaubt engliſch zu ſprechen.

Welch eine Zerſtreuung!

Da noch ein wenig meines ehemaligen widerſpenſtigen Gemüthes bei mir zurückgeblieben war, und um die Lehrerinnen in Wuth zu bringen, aber auch den Armen etwas zuzuwenden, amüſirte ich mich damit meine größte Ausgelaſſenheit in engliſcher Sprache auszugeben. Und das war nicht leicht.

Im Widerſpruch mit meinen Fortſchritten im Gehorſam, machte ſich ſchon in mir die Neigung zur verbotenen Frucht bemerkbar.

So ſprach ich denn engliſch zum Nutzen der Armen, und franzöſiſch zum Nutzen meiner Erziehung.

Meine Kameradinnen und Lehrerinnen hatten mir den Namen des kleinen Kobolds gegeben.

Mein Hang zu Neckereien, Poſſen und loſen Streichen machten mich ſtets zur Anführerin aller Verſchwörungen gegen das Reglement.

General en chef der Aufſtände, lehnte ich mich gegen die Lehrerinnen auf und verbarrikadirte mich hinter Büchern, Papierſtößen und zerbrochenen Puppen.

Hier vertheidigte ich mich bis auf's Aeußerſte, aber der Moment der Niederlage, nämlich der der Strafe, blieb nicht aus. Eine alte Magd mußte mit ihrem Lederriemen mir einige tüchtige Fuchtelhiebe aufzählen.

Wenn ich dann meine Strafe mit dem Muthe eines Bar-

rikabenheiden erlitten hatte, ſuchte ich von Neuem zu muthwilligen Streichen die Gelegenheit.

Um dieſen mauriſchen Charakter, welcher unbeugſam wie Eiſen wurde, zu dämpfen, befahl Miſtreß dem ganzen Hauſe mit der größten Strenge gegen mich zu verfahren.

Die Töchter der Lady Nicolls und ich hatten in der Penſion Lehrer der ſchönen Künſte, zu denen auch ein Lateiniſch-Lehrer gehörte.

Er war ein altes trocknes Wörterbuch der Claſſiker, welcher dreimal in der Woche mit ſeinen Charteken, ſeinen ſchweinsledernen Bänden und ſeiner alten ſchwarzſeidenen Mütze unterm Arm, zu mir kam.

Wenn dieſer Mann der Wiſſenſchaft, die proſaiſche Mütze majeſtätiſch über ſeine bedeckte Stirn geſtülpt, bei mir eintrat, ſo war ich ſicher, daß er trotz oder vielmehr wegen ſeiner großen Brillengläſer, welche gleich einer laterna magica auf ſeiner Naſe ſaßen, auch nicht das Geringſte ſehen konnte.

Ich warf ihm dann alle möglichen Grimaſſen zu, welche ſelbſt den Lehrerinnen ein tolles Gelächter verurſachten, aber die Unterrichtsſtunden, welche ſo komiſch begannen, ſchloſſen gewöhnlich ſehr tragiſch.

Die fremden Sprachen lernte ich übrigens mit großer Geläufigkeit, die Claſſiker las ich ziemlich gut, die Fabeln des Aeſop und Epitom waren mir ſchon ganz geläufig.

Ich hätte einem Baccalaurus der Univerſität zu Oxford vielleicht auch gewiſſen Doctoren der Sorbonne, welche oft nicht allzugut verſtehen, was ſie lehren, helfen können.

Zur Zahl dieſer läſtigen Menſchen zählte ich auch einen andern Burggrafen, den Lehrer des Piano.

Er hieß Vater Loeyler.

Auf ſeinem Haupte ſaß eine ungeheure Perrücke, welche ehemals weiß war, er zählte ſiebenzig Frühlinge, aber ſolcher engliſchen Frühlinge, welche für einen doppelten Winter gelten können. Dieſer Menſch war das wahrhafte Portrait des Saturns der Mythologie.

Häßlich, klein, unterſetzt, pausbackig wie ein Cantor der Kathedrale, oder wie der Schreiber eines proteſtantiſchen Geiſtlichen, trug er eine Kleidung eben ſo altmodiſch wie ſeine Figur, und ſeine Figur war eben ſo altmodiſch wie ſeine Kleidung.

Gewöhnlich trug er eine ſchwarze Cravatte, weil ſich dieſe Farbe, wie er ſich naiv ausdrückte, am längſten weiß erhält.

Dieſes in der That ſehr liebenswürdige Perſonal hatte man uns zu Lehrern der ſchönen Künſte ausgeſucht.

Der Vater Loeyler machte einen ſo unangenehmen Eindruck auf mich, daß er mir gegen die Muſik, welche mein Lebenselement war, eine tiefe Abneigung beibrachte.

Er hatte nicht mehr Geduld als ich ſelbſt, er zeigte ſich nur, um eine große Taſſe Thee, welche ihm Miſtreß Oldrige während der Stunde ſchickte, hinunterzuſchlucken.

Er trank dieſen engliſchen Thee mit einer wahren Kunſtfertigkeit. Seine matten Augen erhoben ſich während der Operation, welche eine Viertelſtunde dauerte, als Zeichen ſeiner Freude zum Himmel, und hatte er dieſe Medizin einmal eingenommen, dann wurden ſeine alten Glieder erſt beweglich und auf meine armen von Kälte rothen Finger fielen die ſtarken Taktſchläge ſeines ſchwarzen Crayons, welches er in den Händen hielt.

Meine Furcht vor dem Lehrer und ſeinem Crayon war ſo groß, daß ich eine Zeit lang regungslos, die Hand auf dem

Griff der Thüre, stehen blieb, ehe ich den Muth fand mich an's Clavier zu setzen.

Ich war nicht im Stande die Noten zu lesen, so sehr setzte mich der bloße Anblick dieses Musikmenschen in Verwirrung. Ich spielte wie es mir in den Kopf kam, und meine Phantasien waren oft besser als die Stücke selbst.

Dann aber warf mir der Burggraf zornig das Notenheft an den Kopf. Ich fing an zu weinen und suchte mich zu retten. Aber der gute Mann, welcher sein Geld verdienen wollte, lief hinter mir her und zwang mich mit seinem Crayon auf das Clavier loszustürmen, welches das Ansehen einer eben so üblen Laune, wie ich selbst hatte.

So verging dieser Unterricht in der Harmonie mit lauter Zwiespalt, aber der Vater Loeyler hatte stets das beste Stück für seine Tasche ausgespielt. Er war so sicher wie ein Repräsentant seiner fünf und zwanzig Francs.

Um den epileptischen Anfällen des Lehrers zu entgehen, griff ich zu einem diplomatischen Auskunftsmittel. Ich ließ mir die Stücke, welche ich einstudiren sollte, von meinen Camerakinnen vorspielen, und ich hatte ein so gutes musikalisches Gehör, daß ich sie, nachdem ich sie ein einziges Mal gehört hatte, aus dem Gedächtnisse spielen konnte, ohne mich des Notenheftes zu bedienen. Auf diese Weise führte ich den alten Brummbär an, welcher die Possen, die ich ihm spielte, nicht im geringsten argwöhnte.

Eilftes Kapitel.

Miß Fanny, die jüngste Tochter der Lady Nicolls — Ein Penſionat für junge Knaben — der junge Sir Robert F . . .

Das erſte Abenteuer.

Der große Kummer, welchen ich in meiner Penſion zu erdulden hatte, erweckte in mir das Bedürfniß einer Freundin.

Der Mann ſowohl wie das Weib, das Kind wie das junge Mädchen bedürfen einer theilnehmenden Seele, die ihre Freuden mitempfindet und ihre Thränen mitweint.

In den zarteſten Jahren, in der Penſion, in der Schule, entſtehen die gegenſeitigen Neigungen, begründet ſich die Freundſchaft, ſuchen ſich die Characteré.

Es iſt ganz eben ſo in der großen Welt.

Oft macht ſich hierbei das Geſetz der Contraſte, wie es der große Philoſoph Bernardin de Saint-Pierre beobachtet hat, in der Freundſchaft ſowohl, wie in der Liebe geltend.

Es war die kleine Fanny Nicolls, welche ich zur Freundin wählte. Sie gefiel mir eben deshalb beſſer als alle anderen Penſionärinnen, weil ihr Character dem meinen gerade entgegengeſetzt war.

Fanny war eine kalte Natur, ich war feurig. —

Sie war ernſt, ich war ausgelaſſen.

Sie liebte die Schweigſamkeit, ich das Geräuſch.

Sie ſuchte in ihren Spielen Erholung, ich Bewegung.

Sie liebte die Ruhe über Alles, ich konnte niemals ruhig ſein.

Und trotz Allem liebten wir beide uns, weil wir uns ohne Unterlaß zankten. Dies gab Gelegenheit uns immer wieder auszuſöhnen.

Nach der Verſöhnung wieder derſelbe Wortwechſel, nach dem Wortwechſel wieder dieſelbe Verſöhnung!

Unſere Spielſtunden vergingen bei kleinen Kriegen, Verſöhnungen und Umarmungen.

Wir theilten gemeinſchaftlich alle unſere kleinen Beſitzthümer.

Wir hatten den Communismus ſchon eingeführt, ehe noch die Socialiſten ihn erfunden hatten. Sie mußten unſerm gemeinſchaftlichen Leben ihren Socialismus entlehnen. Das iſt Grund, weshalb ſie ſo einig ſind.

Wir hatten durchaus Alles gemeinſchaftlich, Freuden, Qualen, Thränen, Vergnügungen, Empfindungen, Spielſachen, Geld, Bonbons, unſere kleinen Geſchenke.

Das Verlangen, Alles kennen zu lernen, ließ mich nicht ruhen. Ich zerſtümmelte unſer Spielzeug, unſere hölzernen Pferde, unſere Papphunde, ich riß den Körper und den Kopf unſerer Puppen auf, um darin das unbeſtimmte Etwas zu finden, welches die Einbildungskraft eines jungen Mädchens beſchäftigt.

Fanny aber weinte bei dem Anblick dieſer Verſtümmelungen.

Die Leidenſchaft Alles zu wiſſen, Alles zu ſehen, Alles zu hören quälte meine feurige Natur. Jedes Geheimniß ſollte ſich

mir offenbaren, auf Alles mir eine Antwort werden, ſchnell wie der Gedanke.

Ich überhäufte meine Lehrerinnen mit den naivſten, originellſten Fragen, welche mir aber nicht beantwortet wurden.

Mein Character, durch ſolch ein ſyſtematiſches Stillſchweigen gereizt, verirrte ſich auf Abwege.

An der Seite unſerer Penſion befand ſich ein Inſtitut für Knaben, dieſes hatte ich geſehen, trotz dem, daß uns eine große Mauer trennte.

Die kleinen Demoiſellen unſerer Penſion hatten, wenn ſie Sonntags in die proteſtantiſche Kirche gingen, ihren Platz dem andern Geſchlecht gerade gegenüber.

Man ſprach ſich nicht, aber man beobachtete ſich.

Obgleich ich in der katholiſchen Religion erzogen wurde, ſo begleitete ich doch, dem Herkommen in unſerer Penſion gemäß, meine Cameradinnen nach der Kirche.

Da ich dieſe nun eigentlich herkömmlich beſuchte, ſo träumte ich während des Gottesdienſtes, ich ließ meine Augen umher ſchweifen, ſchon amüſirte ich mich damit meine Wahl unter den kleinen Herren zu treffen.

Zuweilen begegneten wir uns auf der Promenade, wir wechſelten Blicke, dann lächelten wir uns an und dann — — gaben ſich die Lächelnden am folgenden Morgen ein Rendezvous auf der großen Mauer.

Meine Liebe zu dem Unbekannten, Unvorhergeſehenen und Außerordentlichen, die alten Ueberreſte meiner erſten Erziehung in Indien, mein Talent im Klettern trieben mich an, die Mittel aufzuſuchen, mit deren Hülfe ich die Mauer beſteigen konnte und das Alles zu dem Zweck um zu ſehen, wie ein Knabenpenſionat ausſah.

Ein blaues Band, welches ich, wie alle meine Camera-

binnen, am Halse trug, leitete die Aufmerksamkeit des jungen Knaben auf mich, mit welchem ich in der Kirche und auf der Promenade Zeichen des Verständnisses gewechselt, mit dem ich gelächelt hatte.

Sobald der junge Mensch das blaue Band auf der Mauer erscheinen sah lief er herbei und kletterte von seiner Seite aus mit Hülfe einiger Baumzweige die Mauer hinauf.

Nachdem wir uns einmal wie die Katzen zugerufen hatten, plauderten wir, leichtfertig und naiv wie wir waren, ganz gemächlich miteinander.

Der junge Thor, welcher es sich angelegen sein ließ, sich mit einem jungen Mädchen zu amüsiren war siebenzehn Jahre alt und ich zählte damals 12 Jahre. Er nannte sich Robert F . . . und war Engländer.

Ich will aus Rücksicht für sein hohes diplomatisches Amt welches er schon jetzt bekleidet, seinen Namen nicht nennen. Er ist jetzt 32 Jahre alt.

Der Zufall hat uns seitdem in einer großen Stadt in Europa wieder zusammengeführt, und wir haben uns recht gut unserer Jugendstreiche erinnert, der hohen Mauer, der Promenade und des blauen Bandes.

Wenn ihm an dem fremden Hofe, an welchem er seine Regierung vertritt, diese Blätter zukommen, so wird er mir es Dank wissen, daß ich ihn als einen ernsten Menschen gezeichnet habe.

Mag er in diesem Augenblick noch so gute Diplomatie machen, er wird davon niemals soviel zum Nutzen seines Vaterlandes verwenden, als er schon jetzt bei dem kleinen Mädchen mit dem blauen Bande vortheilhaft angewandt hat.

Unsere blonden und schwarzen Locken vermischten sich

während unſerer Schäkerei, wir richteten an uns gegenſeitig die närriſchſten Fragen.

Ich mußte aber immer zuerſt die Unterhaltung beginnen, und er, der Diplomat, antwortete, wenn er konnte und wagte.

Was iſt denn das für ein Ding, welches man Liebe nennt? fragte ich.

Meiner Treu, ich weiß es nicht; verſetzte Robert.

Ach! Wäre ich ein Knabe! — — —

Nun dann, was würdeſt Du thun? —

O, ich würde es ſchnell genug wiſſen.

Wie wollteſt Du das anfangen?

Ich würde die Damen fragen, ich! —

Aber die ſind es ja gerade, welche uns hier fehlen.

O, ich würde dann ſchon welche finden.

Glaubſt Du? —

So frage doch Deinen Lehrer darnach.

Iſt das eine Sache, mit welcher ſich ein Lehrer beſchäftigt?

Gewiß. Die Herren beſchäftigen ſich ſtets damit.

Die Lehrer wollen niemals etwas davon wiſſen, wenn man ſie frägt.

Frage ihn doch immerhin, damit Du erfährſt, was er antworten wird.

Er wird Nichts antworten.

Höre. Ich habe dieſen Morgen in dem Zimmer meiner Lehrerin, in ihrem Käſtchen, ein Blatt gefunden, worin ich geleſen habe:

„Die Liebe iſt eine Thorheit!"

„Die Männer ſind Thoren genug, um an ſie zu glauben, und die Frauen haben Geiſt genug, um über ſie zu lachen."

Das iſt die Herzensergießung einer alten Lehrerin, verſetzte Robert.

Glaubst Du?

Ich bin dessen gewiß.

Suche doch einmal unter den Papieren Deines Lehrers nach, vielleicht findest Du eben solche Dinge.

Ich werde gar Nichts finden. Man beschäftigt sich bei uns nicht mit der Liebe.

Suche. Suche nur! —

Ich werde suchen. Adieu!

Auf Morgen!

Ja, auf Morgen!

Und am andern Morgen kletterten der Herr Diplomat und ich wieder über die Mauer und trafen uns am selben Platze.

Ganz bewegt, mein Ohr an das seine gelegt, erwartete ich das inhaltschwere Wort, die große Antwort auf eine große Frage.

Ich habe meinen Lehrer gefragt, sagte Robert.

Vortrefflich, und was hat er geantwortet?

Er hat gesagt: die Liebe ist eine Wolfsschlinge.

Unsere Unterredung hatte hiermit ein Ende.

Ich beeilte mich, Alles meiner guten Freundin, meiner kleinen Fanny, wieder zu erzählen, aber sie hörte diese pikanten Dinge, welche sie nicht verstand, ganz gleichgültig an.

Sonderbare Laune des Geschickes, welches jetzt zwei junge Mädchen trennt, die in denselben Grundsätzen, in denselben Ideen, in denselben Gegenständen erzogen worden sind. —

Das eine der beiden Mädchen ist der Laufbahn gefolgt, welche ihm sein milder Charakter, seine ruhige und zarte Natur vorgezeichnet. — Sie ist der Devise einer wahrhaften Frau gefolgt, welche heißt: Lebe in Bescheidenheit!

Ihre Empfindungen strömen dahin wie die ruhigen Wellen des Glückes. —

Sie ist jetzt eine sehr vornehme Dame in London.

Um so mehr aber bin ich physisch und moralisch, ich weiß nicht, durch welch ein unglückliches Verhängniß umhergeworfen worden, und es ist Alles anders gekommen, als die trügerischen Illusionen, welchen wir uns so gerne anstatt der Wirklichkeit hingeben, mir versprochen hatten.

Daß mir die kalte Philosophie nicht sage, die Erziehung vermöge das Naturell zu verbessern, den Charakter zu ändern, die Neigungen zu veredeln. Sie hat Unrecht.

Es sind die ersten Beispiele, die ersten Regungen, die ersten Eindrücke der Kindheit, welche für das Leben einer Frau entscheidend werden.

Die Erziehung ist gleich dem Schutzpfahl einer jungen Pflanze. —

Selbst ein abgestorbener Zweig schützt sie durch seine Umzäumung gegen die Winde, aber er überläßt sie schutzlos den Stürmen. —

Zwölftes Kapitel.

Die Ferien bei der Lady Nicolls.

Zweimal im Jahre verließen Fanny und ich die Penſion in Bath, um die Zeit der Ferien bei Lady Nicolls zuzubringen.

Zur großen Befriedigung der Lehrer und Schüler haben die Penſionäre in England zweimal des Jahres Ferien.

Die Winterferien verbrachten wir in London im Hauſe des Generals.

Wir befanden uns hier inmitten der engliſchen Ariſtokratie, inmitten der eleganteſten Sitten und ausgewählteſten Manieren der Hauptſtadt.

Von früh bis ſpät hörten wir von nichts Anderem reden, als von Vergnügungen, Vorſtellungen bei der Königin und Hoffeſten.

Die älteren Töchter der Lady Nicolls gingen oft in Geſellſchaft und erzählten uns von dem berauſchenden Leben auf den Bällen, welches ſo verführeriſch, ſo wünſchenswerth in den Träumen junger, faſt ſchon zu Jungfrauen gereifter Mädchen erſcheint.

Ohne es zu wollen, erweckte man in uns die Liebe zum Puze, man bereitete uns auf den Cultus der Coquetterie vor,

indem man in den größten Mode-Magazinen Londons bis zum Ueberfluß für uns Einkäufe machte.

Ich begann mit Theil an der Unterhaltung zu nehmen.

In der Penſion wie in der Stadt war ich unermüdlich im Fragen.

Eines Tages ſprach man über Indien. Die Erinnerung meiner Kindheit ließen mich die Unterhaltung mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit verfolgen. Ich hielt mich ganz zur Lady Nicolls, um ihre Worte beſſer hören zu können. Es war von der Ehe — ein Gegenſtand, welcher für die jungen Mädchen ſo viel Intereſſe hat — derjenigen jungen Perſonen die Rede, welche ſich nach Indien begeben wollten.

Eine ſo günſtige Gelegenheit zur Befriedigung meiner Neugierde konnte ich nicht ungenützt vorübergehen laſſen, und ich ſtand nicht an, von der Freiheit, welche man mir als einem aufgeweckten Kinde geſtattete, Gebrauch zu machen.

Warum wollen dieſe Demoiſelles nach Indien gehen? fragte ich.

Deshalb, meine Tochter, verſetzte Lady Nicolls lächelnd, weil in Indien die beſten Ehemänner ſind.

Dann will ich auch dahin gehen.

Daran würden Sie ſehr gut thun, Fräulein; verſetzte ein alter Junggeſelle, welcher ſeit funfzehn Jahren auf Freiersfüßen ſtand, ohne ſich an die Ehe zu wagen.

Ja, gewiß, ſagte ich.

Und was würden Sie dann thun?

Ich würde mich amüſiren — denn — —

Ei, ei, verſetzte der furchtſame Freier, das ſind ſchöne Anlagen — —

Sagen Sie mir doch, mein Herr, ſind die Männer wie die Puppen?

Nicht ganz ſo, Mademoiſelle — ei, der Teufel! —

Die Damen lachten, der Gentelmann ſchnitt eine Grimaſſe und ich war mit einem Satze bei meiner Puppe, ließ ſie vor aller Welt tanzen und nannte ſie meinen Ehemann.

Im Sommer bewohnten wir das herrliche Schloß, welches die Familie Nicolls bei Bath beſaß. Ich war daſelbſt wie ein kleiner dem Käfig entſprungener Löwe. Fanny dagegen immer ruhig und ernſt .Wir gingen ſehr oft in das Gehölz, um die wilden Blumen zu pflücken, deren lebendige Farben die Lady Nicolls mit einem ausgezeichneten Talent in Aquarellmanier wiedergab.

Unſere leichten Körbchen unterm Arm durchſtrichen wir die mit Kräutern bewachſenen Pfade, von deren Stengeln wir die beſcheidenen Blumen pflückten, welche unſere Gärtner nicht achten.

Wenn man dieſe liebliche Blumen ſo zwiſchen dem Buſchwerk ſah, ſo hätte man glauben ſollen, daß die Natur ſie deshalb in der Verborgenheit des Waldes wachſen ließ, um erkennen zu laſſen, daß Gott noch größer in den Dingen iſt, die ſich uns verbergen, als denen, die wir ſehen.

Unſer größtes kindliches Glück beſtand darin, mit der ernſten Miene der Künſtler die Blumen im Arbeitszimmer zu ordnen und unbeweglich und ſteif, wie die jungen Mädchen der Provinz, an dem Arbeitstiſch der Lady Nicolls zu ſitzen.

Unſere Werkzeuge beim Malen waren ſehr einfach. Zwei kleine Pinſel, Waſſerfarben, ein Glas Waſſer, einige Blätter Papier, das war Alles.

So verbreitete die tugendhafte Frau in ihrem Hauſe, und innerhalb ihrer zahlreichen Familie, den Geſchmack an angenehmen Beſchäftigungen, an dem unſchuldigen Zeitvertreibe,

welche auf Geist und Herz wohlthätiger wirken, als das betäubende Geräusch der Feste.

So verlebte ich denn meine Ferien in dem Hause der Lady Nicolls, unter den Beispielen der häuslichen Tugenden, welche durch die Gegenwart eines stillen Glückes belohnt werden. Ach, schon der Gedanke an solch ein Glück vermag der zur ewigen Unruhe inmitten des Geräusches der Welt verurtheilten Frau heiße Thränen zu entlocken!

Die patriarchalischen Sitten dieser Familie hatten mein Gemüth gestillt, häuslichen Freuden zugänglich gemacht.

In der ersten Aufregung meiner jugendlichen Gefühle suchte ich oft nach soliden Hülfsquellen zur Begründung eines einfachen und ruhigen Lebens.

Aber mein beweglicher Geist, mein ungestümer Charakter ließen mich diese heilsamen Gedanken nur zu schnell wieder aufgeben und nach einigen Augenblicken war ich wieder der alte unruhige Plage- und Poltergeist für mich und Andere.

Ich stellte selbst die unerschütterliche Ruhe des alten, ernsten Generals auf die Probe.

Ich machte aus seinen Rockschößen eine Schaukel, ich lief ihm zwischen den Beinen durch, während er in den Alleen seines Gartens tiefsinnig spazieren ging, ich kletterte auf seinen Nacken, ich war für ihn eines jener unerträglichen indischen Insekten, welche oft mit einer systematischen Beharrlichkeit uns um die Nase schwirren.

Der General stieß mich gewöhnlich ruhig bei Seite, aber eines Tages hatte ich dennoch seine Geduld ermüdet. Er schüttelte sich, als ich ihm gerade auf den Schultern saß, so gewaltig, daß ich in ein Bassin fiel, welches gerade an seiner Seite war.

Dieser Vorfall brachte das ganze Haus in Alarm, auf

mein entſetzliches Geſchrei lief die Dienerſchaft herbei, welche mich aus meinem unfreiwilligen Bade zog.

Aber der geringe Erfolg bei dem alten General, welcher kein Wort ſagte und nicht einmal den Kopf während meines Unfalles nach mir umdrehte, diente mir zur Lehre für die Zukunft.

Ich unterſtand mich ferner nicht, ihn wie einen Schulkameraden zu behandeln.

Ich ſtellte jetzt meine muthwilligen Kinderſtreiche ein, um Abenteuer aufzuſuchen.

Dreizehntes Kapitel.

Reiſe nach Paris. — Beſuch bei dem Herzoge von Bordeaux. — Die Tuillerien. — Die Revolutionärs von 1830. — Der engliſche Geſandte Lord Stuart.

In den Sommerferien 1830 reiſten wir, Fanny und ich, mit der Lady Nicolls auf einige Tage nach Paris.

Wir ſtiegen im Hotel Meurice ab, wo wir in der zweiten Etage unſere Zimmer bezogen, welche die Ausſicht nach der Straße Rivoli gewährten.

Eine meiner früheſten Jugenderinnerungen, welche ſich bis heute in meinem Gedächtniſſe erhalten hat, iſt die meines Erwachens am erſten Morgen unſeres Aufenthaltes in Paris. Zum erſten Male, ſeitdem ich Indien verlaſſen hatte, zeigte ſich mir die Sonne wieder in der ganzen Pracht ihres ſtrahlenden Glanzes.

Vor mir lag der herrliche Garten der Tuillerien.

Bei dem Anblick der großen Orangenbäume, deren angenehme Düfte bis in unſer kleines Zimmer drangen, glaubte ich mich wie durch ein Wunder nach Indien zurückverſetzt.

Alſobald nach unſerer Ankunft in Paris, welche Stadt für mich ein neues, wahrhaft feenhaftes Bengalien war, empfing die Lady Nicolls den Beſuch des engliſchen Geſandten, Lord Stuart,

welcher ſich erbot, uns die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen.

Am andern Morgen ſtellte er die Lady Nicolls bei Hofe vor, wo ſie von dem Könige Carl X. auf die ſchmeichelhafteſte und liebenswürdigſte Weiſe empfangen wurde.

Der König liebte den Ruhm, bei welcher Nation er ihn auch finden mochte, und der militäriſche Ruf des ehemaligen Ober-Commandeurs der indiſchen Armee flößte dem ritterlichen Könige eine hohe Achtung ein, welche er der Lady Nicolls in ſeiner galanten und anmuthigen Weiſe zu erkennen gab.

Einige Tage ſpäter wurden auch wir, Fanny und ich, bei Hofe eingeführt.

Der junge Herzog von Bordeaux und ſeine Schweſter zeigten ſich gegen uns kleine Damen voll Anmuth und Huld, und wir waren ſtolz auf eine ſo gute Aufnahme.

Der Herzog von Bordeaux war das liebenswürdigſte Kind von der Welt.

Er trug an dieſem Tage die Uniform eines Obriſten des Jäger-Regiments, auf ſeiner Bruſt hatte er das große blaue Band des Ordens des heiligen Geiſtes. An ſeiner Seite hing ein ſehr ſchöner künſtlich gearbeiteter Säbel, welchen ihm ſein Regiment verehrt hatte.

Ich erinnere mich, daß dieſer Säbel meine Aufmerkſamkeit ganz beſonders auf ſich zog.

Mit meiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit griff ich nach der koſtbaren Waffe, zog den Degen raſch aus ſeiner Scheide, und nahm die Miene an, als ſtände ich an der Spitze eines Bataillons, das ich zu commandiren hatte.

Die Gouvernante der kleinen Herzogin, eine edle, erhabene Frau, war bei unſern unſchuldigen Spielen zugegen und verfolgte meine muthwilligen Launen mit großem Intereſſe. —

Aber aus dieſen unſern kindlichen Spielen wurden wir durch ſehr ernſte Nachrichten aufgeſchreckt. Der alte König fuhr in größter Eile zu einem Miniſterrath nach Saint-Cloud.

Die Emeute hatte auf der Straße ihren Anfang genommen.

Wir verließen das Schloß, worin Alles in der größten Aufregung war. Vor den Tuillerien begegneten wir berauſchten Menſchen, den Julihelden, welche uns, ſo gut ſie konnten, beſchimpften.

Sie ſchrieen ſehr laut, aber ſie wußten nicht was ſie ſchrieen.

Dieſe Zuſtände machten auf mich kleines Mädchen denſelben Eindruck, wie meine Verbarrikadirung vor den Lehrern der ſchönen Künſte in der Penſion.

Nicht ohne Anſtrengung gewannen wir unſer Hotel, wo wir Lady Nicolls ganz beſtürzt fanden. Nach dem Rathe des engliſchen Geſandten war ſie ſchon den ganzen Morgen mit ihrem Gepäck zur Rückreiſe nach London beſchäftigt.

Wir hatten uns mit einer Emeute niedergelegt, wir erwachten mit einer Revolution.

Wer hätte es mir vorher geſagt, daß ich mich zweimal in meinem Leben, in ſo verſchiedenen Ländern, beim Ausbruche einer Revolution, ſo nahe den bedrohten Thronen befinden würde? Wahrlich, die Vorſehung hat mich durchaus dazu verdammt, zu leben und zu ſterben inmitten des Aufruhrs.

Vierzehntes Kapitel.

Die religiösen Pflichten. — Die erste Communion. — Der Beichtvater.

Geständnisse eines jungen Mädchens.

Mit großer Freude sah ich die Zeit religiöser Pflichten kommen, die Zeit des Gebetes, der Beichte, der ersten Communion, diese Zeit reiner, keuscher Empfindungen, welche den Frauen für immer im Gedächtniß bleibt. —

Mistreß Oldrige war dem Willen meiner Mutter genau nachgekommen, sie hatte meine religiöse Erziehung einem alten Priester anvertraut, welcher der Gesellschaft Jesu angehörte. Diese hatten in Bath eine große Niederlassung.

Ich war jetzt 13 Jahre alt, meine Pensionszeit näherte sich ihrem Ende.

Niemals in meinem Leben werde ich die süßen Empfindungen vergessen, welche sich meiner Seele bemächtigten, als ich zum ersten Male, noch ein furchtsames, anspruchloses Kind, am Beichtstuhle zu Füßen des frommen Jesuiten niederkniete.

Meine Aufregung war so groß, mein Herz schlug so gewaltig, daß ich in der That mich in den Himmel zu den Füßen Gottes gehoben glaubte.

Ich hatte dem Priester durchaus nichts zu bekennen, wenn

nicht etwa meine Unterhaltung mit Robert F. auf der großen Mauer.

Er, der Beichtvater, hätte viel beſſer über das Elend des reifern und des Greiſenalters als das unſchuldige Kind Bekenntniſſe ablegen können.

Als ich mich zum erſten Male in der Kapelle der Jeſuiten dem Beichtſtuhle näherte, war es zugleich das erſte Mal, daß ich in eine katholiſche Kirche trat.

Es war am Tage des Frohnleichnamsfeſtes.

Ich werde niemals das Erſtaunen und die Verwunderung, welche ſich meines jugendlichen Gemüthes beim Anblick der ſo reichen und großartigen Ausſchmückung der Kirche bemächtigte, wiedergeben können; bisher hatte ich nur die kahlen, kalten und ſchmuckloſen proteſtantiſchen Kirchen zu ſehen Gelegenheit gehabt.

Der Altar war mit Blumen bedeckt, und eine Uebermaſſe von Kerzen goſſen ihr Licht über dieſe Blumen aus.

Räucherkraut verbreitete die feinſten Wohlgerüche, und die reinen Stimmen der jungen Knaben entzückten das Ohr. Die kleinen Sänger waren anmuthig in weiße Gewänder gehüllt. Andere Knaben trugen kleine Körbe, aus denen ſie Roſenblätter durch die dichten Wolken des Weihrauchs auf den Altar niederwarfen.

Ein für mich ſo neues Schauſpiel regte mich fieberhaft auf, und ich richtete an den guten Vater, welcher mir zur Seite knieete, die naivſten und ſonderbarſten Fragen. Er antwortete dem für äußere Eindrücke ſo leicht empfänglichen Kinde mit der wohlwollenden Miene eines Prieſters, mit der weiſen Zurückhaltung eines Seelenhirten.

Sagen Sie mir doch, mein Vater, ſprach ich zu ihm, iſt der liebe Gott wie meine Mama? —

Was willſt Du damit ſagen, mein Kind? —

Ich meine, daß er eben daſſelbe liebt, was meine Mama liebt.

Wie ſo das, mein Kind?

O, wohl, der liebe Gott iſt wie meine Mama, er liebt die Blumen, den Wohlgeruch, das Strahlen der Kerzen, die Muſik.

Genug, mein Kind.

Hat der liebe Gott auch ebenſo den Tanz und die Bälle gern?

Was ſprichſt Du da, unglückſeeliges Kind?

Meine Mutter liebt ja auch den Tanz und die Geſellſchaft.

Der liebe Gott, mein Kind, liebt Alles was er geſchaffen hat.

Sehr wohl, mein Vater.

Und Gott hat die Blumen, die Wohlgerüche und das Licht geſchaffen.

Und den Tanz?

Den Tanz — den hat der Teufel geſchaffen.

Alſo darf man den Tanz nicht lieben?

Nein, mein Kind.

Ich werde das meiner Mutter ſagen.

Du wirſt daran wohl thun, und Gott wird Dich lieb haben.

Seit dieſem poetiſchen Tage erfüllten mich die religiöſen Ceremonien. Ich dachte nicht mehr an die Unterhaltung auf der großen Mauer. Ich träumte von Nichts, als von den harmoniſchen Geſängen in der Kirche, von den Kerzen, von den Blumen auf dem Altar Gottes.

Ich ſuchte auf jede mögliche Weiſe aus der Penſion zu entſchlüpfen, um den kirchlichen Ceremonien beizuwohnen.

Die Stunde der erſten Communion nahte heran, der gute Vater bereitete mich durch ſeine freundliche Unterhaltung, durch ſeine frommen Rathſchläge darauf vor.

Wir lasen zusammen die Verse des Evangeliums, welche das Gemüth zur Andacht erheben.

Eine große Bewegung bemächtigte sich noch immer meiner, wenn uns die Nacht in dem Gewölbe der Kirche bei unsern Gesprächen über das göttliche Wesen überraschte; wenn ich die Glocke des Convents zur Betstunde läuten hörte.

Dann machte sich inmitten der Stille des Klosters plötzlich ein starkes Geräusch hörbar. Die Jesuiten traten zum gemeinschaftlichen Abendgebete in die Kapelle.

Wer vermöchte die Empfindung, das Wonnegefühl einer reinen Seele in dem Augenblick, wo sich alle diese Stimmen zu einem gemeinschaftlichen Gebete vereinigten, wieder zu geben?

In einer finstern Ecke der Kirche verborgen, lauschte ich den hellen Tönen der Sänger, welche ich leise mitsang. Ich begann die stillen Freuden zu begreifen, welche die Ruhe des klösterlichen Lebens giebt.

Ich hätte mich da gerne zur Nonne machen lassen.

Der Sonntag Trinitatis war der Tag meiner ersten Communion. Am folgenden Tage suchte ich den Priester auf. Ich hatte seltsame Bekenntnisse zu machen. Ideen, die ich selbst nicht begriff, gingen mir durch den Kopf, beunruhigten mein Herz. Die Ceremonien des Gottesdienstes beschäftigten unaufhörlich meine Einbildungskraft.

Als ich mich dem Priester nahte, schlug laut mein Herz, füllten sich meine Augen mit Thränen, wurde meine Stimme bewegt, zitterten meine Glieder.

Was ist Dir, mein Kind? fragte der gute Vater.

Ich weiß es selbst nicht, mein Vater.

Warum weinst Du?

Ich weiß nicht, mein Vater.

Aber was bewegt Dich denn so?

Tausend Gedanken gehen mir durch den Kopf.

Was sind das für Gedanken, mein Kind?

Ach, mein Vater, ich weiß nicht auf welche Weise ich sie Euch mittheilen soll. Alle die religiösen Dinge verwirren mir den Kopf und wecken Empfindungen in mir, für die ich keine Worte habe.

Ich begreife Dich nicht, mein Kind.

Diese Blumen, diese Wohlgerüche, diese Erleuchtung, diese Musik! — —

Nun, meine Tochter?

Dies Alles betäubt mich und macht meinen Kopf schwindeln.

Welche Ideen hast Du da, armes Mädchen.

Hören Sie, mein Vater, ich dachte seit gestern, daß man ein Gott sein müsse, um seine Seele von all den irdischen Gedanken abzulenken, welche die Blumen, die Düfte, der Kerzenglanz, die Musik verursachen.

Entziehe Dich eiligst dieser traurigen Einbildung, mein Kind.

Das ist unmöglich, mein Vater. — —

Und bei diesen Worten brachen meine Thränen mit Heftigkeit hervor.

Der gute Priester senkte sein Haupt ohne ein Wort zu sagen. Trauriges Geschick! es war nicht mehr das Kind, es war das junge Mädchen, welches so dachte. —

Funfzehntes Kapitel.

Ankunft meiner Mutter in Bath. — Austritt aus der Penſion. — Ein zeitweiliger Ehemann. — Sonderbare Verhältniſſe.

Die Entführung.

Meine Mutter war von Indien gekommen, um mich aus der Penſion zu holen.

Kaum war das junge Mädchen aus dem Kindesalter getreten, hatte man es ſchon zur Ehe beſtimmt.

Meine Mutter wollte ſich der Verantwortlichkeit für ihre Tochter entheben, welche einer jungen Frau immer etwas unbequem geweſen wäre.

Meine Erziehung war beendet. Sie war ſehr glänzend. Ich verſtand alle europäiſchen Sprachen und ſelbſt Latein.

Ich hatte alle ſchönen Künſte gelernt, den Tanz ausgenommen, welchen ich ſchon genugſam vor meinem Eintritte in die Penſion kannte.

Man hatte mir den Weg der Vergnügungen gezeigt, aber nicht den des Glückes, den der nichtigen Freuden, aber nicht den der Vernunft.

Man hatte mir Latein beigebracht, welches uns pedantiſch macht.

Die Muſik, welche uns zur Thörin bildet.

Die Toilette, welche uns zur Coquette erzieht.

Die Eitelkeit, welche zu Allem, nur nicht zum Guten führt.

Man hatte mich endlich in allen unnützen, ich möchte ſagen, ſchädlichen Dingen unterrichtet.

Anſtatt uns auf die frommen und erhabenen Pflichten einer Familienmutter vorzubereiten, hatte man uns für die Rolle einer Salondame erzogen.

Anſtatt der einfachen und beſcheidenen Sitten, welche einem armen Mädchen ohne Vermögen ſo nothwendig ſind, hatte man uns die Gewohnheiten des Luxus beigebracht, welche ſelbſt große Häuſer ruiniren.

Anſtatt uns auf die Fallſtricke der Welt aufmerkſam zu machen, hatte man es vorgezogen, ſie unter Blumen zu verbergen.

Anſtatt uns gegen den Feind zu bewaffnen, hatte man uns ihm ſchutzlos in die Hände gegeben. —

Meine Mutter war eine Weltdame, nach ihrer Meinung war ich vollkommen gut erzogen.

Als ſie in die Penſion trat, war mein Kopfputz das Erſte, worauf ſie ihre Aufmerkſamkeit richtete. Während ich auf ſie zueilte, ſie zu umarmen, rief ſie:

O, Lola, wie ſchlecht biſt Du friſirt! — —

Es waren gerade die Winterferien, als mich meine Mutter beſuchte.

Sie war mit dem koſtbaren Pelzwerk bedeckt, welcher zu den großen Reichthümern Indiens gehört, ihre Toilette aber hatte die geſchmackvolle Einfachheit der wahrhaft ariſtokratiſchen Frauen.

Man hatte uns ſo gut in der Wiſſenſchaft des Putzes un-

terrichtet, daß ich alsobald dieſe nützlichen Kenntniſſe bei meiner Mutter in Anwendung brachte.

Meine Mutter entfaltete in England den ganzen Luxus der orientaliſchen Gebräuche. Zwei indiſche Kammermädchen begleiteten ſie, und wenn ſie ausging, ſo folgten ihr ſtets zwei Indianerinnen in dem maleriſchen Coſtüm ihres Landes.

Ein junger Gentelmann von ungefähr dreißig Jahren gab meiner Mutter den Arm, aber mir gegenüber hielt er ſich unbeweglich und ſchweigſam.

Es war ein Irländer aus guter Familie, Capitain in einem indiſchen Regimente. Er hatte meine Mutter während der Reiſe kennen gelernt.

Der Penſionärin von 11 Jahren ſchien dieſer Herr alt genug, um für ihren Vater gelten zu können.

Die jungen Mädchen in dieſem Alter, nennen alle Männer ohne Unterſchied alt, welche mehr als achtzehn Jahre zählen.

Der Begleiter der Miſtreß Gregie war aber in der That noch jung. Seine Phyſiognomie war nicht unangenehm, er hatte eine mittelmäßige Taille, braunes, ziemlich ſchönes Haar, blaue Augen, eine niedrige, gedrückte Stirne. Alles an dieſem Manne war gewöhnlich, nur ſein Stillſchweigen und die forſchenden Blicke, welche er auf mich warf, erſchienen mir ſehr außerordentlich.

Der Beobachter würde in ſeiner Phyſiognomie den entſchiedenen Charakter, den Hang zu gewagten Unternehmungen gefunden haben.

Unter den angenehmen Formen eines Weltmannes verbarg ſich der militairiſche Despotismus, das methodiſch kalte Blut eines engliſchen Soldaten, die ſtarke Willenskraft eines Menſchen, welcher gewohnt iſt im beſtändigen Kampfe mit den Elementen zu leben.

Mit der Neugierde eines jungen Mädchens der Penſion, ſtellte ich tauſend Vermuthungen über den Fremden an, über den meine Mutter mir auch nicht die geringſte Mittheilung machte.

Dieſer Herr gab ſich das Anſehen eines Beſchützers, was mich ſowohl wie die Miſtreß Oldrige in Erſtaunen ſetzte, denn auch ihr hatte man nicht das Geringſte über das Verhältniß des jungen Mannes mitgetheilt.

Nachdem ich endlich lange genug nach einem Aufſchluſſe geſucht hatte, ſagte ich zu mir ſelbſt, der junge Gentelmann mag zu keinem anderen Zwecke gekommen ſein, als um eine unſerer alten Lehrerinnen zu heirathen.

Bei der erſten ſowohl, ſo wie bei der zweiten Viſite, welche meine Mutter in der Penſion abſtattete, war ſie von dem Unbekannten begleitet.

Sie ſprach auch in ſeiner Anweſenheit von der großen Sache, welche in den Ohren einer vierzigjährigen Jungfrau ſo lieblich klingt.

Willſt Du Dich verheirathen, Lola?

Oi ja, Mama.

Nun, ich habe einen Mann für Dich.

Iſt er recht hübſch?

O, wohl, er iſt hübſch.

In meinem Alter?

Nicht ganz in Deinem Alter, Lola —

Wie alt iſt er denn? —

Sechzig Jahre, mein Kind. —

Als ſie dieſes geſprochen hatte, erbleichte ich, die erſten Worte, welche über meine Verheirathung zu mir geſprochen wurden, waren für mich eine Enttäuſchung. Ich ſah den Offizier

an, welcher zum erſten Male lächelte und deſſen auf mich geheftete Blicke mir Furcht einflößten.

Ich ging alſobald mit Thränen in den Augen zu meiner kleinen Fanny, der ich mein unglückliches Schickſal mittheilte.

Was bekümmert Dich ſo? fragte ſie mich, indem ſie meine Thränen trocknete.

Meine Mutter will mich verheirathen.

Und deshalb weinſt Du?

Ach, wenn Du wüßteſt — —

Was denn? — —

Meine Mama will mich verheirathen, aber nicht an einen Mann —

An wen denn?

An einen Alten.

An einen Alten? —

Ja, an einen Alten, den ſie mit aus Indien gebracht hat.

Du haſt ihn geſehen?

Vor einem Augenblick.

Wie alt iſt er denn?

Sechszig Jahre.

Hat er keine Haare mehr?

O ja.

Weißes Haar? —

Nein, ſchönes, braunes Haar.

Nun, ſo hat er wenigſtens keine Zähne mehr?

Doch; er hat weiße Zähne.

Und Du willſt dieſen Alten nicht? —

Nein, ich will ihn nicht.

Sehr wohl, man muß Deiner Mutter ſagen, daß Du in der Penſion bleiben willſt.

Sechszehntes Kapitel.

Sir Alexander Lunley, ein Ehemann von sechszig Jahren. — Der Capitän James.

Die Entführung.

Meine Mutter befragte mich nicht weiter über meine Empfindungen.

Am andern Morgen entführte sie mich meiner kleinen Freundin, dem Aufenthalte meiner kindlichen Empfindungen, der Illusionen eines jungen Mädchens, meinem Gefängnisse, um mich in eine andere Gefangenschaft zu führen.

Sie machte mir bekannt, daß meine Verheirathung mit einem reichen Greise, Sir Alexander Lunley, schon seit langer Zeit verabredet sei.

Nach dieser grausamen Mittheilung konnte ich den englischen Capitän nicht ohne Wuth und Verzweiflung ansehen.

Er richtete milde Worte an mich, er suchte mich auf jede mögliche Weise zu trösten.

Ich antwortete nichts, barg mein Haupt in meinen Händen und weinte mich aus.

Mademoiselle, sagte er einst, als er zu meiner Mutter ging, Sie verheirathen sich nicht gern? —

Nein, mein Herr.

Wie, Sie wollen den reichen Mann nicht, welchen Ihre Mutter für Sie bestimmt hat?

Nein — gehen Sie.

Sie wollen einen jüngern Gatten?

Ja, mein Herr.

Sie haben Recht.

Nicht wahr, mein Herr? sagte ich ganz erfreut, Jemanden gefunden zu haben, der mit mir gleicher Meinung war.

Ihre Mutter thut sehr übel daran, Sie an einen Sechzigjährigen verheirathen zu wollen.

Ach — mein Herr — Sie werden mich nicht gegen meinen Willen heirathen wollen? —

Aber, sagte der Capitän ganz erstaunt, aber, Mademoiselle — — —

Was ist Ihnen? —

Aber, Mademoiselle, Sie halten mich für Ihren alten Zukünftigen? —

Wie, ist dem nicht so? —

Welch ein Compliment machen Sie mir da! sagte der Capitän, halb ärgerlich, halb lächelnd.

Aber Sie sind doch der Alte, mein Herr, welchen meine Mutter aus Indien mitgebracht hat?

Sie moquiren sich über mich, Mademoiselle.

Wie, Sie heißen nicht Alexander Lunley?

Nein, nein, Mademoiselle.

Wie nennen Sie sich denn? —

Capitän Thomas James.

Ach — ich bitte um Verzeihung, mein Herr. Wir sehen in der Pension so selten Herren.

Deshalb?

Unſere Lehrerinnen haben uns niemals darin unterrichtet, das Alter eines Mannes nach ſeinem Aeußern zu beurtheilen. Für uns gilt ein Herr, welcher nicht von unſeren Jahren iſt, für einen alten Mann.

Als wir nähere Bekanntſchaft gemacht hatten und ich mich überzeugt hatte, daß der Capitain James nicht mein Zukünftiger war, flößte er mir nicht mehr ſolche Angſt ein.

Ich war vielmehr diplomatiſch genug, ihn mir zum Freunde zu ſuchen. Ich dachte ſchon daran, daß er mich gegen den unbeugſamen Despotismus meiner Mutter in Schutz nehmen könnte.

Anſtatt ihn, wie früher, zu meiden, wenn er zu uns kam, kam ich ihm jetzt entgegen.

Sie ſind mir nicht böſe, ſagte ich zu ihm, daß ich Sie für einen ſechzigjährigen Alten gehalten habe? —

Nein, Mademoiſelle.

Ach, wie gütig ſind Sie, mein Herr.

Sie ſind mir jetzt gut?

Ja, mein Herr.

In Wahrheit?

Und ich würde Sie noch mehr lieben, wenn — —

Was muß ich thun, um mir Ihre volle Liebe zu erwerben?

Sie müſſen meiner Mama ſagen, daß ſie mich mit dem alten Lunley nicht verheirathen ſoll.

Der Auftrag, den Sie mir da gaben, iſt ſehr mißlich.

Weshalb?

Wenn Ihre Mutter ſich eine Sache in den Kopf geſetzt hat, ſo — —

Aber, mein Herr, wenn ich nicht will. — —

Ihre Mutter hat ihr Wort gegeben. —

Ich aber habe mein Wort nicht gegeben, mein Herr.

Das ist sehr wahr.

Nun wohlan, verhindern Sie, daß meine Mutter mich an den Alten vermählt, und ich will Sie lieben wie meinen Vater.

Ich verspreche Ihnen Alles was ich vermag für Sie aufzubieten.

So wurde der junge Offizier auf die natürlichste Weise mein Beschützer.

Er kannte den hartnäckigen Character meiner Mutter zu wohl, um nicht zu wissen, daß er bei ihr in einer Sache, welche ihrer Eitelkeit zusagte, nichts ausrichten würde.

Sie wollte mich eher reich, als glücklich wissen, mich nach ihrem Geschmack und nicht nach meinem verheirathen. Sie wollte mich versorgen, aber nicht verehlichen.

Der Capitän Thomas James suchte, als ein gewandter Mann, die Schwierigkeit zu umgehen, statt ihr offen entgegen zu treten, er versuchte nicht das zwecklose Mittel auf den Entschluß meiner Mutter einzuwirken, sondern wandte sich lieber an das Herz eines jungen Mädchens.

Es ist nicht allzu schwer das Herz eines jungen Mädchens von 11 Jahren zu gewinnen, weiß es doch selbst kaum was es mit seinem Herzen machen soll.

In einem so frühen Alter kennen wir noch nicht unsere Empfindungen; die Leidenschaften, die Liebe, die Freundschaft, Alles dieses sieht das junge Mädchen nur unbestimmt durch das Prisma ihrer wunderlichen Illusionen.

Das Herz eines vierzehnjährigen Mädchens ist ein weiches Wachs, auf welchem sich die Gefühle ebenso rasch eingraben, wie sie daraus verschwinden.

Im vierzehnten Jahre ſchlägt unſer Herz für den Erſten Beſten, welcher uns wohl will. —

Wir lieben Jeden, der uns beſchützt, erfreut, vertheidigt.

Der Capitain James war 30 Jahre und ich nicht einmal halb ſo alt.

Er beſuchte jetzt häufiger meine Mutter, wenn auch ein wenig ihretwegen, aber doch hauptſächlich, um mich zu ſehen.

Sobald er zu uns eintrat, erheiterte ſich mein Geſicht, ich wurde fröhlicher. Ich betrachtete ihn wie meinen Beſchützer vor dem Alten, welcher mich bedrohte.

Meine Mutter ſprach von unſerer Abreiſe nach Indien, und ich begann zu zittern.

Ich näherte mich dem Capitän, um ihm meinen Kummer mitzutheilen.

Sie weinen noch immer, Mademoiſelle?

Habe ich nicht Grund genug dazu? —

Sie fürchten ſich noch immer vor dem alten Ehemann?

O, ſehr, mein Herr!

Nun denn ſo hören Sie mich, ſagte der Capitän mit einer entſchloſſenen Miene.

Ich höre, verſetzte ich mit einer Art innerer Befriedigung.

Es giebt nur ein Mittel von Ihrem Alten loszukommen.

O, ſagen Sie es ſchnell.

Sie geben mit mir.

Wohin?

Zu meiner Familie.

Ach, ſehr gern, aber — —

Nun, aber? —

Haben Sie die Erlaubniß meiner Mutter?

Im Gegentheil, ſie darf durchaus nichts davon wiſſen.

Wie wollen wir das anfangen?

Kümmern Sie ſich um nichts, ſchweigen Sie nur, und dann dieſen Abend — — —

Dieſen Abend? —

An dieſem Abend noch reiſen wir nach Irland.

Meine innere Bewegung erreichte jetzt den höchſten Grad, ich brach in einen Strom von Thränen aus.

Sie werden mich doch gewiß wie mein Vater lieben? fragte ich ſchluchzend.

Statt aller Antwort küßte er mir die Hände, und entfernte ſich.

Am Abend hielt er Wort. Ein Wagen ſtand vor unſerer Thür bereit. Wir fuhren zuſammen fort.

Und am andern Morgen, dreißig Meilen hinter Bath war er ſchon nicht mehr mein Papa! — — —

Siebenzehntes Kapitel.

Entwickelung unſeres Abenteuers. — Unerwartete Hinderniſſe.

Lord Normanby, Vicekönig von Irland.
Lady Normanby.

Das junge Mädchen von vierzehn Jahren war nicht mehr unſchuldig. Sie erwachte von einer Schuld befleckt, welche ſie weder geſucht, noch verſtanden hatte. —

Wenn auch mein Entführer hierüber keine Gewiſſensbiſſe empfand, ſo hatte er ſich doch eine Verlegenheit bereitet, aus der er ſich herausreißen mußte.

Schon ſeines eigenen Vortheils wegen, welcher ihm aus ſeiner geſellſchaftlichen Stellung erwuchs und der durch eine Entführung gefährdet war, mußte er an eine Ehe mit mir denken. Er wußte wohl, daß er Rückſicht zu nehmen habe auf ein junges Mädchen aus guter Familie, welches keinen andern Fehler begangen hatte, als in ihm ſeinen erſten Beſchützer gegen eine ihm aufgezwungene unnatürliche Ehe zu ſehen.

Der Mann, welcher ſich in einem Lande wie England, wo die Sitten viel ſtrenger ſind als anderswo, wo die kalte Vernunft vorherrſcht, wo der Geſchäftsgeiſt die Leidenſchaften verurtheilt, wo das Herz eben ſo wenig hervortritt wie die Sonne,

der Mann, sagen wir, welcher sich in diesem Lande zu dem Roman einer Entführung versteigt, ist für die Gesellschaft gebrandmarkt. —

So zwang denn mehr noch der Egoismus, als die Rücksicht auf mich, den Sir Thomas James das Sakrament der Ehe zu nehmen.

Die Zeit unvorhergesehener Hindernisse sollte jetzt beginnen.

Ich war minorenn und Katholikin. Ich mußte also zur Abschließung einer Ehe die Erlaubniß meiner Aeltern und des Bischofs haben.

Vier Erfordernisse machten alle Mitglieder des Clerus geltend, der Capitän fand noch eines dazu: unsere Ehe mußte von beiden Kirchen, der katholischen und protestantischen, eingesegnet werden.

Durch diese Schwierigkeiten gereizt, wollte sie der Capitän James wenigstens vermindern. Er schlug mir vor, zum Protestantismus überzutreten.

Jetzt zeigte ich das erste Mal in meinem Leben einen entschiedenen Willen, ich verweigerte es, meinen Glauben, in welchem ich erzogen war, abzuschwören.

Vergebens machte nun der Capitän in allen Kirchspielen Liverpools die Runde.

Um, wie er sagte, den bösen Willen der Geistlichen und Pfarrer zu überwinden, entschloß er sich nun, einen Anwalt, dessen Gewandheit in Geschäften und elastisches Gewissen er kannte, zu Rathe zu ziehen.

Wir machten uns also auf den Weg zu diesem feinen Manne, welcher in Dublin wohnte.

Bei der Auseinandersetzung unserer Angelegenheit machte der Anwalt ein sehr garstiges und verlegenes Gesicht. Während er über seine zu gebende Antwort nachsann, hefteten sich

seine Katzenaugen bald auf die bestäubten Actenstücke vor ihm, bald auf seine silbernen Schuhschnallen — aber kein Wort kam heraus.

Endlich nahm er eine ungeheure Prise, rückte mit einem sehr eigenthümlichen Lächeln dem Capitän näher und sagte, sich zu dessen Ohr hinneigend und jedes Wort scharf betonend:

Wenn man einen protestantischen Geistlichen zum Bruder hat — — — der in Dublin wohnt. — — Verstehen Sie? —

All right, rief Sir James, und beeilte sich, dem Gentlemen das Honorar für einen so kostbaren Rath zu zahlen.

Zwei Stunden später klopften wir an die Thür des kleinen Landhauses unseres protestantischen Pfarrers an.

Der heilige Mann war nicht wenig erstaunt, er glaubte, daß sein Bruder mit seinem ganzen Regiment aus Indien im Anzuge sei.

Er sah mich groß an und ich machte noch größere Augen.

Wer ist dieses Kind? fragte er.

Dieses Kind — — es ist meine Frau, versetzte der Capitän.

Deine Frau? — Du bist also verheirathet?

Ja — wenn nämlich — —

Wenn sie größer sein wird?

Nein, wenn Du uns trauen wirst.

Wie? —

Kannst Du Dir denken, daß ich schon fünf Tage lang darnach laufe, getraut zu werden?

So? —

Ich suchte Dich deshalb auf, weil ich es müde bin, länger herumzulaufen.

Aber, mein Bruder — —

Auf zwei Worte, sagte der Capitän, indem er seinen Bruder aus dem Zimmer in den Garten hineinzog.

Dieſe beiden Worte mußten von magiſcher Wirkung geweſen ſein, denn am andern Morgen traute uns der gefällige Pfarrer in aller Frühe, mit Hinzuziehung eines alten Dieners, als des einzigen Zeugen, in der kleinen Kirche ſeines Ortes.

Konnte ich mich nun als die rechtmäßige Frau des Capitäns betrachten?

Die engliſchen Geſetze wiſſen davon nicht viel, ſie ſind überhaupt in Bezug auf dieſes Thema nicht ſehr unverſchämt. Um als verheirathete Frau zu gelten, genügt es, wenn man nur mit einigem Recht die Miene einer ſolchen annehmen kann.

Dieſe ſeltſame Trauung, bei welcher ich eine Rolle zu ſpielen gezwungen war, ſchützte wenigſtens den Capitän vor der Polizei, welche ihm auf eine Denunziation meiner Mutter von London aus auf den Ferſen ſaß.

Als der Capitän nicht mehr fürchtete verhaftet zu werden, glaubte er, daß ich nun ganz glücklich ſein würde, ihn der Polizei trotzen zu ſehen.

Die Männer haben doch zuweilen viele dünkelhafte Einbildungen.

Endlich mußten wir doch auch daran denken, die Familie meines Mannes, welche auf einem alten Schloſſe in der Nähe Dublins wohnte, kennen zu lernen.

Wir hielten uns aber zuvor noch einige Tage in der Hauptſtadt Irlands auf, wo ich verſchiedenen hohen Perſonen vorgeſtellt wurde.

Dies war mein erſtes Auftreten in der Welt. Jeder lachte, welcher mich Madame nennen hörte. Man gab mir den Namen: „das verheirathete Kind.“

Zum Hochzeitsgeſchenk gab man mir ein Regiment Puppen und mehrere Damen gaben mir zu Ehren Kinderbälle.

Zu der Zeit, als wir uns in Dublin aufhielten, bekleidete

der gegenwärtige englische Gesandte zu Paris den hohen Posten eines Vicekönigs von Irland.

Dieser englische Gentlemen war damals noch jung und trug noch nicht die prächtige Perrücke, mit welcher er jetzt in den großen Salons der Hauptstadt so geckenhaft herumspaziert.

Trotz seiner funfzig Jahre ist der elegante und schwächliche Diplomat noch immer derselbe.

Es sind noch immer dieselben Ansprüche an sein gutes Glück, noch immer dieselben Albernheiten des guten Tons, durch welche eitle Frauen sich so leicht fangen lassen, es ist immer noch dasselbe stereotype Lächeln, es sind noch immer dieselben süßen Worte, der Vogelleim des Salons, dessen sich der gewandte Vogelsteller eben so wohl zum Vortheil seiner Regierung, als zur Befriedigung seiner Eigenliebe bedient.

Von diesen unschuldigen Fehlern abgesehen, hat Lord Normanby den Ruf eines großen Diplomaten und Schriftstellers.

Er ist eines der bedeutendsten Mitglieder der Whigs, der rechte Arm des Lord Palmerston, auf den er einen großen Einfluß übt.

Der Lord Brougham hat mir über diesen Gegenstand, in Gegenwart des Fürsten Metternich, sehr sonderbare Thatsachen mitgetheilt. Ich komme später hierauf zurück.

Die Lady Normanby ist hübsch und graziös. Sie hat vollkommen die Manieren einer großen Dame, die berechnete Kälte, welche unverschämt genug ist, sich hinter dem Namen der Diplomatie zu verbergen. Im Grunde aber ist sie eine gute Frau, geistreich, wohlthätig, tugendhaft, sie liebt Frankreich und verabscheut die Franzosen.

Mit einer heldenmüthigen Resignation duldete sie die nothwendigen Treulosigkeiten ihres flatterhaften Gemahls.

Sie hoffte, daß wenigstens zu Paris das Reich der kleinen

Treulosigkeiten mit der Regierung der Bürgeraristokratie von 1830 vorübergehen würde.

Aber sie hätte sich überzeugt halten können, daß es selbst die improvisirten Regierungen und die Provisorien der Republik überdauern würde.

Es liegt in der Rolle des alten Lords, welche ihm durch die abenteuerliche Politik des Ministers des Auswärtigen vorgezeichnet ist, den Salon mit der Flüchtigkeit eines Schmetterlings zu berühren, und der alte stutzerhafte Geck zu bleiben, bis die Gesandtschaften und die Gesandten beseitigt sein würden.

Warum soll ich es zu Ehren der Diplomatie nicht zugestehen? Es war der glänzende Vicekönig von Irland, welcher zuerst das verheirathete Kind jene angenehme Schmeicheleien und Phrasen hören ließ, welche die Frauen so lüstern und die Männer so eifersüchtig machen.

Achtzehntes Kapitel.

Die Familie meines Mannes. — Sitten der Schloßbewohner. — Rückreise nach Indien.

Nach einigen wenigen Tagen der Aufregung und der Vergnügungen kamen die Tage der Langenweile und der Widerwärtigkeiten.

Wir begaben uns jetzt nach Bally-Castel in der Grafschaft Werford, woselbst mein Schwiegervater seinen Wohnsitz hatte.

Ich kam da so recht in die patriarchalischen Sitten hinein.

Das Haupt dieser zahlreichen Familie war seit langer Zeit Wittwer und eine Magistratsperson. Mein Schwiegervater lebte in der Mitte seiner Bauern, gutmüthiger und ehrlicher Irländer, deren Zwistigkeiten er schlichtete, wie Saint-Louis unter den Eichen von Vincenz.

Mein Schwiegervater und seine Kinder, welche wohl einsahen, daß die Heirath meines Mannes keine so große Thorheit war, wie sie den Anschein hatte, und daß der Major Craigie durch seinen hohen Rang in der indischen Armee dem Capitän sehr nützlich werden konnte, nahmen die Fremde, welche in ihre Familie wie vom Himmel herabgefallen war, auf's Beste auf.

So verlebten wir sechs Monate inmitten der Familie des alten Schlosses, welche aus drei Töchtern und vier Söhnen bestand.

Die Aelteste, eine trockne, steife Engländerin, ein wunderlicher Character, zänkisch und mürrisch, hatte den einzigen Sohn eines reichen Directors der indischen Compagnie geheirathet. Sie ist durch die Jahre zu einer ausgedörrten getrockneten Pflaume zusammengeschrumpft.

Die zweite Tochter, Wittwe des Obristen Waltson, entschädigte die Familie für die Häßlichkeit der älteren, durch ihre guten und seltenen Eigenschaften. Sie war eine sehr achtungswerthe Frau, welche sich nur mit ihren Kindern beschäftigte.

Die jüngste der Schwestern war nicht verheirathet. Vernunft und Neigung hatten sie dahin geführt, der Ehe zu entsagen. Sie hieß Mina. Sie war die barmherzige Schwester des Hauses, welche mit der Gewissenhaftigkeit eines Gelöbnisses über ihren alten Vater wachte, sie war die Vertraute der Freuden und Leiden aller Einwohner des Ortes, sie war die Vorsehung der Armen.

Der älteste der Brüder, der Erbe des väterlichen Gutes, war eine rohe Natur. Er brachte seine Zeit auf der Jagd und bei den Pferden zu, und galt im Lande für einen der ungebildetsten und langweiligsten Landjunker. Ich fand, daß er selbst diesen Ruf noch übertraf.

Nach ihm kam Sir Thomas James, welcher nun fast mein rechtmäßiger Mann war.

Dann folgte der Herr Pfarrer, dem ich dieses fast zu danken hatte.

Diese Jacobsleiter endigte sich bescheiden mit einem kleinen

Bruder, welcher die Tochter eines reichen Londoner Advokaten geheirathet hatte, und der zwar sehr wenige Beziehung mit seinen Vorfahren hatte, aber desto freundschaftlicher mit seinen Thalern stand.

Seine häßliche und abscheuliche Frau wirthschaftete im Hause wie ein Emporkömmling, schwatzte immerwährend von Geist, von dem sie nicht ein Körnchen besaß und bewunderte sich selbst, ohne daß sie in dieser Bewunderung Nebenbuhler gefunden hätte.

Was die Heiterkeit dieser Gesellschaft, von der ich umgeben war, anbetraf, so konnte sie mit einer Versammlung der Burggrafen zur Zeit der constitutionellen Conflicte wetteifern.

Auch mein Mann amüsirte mich nicht mehr, die Verschiedenheit unseres Alters führte ihn auf schlechte Wege. —

Wenn sich der Himmel meiner Flitterwochen in diesem Aufenthalte einen Augenblick wolkenlos gezeigt hatte, so war dieser von sehr kurzer Dauer.

Das Kind hatte nur einen Beschützer gesucht, aber einen Meister gefunden.

In seinen mißlaunigen Stunden zwickte mich der Herr Capitain mit so heftigen und groben Griffen, daß ich ihn für eine neue Auflage meines Pianolehrers halten mußte.

Ich hatte nun bald genug von diesem langweiligen Leben, auf dem alten, entlegenen Schlosse inmitten des jammervollen Irlands. Es glich gar zu sehr der Pension in Bezug nämlich auf seine — von den Frauen so sehr verabscheute — Eintönigkeit.

Es waren da immer dieselben Dinge welche sich regelmäßig nach der Uhr wiederholten. Erst die Jagd, dann das Essen, nach dem Essen wieder die Jagd. Dann folgten die

Tassen Thee, ohne Ende, aber stets genau in gleicher Zahl und in denselben Zwischenräumen angefüllt. Diese medizinischen Gießbäder, welche mit einer unerschütterlichen Kaltblütigkeit immer zur selben Stunde in das Innere des Körpers hineingegossen wurden, griffen meine Nerven an, und machte mir dieses Gurgelschauspiel, dessen Annehmlichkeit ich nie begreifen konnte, höchst zuwider. —

Außer diesen edlen Beschäftigungen herrschte im Schlosse vollkommene Stille, welche weder von Tanz noch von Musik wenn nicht etwa von den disharmonischen Tönen eines Schnupfenspinetts unterbrochen wurde, mit einem Wort, es war da nichts von allem dem zu finden, was mir durch meine Erziehung zum Bedürfniß geworden war.

Ich gähnte gar zu oft — ich langweilte mich schon.

Wenn eine Frau erst dahin gekommen ist — sprechen wir es unverhohlen aus — so ist der Mann verloren. Ich träumte wol zuweilen, ich wünschte nichts sehnlicher als noch einmal entführt zu werden, aber nicht durch einen provisorischen Ehemann, sondern durch einen glücklichen Zufall, welcher mich gerettet hätte von der tödtlichen Einförmigkeit eines sich ewig wiederholenden Lebens, vor diesem kalten englischen Gesichte, auf welchem sich niemals das Geringste von dem zeigte, was anzieht, was die trüben Wolken am Ehehimmel scheucht; kein Lächeln, keine zärtliche Miene, kein liebendes Wort, nichts von jenen kleinen Mitteln endlich, welche das sich nach Ausfüllung sehnende Herz von Abwegen zurückhält.

Als mich diese so schweren Gedanken beschäftigten, erhielt mein Mann den Befehl nach Calcutta zu seinem Regimente zurückzukehren.

Es war hohe Zeit. Es giebt doch noch einen Gott der Ehe sowohl als der Liebe! —

Wir traten sofort unsere Rückreise nach Indien an.

Zur guten Stunde einmal wieder, Bewegung, Aufregung, Veränderung! das Leben für die Grabesstille, Sonnenlächeln für finstere Nebel! Also noch einmal die Welt durchkreuzt, aber diesmal soll die Frau davon Vortheil ziehn! —

Neunzehntes Kapitel.

Abreise. — Leben auf dem Schiffe. — Merkwürdige Abenteuer. — Eine kleine geheime Correspondenz. — Die Schiffergesellschaft.

Drei Anbeter.

So war ich denn glücklich dem Pensionat auf dem alten Schlosse entkommen, aber leider nicht dem Lehrer der Pension. Wir schifften uns auf einem Schiffe der ostindischen Compagnie, dem „Blund" zu Liverpool, ein.

Ich hoffte, daß mir nun die eheliche Kette leichter werden würde, aber in dem engen Raume des Schiffes wurde sie mir noch drückender.

Das Zusammenreisen ist selbst in den Flitterwochen der Tod der Liebe. Eine Reise auf dem Schiffe veranlaßt ein immerwährendes Gähnen. Man geht gelangweilt zu Bette und erhebt sich wieder, um Andere zu langweilen. Man hat Ungeduld im Kopfe und in den Füßen. Das Meer macht die Frauen krank und die Männer unleidlich. In der ehelichen Koje kommt man immerwährend in unangenehme Berührungen, man kann sich nicht umdrehen, ohne sich wider Willen ein unangenehmes Compliment zu machen.

Der „Blund," ein herrlich gebautes Schiff führte Passa-

giere von Rang mit sich, Engländer, Spanier, junge Herren, junge Frauen, und Alle wollten sich unterhalten, und unterhalten sein.

Am Tage plauderte man und des Abends suchte man bei Tanz und Musik die Einförmigkeit der Reise zu vergessen.

Während meines kurzen Aufenthalts zu Dublin hatte ich die Welt lieben gelernt, wie sie meine Mutter liebte. Die kleinen Schmeicheleien, welche ich daselbst vom Vicekönig von Irland vernommen hatte, gingen mir durch den Kopf.

Der Lord Normanby hatte mir, ohne vielleicht selbst daran zu glauben gesagt, daß ich schön sei. Denn er war damals schon Diplomat genug um das Gegentheil von dem zu sagen, was er glaubte. Aber ich glaubte es — und das genügte mir.

In einer Ecke des Salons zu Dublin hatte mir der edle Lord unter anderen wichtigen Dingen anvertraut, daß die Frauen von 16 Jahren die Gebieterinnen der Welt seien, und daß sie, wenn sie wollten, die Männer und namentlich die Diplomaten zu Narren machen könnten. Besser konnte ich es nicht verlangen.

Seine galanten Bemerkungen konnten mich übrigens nicht verleiten. Er mag sie längst vergessen haben, denn er hat seitdem in allen Ländern damit debütirt.

Die Galanterien der jungen Passagiere brachten mich dahin, daß ich an meine kleinen Verdienste glaubte. Mein Mann verbrachte die Zeit zwischen Portersflaschen und Schlaf. Er rauchte wie ein Deutscher und schlief wie ein Bär. Er wurde launisch, thierisch, tyrannisch; ich muß jedoch frei bekennen, daß es mir nicht einmal aufgefallen sein würde, hätten mich die Frauen nicht darauf aufmerksam gemacht.

Ich bemerkte wohl, daß er mißlaunig und langweilig war, aber ich glaubte, daß die Ehemänner alle so wären.

Die Damen der Reisegesellschaft aber suchten mit vielem

Eifer mir begreiflich zu machen, daß ein Ehemann sehr liebenswürdig sein müsse, und daß die Ehe dazu da sei, um unsere Launen und Einfälle zu befriedigen.

Unser Geschlecht zeigt bei seinen gegenseitigen Herzensergießungen, doch mehr als man glaubt, daß es jede Wolke am Himmel seiner Flitterwochen haßt. —

Unsere Schiffsgesellschaft, welche eben so lärmend, eben so belebt war, wie eine Gesellschaft in den Salons zu London und Paris, machte mich mit den kleinen Geheimnissen vertraut, welche ich bis dahin noch nicht verstand, aber mein weibliches Erforschungstalent bald fassen ließ.

Welche Episoden öffneten mir die Augen! —

Wenn wir des Abends auf dem Verdecke tanzten und musicirten, plauderten die muntern Herren ganz leise mit den Damen, aber ich vernahm dennoch halbe Worte, kleine Bruchstücke dieser Unterhaltungen.

Aber es kam noch besser. —

Ich wußte, daß mein Reisenachbar ein charmanter junger Officier war. Dieser neugierige Mensch hatte in das Brett, welches ihn von unserer ehelichen Schlafstätte trennte, ein unmerkliches Loch gebohrt, durch welches er eine Menge Dinge bei mir sah, die ihm sehr wohl gefielen.

Bald amüsirte er sich damit, meinen prosaischen, schlafenden Ehemann zu bewundern, bald ließ er durch die Oeffnung kleine Stückchen zusammengerollten Papiers gleiten. Ich nahm sie für Schwefelhölzchen, zündete sie an, und hatte mein Vergnügen daran, die Asche auf das Gesicht meines schlafenden Mannes fallen zu lassen. —

Der Nachbar zu meiner Linken zögerte nicht meinem Nachbarn zur Rechten nachzuahmen. Alsobald kamen auch von dieser Seite feine Röllchen von Velinpapier, welche den ersten

ähnlich waren. Ich entwickelte die geheimnißvollen Rollen. Es waren die abgeschossenen Pfeile irgend eines schalkhaften Gottes, welche gegen mich gerichtet waren, es waren Liebesbriefe. — Und welche! — Der Eine von der rechten Seite schrieb:

„Mademoiselle!

„Wie sehr müssen Sie sich mit einem Vater lang-
„weilen, der nichts Anderes thut, als schlafen oder
„trinken. Werden Sie mir die ausgezeichnete Gunst
„bewilligen, meine Hand anzunehmen, so will ich Ihnen
„mit Freuden angeloben, niemals weder zu schlafen noch
„zu trinken."

Ihr
Sie ewig anbetender
John S...

Der Andere von der linken Seite hatte seinen Brief auf zartem Rosapapier in spanischer Sprache geschrieben, er gab so ziemlich die Poesie des ersten Briefes wieder.

„Mademoiselle!

(Man hielt mich ganz entschieden für ein Kind.)

„Ihr Herr Vater ist ein so fleißiger Schläfer, daß
„es Ihnen nicht schwer fallen wird, mir mit einer kur-
„zen Unterredung das himmlische Glück zu gewähren,
„Ihre schönen Augen, die mich ganz närrisch gemacht
„haben, betrachten zu können."

Enriquez de V...

Von der Lectüre dieser Briefe wurde meine Aufmerksamkeit durch ein leises Geräusch, welches von der Thüre herzukommen schien, abgelenkt. Ich beugte mich über mein Bett und fing einen Brief auf, dessen Styl sehr eigenthümlich war. Er lautete:

„Madame!

(Das laß ich mir gefallen.)

„Man hat Sie mit einem Manne aus der Familie „des Morpheus beglückt. Wenn Sie Sich für die Lange„weile, welche er Ihnen verursacht, nicht rächen, so sind „Sie kein Weib. Machen Sie mich das Gegentheil „glauben, und ich biete Ihnen die tiefe Ergebenheit einer „heißen und verschwiegenen Liebe an.

„Eine sehr schnelle Antwort von Ihnen, Madame, „würde mich zu einem Glücklichen machen."

Ihr
unterthäniger Diener
Capitän Sn . . .

Mit meinen drei Briefen spazierte ich ganz stolz unter den Damen unserer Reisegesellschaft umher. Ich wußte aber nicht für welchen ich mich entscheiden sollte. Der letzte Brief, das muß ich gestehen, gefiel mir ganz besonders, er hatte das Verdienst der Klarheit und schien mir von einem Manne von Geist abgefaßt zu sein.

Während ich nun damit beschäftigt war, ihn nochmals zu lesen, um mich mit dem was er mir vorschlug, vertraut zu machen, wurde an meine Thür gepocht.

Wer ist da? fragte ich ganz bestürzt.

Ich bin es, Madame.

Wer sind Sie?

Der, welcher Ihnen einen Brief geschrieben hat.

Welchen Brief?

Den, welcher eine schnelle Antwort erbat.

Ich öffnete dem Pocher, großer Gott! ich fand mich einem Riesen von Tambourmajor gegenüber, der einen entsetzlich großen Bart hatte. Dabei hatte er ein kupfer-

rothes Geſicht mit aufgedunſenen Wangen, im Munde hielt er eine chineſiſche Pfeife, welche er, bevor er zu ſprechen begann, ehrfurchtsvoll aus dem Munde nahm und an ſein Knopfloch hing.

Mein Mann hatte glücklicherweiſe den Einfall gehabt, auf dem Verdeck ein Mittagsſchläfchen zu halten.

Wer ſind Sie denn, mein Herr? fragte ich nun ein wenig in meinen Illuſionen geſtört.

Ich bin Su . . . . Capitän des Schiffes gaillard d'avant genannt „Feuerſprüher". — — Ich habe noch niemals eine elegante Fregatte, welche ſo graziös wie Sie gebaut iſt mit einem ſo alten entmaſteten Ponton wie Ihr Mann iſt, daſſelbe Fahrwaſſer halten ſehen. —

Das geht nicht mit rechten Dingen zu, ſagte ich zu mir, und die Liebe hat mich auf den Einfall gebracht, Sie zu erloſen. Nun, hier bin ich, mein ſchönes Kind, und bitte mir Antwort auf meinen Brief aus.

Schreiben Sie, mein Herr, fragte ich, bei ſolchen körperlichen Anlagen Liebesbriefe?

O, ich habe über meine körperliche Beſchaffenheit noch niemals Klagen gehört, und was die Liebe anbetrifft — — die kenne ich ein wenig.

Ah — Sie kennen die Liebe?

Ob ich ſie kenne! rief der Goliath mit einem ganz eigenthümlichen Augenblinzeln.

So ſagen Sie mir doch, wie ſie iſt, entgegnete ich ihn auslachend.

Die Liebe, mein theures Kind, iſt eine Pfeife, welche man ſtopft in ſeinem achtzehnten, welche man raucht bis zum vierzigſten Jahre, und deren Aſche man abſchüttelt bis zum Sterbeſtündlein.

Die Rückkehr meines Mannes verhinderte glücklicher Weise diesen poſſierlichen Menſchen, ſeine Erläuterung auszuführen.

Hätte Büffon die poetiſchen Briefe des Herrn „Feuerſprühers" Su ... geleſen, er würde nicht mehr geſagt haben, daß der Styl der Menſch iſt.

Mögen doch die Frauen, wenn ihnen ſo närriſche Käuze, welche ihnen dergleichen zärtliches Zeug ſchreiben, nahe ſind, einen Riegel vor ihr Herz legen und ihre Thüre verbarrikadiren!

Um mich von dem Rieſen und ſeinen Briefen zu befreien, nahm ich meine Zuflucht zu einer Kriegsliſt, welche mir ſehr gut gelang.

Das Schiff hatte nämlich eine Ladung engliſcher Mädchen zum Export eingenommen, welche ſchon ſeit langer Zeit auf die Haube warteten und nun, in Ermangelung einer andern Ausſicht, in Indien die geſellſchaftliche Stellung zu finden gedachten, welche den Engländerinnen ſo wünſchenswerth erſcheint.

Ihnen ſandte ich den „Feuerſprüher", und ich hörte nur mit Lob von ihm ſprechen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Eine Ladung heirathsluſtiger Mädchen. — Drei Perſonen, die eine närriſcher als die andere.

Eine improviſirte Heirath am Bord des „Blund.“

Inzwiſchen beobachtete ich meine beiden anderen Verehrer. Ich ſah ſie in den Abendgeſellſchaften. Sie harrten auf die Antworten, welche ich zu geben nicht wagte, und auch in der That nicht zu geben wußte. Aber ich ermuthigte ſie mit meinen Blicken, und da ich ſehr neugierig auf eine Liebesunterhaltung war, welche ich mir ſehr verſchieden von der des Sn. . . dachte, ſo verſchaffte ich nach und nach dem Engländer und dem Spanier die Gelegenheit ſich mir zu nähern.

Sie erſchienen mir als charmante junge Leute, deren Unterhaltung beſſer war, als ihr Styl.

Der Engländer war empfindſam, der Spanier leidenſchaftlich.

O Miß, ſagte der Eine, während er mit mir tanzte, mit zitternder Stimme, Sie ſind es, die beſtändig in meinen Träumen lebt, ich liebe Sie, und ich fühle, daß dieſe Liebe das Glück oder das Unglück meines Lebens ſein wird. Wenn Sie mir auf meinen Brief, was ſehr traurig wäre, keine Antwort

geben wollen, o, dann, ich bitte Sie, gestatten Sie mir wenigstens, einen Augenblick zu einer Unterredung.

Ich verstehe Sie nicht, mein Herr, versetzte ich, aber wenn Sie mich sprechen wollen, so wählen Sie Morgen eine Zeit, in der mein Mann die Kajüte verlassen haben wird.

Ihr Mann? — Dieser Herr ist Ihr Mann? —

Ohne Zweifel.

Er führte mich an meinen Platz zurück und sagte mir nur, indem er meine Fingerspitzen drückte: auf Morgen, Madame!

Einen Augenblick später saß ich am Piano.

Der Spanier stellte sich unter dem Vorwande, die Blätter des Notenheftes umzukehren, hinter meinen Stuhl und, indem er meine Schultern mit seinen Blicken verschlang und mein Haar mit seinen Wangen berührte, bat er mich jedesmal, wenn sein Amt, das er sich selbst gegeben, ihm die Gelegenheit bot, ihm die Ruhe wieder zu geben, welche ihm meine himmlische Schönheit geraubt habe.

Ihr Vater, Senora, sagte er, kann uns nicht hören, ich sehe in dem Spiegel sein kaltes Gesicht, dessen sich der Schlaf schon bemächtigt hat. Glauben Sie mir — die Liebe zu Ihnen tödtet mich. Aber hier vermag ich Ihnen nicht zu sagen, welche Fülle von Zärtlichkeit, welche Gluth mein Herz umschließt. Gewähren Sie mir das Glück, welches ich Ihnen mit meinem Leben bezahlen würde, Sie nur einen Augenblick allein zu sehen — Sie zu sprechen.

Der Orgelzug half mir aus der Verlegenheit, ich spielte einige Variationen, und unter dem Applaus der Dilettanten des Schiffes, antwortete ich rasch und leise:

Ich weiß nicht, ob ich darf. — — Morgen, wenn ich allein sein werde — — und mein Gemahl — —

Ihr Ge — — mahl? — Nun, um ſo beſſer! Es iſt nicht mehr wie billig, murmelte der Spanier, als ich die letzte Note des Singſtücks ſpielte.

Die Nacht brachte mir Ueberlegung. Ich war kaum im Bette, als ich meine Unvorſichtigkeit inne wurde.

Wenn ſie nun beide in derſelben Zeit kommen? dachte ich. Si nun, dann werde ich ſie beide empfangen. Ich wußte damals noch nicht, wie es zu ändern war, habe aber ſeitdem gelernt, wie eine Frau eine ſo unbedeutende Schwierigkeit beſeitigt. —

Am andern Morgen wurde Sir James abgerufen, um eine ſehr ſchwere Frage zu entſcheiden, welche den Officieren zu einer ſehr bedeutenden Wette Veranlaſſung gegeben hatte. Es handelte ſich um nichts Geringeres als die Zeit zu berechnen, welche ein Soldat, der im Sturmſchritt marſchirt, ein Elephant, der mit einer mittelmäßigen Laſt beladen, vorwärts trabt und endlich eine rückwärts ſchreitende Schildkröte, bei einer Reiſe um die Welt gebrauchen.

Meine ſchmachtenden Anbeter benutzten dieſe Gelegenheit, und zwar in demſelben Augenblick. Ich ſah ſie beide zu gleicher Zeit ankommen und war nicht mehr ſehr verlegen.

Ehe ſie die Thüre erreichten, entſpann ſich zwiſchen ihnen ein Streit der mir von beiden Seiten ſehr egoiſtiſch ſchien.

Erlauben Sie mir, mein Herr, ſagte der Engländer, ich will zur Madame, welche von meinem Beſuche benachrichtigt iſt.

Aber Madame erwartet mich ebenfalls, wandte der Spanier ein.

Sie kommen zweifelsohne in Geſchäftsangelegenheiten?

Und Sie, mein Herr?

Ich ebenfalls.

Iſt es mir erlaubt zu fragen, welche Geſchäfte Sie vorhaben? —

Ich wollte eben dieſelbe Frage an Sie richten.

Aber mein Herr ich bin zuerſt hier angelangt, verſetzte der Spanier aufbrauſend.

Sie irren, Sie irren, mein Herr, entgegnete Sir John En. . . . , welcher von ſeiner Kaltblütigkeit nichts verlor, wir haben das Verdeck zur ſelben Zeit verlaſſen, ich war Ihnen eine Stufe voraus, und da die Kajüttentreppe ſehr eng iſt, ſo mußten Sie mir folgen, Sie konnten alſo nicht zu gleicher Zeit mit mir hier ſein. —

Der Engländer behauptete den Platz, aber er hatte nicht die Zeit, ſich ſeinen Vortheil zu Nutze zu machen.

Mein Mann kam, um ſeine logarithmiſchen Tabellen zu holen.

Alſobald veränderte ſich die Scene. Die Nachbaren rechts und links machten ſich davon, wie bei ihrem Raube überraſchte Wilddiebe.

Ich beeilte mich auf's Schleunigſte das Geſellſchaftszimmer wieder zu gewinnen, um der Wiederholung einer Scene zu entgehen, deren Gefahr ich jetzt kennen gelernt hatte.

Der Spanier erſpähte mit der größten Beharrlichkeit eine Gelegenheit, mich zu ſprechen, und fand ſie auch noch am ſelben Tage.

Sein Beſuch war kurz, aber ſehr gut ausgefüllt. Als er mich verließ, erkannte ich, daß eine junge Frau vor einer Zuſammenkunft unter vier Augen mit einem unternehmenden Schwätzer, ſich wohl zu hüten habe.

Ich konnte nun auch dem anderen Herren eine Unterredung nicht verſagen, auf welche er eben ſo gut ein Recht hatte, als ſein Nebenbuhler. Ich hörte alſo auch ihn und über-

zeugte mich, daß die Engländer in Bezug auf die Ehe einen besseren Ruf haben, als sie verdienen, und daß sie solche bei günstiger Gelegenheit nicht mehr achten, als ihre leichtsinnigen Nachbaren des Festlandes. —

Aber die junge Frau, welche sich für den Anfang ihrer Freiheit so gut zu bedienen wußte, fühlte jetzt das Bedürfniß sich gewissen Selbstbetrachtungen zu entziehen.

Ich mischte mich unter die Gesellschaft der ehesuchenden Damen. In ihrer Mitte thronte der Capitän vom gaillard d'avant (Vorcastel) welcher ihnen Geschichtchen erzählte, denen sie den Fächer vor den Augen haltend, sehr aufmerksam zuhörten.

Ich fand ihn ein wenig abgemagert.

Die Mistreß B . . . ein altes sinniges Mädchen von Jahren, welcher ich meine Briefe gezeigt hatte, nahm mich bei Seite, um mich zu befragen, ob ich schon andere empfangen, und welche Antwort ich auf meine ersten Briefe gegeben hätte.

Ich habe ihm geantwortet, entgegnete ich auf diese Frage, daß hier ganz liebenswürdige Damen wären, denen sie gewiß sehr angenehm sein würden.

Ich hoffe, daß Sie mich nicht genannt haben.

Wollen Sie sich denn etwa nicht verheirathen?

O, wohl.

Nun gut; und was thut der große Capitän

Schreibt der etwa auch Briefe?

Und das sehr leidenschaftliche. —

Hat er an Sie welche gerichtet?

An mich, wie an alle Welt.

Was haben Sie geantwortet?

Ich habe ihn geradezu an Sie gewiesen.

An mich? —

Ja, an Sie, die am beſten ſeine glänzende Erziehung zu ſchätzen wiſſen würde.

Sie ſpotten über mich.

Nein, ich verſichere es Ihnen . . . Es ſind nicht allzuviel Ehemänner da und ſie ſind ſelten vollkommen . . .

Sie würden mir alſo rathen? . . .

Ich rathe Ihnen gar nichts. Ich glaube, daß Sir James meine Urtheilsfähigkeit in Bezug auf die Ehe verdorben hat.

Miſtreß B . . . entfernte ſich ſehr nachdenkend, aber ich ſollte den Gegenſtand ihres Nachdenkens bald erfahren.

Wir waren nicht mehr weit von Calcutta entfernt, als ich ein Einladungsſchreiben folgenden Inhalts erhielt:

„Auf der Rhede von Calcutta, am 30. Dez. 1811.

„An Miſtreß Thomas James!

„Miß Euphemia B . . . . erlaubt ſich, in Abweſen-
„heit ihrer Eltern, Ihnen ihre Verheirathung mit dem
„ehrenwerthen Peter Sn . . . von der königlichen Ma-
„rine, anzuzeigen, und ich bitte Sie, unſere Trauung
„welche am Bord des „Blund" am künftigen Mittwoch,
„früh 5 Uhr, ſtattfinden wird, mit Ihrer Gegenwart
„beehren zu wollen."

Dieſen Brief konnte ich nicht, ohne zu lachen, leſen. Der ehrenwerthe Kapitän Sn . . . hatte den guten Einfall gehabt, ſeinen ruhmvollen Beinamen eines „Feuerſprühers" auf dem Altar der Liebe zu opfern und ich war es, welche, ohne es zu wollen, in Abweſenheit der Eltern des jungen Mädchens, eine ſo ausgeſuchte Heirath eingeleitet hatte.

Ein kleines, allerliebſtes Billet, welches in dem Einladungsſchreiben eingeſchloſſen war, drückte mir noch beſonders den Dank der Miß B . . . aus.

Liebe Madame!

„Sie sind es, welcher ich den vollkommensten Ehemann „verdanke, denn Sie haben mir über die guten Eigen„schaften des M. En. . . . die Augen geöffnet. Ich hätte „allerdings eine glänzendere Heirath schließen können, „aber die vielen Jahre, in welchen ich Gelegenheit hatte, „die Bedingungen kennen zu lernen, ohne welche kein „dauerndes Glück möglich ist, und Ihre so richtigen „Bemerkungen haben mich entschieden.

„Bei einem fast immerwährend abwesenden Ehe„manne, findet eine Frau den doppelten Vortheil, nicht „zu viel von seinen Fehlern zu leiden, wenn er deren „hat, und die Augenblicke des ehelichen Glückes besser „zu schätzen, welche ihr so sparsam zugezählt sind. — „Auf diese Weise wiederholen und erneuern sich gewisser„maßen die Flitterwochen.

„Ich so wird mir indessen sehr schwer werden, nahe „und so langer Zeit meinen Mann nicht zu sehen. Ich „glaube, daß man in jeder Hinsicht nicht seines „Gleichen findet"

Ihre u. s. w.

Arme Miß B . . . Bei ihrer Erziehung und guten Herkunft hätte sie in der langen Zeit von etwas Besserem träumen sollen, als von einem solchen rüden Ehemann. Aber wenn ein Mädchen erst 31 Jahre alt ist, dann glaubt sie schon nahe an vierzig zu sein, eine fatale Zahl, welche für die Ehelosen eben so unglücksverkündend ist, wie Dantes Hölleninschrift „Lasciate ogni speranza." (Laßt alle Hoffnung hinter euch.)

So hatte sie sich dann rasch entschieden, um, zu Calcutta angelangt, keine Concurrenz mehr befürchten zu dürfen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Beſchreibung von Calcutta.

Sitten. — Kleidung. — Religion. — Die Göttin Kali. — Die Bayaderen.

Werfen wir nochmals einen Blick auf Calcutta, auf dieſe große Stadt, auf alle ihre Merkwürdigkeiten, welche auf mich, da ich noch ein Kind war, ſchon einen ſo großen Eindruck gemacht hatten, und jetzt auch die junge Frau wieder in Erſtaunen verſetzten.

Calcutta liegt an der dreifachen Mündung des größten und poetiſchſten Fluſſes der Welt, an dem Ganges.

Dieſe prächtige Hauptſtadt Indiens, eine Tochterſtadt Londons, hat nach einem nur zwanzigjährigen Beſtand — allerdings zum größten Nutzen ihrer Mutterſtadt — die jämmerliche franzöſiſche Colonie, Chandernayon, welche ſeitwärts am andern Ufer des Ganges liegt, vollkommen unterdrückt.

Die Engländer haben aus Calcutta zum Vortheil ihres Handels einen Ableitungskanal für ganz Europa gemacht.

England, dieſes ſo ſelbſtſüchtige, kalte Land, welches ſo gut zu rechnen verſteht, ſandte einen Theil ſeiner nur zu großen Proletarier-Bevölkerung dahin, welche in dem ſtets glühenden Klima dieſes Landes an der aſiatiſchen Cholera ihren

Tod fand. Seine Kaufleute begründeten daselbst den Despotismus des Schachers an der Stelle des Despotismus der Regierung, welche freisinnig ist in Bezug auf sich selbst und tyrannisch gegen Andere.

Die jüngern Abkömmlinge der Familien suchten daselbst Vermögen zu erwerben, seine Aristokratie ihren zerrütteten Vermögensumstände wieder aufzuhelfen, seine Schiffsladungen von Mädchen fanden daselbst Aussteuer und Ehemänner, seine Armeen endlich, mit welchen es nichts anzufangen wußte, unterdrückten daselbst die armen Eingebornen und eroberten zum Schaden der benachbarten Völker ein so bedeutendes Stück Land.

Calcutta besteht eigentlich aus zwei Städten, welche ihren Sitten, ihren Gewohnheiten und ihrer Religion nach sich völlig entgegengesetzt sind. Calcutta ist zugleich eine indische und eine englische Stadt.

Welch einen fremdartigen Anblick gewährt dieses indische Calcutta! Die orientalischen Sitten seiner Eingebornen, ihre Eigenthümlichkeit der Bekleidung, welche sich bei ihnen aus ihrer ältesten Zeit erhalten hat, ihre phantastischen Tänze und Bewegungen, ihre wunderlichen immerwährenden Festlichkeiten, ihre hindostanische Sprache, welche aus einem Gemisch von Persisch und der Sanscritsprache besteht, Alles dieses überrascht den Fremden und versetzt ihn in Erstaunen.

Indien gleicht dem gelobten Lande, dem irdischen Paradiese, wie es die Apostel der heiligen Schrift gezeichnet haben.

Es war gewiß dieses Indien, wo Gott unseren ersten Voreltern ihren Wohnsitz angewiesen hat.

Die Bekleidung der Indier ist ebenso einfach wie die Bekleidung der ersten Bewohner des Paradieses, sie besteht einzig und allein aus Armringen, Fußreifen und Nasenringen.

Die indische Aristokratie, die Radjas, hüllen sich in ihren

Paläſten des Anſtandes wegen in lange Tücher von weißem Mouſſelin, die ſie, anſtatt des Feigenblattes, welches man oft an den Statüen in unſern Muſeen bemerkt, nachläſſig um ihre Hüfte knüpfen.

Das Volk hat eine bewundernswerthe Zierlichkeit der Geſtalt und eine erſtaunliche Geſchwindigkeit in ſeinen Bewegungen. Das männliche Geſchlecht iſt wie in Europa ein wenig häßlich, den Frauen aber fehlt es nicht an Liebreiz.

In dieſem merkwürdigen Lande mit ſeiner ſo wunderbaren Natur und ſeinen originellen Sitten begegnen uns auf jedem Schritt die ſchroffſten Gegenſätze, das ſeltſamſte Gemiſch; das Tragiſche im Verein mit dem Lächerlichen, das Erhabene mit dem Gemeinen, das Ernſte mit dem Poſſenhaften, das Elend mit dem Luxus. — Die ſonderbarſten Aufzüge durchkreuzen die religiöſen Prozeſſionen.

Einen höchſt eigenthümlichen Anblick gewährt die nackte Bevölkerung, welche heulend und ſchreiend durcheinanderwogt, inmitten ungeheurer Heerden von mehr oder minder wilden Thieren, mit welchen ſie lebt, ißt und ſchläft.

Kameele, eine Art häßlicher Buckelthiere von weißer Farbe, Affen, Papageien, Pfauen, alle dieſe Thiere leben ganz einträchtig beiſammen.

Hier ſieht man große Elephanten mit den Kioskes auf ihren Rücken, Chakals, eine Art wilder Katzen, wilde Schlangen von drei bis vier Ellen, welche ziſchend aus dem Annanasgebüſch emporfahren; dort Affen und kleine Vögel von ſchönſter Farbenpracht mit ihrem lieblichen Gezwitſcher in den melancholiſchen Palmhainen und den duftenden Roſengebüſchen umherfliegen und ſpielen.

Ich konnte nicht aufhören, dieſe ſo merkwürdige Natur zu bewundern, dieſe Bäume mit ihrem ewigen Grün, mit ihren

köſtlichen Früchten, mit ihren duftenden Blüthen; dieſe Gebüſche von Lorbeerroſen, dieſe Wälder von Kokosbäumen und vorzüglich dieſen Banihan auch Multipliant (der ſich vervielfältigende) genannt.

Wahrlich eine bewundernswerthe Vegetation! —

Der „Banihan" hat die große Kraft des Menſchen ſich bis ins Unendliche fortzupflanzen, bald reichen ſeine Zweige bis in den Himmel, bald hängen ſie zur Erde nieder, — faſſen im Boden wieder Wurzel, werden Stämme und bekommen wieder Zweige.

Der Banihan könnte den Mond mit ſeinem Schatten decken, wenn der Ocean und die engliſche Mauth ihn nicht daran verhinderten. —

Etwas weiterhin ſieht man die großen Stelzfüßler, eine Art Raubvögel, welche wie die Raben die Richtſtätten, die Körper, welche man in den Gangeswellen begraben hat, umkreiſen. —

Dieſe Thiere nennt man wegen ihres eigenthümlichen Ausſehens und ihrer traurigen Beſchäftigung „Philoſophen." Sie ſind die Anordner des Leichengepränges zu Calcutta.

Die Radjas verlaſſen zweimal am Tage ihre Paläſte und kommen, wie unſere Waſſerenten, in Schaaren von zwanzig und dreißig, um ihre religiöſen Waſchungen im Ganges vorzunehmen.

Einige von ihnen haben das Geſicht mit allerlei Zeichen bunt bemalt, Andere ihre Stirne mit dickem Maſtix bedeckt. Dieſe ſonderbaren Verzierungen oder Verunzierungen ſind religiöſe Gebräuche und Zeichen. Einige ſind in alte und abgenutzte Stoffe von verblichenem Brocat, Andere in lange weiße Mouſſelingewänder gehüllt, welche ihnen ein geſpenſterhaftes Anſehen geben. Ihre Köpfe ſind vollſtändig geſchoren, nur

am Hinterkopfe haben ſie eine einzige Haarflechte, die Eleganten aber geſtatten ſich einen Bart. Bald gehen ſie zu Fuße, bald ſieht man ſie in Wagen von Bambus, welche von weißen Ochſen, die wie deutſche Diplomaten bebändert ſind, oder von Elephanten gezogen werden, denen man Decken von den ſchreiendſten Farben, wie ſie die Krämerfrauen an hohen Feſttagen tragen, übergeworfen hat. — Zuweilen laſſen ſie ſich auch von ihren Dienern auf Palankins (Tragbahren) tragen. Nackte Menſchen laufen mit einem Kuhſchweif gegen die Inſekten und mit Fächern gegen die Hitze bewaffnet neben ihnen her.

Die Feſte zu Ehren des indiſchen Hauptgottes „Brama" werden auf offener Straße gefeiert, eben ſo werden auf offener Straße Concerte und Serenaden der Göttin der Rache und des Todes „Kali-Poudja" dargebracht.

Dieſe burleske Göttin würde ſehr gut eine Statüe der rothen Republik vorſtellen können. Sie wird auf einer Art Tragbahre von Saumthieren getragen, und ſtellt, entblößt von aller Bekleidung, ihre menſchlichen Formen zur Schau.

An ihren beiden Händen hängen friſch abgehauene Köpfe, ihr Hals iſt mit einem entſetzlichen Halsbande von Todtenköpfen geſchmückt, die neben einander wie Perlen auf einem ſeidenen Faden aufgereiht ſind, zu ihren Füßen liegen Leichen mit auf der Bruſt zuſammengebundenen Händen, den Statüen ähnlich, welche die Bildhauer des Mittelalters an den Grabmälern der Könige angebracht haben. —

Die „Philoſophen" ſind ſo unverſchämt, ſich dieſer Leichenkette welche ſie wittern, zu nahen, und machen ſich nach Art unſerer Katzen wenn ſie ſpielen, ein Vergnügen daraus, die Leichen mit ihren langen Schnabeln anzubeißen.

Um dieſen traurigen Pomp ſchwingen Jünglinge ihre bren-

nenden Fackeln, welche auf die Bäume rings herum ihr Licht werfen und ſie blaß färben. —

Eine ohrzerreißende Muſik erfüllt die Luft. Einige haben Trompeten aus Elephantenhorn, Andere Querpfeifen und wieder Andere ein mir unbekanntes Inſtrument, welches ſie „tam tam“ nennen und das ein Europäer nicht hören kann, ohne ſich die Ohren zuzuhalten.

In der Nähe dieſes Orcheſters tanzen die Bajaderen, welche auf meine kindliche Phantaſie ſo viel Eindruck gemacht hatten. Die Bajaderen ſind junge Mädchen von funfzehn und ſechszehn Jahren, ſie haben ein regelmäßig gebildetes Geſicht, eine feine, dünne und ſchlanke Taille, ihre Bekleidung iſt ſehr einfach und beſteht aus einem Unterröckchen von durchſichtigem mit Gold und Silber durchwirktem Mouſſelin.

Dieſe Tänzerinnen wiederholen bis ins Unendliche während der religiöſen Prozeſſionen ihre üppigen Stellungen und Verſchlingungen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Religion des Brama.

Die Fakirs. — Ihre Bekleidung. — Ihre heiligen Gebräuche. — Das Blatt der Wasserlilie. — Die Leuchtkäfer. — Erleuchtung Calcuttas.

Sehen wir auf der einen Seite Freudentänze, so begegnet uns auf der andern ein herzzerreißendes Schauspiel! Auf der einen Seite Belustigung, auf der andern thörichte Leiden!

Die Religiösen nehmen nämlich an sich selbst die entsetzlichsten Verstümmelungen vor. Es sind die Fanatiker, welche man „Fakirs" nennt, eine Art Trappisten, welche wie lebendige Leichen umhergehen, und die unmöglichsten Gelübde zu Ehren ihres „Brama" thun.

Es ist bemerkungswerth, daß in der Religion des Brama, wie in der unsern, die Asche das Zeichen der Demüthigung ist. Auch die Fakirs beschmieren sich, als Zeichen der Demüthigung vor ihrem Gott, das Antlitz mit Asche.

Die Fakirs gehen bald völlig nackend, bald bedecken sie sich mit häßlichen Fellen, welche ihnen das Ansehen des Rothwildes giebt. Wenn sie ihre gräßlichen religiösen Uebungen verrichten wollen, so stoßen sie in ihre langen Trompeten, um dies ihrem Brama, welcher wol etwas schwerhörig sein mag,

anzuzeigen, und die Unglücklichen gehen alsobald an's Werk.

Die Einen halten vor dem versammelten Publikum ihre Arme über einer glühenden Kohlenpfanne, die Andern halten ihre über einandergekreuzten Hände so lange in der Luft, bis die Nägel sich ins Fleisch eindrücken. — Die Einen thun das Gelübde niemals zu schlafen, die Andern sich niemals niederzusetzen, Andere wiederum wollen niemals sprechen.

Wenn doch die constitutionellen Regierungen so glücklich wären, daß sie in ihren Kammern nur solche ausschweifenden Fakirs hätten!!

Die Religion ist in Indien despotisch, materiell und fanatisch zugleich. Sie gilt dort als Gesetzbuch.

In diesem Lande schlechter Gesetzgeber bedarf es aber wenigstens nicht der täglichen Diäten von 25 Francs, um das Volk zu beglücken. Ein solcher Luxus ist daselbst vollkommen unbekannt.

In praktischen, religiösen Uebungen besteht das hauptsächlichste Bedürfniß und die einzige Beschäftigung dieses alten Volkes, welches die europäische Civilisation mit seinen verderbten Sitten und seinen revolutionären Thorheiten noch nicht angenommen hat.

Das Gesetz des Brama verpflichtet den Hindu, er mag dazu geeignet sein oder nicht, den Beruf seines Vaters zu achten, welcher sich vom Vater auf den Sohn in der ganzen Familie forterbt. Der Sohn des Schneiders, des Kochs, des Strickers, des Veira wird wieder Schneider, Koch, Stricker, Veira von Generation zu Generation.

Es ist das monarchische Erbrecht, welches in diesem strengen Brauche liegt. — Wenn es dem Hindu einfallen sollte,

den Beruf seiner Familie aufzugeben, so verliert er das Recht seiner Kaste und wird Paria (Sclave).

Der Paria wird in Indien schlimmer behandelt als ein wildes Thier.

Die Religion verbietet es mit ihm zu reden, ihn zu berühren, ihn irgend wie zu berücksichtigen, und wer gegen dieses Gebot handelt, wird ebenfalls Paria.

Der Paria tritt niemals über die Schwelle eines Hauses. Er lebt mit seiner Familie abgeschlossen in einer Hütte oder in einem Buschwerk inmitten der Thiere. Niemand richtet an ihn ein Wort. Es werden ihm die härtesten und gemeinsten Hausarbeiten übertragen und man kann sagen, daß er in Compagnie mit den „Philosophen" die Stadt von ihrem Unrath säubert.

Die hindostanischen Frauen haben sämmtlich weder einen Stand noch ein Geschäft, sie widmen sich ausschließlich den häuslichen Angelegenheiten und ihren Kindern.

Diese Frauen haben einen schönen Wuchs, eine biegsame, schlanke Taille, ihre Haltung und Bewegung ist verführerisch. Ihre Bekleidung besteht aus einer einzigen Umhüllung von durchsichtigem weißen Mousselin.

Sie ist nachlässig und kunstvoll über die Schultern geworfen, läßt den vollen Busen unbedeckt und bildet über die Hüfte fallend einen Unterrock, welcher bis auf die Füße reicht. Diese langen Schürzen gleichen fast den dreifarbigen Leibbinden, welche die Mitglieder der provisorischen Regierung trugen, als sie durch ihre immerwährenden Promenaden durch die Straßen die Leute von dem Bestand ihrer eingeschmuggelten Republik zu überzeugen versuchten.

Die übrigen Körpertheile der lieblichen indischen Frauen sind völlig nackend, aber überfüllt mit Schmuck. Sie tragen

Ringe an den Armen, an den Beinen, Halsbänder, große Ohr- und Naſenringe. Ihr Haar ſchmücken ſie mit den wohlriechenden Blume der Arecapalme, der Champa — einer Art Jasmin — und verbreiten auf dieſe Weiſe einen Duft, daß man in ihrer Nähe durchaus keines Riechfläſchchens oder Parfümkäſtchens bedarf.

In dieſem lachenden Klima ſieht man Abends Schaaren junger Mädchen von 16 bis 18 Jahren mit ihren Urnen von etruskiſcher Form auf dem Haupte zu den Ufern des „Hougli" hinabſteigen, in deſſen Wellen ſich ein Theil derſelben badet, während der andere Theil an ihn, wie an einen Gott, ſeine Gebete richtet. Andere pflücken Waſſerlilien, welche ſowohl an den Ufern des Ganges, wie an denen Europäiſcher Flüſſe wachſen; noch Andere machen aus den großen Blättern dieſer Pflanze kleine Fahrzeuge, in welche ſie Lämpchen von gebrannter Erde, nachdem ſie ihre Dochte angezündet haben, oder Fulgoren, kleine Feuerfliegen, welche wie Funken glänzen, hineinſetzen. Wenn die jungen Mädchen mit dieſer Vorrichtung fertig ſind, dann ſetzen ſie ihre kleinen gebrechlichen Fahrzeuge aufs Waſſer, und verfolgen zitternd, von Furcht und Hoffnung bewegt, die gefährliche Reiſe ihrer improviſirten Leuchten. Denn für ſie hängt von dem Erfolge dieſer Reiſe das Glück oder Unglück ihres ganzen Lebens ab. Wenn nämlich das Lämpchen dem reißenden Strom der Wellen folgt, ohne von ihnen gefaßt zu werden, wenn es nicht erliſcht; ſo iſt ihnen das ein Zeichen, daß ſie geliebt werden, es verkündet ihnen Glück: wenn aber das Lämpchen von den Wellen ausgelöſcht wird, dann iſt das ihnen eine unglückliche Vorbedeutung, ſie glauben, nicht geliebt zu ſein und erfüllen die Luft mit ihren Wehklagen.

Die Frauen tragen ihre Kinder rittlings auf der geſchmeidigen Beugung ihrer Hüften. Sonderbare Eigenheit! Aber die

Schamhaftigkeit wird sowohl in den entferntesten Ländern wie bei uns durch das Herkommen bestimmt, welches für die äußern Sinne, so wie für die Ideen, nichts mehr als eine bloße Formel ist.

Um so leichter und weniger bekleidet die Frau des gemeinen Mannes auf offner Straße erscheint, um so mehr entzieht sich die Frau des aristokratischen Radja den Blicken der Fremden. Sie lebt beständig in ihrem Harem (zehanah) eingeschlossen, und geschähe es, daß ihr jungfräuliches Antlitz von einem fremden Blicke getroffen würde, dann würde sie in den Augen ihres Mannes für entehrt erscheinen. — Besuche zu empfangen, ist ihr aufs Strengste untersagt, selbst ihre Eltern sieht sie höchst selten; wenn sie redet verbirgt ein dichter Atlasschleier ihr Antlitz den Besuchenden.

Auch der Arzt darf sich dem geheimnißvollen Heiligthum nicht nahen. Die Zimmer des Harem haben kleine Klappfenster, durch welche die Frau ihre Hand zur Beobachtung des Pulses dem Arzte entgegenhält.

Wenn das Geräusch, die Geschäftigkeit des Tages verstummt ist, dann zeigt die Nacht noch einmal die merkwürdigen Gegensätze, welche in diesem Lande herrschen. Den rauschenden Festlichkeiten folgt die tiefste Stille, Alles ruht, Alles schläft, die Natur, die Menschen, die Thiere.

Nur die prächtigen Insekten, die kleinen leuchtenden Fliegen, welche auf dem Manquier leben, erfüllen die Luft, sie sind die Gaslaternen des Landes. So schimmernd durch die Nacht gleichen sie den leuchtenden Gläsern, deren man sich in den europäischen Gärten bedient.

Die Vorsehung, welche stets die Bedürfnisse der Menschen berücksichtigt, hat diesem Lande gleichsam provisorisch, bis die Gaserleuchtung daselbst eingeführt sein würde, diese lebendigen Leuchten gegeben.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das engliſche Calcutta.

Sitten der Geſellſchaft. — Advocaten. — Journale. — Bedienten.

Reden wir jetzt vom engliſchen Calcutta, von dem Calcutta der Kaufleute. — Es iſt von dem indiſchen Calcutta durchaus verſchieden. Man ſieht da die engliſchen Sitten, mit alle ihrem Luxus, mit allem Raffinement ihrer erkünſtelten Bedürfniſſe, welche England dem übrigen Europa mitgetheilt hat, und welche gewiſſe Klaſſen der franzöſiſchen Geſellſchaft mit gewiſſenhafter Eitelkeit nachahmen.

Die Häuſer der Engländer zu Calcutta ſind regelmäßig gebaut und haben zwei hohe und geräumige Stockwerke. Die erſten Etagen haben große Balcons mit ſteinernen Geländern, welche auf etwas plumpen Säulen im orientaliſchen Style ruhen.

Alle Zimmer haben ſtatt der Fenſter große Oeffnungen, an welchen, um die brennende Sonnenhitze abzuhalten, große Raſenmatten angebracht ſind, welche mit friſchem Waſſer reichlich begoſſen werden und ſtatt der Fenſterladen dienen.

Die Baukunſt bietet Alles auf, um dieſen ſo einfach conſtruirten Häuſern das Anſehen der Paläſte zu geben, und es gelingt ihr zuweilen.

Die Dächer sind mit Rasenterrassen bedeckt und auf dem Gipfel der Dächer sitzen die gefiederten Maulaffen, welche man Philosophen nennt, in einer Stellung, als wären sie wirklich tief in Gedanken versunken.

Wenn sie in den Viehhöfen und in der Umgegend des Ganges den Koth, welchen sie in ihre weiten Schnabeltaschen stecken, aufgelesen haben, dann ruhen sie sich auf den Dächern der Privathäuser und der öffentlichen Gebäude von ihren Tagesmühen aus.

Die Häuser der Engländer in Calcutta sind sämmtlich mit englischen Gärten umgeben, aus welchen ein ausschweifender englischer Patriotismus alle indischen Pflanzen verbannt hat.

Kleine Gitter von leichtem Eisen umgeben jede Wohnung.

Aber Alles dieses ist trocken, kahl und einförmig wie das Volk. Unter dem Vorwande, daß sie den so spärlichen Luftzug abhalten, haut man alle Bäume um und nur durch Rasenplätze, welche von Springbrunnen bewässert werden, wird diese Einförmigkeit etwas gemildert.

Des Tages verkriechen sich diese unempfindlichen, mißlaunigen Engländer in ihren Zimmern hinter Barrikaden von Fächerziehern, Fächern und Vorhängen und ersäufen sich in einem Schwalm von warmem Wasser, welches sie Thee nennen oder in andern Getränken, welche sie mit Salpeter kühlen.

Man beschäftigt sich mit einer Anzahl Journale, welche in Calcutta eben so zahlreich sind, wie in London und Paris, endlose Blätter, deren ausgezeichneter Inhalt euch gähnen macht, sobald ihr in's Lesezimmer tretet. — Einige sind in englischer, andere in bengalischer oder hindostanischer Sprache gedruckt.

Da ist der **Calcutta-John-bull, Calcutta the Kart karah, Litterary Gazette etc.**, es fehlen auch nicht die Winkelzeitungen mit ihren Klätschereien, ihren Lügen und Schmähungen,

welche zur Claſſe der literariſchen Freibeuter gehören, welche die Familienverhältniſſe ausbeuten, und durch die Furcht, welche ſie einflößen, durch die Verläumdungen, welche ſie erfinden, ihr elendes Daſein friſten, welche gerade wie die Straßenräuber euch mit der unverſchämten Forderung angehen: Geld oder Leben, d. h. Abonnement oder Ehre.

So ſitzt man denn in den engliſchen Häuſern zu Calcutta mit Zeitungen überladen, man unterhält ſich, man plaudert, man klatſcht, aber man rührt ſich nicht aus Furcht ſeiner entſetzlichen Feindin — der Hitze — zu begegnen.

Die Männer, die Frauen, die Kinder laſſen ſich von einer Etage zur andern von einem Schwarm Bedienten ſchleppen, die überall von demſelben Schlage ſind.

Die Bedienten ſind in Indien in jeder Familie ſo zahlreich, wie die Kokroaken und Muskitos. Jeder Bediente hat nur ein einziges Geſchäft zu verrichten, große Dienerſchaft und Fächerzahl ſind das Zeichen der Wohlhabenheit in Calcutta. Mir ſcheint dieſer Luxus der einfältigſte und unbequemſte zu ſein. In Indien, wie in Europa, ſind die Bedienten die Feinde des Herrn, beſonders in unſerer Zeit, wo man ſich ihrer als Spione bedient, und eine gewiſſe Regierung ſie ſogar zu Wählern gemacht hat.

Ein Herr, der viele Diener hat, iſt nichts anders als ein Sklave ſeiner Sklaven. Man iſt am beſten bedient, wenn man ihrer gar nicht bedarf.

Aber es iſt nicht möglich in irgend einem indiſchen Hauſe dieſer Landplage zu entgehen, denn ſelbſt in den beſcheidenſt eingerichteten Häuſern findet man mindeſtens 30 bis 40 Bedienten, welche mit den Leuten wie die Jeſuiten mit gekreuzten Händen ſprechen, und ſobald ſie ihnen den Rücken kehren, über ſie herfallen.

Am meiſten iſt der Generalgouverneur zu bedauern. Seine Excellenz muß die Ehre, eine kurze Zeit auf dem Throne des Großmogols zu ſitzen theuer bezahlen. Er iſt dazu verdammt, ein Bedientenvolk von einigen hundert Leuten um ſich zu haben, welche ihn plündern und ausziehen, ihn überall verfolgen und nicht das Geringſte thun.— Umgeben von dieſen Faullenzern gleicht der Generalgouverneur ſo ziemlich einem Mitgliede der proviſoriſchen Regierung inmitten der Arbeiter der Nationalwerkſtätten zu Paris, welche in's Tropenland verſetzt worden ſind.

Folgende Diener ſind in jedem Hauſe eine unumgängliche Nothwendigkeit: Der Haushofmeiſter (**casswan**), welcher das Haus beaufſichtigt.

Der Koch, (**babouschi**) der unentbehrlichſte von Allen.

Eine indiſche Küche gewährt den ſonderbarſten Anblick. Vier oder fünf Küchenjungen ſchaaren ſich auf offener Straße um den Küchenmeiſter. Der Eine zerreibt zwiſchen zwei Steinen Reis oder Korn, ein zweiter macht einen Teig daraus, ein dritter legt ihn in eine Blechpfanne, und ein vierter endlich ſetzt dieſe aufs Feuer. Der Koch wendet das Gebäck um und giebt mit einem ungeheuren Ernſte Acht darauf. Wenn dies Alles geſchehen und das ungeheure Werk vollendet iſt, dann kommt der Herr und verſchlingt unter dem Geſchwätz dieſer Bedientenbande das Gebäck.

Die Nomenclatur der Bedienten zu Calcutta iſt endlos... Der Ketmadger (Intendant) iſt dem Haushofmeiſter beigeordnet, um beim Mittagseſſen aufzuwarten. Er iſt gewöhnlich ein Poſſenreißer, welcher nur dazu da iſt, um das was bei Tiſche geſprochen wird zu hören und ſich darüber in der ganzen Stadt luſtig zu machen.

Außer den genannten Bedienten giebt es noch einen Tellerwiſcher, einen Waſſerträger, einen Krautſchneider u. ſ. w.

Man könnte zu diesen Leuten auch den Bäcker, den Krämer, den Wäscher, den Schneider ꝛc. ꝛc. zählen, welche wie ihre Berufsgenossen in Europa darin concurriren, wie sie den Brodherrn am besten plündern können.

Der Luxus eines Portiers — dieser pariser Despotismus — ist in Indien unbekannt; dafür hält aber an der Thüre des Hauses ein Cerberus Wache, dessen Amt es ist, das Gitter den Besuchenden zu öffnen, und sie dem Herrn des Hauses anzukündigen. Dies geschieht, indem sie mit einem ungeheuren Hammer, dem Gong, auf eine große Zinkplatte schlagen, welche am Eingange angebracht ist. Die Schläge des Gongs rufen Töne hervor, welche denen des tam-tam der Eingebornen bei ihren öffentlichen Ceremonien sehr ähnlich sind.

Auf der Straße gleicht jeder Engländer einer Patrouille. Er geht niemals aus, ohne von vier Leuten begleitet zu sein. — Das ist der Chattah-Beira, welcher den Sonnenschirm trägt, der Beira, der Chawi-Beira, welcher den Mückenabwehrer trägt, und endlich der Kammerdiener des Herrn.

Nach acht Uhr des Abends, wenn die Sonne einer prächtigen Abendröthe gewichen ist, dann begiebt sich die englische Gesellschaft in ihren reichen Equipagen auf den Corso, eine prachtvolle Promenade an dem Ufer des Ganges.

Die Frauen fahren ebenfalls oder setzen sich in ihre mit allen Bequemlichkeiten versehenen Tragbahren. Sie haben die bleiche Farbe der aristokratischen Frauen, denn die Hitze wirkt mehr auf die Europäer, als auf die Eingebornen, und sie giebt den Frauen einen Grund, jene schmachtenden Mienen anzunehmen, welche sie zuweilen so interessant machen

Die gute Lage, in welche die ostindische Compagnie ihre oft überflüssigen Beamten versetzt, machen Calcutta für den Europäer, welcher daselbst zum Vergnügen leben will, zu einem

sehr theuren Aufenthalt. Man sieht daselbst überzählige Commis in Equipagen fahren, welche glänzender sind, als die der Dandys im Hyde-Park und im Boulogner Gehölz; junge Offiziere mit einer Begleitung von 20 bis 30 Leuten, welche einzig und allein zu ihrer militairischen Bedienung bestimmt sind, mit prächtigen Pferden, Elephanten, Kameelen, welche ihre Montirung, ihre Zelte und Waffen nach den verschiedenen Stationen des flachen Landes bringen, wo der General-Gouverneur die Regimenter Rasttag machen läßt. Man sieht in Calcutta Advocaten, die dadurch, daß sie, wie ihre würdigen Collegen in Europa ihre Clienten ausplündern, jährlich ihre 100,000 Thaler verdienen. Man sieht daselbst Kaufleute, Banquiers, Wucherer, Börsenspeculanten, unbekannte Directoren von Gesellschaften, die eben so unbekannt sind, Papierspeculanten, Juden, Charlatane, Abenteurer, Leute, die sich mit Allem befassen; man sieht daselbst jenes Gewühl von Leuten, welchen man an der Pariser und Londoner Börse begegnet, welche sich entweder zu wenig oder allzu gut kennen; man sieht Leute von der Klasse, welche seine Gnaden, der schlaue Präsident des Ministerium des Aeußern, nach allen großen Plätzen der Welt schickt; Leute endlich, welche, wenn es sich machen ließe, die Sonne in ihre Comptoirs setzen würden, um sie als Waare en détail zu verkaufen, ihre Wärme nach dem eisigen Rußland, ihr Licht nach dem nebelfeuchten London, in Ballen wohlverpackt, zu versenden.

Das ist das englische Calcutta, wie es sich mir bei meiner Rückkehr in dieses feenhafte Bengalen gezeigt hat, welches Gott so wunderbar schön und die Engländer so ungemein häßlich gemacht haben.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Mein Eintritt in die Welt.

Die Gesellschaft in Calcutta. — Festlichkeiten. — Charakteristik der jungen Engländerinnen.

Es war auf einem Ball, welchen der Generalsekretair der indischen Regierung gab, wo ich zum ersten Male in der großen Welt von Calcutta auftrat.

Ich war wie betäubt inmitten der glänzenden Räume, wo sich der ausgesuchteste europäische Luxus zur Schau stellte.

Die Gesellschaft gewährte einen ganz eigenthümlichen Anblick, welcher sich schwer wiedergeben läßt, man sah da die abstechendsten Farben; die Gesichter der Eingebornen waren bleich, die der Europäer roth, so hatte sie die Hitze des brennenden Climas umgewandelt.

Die Gesellschaft war gemischt, wie sie es in Paris ist, ich weiß nicht, wie ich sie eigentlich bezeichnen soll. Es war eine Gesellschaft von Emporkömmlingen, aus der Bürger- und untersten Volksklasse bestehend, aus Millionären, welche heute im größten Ueberflusse lebten und am andern Tage Bettler waren, aus einem Haufen aufgeputzter Frauen mit groben sinnlichen Gesichtern, wie man sie während der Eintagsherrschaft der

republikanischen Wichtigmacher in gewissen Pariser Salons gesehen hat. Man findet in der That keinen Namen für dieses Mischmasch der Salons zu Calcutta, wo die Damen von Welt sich neben der Tabackskrämerin, welche Rentiere geworden ist, bewegt und wo der Generalgouverneur nicht im Stande ist, es seinem Schneider abzuschlagen bei einer Whistpartie, als vierter Mann auszuhelfen.

Eine sehr lustige Geschichte begegnete mir schon beim ersten Contretanz.

Ein vorzüglich gut gekleideter Herr, welcher aber sehr linkisch in Haltung und Bewegung war, kam auf mich zu. Sein Gesicht schien mir nicht unbekannt und ich betrachtete ihn mit der größten Aufmerksamkeit. Ich war noch zu sehr Kind und vor Allem zu frei, um nicht die größte Lust zu verspüren, ihm ins Gesicht zu lachen.

Er näherte sich mir mit einer gewöhnlichen Phrase, welche bei allen Tänzern in allen Ländern stereotyp geworden ist.

Meine auf ihn gehefteten Augen machten ihn aber derart verlegen, daß er den Zusammenhang seiner Rede verlor und keine Sylbe hervorzubringen vermochte, ich kam ihm aus wirklichem Mitleid zu Hülfe und begann die Unterhaltung.

Sie wollten mir etwas sagen, mein Herr?

Ja, Madame, aber ich weiß nicht — —

Sobald er gesprochen, war ich über seine Person nicht mehr zweifelhaft und das Blut stieg mir zu Gesichte.

So sagen Sie doch, was Sie eigentlich wollen?

Ich wollte Sie um die Ehre eines Contretanzes bitten —

Einen Contretanz?! rief ich auf's Höchste erstaunt aus.

Ich würde Ihnen sehr verbindlich sein, wenn Sie mit mir tanzen wollten.

Ich muß bedauern, mein Herr, denn ich muß es Ihnen

nur geſtehen, Sie haben mir dieſen Morgen meine Hühneraugen ſo ſchlecht geſchnitten, daß ich leider nicht im Stande bin, mit Ihnen zu tanzen.

Ich verabſchiedete den armen Teufel mit einem ſehr ehrfurchtsvollen Gruß, den er eben ſo ehrfurchtsvoll erwiederte.

Es war kein Anderer als — mein Leichdornſchneider.

Einige Augenblicke ſpäter ſah ich einen meiner drei Verehrer vom Schiffe, meinen Nachbar Links.

Er näherte ſich mir mit einem ſehr ſiegreichen Lächeln.

Finde ich Sie hier, Madame, in dieſer officiellen Arche Noas?

Sie entwerfen da ein ſchönes Bild von einer ſo ausgeſuchten Geſellſchaft.

Meiner Treu, Madame, wenn ich Sie und mich ausnehme, habe ich kein beſſeres Wort zur Bezeichnung dieſer Geſellſchaft.

Sie ſind ein Spötter.

Nichts weniger; aber ich vergeſſe ganz, Sie nach dem Befinden eines Herrn zu befragen, deſſen Schlaf mich ſehr intereſſirt.

Wir ſind hier nicht auf dem Schiffe mein Herr.

Der Nachbar Links merkte den Hieb und ſuchte ihm auszuweichen.

Das iſt wahr, Madame, ſagte er, ich wenigſtens befinde mich allerdings jetzt in einer ganz andern Lage.

Wie meinen Sie das?

Ich denke jetzt an nichts als an meine Verheirathung und bereite mich eben darauf vor.

Und wenn Sie verheirathet ſein werden, dann fangen auch Sie zu ſchlafen an? —

Davor werde ich mich hüten, Madame, ich kenne die Gefahren des Schlafes zu gut.

Und ich ſage es Ihnen mit Beſtimmtheit voraus, daß Sie Ihr Verſprechen, niemals zu ſchlafen, nicht halten werden.

Ich glaube nicht an Vorausſagungen.

Woran glauben Sie denn?

Nun an den Zufall, welcher oft ein böſes Verhängniß und eben ſo oft eine liebevolle Schickung Gottes iſt.

Sagen Sie doch immer eine Schickung Gottes, und die Ihre iſt nun allerdings eine Frau. Wer iſt denn die Erwählte?

Darf ich es Ihnen anvertrauen?

Welche Frage. Haben Sie nicht ſo eben ſelbſt eingeſtanden, daß wir Frauen mit dem lieben Gott in gutem Einvernehmen ſtehen?

Erinnern Sie ſich der Blondine, welche mit Ihnen die Reiſe gemacht hat?

Es waren deren mehrere auf dem Schiffe, wie heißt ſie?

Miß R . . .

Ah — es iſt die Dame, welche in Ohnmacht fiel, als ſie zu gleicher Zeit die Verheirathung dreier Freundinnen erfuhr?

Dieſelbe, was denken Sie von ihr?

Ich denke — daß ſie ein engliſches Mädchen iſt.

Das iſt nichts geſagt.

Mehr als Sie glauben.

Wie ſoll ich das verſtehen?

Hören Sie eine allgemeine Regel:

Alle in England geborne oder daſelbſt erzogene Mädchen richten ihr Benehmen und alle ihre Gedanken auf ein einziges Ziel — auf die Ehe.

Sie gelangen, wenn nicht beſondere Hinderniſſe eintreten, alle ohne Ausnahme durch dieſelben Mittel, auf demſelben Wege dahin. Das engliſche Mädchen ſpricht, was es ſprechen

nun, aber niemals, was es nicht sagen soll, es hat solide Grundsätze und ernste Gesinnungen. Man kann ihm große Freiheit gestatten, ohne einen Mißbrauch derselben fürchten zu müssen.

Das ist sehr wahr.

Die englischen Mädchen sind verständig, aber nicht geistreich. Sie gestatten, was man von ihnen verlangt und oft auch, was man von ihnen nicht verlangt. Sie gestatten Ihnen, ungehindert bis zu ihrem Herzen vorzudringen, weiter aber nicht. Ihre gute Erziehung zieht ihnen die Demarkationslinie, über die hinweg nur der Ehemann kömmt. Aber sind Sie so weit vorgeschritten, dann bleibt Ihnen so wenig Zeit, um zur Besinnung zu kommen, und Sie haben eine Frau, ehe Sie sich dessen versehen. Das ist das wahrhafte Portrait der englischen Bürgermädchen. Finden Sie es nicht auch so, mein Herr?

Ich finde, daß es nicht sehr schmeichelhaft ist.

Warum sagen Sie mir das mit einem so ernsthaften Gesichte? Sind Sie wankelmüthig?

Nein, gewiß nicht; ich gestehe, daß Ihre Bemerkungen in gewissen Punkten ganz richtig sind, aber — —

Hält Sie das etwa ab, Ihre Ehe zu beschleunigen? Sie zögern mit der Antwort. Heirathen Sie nur immerzu, mein Herr. Gerade diese Erziehung, welche nicht ganz tadelnswerth ist, vielmehr einen sehr achtungswerthen Grund hat, macht die englischen Mädchen zu guten Hausfrauen und zu vorzüglichen Müttern. Sie achten ihre Ehemänner, erziehen ihre Kinder vollkommen gut, sie verstehen es, sich und ihrer Familie ein wahrhaft häusliches Glück zu schaffen.

Ihre zweite Meinung, welche Sie von den englischen Mädchen haben, gefällt mir unweit besser als die erste; ist es Ihre letzte?

Ich habe nichts mehr hinzuzufügen, mein Herr. Eine Frau muß das Vergangene vergeſſen, die Gegenwart nicht allzuſtreng nehmen und niemals zu große Anſprüche an die Zukunft machen. Doch brechen wir von dieſem Gegenſtande ab, der Walzer beginnt und ich bin engagirt.

Nun dann auf Wiederſehen, Madame.

Noch ein Wort. Um Ihnen zu beweiſen, wie gut ich von den engliſchen Frauen denke, geſtehe ich Ihnen, daß wenn ich ein Mann wäre, ich in Frankreich als Junggeſelle leben, aber in England meine Frau ſuchen würde. — Leben Sie wohl.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Ballvergnügen.

Der Generaladjutant Sir W... O...e. — Ein witziger Cicerone. — Sir L... L...y. — Die Reichgewordenen. — Liebe und Eigenliebe.

Der Walzer begann. Mein Tänzer war ein junger, hübscher Mann von dreißig Jahren.

Alles an diesem jungen Manne war nobel. Seine ausgezeichnete Haltung, sein freies, ungezwungenes Benehmen, dieses „Sichgehenlassen", welches stets die Grenzen des guten Tons inne zu halten weiß und von untergeordneten Menschen niemals nachgeahmt werden kann, ließen den aristokratischen, hochgebornen Engländer nicht verkennen.

In seinem Blicke lag etwas Unwiderstehliches. Er imponirte durch seine Ueberlegenheit, und dennoch bewegte ich mich leicht und zwanglos mit ihm. Seine Unterhaltung ergötzte mich und machte mich zugleich verwirrt. Ich wußte oft kaum, was ich ihm auf seine einfachen Reden erwidern sollte, die weniger durch ihren Inhalt, als die Art und Weise, in welcher sie ausgesprochen wurden, interessirten.

Ich war nahe daran, verlegen zu werden, aber ich habe erfahren, daß junge Frauen niemals zu sprechen brauchen.

Der Walzer ſcheint vorzüglich dazu geſchaffen zu ſein, um die Frauen der Verlegenheit zu entziehen. Dieſer ausdrucksvolle Tanz verleiht uns eine Beredſamkeit, welche die geiſtreichſten Phraſen übertrifft.

Ich brannte vor Begierde, den Namen des ausgezeichneten Cavaliers zu erfahren, und erkundigte mich deshalb, ſobald ich es nur möglich machen konnte, bei Herrn J... L...p, Generalverwalter der indiſchen Compagnie, einem ſehr liebenswürdigen Greiſe, deſſen Schutze mich mein Gemahl anvertraut hatte.

Es iſt eine der größten engliſchen Berühmtheiten, ſagte er mir, und Generaladjutant des Gouverneurs, der ehrenwerthe Sir W... O...e.

Und dieſer junge Mann bekleidet ſchon eine ſo hohe Würde? fragte ich.

Kennen Sie denn ſeine Geſchichte nicht?

Ich kenne noch keines Menſchen Geſchichte.

Hier in Calcutta hat Jedermann ſeine Geſchichte, die oft mehrere Bände füllen könnte.

Ich bitte Sie, mir nur die des Sir W... O...e zu erzählen.

Sehr gern. Bevor der junge Mann ſeine hübſche Figur, die Ihnen ſo ſehr auffällt, hier hergebracht hat, hat er ſie eben ſo in England gezeigt und die Regierung fühlte ſich durch ein ſo verführeriſches Geſicht ſehr genirt.

Die Regierung, ſagen Sie? Miſcht ſich die Regierung in ſolche Dinge?

Die Regierung miſcht ſich in Alles. Uebrigens war die Sache auch ſehr dringlich.

Sie ſcheinen, mein Herr, ein Freund paradoxer Behauptungen zu ſein, eine hübſche Figur hat mit der Regierung nichts zu ſchaffen.

Sie werden gleich hören. Eine vornehme, eine sehr vornehme Dame hatte sich ernstlich in den jungen Mann, welchen man fürchtete, verliebt. —

Bis so weit nur hatte ich die Geschichte gehört.

Denn mein begünstigter Tänzer Sir W... O...e, welcher mich nicht aus den Augen gelassen hatte, näherte sich mir wieder, um mich zu einem Contretanze aufzufordern. Arm in Arm durchschritten wir die Gallerie des Ballsaales, um zu unsern Mittänzern zu gelangen.

Es war erst das zweite Mal, daß sich der junge Generaladjutant mit mir beschäftigte, und schon verfolgten eine Menge Damen mit der größten Aufmerksamkeit unsere unmerklichsten Bewegungen, unser leisestes Mienenspiel.

Schon begann die Bevorzugung des jungen Generaladjutanten mir vielfache kleine Leiden zu verursachen. Während des Tanzes umgab uns eine ganze Reihe von vierzigjährigen Frauen, welche erklärten, daß mein Gemahl ein sehr verehrungswürdiger Mann und ich ein höchst gefährliches Weibchen sei. — Eine dieser Frauen war sogar so unverschämt, so laut, daß ich es hören konnte, zu sagen:

Der Capitän James ist in der That ein sehr charmanter Mann. Mit welcher Aufmerksamkeit, mit welcher Zuvorkommenheit behandelt er seine Frau!

Ich wendete mich rasch um, und der liebenswürdigen Schmeichlerin scharf in die Augen sehend, konnte ich mir nicht versagen, ihr zur Antwort zu geben:

Sie sind gewiß Wittwe, Madame, und das ist wohl der Grund, weshalb sie die Männer, welche sie gar nicht kennen, so vollkommen finden.

Ich habe allerdings nicht die Ehre, den Herrn James zu kennen, aber ich habe sehr viel Gutes von ihm sagen hören.

Und ich, Madame, verſetzte ich, kenne jetzt Ihren Ruf vollkommen, obgleich ich noch niemals von Ihnen reden gehört habe. —

Sir W... O...e lachte, und wir tanzten weiter. Nach dem Tanze ſetzten wir unſere Promenade fort. Unſere Unterhaltung ſpielte ſich vom leichten Scherz je mehr und mehr in's Ernſthafte hinüber. In keiner Sprache Europa's vermöchte ich die Bewegung wiederzugeben, welche ich in dieſem Momente empfand.

Sir W... O...e ſprach, ich hörte nur und erröthete zuweilen. Ich ward ſehr aufgeregt. Seine Worte waren mir ein harmoniſcher Geſang, welcher ſich in meine Seele ſtahl.

Welchen Namen ſoll ich dieſer Bewegung geben? —

Ich will ſie ohne Hehl zu beſchreiben ſuchen.

War es Liebe?

Oder war es Eigenliebe?

Ich habe die Ideen des Larochefoucauld nicht geleſen.

Die Frauen, namentlich die ſehr jugendlichen, welche in dem betäubenden Gewühl der großen Welt leben, ſind nicht ſehr leicht zu gewinnen.

Man überhäuft ſie mit ſo zahlreichen Schmeicheleien, daß die Ueberfülle des Uebels auf das Uebel ſelbſt ſehr heilſam wirkt.

Das Alltägliche gewöhnlicher Schmeicheleien gewöhnlicher Menſchen ſchützt ſie lange Zeit, zuweilen für immer.

Wenn ſich aber unter dieſem Schwalm gewöhnlicher Schmeicheleien eine ſehr ſeltene und eigenthümliche Huldigung bemerkbar macht, wenn die Frau durch den Namen, durch den Rang und durch die geſellſchaftliche Stellung desjenigen verführt wird, der ſie auszeichnet, ſo hat ſie ſelten die Kraft zu widerſtehen. — Sie kämpft vergeblich und die Welt, welche

die Schlinge unter Blumen birgt, hütet sich wohl, den Fehltritt darunter zu verbergen.

Und sind die Frauen, welche andere um ihre Schönheit neiden, zu etwas Anderm da, als mit lauter Stimme die Entwickelung vor den Intriguen, den Fall vor dem Fehltritt aller Welt zu verkünden? —

Der junge Generaladjutant an meinem Arme auf dem Ballsaale zu Calcutta hatte mir genug Nebenbuhlerinnen und Neiderinnen geschaffen, aber auch in eben demselben Maaße meine Eigenliebe geschmeichelt. — Er wußte das und bediente sich derselben, um mein Herz zu gewinnen. —

Die Eigenliebe ist bei den Frauen oft genug der Weg zu ihrem Herzen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Ernste Betrachtungen nach dem Balle.

In dem Hause. — Sir W... O...e und der Capitän James.

Was beginnt eine Frau, wenn sie nach der Aufregung eines Balles in ihr Haus zurückkehrt?

Sie spricht nicht, aber sie denkt.

Sie schläft nicht, sondern sie vergleicht.

Der Mann ist ermüdet, mißlaunig, langweilig, er gähnt, er ist in der Stimmung, in welcher man sich befindet, wenn man einen unangenehmen Aufenthalt verlassen hat, für die Tanzende war es ein Aufenthalt der Freude.

In ihrer Nähe befindet sich der eifersüchtige, langweilige Gemahl — der liebenswürdige Tänzer ist fern von ihr.

Aber die Erinnerung jener schönen Ballempfindungen entweicht nicht aus den Gedanken des schwachen Weibes, die Gegenstände, welche ihr Inneres erregt haben, stehen ihr noch vor Augen, der galante Ritter, welcher sie verführerisch umgarnt hat, ist auch jetzt noch gegenwärtig.

Das Ballkleid, welches er zerknittert, die elegante Taille, welche er während der fieberhaften Bewegung des Walzers mit seinen Armen umschlossen hat, der Blumenstrauß, über

welchem sich die verliebten Seufzer ein Rendez-vous gegeben haben, der Fächer, welcher die schönen Worte discret verdeckt hatte, das parfümirte Taschentuch, welches, als es zufällig zur Erde gefallen war, der junge Tänzer aufgehoben und in seine Hände gepreßt hatte, alle diese Dinge, welche die Seele einer jungen Frau in Aufruhr versetzen, alle diese Mitschuldigen ihrer ersten kleinen Täuschungen tragen ihr in der ehelichen Kammer tausend gefährliche Erinnerungen zu.

Sie kämpft, noch ist sie unschuldig und kann es vielleicht noch lange Zeit bleiben.

Sie versucht es, den fürchterlichsten Feind eines liebenden Herzens — — die Erinnerung — — zu verscheuchen, aber der trotzige Gegner behauptet sich. Die Vernunft zieht sich allmälig zurück, und die Einbildung bemächtigt sich Schritt vor Schritt des aufgegebenen Platzes.

Alsobald beginnen zuerst in dem Schattenreich der Träume, dann in den Gedanken sich die Verschwörungen anzuzetteln. Das Herz umfaßt die Liebe zuerst mit der Heftigkeit eines Wunsches, um endlich, wenn sich die Gelegenheit bietet, ihn in Erfüllung zu umwandeln.

Der nächste Ball wird sie dahin führen.

Es sind drei Dinge im Leben, welche sich gegen das bescheidene Glück, gegen die Pflichten eines Weibes verschwören. Die Blumen, die Parfüms, die Musik. Sie versetzen die Sinne in die größte Erregung, sie sind gewissermaßen ebenfalls angenehme Schlingen, welche sie überraschen und gefangen nehmen.

Führt auch die bewegliche Natur einer Frau sie zur Vergessenheit ihrer Träume, die Welt übernimmt die Sorge, sie ohne Unterlaß wieder aufzufrischen.

An jedem Abende beginnt der Ball von Neuem. Der Tänzer von gestern wird der Tänzer von heute.

Sobald er in den Salon tritt, bringen seine Blicke das arme Wesen, welches sich nur mit ihm beschäftigt hat, in Verwirrung. Er nähert sich ihr und sie sucht ihre Bewegung zu verbergen, aber alle ihre Nerven zittern.

Die Unterhaltung wird noch inniger als am Abend zuvor und endet damit, alle Vorsicht bei Seite zu setzen.

Das Vorspiel der Liebe erreicht sein Ziel.

Man unterhandelt nicht mehr, man geht an's Werk.

Der junge W... O...e riß mich mit sich fort.

Während des Walzers fand er keine Worte, aber mein Herz sprach für ihn.

Wozu Worte, wenn die Blicke die Dolmetscher der Gedanken sind? --

Wenn er von Zeit zu Zeit einige Worte sprach, dann war seine Stimme bewegt, er wußte nicht was er sagte. Es giebt nichts Närrischeres als einen Verliebten, mag er noch so geistreich sein.

Während der kurzen Pause des Walzers suchte mein Auge das seine und zog sich eben so rasch vor den unbescheidenen Forscherblicken der prüfenden Weiberfreunde zurück, welche unsere geringsten Bewegungen erspähten, und welche, ihrer Gewohnheit nach die Zeitungen der Salons waren.

Sir W... O...e flüsterte mir seine kurzen und abgebrochenen Worte zu, welche den Kampf oft ohne Wissen der dabei Betheiligten zur Entscheidung bringen.

Der Hauch, welcher diese magischen Worte zu meinem Ohre führte, war duftig wie Weihrauch.

Am andern Tage sollten wir uns abermals auf einem Balle zusammenfinden. Also Morgen werden wir uns wiedersehen, sagte er mit bewegter Stimme, Morgen auf dem Balle des Gouverneurs.

Morgen! wiederholte ich leise.

Die Poesie des Balls hatte aufgehört, die Prosa häuslicher Verdrießlichkeiten begann.

O, welch ein entsetzlicher Augenblick! rief mein junger Freund, indem er mich zu meinem Wagen geleitete.

Was ist Ihnen? fragte ich.

Sie kennen die Qualen nicht, welche mein Herz zerfleischen.

Es ist mir Alles an Ihnen begreiflich, nur ihre Traurigkeit nicht.

Und dennoch ist sie so natürlich. —

Die Frau eines Andern zu lieben, Madame, das ist die Strafe eines Verdammten, das macht das Herz brechen. Zu groß ist das Leid, die Blume, deren Duft man eingeathmet, die Hand, welche man in der seinigen gehalten hat, plötzlich verschwinden zu sehen — denn diese Hand ist nicht mehr frei.

Sie reden thöricht — ich bin frei — Adieu!

In dem Momente, in welchem ich diese unvorsichtigen Worte, welche den jungen Mann entzückten, ausgesprochen hatte, war der Capitän Thomas James an uns heran getreten und hatte sie also vernommen. Er erbleichte, ein kalter Zorn entzündete sein liebloses und dennoch eifersüchtiges Herz.

Ich sah den Sturm kommen.

Ach, endlich sind Sie da, sagte ich mit vollkommener Harmlosigkeit, ich beklagte mich so eben bei dem Herrn, daß ich eigentlich so gut wie keinen Ehemann habe.

Und Sie baten ihn, Sie zu geleiten?

Ich mußte wohl, wenn ich nicht allein gehen wollte, was Sie ja auch nicht gerne gesehen hätten.

Aber sie hatten doch meinen Freund, den Colonel T...d, welcher stets Ihnen zu dienen bereit ist.

Den wollte ich aber nicht damit behelligen.

Und den Herrn da behelligten Sie um desto lieber.

Sie wissen, daß ich sehr viele Rücksicht für Ihre Freunde habe. Ich schätze den Eifer des Colonel, aber da er bei seinem schlechten Gesichte und seinem Stelzenfuße sich kaum selbst führen kann, so vermeide ich deshalb, so viel ich irgend kann, ihn der Gefahr über die Stufen der Treppen zu stolpern, auszusetzen.

Während sich der Capitän James die Lippen biß, bemerkte ich, daß Sir W... O...e, treu den englischen Sitten, sich bei dieser häuslichen Scene unbeweglich hielt. Denn da er nicht vorgestellt war, glaubte er nicht das Recht zu haben, sich in unser Zwiegespräch zu mischen.

Ich beeilte mich nun, eine Formalität zu erfüllen, die so unerläßlich war, daß sich zwei Gentlemens, ehe sie sie verletzt hätten, lieber verdammt haben würden, einen ganzen Abend beisammen zu sein, sich anzulächeln und zu grüßen, aber eben so schweigend zu verharren, wie zwei Fakirs, welche das Gelübde gethan haben niemals den Mund zu öffnen.

M. James, sagte ich also, erlauben Sie mir, Ihnen den ehrenwerthen Sir W... O...e, General-Adjutanten des Gouverneurs, vorzustellen. Sir W... O...e, erlauben Sie mir, Ihnen meinen Mann, den Master James, Capitän beim 21. Infanterie-Regiment der indischen Armee, vorzustellen.

Die beiden Männer begrüßten sich mit jener geschraubten Höflichkeit, welche sich zu Nichts versteht, als höchstens zu einem Gruß.

Es ist der General-Adjutant des Gouverneurs, mit welchen Sie getanzt haben? fragte mein Mann und wer hat ihn Ihnen vorgestellt?

Wer ihn mir vorgestellt hat? — Nun es war der Sir J... T..y, welcher mir ihn vorgestellt hat.

Es ist ein ausgezeichnet schöner Mann.

Sir J... L..y?

Nein. Sir W... O...e; haben Sie es nicht bemerkt?

Vielleicht nicht so sehr, wie Sie. Ich denke, daß die Vorzüge, welche man ihm beimißt, mehr seiner bedeutenden Stellung als seiner Schönheit gelten, und wenn Sie Generaladjutant des Gouverneurs wären ....

Sir James lächelte. Eingenommen für seine persönlichen Vorzüge hatte er mehr Vertrauen zu sich, als zu mir. Meine Verachtung reizte ihn und für den Augenblick beschwichtigten sich seine eifersüchtigen Empfindungen. Aber die Eifersucht gleicht dem Vogel Phönix, welcher sich aus seiner Asche wieder erzeugt.

Der Streit war also beendet. Der junge Generaladjutant war ein größerer Sieger als Hannibal. Er verstand aber nicht allein zu siegen, sondern wußte auch seinen Sieg zu verfolgen.

Es bedurfte dazu nur einer Gelegenheit.

Diese Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Der böſe Leumund.

Ein Ball bei dem Gouverneur. — Eine merkwürdige Abendgeſellſchaft. — Hinterliſt einer Frau.

Am andern Tage traf ich, wie es vorher beſtimmt war, mit dem jungen General-Adjutanten auf einem Ball, welchen der Gouverneur veranſtaltet hatte, wieder zuſammen.

Der böſe Leumund begann mich mit ſeiner giftigen Zunge anzugreifen.

Er gehört in Calcutta ſowohl wie anderwärts zur Tagesordnung, mit dem einzigen Unterſchiede, daß er in Calcutta raſch entſteht und eben ſo raſch wieder abſtirbt. — Gleich der aſiatiſchen Cholera tödtet er euch ſchnell oder berührt euch nur obenhin.

Eine junge Frau, welche das Unglück hat, ſchön und geſucht zu ſein, hat in der Regel zwei ſchlimme Feinde, welche ſie erbittert verfolgen.

Es ſind die Männer, welchen es nicht gelingt, ihr Fallſtricke zu legen.

Es ſind die Mädchen, welchen es nicht gelingt, Männer zu finden.

Ich trat am Arme des Sir P... C....., eines Hausfreundes, in den Salon. Der arme Mann schleppte so gut er konnte sein steifes Bein nach und bewegte sich nicht allzuraſch.

Ich hatte also Zeit meine Bemerkungen über den Putz und die Gesichter zu machen und die ergötzlichen und kurzweiligen Bruchstücke der Unterhaltung zu hören.

Indem ich an die lange Damenreihe, welche die Sitzbänke einnahm, vorüberschritt, bemerkte ich eine allgemeine Aufregung, und ich vernahm ihre spitzen Reden, welche auf mich zielten und die sie hinter ihren Fächern in Bereitschaft hielten.

Diese muthwilligen nach Salonromanen lüsternen Damen wollten, daß ich schon bis zum Aeußersten vorgeschritten sein sollte. Für sie war mein Verhältniß nicht erst im Entstehen sondern schon über die Entwicklung hinaus. — Wie es sich so oft im Leben bewährt, zeigten gerade diejenigen Personen in Rücksicht auf mich die größte Strenge, welche sich selbst am meisten zu verzeihen hatten. — Bei meiner großen Jugend aber und der allgemeinen Zuneigung, welcher ich mich erfreute, mußten die bösen Zungen wohl in der Minderheit bleiben.

Endlich bemerkte ich Sir W... O...., welcher mich mit den Augen suchte. Meine Bewegung verhinderte mich nicht, die Mittel aufzufinden, um den Colonel zu entfernen. Ich sprach vom Whistische, dankte für seine Güte, und da er den Spieltisch mehr als die Frauen liebte, ließ er mich den ihm so angenehmen Urlaub nicht wiederholen, grüßte und verschwand von meiner Seite.

Sobald mich der junge General-Adjutant allein sah, trat er zu mir heran. Wir schlossen uns einem andern Paare zu einer Quadrille an, welche jetzt beginnen sollte. Die Musik erhöhte meine Aufregung. Der Arm meines Tänzers, welcher den meinen umfaßte, machte mich zittern, ich wagte nicht das

Auge aufzuschlagen, ich athmete kaum. Hätte man mich in diesem Augenblick mit den schändlichsten Nichtswürdigkeiten überschüttet, ich würde sie nicht vernommen haben.

Es war mir, als könne die Quadrille niemals enden, aber Alles hat sein Ende in dieser Welt, und von kürzester Dauer sind die Freuden. Nur Eins dauert oft bis zur Ewigkeit aus, das ist der Kummer, welcher ihnen folgt.

Mein Tänzer mußte sich jetzt nothwendiger Weise von mir nennen. Ich konnte nicht den ganzen Abend an seinem Arme zubringen, denn die böse Welt zwingt uns in ihrer Feindschaft die despotischsten Gesetze auf. Fangt es an, wie ihr wollt, opfert ihr mehr, als ihr einem Freunde opfern würdet, sie würde auch dennoch nicht unterlassen, euch ihre grimmigen Zähne zu weisen.

Ich setzte mich jetzt an die Seite einer ausgezeichneten Frau nieder, welche mich liebgewonnen hatte. Da sie sehr klug und wohlwollend war, und all die kleinen Komödien, das Heer der kleinen und kleinlichen Leidenschaften, welche sich in den Salons herumtummeln, mit Feinheit und Geistesschwäche beobachtete, faßte ich ein großes Zutrauen zu ihr.

Die Mistreß A... F..., welche an einen Mann verheirathet war, der durch seine persönlichen Verdienste und seine Bildung einen hohen Platz in der Gesellschaft zu Calcutta einnahm, hatte sich gewissermaßen das Recht erworben, über Alles ein wenig spotten zu dürfen, und sie nahm kraft dieses Rechts und der allgemeinen Achtung, welche sie genoß, stets diejenigen Personen in Schutz, an welchen sie Interesse fand.

Wenn man mich angriff, so vertheidigte mich die wohlwollende Frau. Obgleich wir noch gar nicht vertraut mit einander waren, so wehrte sie doch die spitzen Reden, welche gegen mich gerichtet wurden, mit aller Energie von mir ab.

Sie kam durch ihre Freimüthigkeit und Offenherzigkeit meiner Verlassenheit zu Hülfe.

Bei der Verschiedenheit unseres Alters — sie zählte 11 und ich 16 Jahre — konnte ich sie wie meine Mutter betrachten, von der das Geschick mich so weit entfernt hatte.

Mistreß F... hatte auch ihre Tochter mit auf den Ball geführt, welche ungefähr in meinem Alter und von hinreißender Schönheit war.

Es gewährte mir ein so großes Vergnügen, wenn ich die Mutter glücklich über die Triumphe ihrer Tochter und diese erfreut über das zufriedene Lächeln ihrer Mutter sah!

Ich fühlte das Bedürfniß mit der Mistreß F... zu sprechen, denn ich befand mich in einem Widerstreit mit mir selbst und ich wollte wissen, ob unsere Empfindungen übereinstimmten.

Ich bin fast zu glauben versucht, sagte ich zu ihr, daß die Bälle irgend ein böser Dämon erfunden hat, um die Frauen unglücklich zu machen.

Ei, sie träumen wohl, Mistreß James? —

Ja, wahrlich, die Männer thun sehr Unrecht daran, ihre Frauen auf Bälle zu führen.

Und weshalb das, wenn ich bitten darf?

Weshalb? — Weil die Frauen hier in die Lage kommen Vergleichungen aufzustellen. —

Welche Vergleichungen? —

Man kann nicht umhin seinen Gatten mit andern Männern, die Sprache der Gesellschaft mit der Sprache des Hauses zu vergleichen.

Und das meinen Sie wäre — — —

Sehr gefährlich.

Welche sonderbare Ideen sind das! —

Ich ſage Ihnen, Miſtreß F..., ganz offenherzig, was ich denke. —

Und was iſt das Reſultat Ihrer Vergleichungen? —

Ich finde, daß die Partie nicht gleich ſteht. In der Geſellſchaft trägt der Mann eine Maske, der Ehemann hat in ſeinem Hauſe keine vor. —

Jener weiß ſeine guten Eigenſchaften mit aller Kunſt glänzen zu laſſen — der Ehemann zeigt alle ſeine Fehler, ohne ſie im geringſten zu verbergen. Der Tänzer auf dem Balle braucht nur einen Moment liebenswürdig zu ſein und er gefällt. Der Ehemann dagegen — ach, das iſt ein ganz anderes Ding — der könnte den ganzen Tag liebenswürdig ſein und er würde doch nicht immer gefallen.

Sie haben Recht, die Einförmigkeit ermüdet ſelbſt in guten Dingen.

Ja gewiß. Ein Mann, welcher immer liebenswürdig iſt, wird ebenſo läſtig, als ein Mann, der beſtändig unangenehm iſt.

Sie ſind noch ſehr jung, meine Theuere. Sie ſind zu früh in die Ehe getreten, um alle ihre Annehmlichkeiten, alle ihre Vortheile im beſten Lichte zu ſehen.

Ach ja, Sie ſprechen nur zu wahr.

Die Ehe iſt ein Hafen nach dem Seeſturme, ein Erholungsplatz nach den Aufregungen, welche uns die Welt verurſacht hat.

O, wie gern höre ich Sie ſo ſprechen!

Der Ball flößt Ihnen nur deshalb Furcht ein, weil ihre jugendliche Phantaſie, die ohne Leitung ſich ſelbſt überlaſſen iſt, nur die verführeriſchen Reize beachtet, welche Ihnen in dem Getümmel der Feſtlichkeiten begegnen.

Was ſoll man aber Anderes auf einem Balle ſuchen?

Zerſtreungen, welche uns das häusliche Leben nur um ſo angenehmer machen.

Mich aber zerstreuen die Bälle nicht, ich trage von ihnen nur Empfindungen fort, welche mich verwirren.

Der Ball ist nichts als eine angenehme Abwechslung in der Alltäglichkeit des Lebens, welche uns erheitert und erfrischt.

Sagen Sie doch lieber, welche uns fieberhaft aufregt.

Ja, wenn die Frau mehr Eitelkeit als Vernunft besitzt.

In diesem Moment ging Sir W... O... an uns vorüber und warf auf mich einen seiner Flammenblicke, welche zündeten wie der Blitz, und wirkungslos waren alle die verständigen Worte der Mistreß F..., welche so tief in mein von Natur gut geartetes Herz gedrungen waren.

Dennoch hätte die kalte Verständigkeit der Mistreß F... mich der Bahn des Guten wieder zugelenkt, wenn mein böses Geschick nicht von Neuem in mir den Kampf der widerstreitendsten Empfindungen geweckt hätte.

Die Worte einer Närrin ließen mich die ernsten Worte einer verständigen Frau vergessen.

Die Mistreß A. war eine junge Polin und hatte einen alten englischen Obristen zum Gemahl, sie glaubte ihre Lage aber dadurch zu verbessern, daß sie gegen ihren Mann stets die größte Rücksicht beobachtete, und ihn mit der größten Vorsicht betrog.

Sie war eine Frau von Welt, Gebieterin in den Salons, liebenswürdig, geistreich, sie wußte sich stets mit einem zahlreichen Gefolge von Verehrern zu umgeben, welchen sie geschickt ihre Stellungen anwies, so daß die Klatschschwestern niemals im Stande waren, aus diesem Haufen den wirklichen Geliebten herauszufinden.

Mistreß A... suchte in der Gesellschaft Freundinnen, um sich mit ihnen zu amüsiren und Nachahmerinnen ihrer Schwächen.

Die ſchöne Polin der Salons und wir begegneten uns auf demſelben Terrain.

Was machen Sie denn mit dem ſchönen Sir W... O...e, fragte ſie mich, indem ſie mich bei Seite führte. Wiſſen Sie auch, daß Sie alle Frauen auf das Entſetzlichſte eiferſüchtig machen?

Sie ausgenommen, denn Ihr Staatsrath beſchäftigt Sie mehr als der Generaladjutant.

Sprechen wir nicht von Abweſenden.

Iſt er nicht hier, hat er ſo Dringliches zu thun?

Ich hoffe ihn noch in dieſer Stunde in einer Geſellſchaft zu ſehen, wohin ich mich ſo eben begeben will.

Wird Sie Ihr Gemahl nicht begleiten?

Nein, ich wollte Sie deshalb gerade erſuchen, ihm während meiner Abweſenheit, die nicht lange dauern wird, Geſellſchaft zu leiſten. Mein Mann liebt jenes Haus nicht — und er hat auch da nichts zu thun. Aus Rückſicht für ihn wollte ich Ihnen meinen Mann einige Augenblicke anvertrauen.

Aber was ſoll ich dem Obriſten ſagen?

Alles was Sie wollen, nur nicht, daß ich fortgegangen bin. Adieu.

Aber nur auf kurze Zeit, denn es verlangt mich Ihnen Ihren Gemahl wieder zuzuſtellen.

Sobald Miſtreß A... ſich entfernt hatte, trat Sir W... O...e zu mir heran und enthob mich der Verlegenheit einer Unterredung mit dem alten Colonel, zu der ich gerade keine beſondere Neigung hatte.

Was haben Sie mit Ihrer Freundin vorgehabt? fragte er mich in einem ſpöttiſchen Tone.

Sie iſt für einige Augenblicke in eine andere Geſellſchaft gegangen.

In eine andere Gesellschaft? rief Sir W... De..e lachend.

Warum lachen Sie denn? fragte ich.

Der junge Gentleman antwortete nichts, aber sein Lächeln wurde noch malitiöser.

Ungefähr drei Viertelstunden später kam Mistreß A ... zurück.

Ich ließ meine Finger ganz absichtslos und unmerklich über die Blumen ihres Kopfputzes gleiten, sie dankte mir mit einem liebreichen Händedruck.

Man lernt doch immer etwas Neues in einer Gesellschaft.

Nach einigen Tagen hatten wir die innigste Freundschaft geschlossen, Mistreß A... übernahm die Sorge, meine Erziehung zu vollenden.

O, die Frauen! die Frauen! sie spielen, ohne daran zu denken, sich selbst die schlimmsten Streiche.

Es mag der Eitelkeit der Männer wenig zusagen, aber es ist wahr, Rath und Beispiel sind die größten Verführer!

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Scenen aus dem ehelichen Leben.

Abreiſe von Calcutta. — Reiſe in's Innere Indiens. — Kurnal.

Das einundzwanzigſte Regiment der oſtindiſchen Compagnie, bei welchem M. James als Capitän ſtand, wurde zur Expedition nach Afganiſtan beordert, und ſollte in Kurnal, tief in Indien, dreihundert Meilen von Calcutta entfernt, ſeine Cantonnirung beziehen.

So mußte ich denn die Annehmlichkeiten des bengaliſchen Capua verlaſſen, ſtatt der Feſte erwartete mich die Garniſon.

Mit meinem Manne mehrere Monate lang zu reiſen, konnte mir keine ſonderliche Abwechslungen und Vergnügungen gewähren.

Der Capitän James hatte ſeine Rolle als Ehemann einer geſuchten und geſchmeichelten Modedame wohl ſeinem, aber leider nicht meinem Charakter gemäß aufgefaßt. Er ſprach nicht, er zeigte ſich nicht, Niemand kannte ihn, ſo konnte es nicht fehlen, daß die Leute ihn für einen charmanten Menſchen hielten.

Die Beſchäftigung auf unſerer Reiſe war durchaus eine und dieſelbe. Wir verbrachten die Zeit damit, uns gegenſeitig

zu beklagen, unſere geringſten Fehler auszuſpähen, ſie zu übertreiben, um endlich auf die eigenthümlichſte Weiſe nähere Bekanntſchaft mit einander zu machen.

Auf dieſe Weiſe kamen wir zu der Erkenntniß, daß eine Verträglichkeit zwiſchen uns beiden zu den Unmöglichkeiten gehörte.

Wir führten, nach der indiſchen Sitte, ein großes Gefolge von Dienern mit uns, mit denen nichts anzufangen war und welche nach dem Beiſpiel ihrer Herrſchaft ſich auf's Beſte zu zanken verſtanden.

Meine einzige Zerſtreuung beſtand nun darin, bei ihnen den Friedensrichter abzugeben, und ich hörte die drolligſten Prozeſſe von der Welt. Die Indier glichen hierin vollkommen den civiliſirten Völkern, Jeder wollte Recht haben.

Von Calcutta bis Benares machten wir die Reiſe zu Schiffe auf dem Ganges. Um die Einförmigkeit dieſer Fahrt ein wenig zu unterbrechen, zog der Capitän James, welcher methodiſch wie ein engliſcher Prokurator war, ein Notizenbuch aus der Taſche, worin er mit der größten Genauigkeit alle die Tadel niedergeſchrieben hatte, zu welchen ich ihm während meiner Ballvergnügungen Gelegenheit gegeben und welche er ſich in Reſerve gehalten hatte, um mich gelegentlich mit der Lectüre dieſes Generalverzeichniſſes meiner kleinen Sünden zu erfreuen.

Die Anklageacte war lang, der Commentar dazu noch länger. Um der Sache ein Ende zu machen, riß ich blitzſchnell das Faktum aus ſeinen Händen. Wir warfen nun die conſtitutionellen Formen bei Seite und der Bürgerkrieg ſchlug in helle Flammen auf — dieſes Schauſpiel gewährte ſchon mehr dramatiſches Intereſſe.

Bei jeder Gelegenheit, unter jedem Vorwande, durch alle

erdenklichen Mittel suchte mein Herr Gemahl sich zu erzürnen, mir Verdruß zu machen, mich zu ärgern, ich ärgerte ihn wieder, wir ärgerten uns gegenseitig. Im Grunde haben auch die Händel ihr Angenehmes, denn sie gestatten uns wenigstens, eine und dieselbe Sache mit den verschiedensten Namen zu bezeichnen. —

Man hat nur Ein Wort um dem Manne zu sagen, daß man ihn liebt, aber es giebt deren Hunderte um ihm zu sagen, daß er uns unleidlich ist, namentlich in der französischen Sprache. Ich pflege daher mich auch dieser Sprache bei meinen Artigkeiten zu bedienen.

Um diese so gewöhnlichen häuslichen Scenen kurz abzubrechen, veränderten wir unsere Reiseeinrichtung. Auf der Strecke von Benares bis nach Kurnal trennten wir uns und nahmen Jeder in unserem besonderen Palankin Platz.

Der Palankin ist das angenehmste Beförderungsmittel in Indien.

Es ist die classische Tragbahre der Römer, welche vermittelst Stangen auf den Schultern der Menschen getragen wird, eine enge Behausung, deren Inneres mit frischen, wohlriechenden Matten ausgefüttert ist. Die Thüre, welche in die Seitenwand hineinfällt, kann man nach Belieben schließen und öffnen.

Die Parias leisten die Dienste der Postpferde, und diese armen „Menschenthiere" tragen den Reisenden siebenhundert Meilen und lösen sich ungefähr alle fünf Meilen an den Stationen, welche Bengalowes genannt werden, ab. Sie laufen immer im Trabe, aber langsam wie ein Fiacre- oder Droschkenpferd. Zu ihrer Erleichterung und Erheiterung singen diese Unglücklichen monotone indische Lieder, welche die Reisenden einschläfern.

Mein Mann fand natürlich dies Alles ganz nach seinem Geschmacke.

Die Sänfte wird des Nachts von Leuten begleitet, welche zur Beleuchtung des Weges große Harz-Fackeln tragen.

Diese nackten Menschen, welche nur eine lange Schürze von weißer Farbe tragen, gewähren von dem grotesken Licht ihrer Fackeln beleuchtet, einen gespensterhaften Anblick.

Zur Seite eines jeden Fackelträgers keucht schweißtriefend einer ihrer unglücklichen Brüder unter der Bürde des Palankins.

Ganz erschöpft durch die Anstrengung, mit von den Tragstangen geschundenen Schultern finden sie doch noch Kraft genug, um sich gegenseitig mit Stockschlägen halbtodt zu prügeln.

Auch diese Dinge gehören zu den Vergnügungen einer Reise in Indien.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Ein verliebter Bramine.

Benares, die heilige Stadt der Indier. — Liebeserklärung eines indischen Priesters.

Nach einigen Tagen erreichten wir Benares, die heilige Stadt der Indier.

Das erhabenste Schauspiel, welches ich je gesehn habe, zeigte sich meinen erstaunten Blicken.

Unmittelbar neben der großen Stadt floß der Ganges. Es schien, als hätte er gar kein Ufer.

Man steigt zu dem heiligen Flusse auf einer Treppe von unzähligen Stufen hinab, die aus seltenen Steinen gehauen sind. Sie gehören zu den Wundern der Baukunst.

Inmitten der großen Wasserfläche, in welcher sich die blendende Sonne wiederspiegelt, bringen die Braminen in betender Stellung dem heiligen Flusse ihre Opfer dar. — Zahllose Menschenhaufen bewegen sich längst des Flusses.

Aus allen Gegenden Indiens wallfahren die Gläubigen nach Benares, um an den Hougli ihre Gebete zu richten. Die Sünder kommen hierher, um das Recht ihrer Kaste, welches sie verloren haben, wieder zu erlangen.

Die Frauen, die jungen Mädchen, die Kinder ſelbſt, vollziehen hier ihre religiöſen Waſchungen, und die Fakirs bringen die Umſtehenden durch die Verſtümmelungen, welche ſie an ſich ſelbſt vornehmen, in Entſetzen.

Während ich dieſen Dingen zuſchaute, blieb plötzlich ein Bramine von hoher Geſtalt und ausdrucksvollem Geſichte vor mir ſtehen.

Ich ſchien ihm ſehr gefallen zu haben, denn er brach ſein Gebet ab, um mich auf eine etwas ungewöhnliche Weiſe anzureden.

Seine leidenſchaftliche Sprache überzeugte mich leicht, daß auch die Prieſter des Brama Menſchen ſind und trotz ihres Gelöbniſſes der Keuſchheit für Frauenreize nicht unempfindlich ſind.

Es liegt in der Sitte der Orientalen, keine große Vorrede und Einleitung zu ihren Anreden zu machen. Sie empfinden lebhaft und drücken ſich eben ſo lebhaft aus.

Tochter des Brahma, ſagte er in ſeiner hinduſtaniſchen Sprache, ſchenke mir dein Herz, o, ſchenke es mir.

Was will ein heiliger Mann wie du damit beginnen?

Ich will es in dem Hougli untertauchen, um es zu reinigen, und wenn es klar wie das cryſtallene Waſſer unſerer Quellen ſein wird, dann will ich damit machen, was der Schmetterling mit der Blume, was der Vogel mit den Blättern, was der Boel-Boul macht mit der Roſe.

Bei dieſen Worten ſah er mich mit einem leidenſchaftlichen Blicke, in der Stellung eines Flehenden, an.

Mäßige Deine Leidenſchaft, rief ich, von ſolcher Kühnheit erſtaunt, ſo große Liebe darfſt Du nur Deinem Gott erweiſen.

Dein Anblick hat ihn aus meinem Herzen geriſſen.

Eine ſolche Sprache wird Dich um Deine Würde bringen, Du wirſt zum Paria werden ....

In dieſem Moment kam mein Mann.

Bei Anhörung meiner letzten Worte ſchwebte auf des Braminen Lippen ein eigenthümliches Lächeln. Sir James gab ſich das Anſehen, als habe er nicht das Geringſte bemerkt, nahm ſich aber ohne Zweifel vor, meinem Sündenregiſter, deſſen Vorleſung er auf unſerer Reiſe ſo erfolglos begonnen hatte, noch ein Kapitel hinzuzufügen.

Der Bramine aber folgte uns von ferne, wahrſcheinlich, um unſere Wohnung zu erfahren.

Am andern Morgen beſuchte er mich. Er benahm ſich ſehr liebenswürdig und in Allem wie ein Orientale, und es gelang ihm, mich trotz aller meiner Einwände zu überführen, daß nur die Schwachköpfe Parias werden können, daß ſich die Kühnheit eines Ritters mit den caſuiſtiſchen Lehren ſehr gut verträgt, und endlich überführte er mich, daß in Indien, wie an vielen andern Plätzen der Erde:

„ſich mit dem Himmel unterhandeln läßt."

Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Aus dem Franzöſiſchen.

Zweiter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.

Dreißigſtes Kapitel.

Wie ſich die Diplomaten auf die Liebe verſtehen.

Benare. — Ein junger franzöſiſcher Diplomat. — Meeruth.

Benare iſt eine der maleriſchſten Städte Indiens. Hierhin ſtrömen in Maſſe die Europäiſchen Reiſenden.

Ich traf hier mit vielen engliſchen und franzöſiſchen Reiſenden zuſammen, welche entweder aus Leidenſchaft reiſen oder aus Geſundheitsrückſichten, oder endlich um den Spleen zu vertreiben, dieſe gewaltſame Melancholie der Engländer, gegen welche die Ortsveränderung das einzigſte Mittel iſt.

Ich hatte dem Brama ſeinen untreuen Diener wiedergegeben, welcher mir am Ende mit ſeinem orientaliſchen Schwung und ſeinem laxen Gewiſſen ſehr läſtig wurde.

Während einer Promenade, welche ich jeden Morgen am Ufer des Ganges zu machen pflegte, bemerkte ich einen jungen Franzoſen, welchen ich in einer Geſellſchaft nur flüchtig geſehen hatte. Dieſer junge Mann hatte eine ſehr ſelbſtgefällige Miene und gab ſich das wichtige Anſehen eines Diplomaten. — Er ſchien von ſich ſehr eingenommen zu ſein.

Am Morgen hatte er ein noch einfältigeres Ausſehen als am Abend.

Vielleicht war es in Folge der sonderbaren Belustigung, durch die er sich die Zeit verkürzte.

Er saß nämlich auf einer Stufe der großen Treppe, welche zum Ganges hinabführte, und amüsirte sich damit, die Schwärme der jungen badenden Mädchen, welche in dem heiligen Wasser des Hougli lustig herumplätscherten, durch seine Lorgnette zu beobachten und durch allerlei Grimassen zu necken.

Dieses verdroß mich und ich konnte mich nicht enthalten, ihm in einem etwas gereizten Tone zuzurufen:

Es ist nicht sehr schicklich, was Sie da thun, mein Herr.

Er erhob sich, ließ seine Lorgnette niedergleiten und begrüßte mich mit einer tiefen Verbeugung.

Ich bedaure sehr, Ihr Mißfallen zu erregen, Madame, sagte er, aber mein Zeitvertreib ist sehr unschuldiger Natur, und ich glaube Niemanden damit zu nahe zu treten.

Wer sagt Ihnen das?

Diese Damen da haben wenigstens nicht das Ansehen, als könnte man sie so leicht beleidigen.

Sie scheinen zu glauben, daß diese Mädchen um die Wette schwimmen?

Allerdings.

Sie irren; es ist eine religiöse Ceremonie, was Sie da sehen.

Eine religiöse Ceremonie in diesem Evakostüm?

Erscheint Ihnen das so sonderbar, mein Herr? In civilisirten Ländern erscheint man in anständiger Kleidung zum Gottesdienst. In Indien entkleidet man sich vollständig, weil die Gottheit daselbst ein Fluß ist und die Untertauchung den Gottesdienst vertritt.

Ich bin Ihnen für Ihre Auskunft sehr verbindlich, Madame; darf ich den Namen einer so liebenswürdigen Unterweiserin erfahren?

Sagen Sie mir doch zuerst Ihren Namen, mein Herr.

Ich heiße Virgil von M . . ., und gehöre zum Ministerium des Auswärtigen in Frankreich.

Und Sie kommen in diplomatischen Angelegenheiten nach Indien?

Sie haben es errathen, Madame.

Sie haben Geschäfte mit den Engländern?

Das nicht.

Mit den Indiern?

Auch das nicht.

Mit wem denn? — Ach, wahrscheinlich mit den jungen Mädchen da im Flusse.

Meine Mission ist ernsterer Natur. Meine Regierung sendet mich an den Kaiser von China.

Und der Zweck Ihrer Mission ist — —?

Einen sehr wichtigen Brief dem Kaiser von China zu überbringen.

Und das nennen Sie in diplomatischen Angelegenheiten reisen! rief ich laut auflachend.

Gewiß, Madame, denn es ist wahrlich nicht Jedermanns Sache einen Brief in ein so entlegenes Land zu tragen.

So entlegen — es ist in der That sehr merkwürdig.

Sie geben es also zu, und außerdem müssen Sie gestehen, daß dergleichen Reisen die jungen Leute bilden und erziehen. — Sie verweilen doch wohl einige Tage in Benare? Ich werde Sie in diesem Falle um die Erlaubniß bitten, Sie in Ihrer Wohnung besuchen zu dürfen.

Ich reise schon morgen nach Kurnal.

Dahin will auch ich, und ich bitte um das Vergnügen, Ihnen Gesellschaft leisten zu können.

Aber wir werden wohl nicht ganz denselben Weg verfolgen.

Ich nehme den Ihren, Madame. Ich kann mich nach Belieben aufhalten, denn ich reise auf Kosten der Regierung.

Mein Gemahl kennt Sie nicht, und es wird wenigstens nothig sein, Sie ihm vorzustellen.

Ich nahm den Arm des Diplomatenlehrlings und ließ mich von ihm nach meiner Wohnung begleiten. Wir fanden daselbst den Capitän James sehr mißlauniſch und verdrießlich.

Ich ließ ihm aber nicht Zeit von seiner gereizten Stimmung Gebrauch zu machen.

Mein werther Freund, sagte ich zu ihm, ich stelle Dir hier den Herrn Virgil von M..., außerordentlichen französiſchen Gesandten bei seiner Majestät dem Kaiser von China vor.

Der Capitän James begrüßte achtungsvoll den Herrn Gesandten, welchen er für einen allvermögenden Günſtling der Regierung zu halten schien. Dieser dagegen fühlte sich durch die Wichtigkeit, welche ihm der Capitän beilegte, sehr geschmeichelt, und begann nun selbst sich für eine sehr bedeutende Person zu halten.

Er war indeß sehr zufrieden in so guter Gesellschaft reisen zu konnen, und wir verließen zusammen Benare, um uns nach Kurnol zu begeben.

Auf der Reise schließt man bald Freundschaft. — Nachdem wir einige Stationen im Palankin zurückgelegt hatten, waren der Capitän James und der junge Herr Diplomat die besten Freunde.

Obgleich wir nur sehr langsam vorwärts kamen — denn unsere Palankinträger wetteiferten in Langsamkeit mit den Schildkroten — so waren die beiden Herren doch ganz vergnügt und der Capitän James schnarchte nach Herzenslust.

Bei jeder Station stiegen der Gesandte und ich aus unsern Palankins, um mit einander zu plaudern. Ich sperrte

mich sehr ungern in meinen Palankin ein, ich fühlte zu sehr das Bedürfniß nach Gesellschaft; es kam mir daher bei meinem, den Frauen so eigenthümlichen Hange zur Zerstreuung sehr gelegen, daß mein Palankin zerbrach.

Das war doch endlich eine kleine Veränderung in der Einförmigkeit unserer langweiligen Reise, obgleich ich im Anfange sehr bestürzt war, als ich so inmitten der Parias kopfüberstürzte.

Um ihre Versäumniß nachzuholen, wollten mich die närrischen Leute durchaus auf ihren Armen bis zur nächsten Station weiter tragen; der Herr von M..., welcher mir folgte, war so galant, mir seinen Platz anzubieten, denn mein Mann war uns schon weit voraus. Ich zog es jedoch vor, bis zur nächsten Station, von welcher wir nicht mehr weit entfernt waren, am Arm meines Reisegefährten zu Fuße zu gehen. Während hier die ziemlich ungeschickten indischen Handwerker meinen Palankin wieder herstellten, was mehrere Stunden dauerte, verbrachten wir die Zeit in einem kleinen Hause, welches ein Strohdach hatte und von großen Bäumen beschattet wurde.

Solche Häuser hat die englische Regierung zur Erholung der Reisenden an allen Stationen bauen lassen.

Während unseres Aufenthaltes in dem kleinen Hause zeigte sich der Herr Virgil von M... sehr liebenswürdig. Wie fast alle jungen Leute in Frankreich, sprach er von den Frauen mit einem gewissen Leichtsinn. In einem Alter von zweiundzwanzig Jahren, gab er sich das Ansehen, als habe er das weibliche Geschlecht schon ausstudirt und bei ihm nur Schwäche und Nachgiebigkeit gefunden.

Jetzt oder niemals bot sich dem Herrn Gesandten die Gelegenheit, interessant zu sein und seinen Geist glänzen zu lassen.

Aber es wollte mir nicht gelingen, ihn dahin zu bringen. Sobald ich mit ihm von den Frauen sprach, machten seine trivialen Antworten alle meine Versuche, der Unterhaltung eine geistreiche Wendung zu geben, zu Schanden.

In Bezug auf die Gesellschaft sagte er:

Ich bemerke, Madame, daß Sie mit großem Interesse von der Gesellschaft reden, Sie lieben sie wohl sehr?

Das ist der Fall, mein Herr, obgleich sie mir nicht sehr liebenswürdig erscheint.

Ich bin ganz Ihrer Meinung.

Lassen Sie uns diesen Gegenstand weiter verfolgen. Was tadeln Sie z. B. an der Gesellschaft?

Ich finde es mißlich, daß sie uns mit den Damen in allzunahe Berührung und uns ohne Gewinn um unsere Zeit bringt.

Und ich habe zu beklagen, daß sie uns mit den Männern in Berührung bringt, welche ihre Empfindungen und Gedanken — wenn sie überhaupt deren haben — immer auf dieselbe Weise ausdrücken.

Sie wollen, daß sie dafür eine neue Ausdrucksweise erfinden sollen?

Das ist es eben, wonach ich seit zwei Jahren vergebens suche.

Haben Sie vielleicht auch deshalb einen Mann genommen?

Spotten Sie nicht über die verheiratheten Frauen.

Ich spotte durchaus nicht. Die verheiratheten Damen sind den jungen Diplomaten sehr nützlich, zumal wenn ihre Männer eine hohe Stellung einnehmen, vermittelst deren sie solche zu einer Carriere verhelfen können.

Ist das Ihr Glaubensbekenntniß?

Vollkommen, Madame. Wir Franzosen werden auch hierin Engländer. Die Nützlichkeit vor Allem, — die Befriedigung des Ehrgeizes nachher — und die Liebe zuletzt.

Aber es ist durchaus nichts Neues, was Sie mir da sagen, mein Herr. Ich möchte von Ihnen etwas Neues hören. —

Etwas Neues? — Nun wohlan, denken wir ein wenig an unsere jetzige Lage.

Das verstehe ich nicht.

Nennen Sie das nicht neu, wenn sich eine junge, hübsche und geistreiche Frau an der Seite eines jungen Mannes befindet, welcher zwar, ich gestehe es, nichts weniger als hübsch, aber doch sehr — sehr verliebt ist.

Ich muß gestehen, daß diese Erklärung wenigstens originell ist.

Mein Palankin war indessen wieder hergestellt worden und wir brachen wieder auf. In Meeruth, einer großen Stadt, woselbst der Generalstabs-Major der englischen Armee stand, setzten wir unsere Unterhaltung fort. — Einmal im Zuge, kramte der Diplomat alle seine faden Redensarten aus, von denen er einen außerordentlich großen Vorrath hatte.

Mit einem erstaunlichen Gedächtnisse, welches eines bessern Inhalts würdig gewesen wäre, ließ er alle die Gemeinplätze einer leidenschaftlichen Liebe vom Stapel laufen, mit denen die Romanbibliotheken so überfüllt sind.

Bis zu diesem Punkte der Dummheit wollte ich ihn nur hinführen. Ich hatte mein Vergnügen daran, aber im schönsten Augenblicke warf ich ihm einen Blick zu, welcher ihn auf seinen Platz zurück warf.

Es war doch ein armseliger Mensch, dieser Virgil von M . . . .

In den süßen Augenblicken seiner Herzensergießungen hatte er mir erzählt, daß eine alte Dame, welche auf seinen Minister einen großen Einfluß übte, ihm versprochen habe, sobald er zurückkommen würde, ihm einen Orden zu verschaffen.

In gegenwärtiger Zeit haben gar viele Regierungen die Gewohnheit, ihren Briefträgern Orden zu verleihen.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Allgemeine Umarmung.

Meeruth. — Zuſammentreffen mit dem Generalmajor Craigie. — Brief von meiner Mutter. — Die Prinzen von Kabul.

Mein Reiſegefährte war trotz ſeines verunglückten Liebesattentats eben ſo aufmerkſam und zuvorkommend wie zuvor. Er hoffte die verlorne Partie wieder zu gewinnen. —

Er vergaß indeſſen über ſeine Liebe ſeinen Ehrgeiz nicht und unterließ es nicht bei jeder Gelegenheit auf ſeine Briefe an den Kaiſer von China zurückzukommen. — Er gedachte ſeine Reiſe an den Hof des Sohnes der Sonne auf dem Rücken eines Kameels fortzuſetzen.

In Meeruth angekommen, ward der Palankin bei Seite geſetzt, ich bezog mit meinem Manne eine für uns in Bereitſchaft gehaltene Wohnung und der Herr Geſandte fand keinen diplomatiſchen Grund mehr, ſeinen Aufenthalt in einer Stadt, in welcher er durchaus nichts Angenehmes fand, zu rechtfertigen. Ich wünſchte ihm alſo von ganzem Herzen eine glückliche Reiſe und verſprach ihm, ihn in Frankreich zu beſuchen, wo ich, ſetzte ich ſehr ernſthaft hinzu, ihn als Miniſter des Auswärtigen wieder zu finden hoffte.

Aber noch mehr Freude als die Abreiſe des Diplomaten gewährte mir das Wiederſehen mit meinem Stiefvater, welcher in Meerut das Gros der engliſchen Armee kommandirte. Er umarmte mich mit der Herzlichkeit eines Vaters, welcher glücklich war, ſeine Tochter nach langer Abweſenheit wieder zu ſehen.

Ungeachtet meiner Verheirathung, welche ohne ſeine und meiner Mutter Zuſtimmung geſchehen war, überhäufte er mich dennoch mit Zärtlichkeit, denn er konnte es nicht vergeſſen, daß er mich erzogen hatte, und ſeine Zärtlichkeit ließ es mich erkennen, daß ich ihm noch theuer war.

Ich habe dich immer wie mein Kind lieb gehabt, meine Lola, ſagte der vortreffliche Mann.

Ich weiß es, mein Vater, verſetzte ich, und ich habe niemals die Wohlthaten vergeſſen, welche ich Ihnen verdanke.

Du haſt mir und deiner Mutter vielen Kummer verurſacht.

Und nicht weniger, mir ſelbſt, mein Vater.

Wie konnteſt Du dich auch ohne den Rath, ohne die Zuſtimmung derjenigen, welche Dich ſo ſehr lieben, zu einer Heirath entſchließen.

Heirath, verſetzte ich ſchluchzend, ja, was man ſo in England Heirath nennt. —

Was meinſt Du damit?

Ich will damit ſagen, daß ich eigentlich nicht weiß, ob ich wirklich verheirathet bin. Ich werde Ihnen ſpäter das erzählen. Sagen Sie mir jetzt nur, wo und wie ſich meine Mutter befindet.

Sie hat ſich nach Simla übergeſiedelt, um daſelbſt während der heißen Jahreszeit zu bleiben. Deine Heirath hat ſie ſehr aufgebracht.

Aber ſie ſelbſt war ja die Urſache.

Wie? — Du verſetzt mich in das größte Erſtaunen.

Sie wollte mich ja wie eine Waare verhandeln, was ſie verheirathen nannte. —

An wen? —

Wiſſen Sie es denn nicht? An einen alten Mann, der ein großes Vermögen in Indien beſitzen ſoll.

An einen Alten? ſagte der Major erſtaunt.

Ja, an einen Alten, deſſen Enkel ich ſein könnte.

Wer hat Dich denn davon unterrichtet?

Nun, ich habe es von meiner Mutter ſelbſt erfahren. —

Wenn dem ſo iſt, meine Tochter, ſo wollte es deine Mutter gewiß nur in Rückſicht auf Dein Glück, denn man kann nicht vermuthen, daß eine Mutter etwas Anderes als die Wohlfahrt ihrer Tochter vor Augen hat. Biſt Du denn jetzt glücklich und zufrieden?

Ach nein, im Gegentheil, verſetzte ich mit Thränen in den Augen, ich bin ſehr unglücklich. —

Unglücklich? —

Weil ich meinen Mann nicht liebe, weil ich ihn niemals lieben werde!

Warum haſt du ihn aber denn geheirathet?

O, man kann wohl zuweilen genöthigt ſein, einen Menſchen, den man nicht liebt, zu heirathen. — Um dem Alten zu entgehen, hätte ich am Ende den Teufel geheirathet.

Es iſt ſehr nöthig, mein Kind, daß Du dich mit deiner Mutter wieder ausſöhnſt.

Sie wird nicht wollen. —

Eine Mutter verzeiht immer gerne. Schreibe ihr nur einen recht liebevollen Brief, ſie wird ihn ſehr bald erhalten.

und Du wirſt ſehen, wie glücklich ſie ſein wird, Dir ihre Liebe bezeigen zu können.

Ich folgte alſobald dem Major Craigie und eine Woche ſpäter empfing ich folgende Antwort von meiner Mutter:

Simla, den 27. Juli 1813.

Meine liebe Tochter!

„Wenn die Fehltritte eines Kindes ſich mit ſeiner Un-
„erfahrenheit und Verführung entſchuldigen laſſen, ſo iſt
„eine Mutter ſtets geneigt zu verzeihen. Aber niemals
„werde ich einem Menſchen verzeihen, welcher mein Ver-
„trauen und die Freundſchaft, welche er in unſerm Hauſe
„genoß, gemißbraucht hat, um ein Kind zu entführen,
„welches noch nicht begriff, was man ihm that. — Dieſer
„Menſch hat mit der Religion wie mit der Unſchuld ſein
„Spiel getrieben, und ich bezweifle, daß ihm Gott jemals
„das Glück, deſſen er ſich ſo unwürdig gezeigt hat, ge-
„währen wird.

„Was Dich betrifft, ſo verzeihe ich Dir von ganzem
„Herzen. Komme nach Simla, um daſelbſt einige Zeit
„mit mir zu verleben. Die Freude, welche mir Dein Wie-
„derſehen bereiten wird, wird Dich überzeugen, daß eine
„Mutter zu verzeihen weiß.

Deine Dich liebende Mutter

O. Montalvo Craigie."

Ich zeigte meinem Vater dieſen liebevollen Brief, welcher uns beiden das größte Glück gewährte.

Mein Mann, welchem ich ihn aus beſonderen Gründen zeigen zu müſſen glaubte, las ihn mit dem größten Zorn. Er erweckte in ihm gar böſe Erinnerungen.

Ich ſagte ihm, daß ich nach Simla reiſen würde. Er antwortete nicht und holte nur ſein Notizbuch herbei, welches

er mir ſchon einmal auf unſerer Reiſe, um mir eine angenehme Zerſtreuung zu machen, vorleſen wollte, ſchrieb mit Bleiſtift einige Zeilen darin nieder, welche wahrſcheinlich einen ſehr tiefen Sinn hatten, ſteckte es dann wieder ins Futteral, und zog ſich höflich, ohne noch ein Wort zu ſagen, zurück.

In der Zeit, als ich nach Simla abreiſte, war der Krieg in Afganiſtan auf eben dieſelbe Weiſe beendigt, wie in dieſem halbwilden Lande alle Kriege enden. Man fraterniſirt unter Flintenſchüſſen und unterzeichnet die Friedenstractate mit den Waffen in der Hand.

Die engliſchen Truppen, welche an den Grenzen Oſtindiens ſtanden, vereinigten ſich in Meeruth, um von hier aus ihre Quartiere in den umliegenden Ortſchaften zu beziehen.

Es wurden öffentliche Feſte zur Feier des Friedens gegeben, welcher mit den Prinzen von Kabul, die einen Theil ihrer Ländereien den Engländern abgetreten hatten, geſchloſſen worden war.

Um ſich von den Anſtrengungen des Krieges zu erholen, wollten ſich die Prinzen nach Simla begeben, ſie nahmen jedoch auch die Abſicht mit, ſich von dort her mit Frauen zu verſehen.

Sie durchzogen das Land mit ihren Schätzen, die ihnen die Engländer für den Augenblick noch gelaſſen hatten, überall anfragend, ob man ihnen nicht Weiber verkaufen wolle.

Prächtig! Sie erboten ſich ſogar, ſie baar zu bezahlen.

Die engliſchen Damen, welche in dieſem Augenblicke ſehr zahlreich in Meeruth verſammelt waren, bewunderten die reiche Kleidung dieſer wilden Fürſten.

Es waren einige unter ihnen, die ſich ſehr gern von ihnen hätten entführen laſſen, aber ſie waren nur vom Militair umſchloſſen, welches in Meeruth zuſammengezogen war. Es

waren da um sie und unter ihnen ihre Ehemänner, ihre Brüder, ihre Söhne und selbst Cousins, welche die Freude des Wiedersehens nach dem Kriege zu feiern hierhergekommen waren.

Es war eine allgemeine Umarmung, wohin man sich auch wandte. Jeder betheiligte sich dabei, mein Mann und ich waren allein davon ausgenommen. Alle Welt war glücklich, sich nieder zu sehen, und wir — waren froh, daß wir auseinander kamen.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Ein Affe als Liebesbote. — Ein verliebter Knabe.

Es war die ſchönſte Jahreszeit, als ich nach Simla kam.

Dieſen kleinen Winkel Indiens, deſſen Lage reizend iſt, hat die Natur mit den ſeltenſten Gewächſen und Blumen, mit den ſchattenreichſten Bäumen, mit den ſchönſten Raſenplätzen, den klarſten, reinſten Gewäſſern überſchüttet. Hier findet man das Clima Neapels, durch den friſchen Hauch pyrenäiſcher Winde ermäßigt, wieder.

Simla iſt das indiſche Baden-Baden, das Greetna-Green der Verliebten, das Bedlam der alten Knaben, das Paradies der Frauen, ein unglückſeliger Aufenthalt aber für viele Männer.

Unter dem Vorwande, ſeine Geſundheit durch die Heilmittel dieſes Ortes wiederherzuſtellen und ſein Leben dadurch zu verlängern, überläßt ſich hier der Engländer allen möglichen Ausſchweifungen, welche ihn tödten.

Man tanzt, jagt, trinkt, ißt, ſpielt, die reichen Leute kommen hierher, um die kleinen, ſo reizenden Capitalſünden zu begehen.

Ich fand mein Mutter in einem kleinen, allerliebſten Landhauſe, welches am Fuße eines Berges lag.

Miſtreß Craigie nahm mich zwar freundſchaftlich, aber dennoch ein wenig kalt auf.

Sie war so eben von einer Promenade zurückgekehrt, welche sie in einer eleganten „Jumpaune", einer mit geoltem Tuche verdeckten Tragbahre, gemacht hatte. Dieses geolte Tuch vertritt in Indien das Wachstuch.

Nachdem sie mich umarmt hatte, begann sie von meiner Verheirathung zu sprechen. Ihre Rede währte lang und war nicht ohne Härte.

Wenn Du nur mehr kindliches Vertrauen zu mir gehabt hättest' sagte sie.

Und wie wäre es dann gekommen, meine Mutter?

Du wärst jetzt eine der reichsten und angesehensten Damen in Indien.

Und eine der lächerlichsten — wandte ich ein.

Lächerlich?

Es ist nichts so lächerlich, als die junge Frau eines Graukopfes zu sein.

Findest Du es aber etwa nicht lächerlich, als ein so junges Mädchen einen vermögenslosen Mann geheirathet zu haben, welchen Du nicht einmal liebst?

Lassen Sie das, liebe Mutter. Es gewährt mir eine so große Freude, Sie wieder zu sehen, daß ich den Kummer, welchen ich Ihnen und mir selbst gemacht, vergessen möchte.

Diese für mich so unangenehme Unterhaltung wurde durch die Besuche, welche jetzt erschienen und bald das Gesellschaftszimmer anfüllten, unterbrochen. Die Gegenwart dieses Schwarms von eleganten Nichtsthuern befreite mich vorläufig von weiteren Strafpredigten.

Es war in diesem Aufenthalte weiblicher Koketterie und männlicher Galanterie natürlich, daß die Anbeter meiner Mutter nach und nach von ihrer Seite verschwanden und sich der Tochter zuwandten.

Ich ſang mit Gefühl und hatte eine ſchöne Stimme, ich tanzte mit Grazie, ich ſpielte Piano, die Harfe und Guitarre, ich war eine gute Reiterin, ich verſtand, die Waffen zu führen, ich konnte fechten und war eine gute Schützin, ich war unermüdlich auf der Jagd.

Alle dieſe kleinen Talente machten mich zur Löwin der Geſellſchaft in Simla.

Von den Männern geſucht, von den Frauen, gegen welche ich mich ſtets angenehm zeigte, und deren Eigenliebe ich zu beleidigen vermied, wohlgelitten, führte ich ein Leben voller Freuden und Vergnügungen.

Ueberall, im Salon, auf der Promenade, zu Fuße, zu Pferde, zu Wagen ward ich von Anbetern umringt, von allen Seiten, in allen Formen, in allen Sprachen wurde mir gehuldigt. Dieſe allgemeine Huldigung aber ermüdete mich, und ich ſuchte noch Abwechslung von dieſen Fadheiten des Salons.

Ich fand ſie auf die ſchönſte Weiſe in der Betrachtung des magiſchen Panoramas, welches ſich vor meinen Fenſtern ausdehnte. Meine Augen ruhten mit Entzücken auf dieſer tropiſchen Vegetation, welche, ſchon an ſich ſo ſchön, noch origineller durch die fremden Gäſte war, die ſich auf und in ihr herumtummelten. — Es gewährte mir das größte Vergnügen, wenn ich in den Eichenwäldern, welche faſt meine Wohnung berührten, Affen, an Größe und Haltung den Menſchen ähnlich, ſich unaufhörlich bewegen ſah, die einen auf den Zweigen ihre komiſchen Sprünge machend, die andern unter den friſchen Gräſern nach Erdbeeren, oder nach Himbeeren zwiſchen dem Geſtrüppe ſuchend.

Mitten unter ihnen bewegten ſich ganze Schaaren von wilden Katzen mit ihrem miſstönigen Geſchrei und bildeten in dem Dickicht lange Furchen von Gold und Azur.

Wie in den Badeörtern in Europa, so iſt auch in Simla die Galanterie früh auf, denn ſie weiß, daß die Saiſon nur kurz iſt und daß man ſich beeilen muß, um ſie zu nützen.

Leute von jedem Alter umſchwärmten, unter dem Schein irgend einer Beſchäftigung, in der That aber nur meinetwegen meine Wohnung.

Einer von ihnen, ein junger Offizier von der Königlichen Marine, Sir A. Ph... hatte, gewiß um ſeine mathematiſchen Studien nicht zu vergeſſen, das Anſehn, als berechnete er die Entfernung des Bodens von meinem Fenſter.

Ein Anderer kam, noch ehe es Tag war, und legte vermittelſt einer großen Stange Briefe auf das Fenſtergeſimſe.

Ich erinnere mich hierbei auch der vielen Briefe, welche ich von einem Knaben von kaum ſiebenzehn Jahren empfing. Er wollte mich durchaus und ohne alle Umſchweife heirathen. Sein Beiſtand bei dieſem Unternehmen war ein zahmer Affe, welchen er zur Rolle eines galanten Liebesboten abgerichtet hatte.

Jeden Morgen ſah ich dieſen zuverläſſigen Unterhändler das Dach entlang nach meiner Wohnung klettern. Er warf ſeinen Brief durch die Jalouſien in mein Zimmer hinein und kehrte alſobald wieder um.

Nach und nach wurde der Affe dreiſter, zuletzt kam er jedesmal, wenn es anging, ohne Umſtände, ins Zimmer hinein und legte die Liebesbriefe ſeines Herrn auf mein Bette nieder.

Er klopfte ſogar ans Fenſter, wenn es geſchloſſen war und harrte ſo lange aus, bis ich mich erhoben hatte, um ihm zu öffnen.

Endlich ging es ſo weit, daß der ſonderbare Beſuch ſich bei mir niederließ und mir Geſellſchaft leiſtete und um mich

von diesen lästigen Besuchen zu befreien, sah ich mich genöthigt die zärtlichen Briefe seines Herrn zu beantworten.

Ich schrieb also und siegelte den Brief mit dem Schlösschen am silbernen Halsbande des Affen, öffnete das Fenster und sah ihn alsobald sich auf den Rückweg machen.

Der Brief hatte folgenden Inhalt:

„Mein Herr!

„Ohne Zweifel ist es Ihr Scherz, wenn Sie in Ihrem „Alter mit mir von Liebe sprechen. Sie sagen mir zwar, „daß ich Ihre Liebe auf jede beliebige Weise erproben „könnte, aber ich weiß zu gut, daß die Jugend und das „Alter stets mehr versprechen, als sie halten können.

„Sie wissen nicht, welche Einbildung die Liebe hat. Sie „haben wenigstens noch funfzehn Jahre zurückzulegen, um „alle ihre Arten kennen zu lernen.

„Deshalb, mein Herr, gebe ich Ihnen den Rath, Ihre „Liebe zu vergessen. Wenn man damit zu früh beginnt, „verliert man sehr bald den Geschmack daran. Glauben „Sie der gewiegten Erfahrung einer siebenzehnjährigen „Frau, und entschuldigen Sie mich, wenn ich nicht im „Stande bin, Ihre Empfindungen zu theilen.

Lola Guilbert James."

Auf diesen Brief erhielt ich sofort Antwort. — Der junge Thor hielt sich noch nicht für geschlagen, er beantwortete meine philosophischen Bemerkungen mit den ausschweifendsten Betheuerungen und kündete mir die unglaublichsten Entschlüsse an.

Der Brief lautete:

„Madame!

„Meine Liebe ist durch Ihre Antwort nur noch heftiger „geworden. Es ist durchaus nothwendig, daß Sie mir „das Glück gewähren, Sie zu sprechen.

„Um dies zu erreichen, bin ich zu Allem fähig. Ich „will Ihnen, wenn es sein muß, meinen Affen opfern, „will mich in sein Fell hüllen und hoffe wenigstens in „dieser Verkleidung bis zu Ihnen zu gelangen.“

Dieser Entschluß des jungen Liebenarren machte mich lachen. Der arme, so gelehrige Affe dachte gewiß nicht daran, daß er der Ueberbringer eines Briefes war, welcher eine Verschwörung gegen sein Leben enthielt.

Ich verzichtete darauf, ihn davon abzulenken, es wäre das eine unnütze Mühe gewesen, indessen erschien es mir doch originell und ungefährlich, seinen Besuch zu empfangen.

So empfing ich ihn denn während der Abwesenheit meiner Mutter und gewährte ihm die erbetene Audienz.

Er erschien in einem prächtigen Knabenanzuge.

Sein regelmäßiges, sanftes Gesicht verrieth nicht im mindesten die Leidenschaft, die in seinem Herzen wühlen sollte. Seine schönen blonden Haare fielen ihm über die Schultern herab, sein niedergeschlagener Halskragen von blendender Weiße ließ einen hübschen, runden Hals sehen.

Wie groß war mein Erstaunen, als er nach kaum angefangener Unterredung zur weitern Entwicklung seiner Liebesbriefe vorschreiten wollte.

Obgleich kaum siebenzehn Jahre alt, war der Knabe doch schon vollkommen reif.

Wenn ich ihn hätte machen lassen, hätte er Wunder verrichtet. Dieses Wunderkind war ein Engländer aus sehr guter Familie.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Simla.

Liebesattentat gegen die Prinzen von Kabul. — Ihre Begegnung. — Auf der Jagd.

Der kleine Ausbund intereſſirte mich. Er wiederholte öfter ſeine Beſuche, aber wie in der Welt ſich Alles abnutzt, ſo wurde ich bald auch ſeiner überdrüſſig.

Meine Mutter wollte mich beſtimmen nach Meeruth zu meinem Manne zurückzukehren.

Dieſer Rath kam mir ſehr luſtig vor, zumal in einer Zeit, wo der Aufenthalt in Simla erſt ſeine Reize bekam.

Die Frauen kamen jetzt ſchaarenweiſe ohne ihre Männer an, die Männer ohne ihre Frauen. Wie immer in den Badeorten und auf den Maskenbällen wurden erſt kurz vor dem Schluſſe die Intriguen bis zum Abentheuerlichen ausgeſponnen, die unerwarteten Ereigniſſe und Verwicklungen häuften ſich und die Entwickelungen waren noch unerwarteter, beſonders wenn ein Mann ſeine Frau oder dieſe jenen bei ihren Verräthereien ertappten.

Auch die Prinzen von Kabul waren in Simla nun ange-

kommen, um ſich in dieſem reizenden Capua zu erholen. Da ſie von den Engländern im Kriege überwunden worden waren, ſchienen ſie ſich vorgenommen zu haben, ſich bei den Damen zu revangiren. Die jungen Wilden fühlten das Bedürfniß ſich zu civiliſiren.

Um die Koſten dieſer Aufklärung zu bezahlen, führten ſie eine große Menge ſehr werthvoller Juwelen bei ſich.

Ihr Gefolge war glänzend und beſtand aus Sklaven, welche nach der Sitte des Landes die koſtbaren Schätze und Geſchenke trugen, mit welchen man die Schönen in Simla zu fangen gedachte.

Eine von dieſen, Miſtreß Gl..., von gleicher Weltanſchauung wie ich, ſchlug mir vor mit ihr die Groberung dieſer reichen Prinzen zu verſuchen, welche nichts anderes von den Schönen verlangten, als daß ſie ſich erobern laſſen ſollten.

Was wollen wir nun mit dieſen liebenswürdigen Fürſten beginnen? fragte ſie mich.

Das iſt ſehr einfach, wir wollen uns mit ihnen amüſiren.

Aber wie?

Es iſt ihre Sache uns anzugeben, auf welche Weiſe ſie uns amuſiren wollen. Darüber beruhigen Sie ſich, Sie brauchen daran keinen Anſtoß zu nehmen. Wenn die Prinzen einmal im Zuge ſind, dann werden ſie ihrer wilden Galanterie ſchon die Ziegel ſchießen laſſen.

Es ſollte alſo genügen, wenn man ſie nur dazu veranlaßt?

Ganz gewiß!

Für den Anfang können wir das wohl thun, aber ſpäter? Ich ſehne mich nicht darnach, nach ihrem Harem entführt zu werden. Sie vielleicht?

Ich eben ſo wenig.

Aber ſie werden es mit Hinweiſung auf ihre Schätze von uns verlangen.

Und wir werden auf dieſen Vorſchlag mit einem andern antworten.

Mit welchem denn?

Sie zu heirathen!

Das wäre! —

Aber wir heirathen ſie vor ihrem Brahma — anders nicht.

Vor ihrem Brahma? — In der That, das würde uns durchaus nicht verbindlich machen.

Und wir werden was zu lachen bekommen.

Zur Einleitung, ſagte Miſtreß Gh . . ., ſchlagen wir ihnen einen Spazierritt vor, oder daß ſie uns in ihrem ſchönen Palaſt, welchen ſie für die Saiſon gemiethet haben, einen Ball geben ſollen. — Haben Sie ihn geſehen? —

Nein, aber ich habe andere Paläſte geſehen, ich kann mir recht gut denken, wie dieſer orientaliſche Palaſt eingerichtet ſein mag.

Ich habe ihn geſehen und ich glaube, daß Sie Sich kaum eine Idee davon machen können. Denken Sie ſich, nicht allein die Zimmer, auch der Garten iſt mit Kachemirtüchern drapirt. Dieſen koſtbaren Stoff ſieht man überall, wohin man blickt, ſelbſt unter den Füßen der Pferde, welche mit der ſtolzen Majeſtät dieſer Race — denn dieſe Pferde ſind mit großen Koſten aus Perſien hergebracht worden — darauf herumtreten.

Die Kachemirtücher rühren mich nicht, aber es gelüſtet mich, die Perſiſchen Pferde zu beſteigen. Ich ziehe alſo den Spazierritt allem Andern vor.

Die Helden unſeres Geſprächs kamen gerade in dieſem Augenblick an uns vorüber. Sie ritten in einem Coſtüm

welches vollkommen dem Mittelalter entlehnt zu sein schien, auf die Jagd. Sie trugen Brustharnische von Silber und Gold, welche in der Sonne wiederglänzten, lange Säbel und Spieße von übermäßiger Länge. Die Pferde hatten ebenfalls eiserne Panzer und Decken aus prachtvollen Stoffen mit den lebendigsten Farben. Vor ihnen, hinter ihnen und zur Seite ritten Bewappnete, theils auf Elephanten, theils auf Kameelen. —

Beim Anblick dieser Ausrüstung glaubte man sich in die Epoche der Kreuzzüge oder in die Oper, am Tage der Vorstellung der Jüdin versetzt.

Mistreß Gh... welche unser Vorhaben durchaus zur Ausführung bringen wollte, nahm ihren Stand am Fenster, so daß man sie bemerken mußte. Die Prinzen hielten an um sie und mich, die ich mich etwas zurückgezogen hatte, zu begrüßen.

Sie antwortete mit einem graziösen Lächeln, welches so ermuthigend war, daß der Zug anhielt.

Die Prinzen stiegen ab und fortwährend grüßend, indem sie ihre Hände abwechselnd an Brust und Stirn legten, luden Sie uns ein, sie zu begleiten. —

Man ließ die schönsten Vollblutpferde herbeiführen, unsere englischen Sattel herbeiholen und nun ging's fort. —

Als sich Mistreß Gh... so plötzlich von so vielen Bewaffneten und bärtigen schwarzen Kriegern umgeben sah, welche unbeweglich unter ihrem Haïck — einem weißen Zelte, das gegen die tropische Hitze der Sonne diente — auf sie feurige Tigerblicke warfen, verlor sie plötzlich ihre Muthwilligkeit und wurde sehr ernst.

In welche Gefahr begeben wir uns da, meine Liebe, sagte sie.

Sie haben Furcht?

Ich glaube. Finden ſie nicht, daß wir ganz den Anſchein haben, als ſollten wir nach dem Harem geführt werden?

Und wenn es auch ſo wäre? Es wäre mir ganz angenehm, einmal ein Serail zu ſehen.

Aber wiſſen Sie nicht, daß das uns noch weiter führen kann? —

Eine Frau kann nie zu weit gehn.

Es kommt darauf an, wohin man geht.

Beruhigen Sie ſich, Liebe. Wir gehen nicht weiter, als zur Jagd. Sie ſehen nichts, als die ſchwarze Leib-Garde, welche ihnen Furcht verurſacht, ſehen Sie aber doch etwas weiter, die herrlichen jungen Leute mit den Falken auf ihren Händen oder Köpfen, die Jagdgeräthe, Tiraß und Netz, liebenswürdige Prinzen, deren galante Haltung vielleicht nicht ganz unſerm Geſchmacke entſpricht, aber durchaus nicht furchterregend iſt, dieſes Alles meine Liebe, kann nur den Wachteln, gegen welche wir gehen, Furcht einflößen.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Simla. Frauenkauf.

Die Jagd. — Weg von Borenda.

Die Jäger traten hinter die Djungles, schlugen die Trommel und stießen in die Trompete, um das Wild aufzuscheuchen. Die Djungles sind dichte Hecken von Gestrüppe und Rohrgebüsch und von der Höhe eines Elephanten. —

Beim Anblick dieses Rüstwerkes, würde ein Europäer geglaubt haben, daß wir ganze Schaaren von wilden Schweinen oder Heerden von Elephanten umzingeln wollten. Aber unser Geschäft war viel sanfterer Natur, wir hatten es nur mit den armen, vertheidigungslosen Wachteln zu thun. Aber sie waren so zahlreich, sie wurden in so großer Zahl geschossen, daß mich dieses einförmige Vergnügen zu langweilen begann.

Zur Abwechselung schlug ich der Mistreß Gh... vor, einen Wettritt zu machen und wir lenkten unsere Pferde einem lichten Platze zu, welchen wir etwas tiefer im Walde bemerkten. —

Als man uns so plötzlich verschwinden sah, ließen die Prinzen ihre Jäger die Jagd fortsetzen, sie aber selbst folgten uns mit einer solchen Geschwindigkeit, daß ich, um ihnen nicht

die Genugthuung zu geben uns allzubald einzuholen, zur Miſtreß Gb... ſagte:

Ach, meine Theure, jetzt wollen ſie uns wirklich nach ihrem Harem entführen. Unſere Rettung hängt allein von der Schnelligkeit unſerer Roſſe ab. —

Sie ſcheinen ſich wirklich unſerer bemächtigen zu wollen. Welch eine entſetzliche Miene ſie haben, ſo an ihren Sätteln hängend. Vorwärts! Vorwärts!

Unſere Verfolgung hatte aber durchaus keinen andern Zweck, als unſere Geſellſchaft wieder zu gewinnen.

Sie erreichten uns bald. Der Ort bei welchem wir gefangen wurden, hieß Borendo. Er liegt an der Hauptkette des Hymalayagebirges, welches hier immerwährend mit Schnee bedeckt iſt.

Die Prinzen verdoppelten, da ſie uns gefangen hatten, ihre Liebenswürdigkeit.

Es kam mir die Luſt den Pfad zu gewinnen, welcher in Simla für ganz beſonders gefährlich galt.

Wir übergaben alſo unſere Pferde den Pahariß, indiſchen Landleuten, die kleine Hütten mit ſpitzen, gewölbten Dächern am Fuße des Gebirges bewohnen, und begannen dann mit den Prinzen eine Fußreiſe, welche wirklich luſtig genannt werden konnte. Als wir aber den Gipfel erreicht hatten, ließ uns die reizende Ausſicht unſere beſchwerliche Wanderung vollkommen vergeſſen. Auf der einen Seite breiteten ſich ungeheure Schneefelder aus, auf der andern Seite erblickten wir die herrlichſten grünen Wieſen, eine ewig blühende Natur.

Wir bemerkten noch ein anderes Wunder der Temperatur. Je weiter wir hinauf ſtiegen, je kälter wurde die Luft, während die Sonne uns auf dem Rücken brannte.

Es ſchien uns, als hätten wir das Geſicht in Sibirien

und den Rücken im Tropenlande. Unsere Nasenspitze erfror uns und unser Rücken bratete.

Ueber unergründlichen Abhängen schwebend, wagten wir es nicht mehr um uns zu schauen, mich faßte ein unwiderstehlicher Schwindel, und ich würde in den Abgrund, d. h. in's Grab gestürzt sein, hätte mich der ältere Prinz nicht schnell am Arme festgehalten.

Da er mein Retter geworden war, wollte er noch mehr werden. Seine originelle Galanterie gefiel mir ganz außerordentlich gut, weil sie mir völlig neu war.

Indem wir den Rücken des Gebirges hinabstiegen, unterhielten wir uns in der hindustanischen Sprache, welche in Indien die Sprache der Höfe, wie in Europa die französische Sprache die Sprache der Diplomatie ist. Mistreß Gh... folgte uns mit dem jüngern Prinzen. Sie wurde allmählig ruhiger und legte ihre europäischen Vorurtheile ab. Ich war im besten Zuge mit den Prinzen.

Seine Reden athmeten lauter Poesie und Liebe.

Tochter des Himmels, sagte er, Du verdienst es die erste meines Harems, die schönste Perle meines Schatzes zu werden.

Deine Worte, Prinz, versetzte ich, sind glänzender als das funkelnde Gold Deines Schatzes.

Meine Liebe für Dich ist brennender als die Sonne! entgegnete er wieder, und während er dies sprach, beugte er sich zur Erde und küßte ehrfurchtsvoll meine Füße. Sein jüngerer Bruder folgte alsobald diesem Signal und that ebenso mit Mistreß Gh...

Es ist doch gar zu ergötzlich, meine Theure, sagte sie, diese Prinzen in solcher Stellung zu sehen.

Und zudem noch sehr ungewöhnlich, sagte ich.

Wenn doch die Frauen in Europa so glücklich wären, solche wilde Männer daselbst zu haben.

Ei, sie machen ja vortreffliche Fortschritte, nur immer zu.

Während dieser Zwischenunterhaltung legte der ältere Prinz die Hand auf sein Herz, zum Zeichen seiner Begeisterung; der jüngere that ebenso.

Kabul wird stolz sein Dich zu besitzen, fuhr er dann fort, denn Dein Gesicht gleicht an Weiße dem Schnee des Berges, Deine Augen übertreffen an Glanz die Diamanten, und Dein Haar ist schöner als das reiche Gefieder unserer Vögel.

Was sagen Sie zu Kabul? fragte ich, den Prinzen unterbrechend, die Mistreß Eh... finden Sie nicht, daß Kabul und der Harem gleichbedeutend sind?

Gehen Sie, Sie wollen mir nur wieder Furcht machen.

Wenn Sie von Ihrer Furcht nicht lassen können, so müssen wir uns mit dem orientalischen Styl begnügen, welcher auf die Dauer sehr langweilig ist. Ich habe für jetzt genug davon und werde ein Amendement vorschlagen.

Sehen Sie, Prinzen, jene einladende Hütte? Lassen Sie uns daselbst ein wenig ausruhen und einige Früchte genießen.

Mein Vorschlag schien sie sehr verlegen zu machen, was uns von so galanten Herren ein wenig wunderlich vorkam. Indeß waren sie doch so höflich, uns dahin zu führen.

Als die Hüttenbewohner uns kommen sahen, kamen sie uns entgegen und luden uns ein, unter ihr gastliches Dach zu treten. Einer trug uns Milch auf, der Andere brachte Früchte, Mangobeeren, Weintrauben und Bananen herbei. Mistreß Eh... und ich fielen mit einem wahren Heißhunger darüber her.

Die Prinzen begnügten sich damit, unsern Appetit zu bewundern.

Während wir unſer frugales Mahl verzehrten, tanzten die jungen Landmädchen vor uns. Ihre Tänze beſtanden in wollüſtigen und durchaus tactmäßigen Bewegungen des Körpers.

Die Männer ſchlugen mit den Säbeln aneinander, ſie ſchoſſen Pfeile ab und begleiteten dieſes Schauſpiel mit einem ganz eigenthümlichen Gebehrdenſpiel.

Unſere Prinzen hatten uns indeſſen höchſt proſaiſch den Rücken zugekehrt und ſich etwas von uns entfernt.

Miſtreß Eh... beunruhigte ſich über dieſe, bei Verliebten etwas ſonderbare Haltung.

Sie wundern ſich, meine Liebe, über ein Betragen, welches ſo wenig galant erſcheint?

Die Prinzen ſcheinen in der That unzufrieden zu ſein, wir haben ihnen doch nichts Uebles zugefügt.

Sie ſcheinen es nicht zu wiſſen, daß die Prinzen zu einer religiöſen Sekte gehören, welche eben ſo wie die Bewohner von Nepaul, ihre Nachbaren, ſich beim Eſſen einſchließen. In ihren Augen iſt das Eſſen eine unheilige Verrichtung, welche ſie ganz im Geheimen abzumachen pflegen.

Nach unſerem Mahle ließen wir uns unſere Pferde wieder vorführen. Während wir zuſammen ritten, wurden die Prinzen mit jedem Augenblicke verliebter.

Den Reſt des Tages verbrachten wir in ihrem Palaſte, unſere Wilden wurden gänzlich humaniſirt, und ihre Zärtlichkeit kannte keine Grenzen.

Als ſie vollkommen civiliſirt waren, ließen ſie von ihrer Zurückhaltung ab und wurden ſehr unternehmend. Sie ſchienen gar nicht abgeneigt zu ſein, uns zu entführen, aber nicht auf Europäiſche Weiſe, ſie wollten uns kaufen.

Als Miſtreß Eh... vom Weiterziehen reden hörte, ſah ſie mich beſtürzt an.

Meine Gute, ſagte ich zu ihr, jetzt iſt es Zeit, Furcht zu haben.

Iſt es ihr Ernſt, daß ſie uns kaufen wollen? fragte ſie.

Ohne Zweifel; das war der Grund, weshalb ſie ſich bis jetzt ſo vernünftig benommen haben.

Die Prinzen, ſtarrköpfig wie alle Indier, verfolgten in der That ihre Ideen und wollten durchaus die Preiſe wiſſen.

Was geben wir für Deine ſchwarze Augen? Mit dieſer Frage begannen ſie das Geſchäft.

Miſtreß Gh... ſuchte ſich durch einen übereilten Scherz aus der Klemme zu ziehen.

Das mußt Du meinen Mann fragen, ſagte ſie lächelnd.

Nun, wir werden ihn fragen laſſen, riefen die beiden Prinzen, und befahlen alſobald einem ihrer Leute:

Tazbir, ſuche den Sir Gh... auf, welchen Du im Mäßigkeitsvereine finden wirſt, und erſuche ihn, hierher zu kommen.

Als Miſtreß Gh... den Haushofmeiſter abziehen ſah, zitterte ſie ſehr.

Jetzt begann der Handel mit mir.

Was haben wir zu zahlen für Deine großen blauen Augen? —

Es machte mir Spaß, den Handel in die Länge zu ziehen.

Was bieteſt Du mir, Prinz? fragte ich.

Dieſe herrlichen Diamanten, welche Du hier blitzen ſiehſt.

Das iſt nicht genug.

Nun wohlan, ich biete Dir halb Kabul, ſagte der älteſte Prinz mit flammenden Augen.

Das iſt zu viel, verſetzte ich lachend.

Ich konnte nun weiter kein Gebot mehr annehmen, da das Maximum mir bereits bewilligt worden war und rief nun laut:

Ich ſtehe ab von dem Geſchäfte!

Du willſt nicht? ſagte der Prinz mit trauriger, tonloſer Stimme, und weshalb willſt Du nicht?

Weil ſich bei uns die Frauen nicht verkaufen, ich wollte mir nur einen Scherz mit Dir machen.

Aber wenn man bei Euch die Frauen nicht kaufen kann, was beginnen denn die Männer, wenn ſich ihrer eine Liebe ſo heftig wie die meine bemächtigt?

In dieſem Augenblicke kam Herr Jaybir von ſeiner ſonderbaren Sendung zurück. Er kam allein und berichtete, daß dem Sir Gh... die übermäßigen Anſtrengungen im Mäßigkeitsvereine das Podagra zugezogen hätten, welches ihn das Bette zu hüten nöthigte.

Ich beantwortete den Prinzen ihre Frage, die Botſchaft Jaybirs wurde nur oberflächlich angehört.

O, ſage mir doch, wiederholte der Prinz, ſich an mich wendend, welche Mittel ſtehen dem Manne noch zu Gebote, deſſen Schätze nicht ausreichen, ihn des Gegenſtandes ſeiner Liebe zu verſichern?

Das iſt ſehr einfach, Prinz, verſetzte ich. Die europäiſchen Frauen ſind den Blumen in Deinen bengaliſchen Gärten gleich. Man kauft ſie nicht — man pflückt ſie ....! —

Mit dieſen Worten nahm Miſtreß Gh... und ich Abſchied von unſern Anbetern.

So endete dieſer ereignißvolle Tag.

Ich ließ den Prinzen Zeit, über den Rath nachzudenken, welchen ich ihnen zu geben mir herausgenommen hatte.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Flucht.

Ein Besuch im Serail. — Der Harem.

Mein Gatte kam nach Simla, um sich mit meiner Mutter wieder auszusöhnen und mit mir vollständig zu brechen. Ich sollte ihm sofort nach Bareilly folgen, woselbst sein Regiment stand.

So sollte ich denn nach Verlauf von wenig heiteren Tagen wieder ein Leben führen, welches mir unerträglich geworden war.

Wie früher unsere Reise von Calcutta bis nach Kurnal, so ward auch jetzt wieder die Reise von Simla bis nach Bareilly mit Zänkereien ausgefüllt.

Tage währen uns Jahre lang, wenn wir sie in einer Umgebung zubringen müssen, die uns mißfällig ist.

Ich faßte also einen raschen Entschluß, und kurz nach meiner Ankunft in Bareilly verließ ich eines Morgens, ohne mit irgend Jemanden davon zu sprechen, mit einer kleinen Summe Geldes das Haus meines Mannes.

So hatte ich also in meinem siebenzehnten Jahre den Entschluß gefaßt, allein das ungeheure Indien zu durchreisen

und einen Weg von vierhundert Meilen zu machen, so groß war nämlich die Entfernung Bareillys von Calcutta.

Aber mein Muth war ungebeugt, da ich mich frei sah und mein junger Kopf war noch voller Illusionen.

Bei der unbeugsamen Energie meines Charakters, war ich gewiß, daß ich die große Reise, auf welche ich mich jetzt begab, ohne Furcht und ohne Reue zurücklegen würde.

Es blieb mir nur ein Ausweg und ich wählte ihn als Ziel meiner Reise, ich wollte mich nämlich wieder zu meiner Mutter begeben, welche jetzt wieder in Calcutta war.

Ich hatte zwar die Aufnahme, welche ich bei ihr in Simla gefunden hatte, nicht vergessen, ich wußte wohl, daß sie mir die gegen ihren Willen vollzogene Ehe niemals aufrichtig verzeihen würde, und daß sie mir noch weniger das vergeben würde, was ich jetzt zu thun im Begriffe stand.

Ach, hätte ich doch einen hülfreichen Freund zur Seite gehabt. Hätte nur Einer von den Vielen, welche sich meine Freunde nannten und mich umflatterten, den hartnäckigen Geist meiner Mutter mir günstig zu stimmen versucht! — Aber ich fand keinen solchen Freund.

Die Freunde, welche man sich in der Gesellschaft erwirbt, folgen nur dem Zuge ihrer Wünsche, ihres Eigennutzes und ihrer Vergnügungen.

Sie gehen mit uns, so lange heiteres Wetter ist und die Sonne freundlich unser Leben bestrahlt, aber sie lassen uns allein unsern Weg machen, wenn der Sturm über uns hereinbricht und finstre Wolken an dem Himmel unseres Glückes aufsteigen.

Dennoch war ich entschlossen an die Thüre meiner Mutter zu pochen, aber jeder Zwischenfall auf meiner Reise,

welcher diesen unangenehmen Augenblick verzögert hätte, wäre mir willkommen gewesen.

Diese traurigen Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich bemerkte, daß die Stöße des Palankins heftiger wurden, als es bei dem langsamen Trabe der Träger gewöhnlich der Fall war. Ich öffnete die Thüre und sah hinaus, um den Grund dieses ungewöhnlichen Wechsels, welcher so wenig mit der gewöhnlichen Sorglosigkeit der Parias übereinstimmte, zu erfahren. Die Furcht, welche sich auf ihren Gesichtern zeigte und noch mehr der Anblick des Himmels und der Felder belehrten mich, daß einer der den tropischen Ländern so eigenthümlichen entsetzlichen Stürme im Anzuge war.

Ich fragte die Parias, welche die Furcht um den letzten Rest ihrer Vernunft gebracht hatte, wo sie mich zu sichern gedachten. Sie wußten mir keine Antwort zu geben. Der allen Thieren innewohnende Instinkt ließ sie fliehen vor dem hereinbrechenden Ungewitter, die Parias aber wußten nirgends Schutz zu suchen.

Ist denn die nächste Station noch weit entfernt? rief ich voll Zorn über diese Rathlosigkeit.

Weit, weit, lautete die Antwort.

Und giebt es hier nirgends eine Behausung, welche mir Schutz gegen das Unwetter gewähren könnte?

J, ja — i, nein — lautete die Antwort.

Was soll das heißen? — Ja, oder nein? —

Es ist wohl hier in der Nähe ein Wohnsitz, da hinter den großen Bäumen, es ist ein Palast, aber — —

Nun aber? —

Es ist ein Harem, der schöne Weiberpalast von Umballa, dem mächtigen Radja Kik-Rao zugehörig, aber niemals haben sich Fremde diesem geheimnißvollen Orte genaht.

führt mich dahin, ich will schon hineinkommen.

Mein Palankin wurde also dem Harem zugetragen; hinter den großen Bäumen, welche der Wind hin und her bewegte, zeigte sich der Palast in seiner ganzen Majestät. Ich erblickte schon den unermeßlichen Garten, welcher von ferne den Anblick eines Blumenfeldes von der schönsten Farbenpracht gewährte.

Es war hohe Zeit, daß ich diesen Zufluchtsort erreichte, die Blitze wurden häufiger und große Regentropfen fielen schon vom umdüsterten Himmel herab. Einer guten Aufnahme in dem Palaste konnte ich mich versichert halten, denn ich hatte den Radja in Kurnal kennen gelernt.

Sobald ich mich hatte anmelden lassen, kam mir Kil-Rao selbst entgegen, begrüßte mich und führte mich unter den, Orientalen so eigenthümlichen Höflichkeitsbezeugungen in seine comfortable Wohnung.

Während der zwei Stunden des Unwetters, welche mir eben so langweilig, wie ihm angenehm erschienen, unterhielt er mich von den großen und kleinen Angelegenheiten seines Hauses. Die Hauptrolle spielte darin seine Favoritin, die schöne Prinzessin Mooniah, in die er außerordentlich verliebt war. Er erbot sich ohne Umstände mich sowohl zu ihr als zu seinen andern Frauen zu führen.

Indessen hatte, wie Alles im Leben sein Ende erreicht, auch das Unwetter sich gelegt. Es hatte sich übrigens nur auf die nächste Umgegend von Umballa beschränkt und setzte jetzt seine Reise fort.

Plötzlich trat die glühende Sonne Indiens wieder hervor und übergüldete den Palast, während am Boden die Spuren der Wasserfluth wie weggezaubert wurden. — In einem Nu war die Erde wieder trocken und die Hitze war wieder eben so übermäßig, wie gewöhnlich.

Ehe mich der Radja in seinen Harem führte, zeigte er mir seinen Garten, welcher von den angenehmen Gerüchen der Orangen, Citronen und Oleander duftete.

Aus dem Schooße eines ungeheuren Bassins ergossen sich zahllose Springbrunnen, welche die Luft durch ihren feinen, unmerklichen Regen erfrischten. Enten und graue Gänse spielten in den Teichen.

Die Lusthäuschen waren sämmtlich mit Kashmir, die Schlafzelte der Sklaven mit weißem Mousselin austapezirt. An allen Fenstern des Pallastes hingen Vogelbauer mit den mannigfaltigsten Vögeln und nicht minder hübsch waren die weiblichen Vögel hinter ihnen, die Rebsweiber und Tänzerinnen, welche von Gold und Edelsteinen strotzten.

Als sie mich sahen, lachten sie laut auf über mein europäisches Benehmen. Diese in ihrem Harem eingeschlossenen Frauen sind in der That nichts anderes, als liebliche Thierchen, sie vertreten die kleinen Schooßhündchen der europäischen Damen.

Ein Sklave zeigte mir jetzt an, daß die Favoritin des Radja mich zu empfangen bereit sei.

Mooniah war ungefähr sechszehn Jahre alt.

Sie war groß gewachsen und wohlgeformt, wie eine Statue. Ihr angenehmes geistreiches Gesicht hatte die feinen Linien der farnesischen Venus, sie hatte wunderschöne große und schwarze Augen, ihr schönes Haar war mit weißen Perlen und kleinen funkelnden Edelsteinen durchflochten, eben so schön waren ihre kleine Füße und Händchen, mit einem Worte sie stellte die menschliche Form in ihrer vollkommensten Vollendung, in ihrer poetischsten Auffassung dar.

Ihre Kleidung, von einer originellen Einfachheit, aus einem ziemlich kurzen Unterrock von indischem, mit Gold durch-

mirten Mouſſelin, und einem gelbſeidenen Jäckchen beſtehend, ließen die Ueberfülle ihrer körperlichen Reize vollkommen erkennen.

Ihren herrlichen Hals umſchlang ein Diamantenhalsband, ihre Stirne bedeckte ein Smaragdendiadem, ihre Ohren zierten große Perlenſchilder von indiſcher Form, ihre Füße und und Beine bis zum Kniegelenke und ihre Arme Reifen von feinen Edelſteinen.

Sie lag auf einem Divan von Brocat nachläſſig hingeſtreckt, umgeben von einer Frauenſchaar, von der Einige ſie mit ihren graziöſen Tänzen unterhielten und Andere mit koſtbaren Fächern ihr Kühlung zufächelten.

Aber ihre Hauptunterhaltung beſtand im Rauchen des Bethelkrautes, welches ein Sklave in einer eleganten Pfeife ihr darreichte.

Als ich eintrat, erhob ſie ſich und führte mich in eine Ecke des großen Saals, um ungeſtört mit mir plaudern zu können. Sie beſtürmte mich mit Fragen über die europäiſchen Sitten.

Und ich wiederum erkundigte mich bei ihr nach den Gewohnheiten des Harems.

Wie glücklich müſſen Sie doch ſein, ſagte ich zu ihr, in dieſem reizenden Aufenthalte Nichts fehlt Ihnen, alle Ihre Wünſche werden auf das Schnellſte befriedigt.

Ich bin nicht ſo glücklich wie Sie glauben.

Sie haben alſo auch Kummer?

Iſt es ein Glück, wenn man dazu verdammt iſt, mit ſeinen Nebenbuhlerinnen zuſammenzuleben?

Aber Sie ſind ja die bevorzugte Gebieterin.

Nur in dieſem Augenblick, ſchon Morgen kann mich eine Laune meines Gebieters ſeiner Liebe und meines Ranges verluſtig machen.

Und was sind Sie dann?

O, fragen Sie mich nicht darnach, ich werde dann zu dem Range dieser Frauen, welche Sie hier sehen, hinabgestoßen und muß wie diese der neuen Gebieterin dienen.

Und Sie empfinden inmitten dieser Frauen, welche Sie die Frauen Ihres Herrn nennen, keine Eifersucht?

Durchaus nicht, die Eifersucht ist bei uns nicht Sitte. Die Frauen, welche Sie hier sehen, sind nichts Anderes als Möbelstücke des Harems.

Und wessen sind die beiden hübschen Kinder, welche dort inmitten der Frauen spielen?

Es sind meine Kinder, die einzigen Erben der Reichthümer ihres Vaters.

Und die Kinder der andern Frauen?

Die gehören zu einer niedern Kaste und dürfen niemals den Harem betreten.

Während wir uns auf diese Weise unterhielten, schlugen die andern Frauen in ihre Hände, um die Sklaven herbei zu rufen.

Sie brachten ihnen Mitays, Bonbons, welche sie den ganzen Tag aßen. Andere zündeten die „narguillhes", kleine reizende Pfeifchen, an, welche sie auf dem Fußboden sitzend, rauchten.

Sie beschäftigten sich mit Putz und ihrer Toilette, vom Morgen bis zum Abend thaten sie nichts Anderes als sich an- und wieder auszukleiden, ihre Anzüge, deren sie zu hunderten hatten, zu bewundern, über die benachbarten Harems zu klatschen, zu zanken, zu schreien, zu singen, zu spielen u. s. w.

Diese arme Wesen des Orients, ohne Willen, ohne Lei-

benſchaft, ohne Tugenden und ohne Laſten, ohne Freuden und ohne Kummer gleichen den Blumen. Sie führen ein Pflanzenleben, aber kein Menſchenleben.

Das muß man von den niedlichen Geſchöpfen des Harems, welche man Frauen nennt, ſagen.

Die europäiſchen Frauen ſind gegenwärtig im beſten Zuge ſich orientaliſch zu machen.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Das Kloster bei Agra.

Die Nonnen von Himalaya. — Eine Pariser große Dame als Nonnenschwester.

Nach achttägigem Aufenthalte im Harem setzte ich meine Reise nach der indischen Hauptstadt fort. Auf dem Wege dahin liegt Agra, in dessen Umgebung ein großes Kloster liegt.

Die Stadt Agra gewährt den fremdartigen Anblick eines Hauptdepots von Denkmälern.

Bei jedem Schritte sieht man prächtige Marmorpaläste, welche eben so zahlreich wie die Häuser sind; in einiger Entfernung von der Stadt liegt auch der ehemalige Palast des Großmoguls, welcher, jetzt öde und schweigsam, von einem Fort, dem Arelmn, umschlossen ist.

Unfern dieses alten Schlosses liegt das Kloster, welches man das Nonnenkloster von Hymalaya nennt und zwar deshalb, weil die Nonnen auch in dem Gebirge dieses Namens ein Kloster oder vielmehr ein Krankenhaus besitzen, in welchem sie ihre Kräfte wieder herstellen, wenn das heiße Clima von Agra sie zu sehr angegriffen hat.

Das Kloster zu Agra ist ein reiches Denkmal mauriſcher

Baukunst, in großartigem Style aufgeführt. Ideenreich aber harmonisch zusammengefügt, gewährt es den Anblick eines in den erhabensten und reinsten architectonischen Linien aufgeführten Gebäudes.

Ich näherte mich mit bewegter Seele dieser Zufluchtsstätte des Friedens, um daselbst mein kummererfülltes Herz vor Gott auszuschütten und in diesem entlegenen Orte einer Welt, welche den heidnischen Gott Brahma verehrte, ein christliches Gebet zu hören.

Als ich in's Kloster eintrat, kamen die Nonnen in zwei Reihen aus ihrem Schlafgemache um in die Kirche hinabzusteigen. Ich folgte ihnen zur Morgenandacht und kniete vor dem Altare nieder. Ein reicher Thränenstrom entfloß meinen Augen, ich fühlte ein Zagen in meinem Herzen, welches sich schwer beschreiben läßt.

Der Vergleich des so ruhigen, friedlichen Klosterlebens mit dem unruhigen bewegten Dasein, welches mich belastete, erfüllte mich mit Ueberdruß, ließ mich die eitlen Neigungen, welche die Thorheiten der Welt mir eingeflößt, bereuen.

Nach dem Gebet stellte ich mich der Vorsteherin des Klosters vor, welche mich sehr wohlwollend aufnahm.

Die Nonnen waren sämmtlich Französinnen, der größte Theil aus Lyon.

Unter ihnen befand sich auch eine Pariserin, welche ich vor mehreren Jahren als eine große Dame in der höhern Pariser Gesellschaft kennen gelernt hatte.

Wir fühlten uns durch die Aehnlichkeit unsers Charakters zu einander hingezogen. Die arme Frau hatte sehr viel gelitten.

Obgleich noch jung, hatte sie sich in die Einsamkeit des Klosters zurückgezogen, um da Trost für ihren Kummer zu

finden. Ihr wechselreiches Leben hatte sie in das entlegene Indien geführt. Aber sie schien glücklich zu sein, daß sie der Ocean von dem Schauplatz ihrer Leiden trennte.

Das lange schwarzwollene Gewand der Nonne bedeckte einen schönen Wuchs, welchen die Grazie und Anmuth ihrer Bewegungen verriethen, eine einfache weiße Mütze bedeckte ihr Haupt und umschattete ihr Antlitz, welches von einer auffallenden Feinheit und Regelmäßigkeit war.

Alles, wodurch sich die Salondame von andern Frauen unterschied, war unter diesem Gewande der Demuth verschwunden, aber wie die aristokratischen Formen unter jeder Verkleidung hervorstechen, so bekundeten auch bei ihr die unter langen und plumpen Manschetten hervortretenden feinen und weißen Hände ihren ehemaligen Stand.

Wir hatten bis jetzt noch nichts miteinander gesprochen, aber eine geheime Sympathie führte uns zusammen.

Zwar sind nicht dieselben Saiten in unserm Herzen angeschlagen worden, aber wir hatten uns doch auf demselben Boden bewegt, waren auf dem Strome des eitlen Lebens umhergetrieben worden, in welchem die Klippen, an denen das Glück und die Ruhe der Frauen scheitert, fast immer dieselben sind.

Wir sprachen Beide französisch und wir hatten uns genug zu sagen, wenn wir miteinander plaudern wollten.

Wenn die Stunden der Erholung kamen, dann gingen wir abseite, in die entlegenen Alleen des Gartens, und sprachen recht lange miteinander. Ich hatte wol den Wunsch, wagte es jedoch nicht, ihr meine Leiden mitzutheilen, aber sie ermuthigte mich, ihr meine Schmerzen und Empfindungen anzuvertrauen, denn sie ahnte es wohl, daß ich Vieles auf dem

Herzen hatte, daß es hier galt, romantiſche Empfindungen zu dämpfen, und Irrthümer zu verbeſſern.

Die Gelegenheit, uns gegenſeitig über unſere innerſten Empfindungen auszuſprechen, kam ſehr bald.

Welche Leiden, welche Schmerzen, welche Duldung umſchließt oft ein Menſchenherz.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Das Kloster bei Agra.

Gegenseitige Bekenntnisse.

Eines Tages, als wir ebenfalls in einer abgelegenen Allee des Klostergartens spazieren gingen und sehr vertraulich mit einander sprachen, sagte meine neue Freundin zu mir:

Reden Sie doch, mein liebes Kind, vertrauen Sie mir Ihren Kummer an; nicht aus Neugierde frage ich Sie nach Ihren Leiden und nach Ihrem Lebenslaufe, welchen man aus Ihrem Antlitze lesen kann, ich will Ihnen auch meine Geschichte mittheilen, und Sie werden erkennen, daß man zu jeder Zeit umkehren und sich zu Gott wenden kann.

Ihre letzten Worte entschieden mich.

Nachdem ich ihr meinen Lebenslauf erzählt hatte, preßte sie meine Hand in der ihren, ihren Augen entrollten große Thränen, welche das Kreuz von Ebenholz, das über ihrer Brust hing, befeuchteten.

Armes Kind! sagte sie, ihre Thränen trocknend, meine Vermuthung hat sich vollkommen bestätigt. Ihre Erzählung hat ihren Wiederhall in meiner Seele gefunden. In unser beider Leben und Charakter sind Dinge, welche uns näher

bringen, und wiederum auseinander halten. Die Leiden Ihres Lebens wie des meinigen haben ihre Quelle in unserer verfehlten und falschen Erziehung. Aber so, wie Sie, galt auch ich in den Augen der Welt für vollkommen und vortrefflich erzogen. Auch ich stamme von einer angesehenen aber vermögenslosen Familie ab, auch ich wurde mit einem Manne verehlicht, welchen nicht die Liebe, sondern die Nothwendigkeit mir aufzwang; auch mein Gemahl hatte den Titel eines honetten Mannes, welchen die sogenannte feine Welt lächerlich macht und für nichts achtet.

Und die Frauen beeilen sich, dieser Meinung beizustimmen, wandte ich ein.

Leider, weil sie sich nicht die Mühe geben, selbstständig über die Verhältnisse des Lebens nachzudenken.

Dieser schlimmen Auffassung verdanke ich alle meine Leiden, fuhr die fromme Schwester fort, Sie aber haben noch keinen wahren Kummer empfunden — darin besteht der Unterschied zwischen uns.

Sie haben sich Ihren Ideen wie einer angenehmen Zerstreuung hingegeben — bei mir aber wurden sie zur Leidenschaft.

Bei Ihnen hat die Liebe Ihr Köpfchen, bei mir das Herz eingenommen.

Sie haben vom Leben bisher nichts als Freuden, ich nichts als Bitterkeit gekostet.

Sie haben nur die Rosen, ich aber habe die Dornen gepflückt. — Hören Sie.

Den Namen meiner Eltern lassen Sie mich verschweigen. Ich habe ihren so achtungswerthen Namen geschändet, — jetzt ist es mein Trost, ihn zu vergessen.

Es ist noch kein volles Jahr verflossen, seitdem ich mich

in dieſes Kloſter zurückgezogen habe. Man nennt mich hier Schweſter Amalie. In demſelben Augenblick, da der Nonnenſchleier über meine verweinten Augen fiel, habe ich zugleich über meine Vergangenheit, über mein Leben in der großen Welt einen Schleier gezogen. — Mein Vater lebt noch heute und ſpielt eine Rolle in der hohen Pariſer Geſellſchaft; mein Mann iſt bald nach der unglückſeligen Begebenheit, welche ich Ihnen erzählen will, geſtorben. Die Mediziner ſagten, daß er an einer Gehirnentzündung geſtorben ſei, die Wahrheit aber iſt, daß ihn der Kummer getödtet hat.

Bei dieſen Worten lehnte die Schweſter Amalie ihr Haupt auf meine Schulter, große Thränen verhinderten ſie eine Weile, weiter zu ſprechen.

Aber ſind Sie auch gewiß, daß Sie die Urſache ſeines Kummers waren?

Ich bin deſſen leider nur zu gewiß. Ach, wie ungerecht und undankbar ſind wir Frauen.

In dem Taumel der Feſte der Hauptſtadt uns ſelbſt überlaſſen, Herrin unſerer Handlungen, uns empörend gegen jede Ueberwachung — denn die Frauen in Paris haben es nur allein mit ihrem Gewiſſen zu thun — ſind wir auf jedem Schritte verführeriſchen Verſuchungen preisgegeben.

Wir verachten den anſtändigen Mann, welchen uns ein gütiger Zufall zum Gemahl gegeben und begeiſtern uns für einen Modegecken und Salonnarren, welchen das Mißgeſchick auf unſern Weg führt.

Müſſen wir es nicht eingeſtehen, daß wir, gerade weil wir einen honetten, wohlgeſinnten und guten Mann haben, unbefriedigt ſind?

Weil er falſch, heuchleriſch und lügenhaft iſt, deshalb

verſteht es der Anbeter, uns zu ſchmeicheln, gewährt uns Intereſſe und zerſtreut uns.

Und wiederum eben deshalb, weil der Mann ſeinen Namen, ſein Anſehen und ſein Vermögen auf uns mit übergetragen hat, betrügen wir ihn ohne Gewiſſensſcrupeln.

Das, mein armes Kind, iſt die Quelle ſtechender Schmerzen, welche die Reue eines ganzen Lebens nicht zu tilgen vermag.

Und wer war der Menſch, der Ihnen ſo grauſame Täuſchungen verurſacht hat?

Es war einer von jenen Männern, die uns in den gemiſchten Pariſer Geſellſchaften ſo oft begegnen, er gehörte zu denjenigen Naturen, welche einen mittelmäßigen Geiſt und eine gewöhnliche Geſtalt mit dem großen Namen ihrer Ahnen bedecken.

Mit Hülfe dieſes Paſſes, welcher für eitle Frauen verführeriſcher iſt als Solidität des Charakters, und ihrer eleganten Manieren und verführeriſchen Einflüſterungen gewinnen dieſe Art Menſchen über ſie das Uebergewicht.

Und der Name des Menſchen?

Er hieß Amédie de V..., wir wollen ihn A. de Pecary nennen.

Er war noch ſehr jung?

Nicht ſo ſehr.

Dreißig Jahre etwa?

Nein, viel älter, er war 49 Jahre alt, als ich ihn zu meinem Unglücke kennen lernte.

Das iſt in der That für einen Liebhaber ein ſehr hohes Alter.

Liebhaber! — Die Frauen ſprechen ſo leichtſinnig dieſes Wort aus, welches vielmehr enthält, als man gewöhnlich glaubt.

Es war demnach ein alter Junggeſelle?

Nicht doch, er war verheirathet.

Spielen denn die Ehemänner in Frankreich auch die Rollen der Liebhaber?

O nur zu oft mit den Frauen Anderer.

Das iſt von der engliſchen Sitte ſehr verſchieden. Ein verheiratheter Engländer beſchäftigt ſich nur mit ſeiner Frau.

Hören Sie weiter. Drei Monate nach unſerer Bekanntſchaft führte er bei mir einen jungen Beamten M. A . . . von J. ein.

Nach dieſer Vorſtellung zeigte er mir an, daß er für einige Wochen verreiſen und ſich nach Deutſchland zu einer hohen Perſon begeben würde, deren Angelegenheiten er zum Vortheil ſeiner eigenen zu ordnen habe.

Darin beſteht die Weisheit der Politiker.

Während der Abweſenheit des Herrn von Pecary — und dergleichen Leute verlängern ſtets den Termin ihrer Wiederkehr — wich der junge Menſch faſt nicht von meiner Seite. Ich ſah ihn übrigens nicht ungern, denn er war geiſtreich, hatte einen angenehmen Charakter und eine ſchöne Figur.

Und der Herr, welcher ſich ſo gut auf die Politik verſtand, hatte die Abſicht, ſich durch dieſen jungen Mann vertreten zu laſſen?

Anfänglich glaubte ich das nicht, aber ſpäter wurde es mir leider nur zu ſehr zur Gewißheit; denn der verliebte Schäfer von funfzig Jahren gehörte zu der Claſſe Menſchen, welche die Zuneigung, die ſie uns einflößen, mit Falſchheit und Verrath erwidern.

Sie haben Recht.

Eines Abends befand ich mich mit dem jungen Menſchen allein. Geſchäfte hatten meinen Mann ebenfalls auf einige Zeit

von Paris abgerufen; ich war somit vollkommen ungenirt. Er bot Alles auf, so interessant wie möglich zu erscheinen, und es kam, ich weiß nicht wie, daß ich an diesem Abende zutraulicher und mittheilender als je wurde und ihm einen Blick in meine intimsten Verhältnisse thun ließ. — Aber er begnügte sich hiermit nicht — er wollte mehr.

Wenn die Männer erst merken, daß sie uns Interesse einflößen, dann verlangen sie immer das Maximum.

Ich war aber gar nicht geneigt, ihm mehr als mein Vertrauen zu schenken, und ich muß gestehen, daß die geheime Stimme, welche sich immer in uns regt, wenn wir etwas gethan haben, das zu unserm Unheil ausschlagen kann, mich schon dieses bereuen ließ.

Ich wies also alle seine Anträge zurück, und der junge Mann, welcher wohl nicht mehr vermuthete, auf so hartnäckigen Widerstand zu stoßen, wurde bitter. — Er konnte sich diese Hartnäckigkeit von meiner Seite nicht erklären.

Ganz natürlich, er glaubte liebenswürdig zu sein, und die Männer wissen recht gut, was das bei thörigten Frauen zu sagen hat.

Warum verweigern Sie mir eine Gunst, die Sie an einen Treulosen verschwendet haben? fragte er mich.

An einen Treulosen?

Glauben Sie etwa an Beständigkeit des Herrn von Pecarn? sagte er mit einem höhnischen Lächeln.

Es ging mir wie ein Dolchstich durch die Brust, diese Schamlosigkeit empörte mich.

Wie! rief ich außer mir, auf diese Weise mißbrauchen Sie seine Freundschaft?

Ich war nur so lange sein Freund, Madame, als ich Sie nicht liebte, und es war mir ganz gleichgültig, wie vielen

Frauen der Herr von Pecary treulos geworden iſt. Können Sie mir aber deshalb böſe ſein, daß ich Sie mehr als ihn liebe? Er hat Sie verrathen, und wenn ein wirklich treues und Ihnen bis zum letzten Athemzuge ergebenes Herz ſie tröſten kann — ſo gewähren Sie es mir — Ihnen dieſer Tröſter zu ſein.

Ich ſah den Elenden eine Weile mit tiefſter Verachtung an, dann ſagte ich ihm:

Mein Herr, es thut mir leid um Pecary, aber ich haſſe die falſchen Freunde, und Ihnen glaube ich nicht.

Mit dieſen Worten kehrte ich ihm den Rücken und ließ ihn ſtehen, indem ich den Salon verließ.

Er aber eilte mir nach, hielt mich beim Arme feſt, und indem er mich mit einem Blicke anſah, den ich nie vergeſſen werde, ſprach er:

Merken Sie, was ich Ihnen jetzt ſage, denn es wird die Zeit kommen, wo Sie daran gedenken müſſen:

Sie werden bald Ihre vermeintlichen wahren Freunde haſſen, und es bereuen, mir nicht geglaubt zu haben.

Mit dieſen Worten entfernte er ſich.

Einige Tage nach dieſem Vorfalle bekam ich ein Billet von einer Dame, welche mich zu einem Beſuche einlud. Ich hatte dieſe Dame erſt einmal in Geſellſchaft geſprochen, wo ſie mir durch Herrn von Pecary vorgeſtellt worden war. Man hätte dieſe Dame reizend ſchön nennen können, hätte in ihren Zügen nicht etwas ſehr Abſtoßendes, ich möchte ſagen, Katzenartiges gelegen, ein unheimlicher Zug, welcher ſich hinter ein etwas ſpöttiſches Lächeln nur ſchlecht verbergen ließ. Man ſprach ſehr viel über dieſe Dame, welche den Namen einer Gräfin führte und mit einer ſehr hohen Perſon in naher Berührung ſtehen ſollte. Sie machte einen ungeheuren Aufwand

und war natürlich in der Gesellschaft sehr gesucht. — Herr von Pecary hatte es damals sehr gern gesehen, daß wir in nähere Verbindung getreten waren, wir machten denn auch wirklich mit einander Bekanntschaft, die aber doch bisher noch sehr oberflächlich geblieben war, denn ich muß gestehen, daß ich mich zu der Frau nicht sehr hingezogen fühlte. Ich glaubte jedoch im Sinne Pecary's zu handeln, wenn ich dieser Einladung Folge leistete. So besuchte ich sie denn in ihrem Hotel, in welchem in der That ein fürstlicher Aufwand herrschte.

Die Dame empfing mich sehr freundlich, sie war allein, und sie schien absichtlich das Gespräch auf eine Gesellschaft zu lenken, von der in Paris die sonderbarsten Gerüchte gingen. Jeder schien sie zu kennen, Niemand ihr anzugehören, noch etwas Genaues von ihr zu wissen. Bald sollte sie geheime politische, bald sittliche und bald sogar höchst unsittliche Zwecke verfolgen. In Bezug auf diesen letzten Punkt hörte man zuweilen sich Dinge zuflüstern, die man kaum ohne Erröthen anhören konnte. Diese Gesellschaft war es, auf welche die Gräfin ihre Unterhaltung lenkte, und plötzlich wandte sie sich mit den trockenen Worten an mich:

Sie müssen sich dieser Gesellschaft anschließen, Liebe.

Ich soll mich dieser Gesellschaft anschließen, rief ich erstaunt, dieser Gesellschaft, die ich nicht kenne, von der man Dinge sagt — —

Die kein Mensch weiß; wandte die Gräfin lächelnd ein, und eben deshalb müssen Sie sie kennen lernen.

Aber ich habe durchaus keine Neigung, mich irgend einer Gesellschaft anzuschließen, mag sie nun welchen Zweck sie wolle verfolgen, die sich in ein solches Dunkel hüllt, um ihre Pläne verfolgen zu können.

Es ist oft sehr unschuldig und sehr zarter Natur, was

ſich den profanen Blicken der Menge entzieht, wandte die Gräfin ein. Sie werden doch Ihr Mißtrauen bei Seite legen, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſelbſt zu dieſer Geſellſchaft gehöre?

Das Letztere war in der That durchaus nicht geeignet, mein Mißtrauen zu beſeitigen, es erhöhete dieſes vielmehr, und die Bedenklichkeit, welche mir gerade der letzte Zuſatz der Gräfin einflößte, mochte deutlich genug auf meinem Geſichte zu leſen ſein.

Sie beſinnen ſich noch, ſagte ſie ſpöttiſch, aber es wird Ihnen Alles nichts helfen. Sie werden noch dieſen Abend unſere Geſellſchaft kennen lernen und auch ganz gewiß gern kommen.

Gern? fragte ich ſehr zweifelhaft.

Sehr gern, denn Sie finden dort einen lieben Bekannten.

Einen Bekannten?

Einen Freund.

Wer ſollte das ſein?

Der Herr von Pecary.

Ich flog auf, als hätte mich eine Tarantel geſtochen.

Der Herr von Pecary kann nicht da ſein, ſagte ich ſehr beſtimmt.

Aber er wird da ſein.

Der Herr von Pecary iſt nicht in Paris.

Es iſt möglich, daß er nicht in Paris iſt, ſagte ſie lachend, aber ſie werden ihn dieſen Abend ſehen.

So wiſſen Sie, daß er heute kommen wird? fragte ich immer erſtaunter.

Meine Verwunderung ſchien die Gräfin ſehr zu amüſiren.

Aber meine Liebe, ſagte ſie, der Herr von Pecary braucht ja nicht erſt zu kommen.

Er wäre alſo in der That in Paris?

Es kommt ganz auf Sie an, wenn Sie sich davon überzeugen wollen.

Ich vermochte meine innere Aufregung kaum niederzukämpfen, der Spott, welcher auf dem Gesichte der Frau lag, brachte mich noch mehr auf, als ihre Mittheilung. Nachdem ich eine Weile einen grausamen Kampf mit mir selbst gekämpft hatte, sagte ich ihr mit zitternder Stimme:

Ich komme.

Der Triumph, welchen diese Worte bei der Gräfin hervorrief, verbarg sich auf ihrem Antlitze nicht.

Das wußte ich wohl, sagte sie, daß Sie sich einem solchen Magnete nicht entziehen werden. Ich schicke Ihnen diesen Abend meinen Wagen. Der Kutscher weiß Bescheid und wird Sie an den bestimmten Ort bringen.

Um welche Zeit?

Um 9 Uhr.

Mit diesen Worten umarmte sie mich sehr herzlich. Ach, mir war zu Muthe, als umringele mich eine giftige Schlange — und doch — doch ließ ich mich dadurch nicht abhalten, mich ihr zu überliefern.

Nach diesen Worten legte die Schwester Amalie ihr Haupt auf meine Schultern und weinte bitterlich.

Aber konnten Sie denn nicht auf andere Weise erforschen, ob der Herr von Vecary in Paris anwesend war? fragte ich.

O, ich habe wohl Erkundigungen einzuholen gesucht, versetzte sie, aber diese bestätigten eben seine Abreise, und ich wurde hierdurch um so mehr bestimmt, meiner Verabredung mit der Gräfin nachzukommen. — Doch, meine Gute, die Klosterglocke ruft uns, ich muß für heute abbrechen. Leben Sie indessen wohl.

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Das Kloſter bei Agra.

Eine geheime Geſellſchaft.

Am andern Tage trafen die Schweſter Amalie und ich zur ſelben Stunde wieder im Garten zuſammen und ſie fuhr in ihrer Geſchichte fort:

Pünktlich am Abende um 9 Uhr hielt ein Wagen vor meiner Thüre. Sie können ſich den Sturm meiner Empfindungen denken. Eine innere Stimme ſagte es mir, ich würde einem unangenehmen Abentheuer entgegengehen. Herr von Vecary, vorgeblich verreiſt, war alſo doch in Paris, ich ſollte ihn in einer Geſellſchaft finden, die mir ſchon durch ihre Heimlichkeit ein Unbehagen einflößte, die Gräfin wußte es, hatte ihn geſehen und mit ihm geſprochen, welchen Grund hatte er, ſich mir, ſeiner innigſten Freundin, auf eine ſo geheimnißvolle Weiſe zu entziehen? Welchen Grund hatte die Gräfin, ihn an mich zu verrathen? Das waren Fragen, die mein Herz unaufhörlich durchkreuzten, es war ein gordiſcher Knoten, den ich nicht zu entwickeln vermochte.

So ſollte er alſo durchhauen werden; ich ſetzte mich in den Wagen, aber ich war kein Alexander und zitterte am gan-

zen Körper. Ich wußte nicht wohin mich der Kutscher fuhr, ich merkte nicht auf den Weg, welchen er nahm, ich war nur mit Einem beschäftigt — mit dem Herrn von Vecary.

Wie lange ich gefahren bin, das weiß ich nicht. Der Wagen hielt stille. Es fiel mir nicht ein, mich umzusehen, in welcher Straße ich mich befand, in welches Haus ich eintrat. Der Kutscher hob mich aus dem Wagen und führte mich in's Haus, welches sich auf sein Klingeln geöffnet hatte. Eine alte Frau trat mir entgegen, der Kutscher entfernte sich, die Thüre fiel hinter mir zu. Es ward mir wie einer Gefangenen zu Muthe.

Ich folgte der alten Frau, welche mich in ein kleines Zimmer führte, das mit allen Bequemlichkeiten versehen war. An der einen Wand des Zimmers waren große Schränke angebracht.

Als ich, von der Alten gefolgt, in das Zimmer eingetreten war, verschloß diese die Thüre hinter uns.

Jetzt erst kam ich einigermaßen wieder zur Besinnung.

Was soll das heißen? fragte ich erstaunt.

Es ist in diesem Hause so Sitte, sagte die Alte vollkommen ruhig, daß die Thüren verschlossen werden, wenn die Damen Toilette machen.

Toilette? —

Nun freilich, wissen Sie denn nicht, daß Sie sich entkleiden müssen? —

Das Blut stieg mir zum Gehirne, ich konnte kaum Worte finden.

Ich soll mich hier entkleiden? rief ich entrüstet.

Nun, mein Gott, das werden Sie ja wissen, sagte die Alte ihrerseits sehr verwundert, die Damen entkleiden sich Alle. Sehen Sie, in diesen Schränken hängen ihre Garderoben.

Laſſen Sie mich hinaus, ſagte ich im heftigſten Zorne.

Das kann ich nicht, verſetzte die Alte, ohne Befehl.

Und wer hat hier zu befehlen?

Das darf ich nicht ſagen, weiß es übrigens auch nicht. Aber mein Gott, es kommen hierher ſo vornehme Damen, und keine ſcheut ſich hier umzukleiden.

Umzukleiden? —

Nun allerdings. Sie verwechſeln Ihre Kleidung mit dieſer da. Sie werden ſich dadurch von allen übrigen Damen nicht unterſcheiden. Selbſt ihr Geſicht iſt durch eine Kapuze verdeckt. Es iſt gerade wie eine Maskerade.

Nach einer kurzen Ueberlegung war mir der Vortheil dieſer Verkleidung einleuchtend, ja angenehm. Auf dieſe Weiſe konnte man unerkannt und unbefangen ſich in einer Geſellſchaft bewegen, von der man nicht zu viel Gutes vorausſetzte und namentlich war es mir auch in Bezug auf Pecary ſehr angenehm. Denn daß er von meiner Anweſenheit nichts wußte, das ſchien mir gewiß zu ſein.

Dennoch konnte ich mich nicht ſo leicht dazu entſchließen, mich in einem fremden, mir völlig unbekannten Hauſe, gänzlich zu entkleiden. Denn die Alte beſtand darauf, daß ich ſelbſt meine Schuhe und Strümpfe mit andern vertauſchen ſollte. Ich wollte die Kapuze über meine Kleider werfen — aber die Alte war unerbittlich. So entſchloß ich mich denn, nachdem ich mich zuvor überzeugt hatte, daß die Thüre wirklich verſchloſſen und die Alte den Schlüſſel in der Taſche hatte, die ſonderbare Kleidung anzulegen, welche aus zwei ſchwarzen Röcken und einer langen und weiten Kapuze von derſelben Farbe beſtand.

Nachdem ich ſo umgekleidet war, hing die Alte meine Garderobe in den großen Schrank, welcher, wie ich nun ſah, viele kleine enthielt und übergab mir den Schlüſſel von mei-

nem Schranke, und dies trug etwas zu meiner Beruhigung bei. Der Schlüssel hatte ein kleines blechernes Schild mit einer Nummer.

Nachdem diese Vorbereitung geschehen war, öffnete die Alte das Zimmer, klingelte und eine Frau, ganz in derselben Kleidung wie die meinige, erschien und forderte mich auf ihr zu folgen.

Wir traten in einen großen Saal. Es waren daselbst wohl an funfzig Personen anwesend, meine Blicke schweiften umher, um denjenigen zu finden, dessenwegen ich mich in dieses Abenteuer gestürzt hatte. Aber da war gut suchen. Ich sah nichts Anderes als schwarze Kapuzen.

Sind hier keine Herren? fragte ich meine Führerin.

Aber ich hatte kaum diese Frage gemacht, als eine Kapuze auf mich zutrat, welche ich augenblicklich für eine männliche halten mußte, obschon die Herren und Damen dieselbe Kleidung trugen, konnte man sie dennoch leicht unterscheiden. Aber das war auch Alles.

Die Person, welche jetzt eben auf mich zutrat, nahm ohne Weiteres meinen Arm.

Gräfin, sagte er sehr leise, ich hätte Sie auf den ersten Augenblick erkannt, wenn Sie auch nicht unserer Verabredung gemäß, erst um diese Zeit gekommen wären.

Ein entsetzliches Zittern überfiel mich — ich glaubte die Stimme zu erkennen — es war Herr von Pecaut.

Er hielt mich also für eine Gräfin? für welche? — Für diejenige, durch deren Veranlassung ich hier war? — Er hatte sie also gewiß erwartet? Und wo war sie?

Was sollte ich antworten? — Sollte ich mich ihm sogleich zu erkennen geben, und ihn einfach um Erklärung fragen, die bei seiner plötzlichen Ueberraschung mir vielleicht vollständig

geworden wäre? — Dieser Entschluß wäre vielleicht der geradeste und beste gewesen, aber meine Neugierde, der hier so unendlich viel zu enthüllen blieb, ließ mich einen andern fassen. Vor allen Dingen wollte ich mich der Person versichern, denn wie leicht man sich täuschen konnte, davon erfuhr ich ja eben ein Beispiel an mir selbst. Wurde ich ja selbst mit solcher Bestimmtheit in diesem Augenblick für eine andere Person gehalten.

Herr von Pecary, sagte ich demnach mit einer gedämpften Stimme, die Kapuze fest um mein Gesicht legend, Sie haben ein scharfes Auge.

St. St. sagte er mir mit dem Finger drohend, vergessen Sie Ihr Versprechen, hier mich nicht anders als Monblanc zu nennen?

So war ich denn meiner Sache gewiß. — Ich mußte es dem Zufall überlassen, die Verwickelung und Entwickelung weiter zu führen, da ich durchaus keinen bestimmten Boden hatte, auf dem ich mich bewegen konnte. Ich durfte keine Frage thun, da mich jede leicht verrathen oder doch wenigstens dem Herrn von Pecary von seinem Irrthum überführen konnte.

Sie zittern ja so, sagte er. ist Ihnen unwohl?

Ein wenig.

Fürchten Sie etwas?

Ich weiß nicht was — und doch — —

Der Graf von L... ist noch nicht hier. Vergessen Sie nicht, um welchen Preis ich Ihnen denselben überlasse. — Sie werden ihn doch erkennen?

Ich befürchte nein.

Wir haben ein Zeichen miteinander verabredet. Sobald er in den Saal tritt, wird er mit zwei erhobenen Fingern grüßen. Wollen Sie sich das merken? — Aber Sie zittern

immer ſtärker. Sie ſind wohl ſehr krank? — Wollen Sie ein Glas Waſſer, oder ſonſt eine Erfriſchung? Ich zitterte in der That auf das Heftigſte, die Verwickelung wurde mir immer bunter und ich war zu wenig Intriguantin, um mich dabei wohl zu befinden.

Ich bin allerdings ein wenig unpäßlich, Herr von Pecary, ſagte ich, aber es wird vorübergehen.

Wieder meinen Namen, ſagte er unwillig, vergeſſen Sie doch nicht, daß uns dadurch der ganze Gewinn verloren gehen kann.

Es iſt wahr, verſetzte ich, aber wenn Ihr Name nun hier kein Geheimniß mehr wäre?

Kein Geheimniß? rief er erſtaunt.

Wenn ich Sie nun verrathen hätte?

Sie mich verrathen? An wen?

An die Frau von ... die arme Frau, welche auf Briefe von Ihnen von Gott weiß woher wartet, während Sie in Ihrer unmittelbaren Nähe ſind.

Das letzte Wort war ſehr gewagt von mir, aber einmal auf dieſem Terrain, wo ich mit etwas Sicherheit agiren konnte, wurde ich kecker und verwegener.

Ach — rief er lachend — Sie haben es auf eine kleine Neckerei abgeſehen. Die arme Frau von ... wird allerdings auf Briefe von mir warten, indeß ich habe ihr ja einen Tröſter zurückgelaſſen.

Glauben Sie, daß dieſer von J... im Stande ſein wird die arme Frau von ... zu tröſten? — daß Sie durch ihn in Vergeſſenheit gerathen können?

Die arme Thörin wird allerdings nach ihrem Täuber girren und mir ihr Herz bewahren — denn die gute Frau hat die Manier nicht wie eine Franzöſin, ſondern wie eine Deutſche

eder Engländerin zu lieben und geliebt zu werden. Sie ist beständig — ſie glaubt auch an meine Beſtändigkeit. Nun, der liebenswürdige von J... wird Sie hoffentlich auf eine ſolche Albernheit aufmerkſam machen.

Mein Herz zog ſich krampfhaft zuſammen, als ich den Elenden ſo ſprechen hörte, ich konnte mich kaum aufrecht erhalten, es ward mir ſchwarz vor den Augen, aber dennoch raffte ich meine letzten Kräfte zuſammen, um dem Schändlichen mein Antlitz zu zeigen. Schon wollte ich meine Kapuze niederreißen, da öffnete ſich die Thüre, eine Kapuze zwei Finger grüßend gegen die Geſellſchaft ausſtreckend trat in den Saal und Pecary verſchwand von meiner Seite, indem er nur das einzige Wort ausſprach:

Jetzt!

Alles dieſes war ſo raſch geſchehen, daß ich Pecary nicht daran zu hindern vermochte, und ehe ich ihn aus der Menge, unter welche er ſich nun miſchte, wieder herausgefunden hatte, war der neue Ankömmling ſchon auf mich zugetreten, und hatte mich beim Arme gefaßt.

Ich ſuchte mich von ihm loszumachen, denn ich hatte genug geſehen und gehört, und mein einziges Trachten war darauf gerichtet, dem Herrn von Pecary meine tiefſte Verachtung zu zeigen und das fatale Haus zu verlaſſen. Aber der Graf J..., ich konnte nicht daran zweifeln, daß er es war, hielt mich eiſenfeſt.

Was wollen Sie? flüſterte ich ihm zu, laſſen Sie mich los.

Ich werde Sie nicht laſſen! verſetzte der Graf mit gedämpfter Stimme.

Laſſen Sie mich, ich bin nicht diejenige, für welche Sie mich halten, rief ich lauter.

Der Graf wurde offenbar ſtutzig, als ich dieſes ſprach,

aber er ſchien ſich ſehr bald zu faſſen und ſagte ſehr leiſe, daß ich Mühe hatte ihn zu verſtehen:

Wenn Sie nicht die Gräfin ... ſein wollen, ſo habe ich nichts dawider, ſo ſind Sie um ſo gewiſſer die Frau von ...

Als ich meinen Namen nennen hörte, ſchrak ich zuſammen. Wurde in dieſem geheimen Winkel der Stadt Hexerei getrieben, wie kam ein mir gänzlich Unbekannter zu meinem Namen, wie vermochte er mich in dieſer Verkleidung ſo ſicher herauszufinden? Es war in der That zum Tollwerden. Ich wollte um jeden Preis dieſen entſetzlichen Ort verlaſſen.

Wenn Sie mich nicht augenblicklich loslaſſen, ſagte ich zu dem Grafen, der meinen Arm noch immer feſthielt, ſo ſchreie ich laut auf. Ich fühle mich ſehr unpäßlich und muß augenblicklich nach Hauſe.

Und bei dem geringſten Laute, den Sie von ſich geben, verſetzte der Graf, ſind Sie ein Kind des Todes. Es iſt hier nicht zu ſpaßen. Dieſe ganze Geſellſchaft beſteht aus Hochverrätern, und alle die funfzig Köpfe, welche Sie hier ſehen, können Sie mit einem Wort auf das Schaffot bringen. Unglückliche, Sie haben ſich unbefugt und uneingeweiht in dieſe entſetzliche Geſellſchaft gemiſcht, man wird nicht anſtehen zwiſchen einem Kopfe und funfzig zu wählen.

Dieſe dumpfen, kaum hörbaren, aber mit entſetzlicher Beſtimmtheit und Entſchiedenheit ausgeſprochenen Worte machten mich erbeben. So gleichgültig mir auch in dieſem Augenblick das Leben erſchien, hielt mich dennoch die Furcht an der Seite meines gewaltſamen Begleiters feſtgebannt. Ich überließ mich ihm willenlos, wie ſich der Verdammte dem Scharfrichter überläßt, und harrte mehr todt als lebendig des Kommenden.

So weit war Schweſter Amalie in ihrer Erzählung vor-

geschritten, als die Klosterglocke abermals ertönte und sie abzubrechen zwang.

Wir trennten uns also, und ich gestehe, daß ich während der ganzen Nacht von nichts Anderem als den vermummten Gestalten und der unglücklichen Amalie träumte.

Was hättest du in solcher Lage gethan? dachte ich, als ich erwachte. Was ich gethan hätte? — Ich hätte mir diese funfzig Hochverräther näher betrachtet und mir den besten Kopf — für mich ausgesucht.

Die arme Amalie! Ich sollte übrigens meinen, daß sie nichts zu riskiren hatte, da sie ihren Kopf schon sobald verlor. Wir wollen sehen.

Neununddreißigstes Kapitel.

Das Kloster bei Agra.

Der Scharfrichter. — Der Verdammte. — Der Schlüssel.

Sie haben mir eine sehr böse Nacht gemacht, sagte ich zur Schwester Amalie, als ich am andern Tage wieder mit ihr zusammentraf. Ihr vermummter Graf, der sie nicht loslassen wollte, umgaukelte mich stets und bin ich um Sie recht besorgt gewesen.

O, versetzte sie, wenn Sie wüßten! — Doch lassen Sie mich in meiner Erzählung fortfahren.

Ich fügte mich also mechanisch dem Willen des Menschen, der mich kannte, ohne daß ich ihn erkennen konnte. Gestalt und Haltung, so viel die weite Kapuze sie erkennen ließ, schienen mir nicht ganz fremd zu sein, die Stimme aber war zu leise und heiser, um durch sie auch nur irgend eine sichere Spur finden zu können.

Wie man sich aber an Alles und selbst an das Entsetzlichste gewöhnt, so wurde ich nach und nach ruhiger, oder vielmehr es war eine Art Traumleben, in welchem ich mich jetzt befand. Der Herr von Pecary und seine Treulosigkeit war für eine Weile fast ganz aus meinem Gedächtnisse ge-

schwunden und mit Interesse verfolgte ich die Dinge, welche jetzt im Saale vorgingen.

Eine von den vermummten Gestalten, eine riesenhafte Figur, ergriff eine Klingel, auf deren Ton eine plötzliche feierliche Ruhe eintrat.

Die sämmtlichen Anwesenden setzten sich um einen großen Tisch, welcher in der Mitte des Saales stand. Der Graf L..., welcher mich noch immer nicht losgelassen hatte, drückte mich gewaltsam auf einen Stuhl nieder und nahm neben mir Platz.

Jetzt erst ließ er mich los, und ich war einigermaßen wieder frei.

Nachdem sich alle Anwesenden niedergesetzt hatten, erhob sich der Riese wieder — denn er war in der That ein wahrer Goliath — und klingelte nochmals. Dann sprach er:

Ich hoffe, wir sind hier Alle gute Freunde. Parole!

Auf diese Aufforderung sagte Jeder der Sitzenden nach der Reihe ein Wort, doch Jeder ein anderes. Ich dachte wohl, daß auch die Reihe an mich kommen würde, aber ich war entschlossen, den Namen Pecary auszusprechen.

Sagen Sie „Grigone"*), flüsterte mir mein geheimnißvoller Nachbar zu.

Ich werde Pecary sagen, dachte ich bei mir, und vertiefte mich derart in diesen Gedanken, malte mir die Bestürzung des Treulosen so lebhaft aus, daß ich es gar nicht bemerkte, als die Reihe an mich kam, die „Parole", wie sie es nannten, auszusprechen.

Die Anwesenden richteten sicher alle ihre Blicke auf mich, ich bemerkte es aber nicht.

*) Das Sternbild der Jungfrau.

Mein Nachbar stieß mich an und wiederholte: So sagen Sie doch Grigone.

Ich erwachte aus meinen Träumen und rief: Peca — — —

Aber kaum hatte ich die ersten Sylben dieses Namens ausgesprochen, so warf mein Nachbar meinen Stuhl mit einer heimlichen, aber kräftigen Bewegung um; ich stürzte zur Erde nieder, und indem er mich in die Höhe hob, flüsterte er mir zu:

Wenn Sie nicht sofort Grigone sagen, so sind Sie nach wenigen Sekunden eine Leiche.

Als er diese Worte sprach, fühlte ich einen stechenden Schmerz in meiner Hand, ich fühlte die Spitze eines Dolches und sagte, mich in die Höhe richtend:

Grigone!

Obwohl noch immer Aller Blicke auf mich gerichtet waren, so schien das kleine Intermezzo doch weiter keine Störung zu verursachen, es sagte Jeder seine Parole, bis man damit zu Ende war.

Hierauf klingelte der Goliath zum dritten Male.

Wir wollen jetzt um den Scharfrichter loosen, sagte er.

Um den Scharfrichter? — Das Blut erstarrte in meinen Adern. Sollte hier Jemand heimlich hingerichtet werden? Und wer?

Es sagte mir eine innere Stimme, daß es um mich geschehen, daß ich dieses Haus nicht wieder verlassen, daß mit diesem Abend mein unglückliches Schicksal für alle Zeit entschieden sein würde.

Ich hatte mich in Bezug auf Letzteres nicht getäuscht.

Die Schwester Amalie hielt einen Augenblick inne und schaute mich gedankenvoll an, dann sagte sie:

Die Stadt Paris ist ein Capua, und jedes Weib, welches

in dieſer Stadt geboren iſt, iſt ſchon von Geburt an zu einem unglücklichen Geſchicke beſtimmt. Die durch und durch verderbte Männergeſellſchaft vergiftet jedes weibliche Weſen, welches mit ihr in Berührung kommt, und die Religion hat in Frankreich nicht mehr Macht genug, um Retterin zu werden.

Sie glauben alſo, daß es in Paris den Frauen ſehr ſchwer wird, glücklich zu ſein?

Ich glaube das, wenn ſie glücklich und zugleich tugendhaft ſein wollen.

Und das ſind zwei Dinge, die in der Welt oft mit einander im Widerſpruche ſtehen.

Unglücklicher Weiſe iſt es ſo, mein Kind, obgleich das Eine die Bedingung des Andern in ſich ſchließen ſollte. Doch hören Sie weiter.

Es ſollte alſo um den Scharfrichter gelooſt werden und die ganze Geſellſchaft erhob ſich. Eine kleine Geſtalt, in der Tracht aller Anweſenden, war auf das Klingeln des Wortführers oder Oberſten der Geſellſchaft, denn das ſchien der Rieſe zu ſein, in den Saal getreten und brachte einen Kaſten herbei.

In dieſem Kaſten lagen zuſammengerollte Zettel.

Einer nach dem Andern trat nun zum Oberſten und griff ſich einen Zettel heraus.

Gehen Sie, flüſterte mir mein Nachbar zu, greifen Sie einen Zettel, dann begeben Sie ſich ſofort wieder auf ihren Platz. Thun Sie, wie ich Ihnen ſage, denn in dieſer ganzen blutigen Geſellſchaft bin ich es allein, der Sie retten kann und retten will.

So wenig Zutrauen die gedämpfte, heiſere Stimme mir den ganzen Abend eingeflößt hatte, ſo ſehr ich auch durch ſo manche kleine Umſtände, die unklare, aber gehäſſige Vor-

ſtellungen in mir hervorriefen, verſucht war, zu glauben, daß dieſer Menſch mich mehr bedrohe als Einer in der Geſellſchaft: ſo hatte er dennoch mich ſchon zu ſehr eingeſchüchtert, ich war durch alle dieſe Dinge, deren unfreiwillige Theilnehmerin ich ſein mußte, ſo verwirrt und ſchwach, daß ich jeden Gedanken an Widerſtand aufgegeben hatte. — Ich hätte vielleicht ſelbſt dann nicht mehr Kraft genug dazu gehabt, wenn ſich mir auch eine günſtige Gelegenheit dazu geboten hätte.

Als alſo die Reihe an mich kam, trat ich mechaniſch vor den Rieſen hin und zog den Zettel aus dem Kaſten, ohne das Geringſte dabei zu denken. Einmal verſuchte ich den Rieſen anzuſehen, aber ein Paar funkelnde Augen, welche aus ſeiner Kapuze herausblitzten, ließen mich die meinen bald niederſchlagen.

Mit meinem Zettel in der Hand ſetzte ich mich wieder auf den Platz. Ich bemerkte nicht, daß Einer von der Geſellſchaft ſeinen Zettel oder vielmehr ſein Loos betrachtete; aber ich konnte dem Reize nicht widerſtehen, das meinige zu entrollen. Das Blut erſtarrte in meinen Adern, als ich einen flüchtigen Blick hineinwarf. Es ſtand nur ein Wort auf dem langen Zettel, und dieſes eine Wort hieß:

Scharfrichter!

Aber mit mir zugleich ſchien mein Nachbar, der jetzt mit ſeinem Looſe an ſeinen Platz zurück kam, einen Blick in meinen Zettel geworfen zu haben.

Geben Sie her, ſagte er raſch, hier iſt mein Zettel dafür.

Und blitzſchnell vertauſchte er mir mein Loos. Ich athmete nun freier auf und begann meinen Nachbar etwas lieber zu gewinnen.

Nachdem Jeder der Anweſenden ſein Loos hatte, wurde

derjenige, welcher das Scharfrichterloos gezogen hatte, ſich zu erheben aufgefordert.

Mein Nachbar erhob ſich.

Scharfrichter, ſagte der Rieſe, wähle Dir den Verdammten.

Ich habe ihn gewählt.

Mit dieſen Worten faßte mich mein Nachbar beim Arme, und zwang mich, aufzuſtehen.

Verdammter, ſagte der Präſident oder Obere wieder, übergeben Sie dem Scharfrichter Ihren Schlüſſel.

Meinen Schlüſſel? rief ich.

Den Sie unten von der alten Frau empfangen haben, von dem Schranke, in welchen Sie Ihre Kleider gehängt haben, flüſterte mir mein Nachbar zu.

Nimmermehr! rief ich laut entrüſtet aus.

Aber kaum hatte ich dieſes Wort ausgeſprochen, ſo fühlte ich auch wieder den Dolch meines Nachbars an meinem Beine.

Den Schlüſſel, ſagte er, Sie haben nichts zu befürchten, es iſt zu Ihrem eigenen Beſten.

Nim — — mermehr, wollte ich wiederholen, alle meine Energie zuſammennehmend.

Es iſt gut, flüſterte mein Nachbar, meine Hand erfaſſend, und trat nun zum Oberen.

Hier iſt der Schlüſſel, ſagte er, und übergab ihm wahrſcheinlich den ſeinen.

Der Obere klingelte abermals, und es erſchien dieſelbe kleine verhüllte Geſtalt.

Jetzt folgen Sie mir, ſagte mein Nachbar, Sie können dieſes Haus ſofort verlaſſen!

Wohin?

Kommen Sie! Kommen Sie! Sonſt iſt es um Sie geſchehen!

Er riß mich vom Stuhle empor. Ich hatte nicht Zeit zur Besinnung. Die kleine verhüllte Gestalt ging uns mit einem Lichte voraus.

Als wir den Saal verlassen hatten, sagte mein Nachbar: Jetzt ist es gut. Sie müssen schon in dieser Kleidung fort, ich begleite sie. Wir ziehen draußen die Kapuze ab und steigen in einen Fiacre.

Wir stiegen eine Treppe abwärts, ich wurde mehr getragen als ich ging. Wir durchschritten einen Gang, mein Nachbar öffnete eine Thüre, ich trat mit ihm vorwärts. Die Thüre flog wieder zu und wurde von draußen zugeschlossen.

Als ich das Schloß zufallen hörte, wurde ich von einer entsetzlichen Furcht ergriffen. Mein Nachbar packte mich und hielt mich von der Thüre zurück, ich schrie um Hulfe:

Lassen Sie die Thorheit, sagte derjenige, dessen Gewalt ich jetzt vollständig preisgegeben zu sein schien, Sie haben gar nicht nöthig, sich so sehr zu quälen, bei mir allein ist Hülfe, und mit mir können Sie leise sprechen.

Nein, nein, rief ich außer mir, ich bin es satt, der Spielball einer entsetzlichen und schändlichen Intrigue zu sein. Was will man hier von mir? Was wollen Sie von mir? — Ich habe mit dem Grafen von L... nichts gemein!

Und wenn ich nun der Graf von L... nicht wäre?

Nun wer sind Sie denn? — Doch nicht mein Freund, wie es scheint.

Nun, Sie wissen es ja — ich bin der Scharfrichter!

Und was wollen Sie von mir? — Wollen Sie mich morden? — Nun wohlan, so machen Sie es schnell, ich bin darauf gefaßt, ein Leben zu verlieren, das für mich keinen Werth mehr hat. Tödten Sie mich — aber schnell, ich bitte.

Entkleiden Sie sich — sagte dieser teuflische Henker mit der größten Ruhe.

Mich entkleiden vor einem Manne? — O, mein Herz hat mich nicht getäuscht — Sie sind ein Teufel!

Und von Neuem rief ich aus allen Kräften um Hülfe.

Der Entsetzliche hielt mir die Hand vor den Mund, er zog mich bis in die Mitte des Zimmers und drückte mich auf einen Divan nieder. Ich vermochte mich nur schwach gegen die mir überlegenen Kräfte zu vertheidigen, und ohne daß ich es verhindern konnte, riß er mir die Kapuze vom Leibe.

Die Schwester Amalie hielt inne, die Erzählung griff sie jedesmal sehr an, und ich muß gestehen, daß ich selbst mich so lebhaft in ihre Lage versetzte, daß eine Pause auch mir wohlthuend wurde.

Der Schändliche! rief ich empört, während die Schwester Amalie sich ausweinte. Das sind die Männer von Paris, welche den Frauen so sehr gefallen!

Indem ließ sich die Conventglocke wieder hören und die Fortsetzung der Erzählung mußte auf den nächsten Tag verschoben werden.

Vierzigſtes Kapitel.

Das Kloſter bei Agra.

Enthüllungen. — Die Gräfin von M... — Pecary.

Als wir am andern Tage wieder zuſammen kamen, fuhr Schweſter Amalie in ihrer Erzählung fort:

Als ich ſah, daß gegen den Menſchen, in deſſen Gewalt ich durch den ſchändlichſten Verrath gekommen war, mein Ankämpfen vergebens war, führte mich die göttliche Allmacht, welche der Verzweiflung ſtets zur Seite iſt, auf einen rettenden Gedanken. Ich wußte ja, daß der Schändliche einen Dolch bei ſich führte, und es galt, ihm dieſen zu entwinden. Es hätte von meiner Seite vielleicht nur etwas Verſtellung bedurft, um dieſen Plan mit Sicherheit ausführen zu können, aber dazu konnte ich mich nicht verſtehen. Ich mußte alſo den paſſenden Moment abwarten, um mich der rettenden Waffe bemächtigen zu können. — Als der Gräßliche mir die Kapuze vom Leibe geriſſen hatte, trat er in die Mitte des Zimmers. Ich hatte einen Augenblick Zeit, mich umzuſchauen, und in dieſem Moment der Faſſung auch innere Ruhe genug wieder gewonnen, um es zu können.

Das Zimmer war mittelmäßig groß und hoch und höchſt

comfortable eingerichtet. Die Gegenstände, die es enthielt, waren durchaus nicht geeignet, Entsetzen einzuflößen. Alles was mir meine höchst aufgeregte Phantasie an diesem entsetzlichen Abende vorgespiegelt hat, und was mir wirklich geheimnißvoll und entsetzlich erscheinen mußte, stand mit diesem traulichen Gemache im Widerspruche. Dennoch war das Verbrechen, welches hier verübt werden sollte, entsetzlich genug, und diesem Verbrechen entsprach auch die Einrichtung des Gemaches. Ich warf vor mir selbst erröthend einen Blick nach dem Himmelbette, welches so ziemlich in der Mitte des Zimmers stand und — o mein Gott! — zu Füßen dieses Bettes — — — stand ein menschliches Gerippe.

Ich hatte nicht Zeit über diese entsetzliche Erscheinung nachzudenken, denn mein Peiniger, welcher eine Weile ruhig dagestanden hatte, wahrscheinlich um mir Muße zur Umschau und Ueberlegung zu gestatten, näherte sich mir jetzt wieder.

Der Dolch blitzte in seiner Hand.

Sie wollen sterben, sagte er zu mir, nun, wohlan, Sie sollen sehen, daß ich kein schlechter Scharfrichter bin. Nach fünf Minuten werden Sie nicht viel mehr sein, als das Gerippe, welches da vor Ihnen steht. Beten Sie.

Diese Worte, wenn auch mit derselben dumpfen und heiseren Stimme, aber doch ruhig ausgesprochen, machten mich bis zum innersten Marke erbeben. Ja, ich hatte den Tod gewünscht, ihn schmählicher Mißhandlung vorgezogen, aber jetzt, da der Tod, der Mord mit allen seinen Grausen so bestimmt vor mir stand, sträubte sich mein jugendlich Leben gegen diesen fürchterlichen und blutigen Zwang.

Einige Momente blieb ich sprachlos und betäubt.

Beten Sie, wiederholte der Entsetzliche.

Und was habe ich verbrochen, stammelte ich endlich, mich

gewaltſam aus meiner Erſtarrung emporringend, was habe ich verbrochen, um ein ſo grauſames Schickſal zu verdienen?

Was Sie gethan haben? — Sie haben einen biedern Mann, der Sie treu und innig liebte, betrogen und verrathen.

Es iſt wahr, ſeufzte ich und ſank weinend auf mein Knie.

Beten Sie! lautete noch einmal die ſchreckliche Mahnung.

Ich habe den Tod verdient, murmelte ich, es iſt göttliche Gerechtigkeit, ich muß mein Verbrechen ſühnen.

Ich betete innig und empfahl mich der göttlichen Barmherzigkeit.

Sind Sie bereit? fragte der Henker.

Ich bin bereit.

Der Entſetzliche trat an mich heran, er zückte den Dolch aber ich erwartete vergebens den Todesſtoß.

Es giebt noch einen Ausweg für Sie, ſagte er, noch können Sie ſich retten.

Sie haben den Muth zu ſterben, Sie werden auch den Muth zu tödten haben.

Mein armer Kopf war bis zum Wahnſinn krank, ich war bis zu dem Momente angelangt, wo man nichts mehr denkt und nichts mehr empfindet. Ich ſchwieg noch immer.

Sagen Sie ob Sie es wollen — und Sie ſind gerettet fuhr der Unſelige fort.

Ich erwarte den Tod, murmelte ich.

Und wenn es nun Pecary iſt, den Sie tödten ſollen?

Pecary?!

Ich hörte, ich wiederholte dieſen Namen und die Beſinnung kam mir wieder.

Und warum ſoll ich Pecary tödten? fragte ich und ſchauderte vor meinen eigenen Worten zurück.

Warum? Warum?

Auf dieſe beiden Worte folgte ein höhniſches Gelächter, die Stimme des Teufels war plötzlich eine andere geworden. Ich blickte auf. Er warf die Kapuze zurück.

Es war kein Mann, welcher vor mir ſtand, es war — — — die Gräfin von M...

Nach dieſer Entdeckung verließen mich meine bis auf's höchſte abgeſpannten Lebenskräfte faſt gänzlich, ich ſank in eine tiefe Ohnmacht — Ich hatte wohl eine gute Viertelſtunde in dieſem Zuſtande gelegen, bis ich erwachte. Mein Kopf war völlig wirre, Alles was ich an dieſem Abende erlebt, ſtand wie ein Traum vor meiner Seele, ich erkannte nicht mehr den Zuſammenhang der Begebenheiten, ich ſtierte die Gräfin an, welche ſo theilnehmend, ſo ſorgſam wie eine Schweſter vor mir ſtand.

Sie haben tief geſchlafen, ſagte ſie, und küßte meine Stirne. Iſt Ihnen wieder wohl?

Ich ſah ſie an, ohne eines Wortes mächtig zu ſein. Ich war wie eine Scheintodte, ich hörte und ſah Alles, aber ich vermochte mich weder zu bewegen, noch zu ſprechen.

Sie wollte mich wieder durch ein Reizmittel aus meiner Erſtarrung erwecken, und rief:

Pecary!

Dies Mittel wirkte in der That.

Wo iſt er? fragte ich.

Wo er iſt? wollen Sie ihn ſehen?

Ich will mit ihm reden, ſagte ich.

Sie wollen mit ihm reden, wiederholte die Gräfin, und das gewöhnliche ſpöttiſche Lächeln ſpielte wieder um ihren Mund.

Kann ich ihn nicht ſprechen? fragte ich.

O ja, wenn Sie wollen.

Ja, ich will.

Nun, ſo ziehen Sie ihre Kapuze wieder an.

Meine Kapuze?

Jetzt erſt begann ich mich wieder deſſen deutlicher zu beſinnen, was hier mit mir vorgegangen war.

Sie haben ein entſetzliches Spiel mit mir getrieben, ſagte ich mit einem vorwurfsvollen Blick zur Gräfin.

Ein Spiel? — Sie irren, meine Liebe, es war kein Spiel.

Sie wollten mich wirklich tödten?

Ich wollte Sie nicht tödten, aber Sie ſollten glauben, daß ich es wollte.

O, ich habe es in der That geglaubt, ſagte ich ſchaudernd, aber wozu eine ſo ſchändliche Komödie, und Sie nennen das kein Spiel?

Wiſſen Sie denn nicht, daß Sie hier inmitten einer geheimen Geſellſchaft ſind?

Ja, leider.

Wußten Sie das nicht, ehe Sie hierher kamen?

Das war auch Alles, was ich wußte. O, hätte ich ahnen können — — —

Nun, was iſt's denn? — Sie haben ſich wiſſentlich in das Haus einer geheimen Geſellſchaft begeben und ſind jetzt deren Mitglied geworden.

Deren Mitglied? rief ich entſetzt.

Unwiderruflich.

Nein, nein, nein, rief ich, ich habe nicht Luſt Mitglied dieſer Geſellſchaft zu werden.

Sie ſind es, und deshalb werden Sie es ſein. Sie haben die Einweihungs-Ceremonien überſtanden, jetzt werden Sie andere Dinge ſchauen.

Die Einweihungs-Ceremonien?

Der Scharfrichter hat in dieſer Geſellſchaft nichts Anderes zu thun, als den Novizen einzuweihen.

Aber man hielt mich ja ſchon für eine Eingeweihte?

Sie irren.

Ich zog ja ſelbſt das Loos des Scharfrichters, ſagte ich, nachdem ich eine Weile nachgeſonnen hatte, um mir das Vorgefallene wieder zu vergegenwärtigen.

Dann wären Sie als Scharfrichter eingeweiht worden, und wir hätten noch einer dritten Perſon zu der Einweihungs-Ceremonie bedurft, den ſogenannten „Profoß", der Ihnen als Scharfrichter Beiſtand geleiſtet und Sie angehalten hätte, Ihr Amt an dem Verdammten zu verrichten.

Wie konnte man aber von mir, der Uneingeweihten, die Parole verlangen?

Das iſt es ja eben, meine Liebe, was die ganze Sache für Sie ſo peinlich gemacht hat. Sie waren eine unfreiwillige Novize, und das wußte ich nur allein. Sie mußten alſo die erſten Ceremonien ſchon überſtanden haben, ehe Sie zu der heutigen und überhaupt in den großen Saal zugelaſſen wurden. In dieſer erſten Ceremonie erfahren Sie die verſchiedenen Erkennungszeichen unſerer Geſellſchaft und Ihren beſondern Namen, und dann werden Sie eingekleidet, d. h. Sie bekommen den Anzug, welchen wir dieſen Abend tragen. Ich kannte Sie aber zu gut, um mir nicht zu ſagen, daß Sie nach der erſten Operation unſerer Geſellſchaft nicht beitreten, ja, daß Sie ſich derſelben nicht einmal unterziehen würden.

Sie kannten mich zu gut?

Beſſer als Sie glauben, denn ich habe mich viel mit Ihnen beſchäftigt.

Mit mir?

Ja, von dem Augenblicke an, da ich wußte, daß Pecary Ihr Freund war.

Pecary, sagte ich; immer dieser Name in Ihrem Munde, was haben Sie mit ihm?

Sie sollen das bald erfahren. Erst müssen Sie über Ihre Situation im Klaren sein. Ich habe Sie also in unsere Gesellschaft gewissermaßen oder vielmehr wirklich eingeschmuggelt, indem ich Sie bei unserem Oberen angemeldet habe, und wie das Regel ist, mit der Vornahme der ersten Ceremonien, welche ohne weitere Zeugen geschieht, beauftragt worden war. Ich unterließ sie, aus den Ihnen nun bekannten Gründen, und meldete, daß Sie solche überstanden hatten.

Und wenn Sie oder ich nun zufällig nicht das Loos gezogen und ich Alles verrathen hätte?

So war für mich immer die Möglichkeit da, zu einer der drei Rollen dieser zweiten Ceremonie zu gelangen. Denn diese Rolle kann jedes Mitglied von demjenigen erkaufen, der das Loos gezogen hat, wenn auch der Preis ein wenig theuer ist. Die Sache ist diese. Zuerst wird um die Rolle des „Scharfrichters" gelooft, trifft das Loos den Novizen selbst, so wird zum zweiten Male um den „Profoß" gelooft, und dieser wählt sich den Verdammten. In diesem Falle kann jedes Mitglied dem „Profoß" seine Rolle abkaufen, trifft aber das Loos des „Scharfrichters" ein schon eingeweihtes Mitglied der Gesellschaft, so wird, wie Sie es gesehen haben, nicht weiter gelooft, aber der Scharfrichter kann zum Verdammten nur den „Novizen" wählen. Jedes Mitglied kann sich das Loos des Scharfrichters zurückkaufen.

Aber wie wird der Novize erkannt, da alle Anwesenden verhüllt sind?

Betrachten Sie Ihre Kapuze etwas näher und vergleichen Sie solche mit der meinigen. Hier sind sie beide.

Diese hier hat auf jeder Schulter einen Todtenkopf, sagte ich zusammenschaudernd, da mir jetzt erst wieder das Gerippe zu Füßen des Bettes einfiel.

Das ist meine Kapuze, sagte die Gräfin, ihre hat noch keine Auszeichnung. —

Wie kam es denn, daß Pedro mich mit Ihnen oder mit einer andern verwechselte?

Weil er das nicht weiß.

Er weiß es nicht?

Er kennt die Gebräuche unserer Gesellschaft nicht genau.

Er kennt die Gebräuche nicht? fragte ich verwundert.

Nein, er ist heute zum ersten Male hier.

Zum ersten Male?

Wie ich Ihnen sage, aber dennoch weiß er Alles bis auf einige kleine Umstände. Den Unterschied einer Novizenkleidung von der eines vollkommen eingeweihten Mitgliedes kennt er nicht. Aber jetzt ist es Zeit, meine Liebe, ziehen Sie Ihre Kapuze wieder an.

Was soll geschehen? fragte ich nun.

Haben Sie noch Furcht? — Fürchten Sie mich, Ihre Freundin?

Ich fürchte mich nicht — aber dies Alles, was Sie mir da sagten, beunruhigt mich. Diese Gesellschaft — — —

Sie sind einmal so weit — Sie müssen weiter gehen.

Weiter?

Sie haben nichts zu fürchten, es wird Ihnen nichts geschehen — aber Sie werden sich rächen.

Rächen? — Wofür?

Sind Sie kein Weib? fragte die Gräfin, wollen Sie, da

Sie die Macht in Händen haben, den Treulosen, den niederträchtigen Verräther ungestraft lassen?

Sie meinen Pecary?

Ich meine diesen Elenden.

Es ist wahr, sagte ich, er hat grausam an mich gehandelt.

Sie wissen es nicht.

Ich weiß es nicht?

O, Sie wissen es nicht, wie niederträchtig dieser Mensch ist.

Aber wie so wissen Sie das?

Sie sollen das Alles noch erfahren. Jetzt kommen Sie.

Mit Widerstreben griff ich nach meiner Kapuze, aber die Gräfin entriß sie mir wieder und gab mir die übrige.

Was soll das heißen? fragte ich.

Wenn Sie Ihre Kapuze anbehielten, müßten Sie drei Tage und drei Nächte ununterbrochen in diesem Hause bleiben.

Wurde mir etwa deshalb mein Schlüssel zu meiner Garderobe abgefordert?

Ja, deshalb.

Und wenn ich ihn nun, wie Sie wollten, abgegeben hätte?

Dann hätten wir jetzt unsern Schlüssel umtauschen müssen, und es wäre Ihnen nichts übrig geblieben, als in meinen Kleidern nach Hause zu gehen.

Und weshalb muß man drei Tage lang hier bleiben?

Um in den Zweck dieser Gesellschaft vollständig eingeweiht zu werden.

Und welcher ist dieser Zweck?

Treten Sie hierher.

Sie zog mich an's Bette.

Dieses Gerippe haben Sie schon gesehen, nicht wahr? — Es flößte Ihnen Entsetzen ein. — Mit diesem Gerippe müßten

Sie nach den Regeln der Gesellschaft drei Tage und drei Nächte verleben.

Hier in diesem Zimmer?

In diesem Zimmer. Sie haben noch nicht die Worte gelesen, welche über diesem Gerippe an der Tafel hier angebracht sind. Lesen Sie, da steht:

Genieße das Leben, bevor Dich der Tod zu diesem Elende verdammt.

Nachdem ich dieses gelesen hatte, schlug die Gräfin die Bettgardine zurück. Entsetzen ergriff mich von Neuem. Es war kein Bette hinter diesen Gardinen — es war ein großer schwarzer Sarg.

Ueber diesem Sarge hing ein großes Gemälde, welches den Tod in seinen entsetzlichsten Gestalten und auf die verschiedenste Art darstellte.

Dieses Alles, sagte ich, ist wohl eher geeignet, den Menschen zum Gebet als zum Genuß einzuladen.

Es kommt sehr auf die Natur des Menschen an, versetzte die Gräfin, bei Ihnen würde es vielleicht nur diese Wirkung hervorbringen. Und dennoch, wenn Sie hier drei Tage und drei Nächte allein zugebracht, und sich mit dieser Umgebung vertraut gemacht haben, und wenn Sie endlich Alles sehen würden — — —

Alles? — Ist hier noch mehr zu sehen?

Wenn Sie hier hineingeführt werden, um daselbst Ihren Wohnsitz auf drei Tage zu nehmen, so erhalten Sie vom Oberen einen Schlüssel, ohne daß Ihnen gesagt wird, was Sie damit beginnen sollen. Aber bis jetzt hat ihn noch jeder Novize anzuwenden gewußt.

Wozu denn?

Um diesen Sarg hier aufzuschließen.

Und was iſt in dieſem Sarg?

Nichts anderes als drei Gerippe. Zwei große und ein ganz kleines Kindergerippe.

Und das ſollte eine andere, entgegengeſetzte Wirkung hervorbringen?

Die Gerippe nicht, aber das Fenſter, welches den Boden des Sarges bildet.

Und was ſieht man durch dieſes Fenſter?

Ein trauliches Bette, ein trauliches Zimmer, deſſen Wände mit den obſcönſten Bildern, wie ſie die üppigſte Phantaſie nur auszumalen vermag, behangen ſind; durch den Druck eines Mechanismus, welchen Sie bald entdecken würden, hebt ſich der Einſatz des Sarges. Sie erblicken noch ein Fenſter, welches Sie öffnen können, und durch eine kleine Treppe gelangen Sie in das üppige Zimmer, wohin Sie ſich vor der traurigen Umgebung dieſes Zimmers flüchten und ſchlafen können.

Das iſt abſcheulich! rief ich.

Das iſt nicht abſcheulich, meine Liebe; die alten claſſiſchen Völker haben wenigſtens nicht ſo darüber gedacht, und ihre Künſtler haben ſich nicht geſcheut, mit ihrem Pinſel den Olymp und mit ihrem Meißel menſchliche Schönheit, den höchſten Triumph der geiſtdurchhauchten Materie darzuſtellen, um durch ſie den Schöpfungstrieb der Natur zu verherrlichen.

Aber nicht zu heimlichen Zwecken.

Sagen Sie denn für den Geiſt der Sinne, — für das Leben, das wirkliche und wahrhaftige Leben, welches in dem Genuſſe unſeres ganzen menſchlichen und göttlichen Daſeins, unſerer ſelbſt, beſteht.

Das iſt eine Lehre, der ich nicht gewachſen bin, ſagte ich kopfſchüttelnd.

Sie werden ſie dennoch faſſen, nur Geduld. Jetzt aber iſt es hohe Zeit. Ich werde klingeln.

Die Gräfin zog an dem Klingelzug; einige Sekunden ſpäter wurde die Thüre des Zimmers von außen aufgeſchloſſen. Dieſelbe kleine Geſtalt erſchien wieder.

Jetzt kommen Sie, ſagte die Gräfin.

Mir iſt der Kopf ganz wirre, ſagte ich, ich fühle mich ſehr abgeſpannt und krank, ich möchte nach Hauſe.

Und Pecary?

Es iſt mir einerlei, was er hier noch thun mag. Ich bin erſchöpft und fühle das Bedürfniß nach Ruhe.

Die Gräfin beſann ſich eine Weile, dann ſagte ſie. Nun gut, ſo gehen Sie denn. Aber zuvor iſt es nöthig, daß Sie dem Oberen die Anzeige machen.

Was ſoll ich ihm anzeigen?

Vergeſſen Sie nicht, daß ich nun die Novize bin, und daß Sie ihm den Beſcheid bringen müſſen, ob ich die Probe beſtanden habe.

Und wie ſoll ich das ſagen?

Sie ſagen: alle Grade ausgehalten, Gerippe, Sarg, Tod. — Den Sarg hatte ich Ihnen abſichtlich verhüllt gehalten, weil ich fürchte, daß er einen zu heftigen Eindruck auf Sie machen würde. Kommen Sie.

Ich folgte mechaniſch der Gräfin.

Nun, meine Gute, ſagte jetzt die Schweſter Amalie, laſſen Sie mich für heute aufhören. Meine Leiden ſind noch lange nicht überſtanden, und ich fühle mich wirklich ſchon von der Erzählung allein ſehr angegriffen. Zu dem iſt es auch Zeit. Auf Wiederſehen.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Das Kloſter bei Agra.

Neue Verlegenheiten. — Die Flucht.

Als ich wieder in den Saal trat, fuhr die Schweſter Amalie am andern Tage fort, ward ich nicht wenig überraſcht — die Scene hatte ſich verändert, es ſchien mir überhaupt ein ganz anderes Zimmer zu ſein. An den Wänden entlang ſtanden ſchwellende Divans, daneben Tiſche, welche mit den ausgeſuchteſten Speiſen und Weinen beſetzt waren. Auch die Geſellſchaft hatte ſich gänzlich verändert. Statt der ſchwarzen Kapuziner ſah ich weiße. Alle Anweſenden hatten weiße Kapuzen, von dünnem durchſichtigem Zeuge an, und dieſe Kapuzen ſchienen die einzige Bekleidung der Geſellſchaft auszumachen.

Ganz indianiſch, ſagte ich, die Schweſter Amalie unterbrechend.

Nein es iſt nur halb indianiſch, verſetzte die Schweſter Amalie, aber warten Sie nur, es kömmt noch ganz indianiſch.

Wie? rief ich lachend, Pariſer als Indianer?

O, die Pariſer können Alles ſein! verſetzte die Schweſter Amalie. Hören Sie weiter:

Ich hatte gar nicht Luſt tiefer in die Myſterien dieſer Ge-

ſellſchaft einzudringen, was ich bis jetzt davon geſehen und gehört hatte, war ſchon genug, war ſchon zu viel. Ich intereſſirte mich nur noch für eines — das Verhältniß der Gräfin zu Pecary und die Rolle kennen zu lernen, welche er in dieſer Geſellſchaft auf eine, wie es mir ſchien, ſo höchſt verwegene Weiſe zu ſpielen ſchien. Aber mein Entſchluß ſtand feſt, dieſe ſofort zu verlaſſen.

Ich trat demnach zu dem Hauptmann der Geſellſchaft hin, welchen mir die Gräfin nicht erſt zu bezeichnen brauchte, da er durch ſeine immenſe Größe über alle andern Mitglieder hervorragte. Er hatte aber außerdem noch ein Abzeichen, welches in einem kleinen elfenbeinernen Schilde beſtand, welches über ſeiner Kapuze hing

Die Novize hat ſämmtliche Grade überſtanden, ſagte ich gefaßt, da mir Alles daran lag, dieſen Ort ſo ſchnell wie möglich zu verlaſſen, ich ſtelle ſie Ihnen hier vor. Sie wünſcht zu unſern Myſterien jetzt zugelaſſen zu werden. Bin ich jetzt meiner Obliegenheit entbunden?

Sie ſind derſelben entbunden, ſagte der Obere und winkte der Gräfin näher zu treten.

Als dieſes geſchah, wollte ich den Saal verlaſſen, ich hörte, daß mir Jemand nacheilte, ſchleunig griff ich nach dem Thürdrücker, aber ſchon fühlte ich mich ziemlich unſanft beim Arme gepackt.

Was wollen Sie? fragte ich bebend.

Wohin? fragte man mich dagegen.

Dieſe Stimme ging mir durch Nerv und Bein.

Es war Pecary.

Aber mein Entſchluß war gefaßt.

Halten Sie mich nicht auf, ſagte ich mit meiner natürlichen Stimme. Ihre elende Verrätherei, Ihre abſcheuliche

Treuloſigkeit hat mich an dieſen Ort geführt, den ich nie hätte betreten ſollen. Ich habe Ihnen nur noch Eins zu ſagen — daß ich Sie nämlich gründlich verachte.

Ah — ſagte Becary, ich habe mich nicht getäuſcht, als ich vorhin bei der Parole zur Hälfte meinen Namen hörte. Verachten Sie mich meinetwegen, ich gebe nicht allzuviel auf Mißachtung — die hier an dieſem paradieſiſchen Aufenthalte entzogen wird.

Niederträchtiger! rief ich empört über dieſe höhniſchen Worte, die bei mir ſo wenig gerechtfertigt waren und zumal in ſolchem Munde und ſuchte mich von ſeinen Händen loszumachen, denn er hielt mich noch immerwährend feſt.

Ich halte Sie nicht, verſetzte er, aber ich verlange erſt einen Beſcheid von Ihnen.

Was wollen Sie noch?

Iſt jene Perſon, mit welcher Sie ſo eben in den Saal getreten ſind die Gräfin M...?

Fragen Sie ſie ſelbſt.

Ich will von Ihnen den Beſcheid und werde Sie nicht eher fortlaſſen, bis ich ihn erhalten.

Es war eine unangenehme Alternative für mich — aber ich mußte hier fort, fort um jeden Preis.

Ja, ſie iſt es, ſagte ich.

Nun gehen Sie, wohin Sie wollen, Madame, ſagte er, und ließ mich los.

Ich eilte die Treppe hinunter und war ſo glücklich das Garderobezimmer ſehr bald zu finden, ein Stein fiel mir vom Herzen, als ich wieder bei der Alten war. Ich griff nun in meine Taſche, um ihr den Schlüſſel zu geben — — — der Schluſſel war nicht da. — — —

Das iſt ja Verrath auf allen Seiten, ſagte ich empört.

als Schweſter Amalie in ihrer Erzählung eine Weile inne hielt.

Ganz gewiß, ich war verrathen. Den Schlüſſel hatte mir die Gräfin abſichtlich und trotz der Vertauſchung unſerer Kapuzen genommen. Weshalb? Ich hatte nicht Zeit darüber nachzudenken, aber es konnte nur ein Grund vorgewaltet haben — mich wie abſichtslos zurückzuhalten und allen Myſterien der Geſellſchaft beizuwohnen zu zwingen.

Aber ich war kurz entſchloſſen.

Der Schlüſſel iſt mir abhanden gekommen, ſagte ich zu der Alten, ich muß wieder hinaufgehen ihn zu ſuchen.

Welche Nummer haben Sie? fragte mich die Alte.

Die No. 53.

53? das iſt nicht möglich, ſagte ſie.

Nicht möglich? — Ich hatte den Schlüſſel mit No. 53, keinem anderen.

Das kann nicht ſein, verſetzte die Alte ſehr beſtimmt. Die No. 53 iſt die letzte Nummer und die bekam von mir eine Kapuze ohne Todtenköpfe. Ihre Kapuze hat aber Todtenköpfe.

Sie wiſſen, daß die Nummer 53 keine Todtenköpfe hatte? fragte ich.

Nun freilich muß ich das wiſſen, da ich beauftragt worden bin, der letzten Nummer eine ſolche Kapuze zu geben, und mir der Schlüſſel zu dem Schrank No. 53 erſt heute überreicht wurde.

Wieſo wußten Sie denn, daß ich dieſe Nummer erhalten ſollte? fragte ich unbedachtſam.

Sie? — fragte die Alte erſtaunt, Sie können dieſe Nummer nicht haben, denn ich gab ſie der Dame, welche noch keine Schlüſſel hatte und heute zum erſten Male eingekleidet worden iſt.

Ach, es iſt ja wahr, ſagte ich, ich irre mich, ich habe die Nummer 52.

32? rief die Alte, den Kopf ſchüttelnd, auch das iſt nicht möglich. Die Nummer 32 iſt nicht in dieſem Zimmer, ſondern in der Herrengarderobe.

Nun ſo iſt es 31, verſetzte ich ärgerlich. Ich werde meinen Schlüſſel gleich ſuchen. Warten Sie ein wenig.

Ich verließ raſch das Zimmer und ſtieg die Treppe hinauf, ging aber wieder leiſe hinab und ſchlich mich zur Hausthüre. Meine Angſt war groß, denn ich fürchtete, die Thüre verſchloſſen zu finden. Sie war auch wirklich verſchloſſen, aber glücklicher Weiſe ſteckte der Schlüſſel. Ich ſchloß leiſe auf, das Herz pochte mir gewaltig. Meine Ungeduld war zu groß, und ich riß die Thüre heftig auf, als wäre der Teufel hinter mir. — Ach wie glücklich, wie glücklich fühlte ich mich, als ich endlich auf der Straße und im Freien war, als das entſetzliche Haus wie ein wüſter Traum hinter mir lag.

Es war Mitternacht, die Straßen waren leer, ich ſchlug die Kapuze über und lief auf Geradewohl vorwärts, denn ich kannte die Gegend nicht, in welcher ich mich befand. Ueber eine halbe Stunde irrte ich herum, bis ich in eine mir bekannte Gegend kam.

Endlich, endlich hatte ich meine Wohnung glücklich erreicht. Beinahe hätte man mich nicht eingelaſſen, denn man erkannte mich nicht, und war höchſt verwundert, mich in einem ſolchen abenteuerlichen Anzuge zu ſehen. Erſchöpft entkleidete ich mich und warf mich auf's Bette. Ich fieberte die ganze Nacht, und befürchtete, ernſtlich krank zu werden. Es wäre vielleicht ein Glück für mich geweſen, und noch beſſer, wenn der Tod mich der Schande und des Elends überhoben hätte, die meiner harrten.

Die Schweſter Amalie hielt wieder inne und verbarg ihr Antlitz in ihren Händen.

Lassen Sie uns für heute abbrechen, sagte sie dann, o, meine Liebe, nehmen Sie sich mein Schicksal zu Herzen, und erkennen Sie, wie leicht das Weib, einmal auf Irrwegen, trotz des besten und redlichsten Willen umzukehren, fortgerissen werden kann, und wie mitleidslos die Welt gegen die Frauen ist, die oft keine andere Schuld auf dem Gewissen haben — als von den Männern betrogen zu sein.

Und gerade diese, verletzte ich, nicht zufrieden mit dem Elend, welches sie verursachen, suchen es noch für sich auszubeuten.

Ja, sie benutzen die größere Freiheit, welche ihnen die Staatsgesetze und die Sitte geben, nicht zur Veredlung, sondern nur zur Unterdrückung des Weibes.

Und lehnt sich die Frau, wandte ich ein, einmal gegen eine Sitte auf, die ihr nur Zwang auferlegt, ohne ihren besseren Empfindungen zu genügen, dann wird sie wie ein Ausbund betrachtet, und Jeder glaubt, das gute Recht zu haben, sie zu begeifern und anzufeinden.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Das Kloſter bei Agra.

Der Feind der Gräfin. — Entdeckungen. — Frauenrache.

Sie können ſich denken, fuhr Schweſter Amalie fort, als wir am andern Tage um die gewöhnliche Zeit zuſammentrafen, mit welchen Empfindungen ich am Morgen nach der verhängnißvollen Nacht erwachte. Jedoch nahm ich mir vor, ſie gänzlich zu vergeſſen. Es blieb mir aber noch ein Schritt zu thun übrig. Ich ſetzte mich an den Schreibtiſch und ſchrieb an die Gräfin folgenden Brief:

„Ich überſende Ihnen durch den Ueberbringer dieſes „Briefes ein Packet, welches die Kleider enthält, die mir „eine traurige, aber unfreiwillige Verirrung aufzwang. „Ich habe dieſe Kleider von Ihnen empfangen und ſtelle „ſie Ihnen zurück. Sie werden wiſſen, was Sie damit an„zufangen haben. Zugleich bitte ich Sie um die Gefällig„keit, dafür zu ſorgen, daß mir meine Kleider, welche ich „in jenem unſeligen Hauſe zurückgelaſſen habe, zugeſtellt „werden. Ich vertraue Ihrer Discretion, und glaube es „mit gutem Recht zu können. Sie werden das auf eine „Weiſe zu veranſtalten wiſſen, die mich nicht compromit„tirt. Es iſt dies Alles, was eine Frau von Ihnen ver-

„langt, welche Sie, ich weiß nicht, aus welchem Grunde,
„in ein Haus gebracht haben, das, wie mir scheint, ehr-
„bare Frauen zu meiden alle Ursache haben."

Ich vermied es, diesen Brief zu unterschreiben, da die Empfängerin über die Schreiberin nicht im Zweifel sein konnte, und ich mißtraute der Gräfin zu sehr, um ihr eine Waffe mehr gegen mich in die Hände zu geben. Ich erhielt folgende Antwort zurück:

„Meine Liebe!

„Erlauben Sie mir, daß ich mir noch heute das Ver-
„gnügen mache, Sie zu besuchen. Es ist nöthig, daß wir
„uns aussprechen; was Ihre sonstigen Wünsche betrifft,
„wird es mir Freude gewähren, sie zu erfüllen. Sie ha-
„ben Recht, wenn Sie auf meine Discretion vollkommen
„vertrauen, Ihre Vorwürfe aber sind ungerecht. Was ich
„Ihnen nach Ihrer Meinung Böses zugefügt haben soll,
„ist vielmehr ein Opfer, welches ich der Frau gebracht
„habe, die ich bedaure und gerächt wissen möchte. Em-
„pfangen Sie die Versicherung aufrichtiger Freundschaft
„von

Ihrer

„Gräfin von M..."

Diese Antwort war mir ein Räthsel, wie mir Alles an dieser Frau ein Räthsel war. Ich hätte am liebsten vollständig mit ihr gebrochen, doch ließ es sich nun noch nicht gut thun, ich mußte ihren Besuch empfangen.

Am Mittage kam sie.

Sie war freundlich, ruhig und unbefangen, als hätten wir uns auf die gewöhnlichste Weise von der Welt getrennt. Ich vermochte es ihr nicht nachzumachen.

Meine Liebe, sagte sie, mich umarmend, wie kommen Sie auf den Einfall, mir heute einen Brief zu schreiben, da Sie

vermuthen mußten, mich ganz anderswo als in meinem Hause zu finden?

Anderswo?

Ach, welch ein kurzes Gedächtniß Sie haben, in der That ein sehr kurzes Gedächtniß. Sie vergessen das Gute und das Böse. Sie haben keine Frauen-, Sie haben eine Lammsnatur, meine Gute; es ist aber nöthig, in dieser Welt ein wenig Katze, ein wenig Wölfin, ein wenig Löwin zu sein. Das Lamm hat keine Waffen gegen Bosheit.

Weshalb sollte Sie mein Brief nicht treffen? fragte ich, die Antwort auf den letzten Rath schuldig bleibend.

Weshalb? — Weil ich es für Sie übernommen hatte, meine Gute, statt Ihrer zu Grabe zu gehen.

Ich sah die Gräfin erstaunt an, denn ich verstand sie nicht.

Mein Gott, haben Sie denn wirklich die vergangene Nacht so ganz verschlafen? rief sie. Wissen Sie denn nicht mehr, daß ich meine Kapuze mit Ihnen vertauschte, um Sie der Nothwendigkeit zu entheben, mit dem Gerippe und dem Sarge — und den hübschen Bildern zu verkehren?

Ich erröthete über und über, als die Gräfin so sprach.

Ich hatte nicht den geringsten Zweifel, sagte ich, daß Sie sich dieser unangenehmen Nothwendigkeit zu entziehen wissen würden.

Wie sollte ich das?

Das weiß ich freilich nicht.

Als ich dies sagte, lachte die Gräfin hell auf, dieses Lachen hatte etwas Teuflisches und berührte mich sehr unangenehm.

Was haben Sie denn? fragte ich.

O, wenn Sie wüßten! wenn Sie wüßten! rief sie.

Nun, Sie haben irgend einen bösen Streich ausgeführt, sagte ich sehr ernsthaft.

Einen bösen? versetzte die Gräfin, ich habe in meinem Leben noch keinen bessern gemacht. Rathen Sie doch, wer jetzt das Vergnügen hat sich mit dem Gerippe und dem Sarge zu amüsiren?

Ich muß Ihnen gestehen, daß mir dieses sehr gleichgültig ist.

Nein es ist Ihnen nicht sehr gleichgültig, ganz gewiß nicht. Sie werden sich darüber freuen so gut wie ich.

Man konnte doch dieser Frau auf keine Weise entkommen, sie brachte mich immer dahin, wo sie mich haben wollte, all mein Sträuben war vergeblich.

Nun? Nun? sagte sie, Sie rathen es also nicht? — Ich habe hineingebracht den — — — den — — —

Bei diesem gedehnten „den den" fixirte mich die Gräfin sehr scharf.

Den — Becary, fuhr sie fort.

Welchen Sturm der Empfindungen dieser Name auch noch immer in meinem Innern hervorrief, ich wollte der Gräfin durchaus nicht den Gefallen thun, es zu zeigen. Ich blieb äußerlich ganz ruhig und sagte nur:

Dieser Mensch ist mir sehr gleichgültig.

Die Gräfin trat mir einige Schritte näher, faßte mich an beiden Armen an, sah mir scharf ins Gesicht und sagte:

Das ist nicht wahr. —

Und wie kommen Sie dazu, mir das zu sagen? — versetzte ich, mich zu einem Lächeln zwingend, während ich merkte, daß diese Schlange mich jemehr und mehr umstrickte. Ich wiederhole es Ihnen, daß dieser Mensch mir sehr gleichgültig geworden ist, daß ich nicht mehr an ihn denke, daß ich ihn ganz vergessen habe — — —

Und daß Sie dennoch in Ihrem Herzen den Grimm em-

pfinden, den betrogene Liebe immer empfinden muß, will sie eben nicht zeigen, daß sie kein besseres Schicksal verdient. Konnten Sie es so rasch vergessen, daß der Elende Sie auf die schnödeste Weise nicht beleidigt, nein entwürdigt, entmenscht hat — dann, meine Liebe, sagen Sie nicht mehr, daß die Männer es sind, die uns entehren. Sie, Sie selbst geben es zu, daß das Weib zu nichts Anderem geschaffen ist, als um den Männern zum Zeitvertreib, zum Spielwerk, zum Tand zu dienen. Horen Sie, geben Sie sich keine Mühe, ich lasse Sie nicht so los. Sie betrügen nicht mich, Sie wollen sich betrügen' und ich werde Sie davor bewahren mit oder ohne Ihren Willen. Sie scheinen Mißtrauen gegen mich zu haben, machen Sie das mit sich selbst aus. Ich kümmere mich darum nicht. Ich bin wie ich bin, und habe niemals Hehl daraus gemacht, und werde es niemals müssen. Nun, wohlan, ich will Ihnen, was das Vertrauen anbetrifft, zuvorkommen. Sie sollen zunächst erfahren, was ich mit Herrn von Pecary gemein habe. Sie sollen dann beurtheilen, ob der Haß gegen ihn nicht uns Beiden gemeinschaftlich gebührt, ja, daß Jede, deren Haß gegen ihn gerechtfertigt ist und die dennoch die Rache aufgiebt statt mir dabei zu helfen — meine Feindin sein muß. Hören Sie!

Meine Geschichte ist kurz, aber mein jetziges Leben ist von meinen Jungfrauenjahren so verschieden, als lägen Jahrtausende dazwischen. Ich war das schlichte Kind eines spanischen Edelmanns, welcher aber in sehr dürftigen Umständen lebte. —

Eine Spanierin? rief ich, die Schwester Amalie unterbrechend, aus welcher Stadt?

Aus Sevilla.

Aus Sevilla? Und wie hieß ihr Vater?

Don Montardo R...

Sonderbarer Zufall, rief ich, ich lernte diese Dame in Paris kennen.

Ich ahnte aber damals nicht, daß diese Gräfin M... auf mein Geschick viel später einen bösen Einfluß üben würde.

Die Schwester Amalie fuhr nach dieser Unterbrechung fort:

Von der Wiege an war ich mit dem Mangel vertraut, so erzählte die Gräfin, denn mein Vater besaß nichts mehr, als seine stolze Armuth, mein einziges Erbtheil war die Schönheit. Mir mußten es aber erst andere Leute sagen, ehe ich es selbst wußte. So wuchs ich heran, geliebt von meinem Vater, einsam und genügsam. Da erfüllte mich der Tod meiner Mutter mit dem ersten schweren Kummer, und bald darauf erkrankte mein Vater. Ich pflegte ihn treu und entfernte mich nicht von seinem Bette, aber die Krankheit ward immer bösartiger und langwieriger, und ich mußte das Wenige verkaufen, was wir noch besaßen, um seine Rettung möglich zu machen. Aber mein Vater blieb krank, und alle meine Anstrengungen reichten nicht aus, ihm das Nöthige zu beschaffen. Wir waren nicht gewohnt zu betteln, und die unbedeutendste Unterstützung würde meinen Vater vollends an das Grab gebracht haben. Dennoch hätte ich jede Gabe angenommen, wenn wir nur Freunde gehabt hätten, wenn sie uns nur Jemand angeboten hätte. Der Stolz meines Vaters ließ ihn Hochstehende meiden, weil er sich vor ihnen nicht beugen wollte, und Niedrigere mieden ihn, weil sie sein Stolz beleidigte. Niemand ahnte, daß so große Armuth und so großer Stolz vereinigt sein konnte, — woher sollte uns also Unterstützung kommen? — Aber die bitterste Noth zwang mich dennoch, endlich Hülfe zu suchen. Ich wandte mich an eine reiche Edeldame unserer Stadt, die uns allerdings nicht kannte. Ich nannte mich auch nicht, ich begann stammelnd nur von unserer Noth zu sprechen — ach,

ich war des Bettelns ja nicht gewohnt. Kaum aber hatte ich den Mund geöffnet, so rief die Dame verächtlich: Dirne, iſt Dein Geſicht nicht mehr einträglich, daß Du mich mit Deiner Bettelei beläſtigſt? — Wie ward mein Herz zerfleiſcht von dieſen Worten. Weinend, verzweifelnd ging ich heim und ſank bewußtlos neben dem Bette meines Vaters hin. Ein Geächz rüttelte mich aus meiner Bewußtloſigkeit, mein armer Vater lag im Todeskampfe. Jammernd ſtürzte ich aus der Thure, umklammerte ein vorübergehendes prächtig gekleidetes Mädchen. Befreit mich von dieſer Wahnſinnigen! rief ſie ihrem Bedienten zu. Hülfe! flehte ich, Rettung! mein Vater ſtirbt! Taub, Alles taub umher, nur die Bäume neigten mitleidsvoll ihre Häupter, der Sturm erhob ſich plötzlich und heulte mir ein Trauerlied vor. — Eine Menge Menſchen hatten ſich indeſſen um mich verſammelt, die Neugier ſtarrte mich mit frechen Blicken an — aber keiner bot mir Hülfe an. Endlich, endlich kam ſie. Ein alter, ſchlicht gekleideter Mann trat zu mir heran, in ſeinen Augen hatte er Thränen. Folgt mir, flüſterte er mir zu. Wankend ging ich neben ihm, aber meine Füße wollten mich nicht mehr tragen, er führte mich. Ich trat in ein ſchönes Haus, und mein Führer gebot mir, ein wenig zu warten. Kommt nur zu meinem Herrn herein, ſagte er zurückkommend. Zitternd folgte ich ihm, ein junger Mann empfing mich. Er ſah mich eine Weile mit prüfenden Blicken an. Ich bat ihn um ſchleunige Hülfe, und er verſprach mir, ſie augenblicklich zu gewähren. Er reichte mir Erfriſchung, die ich durchaus annehmen mußte. Ich habe meinen Bedienten nach einem Arzte geſchickt, ſagte er, und beide werden alſobald Ihren Vater beſuchen. Meine Wohnung hatte ich nämlich dem Bedienten unterwegs geſagt. Ich wollte mich nun augenblicklich entfernen, doch er ließ mich nicht fort, all' mein Sträuben blieb

vergeblich, seine geschickt berechneten Ausflüchte hielten mich. Sein Bedienter kehrte bald wieder zurück. Er warf einen mitleidsvollen Blick auf mich und flüsterte seinem Herrn etwas zu, was ich nicht verstand. Freuen Sie sich, sagte dieser, nachdem sich der Bediente wieder entfernt hatte, Ihr Vater wird genesen, es ist für Alles gesorgt. Die Wonne übermannte mich, ich umschloß dankend die Kniee meines Retters. — Ha, Du bist wirklich schön! rief er plötzlich und hob mich empor. Ich wollte gehen, aber er zog mich in seine Arme, ich rief nach Hülfe, aber er erstickte meine Stimme — es war um mich geschehen. — Und als ich jetzt entehrt, entmenscht nach Hause kam — — — da war mein Vater todt.

Die Gräfin blickte starr empor, als sie die letzten Worte gesprochen hatte. Er war todt! — wiederholte sie dann und ihr Auge funkelte plötzlich wie das einer Tigerin, und der Niederträchtige, welcher mich so schändlich betrogen hatte — das war — — — Pecary.

Ohne es im Anfange zu wollen, fuhr Schwester Amalie nach einer Pause fort, war ich dennoch der Erzählung der Gräfin mit immer größerer Theilnahme gefolgt, und als ich den Namen Pecary hörte, da fühlte ich jeden Nerv in mir erbeben und unwillkürlich rief ich aus:

Pecary? — Sagten Sie Pecary? —

Zweifeln Sie etwa, daß dieser Nichtswürdige solcher Gemeinheit fähig war? Sie haben aber recht, meine Liebe, es geht über alle Verworfenheit.

Wieso wissen Sie denn, daß es Pecary war? fragte ich.

Weil ich seinen Namen später erfuhr.

Und sind Sie gewiß, daß es derselbe ist — — —

Thörichte Frage, sagte die Gräfin, als wenn man so etwas dem ersten besten Pecary zumuthen würde.

Er hat es mir bereits selbst eingestanden.

Er selbst?

Sie sollen das gleich erfahren. Lassen Sie mich meine Geschichte vollenden, versetzte die Gräfin. Nachdem ich meinen unglücklichen Vater bestattet hatte, verließ ich meinen Geburtsort und irrte umher. Ich war noch sehr jung, die Männerwelt konnte mich noch umformen nach ihrer schlimmen Moralität, auf meinen Wanderungen durch Spanien und Italien wurde ich ein vollkommen emancipirtes Weltkind. In Rom verliebte sich der Graf von M... in mich, heirathete mich, that mir den Gefallen, bald darauf zu sterben, da ich ihm eben nicht sehr hold war, ich wurde Erbin eines großen Theils seiner Besitzthümer und meine eigene Herrin. Ich ging nach Paris und stürzte mich in einen Strudel von Liebesintriguen. Ich rechnete hierbei niemals auf die Treue eines Mannes, wenn sie auch durch die heißesten Schwüre besiegelt wurde, und war von meiner Seite ebenfalls keinem Manne treu, jedoch stets ehrlich genug, diese von vorn herein Niemanden zuzusagen. Das war der Unterschied zwischen mir und den Männern. Wie viele mir und wie vielen ich untreu geworden bin, ehe ich Pecary zum zweiten Male kennen lernte, weiß ich nicht. Es lohnt sich nicht der Mühe, sie aufzuzählen, genug es war vor einem Vierteljahre, als sich mir Pecary zu nähern suchte. Sie müssen mir das nicht übel nehmen, aber ich gestehe es Ihnen, er war mir zu alt und ich lachte ihn aus. Er kam wieder und immer wieder, ich lachte um so mehr, je öfter er kam. Seine Neigung verwandelte sich in ein tödtliches Hassen, aber dieser Fuchs hatte Diplomatie genug, es unter die Maske der Gleichgültigkeit zu verbergen. Indessen sann er auf Rache, während er sich eine andere Geliebte suchte, bei der er glücklicher war, als bei mir. — Sie, meine

Liebe, hatten dieſes Schickſal, dem Elenden das zu ſein, was ich ihm niemals werden wollte. Er prahlte mit Ihrer Liebe, ja er machte ſich luſtig darüber, und eine gewiſſe Sympathie, die aus Mitleid entſprang, zog mich zu Ihnen hin, ſobald ich hörte, in weſſen Hände Sie gerathen waren; wenn ich damals auch den Elenden noch nicht in ſeiner ganzen Gloria erkannt hatte. Er führte inzwiſchen einen jungen Grafen bei mir ein, den Grafen von L... Es war dieſer ein wirklich ſchöner und liebenswürdiger Mann, und ihm gegenüber erfuhr ich, daß das weibliche Herz, wie gepanzert auch immer, niemals vor den Pfeilen des tückiſchen Gottes ſicher iſt. Zum erſten Male in meinem Leben begann ich wirklich und innig zu lieben, der Graf ſchien hingebend, ſchien meine Neigung zu erwidern, aber er drang auf Heirath und ich willigte ein. — Der Tag unſerer Trauung kam, wir ſtanden vor dem Altare. — Noch ein Ja aus ſeinem Munde — und ich wäre glücklich geweſen, glücklich zum erſten Male in meinem Leben. Aber ſtatt des „Ja", welches ich jetzt zu hören hoffte, wandte mir der Graf lachend den Rücken — und ließ mich ſtehen. — Ha — welch eine Rachewuth mich da durchzuckte! — Wer mir jetzt geholfen hätte, meine Rache würdig zu vollführen, ich würde ihn geliebt haben — ich würde ihm wenigſtens treu geblieben ſein. Da kam Pecary. Ich brauchte ihm nicht zu erzählen, was er bereits wußte. Er wollte mir zur Rache, zur vollſtändigen Befriedigung derſelben behülflich ſein, aber er ſtellte ſeine Bedingungen und ich willigte ein. Aber bald fielen mir die Schuppen von den Augen, im Laufe weniger Tage kannte ich Pecary ganz. Er ſelbſt entdeckte ſich in einer vertrauten Stunde mir, ohne es zu wollen. Wir ſprachen von meinem Geburtslande, von meiner Vaterſtadt Sevilla, und die Folge dieſes Geſpräches war, daß ich den Menſchen vollkommen erkannte,

dem mich mein böses Verhängniß zum zweiten Male in die Arme geworfen hatte. Ich schwieg indeß über die Empfindung, die jetzt in meinem Innern tobte, er glaubte durch diese Wiedererkennung um so mehr ein Anrecht an meine Hingebung gewonnen zu haben. Nicht wahr? — eine merkwürdige Ansicht! — Nur zu bald erfuhr ich nun auch, daß die Heirathsangelegenheit mit dem Grafen L... eine Komödie war, eine elende Intrigue von Pecary erdacht und ausgesponnen, um für die Behandlung Rache zu nehmen, die er von mir erfahren hatte. Was den Grafen L... dazu bewogen hat, auf diesen niederträchtigen Plan einzugehen und sich dem alten Wüstling zum Werkzeuge herzugeben, das habe ich noch nicht erfahren können. Sie können sich denken, in welche Wallung mein spanisches feuriges Blut gerieth, als ich diese Entdeckung machte, und daß ich mir selbst das heiligste Versprechen gab, und sollte es mich das Leben kosten, die fürchterlichste Rache an dem Elenden zu nehmen. — Das ist im Kurzen meine Geschichte, soweit Sie solche interessiren kann. Und ich will Ihnen jetzt nur noch mittheilen, wie weit ich in der Ausführung meines Rachepplanes vorgeschritten bin, und welche Rolle ich Ihnen dabei zugedacht habe — —

Welche Rolle? — rief ich bestürzt.

Wie? rief die Gräfin, stehen Sie nach Allem diesen, was Sie jetzt vernommen haben, noch an, mit mir den gemeinschaftlichen Weg der Rache zu wandeln?

Eben deshalb, versetzte ich, weil Sie mir so viele namenlose Niederträchtigkeiten von dem Elenden mitgetheilt haben, weil ich ihn jetzt aus tiefster Seele verachte, will ich nichts mehr mit ihm zu schaffen haben, nichts, weder im Guten noch im Bösen. Ich will jede Erinnerung an ihn, welchen Namen

ſie haben möchte, unterdrücken. Ich kenne ihn nicht mehr, ich habe ihn nie gekannt.

Als ich ſo geſprochen hatte, als die Gräfin ſah, wie feſt ich entſchloſſen war, bei meinem Vorſatze zu beharren, da trat ſie mir näher, faßte meine beiden Hände und mir ſtarr in's Geſicht blickend, ſagte ſie:

Ich ſehe wohl ein, daß, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, das Blut eines Lammes in Ihren Adern fließt, aber ich laſſe Sie nicht los, niemals. Ihr Verhängniß hat Sie mir zugeführt, und jetzt bleibt Ihnen nur eine Wahl, der ſie die innigſte, aufopferndſte Freundſchaft nicht entheben kann, die Wahl zwiſchen öffentlicher Schande — oder Rache.

Ich hörte mit einer Art ſtumpfer Gleichmüthigkeit dieſe Worte, ſie erſchütterten mich nicht, ſie machten meinen Entſchluß nicht wankend. Es war mir in dieſem Momente Alles gleichgültig, hätte man meinen Kopf begehrt, ich würde ihn ohne Zucken auf den Block gelegt haben. So paſſiv war ich!

Mag über mich das Schlimmſte kommen, verſetzte ich, ich werde Alles hinnehmen. Ich habe mein Schickſal verdient.

Sie wollen alſo nicht mit mir gehen?

Nein!

Leben Sie wohl; ſagte die Gräfin mit einem ſtechenden Blick, ich wünſche zwar nicht, daß Sie Urſache finden möchten, dieſen Ihren Entſchluß zu bereuen — aber Sie werden es. Kein Gott kann Ihnen helfen.

Mit dieſen Worten verließ mich die entſetzliche Frau.

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Das Kloſter bei Agra.

Weitere Enthüllungen. — Pecary in Todesnöthen.

Noch einmal, ſagte die Schweſter Amalie am andern Tage, muß ich der unglückſeligen Begebenheit gedenken, die einen ſo großen Einfluß auf mein ganzes Leben ausgeübt hat. Laſſen Sie mich meine Erzählung ſchließen, um ſie für ewig dann mit dem Schleier der Vergeſſenheit zu verhüllen. Ich habe überhaupt ungern jene unglückſelige Zeit in meinem Gedächtniſſe wieder aufgefriſcht, aber eine innere Stimme ſagte mir, daß Sie vielleicht keinen kleinen Nutzen daraus ziehen werden. So nehmen Sie dieſe Erzählung als ein Opfer hin, das ich Ihrem jugendlichen Leben bringe, welches mir ſo ſehr disponirt zu ſein ſcheint, noch ſchlimme Erfahrungen zu machen. So hören Sie denn weiter:

Ich möchte nur erſt wiſſen, unterbrach ich die Schweſter Amalie, wie Pecary in jene geheime Geſellſchaft, die er doch nicht kannte, gekommen iſt, und zu welchem Zwecke er ſich dahin begab?

Die Gräfin gehörte dieſer Geſellſchaft an, noch ehe ſie den Grafen L... kennen gelernt hatte. Während ihrer Be-

kanntſchaft mit dem Grafen war ſie gewiſſermaßen ſtillſchweigend ausgetreten, d. h. ſie beſuchte ſie nicht. Dem Grafen L... ſowohl, wie dem Herrn von Pecary, war ſie ein Geheimniß, über welches ſie ſich niemals ausgeſprochen hatte. Später hatte ſie es Pecary mitgetheilt, um hierauf ihren Racheplan zu gründen. Da an jedem Verſammlungstage regelmäßig verſchiedene Mitglieder fehlten, ſo konnte es einer Eingeweihten, zumal einer ſo raffinirten Intriguantin, nicht ſchwer werden, ein paar fremde einzuſchmuggeln. Sie gewann den Pecary dafür, welcher ſeinerſeits den Grafen L... mit Allem vertraut zu machen verſprach, um ihn dahin zu bringen, zugleich mit ihm die Geſellſchaft zu beſuchen. Was ſie hiermit bezweckte, werden Sie gleich erfahren. Sie dürfen nur nicht vergeſſen, daß die Intrigue der Gräfin nun nicht gegen den Grafen L..., wie Pecary glaubte, ſondern gegen ihn ſelbſt gerichtet war.

Aber Pecary wußte es ja nun durch Sie, daß ſich die Gräfin ihm verbarg, und mußte doch wohl auf den Gedanken kommen, daß ſie mit ihm ein falſches Spiel trieb, und dennoch ging der Schlaufuchs in die Falle?

So geht es oft, wenn zwei Füchſe mit einander kämpfen. Einer überliſtet immer den Andern, es kömmt dann nur darauf an, wer zuletzt gewinnt.

Und Pecary gewann?

Hören Sie nur.

Nach einigen Tagen erhielt ich von der Gräfin abermals einen Brief folgenden Inhaltes:

„Meine liebe, ſanftmüthige Freundin!

„Es thut mir unendlich leid, Ihnen anzeigen zu „müſſen, daß ich Ihnen Ihre Kleider nicht ſchicken kann, „obgleich ich alle meine Kräfte aufgeboten habe, ſie zu

„erlangen. Sie werden ſich erinnern, daß ich Pecary
„in jenes intereſſante Zimmer eingeſperrt habe, wo ſie
„Ihr ſanftes Herz ſo unerſchrocken dem Todesſtoße dar-
„boten. Der Elende hat die Thüre geſprengt und iſt
„jetzt Mitglied der Geſellſchaft geworden, die ihm ſehr
„zu gefallen ſcheint. Ich bin aber hierdurch in eine
„ſehr ſchlechte Lage gerathen, denn mein Plan iſt durch
„dieſen Zwiſchenfall vollſtändig durchkreuzt worden, und
„ſah mich zugleich genöthigt, dieſe ganze Sache als
„einen Spaß, den ich mir machen wollte, darzuſtellen.
„Glücklicher Weiſe glaubt das Pecary und ahnt nicht
„im Geringſten, welche fürchterliche Feindin ich ihm
„bin. Bis ſo weit wird Ihnen dies Alles gleichgültig
„ſein. Ich muß Ihnen aber noch mittheilen, daß ich
„auf keine Weiſe umhin konnte, der Geſellſchaft einzu-
„geſtehen, daß ich mir auch zugleich mit Ihnen einen
„Spaß erlaubt hatte, da Pecary, ich weiß nicht wodurch,
„es wußte, daß Sie in der Geſellſchaft anweſend waren.
„Man fand Ihre Kleidung, in welcher unglücklicher
„Weiſe ein Brief an Pecary ſteckte, den ſie wahrſchein-
„lich an ihn an demſelben Tage, da Sie mich beſuchten,
„abſchicken wollten. Ueber Ihre Identität iſt man alſo
„durchaus nicht im Zweifel, und die Geſellſchaft hat be-
„ſchloſſen, wenn Sie nicht ihr Mitglied werden, d. h.
„alle Ceremonien durchmachen wollten, Sie auf jede
„Weiſe moraliſch unſchädlich zu machen. Pecary, in
„deſſen eigenem Intereſſe es ja auch liegt, daß niemand
„von der Geſellſchaft wiſſe, der nicht wirklich zu ihr ge-
„hört, hat verſprochen, dazu die Hand zu bieten, und
„bereits befinden ſich alle Ihre Briefe, die Sie an ihn
„geſchrieben, in Händen der Geſellſchaft. Was ſie da-

„mit machen wird, wenn Sie es verweigern der Gesell-
„schaft beizutreten, weiß ich nicht, doch fürchte ich das
„Schlimmste. Das Wenigste wird sein, daß man diese
„Briefe nebst Ihren Kleidern Ihrem Manne schicken
„wird. Wenn Sie sich aber entschließen können, der
„Gesellschaft beizutreten, so ist die Sache abgethan,
„Sie brauchen niemals hinzugehen, sondern nur ein-
„mal alle Ceremonien mit durchzumachen. Die Gesell-
„schaft läßt Ihnen 48 Stunden Bedenkzeit. Entscheiden
„Sie sich, ich fürchte das Schlimmste für Sie, vergessen
„Sie nicht, daß es ein Pecary ist, der es unternommen
„hat, Sie, wenn Sie auf den Vorschlag der Gesellschaft
„nicht eingehen würden, an den Pranger zu stellen. —
„Lassen Sie mich Ihren Entschluß jedenfalls vor Ablauf
„der 48 Stunden wissen."

Ihre Freundin

Gräfin von M...

Sie können sich denken, in welche Aufregung mich dieser Brief versetzte. In einigen Tagen erwartete ich meinen Mann zurück, die Zeit drängte. Ich sollte wählen zwischen Schande und Rache. Schon damals stieg der Gedanke in mir auf, Paris zu verlassen und an einem fremden Orte in ein Kloster zu treten. Ach, wenn ich nur schon damals diesen heilsamen Entschluß zur Ausführung gebracht hätte! — Der Gedanke, meinem Manne vielleicht einen großen Kummer zu sparen, wenn ich meine Verirrung verschwiege, sie wieder gut zu machen durch ausdauernde Treue, ja die Liebe, die wahrhaft innige Liebe, welche ich jetzt in meinem Herzen für meinen Mann empfand, die ich von dem Augenblicke an empfand, als ich ihn mit meinem ehemaligen Liebhaber verglich, — diese Empfindungen drängten mich zu dem Entschlusse — der Gräfin

nachzugeben. Den Muth, meinem Manne Alles, Alles zu entdecken, und es auf ſeine Verzeihung ankommen zu laſſen, welcher die Mitte zwiſchen jenen beiden entſetzlichen Alternativen gehalten hätte, den Muth beſaß ich nicht. So ſollte ſich denn mein Geſchick erfüllen!

Ich ſchrieb alſo der Gräfin zurück, daß ich mich herbei laſſen wollte, noch einmal — aber auch nur ein einziges Mal — die Geſellſchaft zu beſuchen, daß ſie mich abholen laſſen ſollte, und zwar wo möglich noch am Abende des Tages, an welchem ſie den Brief empfing, da ich dieſen Entſchluß nur in der Abweſenheit meines Mannes, den ich bald zurückerwartete, zur Ausführung bringen könnte.

An demſelben Abende um 9 Uhr ſtand abermals der verhängnißvolle Wagen vor meiner Thür, die Gräfin ſaß darin, mit ſchwerem Herzen ſtieg ich ein.

Sie haben Recht gethan, ſagte die Gräfin zu mir, als wir durch die Straßen rollten, das Wagniß noch einmal zu unternehmen.

O, ich bebe davor, verſetzte ich, noch einmal in dieſes Haus zurückzukehren.

Aber, meine Liebe, ich weiß eigentlich nicht warum? verſetzte die Gräfin. Ich bin ſchon ſo oft in dieſem Hauſe geweſen, und Sie ſehen ich lebe noch.

Ich lebe auch noch, und dennoch wünſche ich mir lieber den Tod; verſetzte ich.

Das kommt daher, weil Sie eine Thörin ſind. Was iſt es, was Ihnen in dieſem Augenblick das Leben verbittert — daß Pecary Sie betrogen hat?

Nein, nein, rief ich, ich hab' ihn längſt vergeſſen.

Nun, dann weiß ich nicht, was Sie noch auf dem Herzen haben. Es iſt Ihnen ein Mann untreu geworden, Ihr Herr

Gemahl wird Ihnen natürlich auch nicht treu ſein, und Sie — Sie werden es eben ſo wie die Männer machen; dieſe ſpielen mit uns, Sie ſpielen mit ihnen.

Iſt es der Zweck der Geſellſchaft, dieſen Grundſatz in Anwendung zu bringen?

Es iſt Alles, wozu Sie ſich verpflichten müſſen.

Ich muß mich alſo verpflichten, keinem Manne treu zu bleiben?

Allerdings.

Und wenn ich nun doch einem Manne, z. B. meinem Gatten, treu bleibe?

So iſt es die Aufgabe der Geſellſchaft ein ſolches Verhältniß eines ihrer Mitglieder zu ſtören.

Wie, dieſe Aufgabe hat ſich die Geſellſchaft geſtellt? rief ich entſetzt.

Berührt Sie das ſo unangenehm? fragte die Gräfin lächelnd; haben Sie ſich etwa entſchloſſen, Ihrem Manne treu zu werden?

Ja, ſagte ich mit Entſchloſſenheit; denn ein Gedanke durchzuckte mich.

Nun, meine Liebe, verſetzte die Gräfin, ich wünſche Ihnen Glück zu dieſem heilſamen Entſchluſſe, da Sie aber durch die Ceremonien, welche Sie heute durchmachen wollen, unſer Mitglied werden, ſo können Sie den Beſtimmungen der Geſellſchaft nur dadurch entgehen, daß Sie die Erklärung abgeben — ſo lange Ihrem Manne treu bleiben zu wollen, ſo lange Sie überzeugt ſind, daß er Ihnen treu iſt.

Ich hatte nicht Zeit über dieſe Antwort nachzudenken, denn der Wagen hielt. Der Kutſcher hob mich aus demſelben heraus und trug mich faſt in's Haus hinein. Die Gräfin folgte

ſchnell, und ehe ich mich deſſen verſah, fiel die verhängnißvolle Thüre wieder hinter mir zu.

Jetzt erſt trat mir dasjenige wieder lebendig vor die Seele, was ich in dieſem Hauſe erfahren hatte, und mein Gefühl ſträubte ſich von Neuem gegen alle dieſe Ceremonien, die ich trotz Allem noch nicht recht begriff. Indeſſen half mir mein Sträuben nichts mehr. Ich war diesmal doch mit Bewußtſein und mit einem, wenn auch nur halben Verſtändniß deſſen, was mich hier erwartete, hergekommen; es galt jetzt, dem Kommenden feſt ins Auge zu ſehen, und that mir das heimliche Gelübde mit Ruhe und Kaltblütigkeit mich zu benehmen.

Ich erhielt jetzt meine Kapuze, die Todtenköpfe hatte. Ich fragte die Gräfin, warum mir heute eine ſolche gegeben wurde, und ſie verſetzte, daß ich ſchon als Mitglied betrachtet würde. Als wir umgekleidet waren, gingen wir in den Saal, in welchem ſich mir daſſelbe Schauſpiel, wie bei meinem erſten Beſuche, darbot.

Ich ſuchte nun nach dem rieſigen Oberen, denn auf ihn hatte ich alle meine Hoffnung gegründet, aber ich ſah ihn nicht.

Es fehlt ja heute der Obere, ſagte ich anſcheinend gleichgültig zur Gräfin.

Der Obere? rief die Gräfin lächelnd.

Nun, der große Mann, wie ſoll ich ihn gleich nennen, der Präſident, der, welcher den Vorſitz führt.

Ah — Sie meinen den Amor.

Den Amor?

Ja, denjenigen, welchen Sie Präſident nennen, der heißt bei uns Amor.

Amor! Amor! rief ich verwundert und verlegen vor mir hin, denn es ſtimmte meine Hoffnung bedeutend herab, als ich den Präſidenten Amor nennen hörte.

Aber, mein Gott, wie iſt es möglich, daß Sie ſich darüber ſo ſehr wundern? — Dieſer Name iſt ja dem Charakter unſerer Geſellſchaft durchaus angemeſſen. Aber wahr iſt es, wir hatten an jenem Abend, als Sie hier waren, nicht den kleinen, ſondern den großen Schalk an unſerer Spitze. Wie groß der Schalk iſt, welcher dieſen Abend im Olymp regiert, das ſollen Sie ſagen.

Ich?

Sie.

Weiß ich denn, wer — —?

Nun, das ſollen Sie bald erfahren. Ich muß Sie jetzt auf einen Augenblick verlaſſen, meine Liebe. Amüſiren Sie ſich indeſſen.

Ich war in dieſem Moment ſehr unglücklich, als ich nun wieder allein in einem ſo ungeheuren Saale ſtand, von lauter unbekannten und vermummten Geſtalten umwogt. Von Neuem ſchien mich die intriguante Frau umſtrickt zu haben, und vergebens ſah ich mich in dieſer Geſellſchaft nach einem Freunde um, deſſen Hülfe ich hätte in Anſpruch nehmen können.

Der Saal füllte ſich immer mehr und mehr, die Vermummten ſtanden in Gruppen und unterhielten ſich, und ſchienen ſich meiſt gegenſeitig zu kennen. Ich ſuchte noch immer nach dem Präſidenten und war entſchloſſen, wenn ich dieſen nicht entdecken ſollte, mich an den Rieſen zu wenden, der ſo eben eingetreten war. Schon war ich im Begriff auf ihm zuzutreten, als eine männliche Geſtalt auf mich zukam und mich anredete.

Ich erſchrak, denn die Stimme war mir nicht unbekannt, und dennoch konnte ich mich nicht darauf beſinnen, welchem von meinen Bekannten ſie angehörte.

Sie ſcheinen hier noch ein Neuling zu ſein, ſagte er.

Ich kam heute das zweite Mal, sagte ich, aber beide Mal unfreiwillig.

Unfreiwillig?

Ja, insofern unfreiwillig, als ich das erste Mal nicht wußte, was diese Gesellschaft hier zu bedeuten hatte, und heute hat mich eine entsetzliche Drohung hierher getrieben.

Eine entsetzliche Drohung? — Das glaube ich nicht. Kommen Sie mit mir in jene Ecke und erzählen Sie.

Ich fühlte mein Herz erleichtert und that, wie er begehrte.

Die Gräfin hat eine eigenthümliche Art Proselyten zu machen, sagte er dann, als ich meine Erzählung vollendet hatte, in welcher ich natürlich nur die nöthigsten Umstände berührte und von Pecary gänzlich schwieg. Aber mit der Drohung hat es seine Richtigkeit, nur finde ich sie nicht so entsetzlich, wie Sie. — Sie werden vollständig Mitglied unserer Gesellschaft, und haben dann nichts zu befürchten.

Aber wenn ich die eidliche Zusage mache, daß ich durchaus nichts verrathen werde — wird das nicht genügen?

Etwas anderes wird auch von Ihnen nicht verlangt, meine Schöne, sagte er.

Ich brauch' also nicht in jenem entsetzlichen Zimmer drei Nächte zuzubringen? sagte ich.

Das kommt ganz auf Sie an, versetzte er lachend. Aber, meine Liebe, es ist durchaus nichts entsetzlich hier in diesem Hause. Ein Sarg ist nichts als ein Bette, in welchem der Mensch ruht, wenn er nichts mehr genießen kann, und nur noch anderen Wesen, und wenn's auch nur Würmer sind, Genuß bereitet. Genuß bereiten oder selbst genießen, oder genießend Anderen Genuß gewähren, das ist die Aufgabe des Lebens, zu welcher ich auch den Tod zähle. Der Tod ist nur eine andere Art des Lebens, aber immer ein Leben. Die größte

Aufgabe des geistigen und materiellen Daseins zusammen ist es nun, die verschiedenen Genüsse des Leibes und des Geistes seiner selbst und Anderer zur höchsten Harmonie zu vereinen, das ist Genuß, das will unsere Gesellschaft erzielen, und zwar durch die geistreichsten Mittel. Was ist daran entsetzlich?

Es kömmt allerdings auf die Auffassung des Begriffes Moral an, versetzte ich, meine Moral lehnt sich gegen solche Lehren auf, und ich nenne sie entsetzlich.

Ihre Moral lehnt sich nicht dagegen auf, das ist nicht wahr. Ihre Moral ist wenigstens in der Praxis dieselbe.

Mein Herr, versetzte ich, wenn sich eine Frau hier bewegt, dann gewinnt es allerdings den Anschein, als wäre ihre Moral von der dieser Gesellschaft nicht sehr verschieden; aber Sie haben gehört, daß ich hier nur sehr unfreiwillig bin, und Sie hätten daher wohl etwas mehr Vorsicht bei Ihren Voraussetzungen beobachten sollen.

Voraussetzungen? rief er; nun gut, so will ich mein Urtheil zurücknehmen, bis Sie Pecary's Platz wieder ausgefüllt haben werden.

Die letzten Worte raunte er mir ganz leise in's Ohr. — Diese Worte machten mich ungemein betroffen. Der Vermummte machte eine Verbeugung und mischte sich unter die Gruppen. Ich stand wieder allein. Da ertönte die Klingel und sämmtliche Anwesenden setzten sich wieder an den Platz.

Ich betrachtete mir den Präsidenten etwas genauer, es war ein Weib, und bei dem ersten Worte, welches über seine Lippen kam, erkannte ich die Gräfin.

Als Alle saßen, begann sie nämlich:

Es ist diesen Abend ein ganz eigenthümlicher Fall zu erledigen. Es befindet sich ein Mensch in diesem Hause, der sich in unsere Gesellschaft eingeschmuggelt hat, und zwar aus

dem Grunde, um ſie auszuſpioniren und dann der Polizei Anzeige zu machen. Ich hatte das Glück ihn am ſelben Abende zu entlarven. Da unſere Geſellſchaft an jenem Abende nicht zu zwei Drittheilen anweſend war, ſo haben wir das Urtheil aufgeſchoben und es auf heute feſtgeſetzt. Iſt die Geſellſchaft bereit, heute Recht zu ſprechen?

Ein allgemeines Ja ertönte.

Die Gräfin klingelte und dieſelbe kleine verhüllte Geſtalt, die mir noch aus meinem erſten Beſuche erinnerlich war, erſchien.

Bringe den Gefangenen, ſagte die Gräfin.

Ich vermuthete nun, daß Einer mitten aus der Geſellſchaft aufſtehen würde, aber ich irrte. Die kleine Geſtalt ging fort und erſchien mit einem Vermummten, welcher ebenfalls, wie wir Alle, eine Kapuze trug. Bis jetzt hielt ich dieſe ganze Sache mit dem Gefangenen noch für ein Spiel, da mir von ſo vielen Seiten verſichert worden war, daß in dieſem Hauſe nichts Entſetzliches geſchehe, dennoch befremdete es mich, daß der Vorgeführte Feſſeln trug.

Gefangener, ſagte die Gräfin mit einem feierlichen Ernſte, und ich weiß nicht, welch eine böſe Ahnung beim Klange ihrer Stimme mich fröſteln machte; haſt Du Dich beſonnen Deinen wahren Namen zu ſagen?

Der Gefangene begann zu ſprechen, und mir wurde zu Muthe, als funkele zum zweiten Male der Mordſtahl vor meinen Augen.

Ich habe meinen wahren Namen geſagt, verſetzte er mit etwas matter Stimme, und ich wiederhole es, daß ich A. von Becary heiße.

Gefangener, Du lügſt, ſagte die Gräfin, Du heißt nicht

von Pecary. Du biſt ein geheimer Polizei-Spion, und Dein wahrer Name iſt — Geraudy.

Wenn der Teufel, der jetzt mit mir ſpricht, die Gräfin M... iſt, verſetzte Pecary — denn er war es wirklich, ich erkannte ihn genau —, ſo muß ſie, trotz dem, daß ſie es leugnet, mich erkennen, ohne mein Geſicht zu ſehen. Ich verlange, daß man mir die Kapuze abnehme und daß ich ſo der Geſellſchaft gegenüber geſtellt werde. Ich verlange, daß es zunächſt feſtgeſtellt werde, daß ich Pecary bin, daß ich nicht in die Geſellſchaft gekommen bin um zu ſpioniren, ſondern um der Sprecherin, der Gräfin M..., gefällig zu ſein; dann aber werde ich die Geſellſchaft fragen, wieſo ſie, dieſe Verſammlung, hier dazu kommt, mich ohne Weiteres zu feſſeln und Tage lang der Freiheit zu berauben? Stehe ich etwa vor der geheimen Inquiſition? — Ich glaube nicht, denn ich befinde mich unter Franzoſen des neunzehnten Jahrhunderts. Ich habe hier nichts geſucht, und habe, ohne zu ſuchen, gefunden, daß hier in dieſem Hauſe eine Geſellſchaft iſt, welche nichts Anderes verfolgt, als die Grundſätze des Epicur in ihrer weiteſten und größten Bedeutung zur Anwendung zu bringen. Ich bin Pecary, bekannt als Bonvivant, huldigte gleichfalls dieſen Grundſätzen während meines ganzen Lebens, und werde keinen Anſtand nehmen, ſtatt eines Verräthers Mitglied dieſer Geſellſchaft zu werden. Aber ich muß es wiederholen, es widerſpricht nicht nur dem Rechte und aller Humanität, welche doch eine Geſellſchaft dieſer Art nie aus den Augen laſſen wird, einen Mann, und dazu mich, auf eine Weiſe zu behandeln, die, wie ſchon geſagt, zur Zeit der Inquiſition eine unerhörte geweſen wäre. Noch einmal, ich heiße von Pecary, und ich glaube wohl, daß, wenn mich die Gräfin M... nicht erkennen will, hier Mehrere ſein werden, die mich kennen.

Während Pecary ſo ſprach, zitterte ich an allen Gliedern. Ich konnte mir dieſe ganze Scene nicht erklären, und ſo ſehr ich dieſen Blenden auch verachtete, ſo konnte ich dennoch nicht ganz gleichgültig, nicht ohne Theilnahme für die Entwicklung dieſer ſeiner Verlegenheit bleiben.

Gefangener, ſagte jetzt die Gräfin immer mit demſelben Ernſte, ich werde die Geſellſchaft fragen, ob Einer von ihnen den Herrn von Pecary kennt. Was mich anbetrifft, ich kenne ihn ſehr genau, und werde Dir beweiſen, daß Du nichts als ein geheimer Spion und ein ehemaliger Bagnogefangener biſt.

Trüge ich in dieſem Augenblicke nicht Feſſeln, rief Pecary mit zitternder Stimme, ich würde Dir mit einigen Ohrfeigen das Compliment zurückgeben.

Auf dieſe Worte erhob ſich murrend faſt die ganze Geſellſchaft.

Die Gräfin ergriff die Klingel und gebot Ruhe.

Es liegt doch wenigſtens noch etwas Muth in dieſer Antwort, fuhr ſie dann mit ſchneidender Stimme fort, die ich einem geheimen Polizei-Spione in dem Maaße nicht zugetraut hätte. Es kommt jetzt darauf an, die Beweiſe für unſere Behauptung geltend zu machen. Und ich frage noch einmal, iſt Jemand in der Geſellſchaft anweſend, welcher den Herrn von Pecary kennt?

Auf dieſe Frage erhob ſich einer der Männer.

Ich blieb wie feſtgebannt auf meinem Stuhle ſitzen.

Nun, doch Einer, rief Pecary befriedigt, ich wußte es ja, nun wird doch wohl die Komödie ein Ende nehmen.

Ich erſuche den Gefangenen, nicht zu ſprechen, ſagte die Gräfin, bis ich ihm das Wort geſtatte, und ich frage dieſen Herrn, ob er dieſen Gefangenen für Herrn von Pecary hält?

Es trat eine kleine Pauſe ein, ich wagte kaum zu athmen. Dann plötzlich hörte man ein:

Nein!

Ich verlange, daß man mir die Kapuze abſtreife, rief Pecary wüthend. Es iſt grauſam, es blos auf die Erkennung der Sprache ankommen zu laſſen.

Gefangener, ſagte die Gräfin, Sie haben es vorhin ſelbſt ausgeſprochen, daß Sie bei dieſer Geſellſchaft Humanität zu finden hoffen, Sie werden eine größere Humanität finden, als Sie verdienen, als Sie beanſpruchen können. Schweigen Sie und warten Sie ab, was gerechte Richter gegen Sie unternehmen werden.

Ich bitte den Herrn, hier vorzutreten, ſagte die Gräfin mit lauter Stimme.

Er trat vor.

Mein Herr, ich bitte Sie ferner, mir Ihren Namen aufzuzeichnen und mir den Zettel zu geben.

Auch dieſes geſchah.

Die Gräfin ſah den Namen an und gab dann den Zettel ſeinem Schreiber wieder zurück, welcher ihn zerriß.

Gefangener, fuhr die Gräfin nun wieder fort, kennen Sie den Herrn M. A...?

Bei dieſem Namen wurde meine Spannung noch peinlicher. M. A.. war der junge Beamte, welchen Pecary damals vor ſeiner angeblichen Abreiſe bei mir eingeführt hatte, und jetzt erſt fand ich, daß die Stimme des Menſchen, mit welchem ich vor der Sitzung eine Unterredung hatte, der des jungen M. A... glich, und es war mir jetzt klar, daß der, welcher jetzt vorgetreten war, kein Andrer als dieſer M. A.. ſein könnte.

Kennen Sie den Hern M. A...? fragte alſo die Gräfin.

Ja, den kenne ich sehr gut; versetzte Pecary.

Glauben Sie, daß dieser Herr, welcher vor Ihnen steht, der Herr M. A... ist? fragte sie weiter.

Ich muß das Gesicht sehen, versetzte Pecary.

Ich frage den Herrn M. A..., ob er sich uns zeigen will? fragte die Gräfin.

Ich nehme unter diesen Umständen keinen Anstand; versetzte M. A...

So bitte ich Sie, die Kapuze herunter zu lassen.

Er warf seine Kapuze ab, es war in der That der junge M. A...

Gefangener, erkennen Sie nun diesen Herrn?

Sehr genau.

Ist es der Herr M. A...?

Kein Anderer.

Sie haben es gehört, wandte sich nun die Gräfin an die Gesellschaft, der Gefangene giebt es zu, daß er den Herrn M. A. kennt.

Herr M. A..., Sie sagten, daß Sie den Herrn von Pecary kennen?

Sehr genau.

Erkennen Sie diesen hier als den Herrn von Pecary?

Der Herr von Pecary kann dieses unmöglich sein, sagte M. A...

Wie? rief Pecary.

Ich ersuche den Gefangenen noch einmal, zu schweigen, sagte die Gräfin, der Herr M. A... wird das, was er sagt, zu beweisen haben.

Herr von Pecary kann dieser hier nicht sein, fuhr M. A... fort, und zwar aus folgenden Gründen: Erstens ist der Herr von Pecary ein specieller Freund von mir, den und dessen

ganze Familie ich ſehr genau kenne. Der Herr von Pecary iſt verreiſt, und an demſelben Tage, da wir dieſen Menſchen hier als einen Polizei-Spion feſthielten, erhielt die Frau Pecary's von dieſem einen Brief, in welchem er ihr ſeine Rückkehr von Paris auf künftige Woche beſtimmte. Ich erhielt ebenfalls noch geſtern einen Brief von demſelben. Ich habe die Briefe hier, und bitte die Geſellſchaft ſie einzuſehen.

M. A ... übergab der Gräfin verſchiedene Briefe.

Das ſind Lügen! Lügen! rief Pecary, man treibt hier eine hölliſche Spitzbüberei mit mir, obgleich ich mir den Grund dazu durchaus nicht erklären kann. Ich habe Niemanden beleidigt. — Am erſten Tage, da ich auf Veranlaſſung dieſer intriguanten Frau hier war, hatte ich allerdings meiner Familie einen Brief geſandt und ihr meine Rückkehr nach Paris auf die nächſte Woche feſtgeſetzt. Ich hatte meine Gründe mich in Paris geheim zu halten und die Meinigen glauben zu machen, daß ich mich anderswo befinde. Daß ich aber an M. A ... geſtern noch einen Brief geſchrieben habe, das iſt eine grobe Lüge. —

Auf die Mittheilung Pecary's, welche das erſte Faktum zugab, brach die ganze Geſellſchaft in ein Murren aus, es ſchien ihn zu verdammen.

Gefangener, ſagte die Gräfin, geben Sie alſo zu, daß Sie oder der Herr von Pecary einen Brief an ſeine Familie an dem Tage geſchrieben hat, als wir uns hier Ihrer bemächtigten?

Ich habe das geſagt.

Iſt das der Brief, den Sie geſchrieben haben wollen?

Ja, das iſt meine Handſchrift, das iſt mein Namenszug, dieſer Brief iſt von mir.

Sie hören es, ſagte die Gräfin, ſich wieder an die Ge-

ſellſchaft wendend, und gab den Brief dem ihr zunächſt Sitzenden. Bitte, laſſen Sie dieſen Brief die Runde machen.

Als dies geſchehen war, fuhr die Gräfin fort.

Und dieſen Brief, Gefangener, welcher von geſtern aus datirt iſt, erkennen Sie nicht als den Ihren? Sehen Sie ihn an.

Ich brauche ihn nicht anzuſehen, denn ich kann geſtern keinen Brief geſchrieben haben, und habe keinen geſchrieben.

Sie wollen ihn alſo nicht recognosciren.

Nein.

So erlaube ich die Geſellſchaft, die Handſchrift zu vergleichen.

Der Brief machte die Runde, und Jeder, welcher die beiden Briefe verglich, verſicherte auf das Beſtimmteſte, daß ſie beide von einer Hand geſchrieben ſeien. Ich nahm die Briefe nur mechaniſch, ſah ſie eben ſo mechaniſch an, und ſah eigentlich gar nichts. Ich war in der peinlichſten Aufregung, meine Augen ruhten wie feſtgebannt auf dem elenden Pecary, der jetzt der ſchrecklichſten Rache der Gräfin in der That verfallen zu ſein ſchien. Dabei ging mir ſo vieles durch den Kopf, war mir ſo vieles auch ein Räthſel, und was ich hauptſächlich nicht begriff, war die Rolle, welche ich hierbei ſpielen ſollte.

Hatte die Gräfin darauf gerechnet, daß es unmöglich war, wenn man von einem Manne auf eine ſo ſchändliche Weiſe wie ich betrogen worden war, eine günſtig gebotene Gelegenheit zur Rache entſchlüpfen zu laſſen? — Hatte ſie den feſten Glauben, daß ich ihr Beiſtand leiſten würde, den Schändlichen zu vernichten, wenn ſie mir das Opfer nur gebunden überlieferte? — Verſtand ſie auf dieſe Weiſe mein Lammesblut? — Das waren die Fragen, die ich an mich im Stillen richtete, ohne eine genügende Löſung finden zu können.

Die Gesellschaft erkennt, Gefangener, daß die Handschriften sich vollkommen gleichen, was haben Sie darauf zu erwidern?

Nichts, als daß es eine reine Zufälligkeit sein muß, versetzte Pecary, oder eine Fälschung. Uebrigens muß ich erklären, daß ich nicht ferner Rede stehen werde, wenn mir nicht die Fesseln abgenommen werden, und es mir freisteht, dieser Gesellschaft hier mit offenem Antlitze gegenüberzustehen; dann will ich sehen, ob die Frechheit dieses Mannes hier, den ich wohl kenne, und der auch mich kennt, ob die Frechheit dieser Frau, die sich jetzt anmaßt, meine Richterin zu spielen, so weit gehen wird, mich zu verleugnen.

Die Fesseln werden Ihnen nicht abgenommen werden, Gefangener, bis es erwiesen ist, daß Sie wirklich der sind, für welchen Sie sich ausgeben. Wir werden in der Untersuchung fortfahren. Gefangener, kennen Sie die Frau v. L.?

Ich gebe keine Antwort, sagte Pecary.

Wie Sie wollen, fuhr die Gräfin fort, wir wollen jedoch gegen Sie besser handeln, als Sie selbst. Frau v. L. — Sie sind hier? fragte mich die Gräfin, indem Sie sich an mich wandte.

Diese Frage überraschte mich derart, daß ich nicht gleich eine Antwort zu geben vermochte.

Frau v. L. wollen Sie uns nicht sagen, daß Sie wirklich die Frau v. L. sind? — Nehmen Sie keinen Anstand, die Gesellschaft weiß, daß Sie hier sind.

Ja, sagte ich halblaut.

Frau v. L., fuhr die Gräfin fort, indem sie einen Brief hervorholte, dieser Brief ist in Ihren Kleidern gefunden worden, die sie in voriger Woche bei Ihrer Flucht aus diesem

Hause zurückgelassen haben, erkennen Sie diesen Brief als den Ihren?

Der Brief wurde mir gereicht.

Ich habe diesen Brief allerdings geschrieben, sagte ich, und erinnere mich auch, daß ich ihn in meinen Kleidern zurückgelassen habe.

Dieser Brief, fuhr die Gräfin fort, lautet an den Herrn Pecary. Sie standen also mit ihm in einem freundschaftlichen Verhältnisse, nicht wahr? Sie geben das zu?

Ich leugne nicht, daß dieses der Fall war, versetzte ich.

Sie kennen demnach den Herrn von Pecary? — Er besuchte Sie häufig?

Ja, ja.

Hat er von Ihnen Abschied genommen vor ungefähr einer Woche? Hat er Ihnen gesagt, daß er verreisen würde?

Ja, das sagte er.

Hielten Sie ihn an dem Abende, da Sie bei uns den zweiten Grad der Aufnahme-Ceremonieen im Sargezimmer bestanden, für abwesend von Paris?

Ja — — —

Ich frage Sie nun nochmals, Gefangener, kennen Sie die Frau von L.?

Pecary schwieg. Er schien überzeugt zu sein, daß ich Mitwisserin des höllischen Complottes war, welches die Gräfin gegen ihn angezettelt hatte, er erwartete von mir keine Barmherzigkeit; er mochte vielleicht gar den Glauben haben, daß nicht die Gräfin, sondern ich die Haupturheberin seiner jetzigen peinlichen Lage war. Noch einmal, so sehr ich ihn verachtete, so sehr ich den Haß der Gräfin gegen ihn gerechtfertigt fand, ich würde um Nichts in der Welt die Hand dazu geboten haben, ihn zu verderben.

Die nächste Frage, welche jetzt die Gräfin nach meiner Meinung an mich zu richten hatte, mußte die Sache entscheiden. Ich hätte nicht einen Augenblick gezögert, Pecary anzuerkennen, ich hätte mit allen Kräften, die mir zu Gebote standen, es verfochten, daß dieser elende Mensch Pecary hieß und war.

Aber jene so gewiß erwartete Frage kam nicht, Pecary schwieg. Die Versammlung, welche daran durchaus nicht zu zweifeln schien, daß sie einen wirklichen Spion vor sich hatte, dachte wohl kaum noch daran, daß jene Frage nicht fehlen durfte. Sie war überzeugt und verlangte das Ende der Untersuchung, d. h. die Verurtheilung. Als nichts mehr kam, als die Sache mir wirklich dahin reif zu sein schien, erhob ich mich. Ich war entschlossen, unaufgefordert zu sprechen. Aber in diesem Augenblicke klingelte die Gräfin. Die ganze Gesellschaft erhob sich und die kleine Gestalt erschien, welche Pecary wieder fortführen sollte. Dieser jedoch sträubte sich, so gut er nur irgend vermochte. Einige aus der Gesellschaft sprangen hinzu und schleppten ihn mit fort. Umsonst suchte ich mir Gehör zu verschaffen. Ich wurde von einigen kräftigen Armen gepackt und gewaltsam auf der entgegengesetzten Seite des Zimmers hinausgestoßen. Dies Alles war das Werk einiger Sekunden, ich konnte nicht einmal schreien, so plötzlich und unerwartet war das Alles gekommen, und als ich wirklich einigermaßen zur Besinnung kam, fand ich mich eingeschlossen in einem Zimmer, eine Gefangene, gleich Pecary.

Doch diese Einsamkeit währte nicht lange. Nach einer halben Stunde kam die Gräfin zu mir. Sie trug eine Kapuze von weißem durchflochtigen Mousselin und hatte eine ähnliche über ihren Arm geschlagen.

Nicht wahr, sagte sie, ich bin Ihnen vorhin wieder ein räthselhaft vorgekommen?

Ich weiß in der That nicht, sagte ich, was Sie mit mir Unglücklichen wollen, die Ihnen schon so oft erklärt hat, daß sie sich nicht rächen mag und will.

Das ist mir auch ganz gleichgültig, sagte die Gräfin, aber ich wollte mich rächen.

Thun Sie, was Sie wollen, aber lassen Sie mich doch aus dem Spiele.

Sie sind auch absolvirt, versetzte sie.

Ich habe hier nichts mehr zu thun, ich kann dies Haus verlassen, in dem mir von Anfang an unheimlich zu Muthe war, und in welchem es mir jemehr und mehr unheimlich wird!

Sie können es bald verlassen.

Und was Sie mir über meine Briefe geschrieben haben, welche in Händen der Gesellschaft sein sollten, das war — —?

Das war eine Lüge, sagte die Gräfin sehr ruhig.

Und Pecary hatten Sie an jenem Abende nicht in das Zauberzimmer eingesperrt?

Allerdings. Ich werde Ihnen sagen, wie die Sache kam. Pecary wußte, daß Sie hier waren. Sie müssen sich ihm auf irgend eine Weise verrathen haben. Er wußte nicht, was er daraus machen sollte, daß ich gegen ihn eine so geheimnißvolle Rolle spielte. Er schöpfte einen unbestimmten Verdacht, um so mehr, da er ein böses Gewissen hatte. Er konnte doch gar leicht auf den Gedanken kommen, daß ich erfahren hatte, daß die Geschichte mit dem Grafen L . . . von ihm ausgesponnen sei. Von den Rachegedanken des jungen Mädchen von Sevilla, davon freilich ahnte er wohl nichts. Aber er kannte mich, und mußte denken, daß eine Frau meiner Art sich nicht so leicht abfinden lassen würde, wenn man ihr auch nur das Zweite zu-

gefügt hätte. Genug, er merkte, daß ich etwas gegen ihn im Schilde hatte, und wollte sich, da er das Terrain in diesem Hause doch nicht für günstig zum Kampfe mit mir hielt, entfernen. — Ich aber paßte auf wie ein Luchs, brachte ihn unter dem Vorwande, als wollte ich ihm die Mysterien unserer Gesellschaft aufdecken, in's Sargzimmer, und fand, während er den Sarg anstaunte und ich ihm denselben zu öffnen versprach, eine passende Gelegenheit, zu entschlüpfen, und ihn einzuschließen. Einige Vorbereitungen, die ich meinen Planen gemäß schon den Abend zuvor getroffen hatte, erleichterten mir die Ausführung. In Pecary's Kleidung waren durch den jungen M... A...f einige Briefe eines gewissen geheimen Polizeispions Gerandy, den er als Beamten kannte und mit dem er in amtlichen Beziehungen stand, gesteckt. Ich war sicher, daß Pecary von Niemanden in der Gesellschaft gekannt war, denn Sie müssen es nur wissen, meine Liebe, daß die Gesellschaft zumeist aus Fremden, Italienern, Polen, Spaniern und Engländern, besteht. Als ich mich so des Menschen versichert hatte, zeigte ich an, daß ich einen Spion gefangen hätte, und führte meine Thatsachen an. Die Gesellschaft wurde sehr erbittert, ließ Pecary, ungeachtet seines Sträubens, fesseln, und beschloß heute die Untersuchung fortzusetzen und über ihn das Urtheil zu fällen. In der vor einigen Tagen stattgehabten Versammlung wurde ich zum Amor erwählt, denn hier besteht zwischen Mann und Weib kein Unterschied, wenigstens kein politischer und sozialer Unterschied. Das salische Gesetz, welches in Frankreich Frauen vom Throne ausschließt, ist in unserer Gesellschaft verpönt. Hat die Gesetzgebung die Einfalt und die Mythologie die Laune gehabt, Frauen des Thrones und der Amorrolle unwürdig zu erklären, so kümmern wir uns um dieses Unrecht sehr wenig. Ich wurde also zum Präsidenten,

d. h. zum Amor erwählt, was ich allerdings für die Entdeckung eines Spions verdient hatte, und so, meine Liebe, bin ich zu der Rolle gekommen, welche ich diesen Abend gespielt habe und noch spielen werde. Sie hätten weit mehr für mich und sich dabei thun können, indeß ich bin zufrieden mit den Diensten, welche Sie mir geleistet haben, denn Ihre Aussagen haben einen großen moralischen Eindruck gemacht, und was die Hauptsache ist, sie — haben Pecary zum Schweigen gebracht, ihn überzeugt, daß er verloren ist.

Meine Aussagen? rief ich ganz bestürzt.

Ja, Ihre Aussagen, meine Liebe.

Pecary ist verloren? — Was wollen Sie mit ihm beginnen?

Sehr Uebles!

Nein, das dulde ich nicht! rief ich empört.

Wie? rief die Gräfin höhnisch, Sie empfinden vielleicht noch Liebe für den jämmerlichen Menschen? — Sie haben Theilnahme für ihn?

Weder Eines noch das Andere, sagte ich, aber es darf selbst dem Verworfensten kein Unrecht geschehen, und ich will nicht im Entferntesten die Hand dazu geboten haben.

Wie? Sie wollen — — —?

Ich will es allerdings offen herausſagen, daß er wirklich Pecary ist.

Die Gräfin sah mich wieder mit einem ihrer entsetzlichen Blicke an, welche an eine Tigerin erinnerten, dann sagte sie.

Sie werden nichts verrathen, nicht das Geringste, ich stehe Ihnen dafür, denn Sie mögen es wissen, mein gutes Kind, wenn Sie dieses Haus anders als in guter Freundschaft mit mir verlassen, so hat Ihr Herr Gemahl morgen Pecary's

Briefe in Händen und noch mehr als dies. Sie kennen mich. — Jetzt ziehen Sie Ihre schwarze Kapuze aus und diese hier an.

Ich stand unbeweglich da.

Nun, nun, rief die Gräfin, kommen Sie, meine Liebe.

Ich will nicht kommen, sagte ich, ich verlange eine halbe Stunde Bedenkzeit, um mich für einen Entschluß zu entscheiden.

Wir haben nicht so viel Zeit, sagte die Gräfin, ich kann Ihnen nur eine Viertelstunde gewähren.

So sei es denn eine Viertelstunde, sagte ich.

Ich werde Sie also jetzt für diese Zeit verlassen, und ich wiederhole es Ihnen, sollten Sie gesonnen sein, irgend etwas gegen mich zu unternehmen, mein Interesse auf irgend eine Weise an diesem Abende zu durchkreuzen, so sind Sie verloren, moralisch vernichtet, Sie mögen es anfangen, wie Sie wollen.

Mit diesen Worten verließ mich die Entsetzliche.

Als ich wieder mit mir allein war, sank ich auf meine Kniee, ich betete inbrünstig zu Gott. Ich flehte ihn an um seine Verzeihung, und ich hoffte sie von ihm wenigstens zu erlangen, wenn mich auch mein Gatte, die Welt verdammen würde. Nach diesem Gebete war ich entschieden, oder vielmehr ich war schon vor diesem Gebete entschieden, es sollte nur noch meinen Entschluß besiegeln.

Als die Gräfin wieder zu mir eintrat, war ich völlig gefaßt. Ich hatte die weiße Kapuze angezogen, und auf ihre Frage, was ich jetzt zu thun entschlossen, sagte ich ruhig:

Ich sehe, daß für mich kein Umkehren möglich ist, also mag die Sache ihren Gang gehen.

Diese Worte waren allerdings jesuitisch, denn sie konnten sowohl den einen wie den andern Entschluß verbergen, und ich mußte so sprechen, um diese entsetzliche Frau unvorbereitet

zu laven. Deshalb habe ich auch ohne Widerſtreben die weiße Kapuze übergeworfen und folgte nun der Gräfin wieder in den Saal. Es ſaßen da bereits eine große Menge weißer Kapuzen, die Tiſche waren mit maſſenhaften Speiſen beſetzt, Alles hatte das Anſehen, als ſollten hier die ausſchweifendſten Orgien gefeiert werden. Glücklicherweiſe wurde ich der Verlegenheit überhoben, lange in der Geſellſchaft der raffinirteſten Epikuräer zuzubringen.

Nach einigen Minuten klingelte die Gräfin, es trat eine allgemeine Ruhe ein, und ſie ſagte:

Wenn es der Verſammlung genehm iſt, vollſtrecken wir jetzt, da wir Alle in der ruhigſten, von menſchlichen Leidenſchaften am wenigſten erregten Stimmung ſind, das Urtheil an dem Gefangenen.

Die Geſellſchaft war damit einverſtanden, die Gräfin klingelte zum zweiten Male und Pecary ward wieder hereingeführt und in die Mitte des Zimmers geſtellt.

Ich lauſchte mit ängſtlicher Spannung auf das Kommende —

Gefangener, ſagte die Gräfin nach einer Pauſe, Du haſt Dein Leben verwirkt. Ich ſpreche dieſes Urtheil über Dich im Namen dieſer Geſellſchaft ohne Leidenſchaftlichkeit und ohne Parteilichkeit.

Die Geſellſchaft erkennt es an, daß ſie Dir unſchuldig den Tod giebt.

Der wirklich Schuldige iſt der Staat, der Dir die ſchnöde Lehre gegeben hat. Wer betrügt, muß betrogen werden.

Dieſe Geſellſchaft betrügt Niemanden, ſie iſt nicht deshalb geheim, weil ſie fürchtet ihre Grundſätze und Zwecke an das Tageslicht zu bringen, weil ſie das öffentliche Urtheil ſcheut; ſie iſt deshalb geheim, weil die Gewalt ihre Feindin iſt, und

es ist einfaches Naturrecht, sich dem zu entziehen, der uns verderben oder, was dasselbe ist, nicht dulden will.

Du hast Dich von dieser Staatsgewalt gebrauchen lassen, um uns an sie zu verrathen. Du hast Dich in unsere Mitte hinein gestohlen, Du hast Dich unter eine Familie gemischt, freundschaftlich mit ihr zusammengelebt, um sie ihrem Feinde in die Hände zu spielen, das hast Du Alles gethan, aber wir erkennen Dich doch für unschuldig, denn die Staatsgewalt hat Dir die schlimme Wahl gelassen zwischen: Verhungern oder Dich zu so schlechten Dingen gebrauchen zu lassen.

Du wolltest aber leben und Du hattest Recht.

Dennoch müssen wir Dich verurtheilen, denn die Staatsgewalt hört auf unsere Feindin zu sein, wenn sie keine Werkzeuge mehr findet, die ihr so schlechte Dienste leistet.

Du mußt sterben.

Aber wir hassen das Blutvergießen, wir haben den Grundsatz der heiligen Kirche: **ecclesia non sitit sanguinem**, wir wollen Dich nicht peinigen, indem wir nur Deine Verführerin für schuldig erklären, Du kannst Dir Deine Todesart wählen, und zwar diejenige, welche Dir am angenehmsten scheint. Hier sind die köstlichsten Genüsse, die berauschendsten Getränke, Du kannst genießen, aber Du mußt sterben im Genuß.

Als die Gräfin diese Worte gesprochen hatte, entstand eine Pause.

Ich erhob mich und trat in die Mitte des Saales, und ehe mich Jemand daran zu hindern vermochte, rief ich mit lauter Stimme:

Ich schwöre vor dem Angesicht Gottes, daß dieser Mann hier kein Anderer ist, als der Herr A. von Pecary. Ich bitte die Gesellschaft, mich anzuhören, und setze mein Leben zum Pfande ein, wenn ich die Unwahrheit sage.

Die Gräfin warf mir tödtliche Blicke zu, die Gesellschaft gerieth in Aufregung, der junge Beamte M. trat an mich heran und wollte mich am Weitersprechen hindern. Aber ich ließ mich nicht mehr einschüchtern und bat die Gesellschaft um Gehör, und trotz aller Anstrengungen der Gräfin wurde der Beschluß gefaßt, mich sprechen zu lassen.

Ich bin nun am Ende meiner Geschichte, fuhr die Schwester Amalie nach einer Pause fort, ich enthüllte der Gesellschaft, ohne weder mich, noch die Gräfin, noch Pecary zu schonen, das Intriguengewebe, in welches ich willenlos verwickelt wurde, und setzte hinzu, daß, was mich anbeträfe, die Gesellschaft vor Verrath sicher sein könnte. Ich sei entschlossen sofort Paris zu verlassen, und in weiter, weiter Ferne den Schleier zu nehmen.

Nachdem ich geredet hatte, erhob sich der Riese und sagte:

Nachdem, was wir so eben gehört, sind wir genöthigt, unseren Amor in Anklagezustand zu versetzen. Ich mache den Vorschlag sofort einen andern Amor zu wählen und diese Angelegenheit zu berathen.

Die Gesellschaft ging auf diesen Vorschlag ein. Pecary, die Gräfin und ich wurden nun in besondere Gemächer geführt. Ich blieb wohl eine Stunde lang in Einsamkeit, dann wurde ich in den Saal zurückgeführt, woselbst ich die eidliche Versicherung geben mußte, die Gesellschaft nicht zu verrathen. Den Schleier zu nehmen rieth man mir ab, die Grundsätze der Gesellschaft stimmten allerdings mit der Eingezogenheit des Klosterlebens nicht überein.

Hierauf wurde ich entlassen. Ich kleidete mich schleunigst um und verließ das Haus, in welchem ich so unglückliche Stunden verlebt hatte. Was mit der Gräfin und Pecary geschehen ist, weiß ich nicht, die entsetzliche Frau wird wohl

Mittel und Wege gefunden haben, ihr Benehmen zu rechtfertigen, ihre Rache ließ mich nicht unverfolgt. Meine Correspondenz mit Becary kam wirklich in die Hände meines unglücklichen Gatten, und Sie werden es jetzt begreifen, daß ihn der Kummer getödtet hat.

Nach diesen Worten weinte die Schwester Amalie sehr heftig.

Ich verließ nun eiligst Paris, fuhr sie dann fort, den Aufenthalt der grausamsten Täuschungen für mich, ich kehrte Frankreich und Europa den Rücken. Ich gab mich nicht eher zufrieden, bis eine Welt zwischen meinem Fehltritt und der menschlichen Gesellschaft lag, welche ihn verschuldet hatte.

An dem Fuße des Altars, vor welchem ich mich niedergeworfen, in dieser kalten Einsamkeit des Klosters fühle ich mich außer dem Bereich der bösen Zungen, welche eine gefallene Frau auf allen ihren Schritten geifernd verfolgen.

Das ist meine Geschichte, mein armes Kind. Aber jetzt ruft uns die Klosterglocke. Lassen Sie mich in meine glückliche Einsamkeit zurückkehren, nur da kann ich vergessen. Ziehen Sie Nutzen aus der Erzählung meines Schicksals, bewahren Sie Ihr Herz. Leben Sie wohl.

Leben Sie wohl, versetzte ich bewegt, indem ich ihr die Hand drückte, und setzte dann hinzu:

Sie haben genug gelitten, um der Vergebung gewiß zu sein, und während die Gesellschaft fortfährt Thorheiten und Bosheiten zu begehen, hat der Himmel an Sie eine Eroberung gemacht.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Tſching-Lai und ſeine Favoritin.

Neue Bekanntſchaft. — Ein engliſcher Naturforſcher. — Die Wildnis.

Am ſelben Tage, da ich Agra verlaſſen hatte, traf ich in einer der Stationen mit einem engliſchen Profeſſor zuſammen. Es war ein ganz eigenthümlicher Kauz dieſer Profeſſor. Schon ſechs Jahre durchreiſte er zu wiſſenſchaftlichen Zwecken Indien. Er war Naturforſcher, und ich muß geſtehen, daß ich bei keinem Menſchen je eine größere Vorliebe für die Natur gefunden habe. Er hatte nur einen Bedienten und zwei Indianer bei ſich. Die beiden letztern trugen in einem Palankin nicht etwa den Profeſſor, welcher zu Fuße nebenher ging, ſondern verſchiedene Kaſten und Säcke, in welchen er verſchiedene merkwürdige Mineralien und Vegetabilien mit ſich führte. Ich fragte ihn, wohin er ſich zunächſt begeben wollte, und er ſagte mir, daß er an dieſem Tage nur eine kleine Excurſion nach einem Walde machen wollte, der ſehr ſeltene Baumarten und Geſträuche enthalte.

Eine Excurſion nach einem Walde? fragte ich. Iſt das weit von hier, mein Lieber?

Nein, nur drei kleine Stunden.

Und wenn ich Sie nun dahin begleiten ſwollte, mein Herr? —

Der Herr Profeſſor ſah mich mit großen Augen an.

Das möchte ich Ihnen nicht rathen, ſagte er dann, der Wald iſt den Damen ſehr gefährlich.

Deſto beſſer! deſto beſſer! rief ich.

So haben Sie alſo Sehnſucht, ſich von Schlangen beißen zu laſſen?

Wiſſen Sie denn nicht, mein Herr Profeſſor, daß wir Frauen ſchon ſeit Eva's Zeiten mit den Schlangen gut ſtehen und ſie alſo nicht zu fürchten haben?

So werden Sie aber doch wenigſtens den Tiger fürchten?

Auch den nicht, wir ſind gar ſehr vertraut mit dieſer Race.

Ich meine auch weniger die vierfüßigen, als dieſzweibeinigen, mein ſchönes Kind.

Ich habe auch gar keine anderen als die zweibeinigen gemeint, verſetzte ich.

Und darunter verſtehen Sie uns Männer im Allgemeinen?

Im Allgemeinen und im Beſonderen, mein Herr.

Nun, da müſſen Sie ſchon ſchlimme Erfahrungen gemacht haben. Ich meine aber, meine Liebe, daß die Tugenden und Laſter ſehr gleichmäßig beiden Geſchlechtern zugetheilt ſind. Wir Männer ſind in der That nicht mehr Tiger, als die Frauen Schlangen ſind.

Ich glaube, daß Sie den Frauen mit dieſem Ausſpruche Unrecht thun, und ich glaube überhaupt nicht, daß ein Mann gegen eine Frau je gerecht ſein kann.

Das iſt mindeſtens ſehr befangen ausgeſprochen, meine Liebe.

Das iſt es nicht, mein Herr, nur das Weib vermag dem Weibe die Tugenden und Leidenſchaften, die in ſeiner Seele

leben, nachzuempfinden, und es ist eine Ungerechtigkeit, daß über die Frauen Männer zu Gericht sitzen.

Und nach demselben Grundsatze ist es auch ein Unrecht, daß die Frauen über Männer zu Gericht sitzen! sagte der Professor lächelnd.

Das geschieht ja auch nirgends.

Ich sage Ihnen, daß es überall geschieht, wo die Männer keine Tiger sind, also in allen civilisirten Ländern.

Das ist mir etwas ganz Neues.

Das glaube ich nicht, denn Sie selbst haben so eben ein sehr schlimmes Urtheil über die Männer gefällt, und es giebt keine Frau, welche nicht geneigt wäre, den Männern das Allerboseste nachzusagen.

Aber Beurtheilen und Verurtheilen oder Richten, das sind ja ganz verschiedene Dinge, mein Herr. Ein Ding oder einen Menschen zu beurtheilen steht wohl Jedem zu, aber — —

Verzeihen Sie, meine Liebe, wenn die Frauen die Männer beurtheilen, so verurtheilen sie solche zugleich, und wenn sie solche verurtheilen, so sind sie zugleich Richterin, ich meine Henkerin. Die Frauen sind den Männern gegenüber Alles in Allem, und ich glaube, es geziemt ihnen am wenigsten, sich über die Männer zu beklagen.

Ich muß nach dieser Aeußerung annehmen, sagte ich, daß Sie die Natur der Frauen weniger studiert haben, als die der Steine und Pflanzen.

Mehr, mein liebes Kind, mehr. Die Menschen hatten bei meinem Studienplane die Vorhand, dann die Thiere, dann endlich erst die Pflanzen und Steine. Ich bin Naturforscher im weitesten Sinne des Worts. Ach, da kommen schon meine Indianer, es ist Zeit zum Aufbrechen; haben Sie noch Lust, mich zu meinem Abenteuer zu begleiten?

Weshalb ſollte ſie mir denn vergangen ſein? fragte ich.

Weil ich glaube, daß Sie keine große Vorliebe für die Tiger haben.

Ich liebe ſie nicht, aber ich fürchte ſie auch nicht, mein Herr! Aber welche Bewandniß hat es mit dem Tiger?

Haben Sie nichts von dem Prinzen Tſching-Lai gehört?

Iſt er nicht mit den Prinzen von Kaboul verwandt?

Ganz recht.

Nun, ich habe von ihm gehört, daß er den größten Weiberharem in Indien beſitzen ſoll.

Und daß ſeine Favoritin eine Engländerin iſt, wiſſen Sie das nicht?

Eine Engländerin, die er etwa gekauft hat?

Ich weiß nicht, auf welche Weiſe ſie in ſeinen Harem gekommen iſt, aber ſie ſcheint ſich da zu gefallen, ſonſt wäre ſie nicht darin.

Sie glauben alſo, es würde ihr leicht zu entfliehen werden, wenn ſie an dem wilden Prinzen keinen Geſchmack fände?

Sicher, ganz England würde ihr zu ihrer Befreiung behülflich ſein.

So iſt ihr dieſe Hülfe ſchon einmal angeboten?

Schon mehrere Male, und ich will eben ſehen, ob ihr es noch heute in dem Harem gefällt, im anderen Falle befreie ich ſie.

Sie? ſagte ich erſtaunt.

Ja, ich, meine Schöne, verſetzte der Profeſſor ſehr kaltblütig. —

Wie wollen Sie das anfangen?

Das werden Sie bald erfahren, wenn wir ſo weit ſind.

Wollen Sie aufbrechen?

Ja, gewiß.

Dann müssen Sie aber Ihren Valankin zurücklassen und den Weg nach dem Walde zu Fuß machen.

Ich that, wie der sonderbare Mensch verlangte, und einige Minuten später befand ich mich mit ihm, seinen zwei Indianern und seinem Bedienten auf dem Wege nach der Wildniß.

Der Professor war, trotz aller seiner Sonderbarkeiten, ein sehr geistreicher Mann Unsere Unterhaltung war sehr angenehm. Es schien mir, als fand er Gefallen an mir, und wir waren bald sehr gute Freunde. Der gelehrte Herr war fünf und vierzig Jahre alt und eine große stattliche Figur, mit einer herrlichen und intelligenten Stirn. In seinem Gesichte lag etwas Gebieterisches, sein Auge ruhte durchdringend auf dem Gegenstande, den es erfaßte. In Bezug auf seinen Charakter konnte ich nicht sobald mit meinem Urtheile fertig werden. Bald schien er mir mehr stolz und kalt, bald mehr wohlwollend und menschenfreundlich zu sein.

Nach einigen Stunden hatten wir den Wald erreicht.

Es war in der That eine beschwerliche Wanderung, Ueberreste von Vegetabilien, hohes Gras, Lianen, verworrenes Gestrüpp, Baumstämme bereiteten uns die größten Hemmnisse. Auf jedem Schritt und Tritt sahen wir uns aufgehalten. — Die Bäume waren so dicht belaubt, daß Luft und Sonne nur mit der größten Mühe in die grünen Wölbungen eindrangen. Ein fast erstickender Dampf herrschte in dieser Wildniß, welche von der Gährung der Pflanzenerde erzeugt wurde, die den Boden in ziemlich starken Schichten bedeckte.

Die durchdringenden Düfte der Tropenblumen sättigten diese glühende Atmosphäre. Ich spürte eine Art Trunkenheit und Schwere im Kopfe, daß ich im ersten Augenblicke fast ganz theilnahmlos für die großartigen Reize wurde, welche die Natur in dieser stolzen Wildniß entfaltete. Die belaubten

Säulengänge, die sich unabsehbar im Halbdunkel des Waldes ausdehnten; das bunte glänzende Gefieder der Papageien und Kolibris, die ihr lustiges, heiteres Spiel unter dem Gezweig trieben, goldgeflügelte Insekten pickten oder aromatische Kambeschenholzbeeren zerknackten; die Affen, welche ihre grotesken Sprünge von Baum zu Baum machten oder sich auf Blumengewinden schaukelten, dies Alles sah ich in diesem Augenblicke nur mit zerstreutem Blicke an. — Ich dachte an das Serail des Tsching-Lai und seine englische Favoritin, und bemerkte gar nicht, daß meine Kleidung durchaus nicht dazu geschaffen war, die Reise durch einen Urwald zu machen. Der Ast eines stachligen Feigenbaumes hatte mir einen großen Riß in mein Kleid gemacht, trotzdem daß die beiden Indianer uns voran gingen und uns mit Aexten den Weg bahnten.

Der Professor ging indessen Schritt vor Schritt weiter und sah sich dann und wann die Bäume mit großer Aufmerksamkeit an, auch einzelne Straucharten betrachtete er mit großer Befriedigung. Er hatte schon eine große Büchse voll gesammelt, die ihm sein Bedienter nachtragen mußte.

Hat denn der Prinz Tsching-Lai keinen besseren Eingang zu seinem Weiberpalaste? fragte ich.

Allerdings, meine Liebe, giebt es einen Pfad, der nach seinem Palaste führt, aber ich wählte eben diesen, der verschiedenen merkwürdigen Baumarten wegen. Haben Sie nur noch ein wenig Geduld, wir werden bald den Pfad erreichen, und dann können Sie Ihre Füßchen ohne Scheu und Hinderniß gebrauchen.

Haben wir noch weit?

Hm, eine gute Stunde müssen wir noch laufen, in einer halben erreichen wir den Pfad.

Der Professor bemerkte eben wieder eine seltene Strauch-

art und wandte dieser seine ganze Aufmerksamkeit zu. Ich sah ein, daß ich nicht eher wieder mit ihm eine Unterhaltung anknüpfen konnte, bis wir den Pfad erreicht hatten und seinen Naturforschungen kein Stoff mehr geboten war.

Nach einer halbstündigen mühsamen Wanderung gelangten wir endlich auf den Pfad, der Herr Professor legte seine gelehrte Miene ab und wurde wieder galant.

Nun, meine Liebe, wollen wir hier unter diesem Annanasbaum ein wenig ausruhen? fragte er. — Sie werden müde sein und Hunger haben.

Das Letzte muß ich zugestehen, versetzte ich, aber müde bin ich durchaus noch nicht, und ich schlage vor, unsern Weg ungesäumt bis zum Ziele fortzusetzen.

Sie sind wohl sehr begierig, mit dem liebenswürdigen Tsching-Lai nähere Bekanntschaft zu machen? sagte er neckend.

O, ich habe schon genug wilde Prinzen kennen gelernt und finde sie allerdings nicht so unliebenswürdig, aber ich muß gestehen, daß ich mehr Verlangen darnach habe, eine Landsmännin von Ihnen als Sultanin zu sehen, als den Herrn Tsching-Lai kennen zu lernen.

Als wir so sprachen, erhob sich vor uns eine gewaltige Staubwolke, und wir sahen bald, daß sich uns ein Trupp Reiter, welche auf Kameelen saßen, näherten.

Sie kamen dicht an uns heran, und Einer von ihnen sprengte hervor, und fragte uns, wohin wir wollten und wer wir seien.

Ist der Prinz Tsching-Lai unter Euch? fragte der Professor in indischer Sprache.

Er ist in unserer Mitte.

So sagt ihm, daß ein Engländer mit seiner Dame ihm ihre Aufwartung machen wollten.

Wir werden einen guten Empfang haben, sagte der Professor zu mir, denn Tsching-Lai ist unserer Nation sehr ergeben und hat uns in der That manche Vortheile zu verdanken.

Es währte auch gar nicht lange, so stieg Tsching-Lai von seinem Kameele herab und kam uns zu Fuß entgegen.

Es war eine hohe, imposante Gestalt. Er mochte wohl nicht älter als fünf und zwanzig Jahre sein, grüßte uns ehrerbietig und ich bemerkte, daß er etwas mehr von unseren europäischen Sitten angenommen hatte, als die übrigen indischen Fürsten, die ich bisher kennen gelernt hatte.

Er führte uns in seinen Palast, und auf meinen Wunsch, seine Favoritin kennen zu lernen, führte er mich sogleich zu ihr.

Es war eine hohe, stolze Gestalt, ihr ganzes Wesen bekundete eine geistige Ueberlegenheit, die imponirte. Man merkte ihr nicht den geringsten Kummer an, sie schien sich in ihrem Harem durchaus wohl zu befinden. Das Gespräch, welches ich mit ihr anknüpfte, war für mich vom größten Interesse.

Sie scheinen glücklicher zu sein, als die morgenländischen Frauen, sagte ich, und doch sind Sie als freie Engländerin geboren.

Als freie Engländerin? sagte sie spöttisch, in welchem Lande sind die Frauen frei? — Im Morgen- oder im Abendlande, in der Barbarei oder im civilisirten Staate, ist das Weib überall mehr, als Sklavin ihres Mannes oder der Männer überhaupt?

Das ist vollkommen auch meine Meinung. Wenn das Weib sich dieser Sklaverei, welche ein ungerechtes Geschick über sie verhängt hat, auf eine oder die andere Weise entziehen will, augenblicklich wird sie moralisch getödtet.

Ja, versetzte sie, und tödten sie die Männer nicht, so sind es die Frauen selbst, welche wie Tigerkatzen über sie herfallen.

Es iſt ein Unglück für unſer Geſchlecht, daß die Frauen ſich ſo willig in ihre Knechtſchaft fügen, als wäre ſie von ihrem Daſein, ihrem Leben und Wirken unzertrennlich.

Ich ſollte meinen, ſagte ich ganz erſtaunt, bei dieſen Ideen hätten Sie eher alles Andere, als die Favoritin eines wilden Prinzen werden müſſen.

O, ich bin hier freier, als irgendwo. Der Prinz liebt mich auf's Innigſte, es iſt mir gelungen, das von ſeiner indiſchen wilden Natur allmählig loszulöſen, was mir mißfiel. Ich genieße alle Freiheit, der ich mich bedienen will.

Wie? Sie ſind nicht zu dem einförmigen, nichtigen Leben verdammt, wie es die Frauen des Harems gewöhnlich führen?

Durchaus nicht. Der Prinz hat nur noch Sklavinnen und zwar zu meiner Beluſtigung und Bedienung in ſeinem Harem, ich aber bin ſeine einzige Frau.

Und ſind Sie vor ſeiner Eiferſucht geſichert?

Vollkommen, wenigſtens vor den Ausbrüchen ſeines Zornes. Ich leite meinen wilden Mann wie ein Kind.

Und wenn nun dennoch ſeine Liebe erkalten ſollte?

So verlaß ich ihn mit Schätzen überhäuft und lebe als freies Weib wo und wie ich will.

Sind Sie deſſen ſo gewiß, daß Sie zu jeder Zeit die Macht haben werden, dieſen Aufenthalt gefahrlos zu verlaſſen?

Zu jeder Zeit. Es bedarf nur eines Winkes und Tauſende von Armen ſind zu meinen Dienſten bereit, um mich gegen jede Gefahr zu decken. Durch meinen Einfluß auf den Prinzen Tſching-Lai und ſeine Freunde und Verwandten, die Prinzen von Kaboul, habe ich meiner Nation unermeßliche Dienſte geleiſtet. Jeder Engländer hält ſich verpflichtet, für mich ſein Leben einzuſetzen.

Ich weiß es, daß die Prinzen von Kaboul mit Tsching-Lai verwandt sind.

Ja, sie sind Cousins.

Die Prinzen von Kaboul kenne ich sehr gut. Ich war mit ihnen in Simla zusammen und habe mir manchen Spaß mit ihnen gemacht.

Als ich kaum ausgesprochen hatte, trat Tsching-Lai mit dem Professor in's Gemach.

Ich muß gestehen, diese so sehr von den indischen Sitten, wie sie in Bezug auf die Frauen beobachtet werden, abweichende Art versetzte mich in nicht geringes Erstaunen.

Der Prinz Tsching-Lai, dachte ich, muß durchaus auf dem Wege sein, zum Christenthume überzutreten, sonst hätte er sich unmöglich schon von diesen Sitten losgesagt. Das Einzige, was noch daran erinnerte, daß wir uns in einem Harem befanden, war, daß die Prinzessin Tsching-Lai, als der Professor eintrat, ihren Schleier über's Gesicht fallen ließ, und ihn während der Unterredung vorbehielt.

Während er sich mit ihr und Tsching-Lai sich mit mir unterhielt, bemerkte ich, daß ihr der Professor einen oder mehrere Briefe verstohlen zusteckte.

Es ist doch eine merkwürdige Nation, diese englische. Jeder Bürger, auf welcher Stufe er auch stehen mag, ist ein geborner Diplomat, und weiß, wo er sich auch immer befinden mag, die Interessen seines Landes auf eine geschickte Weise zu vertreten. Die Rolle, welche die Engländer in Indien, überhaupt in allen uncultivirten Ländern von einiger Wichtigkeit spielen, ist eine eben so geheimnißvolle wie gut ersonnene und durchgeführte.

Hierin besteht zum großen Theile mit die Stärke dieser Nation.

Nachdem unſere Unterredung zu Ende war, wurde uns ein köſtliches Mahl vorgeſetzt, an welchem Niemand außer dem Profeſſor und mir Theil nahmen.

Der Aufenthalt ſchien Erſterem ſehr zuzuſagen und ich ſelbſt fand, daß man ein Paar Tage an dieſem reizenden Ort ſehr angenehm verleben könnte, vorzüglich weil mir die Prinzeſſin Tſching-Lai ſehr gefiel und ich mir noch manche intereſſante Unterhaltung mit ihr verſprach.

Es wurde alſo beſchloſſen, auf den Vorſchlag Tſching-Lai's, noch einige Tage bei ihm zu verweilen, einzugehen.

Auf den andern Tag wurde eine große Jagd beſchloſſen, welche natürlich auch die jungen Prinzen von Kaboul, welche an dieſem Tage eine Ausflucht zu einem befreundeten Radja in der Nähe gemacht hatten, mitmachen ſollten.

Den Kopf voll von den ſonderbarſten Einfällen und Phantaſien begab ich mich erſt ſpät am Abende zur Ruhe. Der Herr Profeſſor ſchien noch bis ſpät in die Nacht hinein eine Unterredung mit Tſching-Lai zu haben.

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Eine engliſche Sultanin. — Die Jagd. — Die Entführung.

Am andern Tage brachen wir wirklich zur Jagd auf. Die Prinzen von Kaboul waren ſchon ſehr früh am Morgen von ihrer kleinen Reiſe zurückgekehrt, ſie erkannten mich natürlich wieder und ſchienen ſehr erfreut zu ſein. Ich war der Meinung, daß Tſching-Lai's Gemahlin uns folgen würde, da ſie nicht ſelten mit dem Prinzen auf die Jagd ging, jedoch ſie blieb, da ſie nicht recht munter war, in ihrem Harem zurück. Der Profeſſor begleitete uns aber, und ich erkannte, daß er ein vortrefflicher Reiter war. Die Prinzen hielten ſich ſtets an meiner Seite, und namentlich ſchien der Aeltere die feſte Abſicht zu haben, die Unterhandlung, welche ich in Simla auf eine für ihn ſo unangenehme Weiſe abgebrochen hatte, wieder anzuknüpfen.

Meine Vermuthung beſtätigte ſich ſehr bald und er begann von Neuem in mich zu dringen, ihm den Preis zu nennen, mit dem er meine himmliſche Schönheit, wie er ſagte, erkaufen könnte.

Meine Lage hatte ſich allerdings jetzt weſentlich verändert.

Als ich mich damals in Simla auf den Scherz einließ, war ich Gattin, mußte mich wenigstens als solche betrachten, so unglücklich ich mich auch als solche fühlte. Jetzt aber hatte ich mit meinem Manne völlig gebrochen, denn der Entschluß stand bei mir fest, niemals wieder zu ihm zurück zu kehren, und doch konnte ich auch die Ueberzeugung haben, daß meine Mutter mich nicht aufnehmen würde. Das waren allerdings trostlose Aussichten für eine Frau ohne Vermögen, die an jeden Luxus des comfortablen Lebens gewöhnt war. Der Prinz von Kaboul bot mir nun Schätze die Fülle, und es wandelte mich die Lust an, in die Fußtapfen der Gemahlin Tsching-Lai's zu treten.

Vielleicht, so sagte ich mir, gelingt es Dir ebenfalls, den wilden Prinzen zu bekehren und zu civilisiren, und dann möchte das Leben einer Prinzessin von Kaboul kein unangenehmes sein. Wie wäre es, wenn Du es einmal versuchtest?

Das könnte aber ein sehr unglücklicher Versuch werden, antwortete ich mir dann; und wenn mir die Bekehrung des Prinzen nicht gelänge, wenn er seine indianische und ich meine europäische Natur nicht abstreifen wollte, könnte es eines schönen Morgens heißen:

Meine schöne Lola, Dein Kopf gehört mir.

Ich schauderte bei diesem Gedanken, denn ein seidenes Schnürchen oder eine scharfe gekrümmte Degenklinge sind keine angenehme Halsbänder.

Woran denkst Du? fragte mich der Prinz von Kaboul.

Ich denke an den Preis, welchen ich für mich von Dir begehren will, sagte ich lachend.

Nun, so fordere! So fordere! rief er leidenschaftlich.

Ich würde fordern, sagte ich — höre! Wenn ich auch

mit Dir gehen wollte, ich könnte mich niemals den Sitten des Harems fügen.

Wie willst Du leben? rief er voll Gluth.

Ganz wie ich jetzt lebe — frei!

Wie? Ich sollte Dich mit andern Männern verkehren lassen? —

Gewiß, ich will leben wie die Frau Tsching-Lai's.

Die Frau Tsching-Lai's, sagte der Prinz, die lebt wie ein Mann, sie lebt mit ihm wie Bruder und Bruder, so mag ich mit Dir nicht leben.

Und ich nicht anders mit Dir, versetzte ich, gab meinem Pferde die Sporen und galoppirte fort, um unsere Gesellschaft, hinter welcher wir ein gutes Stück zurückgeblieben waren, wieder zu erreichen.

Er folgte mir blitzschnell und holte mich auch bald ein.

Aber warum willst Du nicht in meinem Harem als meine erste Sultanin leben, fragte er, wo Du Herrin bist über alle meine Sklavinnen und Besitzerin aller meiner Schätze, wo Du gebieten kannst über Alles, was Dein Herz begehrt, und gepflegt wirst wie eine Rose des Paradieses?

Darnach sehne ich mich gar nicht, sagte ich zu ihm, ich mag unter keinen andern Bedingungen, als die, welche ich Dir gestellt habe, mit Dir ziehen.

Der Prinz wurde sehr nachdenklich, er schien in der That über meinen Vorschlag ernstlich nachzudenken.

Ich will es mir bis Morgen überlegen, sagte er darauf. Aber wenn ich dann auf Deine Bedingungen eingehe, wirst Du auch nicht zurücktreten?

Das wird sich finden, versetzte ich, ich behalte mir allerdings ebenfalls vor, meinen Entschluß noch einmal zu überlegen.

Der Prinz ſchien kein rechtes Vertrauen zu dieſem zu haben, denn er ſah ſehr niedergeſchlagen aus; doch hielt er mich diesmal nicht zurück, als ich wieder zu galoppiren anfing. Bald hatte ich die Geſellſchaft erreicht.

Na, da ſind Sie ja, rief der Profeſſor, mit dem Finger drohend. Ich habe ſchon geglaubt, daß Sie ſich von dem Prinzen entführen laſſen wollten.

Da haben Sie faſt recht vermuthet, rief ich lachend. Was meinen Sie dazu, Herr Profeſſor, der Prinz von Kaboul will mich durchaus kaufen.

Ja, ja, ſagte der Profeſſor ſehr ernſthaft, wenn er, was ich übrigens nicht bezweifle, einen guten Preis bietet!

Rathen Sie, daß ich einſchlagen ſoll?

Gewiß.

Wollten Sie in dem Falle mein Leib-Mammeluck werden? fragte ich, denn ohne einen ſehr treuen und muthigen Beſchützer möchte die Sache ſehr gefährlich werden.

Nicht ſo gefährlich, wie Sie denken, verſetzte er. Sie ſehen es an Tſching-Lai. Dieſer Prinz war wirklich ein Tiger. ich habe ihm mit dieſer Bezeichnung nicht Unrecht gethan, und doch iſt es meiner liebenswürdigen Landsmännin geglückt, ihn zu einem Lamm zu machen.

Hat die engliſche Armee und Diplomatie nicht auch das Ihrige dabei gethan? fragte ich zurück.

Allerdings läßt es ſich England ſehr angelegen ſein, dieſes herrliche, paradieſiſche Land gänzlich zu civiliſiren, aber was die Armee anbetrifft, ſo leiſtet uns eine kluge und hübſche Frau oft beſſere Dienſte als alle unſere Soldaten und Diplomaten.

Und welchen Ehrentitel würde ich von England empfan-

gen, fragte ich lachend, wenn ich mich der schwierigen Aufgabe unterzöge, den Prinzen von Kaboul zu bekehren?

Ich glaube, daß diese Sache sehr lohnend sein würde, versetzte er.

Nun, ich habe dem Prinzen die Bedingungen schon gestellt.

Und die sind, wenn ich fragen darf?

Er muß es mir gestatten, wie eine Europäerin in seinem Harem zu leben.

Der Professor lachte laut auf, als er das hörte.

Warum lachen Sie denn? fragte ich. Ich denke, daß Sie das als Gast eines Tsching-Lai's durchaus nicht befremden kann.

Sie irren sehr, wenn Sie glauben, daß meine Landsmännin, ehe sie den heroischen Entschluß faßte, seine Favoritin zu werden, ihm derlei Bedingungen gestellt hat. Kein indischer Prinz würde darauf eingehen, oder, wenn er es thäte, sie halten können. Allein durch ihre geistige Ueberlegenheit und Charakterenergie hat meine Landsmännin den Tsching-Lai fast zu einem Europäer umgewandelt.

Das ist viel, sagte ich, das traue ich mir nicht zu, ich verspüre wenigstens keine Lust, es auf eine Probe ankommen zu lassen.

Und warum nicht? Wenn es Ihnen nicht gelingt, so gehen Sie davon.

Und lasse meinen Kopf zurück, nicht wahr?

Ich übernehme es, Sie jeder Zeit zu befreien.

Wenn Sie nicht etwa inzwischen eine sehr interessante Baumart entdecken, die Sie erst studieren müssen.

Thut nichts, thut nichts, reine Liebe, das läßt sich Alles vereinigen. Eine schöne Frau befreien, eine merkwürdige

Pflanze beobachten, das ſind Dinge, die ſich nicht allzuſehr widerſprechen.

Ein Sonderling, wie faſt alle dieſe reiſenden Engländer, dachte ich, und brach das Geſpräch ab, da eben jetzt Tſching-Lai an uns heranſprengte und mit uns eine Unterhaltung begann.

Die Jagd war beendet und wir kehrten nach Tſching-Lai's Palaſt zurück. Bei einem köſtlichen Mahle ſtillten wir unſern Appetit, und der Tag verging unter angenehmen Scherzen und Spielen. Es war ſchon Mitternacht, als wir uns zur Ruhe begaben.

Ich ſchlief in einem Zimmer, das eine köſtliche Ausſicht nach Tſching-Lai's Garten eröffnete, und welcher in den majeſtätiſchen Wald auslief, in dem wir gejagt hatten. Ich weiß nicht, was mich ſo ſehr bewegte und unruhig machte, aber ich vermochte trotz meiner Müdigkeit nicht einzuſchlafen. Es war mir als mußte mir in dieſer Nacht etwas zuſtoßen, obwohl ich mir über dieſe meine Befürchtung keine Rechenſchaft zu geben vermochte. Endlich überwand mich die Müdigkeit und ich ſchlief ein. Die ſonderbarſten Träume umgaukelten mich. Bald kämpfte ich mit einem Tiger, bald mit einer Schlange, bald tanzte mir ein Affe auf dem Leib herum, bald war ich wieder auf der Jagd und ſah mich von dem Prinzen von Kaboul verfolgt, als mich eine plötzliche ſehr heftige Berührung aus meinem unruhigen Schlummer weckte.

Wer iſt da? rief ich mit ſchwerer Zunge.

St! St! rief eine Stimme, die ich nicht gleich erkennen konnte.

Wer da? Wer da? ſchrie ich noch lauter.

Aber das war auch Alles, was ich noch zu meiner Ver-

theidigung thun konnte. Ein großes Tuch wurde mir über den Kopf geworfen, ein Paar nervige Arme umschlangen mich, so wurde ich fortgetragen. Ich weiß nicht, auf welche Weise man in und aus dem Zimmer gelangt war. Ich fühlte nur noch, daß ich auf ein Pferd gehoben wurde, die Arme des Räubers umschlangen mich noch immer, so ging's im Galopp vorwärts.

Wohin? Und was hatte man mit mir vor?

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Im Walde.

Der Verſteck. — Kampf und Niederlage. — Ein Rath Tſching-Lai's. Das Verſprechen. — Ein gewagter Entſchluß.

Nachdem ich eine lange Strecke fortgeſchleppt worden war, wurde ich endlich im Dickicht eines Waldes zur Erde geſetzt, und ich gewann Muße meinen Entführer mir näher zu betrachten. Es war ein Indianer von rieſiger Größe und einem ſo ſtarken Körperbau, daß von meiner Seite an Widerſtand nicht zu denken war. Ich wollte daher vor Allem wiſſen, was man mit mir vor hatte, und dann mit der einzigen Waffe, die mir dieſem Menſchen gegenüber zu Gebote ſtand, der Liſt, mein Heil verſuchen.

Warum haſt Du mich aus meiner Ruhe geſtört? fragte ich den Indianer.

Es iſt mir ſo befohlen, verſetzte er.

Und wer iſt Dein Herr, der Dir ſolches befohlen hat?

Er wird bald hier ſein.

Hier? — Alſo hier ſollſt Du ihn erwarten? Iſt es der Prinz von Kaboul?

Der iſt es.

Nun gut, sagte ich, so werde ich indessen weiter schlafen, bis er kömmt. Wirst Du hier Wache halten?

Ich werde Dich beschützen gegen alles Ueble, was Dir begegnen könnte, versetzte der Indianer.

Ist der Wald noch tief und lang? fragte ich.

Eine halbe Stunde gegen Mittag, vier Stunden gegen Morgen.

Wir sind also vier Stunden von der Wohnung Tsching-Lai's entfernt?

So ist es.

Ich legte mich nun auf den Rasen nieder und sann hin und her. Meine Situation war eben nicht angenehm, denn wenn mich einmal der wilde Prinz in seiner Gewalt hatte, so war wenig Hoffnung für mich da. Dennoch war an ein Entrinnen nicht zu denken. Diese Indianer sind noch schlimmer als die Jagdhunde, wen sie verfolgen, der wird ihnen nur schwer entrinnen. Aber ich wollte den Versuch machen und es auf einen glücklichen, rettenden Zufall ankommen lassen. Für den Fall des Mißlingens traf ich meine Vorsichtsmaßregeln.

Ich holte mein Notizbuch hervor und schrieb auf alle Blätter, die ich noch vorräthig hatte:

„Lola Montez, von dem ältern Prinzen von Kaboul aus der Wohnung Tsching-Lai's entführt, hofft, daß Diejenigen, welche sie suchen, alles Mögliche zu ihrer Rettung aufbieten werden."

Einen solchen Zettel heftete ich an den Baum an, unter welchem ich jetzt lag, die übrigen hielt ich in Bereitschaft.

Dann legte ich mich nieder

Der Indianer setzte sich etwas entfernt von mir ebenfalls nieder und summte ein Liedchen.

Ich glaube, ich höre jetzt Stimmen, ſagte ich zu ihm nach einer Pauſe.

Er horchte auf.

Ich höre nichts, ſagte er dann ruhig.

Ich habe großen Durſt, kannſt Du mir nichts zu trinken ſchaffen? fragte ich nach einer Pauſe den unbeweglichen Cerberus.

Die Blätter über Deinem Haupte ſind angefüllt mit Waſſer, ſagte er, trinke.

Für einen Durſtigen war allerdings genug Waſſer oder Thau in den großen zuſammengerollten Blättern, aber ich wollte nicht trinken, ſondern meinen Wächter entfernen. Ich trank, um ihn nicht argwöhniſch zu machen, ließ dann abermals eine kleine Pauſe verſtreichen und ſagte dann:

Ich möchte auch gern etwas eſſen, Du wirſt mir eine Ananas pflücken.

Der Indianer erhob ſich. Es ſtanden genug Ananasbäume in dem Walde, aber glücklicher Weiſe war keiner in der nächſten Nähe. Er entfernte ſich und ich benutzte dieſe Zeit. Schnell erhob ich mich, lief einige Schritte zurück und kletterte auf den höchſten Wipfel eines Baumes, deſſen blätterreiche Krone mich völlig einhüllte.

Ich hatte das Klettern, welches ich in meiner Kindheit ſo gut verſtand, noch nicht verlernt. Schnell wie ein Eichkätzchen war ich hinaufgekommen und ſah mich in meiner luftigen Wohnung von einigen Affen umgeben, die mich ganz befremdet anglotzten und mir Fratzen ſchnitten. Sie ſchienen nicht recht einig darüber, ob ich einer ihres Gleichen oder ein anderes, ihnen feindlich geſinntes Geſchöpf ſei.

Um ihnen die letztere Meinung zu benehmen und ihre Freundſchaft zu erlangen, ſchnitt ich ihnen die freundlichſten

Grimaſſen und trieb allerhand Kurzweil mit ihnen. Nach und nach wurden ſie zutraulich, ja ſogar zudringlich, und forderten mich immerfort zu neuen Spielen auf.

Indeſſen kam mein Indianer mit ſeiner Ananas zurück und machte ein pudelnärriſches Geſicht, als er mich nicht mehr vorfand. Er fluchte ganz entſetzlich und rief nach mir. Dann ſchien er eine Weile aufzuhorchen, um vielleicht den Hall meiner Fußtritte zu hören. Endlich lief er nach der Richtung zu, von der wir hergekommen waren.

Lauf Du nur zu, dachte ich, und liebkoſte vergnügt den Affen, der mir jetzt eben auf den Schooß ſprang und mit meinem Kleide ſpielte.

Ich konnte nun weiter nichts thun, als vorläufig ruhig in meinem Verſtecke zu verharren und das Ende meines Abenteuers abzuwarten. Denn an Flucht war noch nicht zu denken, ich wäre ſicher meinem Verfolger in die Arme gerannt. Auf der andern Seite war aber das Ende meiner gefährlichen Situation gar nicht abzuſehen.

Das, was ſich jetzt ereignete, ſchnitt mir indeſſen alle meine Reflexionen über meine Lage ab.

Ich hörte Tritte, und bald ſah ich den Prinzen von Kaboul mit mehreren Indianern ſich der Stelle nähern, wo ich im Verſtecke ſaß. Der arme Teufel, welcher mich entführt hatte, befand ſich in der Mitte zweier Indianer. Es war das Schlimmſte zu fürchten. Der Prinz von Kaboul ſah mehr traurig als zornig aus und warf ſpähende Blicke nach allen Seiten hin. In dieſem Momente führte ein unglücklicher Zufall zu meiner Entdeckung. Die Zudringlichkeit der Affen wurde nämlich ſo unausſteblich, daß ich, in Zorn gebracht, dem einen mit einem abgebrochenen Zweige einen derben Hieb überzog. Der Affe war weit entfernt, ſich hierfür freundſchaft-

lich zu bedanken, er biß mir vielmehr dergestalt in den Arm, daß ich laut aufschrie. Der Prinz von Kaboul war der Erste, welcher meine Stimme hörte, seine Blicke fielen jetzt auf die Blätterkrone, welche mich umhüllt, und sofort beauftragte er einen seiner Indianer, den Baum hinauf zu klettern und ihn zu untersuchen. Es währte nicht lange, so glotzte mich ein häßliches bronzenes Gesicht an, und mit lauter Stimme schrie er dem Prinzen zu:

Zwei Affen und noch ein Wesen, das kein Affe ist.

Bringe es herunter! befahl der Prinz.

Ich war entschlossen, mich auf das Aeußerste zu vertheidigen, und forderte die Affen auf, mir ritterlich beizustehen.

Sag' Deinem Herrn, rief ich dem Indianer zu, daß er unverantwortlich gegen mich handelt, und daß ich die Rache seines Brahma auf ihn herabrufen würde, wenn er von seinem schlechten Beginnen nicht abstände.

Sag' ihm das selbst, versetzte der Indianer trocken und suchte mich bei den Beinen zu packen. Ich war oben und hatte allerdings hierdurch einigen Vortheil über ihn, da mir aber jede Waffe fehlte, so wurde der Kampf dennoch sehr ungleich. Ich packte in meiner Verzweiflung einen der Affen, die mehr Neigung für den Indianer als für mich zu haben schienen, und schleuderte ihn auf den Indianer. Ebenso machte ich es mit dem zweiten. Aber Alles, was ich hierdurch erlangte, war ein kleiner Aufschub. Der Indianer entledigte sich bald der Affen und packte mich so derb bei den Beinen, daß er mich sicher in zwei Hälften gerissen hätte, würde ich mit meinen Armen den Baum noch länger umklammert gehalten haben. Ich ließ nach, der Indianer nahm mich unter seinen Arm und ließ sich mit dem andern allgemach zur Erde nieder.

Der Prinz von Kaboul trat mit einem freudigen Ausrufe an mich heran.

Tochter der Sonne, rief er, warum entfliehst Du Deinem Freunde und verbirgst Dich vor Denen, die Dich wie eine Göttin ehren?

Prinz, sagte ich zornig, woher hast Du den Muth, Dich meinen Freund zu nennen? Ist das Freundschaft, eine Frau mitten in der Nacht von dem Lager, auf welchem sie sich wehrlos der Ruhe hingiebt, aus dem Hause, welchem sie sich vertrauungsvoll der Gastfreundschaft übergeben hatte, zu entführen?

Der Prinz wurde stutzig, als ich ihn so anredete. Aber er faßte sich bald wieder und ergriff meine Hand.

Du zürnst mir allerdings nicht mit Unrecht, sagte er, aber beruhige Dich. Es soll Dir nichts geschehen, was Dir mißfällig ist. Ich will Dir einen Vorschlag machen. Höre! Ich weiß, daß die Frauen Deiner Nation und des Abendlandes andern Sitten huldigen, daß sie neben dem Manne stehen, nicht unter ihm, und daß nur Eine Frau sich zu Einem Manne gesellt. Unser Freund Tsching-Lai hat auch eine Favoritin aus Deiner Nation, und ich habe ihn gestern ausführlich darum befragt, und er hat mir gestanden, daß er recht zufrieden lebe, und daß er zu der Erkenntniß gekommen ist, daß Brahma sein jetziges Leben mit wohlgefälligeren Augen betrachten müßte, als sein früheres. Er hat sich seine Sultanin auch geraubt, und sie lebt dennoch glücklich bei ihm und beklagt sich nicht, und er rieth mir, es ihm nachzumachen. Das leuchtete mir ein, und ich that, was ich gethan habe. Willst Du nun, Tochter des Paradieses, mir folgen, und den Versuch mit mir machen, ob Du bei mir so glücklich sein wirst, wie die Blume, welche Tsching-Lai in seinem Harem pflegt?

Und wenn ich nun „Nein" ſagte, verſetzte ich nach kurzer Ueberlegung, würdeſt Du mich zu Tſching-Lai zurückführen?

Ich werde Dich dann zurückführen, ſagte er mit geſenktem Haupte.

Nun, wohlan denn, Prinz! fuhr ich nach einer kleinen Pauſe fort; ich will Dir nach Deiner Reſidenz und in Deine Wohnung folgen, aber nur unter der Bedingung, daß Du mich als Deine Freundin, nicht als Deine Favoritin betrachteſt. Ich will Dein Gaſt ſein, ſo lange es mir gefällt, und umkehren, wann es mir gefällt. Kurz, ich will mein eigner Herr bleiben und kein Menſch ſoll mich in meinen Handlungen beſchränken dürfen. Biſt Du damit zufrieden?

Topp! rief der Prinz vergnügt und reichte mir ſeine Rechte.

Ich habe Dein Wort und vertraue Dir, ſagte ich, ihm die Hand reichend.

Der Prinz legte ſeine Hand auf's Herz zur Beſtärkung ſeiner Worte, dann rief er ein Paar Indianer herbei, welche eine Tragbahre, aus Baumzweigen künſtlich geflochten, bei ſich führten. Ich ſetzte mich hinein. Ein Paar Indianer gingen voraus und ebneten uns den Weg, bis wir wieder auf die Landſtraße kamen. Hier wurde der Prinz von ſeinem ganzen Gefolge erwartet. Ein köſtlicher Palankin ſtand für mich bereit. Ich ſetzte mich hinein, und hatte nun, mir ſelbſt wieder überlaſſen, Muße genug über meine ſonderbare Lage nachzudenken.

Alſo Prinzeſſin von Kaboul, wenn ich will? ſagte ich zu mir. Es muß doch gar nicht übel ſein, Macht über Land und Leute zu beſitzen. Ja, wenn man eben nicht befürchten müßte, nur eine Harem-Prinzeſſin zu werden. Tſching-Lai hat einen ganz andern Charakter, als der Prinz von Kaboul. Was

würde ich als Prinzessin von Kaboul sein? — Eine Herrscherin oder ein nichtiges Spielzeug?

Diese Gedanken gingen mir durch den Kopf, bis mich endlich die Müdigkeit übermannte und ich einschlief. Allerlei phantastische Träume umgaukelten mich. Bald saß ich als Prinzessin im morgenländischen Kostüm im Harem des Prinzen von Kaboul, bald auf einem europäischen Fürstenthrone, und es war mir als riefe mir eine Stimme aus dem Himmel zu:

Du mußt gebieten!

Das sind Menschenträume. Die arme, verlassene und unglückliche Lola konnte noch träumen Gebieterin zu sein, während sie in Gefahr stand die Sklavin eines Wilden zu werden.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Civiliſationsverſuche.

Indianer und Engländer. — Chriſtus und Brahma. — Der Fürſt von Maratta und ſeine ſiebenundvierzig verbrannte Frauen.

Als ich erwachte, ſtand der Prinz von Kaboul an meinem Palankin, und forderte mich auf, auszuſteigen und einige Erfriſchung einzunehmen. Wir waren bei einer Station, und ich hatte in der That darnach Verlangen, mich ein wenig zu reſtauriren. Dabei fiel mir ein, daß ich hier wohl den Anfang mit meinen Verſuchen, den Prinzen zu civiliſiren, machen könnte. Ich forderte ihn alſo ohne Umſchweife auf, mit mir in Gemeinſchaft das Frühſtück einzunehmen, womit er mir einen großen Gefallen erweiſen würde. Giebt er Dir hierin nach, ſo dachte ich, ſo iſt es ein gutes Omen für ſpätere Verſuche.

Ich hatte die Freude, daß er mir nach einigem inneren Widerſtreben nachgab.

Nachdem mir dieſes gelungen war, fuhr ich fort, ihn in unſere europäiſchen Sitten einzuweihen. Er hörte meine Mittheilung mit großem Intereſſe und aufmerkſam an, und ſprach den Wunſch aus, Europa zu bereiſen, und namentlich die

Städte Paris und London zu beſuchen, und fragte mich, ob ich ihn wohl auf dieſen Reiſen begleiten würde.

Ich hatte nichts dagegen, und auf ſeinen Wunſch machte ich ihm eine Beſchreibung von dieſen beiden Weltſtädten, welche das Verlangen, ſie zu beſuchen, bei ihm noch vergrößerten.

Ich hob namentlich bei meinen Mittheilungen das Leben der europäiſchen Frauen hervor, und ſeine Fragen waren in dieſer Beziehung oft ſehr naiv, daß ich nicht umhin konnte, darüber laut aufzulachen.

Wenn Eure Könige und Prinzen auch nur Eine Frau haben, ſo halten ſie doch wohl wenigſtens für dieſe Sklavinnen in ihrem Harem?

Unſere Fürſten, ſagte ich, haben weder Sklavinnen noch Harem. Sie leben mit ihren Frauen gewiſſermaßen wie zwei gleich berechtigte, vollkommen ebenbürtige Weſen in ihrem Palaſte zuſammen. Die Fürſten ſind von Herren, welche hohe Würden bekleiden, und die Prinzeſſinnen von großen Damen umgeben.

Und dieſe große Herren und Damen ſind keine Sklaven, die der Fürſt prügeln oder tödten kann?

Die Sklaverei iſt bei uns nicht erlaubt. Jeder Menſch, ſelbſt der Aermſte, Niedrigſte iſt frei, weil ihn Gott ſo erſchaffen hat, einen Menſchen wie den andern. Wer, und wäre es ſelbſt der Höchſtſtehende, einem Menſchen ſeine Freiheit rauben oder nur ſeinen Willen gewaltthätig unterdrücken wollte, würde ſchwere Strafe erdulden. So kann auch der König ſelbſt ſeine Bedienten höchſtens aus ihren Aemtern entfernen, nie aber an ihrer Freiheit beſtrafen, wenn ſie ſich nicht ſchwer gegen die Geſetze vergangen haben. In dieſem Falle iſt es

aber Sache des Richters, Schuld oder Unschuld des Angeklagten zu untersuchen. Der Fürst kann nur begnadigen, nicht strafen.

Aber wer wird Eure Könige daran hindern, wenn sie es dennoch thun wollen?

Diese Frage brachte mich in nicht geringe Verlegenheit. Ich wollte einen wilden Prinzen eben in unserm constitutionellen Mechanismus unterrichten, und schon legte er mir eine Frage vor, auf die ich ihm eigentlich, wenn ich wahr sein wollte, antworten mußte:

Wenn die Fürsten bei uns den Willen haben, ungerecht und grausam zu sein, d. h. die Gesetze zu übertreten, kann sie allerdings nur Derjenige daran hindern, welcher mehr Macht hat als sie.

Der Prinz hätte mich dann gewiß gefragt:

Und wer hat bei Euch mehr Macht als die Fürsten?

Die Republikaner wären gar bald mit ihrer Antwort fertig gewesen, sie würden nicht ermangelt haben zu sagen:

Die Revolution!

Ich aber hätte mich wohl gehütet, dem Prinzen eine solche Antwort zu geben. Die Revolution! — Als wäre sie etwas anderes als das Unrecht Aller gegen das Unrecht eines Einzigen!

Du giebst mir auf meine Frage keine Antwort, sagte der Prinz.

Du frägst, wer die Fürsten daran hindern wollte oder könnte, das zu thun, was die Gesetze ihnen verbieten? — Laß mich Dir mit einer Frage antworten: Wer hat Dich bis jetzt gehindert, gegen die Gesetze Deines Landes zu verstoßen?

Nun, die Sitte, sagte er, der von unsern Vätern ererbte Sinn für Recht und Unrecht, die Religion.

Gerade so ist es auch bei uns, versetzte ich, die Sitte und

Religion hat bei uns die Sklaverei verdammt, dem weiblichen Geschlechte eine andere Stellung angewiesen als bei Euch. Die Religion und die Sitte beschränken auch unsere Fürsten in ihren Handlungen.

Wie kommt es doch, fragte der Prinz mit einer sehr nachdenkenden Miene, daß das, was unsere Religion heiligt, die Eure verbietet?

Weil Christus ein größerer Gott als Brahma ist, antwortete ich dreist.

Das sagt Ihr immer, Ihr Europäer, rief der Prinz, und doch seid Ihr nicht besser als wir!

Dieser Ausruf des wilden Prinzen frappirte mich ungemein, und soll ich die Wahrheit gestehen, ich konnte ihm nicht ganz Unrecht geben. Was haben z. B. die Engländer gethan, um den Indiern Achtung vor ihrer Religion, vor ihrem Gotte einzuflößen? — Geht man die Annalen der Geschichte von dem Augenblick, da sie sich in Indien festsetzten, bis auf die Gegenwart durch, so wird man sie angefüllt mit Ungerechtigkeiten sehen. Unter der schändlichen und heuchlerischen Maske der Humanität und Civilisation haben sie ein freies, sanftes, liebenswürdiges und tugendhaftes Volk zu ihrem Sklaven gemacht, und das Raffinement, welches sie die Frechheit haben, „Civilisation" zu nennen, hat nichts anderes erzielt und erzielen wollen, als ein Volk, welches die Natur so reich gesegnet hat, auszubeuten und ihm den Segen des Herrn zum Fluche umzuwandeln. Ob die Indier den Brahma anbeten oder irgend einen Fetisch verehren, das ist ihren Unterdrückern eigentlich gleichgültig. Gebieter, Herren über sie zu sein, sich in den ungestörten und unangefochtenen Besitz ihres schönen und reichen Landes zu setzen, ihrem raffinirten Luxus zu fröhnen, die Mittel zu schöpfen, um die ungeheuren Steuern und Zin-

ſen ihrer Staatsſchuld im Mutterlande zu decken, das iſt es, worauf es ihnen überall ankommt. Wo man das Chriſtenthum predigt, da geſchieht es, um die wilde kräftige Natur zu zähmen und zu bändigen, und um ſie nach europäiſcher Art beſſer regieren zu können. Ich bin aber überzeugt, daß ſich dieſe frommen und ſittenreinen Indier beſſer ſo wie ſie ſind regieren laſſen, als die ſtolze und aufgeblähte Bourgepiſſe in Frankreich und in England, als das von ihrem Luxus und ihrem Afterdünkel angeſteckte Volk.

Dieſe Betrachtungen, welche mir ſchwer auf die Seele fielen, gaben meinem Entſchluß, es der Favoritin des Tſching-Lai nachzumachen, eine ganz andere Richtung. Ich ſehe nicht ein, ſagte ich mir, welches Intereſſe ich daran habe, den wilden Prinzen für die Engländer zu civiliſiren und ihrem Schachergeiſt eine neue Stütze zu ſchaffen. Der Prinz gefällt mir gerade ſo wie er iſt, mit Ausnahme ſeines Harems und ſeiner Vielweiberei. Nur darin werde ich ihn zu verbeſſern ſuchen. Ich will ihn civiliſiren, aber für mich allein. Das iſt in der That ein lockender Plan. Gelingt er mir, nun gut, dann iſt es doch immer ſchon etwas, Prinzeſſin von Kaboul zu ſein, und als ſolche werde ich ſicher eine andere Politik befolgen, als die Prinzeſſin Tſching-Lai. Wir werden das Joch Englands abſchütteln, wir werden uns nicht mehr von ihnen bei der Naſe herumziehen laſſen. Mein wilder Prinz wird ſich als Held zeigen und ich an ſeiner Seite kämpfen.

Wir Frauen haben doch eigenthümliche Momente in unſerem Leben. Wenn wir uns einmal entſchließen, einen Mann lieben zu wollen, dann ſind wir im Stande, Alles aus ihm zu machen, natürlich nur in der Phantaſie. Das weibliche Herz, das ſich mit ſeiner Liebe oder ſeiner Neigung ſchmeicheln will, welches, je unerklärlicher ihm dieſe iſt, jemehr das Be-

dürfniß fühlt, den Gegenstand seiner Neigung mit einem gewissen Nimbus zu umgeben, ist erfinderisch an Combinationen, welche ihm den geliebten Gegenstand oft zu einem ganz anderen Wesen machen, als er ist. Daher kommt es, daß die Liebe so oft allen denen als die größte Thorheit erscheint, welche eben keine Neigung zu diesem Gegenstande falscher Vergötterung haben.

Ich war also entschlossen, meinen Prinzen für mich ganz allein zu civilisiren, und ich fuhr während unserer Reise in meinen Versuchen fort, die einen sehr guten Boden fanden. Freilich war es bis jetzt noch bloße Theorie, und es mußte sich erst ausweisen, ob der Prinz auch in der Praxis bestehen würde.

Nach einigen Tagereisen kamen wir nach der Stadt Padna, woselbst der Prinz einen befreundeten Radja besuchen wollte. Aber er war am Tage zuvor gestorben. — Wir hörten, viele Schritte von seinem Palaste entfernt, schon das Geheul der Klageweiber. Der Prinz wollte dem Leichenbegängnisse mit beiwohnen, und wir wurden von dem Sohne des verstorbenen Radja auf das Freundlichste aufgenommen. Aber der Aufenthalt wurde mir durch das unausstehliche und widrige Geschrei der Frauen, welches Tag und Nacht währte, sehr verleidet. Die Ceremonie des Begräbnisses selbst hatte aber dafür nicht das Schauerliche, welches in früherer Zeit und selbst noch heute bei Begräbnissen indischer Fürsten vorkommt. Ich meine die Verbrennung der Weiber. Die Engländer, das muß man gestehen, haben sich die größte Mühe gegeben, diese schreckliche Unsitte völlig auszurotten. Aber es ist Ihnen bis jetzt noch nicht vollkommen gelungen, und man hört bei dem Tode größerer indischer Fürsten von der oft wirklich freiwilligen Verbrennung der Weiber. Man ist in Europa gewöhnt, diese Handlung als einen Heroismus zu betrachten und zu bewun-

dern. Es ist aber nichts als Fanatismus, und oft genug ergreift die unglücklichen Frauen, sobald sie die Flammen berührt haben, die fürchterlichste Verzweiflung. Die fürchterlichste Scene, welche die indischen Annalen in dieser Beziehung kennen, hat sich bei dem Tode eines Fürsten von Maratta ereignet. Die Fürsten dieses Landes waren bekanntlich den Engländern früher sehr gefährlich und die mächtigsten und kriegerischsten in Indien. Die Intriguen, welche die Engländer spielten, um die Macht dieser Fürsten zu brechen, würde eine Chronica scandalosa der Diplomatie abgeben, wie sie die Geschichte keines andern Volkes vielleicht aufzuweisen hat. In diesem Lande der Maratten starb ein achtzigjähriger Fürst, und mit seiner Leiche sollen nicht weniger als sieben und vierzig Frauen lebendig verbrannt worden sein. Die Ceremonien bei seiner Leichenfeierlichkeit waren folgende:

Außerhalb der Stadt war eine tiefe, zirkelrunde Grube verfertigt worden. Mitten in derselben stand ein hoher hölzerner Pfahl, auf dessen Spitze ein reich verzierter Kasten angebracht war, in welchem der verstorbene Fürst in seinem größten Staate lag. Nachdem die Braminen ihre Gebete und Segnungen verrichtet hatten, wurde der Pfahl angezündet und die unglücklichen Frauen, reich mit Edelsteinen und Blumen geschmückt, näherten sich, Todtenlieder singend, in einem feierlichen Zuge. Sie gingen nun so lange um den Rand der Grube, bis das Bette mit der Leiche von den Flammen ergriffen und herunter gestürzt war. Die Favoritin des verstorbenen Fürsten, welche dessen Schwert in ihrer Hand trug, reichte es dem Nachfolger mit folgenden Worten hin:

Nimm hin dieses Schwert, mit welchem der verstorbene Herrscher, mein jetzt im Paradiese einherwandelnde Herr und Gebieter, über seine Feinde triumphirt hat. Bewahre es wie

eine theure Reliquie, verdirb, vertilge damit Deine Feinde, wie er es gethan, aber hüte Dich, es jemals mit dem Blute Deiner Unterthanen zu beflecken. Herrsche als Vater, wie er geherrscht hat, und Du wirst glücklich und lange leben wie er, und erst spät, wie er, Dein ruhmvolles Leben beschließen. Da er nicht mehr ist, mag auch ich nicht länger in der Welt bleiben. Meine einzige Sehnsucht ist, ihm zu folgen.

Nachdem sie diese Worte gesprochen, überreichte sie das Schwert dem neuen Fürsten, welcher durchaus nicht gerührt schien und wenig Theilnahme für das Geschick der Fürstin zeigte. Diese schien zuerst selbst sehr gefaßt zu sein. Eine ihrer Dienerinnen, eine Christin, hatte oft mit ihr über Religion gesprochen, aber sie hatte nie den mindesten Eindruck auf sie machen und sie von ihrem Götzendienst abziehen können. Jetzt mochte ihr wohl Manches von diesen Unterredungen einfallen, denn mit einem Blick voll Verzweiflung schrie sie, als sie sich dem Feuer näherte:

Ach! Muß so alle menschliche Glückseligkeit enden? Und ich soll mich mitten in diese furchtbaren Flammen stürzen!

Entsetzen und Angst malte sich in ihren Zügen, dann aber suchte sie sich zu fassen, heftete ihre Blicke fest auf den brennenden Pfahl, rief ihre Götter an und stürzte in das Flammenmeer.

Die zweite Frau war die Schwester eines Prinzen, der bei diesem entsetzlichen Opfer zugegen war. Sie näherte sich ihrem Bruder und gab ihm die Juwelen, womit sie geschmückt war. Der Schmerz übermannte ihn, er brach in Thränen aus und umarmte krampfhaft seine unglückliche Schwester. Sie hingegen blieb unbewegt, rang sich von ihm los und sah bald den Pfahl, bald die ihn Umstehenden an. Mit dem lauten Rufe: Chiva! Chiva! (der Name eines ihrer Götzen)

ſprang ſie in die Glut. Ihr folgten nun Eine nach der Andern. Einige gefaßt, aber die Mehrzahl voll Angſt und Verzweiflung. Eine von ihnen lief zu einem chriſtlichen Soldaten, den ſie unter der Wache gewahr wurde, umklammerte ihn, und bat ihn, ſie zu retten. — Doch mitleidslos ſtieß ſie dieſer Abtrünnige mit ſolcher Gewalt von ſich, daß ſie in die Grube und in die Flammen fiel. Dieſe Gräuelthat ſoll ihn aber gleich darauf mit ſolchen Gewiſſensbiſſen erfüllt haben, daß er darüber in ein heftiges Fieber verfiel und daran verſtarb.

Viele der Frauen zeigten anfänglich die größte Seelenruhe, aber wenn ſie dem Pfahle ſo nahe kamen, daß ſie die Glut anhauchte, geriethen ſie in die ſchrecklichſte Angſt und wollten wieder umkehren. Dann aber wurden ſie von der Wache mit Stößen wieder zurückgetrieben, und ſo ſtürzte Eine über die Andere in das Feuer. Den Tag darauf ſammelten die Braminen die Knochen und verſenkten ſie in den See. Der Stumpf des Pfahls, der in die Erde geſenkt und vom Feuer nicht verzehrt war, wurde abgehauen und auf dem Platz ein Tempel errichtet. Der verſtorbene Fürſt und ſeine verbrannten Frauen wurden nun unter die Zahl der Götter und Göttinnen verſetzt.

Jetzt kommen, wie geſagt, dergleichen entſetzliche Auto-da-fés nur ſelten vor, und bei dem Begräbniſſe des Radja von Padna hatten ſeine Weiber nichts Anderes zu thun, als zu ſchreien und ſich das Haar auszuraufen.

Ich fand unter dieſen heulenden und ſcheinbar verzweifelnden Frauen auch eine Chriſtin, welche ſich mir näherte und mir in engliſcher Sprache in's Ohr raunte, daß ſie ſich ſehr unglücklich fühle, und nach einem Auswege ſuche, dem Elend, welches ihr bevorſtehe, zu entkommen. Da ich wußte, daß der Prinz von Kaboul bei dem Sohne des verſtorbenen Radja

übernachten wollte, so ersuchte ich diesen, mich diese Nacht in Gesellschaft der Christin zubringen zu lassen, was er mir auch gern gestattete.

Die Unglückliche umarmte mich vor Freuden, als ich ihr die angenehme Mittheilung machte.

O, endlich, rief sie, sendet mir Gott ein Wesen, vor dem ich mein Herz ohne Scheu ausschütten kann!

Ich war in der That neugierig, die nähere Mittheilung der Frau zu hören. Im Begriffe, einem wilden Prinzen unter dessen Dach zu folgen, mußte mir jeder Aufschluß über das Leben in einem Harem von Interesse sein.

So erwartete ich voll Ungeduld die Nacht.

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Die Flucht aus dem Harem.

Das Roſenbuſch. — Gefährliche Situation. — Das Attentat.

Ich verbrachte den Reſt des Tages in dem ſchönen Garten des Radja.

Der junge Radja, welcher kaum 21 Jahr alt war, hatte nicht deſtoweniger Sorge getragen, ſeinen Harem ſo ſchnell wie nur irgend möglich nach ſeinem Geſchmacke einzurichten. Die Pietät für ſeinen verſtorbenen Vater ſchien eben nicht ſehr bedeutend zu ſein, denn bald nach deſſen Begräbniſſe war er ſehr munter und aufgeräumt. Als er von ſeinem Freunde, dem Prinzen von Kaboul hörte, daß ich ihn nach ſeinem Lande begleiten wollte, ſah er mich ganz eigenthümlich an, dann rief er lachend:

Ei, ei, mein Freund, welch eine ſchöne Blume entführſt Du mir da?

Ich Dir? rief der Prinz von Kaboul.

Meinſt Du nicht, ſagte der Radja, daß ohne Deine Dazwiſchenkunft dieſe Herrlichſte ihres Geſchlechts mein Eigenthum geworden wäre? O gewiß. Ich habe meine Leute ausgeſandt, mir die ſchönſten Weiber, welche Indien beſitzt, zuzuführen,

und ſicher würden ſie auch Deine Schöne gefunden und hierher gebracht haben.

Nun, ſo frag' doch meine Schöne, rief der Prinz von Kaboul nicht ohne Eiferſucht, ob ſie bei Dir bleiben will?

Und wenn ſie wollte?

So frag' doch, frag' doch! rief der Prinz.

Der junge Radja wandte ſich nun wirklich an mich und fragte: Schönſte der Schönen, Tochter des Ebens, würdeſt Du den Prinzen von Kaboul gern mit mir vertauſchen, wenn Dir dies frei ſtände?

Und wer darf mich daran hindern, wenn ich es wollte? verſetzte ich, und machte ein ſehr ernſtes Geſicht.

Wer Dich hindern darf? — Biſt Du nicht das Eigenthum des Prinzen?

Radja, ſagte ich zu dem jungen Mann, wenn der Prinz mir alle ſeine Schätze, wenn er mir ganz Indien bietet, würde ich ſelbſt für dieſen Preis ſein Eigenthum nicht werden können. Wir europäiſche Frauen werden nur Sklavinnen um einen Preis, und es kommt ſehr oft im Leben vor, daß Derjenige am wenigſten vermögend iſt dieſen Preis zu bezahlen, welcher ihn anbietet.

Und worin beſteht dieſer Preis? fragte der Radja.

Weder in funkelnden Schätzen, noch in funkelnden Worten, verſetzte ich. Wenn wir europäiſche Frauen Sklavinnen eines Mannes werden, ſo iſt die Liebe der Preis, welchen die Männer bezahlen.

Und dieſen Preis ſollten wir Dir nicht bieten können? fragte der Radja mit funkelnden Augen, als wollte er mir bei meiner Ungläubigkeit den Beweis aufdringen.

Gewiß nicht, verſetzte ich, in Eurem Lande giebt es keine Liebe —

O, o, rief der Radja lachend, frage doch die Favoritin meines Vaters.

Die Liebe, ſagte ich, macht das Weib nicht mehr zur Sklavin des Mannes, als den Mann zum Sklaven des Weibes. Das liebende Weib giebt eine Seele fort und will eine Seele ganz und ungetheilt dafür wieder empfangen. Nennt Ihr das Liebe, wenn Ihr Eure Schönen in den Harem einſperrt, und ihnen Alles das verſagt, was Euch das Leben angenehm und paradieſiſch macht!? Seht, das iſt eine Liebe, wie man ſie in Europa gegen die ſchöngefiederten Vögel dieſes Landes ausübt. Man ſperrt ſie in den Käfig, man füttert ſie, man liebkoſt ſie, man ſpielt mit ihnen, man erlaubt ihnen auch zu ſingen — Alles dieſes etwa zu der armen Vögel Unterhaltung und Vergnügen? — Behüte, es geſchieht um den Beſitzer des Vogels ganz allein durch dieſen Beſitz zu erfreuen.

So, Prinzen, macht Ihr es mit Euren Weibern.

Und dennoch folgſt Du meinem Freunde? fragte mich der Radja.

Nun, was iſt dabei? — Ich folge ihm, aber ich habe mich ihm nicht verkauft. Ich werde der Gaſt des Prinzen ſein, wie ich Dein Gaſt bin.

Indeß war der Abend herangebrochen und ich ſchützte große Müdigkeit vor, um mich zurückzuziehen und mit der unglücklichen Frau des verſtorbenen Radja ſprechen zu können. Dieſe erwartete mich ſchon längſt, und als ſie mich eintreten ſah, fiel ſie an meine Bruſt und weinte bitterlich.

Sie erzählte mir in Kürze ihre Geſchichte.

Als ein armes Mädchen hatte ſie England verlaſſen, dann einen ſehr reichen Mann in Calcutta geheirathet, der ſie indeß auf eine ſo rohe und empörende Weiſe behandelte, daß ſie ihm entfloh. Auf ihren Irrfahrten wurde ſie mit dem ver-

ſtorbenen Radja bekannt, welcher ſie in ſeinen Harem aufnahm. So ſuchte die freie Engländerin in der Sklaverei des Harems ein Aſyl. Merkwürdiger Widerſpruch eines Menſchengeſchicks! — Und war ich nicht nahe daran einem gleichen Geſchicke zu verfallen? — In ihrem goldenen Käfig fühlte ſich die Unglückliche natürlich eben ſo wenig wohl, wie unter den Fäuſten ihres rohen Mannes, und jetzt, da der alte Radja geſtorben war, erwartete ſie noch ein viel traurigeres Geſchick.

Als die Arme ausgeſprochen hatte, ſagte ich entſchloſſen: Meine Liebe, Sie müſſen fliehen, das iſt der einzige Ausweg.

Fliehen! rief ſie. Ach Gott, das iſt ganz unmöglich.

Aber an welchen andern Ausweg haben Sie gedacht.

Ich wollte den jungen Radja bitten, mich gehen zu laſſen, und hoffte, daß Sie mir bei dieſem Unternehmen Beiſtand leiſten würden.

Hören Sie, meine Liebe, ſagte ich nach einigem Bedenken, ich glaube wohl, daß es mir morgen möglich ſein würde, Sie zu erlöſen, aber es würde zu ſpät für meine eigene Rettung ſein.

Für Ihre Rettung?

Ja; ich bin eigentlich die Gefangene des Prinzen von Kaboul. Er will mich durchaus zu ſeiner Favoritin machen, und wie Sie, bin ich auf den Einfall gekommen, mich in einen Harem vor einer unglücklichen Ehe zu retten. Aber ich nahm Ihr Geſchick, welches Sie mir ſo eben mittheilten, als eine göttliche Warnung auf. Wie konnte ich doch ſo raſch die guten Vorſätze vergeſſen, welche die Erzählung der Schweſter Amalie bei mir hervorgerufen hatte. Doch, es iſt noch Zeit. Wir müſſen fliehen, und das ſogleich!

Aber wohin?

Wir nehmen unſern Weg nach Calcutta. Bis zur nächſten Station müſſen wir gehen. Dann nehmen wir einen Palankin.

Und woher Reiſemittel nehmen?

Etwas beſitze ich noch, und Sie nehmen Ihre Juwelen als wohlerworbenes Eigenthum mit.

Und wie wollen wir hinauskommen? Wir müſſen, ehe wir in den Garten gelangen, eine Maſſe Säle vorübergehen. Nicht Alle werden feſt ſchlafen, die in dieſen Sälen ruhen. Außerdem iſt im Gartenpavillon ein Wächter. Wir können nicht hinaus, ohne an ihm vorbei zu kommen.

Iſt der Wächter ein Indianer?

Ja.

So kommen Sie, wir wollen es wenigſtens verſuchen, Gott wird uns beiſtehen.

Wir machten uns nun raſch auf, verließen leiſe das Zimmer und gelangten glücklich bis in den Garten. Hier aber vernahmen wir Männerſtimmen und wurden dadurch gezwungen uns zu verbergen.

Man ſchien ſich uns zu nähern, die Worte, welche ſie ſprachen, wurden wenigſtens immer verſtändlicher, und ich fragte meine Freundin ob ſie die Stimmen erkennen könnte.

Wenn ich nicht irre, ſagte ſie, ſo iſt der Eine der Sprechenden der junge Radja.

Sollte vielleicht der Andere der Prinz von Kaboul ſein? fragte ich, aufmerkſam lauſchend.

Ein Indianer iſt es jedenfalls.

Ja, aber nicht der Prinz von Kaboul.

Die Stimme iſt mir unbekannt.

St! ſie ſind ganz nahe. Können Sie verſtehen?

Ich höre meinen Namen! flüſterte meine Freundin, wie ein Espenlaub zitternd.

Wir lauſchten mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit.

Ich höre auch den Namen des Prinzen von Kaboul ausſprechen, ſagte ich. Jetzt ſind ſie uns ganz nahe.

Die beiden Männer ſtanden jetzt in der That faſt vor uns. Ihr Geſpräch ward ziemlich leiſe geführt, jedoch ſchien der Eine von ihnen ſo leidenſchaftlich aufgeregt zu ſein, daß er zuweilen unwillkührlich lauter wurde. Es war der Radja, welcher ſo laut ſprach.

Jetzt konnten wir einige Sätze ihrer Unterredung ſo ziemlich verſtehen.

Um jeden Preis, ſagte der junge Radja, mußt Du es verhüten, daß ſie aufſchreit.

Ja, ich werfe ihr ein großes Tuch über den Kopf.

Nun, ſo gehe an's Werk.

Der Eine wollte ſich entfernen, aber der junge Radja rief ihn wieder zurück.

Höre, ſagte er, um doch auf jeden Fall vorbereitet zu ſein, ſollte die Sache unglücklich ausgeführt werden und der Prinz von Kaboul darauf zukommen, was würdeſt Du ſagen?

Daß ich mich in das hübſche Roſengeſicht verliebt habe, und dieſe Sache auf meine eigne Rechnung unternommen habe.

Schön Da Du mir angehörſt, gebührt dann auch mir allein, Dich zu beſtrafen.

Und ich habe Dein Wort, daß auch im Fall des Mißlingens wenigſtens von Deiner Seite mir nichts geſchehen wird.

Von keiner Seite.

Das iſt doch ſo etwas! Wenn der Prinz mich nun ſogleich niederſchlägt?

Die hübſche Frau wird für Dich bitten.

Ach! Die Chriſtenſeelen ſind hart, ſie wird nicht für mich bitten, wenn der Prinz mich tödten will.

Dann ſtehſt Du im Paradieſe wieder auf.

Wahr, wahr, ſagte der Andere wieder, wobei er indeß den Kopf zu ſchütteln ſchien; aber am beſten wäre es doch, wenn das Unternehmen gelänge und ich den ſchönen Dank von Dir erhielte.

Mache es nur vernünftig, dann wird es ſchon gelingen.

Der Andere entfernte ſich nun, während der junge Radja auf ſeinem Platze blieb. Wir waren in der peinlichſten Situation, wir durften es nicht wagen, uns irgend etwas zuzuflüſtern, wir mußten das leiſeſte Geräuſch verhüten, denn wie leicht hätten wir uns verrathen können. Was aber das Geſpräch, welches ich ſo eben vernommen hatte, betraf, ſo zweifelte ich keinen Augenblick daran, daß von mir ſelbſt die Rede war. Dem jungen Radja gefiel ich, und da ich ſelbſt erklärt hatte, daß ich dem Prinzen von Kaboul nicht angehörte und nicht angehören wollte, ſo hatte er ſich, in Bezug auf das freundſchaftliche und gaſtliche Verhältniß, in welchem er jetzt zum Prinzen ſtand, mit ſeinem Gewiſſen bald abgefunden.

Das kommt davon, dachte ich bei mir, wenn man ſich mit den Wilden einläßt.

Du biſt unrettbar verloren, arme Lola!

Ja, es war jetzt guter Rath theuer.

Darüber zwar war ich keinen Augenblick unentſchloſſen, in weſſen Hände ich lieber gerathen wollte, in die des Prinzen oder des Radja. Der junge Radja war gewiſſermaßen civiliſirter als der Prinz, aber dennoch ſchien er mir einen weit roheren Charakter und ein ſchlechteres Gemüth zu beſitzen. Der Prinz von Kaboul war ritterlich und edel. An Flucht war jetzt nicht mehr zu denken, und es handelte ſich eben nur darum, in weſſen Hände ich fallen ſollte. Es ſchien mir jetzt ein großes Glück, wenn ich nur dem Attentat des Radja ent-

gehen konnte. Aber das war sehr schwierig. Er hatte mich ja schon, er brauchte nur die Arme nach mir auszustrecken.

Wahrscheinlich währte ihm die Zeit etwas zu lange, er verlies seinen Platz und schritt dem Hause zu, wir konnten jetzt wenigstens ein Paar Worte mit einander wechseln.

Es ist möglich, sagte meine Freundin, daß der Andere der Wächter vom Pavillon ist, sollten wir uns nicht leise durch das Gebüsch winden und unbemerkt durch den Garten kommen können?

Und wenn nun auch? fragte ich.

Nun, dann können wir fliehen.

Ach, meine arme Freundin, das würde uns zu nichts mehr helfen. Sehen Sie nicht ein, daß unser Plan vollkommen mißglückt ist?

Mißglückt? rief die Unglückliche mit allen Zeichen des Entsetzens, und jetzt erst fiel mir ein, daß sie noch weit schlimmer als ich daran war. Ich konnte noch möglicher Weise an dem Prinzen einen Retter finden, aber sie war der Wuth des Radja ganz und gar preisgegeben.

Wenn wir jetzt auch glücklich aus dem Garten entkommen, so wird man uns doch augenblicklich vermissen und nachsetzen und wieder einfangen.

Man wird uns augenblicklich vermissen?

Ach, Sie haben nicht begriffen, um was es sich jetzt eigentlich handelt. Man sucht mich, meine Liebe, und zwar bei Ihnen. Der junge Radja sucht mich, um mich dem Prinzen wegzukapern. Dann soll es wahrscheinlich heißen, ich sei entflohen. Der Prinz und der Radja werden mir nachsetzen, und der Letztere lacht sich heimlich ins Fäustchen, wenn der Prinz mit langer Nase wieder umkehren muß, während er mich in seinem Verstecke gefangen hält.

Ach, ich Unglückliche! Ich Unglückliche! rief die Arme.

Beruhigen Sie sich, sagte ich, der Himmel wird uns nicht verlassen. Hören Sie! Das Einzige, was wir thun können, um unsere Lage wenigstens nicht zu verschlimmern, besteht darin, wenn wir uns jetzt selbst verrathen.

Dann sind wir verloren!

Nein, wir sind nicht verloren, wenigstens hoffe ich noch die Mittel und Wege zu finden, später an meine und an Ihre Rettung zu denken.

Ich werde jetzt meinen Versteck verlassen. Lassen Sie mich nur machen; sollte aber der Radja auf dies, was ich ihm vorschlage, nicht eingehen, dann eilen Sie fort und benachrichtigen Sie den Prinzen von Kaboul von meiner Lage. Ich will Ihnen unter allen Umständen schon die Gelegenheit dazu verschaffen, unbemerkt ins Haus schlüpfen zu können.

Nachdem ich also gesprochen hatte, wollte ich ohne Weiteres aus meinem Verstecke hervortreten, aber in diesem Moment kam der Indianer zurück und berichtete dem Radja, daß ich nicht aufzufinden sei. Ich ließ ihn seinen Bericht nicht vollenden, trat hervor und an den erstaunten Radja heran.

Ich hätte vielleicht diesen Augenblick seine Verlegenheit benutzen und fliehen können, um den Prinzen von Kaboul zu meiner Hülfe wach zu rufen, aber der Ausgang schien mir doch zu ungewiß, um dies zu riskiren. Ich sagte also ganz unbefangen:

Ich habe Dich gesucht, und freue mich, Dich endlich gefunden zu haben.

Du hast mich gesucht? fragte der Radja.

Schicke Deinen Sklaven fort, dann werde ich Dir sagen warum.

Auf einen Wink des Radja entfernte sich der Indianer.

Uebermorgen wird der Prinz von Kaboul abreiſen, ſagte ich nun zu ihm, aber ich will ihm nicht folgen.

Wie? Du wollteſt nicht?

Nein, ich bin feſt entſchloſſen zurück zu bleiben.

Der Radja konnte ſeine Freude über dieſen meinen Entſchluß kaum verbergen.

Aber der Prinz wird Dich nicht laſſen, ſagte er.

Das befürchte ich eben auch, und deshalb habe ich Dich aufgeſucht. Ich ſuche bei Dir Hülfe.

Bei mir? — Wie ſoll ich das machen, ich kann Dich nicht offen gegen meinen Freund in Schutz nehmen.

Es iſt auch nicht nöthig, daß es offen geſchehe. Verbirg mich in Deinem Palaſte, und ſage ihm, daß ich entflohen ſei.

Richtig, richtig, rief der Radja mit funkelnden Augen, das iſt fein erſonnen!

Nach dieſem Ausrufe, der mir, wenn ich auch von ſeinem Vorhaben nichts gewußt hätte, ſein Intereſſe verrathen haben würde, welches er an Durchführung meines Planes nahm, wurde er, ſeine Unvorſichtigkeit gewahr werdend, etwas ruhiger und ſchlauer.

Aber, ſage mir, fuhr er fort, warum willſt Du dem Prinzen, der gegen Dich doch ſo liebenswürdig iſt, nicht folgen?

Er mag liebenswürdig ſein, aber mir gefällt er nicht.

Du magſt unſere Farbe nicht; iſt's nicht ſo?

Das iſt nicht der Grund, Deine Farbe gefällt mir ganz gut.

Alſo doch? Aber ich gefalle Dir eben ſo wenig, wie der Prinz?

Nein, Du gefällſt mir beſſer. Du läßt mit Dir reden, Du wirſt mir beiſtehn gegen den Prinzen. Oder behältſt Du mich nicht gern in Deinem Palaſte?

Ich ſollte Dich nicht gern behalten? So lange Du willſt, ſo lange es Dir bei mir gefällt. Gehe morgen, oder nach einem Jahre, oder gar nicht. Ich würde glücklich ſein, Dich als die ſchönſte Blume meines Harems behalten zu dürfen, aber ich würde unglücklich ſein, Dich länger bei mir zu ſehen, als Du hier glücklich ſein kannſt.

Nun, darüber werden wir noch reden, laſſe uns jetzt unſern Plan genauer beſprechen. Wirſt Du bis morgen Alles für meine Aufnahme vorbereiten?

Ja, gewiß. Gleich, wenn Du willſt.

Nein, bis morgen hat es Zeit. Ich werde mit dem Prinzen noch erſt ſprechen, damit ihm meine Flucht nicht allzu unerwartet erſcheint. Aber noch eine Bitte habe ich an Dich.

Rede, rede!

Die Frau Deines Vaters, meine Landsmännin, war mir behülflich Dich aufzuſuchen, ſie iſt in jenem Roſenbuſche verſteckt, kann ſie mir an dem Orte, welchen Du ſo freundlich biſt mir als Zufluchtsſtätte anzuweiſen, Geſellſchaft leiſten?

Deine Wünſche ſind mir Befehl, ſagte der Radſa, kaum noch ſeine Freude zu bewältigen im Stande.

Ich war nicht weniger erfreut, wenigſtens ſo weit mit ihm gekommen zu ſein. Wie ich vorausgeſagt hatte, ich und meine arme Freundin waren nun gerade wieder an den Punkt angelangt, auf welchen wir vor unſerer verſuchten Flucht ſtanden. Und doch war dieſer mißglückte Verſuch ein Glück wenigſtens für mich. Ich ſagte dem Radja gute Nacht, holte meine Freundin aus ihrem Verſteck, und jetzt erſt konnten wir uns berathen, was unter dieſen mißlichen Umſtänden zu thun war. Dem Prinzen dennoch zu folgen und meine unglückliche Freundin ihrem unabwendbaren Geſchicke zu überlaſſen, das ſchien mir das einzig Denkbare zu ſein. Aber die Nachſtel-

lung des jungen Radja ließ mich meinen Einfall, den Prinzen zu begleiten, nur noch mehr bereuen. Ich erkannte, daß die Indianer, selbst wenn sie civilisirt sind, den wilden Bestien gleichen, mit denen in Europa die verwegenen Thierbändiger ihr Spiel treiben, bis sie doch endlich von ihren Bestien zerrissen werden. Was blieb mir unter diesen Umständen anderes übrig, als dem Prinzen es kurz und gut zu sagen, daß ich ihm nicht zu folgen entschlossen sei.

Mit diesem Entschlusse schlief ich endlich ein.

Wie oft doch zerbrechen wir uns den Kopf über unsere Lage und sinnen auf Mittel, sie umzugestalten, während es in unserem Schicksalsbuche schon geschrieben steht, daß sie ohne unsere Veranlassung geändert werden soll. Wie oft verzweifeln wir an Rettung, während sie ein gütiger Gott uns schon zugesendet hat, während sie so zu sagen unterwegs ist. — Wie oft halten wir uns für klug genug in schwierigen Lagen unserer Herr zu bleiben, während wir wohl hundert neun und neunzig Mal ohne Gottes Beistand und jene wunderbare Fügung, die man so oft mit Unrecht Zufall nennt, darin stecken bleiben würden? — So ging es mir auch diesmal. Ich sann vergebens auf einen Ausweg und über Nacht kam die Hülfe.

Als ich nämlich am andern Tage sehr spät erwachte, da fand ich zwar einen ziemlich neuen, aber doch zuverlässigen Bekannten vor — den guten englischen Professor. Er hatte nämlich bald gemerkt, daß ich auf eine Weise unsern Wirth Tsching-Lai verlassen haben mußte, die mir nicht die angenehmste sein konnte, kurz, er rieth, daß ich wider meinen Willen entführt sein mußte. Dazu kam, daß er den Zettel im Walde und noch einige andern fand, welche ich aus Vorsicht bei meiner Reise hier und dort auf den Weg geworfen hatte, um für alle

Fälle geſichert zu ſein. So hatte es denn der brave Profeſſor unternommen, mit ſeinem Bedienten und ſeinen beiden Indianern mich aufzuſuchen und meine Spur zu verfolgen, was ihm ſo vortrefflich geglückt war. Ich erzählte ihm nun mein Abenteuer mit dem Radja und theilte ihm den Entſchluß mit, augenblicklich umzukehren und zu meiner Mutter zu reiſen. Er fand es allerdings auch für das Einfachſte, dies dem Prinzen entſchieden zu erklären, und verſprach mir natürlich, auch ein Wort mit dazwiſchen zu reden. Zum Lohne verlangte er, daß ich ihm ſpäter meine Lebensgeſchichte mittheilen ſollte, was ich ihm gern verſprach. Daß ich nicht vergaß, ihm das Schickſal ſeiner unglücklichen Landsmännin mitzutheilen, verſteht ſich von ſelbſt, und da er den jungen Radja ſehr gut kannte, ſchien es ihm leicht, ihre Erlöſung aus dem Harem zu bewerkſtelligen.

So gingen wir denn an's Werk. Ich traf den Prinzen allein im Garten, den ſchönen Roſenduft, mit welchem dieſer wahrhaft paradieſiſche Aufenthalt angefüllt war, gleichſam wie zum Morgentrunke einſchlürfend. Auf meine Mittheilung war er ſehr niedergeſchlagen, und er ſchien zuerſt wirklich nicht Luſt zu haben mich reiſen zu laſſen. Ich ſagte ihm aber, daß ich noch immer Herrin meines Willens ſei, und daß es von ſeiner Seite ein großes Unrecht ſein würde, mich in irgend einem Entſchluſſe zu behindern. Der Profeſſor kam dann ſpäter auch noch dazu, und hatte eine geheime Unterredung mit dem Prinzen, von der ich alſo nichts hörte. Wahrſcheinlich hat ihm der gute Profeſſor die Hölle heiß gemacht, und den Prinzen im Namen Englands mit einem zweiten Kriege und alſo einer zweiten Niederlage — natürlich ohne eine Schlacht — gedroht, wenn er mich gewaltſam entführen wollte. Ich hatte indeſſen diesmal gar keine Veranlaſſung über Englands mo-

raliſches Anſehen in Indien böſe zu ſein, denn dieſem hatte es auch meine unglückliche Freundin zu danken, daß ſie die Heimath wieder ſehen konnte. Der junge Radja entließ ſie reich beſchenkt, und eben ſo empfing ich von dem Prinzen von Kaboul zum Abſchiede einen köſtlichen Juwel. Einen Kuß, den er ſich dafür ausbat, konnte ich ihm ohnehin nicht gut verſagen, da er ſich ſo ritterlich gegen mich benommen hatte. Der junge Radja wollte ein gleiches Abſchiedsgeſchenk haben, ich ſagte ihm aber nun geradezu, daß ich alle Vorliebe für ſeine Farbe verloren hätte. Das nahm er mir ſehr übel, und auch der Herr Profeſſor zürnte mir deshalb und ſuchte meiner verletzenden Antwort durch eine joviale Wendung die Spitze abzubrechen. So nahmen wir denn endlich allerſeits ausgeſöhnt Abſchied.

Sie haben den Wilden gewiß ein Paar Provinzen von andern Wilden verſprochen, ſagte ich zum Profeſſor, als wir allein auf der Rückreiſe waren.

Necken Sie mich nur, verſetzte er, wir Männer würden allerdings mit Küſſen ſehr wenig ausrichten. Nun aber bitte ich mir Ihr Geſchichtchen aus.

Ich erfüllte ſeinen Wunſch, und ſo verging uns die Zeit, bis wir die Station erreichten, von welcher aus unſer Weg uns auseinander führte. Mit dem herzlichſten Dank nahm ich von dem Profeſſor Abſchied, welcher mir zuletzt noch ſagte:

Sie hätten gar nicht ſo übel gethan, dem Prinzen zu folgen, denn ich ſehe, daß Sie in der That ſelbſt eine Wilde ſind, und ich gebe Ihnen den wohlgemeinten Rath mit auf den Weg, die zahmen Männer fernerhin eben ſo zu fürchten, wie Sie dieſe Wilden fürchten.

Am beſten iſt es wohl, ſagte ich, wenn man die Einen ſo wenig wie die Andern fürchtet.

Mein hübſches Weibchen, verſetzte der Profeſſor, dazu müßten Sie aber mehr als Weib ſein.

Und was denn?

Ein Mann!

Mit dieſen ſtolzen Worten verließ mich der Sonderling und ich ſetzte einſam meine Reiſe fort.

Ach, wie ſchwer ward mir das Herz, als ich nun wieder an das Haus meiner Mutter dachte.

Neunundvierzigſtes Kapitel.

Die irrende Jüdin.

Ankunft in Calcutta. — Schlechter Empfang bei meiner Mutter. — Abreiſe nach London. — Zuſammentreffen mit dem jungen Capitain L...r, Adjutanten des Gouverneurs von Madras, Lord Elphiſtone.

Während meiner Abenteuer im Serail und im Kloſter verließ mein Mann, wüthend über meine Entfernung, eiligſt Bareilly, um mich zu verfolgen. Er glaubte, daß ich mich nach Simla gewandt hätte, während ich einen ganz entgegengeſetzten Weg eingeſchlagen hatte.

Nachdem ich den Profeſſor verlaſſen hatte, verfolgte ich meine Reiſe zu Waſſer über den Ganges bis nach Calcutta. Die Unterredung mit der Frau des Radja, die ſalbungsvollen Worte dieſer enttäuſchten und reuigen Frau, hatten auf mich einen heilſamen Eindruck gemacht.

Ich wollte ebenfalls in mich gehen, mich zu den Füßen meiner Mutter werfen, ſie mit Thränen um Verzeihung bitten.

Aber meine Mutter war nicht die Frau, zu verzeihen.

Ehe ich mich entſchließen konnte, meine zitternde Hand an die Thüre ihrer Wohnung zu legen, ging ich mehrere Male

vorüber, ohne den Muth zu haben, heranzutreten. Endlich that ich mir Gewalt an, als aber unter meinen Händen jene tamtamartigen Töne wiederhallten, durchrieselte ein kalter Schauer meinen ganzen Körper, ich sah nichts mehr, ich athmete kaum und zitterte am ganzen Leibe.

Als mich meine Mutter sah, erbleichte sie.

Wie? Du bist es? — Was ist geschehen?

Statt aller Antwort, fing ich heftig an zu weinen.

Und wo ist Dein Mann?

Ich habe ihn verlassen.

Du hast Deinen Mann verlassen!! rief meine Mutter im höchsten Zorne.

Schon längst ist mir das Leben bei ihm unerträglich geworden.

Und was willst Du jetzt?

Ich will bei Dir bleiben.

Bei mir? — Ich soll in einer Stadt, wo der Leumund zu Hause ist, eine Tochter, die sich hat entführen lassen und eine Frau, die von ihrem Manne fortgelaufen ist, unter meinen Augen leben lassen? — Du gehst augenblicklich zu Deinem Manne zurück.

Zurückkehren! rief ich mit entschlossener Stimme, die den Zorn meiner Mutter noch übertraf, niemals!

Du kehrst entweder zurück oder reis't augenblicklich nach England.

Thränen, Bitten, Schmeicheleien, Flehen, Alles blieb auf den entschiedenen Charakter meiner Mutter ohne Wirkung.

Sie verließ heftig den Saal, rief ihre Palankinträger und ließ sich sofort nach der Stadt tragen.

Ihre Abwesenheit dauerte ungefähr zwei Stunden. Ich

verbrachte ſie unter Thränen. In derſelben Lage, in welcher mich meine Mutter verlaſſen hatte, fand ſie mich wieder.

Ich komme, ſagte ſie zu mir, um mich mit den Vorbereitungen zu Deiner Abreiſe nach England zu beſchäftigen. Ich war bei dem Capitän des „Tiner", welcher bald unter Seegel geht. Es iſt ſchon Alles geregelt. — Uebermorgen wirſt Du reiſen und in einem fremden Lande die Schande verbergen, mit welcher Du Deine Familie bedeckſt. Du haſt Dich niemals als mein Kind gezeigt, ich betrachte Dich auch heute nicht als ſolches.

Ich mußte mich alſo darin finden und an meine Abreiſe denken. Der Capitän des „Tiner" Maſter Ingram kam mit ſeiner Frau zu uns und empfing von meiner Mutter das Reiſegeld für mich. Sie boten Alles auf, um ihre Verzeihung für mich zu erlangen, aber es war umſonſt. — Ich verließ das mütterliche Haus in der größten Aufregung, der Capitän und ſeine Frau folgten mir, und einige Augenblicke ſpäter hatte ich abermals mein Adoptiv-Vaterland verlaſſen, und diesmal für lange Zeit, ach — vielleicht für immer.

Mein Herz pochte heftig in dem Augenblicke, als der Anker gelichtet wurde.

In dieſem ſo reißend ſchnellen Uebergange, wo das Signal der Abfahrt uns ſo plötzlich von all den Dingen und Perſonen fortreißt, welche wir lieben, ergreift uns eine unausſprechliche Wehmuth, wir vermögen unſerer Bewegung nicht Herr zu bleiben, die Thränen brechen hervor, wir fühlen in unſerm Herzen eine troſtloſe Leere nnd alle Energie verſchwindet.

Das waren die Empfindungen, welche ſich auch meiner bemächtigt hatten, als einer der Paſſagiere zu mir herantrat. Es war ein engliſcher Herr, mit einnehmenden gefälligen Manieren und einem kalten und blaſſen Geſichte, auf welchem ſich

jetzt das Intereſſe ausdrückte, welches ihm meine Lage einzuflößen ſchien.

Ich ſaß in einer Ecke der Kajüte, das Geſicht in meinen Händen, kaum im Stande die Thränen zu trocknen, welche meinen Augen unaufhörlich entſtrömten.

Der junge Mann näherte ſich mir.

Was fehlt Ihnen, Madame, fragte er mich auf eine ſehr beſcheidene Weiſe.

Ich antwortete ihm in abgebrochenen Sätzen.

Nichts, mein Herr, was Sie intereſſiren könnte. Mein Kummer iſt durch Familienverhältniſſe hervorgerufen und Niemand kann ihn beſeitigen.

Wenn man Sie auch nicht tröſten kann, Madame, vielleicht iſt es möglich Sie zu zerſtreuen.

Laſſen Sie es gut ſein, mein Herr, mein Kummer erlaubt weder Zerſtreuung noch Tröſtung.

Die Miſtreß Ingram, welche es übernommen hatte während der Reiſe über mich zu wachen, beunruhigte ſich ſchon, als ſie den jungen Paſſagier mit mir ſprechen ſah. Als ſie ſich mir näherte, zog er ſich zurück.

Wer iſt dieſer junge Gentlemann, fragte ich ſie, mit ſeinen ſo melancholiſchen und ſanften Geſichtszügen?

Es iſt der Capitän L...r, verſetzte ſie, der Adjutant des Gouverneurs von Madras, Lord Elphiſtone.

Der junge Offizier trat oft an uns heran und nöthigte ſo gewiſſermaßen die Miſtreß Ingram ihn mir vorzuſtellen.

Nachdem dieſe Formalität einmal erfüllt war, war der junge Offizier kein Fremder mehr für mich, die Reiſe bekam für mich ein mehr lachendes Anſehen, die traurigen Gedanken verſchwanden.

Der Capitän L...r war einundzwanzig Jahre alt. Un-

geachtet der Sorgfalt, mit welcher mich die Miſtreß Ingram wie ein junges Mädchen bewachte, ſo verbrachten wir doch alle Tage miteinander.

Wenn der junge Mann mit mir ſprach, war er ſtets verlegen, welches bei allen Männern der Fall iſt, ſo lange ſie noch nicht verdorben ſind und wahrhafte Empfindungen ausſprechen.

Ich habe Sie ſchon früher geſehen, Madame, ſagte er, es iſt noch nicht allzulange her.

Und wo ſollte das geweſen ſein?

In Calcutta, beim General-Gouverneur.

Wie, mein Herr, Sie haben ſich mit mir beſchäftigt, ohne daß ich es bemerkte? rief ich verwundert. Es geſchieht doch nicht ſehr oft, daß eine Frau die Aufmerkſamkeit nicht gewahrt, welche man ihr ſchenkt.

Sie waren ſo ſehr in Anſpruch genommen und von ſo vielen Herren umringt. Ich hatte daher wohl keine Ausſicht, daß meine Aufmerkſamkeit bei Ihnen eine gute Aufnahme finden würde.

Sie ſind noch ſehr jung, mein Herr, darum muß ich Ihnen ſagen, die Frau gleicht der Ameiſe, wenn es ſich um Artigkeiten handelt: ſie legt diejenigen für ſpätern Gebrauch zurück, welche ſie im Augenblicke nicht anwenden kann.

Das hätte ich wiſſen ſollen!

Die Artigkeiten zurückhaltender nnd rückſichtsvoller Männer, mein Herr, gleichen den Anweiſungen auf Ordre. Die Frauen bezahlen ſie nicht gleich mit ihren Neigungen, aber die Gläubiger werden am Ende doch ſtets zu ihrem Gelde kommen.

Fünfzigſtes Kapitel.

St. Helena.

Die Grabſtatte des Kaiſers. — Betrachtungen. — Einſchiffung nach England.

Ohne es zu wollen beleidigte ich den Capitän L...r, indem ich die Artigkeiten der Männer mit einer Anweiſung auf Ordre verglich.

Wie, Madame, ſagte er, einen ſolchen Vergleich wählen Sie für Herzensangelegenheiten?

Nicht alle, wenn Sie mich recht verſtanden, nur allein die Liebe.

Wie iſt es möglich in Ihrem Alter eine Neigung herabzuwürdigen, welche der Reiz der Jugend iſt, den Ernſt des reifern Alters erheitert und das Alter durch die Erinnerung belebt? — Bei Ihrer Schönheit — — —

Das hat man mir ſchon bis zum Ueberdruß geſagt.

Bei Ihrem Geiſte — — —

Auch das iſt mir nicht neu.

Bei Ihrer ſeltenen Vollendung — — —

Phyſiſch und moraliſch? — Vollenden Sie Ihre Rede. Daß ich bei allen dieſen vortrefflichen Eigenſchaften nicht an

Liebe glauben sollte, halten Sie für unmöglich. — Ist es nicht so?

Ganz recht, darüber eben verwundere ich mich. Aber Sie wollten mich sicher mit Ihrem Scepticismus nur versuchen. Es war nicht Ihr Ernst.

Nun, Scherz wahrlich nicht.

Das thut mir leid.

Und wenn ich Sie nun dennoch liebe?

O, das ist Ihr Scherz, Madame, lieben mit solchen Ideen! Aber Sie sind nicht aufrichtig, ich glaube, trotz Ihren so eben ausgesprochenen Ansichten, in Ihren Augen das Glück zu lesen, welches Sie in seiner ganzen Fülle gewähren würden, wenn Sie der edelsten, reinsten und erhabensten Leidenschaft den Zutritt zu Ihrem Herzen gestatteten.

Die Liebe ist blind und Sie gleichen ihr. Sie fassen meine Gefühle nicht, welche ich besser verstehe, als Sie die Ihren. Sie glauben mich zu lieben, und ich bin davon überzeugt, daß Sie es *glauben*.

Ich glaube es nicht, ich bin dessen gewiß. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, mich von Ihnen wieder trennen zu müssen.

Man ist seiner Liebe niemals gewiß, wenn Sie mich aber wirklich lieben, nun wohlan, ich habe es Ihnen schon gesagt, obwohl Sie es nicht hören wollten, so lieben Sie mich immerzu, ich werde es anerkennen. Aber sprechen Sie von Ihrer Liebe nicht in so exaltirten Worten, lieben Sie mich ohne Leidenschaft und ohne Eifersucht.

O, wie sprechen Sie, Madame! Ich hoffe, Sie nicht beleidigt zu haben. Oder sollten Sie schon zu dieser Leere der Empfindungen gekommen sein, daß Sie die Liebe nur mit kaltem Herzen zu beurtheilen vermögen?

Sie ſcheinen durchaus gegen mich wüthen zu wollen. Verſtehen Sie mich doch und begreifen Sie es recht, daß ich von der Thorheit, welche immer jung und immer alt iſt, und die man Liebe nennt, entweder nicht zu viel oder gar nichts will. Das iſt mir gleich. Wenn Sie mir gefallen wollen, ſo ſchenken Sie mir Ihre Freundſchaft. Ich werde ſie zu ſchätzen wiſſen und es ſoll Ihnen nicht ſchwer werden, das verſpreche ich Ihnen, die meine zu erlangen. Die Liebe ermüdet mich und ich habe das Bedürfniß nach Ruhe. Sie bringt uns zu Thränen, welche nur die Freundſchaft abtrocknen kann. Sie gewährt uns jederzeit das Glück, welches mittheilt, ohne ſich zu erſchöpfen. Sie iſt das Band, welches feſt und dauernd iſt, weil es uns den angenehmen Wechſel gewährt, bald mit uns ſelbſt, bald mit der befreundeten Seele zu leben. Das kann uns nicht die Liebe, das vermag uns nur allein die Freundſchaft zu gewähren.

Sie geben demnach doch zu, Madame, daß zwiſchen einem jungen Manne und einer reizenden Frau — — —

Noch einmal! — Sie lieben mich doch nur deshalb, weil Ihnen meine Schönheit gefällt? — Wäre ich häßlich, Sie würden mir den Rücken kehren. Sie finden es daher ganz einfach, mir das Ueberſchwengliche Ihrer Liebe anzubieten, welches, wie ich vorausſehe, nur Leiden und Stürme mit ſich führt, das Nothwendige aber, welches mich beglücken würde, verweigern Sie mir. Ich meine die Empfindung, welche mit einer ſanften Theilnahme für die leidende Frau beginnt, welche durch die Sorge um ſie, die man Sympathie nennt, ſich befeſtigt, und geſteigert durch die Achtung, die man ihr zollt, endlich dahin gelangt, ſich in eine innige und immerwährende Freundſchaft umzuwandeln.

Ach, geben Sie mir, ſagte der junge Engländer, Ihre

Liebe ist nichts anderes als eine sinnreiche Umschreibung, sie drückt eins und dasselbe auf zwanzig verschiedene Arten aus.

Der junge Offizier war ganz trostlos. — Zwischen meiner Freundschaft und Nichts zu wählen, war ihm eine grausame Alternative.

Er versuchte es von Neuem und immer wieder, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen. Ich war indeß unbeugsam, und brachte ihn auch nach und nach, ohne seine Zuneigung zu verlieren, dahin, daß er mit mir, um sich mir erträglicher zu machen, nur im Sinne der Freundschaft sprach, und ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seine Freundespflichten vollständig erfüllte.

Es kostete aber demungeachtet mich nicht wenig Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß ich durchaus nichts Anderes als einen Freund suchte. Davon aber wollen die Männer nie etwas hören.

Endlich zeigte sich St. Helena unsern Blicken, der Capitän Ingram wollte daselbst Wasser einnehmen.

Mein Freund und ich wir machten uns dieses zu Nutze, um das Grabmal Napoleons zu sehen.

Wahrlich, der Kaiser erschien viel größer auf dem kahlen Felsen der weitentlegenen Insel, als in der prächtigen Gruft der Invalidenkapelle, woselbst er heute ruht.

Die Burggrafen der weißen Republik, welche unter der Quasi-Republik von 1830 ihre Popularität durch die unnützesten Ausgaben vergrößern wollten, hätten sich wohl die Mühe sparen können, diese unsterblichen Reste des großen Kaisers über den Ocean zu entführen.

Welch' eine übertriebene und verkehrte Schmeichelei für das Andenken eines Mannes, welches wahrlich dieses Gepränges nicht bedurfte, um durch alle Jahrhunderte als ein Stern zu leuchten.

Es war jedoch für Frankreich ein Glück, daß die Monarchie von 1830, indem sie den Leichnam Napoleons, um ihn besser erhalten zu können, nach Frankreich bringen ließ, dem Lande den Schutz eines großen Namens gleichsam als ein Princip der Autorität hinterlassen, welches im Augenblick einer gefährlichen Krisis Frankreich vom Abgrunde gerettet hat.

Nachdem wir St. Helena gesehen hatten, setzten wir unsere Reise nach England fort. Dieses gemeinschaftliche Leben, dieser immerwährende Austausch sympathetischer Gedanken be-

gründete endlich in der That zwischen dem jungen Engländer und mir ein reines und wohlthuendes Freundschaftsverhältniß.

Wir machten auf dem Schiffe die romantischsten Pläne für unseren Aufenthalt in London, welche uns sehr glücklich machten. — Die ganze Glückseligkeit des Menschen, welche selten etwas anderes als eine Illusion ist, besteht ja nur in solchen Träumen, welche niemals zur Wirklichkeit werden. Es ist eine Nothwendigkeit für das Herz, Luftschlösser zu bauen.

Vorzugsweise die Frau ist dazu ausersehen, niemals zur vollen Erfüllung ihrer Wünsche zu gelangen und unaufhörlich von Täuschungen heimgesucht zu werden.

Wir nehmen den Anlauf, wir eilen vorwärts, wir weichen zurück und schreiten wieder vor in unserm unbefriedigten Dasein, wir kämpfen immerfort, ohne jemals zum erwünschten Ziele gelangen zu können.

Wir armen, den Leidenschaften schutzlos überlassenen Wesen, verbringen unsere Tage haschend nach dem unbekannten Etwas, das wir um so emsiger suchen, je weniger wir es kennen.

Das waren die Betrachtungen einer jungen Frau, welche mit einer Entführung ihr eheliches Leben begann, um es mit einer Scheidung zu enden.

Sie hatte keine Familie mehr, keine Mutter, keinen Mann, keine Freundschaftsbande, sie war auf sich ganz allein angewiesen in dieser großen Welt.

Ohne alle Stütze, ohne Freundesbeistand, ohne Vermögen, allein in einem Alter von achtzehn Jahren, was sollte ich beginnen, was sollte aus mir werden? — Nur eine einzige Ausflucht schien mir das Schicksal aufzulassen.

Es war das abenteuerliche Leben einer Künstlerin.

Memoiren

der

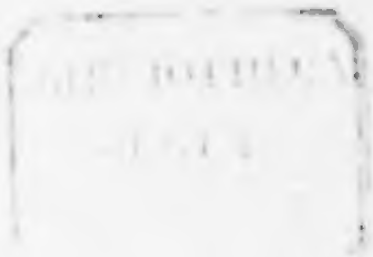
Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Dritter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.



BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Einundfünfzigstes Kapitel.

Zwei Betten.

Im Wirthshause. — Eine letzte Unterredung mit Miß Ingram. — Die Ueberraschung. — Gefährlicher Glaube.

Es war ein heiterer Februartag, als wir London erreichten. Wir, nämlich der junge L...r und ich, bezogen eines der ersten Hotels im Westende der Stadt.

Welch eigenthümliche Gefühle ergriffen mich beim Gewühl in dieser Riesenstadt, nachdem mich so lange die einsame heilige Stille des Oceans umgeben hatte. Mitten in diese großartige Welt versetzt, wo der Reichthum in einem Glanze erscheint, welchen er nirgends anders hat, und wo die Armuth, wie Bulwer in seinem Werke: **England and the English** (England und die Engländer) sagt, nicht nur ein Unglück, sondern ein Verbrechen ist, wurde mir, der Einsamen, der Verlassenen, das Herz unendlich schwer, und ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten, als ich an das ungewisse Schicksal meiner Zukunft dachte. Mein guter Freund L...r suchte mich zu trösten, und ich muß gestehen, daß seine herzlichen, gut gemeinten Worte den Kummer allmälig verscheuchten, der mich trübte, und an

der table d'hote hatte ich meine ganze jugendliche Heiterkeit und Sorglosigkeit wiedergewonnen.

Es saßen mit uns an der Tafel ein junger Franzose und ein englischer Gentleman, welche mein Freund L . . . r sehr gut kannte. Die Herren waren ungemein aufmerksam gegen mich und ich machte bald von Neuem die Erfahrung, daß es einer jungen Frau nie an Tröstern fehlt, und daß sie deren jederzeit so viele haben kann als sie will.

Gegen Abend hatte ich eine sehr schlimme Scene zu bestehen, die sich am andern Morgen in einer etwas andern Weise wiederholte.

Die Miß Ingram nämlich, welche sich in dasselbe Hotel mit mir einlogirt hatte, und das ihr von meiner Mutter übertragene Amt, mich zu beaufsichtigen, noch nicht ganz aufgeben wollte, kam zu mir und sagte:

Miß James, ich verlasse Sie morgen.

Morgen, meine gute Miß Ingram? —

Ja, wir besuchen einen nahen Verwandten einige Meilen von London.

Nun, ich wünsche Ihnen viel Vergnügen, Miß Ingram.

Ach, Miß James, das ist nicht genug.

Nicht genug? — —

Nicht genug von Ihnen zum Abschiede gesprochen, meine ich.

Und was soll ich Ihnen denn noch mehr sagen, meine liebe Miß Ingram?

Daß Sie die Güte haben wollen, sich zu bessern.

Mich zu bessern? Worin, meine Liebe, wenn ich bitten darf? —

Sie sind zu frei mit den Herren, meine gute Miß James.

Zu frei? — Soll ich mich etwa den Männern gefesselt überliefern? fragte ich lachend.

Das habe ich durchaus nicht sagen wollen.

Aber Sie haben vielleicht sagen wollen, daß eine Frau niemals mit einem Manne, mit dem sie nicht vor dem Traualtar gestanden und welcher nicht also das Recht erworben hat, sie zu tyrannisiren und zu langweilen, sprechen darf?

Auch das habe ich nicht sagen wollen, Miß James..

Nun, dann ersuche ich Sie um eine nähere Erklärung, gute Miß Ingram.

Ich meinte, daß Sie die Herren zu — — vertraulich gegen sich werden lassen.

Und was kann ich dafür, gute Miß Ingram, wenn die Herren so viel Zutrauen zu mir haben, daß sie mir ihre kleinen Herzensgeheimnisse so bald anvertrauen und daß sie mir allerlei Dinge sagen, mit denen sie mir schmeicheln wollen und über die ich dann stets herzlich lachen muß? Oder meinen Sie, daß eine junge Frau, welche das unglückliche Geschick hat, von einem egoistischen Brummbär um ihr Leben betrogen zu sein, nur die Verpflichtung hat, ihre Selbstpeinigerin zu werden und gegen die Männerwelt sich wie eine Trappistin zu verhalten?

Aber Sie haben hier ja Freunde und Verwandte genug, Miß James, bei denen Sie die freundschaftlichste Zuflucht finden werden; Ihre Frau Mutter hat mir Briefe an sie mitgegeben, und sie werden Sie mit offnen Armen empfangen.

Miß Ingram, sagte ich, beruhigen Sie sich, was mich anbetrifft, haben Sie Ihre Schuldigkeit vollkommen gethan; ich stehe nicht an, Ihnen das Zeugniß zu geben, daß Sie den Auftrag meiner Mutter vollständig treu und pünktlich erfüllt haben. Sie haben aber nun wohl die Erfahrung gemacht, daß ich, da meine Mutter mich einmal so grausam zurückgestoßen

hat, mich vollkommen als meine eigne Herrin betrachte und daß ich thun oder lassen werde, war mir beliebt. —

Nachdem ich diese Worte sehr bestimmt ausgesprochen hatte, nahm die Miß Ingram auf eine sehr ceremonielle Weise Abschied von mir, und ich athmete freier auf, als sie ging.

Mein guter Freund L...r hatte einige sehr nothwendige Besuche zu machen, von denen er später als er selbst vermuthete zurückkam. Beim Abendessen war der junge Franzose wieder mein Nachbar, welcher sich alle mögliche Mühe gab, so liebenswürdig als nur ein Franzose sein kann zu erscheinen. Seine Unterhaltung war nicht ohne Interesse, aber ich war gar zu müde, um ihr mit meiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit folgen zu können, und empfahl mich ohne die Rückkehr meines Freundes abzuwarten.

Als ich in mein Schlafzimmer trat, war ich nicht wenig erstaunt zwei Betten darin zu finden. Man hatte meinen Freund L...r ohne Zweifel für meinen Mann gehalten, und ich wurde in der That sehr verlegen. Indeß es war einmal geschehen und ich wollte nicht erst eine Veränderung vornehmen lassen. Mein Freund wird schon ein anderes Zimmer finden, dachte ich, schloß meine Thüre zu, legte mich nieder und schlief fest ein.

Gegen Morgen erwachte ich. Ich konnte mich im ersten Augenblicke gar nicht orientiren, ich mußte mich erst besinnen, wo ich eigentlich war; aber ich wurde sehr schnell aus meinem wachen Traum emporgeschreckt, denn plötzlich ertönte in meiner unmittelbaren Nähe eine Stimme.

Meine theure Miß, wie haben Sie geschlafen?

Wer ist hier? rief ich erstaunt.

Ich bin es, Miß!

Meine Blicke trafen das zweite Bette, welches in meinem

Zimmer ſtand, und ich brauchte mich nicht mehr über die Stimme des Unſichtbaren zu verwundern: in dem andern Bette lag kein Anderer als mein guter — L...r.

Da ich über dieſe unverſchämte Nachbarſchaft ſehr aufgebracht war, ſo entſpann ſich zwiſchen uns ein heftiger Wortwechſel.

Das iſt abſcheulich, Sir, ſagte ich.

Meine liebe, theure Miß, es war nicht zu verhüten.

Nicht zu verhüten? — Dieſe Behauptung iſt eine noch größere Abſcheulichkeit. Wir ſind von heute an geſchieden.

Aber hören Sie mich nur an, meine liebe Miß — —

Ich will nichts hören, durchaus nichts, dieſes indiscrete Betragen iſt durchaus nicht das eines wahren und aufrichtigen Freundes, mein Herr.

Sie wollen mich alſo nicht hören, Miß? —

Stehen Sie auf, rief ich, verlaſſen Sie dieſes Zimmer augenblicklich und kommen nicht eher wieder hinein, bis ich Toilette gemacht. —

Ich hatte mir die Decke über's Geſicht gezogen, und das war wohl der Grund, daß der junge L...r meine letzten Worte nicht verſtand, denn ich hörte plötzlich an einem Bette etwas niederfallen, und als ich nach einer geraumen Weile aus meinem Bette herausguckte, lag L...r knieend vor demſelben.

Sie ſind noch nicht fort? rief ich entrüſtet.

Nein, ich gehe nicht eher, bis Sie mich gehört haben werden.

Dieſe Drohung bezwang mich.

Trotz meines Zornes konnte ich mich eines Lächelns nicht erwehren, als ich den närriſchen Menſchen in dem Gewande der Todten vor meinem Bette niederknieen ſah.

So reden Sie! rief ich.

Als ich geſtern in's Hotel zurückkam, ſchöne Freundin,

schloß mir der Kellner ohne Weiteres diese Zimmer auf. Er sagte mir, Frau Gemahlin schlafen schon. Es fiel mir dabei nicht ein, daß Sie sich in demselben Schlafzimmer befinden würden, und dachte nicht daran, daß von den Zimmern doppelte Schlüssel da seien.

So hätten Sie auf dem Sofa in dem andern Zimmer schlafen sollen; es entschuldigt Sie durchaus nicht, was Sie da sagen.

Theure Miß, versetzte er kläglich, ich konnte es mir nicht versagen, die Nacht mit Ihnen in einem Zimmer zu athmen.

Der alte Professor hatte wohl Recht mit dem, was er dir sagte, dachte ich: diese zahmen Männer sind unweit fürchterlicher als die wilden.

Nun, so gehen Sie endlich! rief ich.

Aber ich merkte, daß es immer gefährlich ist, wenn die Leute von einem jungen Manne und einer jungen Frau die Meinung hegen, daß sie ein Ehepärchen sind.

Zweiundfünfzigſtes Kapitel.

Ein Kapitel von der Ehe und den Frauen.

Major M...u. — Die Eheſcheidung. — Kleine Hände und Füße. — Ein merkwürdiger Vorſchlag.

Gegen Mittag empfing ich den Beſuch des Majors M...u, eines Bekannten des Major Craigie und Verwandten des Capitän James. Meine Mutter hatte der Miß Ingram nämlich an dieſen Herrn eine Empfehlung mitgegeben, welche dieſe dann abzugeben nicht verſäumt hatte.

Der Major war äußerſt freundlich gegen mich und bat mich, ſofort ſein Haus wie das meine zu betrachten.

Ich aber entgegnete ihm, daß ich in meinem jetzigen Verhältniſſe, da ich mit dem Capitän James vollſtändig gebrochen hätte, es für unpaſſend fände, mit ſeiner Familie, ſo viele Liebe ſie mir auch erweiſen wollte, Freundſchaft zu halten.

Der Herr Major ſah mich erſtaunt an und verließ mich, als mein Freund L...x zu mir eintrat.

Von dieſem Augenblicke an hatte ich mit meiner ganzen Familie eben ſo vollſtändig wie mit meinem Manne gebrochen, und nach kurzer Zeit war ich ſo glücklich von dem Capitän James auch geſetzlich geſchieden zu ſein.

Ich lebte mit dem jungen L... einige Wochen recht glücklich. Wir bezogen zusammen eine Wohnung, er war mein treuer Cicisbeo bei meinen Wanderungen durch die Stadt. Ich meinerseits war ihm nicht minder treu, was übrigens kein Lob sein soll. Denn, wie ich schon bei früherer Gelegenheit erwähnt habe, in England werden die Ehen noch respectirt und mithin — die Ehefrauen. Sie sind hier weniger der Versuchung ausgesetzt als in irgend einem andern Lande, und da ich allgemein für die Gattin des Capitän L... gehalten wurde, kam mir das sehr zu Statten. Man pflegt in England nur mit Mädchen oder Wittwen zu tändeln, jedes nur zudringliche Gespräch mit einer verheiratheten Dame belegt man mit dem Namen: criminal conversation. Durch diese gute Sitte haben die Frauen in England es auch in der That nicht nöthig, den Umgang mit der Männerwelt zu scheuen, sie können gegen diese ganz vertraulich sein und werden dabei nicht so viel riskiren wie die Französinnen oder Italienerinnen.

Ich kann es bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen hier ein Capitel von der Ehe abzuhandeln. Nach meiner Meinung giebt es keinen wichtigern, die Menschheit mehr interessirenden Gegenstand als dieses Institut, von dessen Sitten und Einrichtungen die Existenz der Staaten abhängen, und welches den größten Einfluß auf den Charakter der Völker ausübt.

Nirgend besitzen die Frauen, trotz aller ihrer Hingebung und der pünktlichen Vollziehung ihrer oft so prosaischen Pflichten, so viel reelle Macht als in England. Es ist dies allerdings eine gerechte Entschädigung für die fürchterliche Langeweile, welche die Engländer in der Regel, als Ehemänner, den armen Frauen verursachen. In Frankreich dagegen, so wird mit Recht behauptet, gründet sich die Macht der Frau einzig und allein auf die Leidenschaftlichkeit der Männer und

auf die größere und geringere Klugheit, mit welcher die Frauen dieſen Umſtand zu benutzen wiſſen. Der Einfluß, welchen die Weiber in Frankreich zur Zeit Ludwig des XIV. und Ludwig des XV. erlangten, wurde von ihnen im eigentlichen Sinne erobert, und ein Zuſammentreffen von Umſtänden, wie ſie die Kulturgeſchichte keines andern Landes aufzuweiſen hat, begünſtigte dieſes Streben. Daher kommt es, daß die Franzöſinnen noch jetzt gegen die Männer die Eroberer ſpielen, aber es fehlt ihren Vaſallen dieſer Grundzug beharrlicher und ausdauernder Achtung, jene ſolide Feſtigkeit, wodurch das ſittliche Verhältniß des engliſchen Volkes zum Fürſten, zum Adel und zu den Frauen dauerhaft begründet iſt

Und gerade deshalb ſind die Ehen, wie ebenfalls ein gewiſſer P... O... mit ſo vielem Recht behauptet, in England faſt durchgehends weniger unglücklich als in andern Ländern, weil man ſie mehr als einen bürgerlichen Vertrag und nicht als die Krone alles irdiſchen Glückes betrachtet. Die Erwartungen von derſelben ſind gewöhnlich beſcheidener und proſaiſcher, daher man ſich auch nach denſelben weniger getäuſcht findet, und es ſind dieſe Arten von Heirathen ſchon von Jonathan Swift (welcher freilich ſelbſt erſt auf Heirathsgedanken gekommen ſein ſoll, als er verrückt zu werden anfing) nachdrücklich empfohlen, die ſogenannten **love-matches** *) aber, als den geſelligen und ſtaatswirthſchaftlichen Zwecken zuwider und als ſehr gefährlich für die dabei betheiligten Individuen ſowohl als für den Staat geſchildert worden. Die meiſten Engländer des Mittelſtandes folgen daher auch dem Rathe dieſes Lieblingsſchriftſtellers ihrer Nation, und haben bis jetzt,

*) Verehelichungen aus Liebe.

wie es allgemein heißt, wenig Grund, diesen Schritt zu bereuen.

Göthe, dieser größte und genialste Schriftsteller der Deutschen, sagt in seinen Wahlverwandschaften:

Um seine Frau nach einer gewissen Anzahl von Jahren erträglich zu finden, solle man bei der Wahl derselben hauptsächlich auf einen kleinen Fuß und eine kleine Hand Rücksicht nehmen. Diese Art von Schönheit hält er für die solideste und dauerhafteste, welche für den Verlust der weiblichen Reize im späten Alter noch am meisten entschädigen könnte. Dieser große Dichter verfehlt nicht hierbei die Andeutung zu geben, daß das Vorhandensein obgenannter Schönheiten auch mit ziemlicher Gewißheit noch auf andere mehr unsichtbare und verborgene Reize schließen lasse. Denselben Gedanken hat auch Byron. Entzückt von einem kleinen Fuße ruft er aus:

„bespeaking the secret symetry of that
which terminates so well.“ *)

Dafür hat er aber auch kein Monument in der Westminster-Abtei, denn eine solche Freiheit verzeiht kein englischer Bischof.

Nirgends sind aber auch die kleinen Hände nnd Füße bei den Damen häufiger als in England, und es geht so weit, daß ein englischer Schriftsteller die Behauptung aufstellte, daß die große Hand oder der große Fuß eines adeligen Mädchens auf ihre Mutter immer ein sehr zweideutiges Licht werfe, insofern diese nicht bürgerlicher Abkunft und daher für die Ungeschlachtheit ihrer Tochter nicht verantwortlich sei.

Was übrigens die Ehe aus „Liebe“ betrifft, so sind diese

*) Byron ist hier ein wenig zotig, er nennt kleine Hände und Füße das schöne Ende eines reizenden Geheimnisses weiblicher verhüllter Formen.

in der That in England viel seltner als in irgend einem andern Lande, und es ist merkwürdig genug, daß demungeachtet die eheliche Treue nirgends strenger als eben in England behauptet wird. Aber man muß auch wirklich eine Engländerin sein, um das sehr natürlich zu finden. Weder das italienische, noch das spanische, noch das französische Blut verträgt sich mit dieser Auffassung der ehelichen Verhältnisse. Wenn ein Engländer ein Mädchen liebt, so liebt er immer auch vorzugsweise ihr Geld mit, weil dem Engländer das Geld, das Vermögen, die Umstände des Menschen Alles sind, daher spielt das Vermögen nirgends eine so große Rolle wie in England. In diesem Lande allein ertheilt der Reichthum vollständig schon so zu sagen von selbst den Adel.

Aber können Sie Ihre Miß Betty nicht auch ohne ihr Vermögen lieben? fragte ich einen jungen Engländer, der ein reiches junges Mädchen zu heirathen im Begriffe stand und von ihrem großen Reichthume mit mir sprach.

O, ganz gewiß, Miß, versetzte er, aber ich muß mir doch mein Mädchen in ihren Umständen denken, und da vermehrt sich meine Zuneigung und Liebe nothwendig mit jedem tausend Pfund.

Pfui, wie können Sie so von Ihrer Geliebten sprechen?

Und warum nicht? Was wäre Miß Betty ohne ihr Vermögen? Gewiß ein ganz anderes Mädchen. Ihre Art zu handeln, zu denken, zu sprechen wäre gänzlich verschieden von der jetzigen; ich würde sie vielleicht nicht lieben, sie auch nie kennen gelernt haben. Ich muß mir doch meine Braut in ihrem Allen denken, und da fällt mir nothwendig auch ihr Vermögen ein.

Wie das englische Volk durch und durch ein praktisches ist, so kommen auch in Bezug auf die Ehe, und namentlich

die Proletarierehen und die Folgen der Uebervölkerung, oft sehr sonderbare Vorschläge zum Vorschein, obgleich in England nicht allein die Ehen der Armen großen Kinderreichthum aufzuweisen haben.

Am possierlichsten nimmt sich der Vorschlag eines Armen-Kommissär, welcher unter dem Titel:

„The possibility of limiting populousness“ *)

diesem Kindervermögen ein Ziel setzen wollte. Jedem Ehepaar sollte nur gestattet sein, höchstens — also auch dies nicht in der Regel — drei Kinder zu haben. Die Geburt des dritten Kindes sollte, wenn auch nicht mit Kriminalstrafen belegt, doch auf jede gesetzliche Weise, d. h. durch Gesetze, die zu diesem Zwecke erst gemacht werden sollten, so selten wie möglich werden.

Natürlich weiß der gute Armen-Kommissär uns für das Recht zur Tötung der überflüssigen und ungesetzlichen Kinder eine sehr feine Definition zu geben, und fügt endlich eine Theorie der schmerzlosen Auflösung hinzu, d. h. er giebt die Art und Weise an, auf welcher das Leben solcher ungesetzlichen Kinder abzuschließen sei.

Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß dies Alles sehr ernst gemeint und von dem Kommissär als höchst praktisch empfohlen wird.

Das ruhige Blut und Temperament der Engländer macht übrigens, daß sie in der Ehe befriedigt werden und glücklich sind, wenn es auch nur halbwegs geht. Sie haben, außer zu ihren Weibern, von vorne herein noch andere Passionen, sie lieben die Jagd, die Reitpferde, die Gesellschaft ꝛc. ꝛc., und

*) Ueber die Möglichkeit, die Bevölkerung innerhalb gewisser Grenzen zu halten.

wenn ſie von Allen dem nur ein wenig haben, dann geben ſie ſich zufrieden. Eine Paſſion hilft ſo zu ſagen der andern mit durch. Was ſie bei ihren Frauen nicht mehr ſuchen oder nie finden, das gewähren ihnen die Pferde, was ſie bei dieſen nicht finden, die Jagdhunde, und was dieſe nicht bieten können, das ſuchen ſie in ihren Bibliotheken. Kurz, das Gleichgewicht ſtellt ſich bei ihnen leicht wieder her.

Es iſt leicht einzuſehen, daß England meinem Charakter nicht behagen konnte, und daß ich, trotz der vielen achtungswerthen Seiten dieſer Nation, die unglücklichſten Tage — mit Engländern verlebte. Auch war meines Bleibens nicht lange in London, aber ich mußte noch manches Abenteuer beſtehen, bis ich die Nebel Londons hinter mir hatte.

Dreiundfünfzigſtes Kapitel.

Ein ſchlechter Spaß.

Der Vicomte M . . . n. — Der Zopf. — Der Einfall in Crockford's Hölle. — Zpater Beſuch. — Der Entſchluß.

Wenngleich Byron ſagt: die Ehe ſei aus der Liebe gemacht, wie der Eſſig aus dem Wein, ſo habe ich doch im Verlauf meines bewegten Lebens gefunden, daß die Liebe auch ohne Ehe oft ihre ganze Süßigkeit verliert und mit der Zeit zu Eſſig werde.

Ich hatte es ja dem jungen Capitän L . . . r oft genug geſagt, daß ich nur ſeine Freundſchaft wolle und nichts Weiteres, ich glaubte ihn endlich davon überzeugt zu haben, daß die Freundſchaft noch einen Grad höher ſtehe als die Liebe, da ſie gewiſſermaßen vom Egoismus freier iſt als dieſe, aber dieſe Ueberzeugung war doch nicht innig genug. Er kam in den Fall die Freundſchaft eines Mannes zu einer Frau mit der platoniſchen Liebe zu verwechſeln, und leider ſchien es ihm bald unmöglich, ſelbſt bei dieſer platoniſchen Liebe ſtehen zu bleiben. Ich hatte in dieſem Augenblicke keinen Vater, keinen Gatten, keinen Verwandten, keinen Freund, es lag mir zwar daran, dieſe einzige Stütze, welche ſich mir mit ſo großer Beharrlich-

keit aufdrang, zu behalten, aber ich wollte auf meine eigene Faust mein Glück versuchen, d. h. ich wollte wirklich einmal meine eigne Herrin sein.

Ich konnte nur nicht sobald mit mir einig werden, wie dies geschehen sollte, aber der Zufall war mir wieder einmal günstig, indem er mich — in Verlegenheiten brachte.

Obgleich ich dem Capitän L.. r erklärt hatte, daß er mich durchaus nicht als sein Eigenthum betrachten könne — und diese Erklärnng ist den Männern gegenüber stets eine dringende Nothwendigkeit, wenn sie glauben, daß sie uns und wir ihnen nicht ganz gleichgültig sind — so konnte er sich doch nicht versagen, mich gleichsam de facto als in seinem Besitze zu betrachten, und zwar deshalb, weil ich mit ihm in einem Hause wohnte. Er hatte den Glauben, daß in der Liebe der Besitz noch größere Rechte, als das Eigenthum gewähre. Ich lehnte mich natürlich gegen diese irrige Ansicht meines Freundes auf, und konnte nicht umhin, mit allen Männern freundlich zu sein, welche mir gefielen. Ich sehe gar nicht ein, warum der Mann in der Gesellschaft sich mehr herausnehmen soll, als die Frau. Mein Herr Capitän sprach mit vielen andern Damen und unterließ es nicht, ihnen Artigkeiten zu sagen und sie hübsch zu finden, wenn sie hübsch waren, und ich fand dies Alles sehr natürlich. Es ist ein unverzeihlicher Dünkel, der aus einer von der Gesellschaft leider nur zu sehr begünstigten Selbstsucht entspringt, wenn der Mann verlangt, daß wir Frauen den Sinn für alle männliche Feinheit und Schönheit verlieren oder doch wenigstens nur im Geheimen Betrachtungen anstellen und uns, so zu sagen, äußerlich und wo möglich auch innerlich nur mit unsern Männern oder Geliebten beschäftigen sollen. Einer solchen Tyrannei werde ich mich nie

und nimmer unterwerfen. Noch einmal, das Weib iſt die Sklavin in der menſchlichen Geſellſchaft — weil ſie ſich ſelbſt zur Sklavin macht. Es konnten alſo kleine Zwiſtigkeiten zwiſchen mir und meinem Freunde nicht ausbleiben, die aus ſeiner Anmaßung entſprangen.

Ich wurde nämlich mit dem jungen Franzoſen, dem Vicomte H...d, mit welchem mich mein Freund an der erſten table d'hote im Hotel bekannt gemacht hatte, ſpäter näher befreundet. Der junge Mann war geiſtreich und ſeine Unterhaltung gefiel mir. Die Unterhaltung meines Freundes L...r war erſchrecklich langweilig gegen die ſeine, zumal L...r immer wieder in ſeinen alten Fehler verfiel von Liebe zu ſprechen. Zwar ſchien ihm der junge Franzoſe auch hierin zuvorkommen zu wollen, indem er mit einem Gedichte debütirte, welches er dem Larochefoucault entlehnte und welches lautete:

Um ihr Herz zu gewinnen, um in ihren ſchönen Augen Gefallen zu finden,
Hätte ich mit dem Könige gekämpft, ich hätte mit den Göttern gekriegt.

Als ich ihm aber erklärte, daß er ſich um meine Wenigkeit mit keinem Menſchen, alſo auch nicht mit einem Könige zu ſchlagen brauche, abgeſehen davon, daß Könige ſich nicht mit Unterthanen zu ſchlagen pflegen, und daß die Götter auf einen ſolchen Duellanten mit Mitleid herabblicken würden, da brachte ihn gerade dieſe ſehr gewöhnliche, ich möchte faſt ſagen zu gewöhnliche Phraſe zur Beſinnung, indem ſie ihn belehrte, daß, wenn ſich auch eine dichteriſche Neigung in den Olymp verſteige und Kronen uſurpire, dieſes im alltäglichen Leben doch durchaus nicht Brauch ſei, und auf dieſe Weiſe heilte ich ihn vorläufig von allen ſeinen Extravaganzen.

Aber ich weiß nicht, was mit dem Verſtande des jungen

Menſchen innerhalb einiger Wochen vorgegangen war, denn er fiel in ſeine alte Neigung ohne alle äußere Veranlaſſung zurück und wollte mich abermals mit dem Ausbruche dichteriſcher Begeiſterung beglücken. Es würde auch diesmal ohne weitere Nachtheile für uns abgelaufen ſein, wenn er nicht auf die unglückliche Idee gekommen wäre, mir auf einem in der That ſehr originellen Wege ſein Gedicht zukommen zu laſſen. Wir hatten uns allerdings in der letzten Zeit ſeltner geſehen, weil die Eiferſucht meines Freundes L...x es nur ſelten geſtattete. Mag es nun ſein, daß dieſes Hinderniß den jungen Franzoſen reizte; an einem Abende kam mein Freund L...x nach Hauſe, und ich konnte es nicht unterlaſſen beim Anblick ſeiner Rückenſeite heftig aufzulachen.

Warum lachen Sie, Miß? fragte L...x, ſehr erſtaunt über dieſen meinen Empfang.

Ach, was haben Sie denn? rief ich noch immer lachend.

Was ſoll ich denn haben, Madame, was Ihre Lachmuskeln ſo ſehr reizt?

Nun — hinten — —

Hinten?

Ja, ja — ſo ſehen Sie doch einmal in den Spiegel, man hat Ihnen einen Zopf angehängt.

Der junge L...x trat an den Spiegel und gewahrte nun einen langen Streifen Papier, der unter ſeinem Kragen befeſtigt war. Er nahm ihn zornig hinweg, betrachtete ihn und las ihn.

Alſo beſchrieben? rief ich hinzutretend.

Ja, Miß, verſetzte L...r und warf mir einen entſetzlichen Blick zu.

Jetzt war die Reihe an mich, zu fragen, was er hatte.

Aber mein junger Freund ſteckte den Zettel ruhig in die Taſche und verließ mich mit ſeinem gewöhnlichen Abſchiedsgruße.

So ruhig mein Freund nun auch gegangen war, empfand ich über dieſen Vorfall dennoch die lebhafteſte Beſorgniß. Von ſeiner äußerlich ſo ſchnell wiedergewonnenen Faſſung mußte ich das Aergſte befürchten. Ich habe gehört, daß Schiller in Bezug auf David Hume geſagt hat: Der Engländer bleibt in der Hölle noch ſich gleich. Und ſo iſt es in der That.

Trotz der Ruhe und dem Gleichmuth, mit welchem L...r mich verlaſſen hatte, tobte die Hölle in ihm, die ſchrecklichſte Eiferſucht quälte ihn. Was mochte jener fatale Streifen Papier enthalten? Wer hatte ſich den ſchlechten Spaß mit einem ſo ehrenwerthen engliſchen Capitän erlaubt? Es mußte in der That ein ſehr verwegener Menſch geweſen ſein. Während mich die Ungewißheit plagte, wurde angepocht und der junge Vicomte trat zu mir ein.

Wie? rief ich, zu dieſer Zeit?

O, ſagte er, Sie werden mich nicht fortgehen heißen, Sie werden mir geſtatten Ihnen dieſe Nacht Geſellſchaft zu leiſten!

Vicomte, ſind Sie toll?

Nein, ſchöne Miß, nichts weniger als das — aber es iſt vielleicht die letzte Nacht, daß ich athme, daß ich lebe. Ich habe noch einige Briefe an meine Eltern zu ſchreiben und andere Angelegenheiten zu beſorgen, und Sie werden mir geſtatten in ihrer unmittelbaren Nähe dieſes mein Teſtament zu machen.

Geben Sie, Sie machen da einen ſchlechten Spaß, wenn der Capitän nach Hauſe kommt, der ſchlägt ſich mit Ihnen.

Schlägt ſich mit mir? rief der Vicomte lachend, das iſt es ja eben, ſchöne Miß, was geſchehen ſoll. —

Sie wollen ſich mit dem Capitän ſchlagen?

Wenn's Ihnen beliebt, ja, Madame.

Welch thörichte Antwort. Warum ſollte es mir belieben? Zu welchem Zweck? — Es beliebt mir durchaus nicht, und ich hoffe, es unterbleibt.

Es thut mir leid, daß es dennoch geſchehen muß — theuerſte Miß.

Sehen Sie mich einmal ordentlich an, haben Sie nicht etwa einen Rauſch?

Ach, gehabt, gehabt vielleicht, Miß! Iſt möglich.

Und was iſt zwiſchen Ihnen und dem Capitän denn vorgefallen. Waren Sie an dieſem Abend mit ihm zuſammen?

Zweimal.

Zweimal?

Hören Sie mich nur an, ich werde Ihnen den Hergang dieſer mißlichen Geſchichte erzählen. Die Sache kam ſo. Ich traf dieſen Abend mit [illegible] im Crockford-Club *) zuſam-

*) Der große Crockford-Club in St. James Street oder auch die „Spielhölle" genannt, iſt eine großartige Spielanſtalt und das geſchmackvollſte Etabliſſement dieſer Art. Man ſchätzt die Koſten des Crockford-Club wöchentlich auf tauſend Pfund Sterling und die Summe der dort gewonnenen und verlorenen Gelder im Durchſchnitt auf wöchentlich hunderttauſend Pfund, doch iſt während der Parlamentsſitzung, zu welcher Zeit der Club am beſuchteſten iſt, ſchon eine Million Pfund in der Woche verloren worden. Nur die reichſten Pairs und die Reichſten überhaupt ſind Mitglieder dieſes Clubs oder werden daſelbſt eingeführt, aber nur ſo lange ſie überhaupt noch ihr Vermögen beſitzen. Haben ſie dieſes ganz oder zum großen Theil verloren, ſo werden ſie augenblicklich ſo zu ſagen aus der Thüre gedrückt. Auf dieſes Hinausdrücken verarmter Mitglieder verſtehen ſich die Bedienten meiſterhaft. Crockford ſelbſt, welcher früher mit mehreren Lords aſſociirt war, hat jetzt ſein eigenes Haus und ein Vermögen von über eine halbe Million Pfund Sterling.

men, als ich eben 1000 Pfund Sterling verloren, und mich dafür bei Monſieur Ude*) regalirt hatte. Ich war alſo, wie Sie ſich denken können, ſehr vergnügt und guter Dinge, und die Anweſenheit Ihres Capitäns machte, daß ich unwillkürlich an Sie dachte, und als ich einmal an Sie dachte, da — natürlich fiel mir auch alles Uebrige ein: Ihre ſchönen Augen, Ihre ſchönen Hände, Ihre hübſchen Füßchen. Ach, woran ſoll man zuerſt denken, wenn man an Sie denkt! — Löſt ſich nicht Alles in tauſend Reize auf, die einem die Sinne verwirren? —

Vicomte! Vicomte! drohte ich, wenn Sie ſo fortfahren, ſo löſen Sie mich eher in alles Uebrige auf als in tauſend Reize. Sie erzürnen mich auf's Höchſte. Sie wiſſen, dergleichen Schmeicheleien halte ich für albern von dem, der ſie glaubt und gerne hört und von dem, der ſie ſagt, ſei es im Ernſte oder im Spaß. Ich bitte, kommen Sie zur Sache.

Ich bin ja ſchon längſt bei der Hauptſache, meine' ſchöne Miß, denn das ſind Sie ja eben. Ich ſagte: Sie mit allen — nun, wenn Sie das denn nicht hören wollen — alſo Sie fielen mir leibhaftig ein und ich konnte den günſtigen Augenblick, da Sie mich inſpirirten, nicht vorübergehen laſſen, ſchrieb an Sie ein Gedicht und als es fertig war — ja da fiel mir eben

---

Er ſchießt jedem engliſchen Edelmanne, wenn er auch nichts beſitzt, ſondern nur der Erbe eines großen Vermögens iſt, bereitwillig auf einen Von die höchſten Summen vor, was für den ehrenwerthen Charakter der engliſchen Edelleute um ſo mehr ſpricht, da dergleichen Spielſchulden ganz ungültig ſind, oft das ganze Vermögen derſelben ausmachen und dennoch ſtets auf Heller und Pfennig bezahlt werden.

*) Ude, der General en chef der Küche bei Crockford. Er bezog ein Gehalt von tauſend Guineen jährlich. Von ihm ſoll Talleyrand geſagt haben, daß er die franzöſiſche Küche erſt in England kennen gelernt habe.

ein, daß die ganze Sache nutzlos war, indem ich nicht wußte, auf welche Weiſe das Gedicht in Ihre Hände kommen ſollte. Aber man müßte Ude's Küche nicht erprobt haben, um nicht in jeder Verlegenheit geiſtreiche Ausflucht zu finden. Ich begleitete alſo Ihren Capitän bis zu dieſem Hauſe und ſteckte ihm beim Abſchied mein Gedicht hinten an und dieſer Einfall hat mich auch ganz vortrefflich zum Ziele geführt. Sie haben das Gedicht erhalten, ſchöne Miß?

Nein, ich habe es nicht erhalten.

Sie haben es nicht geleſen?

Ich habe den Capitän auf ſeinen Zopf aufmerkſam gemacht, er hat ihn abgenommen, geleſen und ſich entfernt.

Um mich aufzuſuchen und ſich morgen in aller Frühe mit mir zu ſchießen —

Wußte er denn, daß Sie es geſchrieben hatten?

Nun allerdings, mein Name ſtand ja darunter.

Und wie hieß das Gedicht?

Wie es hieß? Ja, wenn ich's nur noch weiß. Ich glaube, ungefähr ſo:

O, ſchöne Miß, wie lieb Du biſt,
Und reizend biſt, Du weißt es nicht!
Wenn Deine roſ'ge Lippe küßt,
Was dann Dein himmliſch Auge ſpricht,
Das weiß ich wohl! Ach, daß ich's ſäh'
Mehr in der Näh', ganz in der Näh'!

Ein albernes Gedicht, Vicomte, und darunter hatten Sie ſogar Ihren Namen geſchrieben?

Verſteht ſich.

Wie kann aber ein Mann von Geiſt einen ſo ſchlechten Einfall haben und ſich einen ſo undelikaten Spaß erlauben?

Lady, für die Hölle *) iſt der Einfall ganz gut.

Wo werden Sie ſich ſchlagen?

Im Hydepark.

Wann?

Um 8 Uhr früh.

Es iſt gut, Vicomte, ich weiß nun genug, und jetzt iſt wohl das Beſte, was Sie thun können, wenn Sie dieſes Haus verlaſſen, ehe der Capitän zurückkehrt.

Der Capitän kommt dieſe Nacht nicht.

Er kommt nicht?

Nein, er wird nicht eher zu Ihnen zurückkehren, bis ich auf dem Platze geblieben bin.

Wer hat Ihnen das geſagt?

Ich weiß es und verſichere es Ihnen.

Da es einmal ſo war, ſo mußte ich mich darin finden, und ich hatte nun Muße, über einen Plan nachzudenken. Da es mir unter allen Umſtänden ſchwer geworden wäre, den tollen Vicomte los zu werden, ſo ſchloß ich mit ihm eine Convention ab, welche folgendermaßen lautete:

Der Vicomte ſollte ſeine Angelegenheiten ordnen und ſich dann ruhig auf's Sofa, natürlich im vollſtändigen Anzuge, niederlegen. Ich meinerſeits übernahm die Verpflichtung, ihn dann um ſechs Uhr wecken zu laſſen.

Nach dieſer Uebereinkunft ging ich in mein Schlafzimmer und legte mich ebenfalls in meinen Kleidern nieder, nachdem ich den Riegel vorgeſchoben hatte.

Es war ja möglich, daß Capitän L...r nach Hauſe kommen konnte, ich mußte auf dieſes Ereigniß gefaßt ſein.

---

*) Die Spielhäuſer heißen in England hells, Höllen, und Crockford's Local ausnahmsweiſe „the pandaemonium".

Der junge Franzoſe erregte übrigens mein ganzes Mitleid. Der Capitän L...x war ein ausgezeichneter Schütze und viel ruhiger als der Vicomte. Es war das Schlimmſte für ihn zu fürchten.

Wenn eine Frau für einen Mann erſt zu fürchten beginnt, iſt ſie nicht mehr in der Lage, ruhig ſchlafen zu können, wenn ſie die Gefahr für ihn ſo nahe weiß.

Das Duell mußte um jeden Preis verhindert werden.

Aber wie?

Selbſt um den Preis eines Freundſchaftsbruches mit dem Capitän?

Ich ſchwankte nicht lange, ſelbſt um dieſen Preis.

Ich gab Befehl, nicht den Vicomte — ſondern mich um ſechs Uhr zu wecken.

Einmal entſchloſſen, die Folgen des ſonderbaren Einfalls des jungen Franzoſen auf mich zu nehmen, ſchlief ich endlich, unbeſorgt um den nächſten Morgen, ruhig ein.

Vierundfünfzigſtes Kapitel.

Das Duell.

Störung im Schlafe. — Männliche und weibliche Schwächen. — Worte und Küſſe. — Auf dem Kampfplatze.

Es mochte wohl Mitternacht ſein, als ich durch ein leiſes Pochen an meiner Thüre aufgeweckt wurde. Ich erſchrak, denn ich glaubte nicht anders, als daß mein Freund L...x heimgekehrt ſei, jedoch auf meine Frage, wer da ſei, antwortete der Vicomte:

Ich bin es, Madame!

Was wollen Sie? rief ich.

Ach — wie Unrecht thun Sie mir mit dieſer Frage, wie kränken Sie mich. Was ich will? — Ich habe allen meinen Lieben Lebewohl geſagt, und ſollte mich ſchlafen legen, ohne von ihnen den letzten Händedruck zu erhalten?

Aber wir haben ja ſchon von einander Abſchied genommen, ehe ich Sie verließ?

Das iſt zwar wahr, aber es war nicht mein letztes Abſchiedswort — und das gebührt Ihnen. O, bitte, öffnen Sie doch.

Vicomte, rief ich, das iſt gegen unſere Convention.

Das iſt es nicht, ich dringe mich Ihnen ja nicht auf, ich bitte Sie nur.

Weil Sie eine verſchloſſene Thüre finden.

Und wenn Sie auch auf wäre.

Laſſen Sie mich ſchlafen und ſchlafen Sie ebenfalls.

Sie wollen mir alſo durchaus das letzte Abſchiedswort verweigern?

Durchaus.

Ach, wenn ich morgen bleiben werde, dann bekommen Sie ſicher Gewiſſensbiſſe.

Wenn Sie bleiben werden, werde ich mich durchaus nicht grämen, ich wäre dann eines läſtigen Mahners und Drängers ledig.

Gut, ich werde bleiben, auf jeden Fall, mit oder ohne ihren Capitän, denn was ſoll ich noch mit meinem Leben beginnen, wenn ich's nicht Ihnen weihen kann?

Weihen Sie es doch in Gottes Namen vor wie nach der Hölle.

Nein, nein, ſeitdem ich mein Teſtament gemacht habe, habe ich den feſten Entſchluß gefaßt, mich für meine noch übrige Lebenszeit zu beſſern und mich allen ſieben Himmeln und ihren Engeln zu weihen. O, Sie ſind einer von dieſen Engeln. Stoßen Sie mich nicht zurück.

Sparen Sie Ihre Worte, ich ſchlafe.

Ich weiß, daß Sie nicht ſchlafen, daß Sie nicht ſchlafen werden, wenn Sie mir den Abſchied verweigern. Sie begehen ein großes Unrecht.

Nun, denn — leben Sie wohl.

Ja, das genügt mir nicht.

Was wollen Sie denn noch?

Küſſen! — —

Das iſt eine Frechheit! rief ich.

Das hätte meine Schweſter niemals geſagt, und meine Schweſter werden Sie mir doch ſein wollen?

Um den läſtigen Menſchen los zu werden, öffnete ich die Thüre. Er war nicht wenig erſtaunt, als er mich im vollſtändigen Anzuge ſah. Er fühlte ſich gekränkt, was mich wenig afficirte. Man kann den Männern gegenüber nicht vorſichtig genug ſein. Es iſt die phyſiſche Uebermacht nicht allein, die wir zu fürchten haben, es iſt ihre Arroganz, ihr unverſchämter Eigendünkel, die falſche und herabwürdigende Meinung, welche die Männer von den weiblichen Schwächen haben.

Ich glaube, gegen die männlichen Schwächen ſind die weiblichen für Nichts zu rechnen.

Wenn wir Frauen uns die Mühe geben wollten, über dieſe männlichen Schwächen ein Buch zu ſchreiben, wir würden weniger als bei uns ſelbſt in Verlegenheit kommen, die Capitel auszufüllen.

Die Männer wiſſen das auch recht gut, und ſie ſind ſo ſchlau, ſo viel ſtets von unſeren Schwächen zu reden, um die Meinung nicht aufkommen zu laſſen, daß ſie auch deren im hohen Grade beſitzen.

D. h. eigentlich, ſie bedienen ſich gegen unſer Geſchlecht des Einſchüchterungſyſtems, und ſie haben genau genommen vollkommen Urſache dazu.

Wären die Frauen die Herren, d. h. die Herrſchenden und politiſch und ſocial Bevorzugten, ſtatt der Männer, hätten ſie mithin das Recht, oder könnten ſie, ohne Anſtoß zu erregen, von den männlichen Schwächen reden, welche Dinge würden da zum Vorſchein kommen?

Die größten Staatsactionen, die wichtigſten diplomatiſchen

Ränke, die größten Intriguen legen die Männer, eben weil ſie ſchwach ſind, in die Hände der Frauen.

Ein Diplomat, mag er heißen, wie er wolle, Talleyrand oder Metternich, Ruſſe oder Engländer, iſt, wenn ihm die Frauen nicht hülfreiche Hand leihen und die vielfachen Schwächen ihrer Gegner nicht für ſie nutzbar zu machen wüßten — ein Schiff ohne Steuer, ein Wrack, eine Spinne, die nicht ſpinnen kann, ein Diplomat ohne Diplomatie.

Die Frauen müſſen die Thorheiten und Albernheiten ſtets wieder ausgleichen, welche die klugen Männer, das ſtarke Geſchlecht, ſo oft machen.

So iſt es im Hauſe und am Hofe, in der Hütte und im Palaſte — die Männer ſind ſtark — aber die ſchwachen Frauen regieren die Welt.

Und davon merken die Männer nicht einmal etwas.

Doch zu unſerm Vicomte zurück.

Ich willigte darin, ihm Worte zu geben und er verlangte Küſſe. Ich willigte auch endlich hierin, denn ein Mann, welcher für eine Frau, der er ein Liebesgedicht auf dem Rücken ihres wahrhaften Freundes zugeſandt hat, ſein Leben in die Schanze ſchlägt, verdient immer ein paar Küſſe zum Abſchiede, und ich glaube, es war keine Schwäche, daß ich in dieſer Beziehung nicht hartherzig war. Ich gab ihm alſo Küſſe — und er verlangte abermals mehr.

War dieſer Mann nicht ſchwach?

Und war ſeine ganze jetzige, ſo gefährliche Situation nicht aus einer Schwäche hervorgegangen?

Ich glaube, wir Frauen würden weniger ſchwach ſein, wenn wir die Handlungen der Männer weniger mit dem Gefühle und mehr mit dem kritiſchen Auge betrachteten.

Was uns dann ſo oft als Kraft, Muth und Stärke er-

ſcheint, für dieſe würden wir den rechten Namen finden, das würden wir im rechten Lichte erkennen und die Folge würde ſein: — —

Daß wir weniger großmüthig ſind — was in den Augen der Männer ſchwach bedeutet — daß wir uns weniger zur Dankbarkeit und ſomit zur Unterordnung unter dieſe vermeintliche Kraft verpflichtet halten, daß wir mit Einem Worte — die Starken werden.

Mein junger Vicomte mußte auch erkennen, daß Küſſe nicht immer mehr — als Küſſe bedeuten.

Er war darüber untröſtlich, indeß ſiegte doch ſeine junge Natur über ſeine Phantaſie, und kurze Zeit, nachdem ich ihn wieder verlaſſen hatte, bemerkte ich mit Befriedigung, daß er eingeſchlafen war.

Es war plötzlich ſehr ſtille in ſeinem Zimmer.

Wie leicht, dachte ich, könnte dieſer Schläfer, der noch eben ſo muthwillig war, ſchon in wenigen Stunden für Ewigkeiten ſchlafen.

Und, wie oft, dachte ich weiter, wird ein Leben für eine Laune hingeworfen, welches mit ſo vieler Anſtrengung und Sorgfalt erhalten wird.

Endlich ſchlief auch ich wieder ein.

Zur beſtimmten Zeit wurde ich wieder aufgeweckt. Mein Herr Vicomte ſchlief noch feſt.

Ich traf alle Anſtalten zu einer Spazierfahrt, nahm ein Frühſtück ein, ſteckte ein Paar Piſtolen zu mir, und verließ meine Wohnung, nachdem ich das Zimmer, in welchem der Vicomte ſchlief, verſchloſſen hatte.

Ich gab Befehl, wenn er früher als um ſieben Uhr erwachen ſollte, ihm das Zimmer doch nicht eher zu öffnen, ihn aber jedenfalls um ſieben Uhr zu wecken; bis er dann den

Kampfplatz erreichen konnte, mußte die Sache dort längſt abgemacht ſein.

Ich war indeß zur beſtimmten Zeit dort.

Der Capitän L...x war ſchon da, und war auf's Höchſte überraſcht, als er mich kommen ſah.

Ich trat an ihn heran und ſagte:

Freund, ich will nicht, daß Sie ſich meinetwegen ſchlagen ſollen.

Und wer wird mich daran hindern, Madame?

Ich.

Wird der Vicomte nicht kommen?

Das weiß ich nicht und kümmert mich nicht, aber ich leide nicht, daß Sie ſich ſchlagen.

Ich werde thun, wie es mir gefällt, Madame.

Der Vicomte hat es mir geſagt, daß er Sie im Rauſche beleidigt hat — er war alſo nicht zurechnungsfähig.

Sie wiſſen das Alles ſchon, Madame? ſagte der Capitän nur mit kaltem Spott.

Das ſehen Sie, er war heute Morgen da, um Ihnen die Hand zur Verſöhnung zu bieten.

Der Feigling!

Ich glaube, daß dieſes ein ſehr unrichtiger Ausdruck für eine ſolche Handlung iſt, der junge Mann glaubte ſeine Schuldigkeit zu thun.

Dann mag er kommen.

Er wird nicht kommen, denn ich habe ihn eingeſchloſſen, um das Duell zu verhindern. Wenn Sie ſich aber durchaus ſchlagen wollen — ich habe Piſtolen. Sie ſcheinen von mir zu glauben, daß ich Sie ebenfalls beleidigt habe — und der Ton, in dem Sie jetzt mit mir ſprechen, giebt mir die Meinung, daß Sie auch mich beleidigen wollen. Schießen Sie.

Der Capitän unterdrückte ſeinen Aerger, grüßte kalt und ſtieg in ſeinen Wagen.

Ich hatte ihn vom Kampfplatz fortgeſcheucht, damit war mein Zweck erfüllt, ich fuhr alſo ebenfalls nach Hauſe.

Der junge Vicomte hatte wirklich die Zeit verſchlafen und meine Wohnung erſt nach ſieben verlaſſen.

So weit war allen traurigen Folgen vorgebeugt, aber ich fürchtete dennoch für die Zukunft.

Wann wohl mein guter Freund, der Capitän, nach Hauſe kommen wird? dachte ich.

Ich habe damals die Engländer noch nicht recht gekannt.

Fünfundfünfzigſtes Kapitel.

Erfahrungen in Mannskleidern.

London. — Die Thatkraft eines gut gefüllten Magens — Londoner Clubs. — Wetten und Spiele. — Merkwürdige Frauen. —

Acht Tage lang hörte ich nichts weder von dem Capitän L...r noch von dem Vicomte. Ich würde mich unter andern Umſtänden dabei beruhigt haben, aber da ich fürchten mußte, daß das Duell dennoch ſtattgefunden hatte, ſo ängſtigte mich die Ungewißheit, in der ich mich befand. Ich beſchloß alſo endlich mich nach den Herren umzuſehen und da es mich überhaupt gelüſtete, die ungeheure Weltſtadt einmal etwas genauer kennen zu lernen, ſo fand ich es für gerathen, eine Metamorphoſe vorzunehmen, und mir einmal die Inſignien eines Geſchlechtes anzumaßen, das ſo glücklich iſt, das ſtarke genannt und als ſolches geachtet zu werden.

Laß doch ſehen, dachte ich, ob man mehr als der männlichen Kleidung bedarf, um ſtark zu ſcheinen.

Ich warf mich alſo in ein Habit meines verſchwundenen Freundes L...r, welches mir zwar nicht genau, doch ziemlich gut paßte. Einigen zu auffallenden Unregelmäßigkeiten war bald mit der Nadel abgeholfen, und ſo warf ich mich auf gut

Glück mit dem anbrechenden Abend in den Strudel der Hauptstadt.

Ich glaube, es wäre nicht übel, und weder für die weibliche noch die männliche Moral gefährlich, wenn jedes Weib einmal in ihrem Leben, wenn auch nur für ganz kurze Zeit sich in männlicher Kleidung in die Gesellschaft mischte, und hier Studien machte und lehrreiche Mysterien aufdeckte, zu dem ihm sonst der Zutritt versagt ist. — Es würden dann allerdings viele Illusionen gestört, aber die Frauen gerade hierdurch vor vielen bittern Enttäuschungen bewahrt werden.

So trat ich also in männlicher Kleidung meine Wanderung an, und nie, muß ich gestehn, hätte ich so tief in alle Verhältnisse Londons geschaut, wäre ich nicht auf diesen Einfall gekommen.

Sie gewährt einen merkwürdigen Anblick, diese Riesenstadt zu jeder Zeit, am Tage und des Nachts, wenn sie arbeitet oder ruht. Aber man kann nicht sagen, daß die Stadt zu irgend einer Zeit vollkommen ruht, vielleicht den Sonntag ausgenommen, welcher in England bekanntlich sehr strenge gefeiert wird. — Sonst aber ist die Stadt immer lebendig, sie arbeitet am Tage sehr fleißig und des Abends wird tapfer gegessen, gespielt und gesungen. Außer der Arbeit spielt das Essen in London und in England überhaupt eine große Rolle. Es giebt nicht noch ein Volk, welches wie der Engländer zu essen versteht, und einen großen Theil der genialen Eigenthümlichkeit dieser Nation schreibe ich unbedenklich seiner Kunstfertigkeit im Essen zu. Es ist ein englisches Sprichwort:

The English can do nothing without a dinner,*

und man behauptet nicht zu viel, wenn man dies auf alle ihre

*) Die Engländer können ohne ein Mittagessen nichts abmachen.

Verhältniſſe anwendet. Es hat gewiß ſeine Richtigkeit, wenn irgendwo ein geiſtreicher Schriftſteller behauptet: Noch hat kein berühmter Feldherr es gewagt, ein engliſches Heer ungefüttert in den Kampf zu führen, und auf ihren Schiffen gilt die Regel, ſowie man den Feind erſpäht, gleichviel, ob es fünf Uhr Morgens oder fünf Uhr Abends iſt, zum Mittageſſen pfeifen zu laſſen. Es iſt bekannt, daß ſelbſt Voltaire ſich verſucht fühlte, die vielen Siege der Engländer über die Franzoſen der beſſern Nahrung der Erſtern zuzuſchreiben, dafür koſtet aber auch die Unterhaltung eines engliſchen Heeres von fünfzig tauſend Mann ſo viel als die eines franzöſiſchen von zweimalhundert tauſend Mann.

Wenn man das geſellſchaftliche Leben der Engländer, d. h. der Männer gern kennen lernen will, dann muß man ihre zahlreichen Klubs beſuchen, welche eigentlich nichts als Caffeehäuſer ſind, in welchen man aber zumeiſt nur geſchloſſene Geſellſchaften findet. Man ißt, trinkt und ſpielt in dieſen Klubs wohlfeiler und beſſer als anderswo, und hierdurch empfehlen ſich dieſelben am meiſten. Man ſagt, daß als man einſt dem Herzog von Wellington im Junior United Service-Club 15 Pence für ein Beefſteak abgefordert hatte, dieſer ſo in Zorn gerieth, daß er ſich ſogleich an ein Mitglied des Comite's wandte und mit ihm ſo lange disputirte, bis die drei Pence über einen Schilling von der Rechnung geſtrichen wurden. Man war weit entfernt, über dieſe Genauigkeit des edlen Herzogs die Naſe zu rümpfen, und ſagte, daß er damit nur den jungen Offizieren ein Beiſpiel der Sparſamkeit geben wollte. —

Die Engländer ſind an die Klubs, die in zahlloſer Menge und in allen Abſtufungen, d. h. für alle Stände beſtehen, ſo gewöhnt, daß ſie ohne ſolche gar nicht leben können. Nicht allein die Junggeſellen, ſondern auch zum großen Theil die

Ehemänner verbringen hier ihre Abende, ja ihre Tage. Man frühstückt in den Clubs, lieſt dort die Zeitungen, ſchreibt ſeine Briefe, ißt zu Mittag, beſpricht die Politik, ſpielt und badet dort und verläßt die Clubs nur ſpät des Abends oder des Morgens, um ſchlafen zu gehen.

Natürlich ſind die Frauen nicht immer ſehr zufrieden mit dieſer Clubpaſſion ihrer Ehemänner, die ſie ihnen bei Tage und des Nachts entzieht, aber auch davon giebt es Beiſpiele, ſo zu ſagen hiſtoriſche Beiſpiele, daß Frauen ihre Männer gebeten haben, einen oder den andern Club zu beſuchen. Miſtres Mouton, dieſelbe berühmte ſchöne Dame, welche unrechtmäßiger Weiſe, des Ehebruchs mit Viscount Melbourne angeklagt wurde, pflegte ihrem eiferſüchtigen Gemahl, wenn er ſich erhitzt hatte, jedesmal zu ſagen: Lieber Mann, gehe doch auf ein Paar Stunden in den Reform-Club und nimm ein warmes Bad, ich bin davon überzeugt, daß Dich dies abkühlen und in einen beſſern Humor verſetzen wird. — Auch Lady Bulwer ſoll dem Verfaſſer des Pelham und Eugen Aaram oft auf den Knien gebeten haben, lieber ſeine Zeit im Anthenaeum-Club zuzubringen, als beſtändig zu Hauſe zu bleiben — und der Erzieherin ſeiner Kinder den Hof zu machen. Man ſieht alſo, daß die Clubs für die Frauen nicht halb ſo gefährlich ſind, als es den Anſchein hat, und daß die Männer oft mehr ſündigen und ſich gegen Frauen vergehen, wenn ſie zu Hauſe, alſo häuslich ſind, als wenn ſie ausflattern. —

Das Spiel und Wetten iſt bekanntlich eine der Hauptleidenſchaften der Engländer und was das Erſtere anbetrifft, ſcheuen ſich hohe Perſonen nicht an die Spitze von Geſellſchaften zu ſtellen, deren Hauptaufgabe es iſt, andern reichen und angeſehenen Leuten das Vermögen nicht auf die alleredelſte Weiſe abzunehmen. Deshalb ſind auch nirgends wie in England

die Selbſtmorde, die durch das Spiel herbeigeführt werden, ſo häufig, — und die Regierung iſt weit entfernt, dieſem Unfug zu ſteuern. Der Grund hiervon liegt eben darin, daß ſo viele hochgeſtellte Perſonen dieſe Art, ſich auf Koſten Anderer zu bereichern, begünſtigen. So war der Herzog von Y...k der Protektor aller vornehmen Spielhäuſer, und man ſagte von ihm, daß er auch hauptſächlich ein großer Freund der Griechen geweſen ſein ſoll.

Die Griechen bilden nämlich in England einen eigenen Stand, und man verſteht darunter nichts anderes als einen gewandten Spieler, welcher ſtets kaltes Blut behält, alſo weder vom Gewinn noch vom Verluſt irgendwie tangirt wird. Daneben beſitzt der Grieche ein erſtaunliches geſellſchaftliches Talent, vermittelſt deſſen er mit der größten Abſichtsloſigkeit reiche, aber unerfahrene Edelleute und andere Gentlemens zum Spiele zu reizen verſteht, theils um ſich ſelbſt mit ihnen zu unterhalten, d. h. ihnen auf eine ſehr angenehme Weiſe die Taſchen zu leeren, theils ſie Andern in die Hände zu ſpielen und mit ihnen dann den Gewinn zu theilen. Dieſe angenehme Art, reichen Leuten ihr Geld abzunehmen, nennt man Rupfen oder the *process of picking*, und eine große Anzahl von edlen Pairs beſitzen hierin eine außerordentliche Fertigkeit. Der obenerwähnte Herzog von Y...k ſoll lange Zeit an der Spitze einer ſolchen Rupfkompagnie geſtanden haben. Ein anderer ſehr edler Herr und Marquis, der in der feinen Welt einen bedeutenden Namen hat, ſoll auf eine gleiche Weiſe an zwei Millionen Pfund Sterling gewonnen haben. Oft aber ſind dieſe Herren gegen ihre unglücklichen Opfer wahrhaft großmüthig. Sie nehmen ihnen, beſonders wenn ſie ihnen durch irgend einen Freund empfohlen werden, ſelten mehr als die Hälfte ihres Vermögens ab und entlaſſen ſie dann mit dem

ſehr gutgemeinten Rath, nicht mehr zu ſpielen, da ſie im Spiele einmal unglücklich, da ſie zu hitzig dabei ſeien, und daß ſie es nicht verſuchen ſollten, das Verlorene wieder zu gewinnen, da ſie ſicher dabei um alle ihr Vermögen kommen würden, und verliert der junge Mann dennoch bei fernerem Spiel ſein Vermögen und nimmt ſich das Leben, ſo ſagen ſie: es geſchieht dem jungen Taugenichts ſchon Recht, warum hat er unſern väterlichen Rath ſo gänzlich unbeachtet gelaſſen.

Bei dieſem Edelmuth iſt es denn kein Wunder, daß ſich einige ausgezeichnete Griechen, wie z. B. der alte General Scott, Vater der Herzogin von Portland, und der Viscounteß Channing, ein unermeßliches Vermögen erworben haben, obgleich die meiſten Griechen in Dürftigkeit verſterben. Dafür aber gewinnen die Bedienten und ſonſtigen Freunde dieſer Herren unermeßliche Summen und bereichern ſich mit dem ſchlecht erworbenen und eben ſo ſchlecht vergeudeten Vermögen derſelben.

Einen tiefen Blick in das engliſche Spielleben geſtatten die Anſpielungen und Witze, an welchen der Satyriſt, ein Witzblatt, welches es ſich vor mehreren Jahren zur Aufgabe gemacht, die Spieler zu verfolgen und anzugreifen, ſo reich iſt. So erſchienen einſt:

„Crockford's*) twelve golden rules to his son on entering the world."

d. h. Crockford's zwölf goldene Lebensregeln für ſeinen Sohn, als dieſer die große Welt betrat. Dieſe lauteten:

1) Wenn man Dich zum Würfeln**) auffordert, ſo ſage

*) Siehe die Anmerkung auf Seite 21.

**) Das Würfelſpiel iſt das beliebteſte in England. Der bequeme Engländer liebt nicht das Nachdenken beim Spiele und will die raſche Entſcheidung.

immer, daß Du das Spiel nicht verſtehſt. Es kann Dir nichts beſſer zu Statten kommen, als Dich unwiſſend zu ſtellen, wenn Du mit Deiner Hand in eines Andern Taſche greifen willſt.

2) Nie gehe zum zweiten Male in eine Geſellſchaft, die Dir nichts einbringt, wenn Du nicht Gefahr laufen willſt, für einen Narren gehalten zu werden.

3) Willſt Du Dir das Anſehen eines klugen Menſchen geben, ſo ſtelle Dich wie ein Eſel, und wenn Du ausſehen willſt wie ein Narr, ſo nehme die Miene eines geſcheidten Menſchen an. Die raffinirteſten Spitzbuben ſehen immer wie die größten Schaafsköpfe aus.

4) Wenn Jemand Geld in ſeiner Hand hält, ſo laß Dich in Gottes Namen von ihm ſchlagen, hat er nichts im Beutel, laß ihn mit ſich ſelber Streit anfangen. Die Ausplünderung eines armen Teufels macht ſich nicht bezahlt.

5) Zuerſt beachte den Gewinn, dann die Ehre, zuletzt die Freundſchaft, es iſt eine Klugheitsmaßregel ſich für den Freund ſeines Feindes auszugeben.

6) Willſt Du Geld ausleihen, ſehe Dich nach guter Bürgſchaft oder einem guten Pfande um, borgſt Du, laß beides fort.

7) Reichthum erwirbt einen guten Namen. Die Welt ſagt von reichen Leuten, daß ſie „gut" ſind. Tugend und Weisheit kann man kaufen.

8) Bete jeden Abend, damit Du Dein Gebet über Nacht nicht vergißt. Ein gutes Frühſtück kann vollkommen ein ſchlechtes Abendeſſen erſetzen.

9) Haſt Du Jemanden ein Verſprechen gegeben, ſo erfülle es nur in Deinem Intereſſe. Halte lieber Dein Geld als Deine Zuſage. Erſteres mußt Du haben, letzteres brauchſt Du nicht ſo nöthig.

10) Fällt Dir Jemandes gefüllte Börſe in die Hände, ſo

ſtecke ſie unbedenklich ein, und der Herr dafür wird ſich ſchon finden. Gold iſt ſchweigſam.

11) Kommſt Du in den Fall, von einem Freunde eine Gefälligkeit zu verlangen, ſo ſehe zu, daß er von Dir nicht einen Gegendienſt verlangen wird.

12) Stelle Dich nie zu nahe der Schlinge, wenn Du einen Dummkopf fangen willſt. Stecke eine Katze in die Falle und die Maus wird ſicher nicht hineingehen.

Obwohl dieſe ſchönen Lebensregeln nur ein Scherz ſind, ſo habe ich doch deren Befolgung nicht ſelten in der Welt gefunden. Es ſind die Regeln, welche der Egoismus auf die Tagesordnung gebracht hat, welche der vornehmern Welt wie den mittlern Ständen bei ihren Handlungen vorleuchten. Nirgends aber findet man ihre Anwendung ſo häufig wie in England. In dieſem Lande der Krämer*), wie ſich ſelbſt Napoleon ausgedrückt hat, iſt der Egoismus der gewaltige Hebel, welcher alle die rieſigen Schöpfungen hervorbringt, die wir in dieſem Lande bewundern müſſen, und daher kommt es auch, daß der Engländer ſagt: „Charity is an ostentatious vice; selfishness is a proof of good sense.“

Die Freigebigkeit gegen Arme iſt ein prahleriſches Laſter, der Egoismus aber iſt ein Beweis von geſundem Menſchenverſtand.

*) a nation of shop-keepers, nennen die Engländer ſogar ſich ſelbſt.

Sechsundfünfzigſtes Kapitel.

Weitere Erfahrungen in Mannskleidern.

Die engliſche Sonntagsfeier. — Der Gin. — Merkwürdiges Zuſammentreffen.

Ich hatte meinen Freund L...r ſchon einige Tage vergebens geſucht, und ich mußte endlich auch ihn aufgeben. Er hat aufgehört Dein Freund zu ſein, dachte ich, denn wenn ihm ein Unglück zugeſtoßen wäre, wenn er etwa im Duell geblieben wäre, ſo hätte ich es doch auf irgend ein. Weiſe erfahren. Wiederum befremdete es aber mich, daß er im andern Falle ſeine Sachen nicht holen ließ, deren er noch viele und zum Theil von großem Werthe in unſrer gemeinſchaftlichen Wohnung hatte. Ich konnte es deshalb nicht unterlaſſen, obwohl ich in allen Clubs umhergeforſcht, obwohl ich im ganzen Weſt-Ende Londons herumgeſtreift war, meine Nachforſchung fortzuſetzen und ſie jetzt auch auf andere Theile Londons auszudehnen.

Es war gerade am Sonnabend, als ich meine Wanderung begann. An dieſem Tage, oder vielmehr am Abende dieſes Tages, gewinnt der Theil der Stadt, in welchem die ärmere Bevölkerung, der Arbeiter, der kleine Krämer wohnt, ein ganz

eigenthümliches Aussehen. — Diese Klasse der Bevölkerung kann sich nur einmal in der Woche amüsiren, und zwar nur vom Sonnabend, nach vollbrachtem Tagewerk, bis zum Sonntag Morgen. Der Sonntag selbst, welcher in keinem Lande so still und eintönig wie in England vorübergeht, ist dem Schlafe geweiht, und in der Gewißheit dieses langen Schlafes, zu welchem schon die tödtliche Langeweile drängt, kann es dann das arme Volk in seinem **Saturday-dinner** bis auf's Aeußerste treiben, es verschläft alle unangenehme Folgen am Sonntage darauf. — Dieses Samstagessen ist denn auch für den armen Engländer der Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit, welche alle Sonntagsvergnügungen leicht entbehren läßt, und deshalb geht's am Samstagabend auch gar lustig her. Da nicht Jeder selbst durch eine sechstägige Anstrengung sich ein so fettes Samstagsmahl verschaffen kann, so suchen viele durch eine drei- und vierfache Portion Gin das zu ersetzen, was an Pudding und Fleisch mangelt, und es ist erstaunlich, wie viel die Leute von diesem äußerst scharfen Getränk vertragen können. Es wird gewiß auch an einer Londoner Nachahmung der Pariser Geheimnisse nicht fehlen, welche über die Branntweinhäuser in London Aufschluß gegeben haben. Ich glaube, daß sich hierbei nichts übertreiben läßt. Ich wagte es, durch meine Kleidung geschützt, in ein solches Haus zu treten, aber ich wußte nicht, wie schnell ich wieder hinauskommen sollte, obgleich es bei Weitem noch keines der gewöhnlichsten war. Daß es die Frauen hier eben so gut wie in Paris, was das Branntweintrinken betrifft, den Männern zuvorthun, diese Erfahrung habe ich leider dabei machen müssen; es ist einer von den wenigen Punkten, in welchen ich den Männer-Moralisten beipflichten muß, wenn sie sagen, daß ein Weib im Rausche viel ekelhafter als der Mann ist.

Es iſt merkwürdig, daß der engliſche gemeine Mann und das Weib mit derſelben Lebensphiloſophie, ich möchte ſagen mit demſelben Epicurismus, ſeinen Gin trinkt, mit welcher der Lord ſich ſeinen verfeinerten und ariſtokratiſchen Genüſſen hingiebt. Es waltet dabei nur der Unterſchied ob, daß dieſer durch den Genuß den Genuß übertäuben, jener ſein unglückliches Geſchick vergeſſen will. Ich glaube das Bild, welches Ainsworth in ſeinem **Jack Sheppard** von einer ſolchen Säuferin entwirft, iſt ein ſehr gut getroffenes. Sie, die Heldin nämlich, ſagt:

Ich weiß es, daß das Branntweingäßchen*) der nächſte Weg zum Gottesacker iſt. Das iſt wahr, aber wenn es die Entfernung abkürzt und die Reiſe dahin leichter macht, ſo bin ich damit ſehr zufrieden. Für die, welche wie ich, nie im Stande ſind, ſich aus den Qualen und gemeinſten Bedürfniſſen des Lebens empor zu arbeiten, iſt das Grab eine Zuflucht, je eher ich dahin gelange, je beſſer. Der Gin, den ich trinke, mag Gift ſein, vielleicht bringt er mich wirklich um, aber dahin bringen mich auch Hunger, Kälte, Elend und all das Unglück, welches auf der Armuth laſtet. Der Gin iſt der Armen Freund, ſein ganzer Erſatz für den Luxus des reichen Verſchwenders. Er mag mich zu Grunde richten, mein Elend voll machen, aber er verſchafft mir eine augenblickliche Glückſeligkeit, und das iſt genug. Oft, wenn ich als obdachloſer Wanderer die Straßen durchzog und mit Flüchen von einer Thür zur andern getrieben wurde, wenn man mich mit Fußtritten aus jedem Hofe jagte, wo ich Schutz gegen Wind und Regen ſuchte, und gezwungen war, meine müden, matten Glieder auf einen Stein-

*) Gin-lane heißt eine Gaſſe in London, in welcher die Branntweinhäuſer in großer Anzahl nebeneinander liegen.

haufen auszustrecken, wenn mir in solchen Zeiten das Herz im Leibe brach, dann trank ich meinen Gin und vergaß meine Sorgen, mein Elend und meine Verbrechen. Das sind die Gefühle, die jeder Gintrinker oder Trinkerin, mehr oder minder sich selbst bewußt, empfindet, und sie immer von Neuem dem Trunke in die Arme werfen, bis sie der Tod von ihrem elenden Dasein befreit.

Ich hatte mich wohl einige Stunden herumgetummelt und fühlte mich sehr ermüdet. So sonderbar ich auch aussehen mochte, da mir L...r Kleidung allerdings nicht maaßgerecht saß, entschloß ich mich doch in eins der noblern Kaffeehäuser einzutreten. Es saßen da viele Herren, welche lasen, rauchten, aßen und tranken, aber wenig mit einander sprachen. In einer Ecke des Saals saß ein Herr, welcher durch sein Aeußeres meine Aufmerksamkeit besonders auf sich zog. Ich kannte diesen Herrn, es war der Schauspieler L... Man erzählte sich von diesem Herrn, daß er sich häufig in Lokalen bewegen sollte, in denen kein sehr anständiges Publikum sich zu versammeln pflegte, um dort Studien zu machen. Er verstand es daher auch trefflich, die Sitten oder Unsitten des Volkes zu copiren.

Ich weiß nicht, welche Studien er in diesem Augenblick machte, aber ich sah, daß er mich sehr scharf beobachtete. Dabei lachte er zuweilen sehr verdächtig. Ich glaubte, daß er bereits des Guten zu viel gethan habe, denn er hatte bei seinen Studien schlechter Sitten es nicht allein bis zur künstlichen, sondern in manchen Punkten es bis zur natürlichen Nachahmung gebracht. Da ich mich mehr beobachtet sah, als ich beobachten konnte, wurde mir die Sache unangenehm und ich verließ das Haus.

Kaum einige Schritte gegangen, fühlte ich eine Berührung, die mehr als ein Luftzug war. Ich blickte mich um, und ge-

wahrte nicht zu meiner freudigen Ueberraſchung den Schauſpieler T...

Was beliebt Ihnen, Sir? fragte ich, meine Stimme ſo rauh wie möglich machend.

Bedaure ſehr, verſetzte T..., ſchlechter Mann, ſehr ſchlechter Mann.

Ich verſtehe Sie durchaus nicht.

Meine den ſchlechten Mann, den Sie ſuchen. Mich ſollten Sie nicht ſuchen, Lady, mich gewiß nicht.

Lady? ſagte ich, Ihre Augen ſcheinen mit Ihren Beinen gleichen Schritt zu halten. Sie ſehen ſchief.

O ſehr, ſehr gut. Dieſe ſchönen ſchwarzen großen Augen habe ich noch bei keinem Manne geſehen, und ſolchen Mund, und ſolchen Teint noch bei keinem Manne, ganz gewiß nicht. Verſtehe mich ſehr gut auf die weibliche Topographie.

T... war allerdings nicht ganz in der Lage nüchterner Männer, aber eben deshalb ſchien er auch ſchärfer zu ſehen und wahrhaft originell zu ſein. Ich war entdeckt, d. h. mein Geſchlecht, glücklicher Weiſe kannte mich T... nicht. Indeſſen ſchien es mir doch nicht leicht, mich von ihm los zu machen.

Ich bezweifle nicht, daß Sie ein guter Topograph ſind, und ich hoffe deshalb, daß Sie Ihren Weg nach Hauſe ohne Wegweiſer finden werden.

Nach meinem Hauſe wol, aber nicht nach Ihrem Hauſe, Lady.

So geben Sie doch Ihres Weges, Herr, oder ſollen Sie meine Fäuſte erſt über Ihren Irrthum aufklären? Wahrlich, wenn ich mit Ihrem Zuſtande nicht Mitleid hätte — —

O, Lady, ſagte er, dieſer Zuſtand iſt durchaus nicht bemitleidenswerth! Hat unſer großer Byron nicht geſagt:

Die Weisen haben untersagt so schlimmen Brauch:
Dennoch, bedenkend, daß der Branntwein ist
Der Armen Kleidung, Holz und Fleisch und Brod,
War gutes Regiment so grausam gut,
Den Armen zu gestatten all ihr All. *)

Nein, sorgen Sie nicht um mich, Lady, sondern lassen Sie uns ausschließlich Ihre Lage betrachten. Soll ich Ihnen helfen, Ihren Mann aufsuchen? Soll ich Ihnen helfen, ihn durchprügeln? — Werden es allein nicht können, Lady, mit dem besten Willen nicht.

Ich war wirklich in einer fatalen Lage, ich war mir bewußt, daß ich in meiner jetzigen geschlechtswidrigen Verkleidung nicht gut den Schutz eines Mannes gegen diesen Eindringling in Anspruch nehmen durfte. Ich hätte nur Scandal gemacht, und ich erkannte, daß es in der That mißlich war, mir Männerkleidung anzumaßen, da mir Gott einmal die Kraft versagt hatte, die er dem Manne gegeben hatte. Dennoch entschloß ich mich, es mit einer Ohrfeige zu versuchen, aber leider mißglückte sie mir, und meine emporgehobene Hand traf kein anderes Ziel, als den Hut des ehrenwerthen T..., der ihm vom Kopfe fiel.

Mir getroffen, sagte T..., ganz ruhig seinen Hut aufhebend, Ihr zartes Händchen versteht sich nicht auf dergleichen unangenehme Berührungen. Ist mir sehr lieb. Sie hätten

*) Der Vers von Byron, auf welchen der Schauspieler hier anspielt und der nicht ganz getreu wiedergegeben ist, heißt:

Senates and sages have condemned its use;
Though to deny the mob a liquid which is
Too often all the clothing meat and fuel,
Good Government has left them seems but cruel.

ſich an meinen Backenknochen die Haut aufgeritzt. Aber demungeachtet frage ich Sie, ſchöne Miß, warum Sie mir nicht erlauben wollen, Ihren ſchlechten Mann, der Sie zweifelsohne ſehr vielen unangenehmen Dingen ausſetzt, durchzuprügeln?

Trotz meinem Aerger über dieſen kurioſen Patron konnte ich mich des Lachens nicht enthalten, und es war ſehr gut, daß ich lachen mußte, denn das brachte mich auf einen guten Einfall, wie ich mich des tollen Menſchen entwehren konnte.

Ich ſehe wohl ein, daß ich mit Ihnen nichts auszurichten vermag, ſagte ich ihm, und ich muß Ihnen zugeſtehen, daß Sie ſich in Bezug auf mein Geſchlecht nicht geirrt haben. Ich ſuche allerdings meinen treuloſen und flatterhaften Gemahl auf und geſtehe Ihnen gerne, daß ihm eine tüchtige Lection nichts ſchaden würde. Wenn Sie daher Luſt verſpüren ſollten, ihn durchzuprügeln, ſo habe ich nichts dagegen. Es iſt aber nothwendig, daß wir ihn erſt auffinden müſſen.

O, Miß, ſehr brav geſprochen, verſetzte T..., ein untreuer Mann, ein Mann, der einer ſo niedlichen Miß — ſehr niedlich, in der That — Kummer bereiten kann, verdient keine würdige Behandlung. Er verdient es, Miß, daß Sie ihm eben ſo untreu werden, noch untreuer, noch vielmal untreuer, in Rückſicht nämlich auf Ihre weibliche Conſtruction, die mit angebornen, allerdings ſehr niedlichen Schwächen verbunden iſt.

Das war das vernünftigſte Wort, welches T... bisher mit mir geſprochen hatte, und es war in der That lobenswerth, daß er als Mann den Frauen das Recht der Revange für männliche Untreue zuerkannte. Es ſchien mir nur, daß er dieſe Selbſtverleugnung nicht ohne eigennützige Abſicht zeigte und daß der ehrenwerthe T... eben ſo gut wie jeder andere Engländer zu rechnen verſtand.

Demungeachtet verrechnete er ſich.

Ja, die Männer sind ohne Ausnahmen treulos und herzlos, sagte ich ihm, sie verdienen es nicht, daß man sich um sie im Geringsten bekümmert, und wenn ich meinen treulosen Gemahl sehen werde, soll es mir lieb sein, wenn Sie ihn züchtigen.

Und Sie werden mir dafür dankbar sein, nicht wahr, Miß?

O, sehr dankbar.

Sie werden sich von Ihrem schlechten Manne trennen und an meiner Seite glücklich sein? —

Wenn Sie es verstehen, eine Frau glücklich zu machen. Aber ich zweifle.

Sie brauchen nicht zu zweifeln, schöne Miß, ich bin ein niedlicher Kerl, kein Lord ist besser als ich. O, Sie können darüber Zeugnisse bekommen. Fragen Sie Miß Fanny G..., Miß Emele H..., Miß Mary F..., bin ein ganz niedlicher Kerl, bei meinem Wort.

Werden aber diese Damen nicht eifersüchtig auf mich werden?

O, sehr eifersüchtig, Miß, sie werden grenzenlos erbittert sein, sie werden sagen, daß ich ihnen die Ehe versprochen habe, und daß sie Alle auf mich rechnen. Hm, wenn ich mich wollte heirathen lassen, halb England würde mich heirathen, ich meine das weibliche England. Brauche bei der Herzogin von X... nur anzuklopfen. Die Viscounteß S...g ist zum Sterben in mich verliebt. Sehr reich, die Viscounteß S...g. Wenn sie die Zinsen ihrer Zinsen auf Zinsen stellt, so kann sie von den Zinsen dieser Zinsen so gut leben, daß sie von dem Ueberreste dieser Zinsen, von denen sie lebt, die ganze englische Armee unterhalten kann.

Nun, und diese so stark verzinste Dame wollen Sie nicht erhören?

Unter uns gesagt, schöne Miß, sie schielt auf dem linken Auge, und ich werde nur einer untadelhaften Schönheit mein Herz schenken.

Und ich soll die Glückliche sein, die Sie der großen Geschenke für werth erachten?

Vollkommen werth, Miß.

Ob dieser dünkelhafte Mensch nicht eine gute Züchtigung verdiente? — So großprahlerisch von so höchst ehrenwerthen Frauen zu sprechen?

Wahrlich, die Männer spielen oft mit dem guten Namen einer Frau auf die leichtfertigste Weise, und das Alles, um zu behaupten, daß die Frauen keine Tugend und einen schlechten Geschmack besitzen, während sie ihre eigene Unwiderstehlichkeit beweisen wollen.

Er hat es selbst gewollt, dachte ich, als ich in einiger Entfernung einen sehr starken Mann gehen sah, und eine gute Lection wird ihm nicht schaden.

Dort, dort geht er, sagte ich, auf den starken Herrn deutend, der Schändliche! Mir drei Nächte aus dem Hause zu bleiben!

Ja, es ist niederträchtig, rief L..., aber warten Sie, Miß, ich werde ihn züchtigen.

Ich will sehen, ob Sie meine Dankbarkeit wirklich in dem Grade verdienen, als sie beanspruchen.

So großprahlerisch L... auch in Bezug auf die Frauen war, so hatte er doch Muth. Er ging in der That auf den Herrn zu, welchen ich ihm bezeichnet hatte, und es währte nicht lange, so hörte ich einen heftigen Wortwechsel. Die Sache war mir zu lustig, ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, den Verlauf mit anzusehen. Ich stellte mich so, daß ich unbemerkt Alles sehen und hören konnte.

Es iſt wirklich Unrecht, eine ſo niedliche Frau drei Nächte lang allein zu laſſen, hörte ich T... rufen.

Was beliebt Ihnen? rief der ſtarke Herr.

Es thut mir leid, aber ich muß Sie durchprügeln, Sir, o, fürchterlich durchprügeln.

Und weshalb, wenn ich fragen darf? ſagte der Sir ſehr ironiſch.

Nun, weil Sie Ihrer Frau untreu ſind, Sir. Sehr Unrecht, niedliche Frau. Ich werde ſie heirathen.

Heirathen Sie in Gottes Namen alle Frauen, denen ich untreu werde, ſoll mir ſehr angenehm ſein. Wahrſcheinlich ſind Sie in guten Umſtänden, mein Herr.

Sind ſehr gütig, Sir, ſehr gütig, aber ich muß Sie doch durchprügeln, hab's Ihrer Frau verſprochen. Sehr niedliche Frau, ſehr Unrecht, Sie drei Nächte lang zu verlaſſen.

Aber Sir, ſo thun Sie doch, was Ihnen beliebt, verſetzte der ſtarke Herr ſarkaſtiſch und mit der unerſchütterlichſten Ruhe.

Alſo Sie erlauben mir, Sie durchzuprügeln? Ach — ſehr nobel. Nun kommen Sie her. Niedliche Frau!

Mein guter T... fing wirklich zu boren an, aber es dauerte kaum eine Sekunde, da legte ihn der Sir ſo ſanft auf das Pflaſter, als legte er eine Taube dahin.

Grüßen Sie meine niedliche Frau, ſagte er lachend, und ging gemeſſenen Schrittes ſeines Weges.

Es hatten ſich unterdeſſen einige Leute verſammelt, und ein ſchallendes Gelächter begleitete dieſe komiſche Scene. Für mich war es Zeit, mich davon zu machen, und ſo erreichte ich, befreit von dem zudringlichen T..., glücklich meine Wohnung.

Siebenundfünfzigſtes Kapitel.

Der Entſchluß.

Ein Brief von L...r. — Glückliche Reiſe. — Es meldet ſich ein Nachfolger von L...r. — Der Vicomte M...n.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich einen Brief vor. Die Handſchrift war mir bekannt, ich konnte nicht zweifeln, er war von L...r.

Neugierig erbrach ich den Brief.

Er lautete:

„Ich bin bereits ſeit geſtern auf dem Wege nach Indien zurück. Haben Sie die Güte, dem Toms Lindbly meine Effecten zu übergeben, ſobald er ſie holen wird. Ich hätte gerne von Ihnen Abſchied genommen, doch fürchtete ich, Sie ohne Troſt verlaſſen zu müſſen, da der Vicomte M...n ſo unglücklich war, im Duelle, welches leider gegen Ihren Willen ſtattgefunden hat, ein Stück ſeiner Naſe zu verlieren. Erlauben Sie mir die Verſicherung, daß Sie keinen treueren und aufrichtigeren Freund als mich beſitzen, und bewahren Sie mir die Zuneigung, welche Sie mir ſtets gezeigt haben und womit Sie ſo überaus glücklich machten

Ihren L...r."

Es bedurfte nicht erst dieses Preises, um die Erfahrung bestätigt zu finden, daß die Engländer kein Herz besitzen, und daß die Erklärung, welche ein edler Lord von diesem Dinge gab, die Ansicht namentlich der vornehmen Engländer in dieser Beziehung treffend bezeichnet. Ein Herz, sagte er, ist:

„A thing that servant maids have, and which breaks for John to footmen.“

Ein Herz ist ein Ding, welches Kammermädchen besitzen, und das für den Bedienten Johann bricht.

So war denn mein Verhältniß mit L . . . r gebrochen, doch mein Herz war weit davon entfernt, für den Capitän L . . . r zu brechen. Langweilig und lästig, wie er mir war, war mir seine Freundschaft unangenehm.

Mögen die Männer sich immerhin damit rühmen, mag es bei der englischen Nation immerhin der Fall sein, daß sie das Herz in ihrem Kopf trägt, die Frauen werden schwerlich das ihre dahin versetzen. Ich widerspreche daher der Phrase, daß solche Leute die besten Diplomaten sind, es giebt keine bessere Diplomatin als ein liebendes Weib, und ist deren Herz etwa auch im Kopfe?

Ich hatte für den tollen Vicomte durchaus keine andere Neigung empfunden, als die jede Frau für einen jungen, geistreichen und liebenswürdigen Mann hegt. Es war ein gewisses Wohlwollen, welches ich für ihn empfand, und eben deshalb verdroß mich die höhnische Kälte, mit der L . . . r von seiner verlornen Nase sprach. Ich bedauerte den jungen Mann in der That, und ich hatte darnach Verlangen, ihn zu sehen. Die Erfüllung dieses Wunsches ließ nicht lange auf sich warten, ich hatte nach einigen Tagen das Vergnügen, ihn bei mir eintreten zu sehen.

Ich hütete mich aber wohl, ihm das Interesse zu zeigen,

welches mir sein Unglück eingeflößt hatte, ich that, als wüßte ich nichts.

Miß, sagte er, Ihr L . . . r schießt verdammt gut, der Mensch verdient es wirklich nicht, daß er so gut schießen kann.

Wie? sagte ich, Sie haben sich dennoch geschlagen?

Wissen Sie denn nicht?

Ich weiß durchaus nichts.

So hat Ihnen L . . . r gar nichts mitgetheilt?

Ich habe ihn seit jener Nacht nicht gesehen.

Wie, er hätte Sie verlassen?

Ich glaube, daß er nach Indien gereist ist.

Desto besser.

Warum desto besser?

Weil wir in diesem Falle seiner ledig wären.

Sie, nicht ich.

Sie wollen ihm doch etwa nicht nachreisen?

Nun das versteht sich.

Sie thun mir sehr Unrecht.

Ihnen?

Weil ich Sie liebe, weil ich — — — —

Weil Sie eben so wohl — zu heucheln verstehen, wie alle Männer.

Madame! — —

Ich habe Sie beleidigt, nicht wahr? Sie wollen sich mit mir schlagen.

Sie haben mich gekränkt, aber ich verzeihe Ihnen.

Ich lachte laut auf.

Warum lachen Sie?

Weil Sie mir verzeihen wollen. Es ist in der That sehr großmüthig, denen zu verzeihen, die uns die Wahrheit sagen.

Und es ist in der That nicht viel Edelmuth, diejenigen auszulachen, die uns nichts Böses thun können.

Sie thun mir Böses genug. Ich hatte einige Zuneigung zu Ihnen, so lange Sie scherzten, von dem Augenblicke an aber, in welchem Sie eine ernste Miene annehmen, und mir sagen, daß Sie ohne mich sterben würden, und Gott weiß, was noch, habe ich alle Sympathie für Sie verloren.

Was ich Ihnen sagte und sagen wollte, ist der Ausdruck aufrichtiger und wahrer Empfindung.

Sie werden wahrlich nicht sterben, wenn Sie wissen, daß ich weder Ihre Liebe, noch Ihre Freundschaft will.

Man braucht auch gerade nicht zu sterben, um unglücklich zu sein.

Und man ist auch unglücklich, wenn man verdrießlich ist.

Wenn man sein ganzes Leben hindurch verdrießlich sein muß, das ist in der That ein Unglück.

Und wenn man's ein Viertelstündchen war, so ist dieses Grund genug, sich sein Leben lang zu ärgern, daß uns eine Frau mit einem bloßen „Nein" so affiziren konnte.

So mögen einige Männer denken, aber nicht ich.

So denken alle Männer.

Ich gebe zu, daß alle so denken, aber ich gewiß nicht.

Wenn Sie eine Ausnahme von der Regel wären, dann würden Sie anders aussehen.

Z. B. wie?

Ich habe noch keine solche Ausnahme gesehen, und kann Ihnen daher auch keine Beschreibung machen, aber schon die Narbe, welche Sie auf der Nase haben, wäre zu viel.

Pfui — das ist schlecht von Ihnen.

Sie verwechseln wahrhaft und schlecht, und das beweist eben auch, daß Sie keine Ausnahme von der Regel sind.

Ich habe mich für Sie geſchlagen und Sie ſpotten.

Sie haben ſich vielmehr geſchlagen, weil ſie ſpotteten.

Ich ſpottete?

Eine ernſte, innige Neigung kündet man nicht auf dem Rücken eines anderen Mannes an.

Ich hielt ſeinen Rücken für den zuverläſſigſten courir d'amour.

Ich halte aber Ihre Naſe nicht dafür.

Macht Sie der Schmerz über den Verluſt Ihres Freundes ſo bitter?

Es thut mir leid, wenn Ihnen die Wahrheit bitter ſchmeckte. Es iſt dieſer ſchlechte Geſchmack, den die Wahrheit bei ihrem Geſchlechte erregt, vielleicht der Grund, weshalb Sie den Frauen gegenüber ſo unwahr ſind. Ich glaube aber nicht, daß den Frauen die Wahrheit ſo viel Bitterkeit bereiten wird, wie die Heuchelei und die Lüge.

Es ſcheint, daß Sie in jener Nacht vor dem Duelle gütiger gegen mich geweſen ſind.

Das mag in der That ſo geweſen ſein, denn damals nahm ich Ihre Handlungsweiſe für einen Scherz, und wenn auch nicht dieſen, ſo fand ich doch den Muth lobenswerth, welchen Sie für einen Scherz zeigten. Ich wollte Ihrer Unbeſonnenheit zu Hülfe kommen. Wenn Sie aber eine Frau durch Worte täuſchen wollen, ſo iſt das mindeſtens — kein Muth.

Sie haben eine ganz eigenthümliche Art, das zu bewirken, was Sie ſich eigenſinnig in den Kopf ſetzen. Ich werde Sie aber von Ihrem Unrecht überzeugen.

Das kann nur auf eine Art geſchehen.

Und auf welche?

Wenn Sie mir eine ganz uneigennützige Theilnahme beweiſen.

Meine Theilnahme für Sie war ſtets eine uneigennützige.

Ich will zugeben, daß ſie es bisher war, aber heute wollte ſie es nicht mehr ſein.

Ich wollte nichts mehr, als Ihre Liebe, ich glaubte, Sie würden kein Stein ſein.

Sie wollten nichts mehr, als meine Liebe, d. h. Sie wollten die ganze Lola.

Nun gut, ich werde Ihnen die innigſte Theilnahme beweiſen und Sie dabei fürchterlich haſſen.

Sie brauchen mich nicht zu haſſen, um uneigennützig zu ſein.

Sie geſtatten mir alſo, Sie ein wenig dabei zu lieben?

So viel Sie wollen.

Und Sie?

Und ich?

Sie werden fortfahren, Ihren Freund mit ſchweſterlichem Gleichmuth zu behandeln?

Das wollen wir ſehen. Schweigen Sie mir nur von Treue und Liebe, vielleicht kommt ſie dann von ſelbſt.

Das iſt wenigſtens ein Troſt.

Sie widmen ſich alſo meinem Dienſte?

Gebieten Sie über mich.

Ich habe Luſt, mich dem Theater zu widmen, ſeien Sie mir behülflich, ein Engagement zu erhalten.

Sie wollen ſich dem Theater widmen?

Befremdet Sie das? Ich beſitze kein Vermögen, ich muß mir meine Talente nutzbar machen.

Gebieten Sie über mein Vermögen, ich habe genug für uns Beide.

Nennen Sie das uneigennützige Theilnahme?

Mein Anerbieten iſt vollkommen uneigennützig.

Wer Geld giebt, gewinnt Rechte.

Oft kein anderes Recht, als seinem Herzen zu genügen.

Das ist möglich, aber wer Geld nimmt, übernimmt auch Pflichten.

Oft ebenfalls keine andere, als die der Dankbarkeit.

Es ist immer sehr gefährlich, wenn ein junger Mann auf die Dankbarkeit einer jungen Frau Rechnung macht.

Ich mache durchaus keine Rechnung darauf, seien Sie mir undankbar, ich will stets annehmen, daß Sie keinen Grund zur Dankbarkeit haben.

Und ich werde den Grund in der That nicht annehmen, mein Herr.

Sie würden mir dann sehr wehe thun.

Uninteressirte Theilnahme darf sich auch über Schmerzen nicht beklagen.

Sie sind wirklich sehr hart.

Wären die Frauen nur immer hart, sie würden mehr erreichen, als ihnen alle Emancipation zu Wege bringen kann.

Ich glaube, Sie würden nur erreichen, daß Sie aufhörten, das interessante Geschlecht zu sein.

Sie würden vielmehr aufhören, das schwache Geschlecht zu sein, und dann hätten die Frauen Alles.

Nur die Männer nicht.

Gerade die hätten sie dann gewiß.

Die Frauen sind nur stark, wenn Sie lieben, und Sie lieben nur, wenn sie schwach sind, also ist die Schwäche ihre Stärke.

Das ist sehr paradox. Ich würde sagen: die Frauen sind nur in der Liebe stark, wären sie es auch außerdem, sie würden allein die Welt beherrschen.

Aber ſtark und hart, das wären doch immer ganz verſchiedene Dinge.

Nur die Harten ſind ſtark.

Der umgekehrte Satz würde Sie ſchlagen. Die Stärkſten ſind oft die Großmüthigſten, die Schwächlinge oft die Hartherzigſten.

Hart iſt nicht hartherzig, ein weiches Herz verträgt ſich ſehr gut mit einem harten Kopfe. Das iſt die Härte, welche ich meine und welche eine Tugend iſt.

Der Kopf ſoll alſo dem Herzen immer vorangehen?

Wenn das wäre, würde das Regiment des Herzens bald aufhören. Der Kopf ſoll nicht vorangehen, ſondern mit dem Herzen zuſammen. Der Kopf ſoll nicht im Herzen ſitzen und das Herz auch nicht im Kopf. Das erſte macht gutmüthige Narren, das zweite ſchlechte Diplomaten und kalte Egoiſten.

Napoleon ſagte: gute Diplomaten.

Ja, ſo gut wie Napoleon.

O, Napoleon war ein edler Mann.

Er hatte Anlagen dazu, aber ſein Kopf verdarb ſein Herz.

Sie machen ihm alſo zum Vorwurf, daß er zu viel Geiſt hatte?

Verzeihen Sie, das ſagte ich nicht. Ich machte ihm nur zum Vorwurf, daß er zu viel Kopf hatte.

Nun, Kopf iſt Geiſt.

O, es ſind noch andere Dinge in der Hirnſchaale, es giebt verſchiedenerlei Geiſt. Wir ſind aber von unſerem eigentlichen Thema ganz abgekommen.

Wir ſtanden bei der Theilung unſeres Vermögens.

Wir ſtanden beim Theater. Alſo wollen Sie oder nicht?

Sie auf die Bühne bringen?

Ja.

Wollen Sie tragiſche Rollen ſpielen? Dazu ſind Sie nicht gemacht.

Dazu ſind wir Frauen mehr oder minder verdammt, aber ich will ſie eben deshalb nicht auf der Bühne ſpielen. Ich will überhaupt nicht ſpielen.

Wollen Sie ſingen?

Ich will auch nicht ſingen.

Nun, ſo wollen Sie tanzen?

Das iſt es

Sie wollen alſo Ihre Paſſion auf's Theater bringen?

Ich will und muß.

Nun gut, ich werde Ihr gehorſamer Diener ſein. Ich kenne einen Gentlemen, welcher mit dem Direktor des franzöſiſchen Theaters ſehr befreundet iſt, die Sache wird ſich bald genug machen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Gentlemen ſchon morgen vorſtelle.

Je eher je lieber.

Aber — —

Nun, aber? Haben Sie Bedingungen?

Ja, eine. Verlieben Sie ſich nicht in ihn, denn das würde ich Ihnen ſehr übel nehmen.

Iſt der Gentlemen ſo liebenswürdig?

Er iſt ein großer Narr.

So? — das iſt allerdings gefährlich.

Es iſt gewiß gefährlich, denn Sie könnten ſich aus reiner Caprice einmal in einen Narren verlieben.

Dann hätte ich mich ſchon längſt in Sie verlieben müſſen.

Lola!

Gehen Sie — ſonſt mache ich Ihnen noch ſchlimmere Complimente.

Für Ihre letzte Sottise nehme ich Rache. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf.

Ich stehe zu Diensten.

Es wird sich finden.

Mit diesen Worten verließ mich der Vicomte.

Er hatte mich sehr gut unterhalten, der junge Mann war geistreich, aber das ist es ja eben, die geistreichen Männer sind den Frauen stets gefährlich, man muß sich ihnen gegenüber doppelt hüten. Eine Frau ist immer schlimm daran. Sie muß im Leben stets gepanzert einhergehen und ihre besten Freunde als ihre natürlichen Feinde betrachten. Was wäre somit die beste Tugend der Frauen?

Das Mißtrauen.

Wenn die Frauen nur keine Herzen hätten!

Achtundfünfzigſtes Kapitel.

Der Hyde-Park.

Ein Spaziergang im Hyde-Park. — Der Lord L... — Ein merkwürdiger Grundſatz.

Am andern Tage ſtellte ſich der Vicomte M.. n wieder bei mir ein, aber den Gentleman brachte er nicht mit.

Sie kommen allein? fragte ich ihn.

Ich ſehe wohl ein, verſetzte er, daß Sie noch weit entfernt ſind, mich nur ein wenig zu lieben, ſonſt würden Sie dieſe Frage nicht an mich richten.

Sie haben ganz Recht, verſetzte ich, ich war allerdings auf den Gentlemen neugieriger als auf Sie, warum haben Sie ihn nicht mitgebracht?

Beruhigen Sie ſich, ich verlaſſe Sie bald wieder, um ihn zu holen.

Sie haben ihn alſo geſprochen?

Nicht nur ihn?

Nicht nur ihn?

Ich habe mich auch ſchon mit dem Direktor des Theaters ausgeſprochen.

Nun, das ist charmant.

Es freut mich, daß Sie mich auch einmal loben. O, der gute Molière hat wohl Recht, wenn er sagt: man kann nichts Ungetreueres, Fehlerhafteres und Schwächeres finden als ein Weib, und daß man dennoch Alles für dieses Thierchen thut.*)

Ihr Molière scheint die Frauen eben so schlecht wie die Männer gekannt zu haben, aber lassen Sie das, wir werden uns in Bezug auf dieses Thema sehr schlecht verständigen. Sagen Sie mir lieber, ob Sie Lust haben mit mir einen Spaziergang im Hyde-Park zu machen?

Bevor Sie den Gentlemen sprechen?

Vorher oder nachher, wie Sie wollen.

Nun, dann gehen wir gleich, es ist jetzt die beste Zeit.

Wir machten uns also auf nach dem Hyde-Park. Es ist bekannt, daß dieser Park der Tummelplatz der vornehmen Welt ist, und ich hatte Lust, sowohl mich ein wenig sehen zu lassen, als auch Andere zu sehen.

Eine junge Frau hat immer diesen doppelten Zweck, wenn Sie Spaziergänge macht. Ich finde das ganz in der Ordnung. War man daran gewöhnt, sich als das ausschließliche Eigenthum eines Mannes betrachten zu müssen, so strebt man, frei geworden, um so mehr darnach, sich dafür zu rächen. Die Männer machen es schon dann nicht anders, wenn sie ihre Frauen an der Sklavenkette festhalten.

*) Ecole de femmes. Die Verse heißen:

Il n'est rien de plus faible et de plus imbécille,
Rien de plus infidèle, et malgré tout cela
Dans ce monde on fait tout pour ces animaux là.

Wir trafen im Hyde-Park einige Herren, die mir als einer neuen Erſcheinung ihre ganze Aufmerkſamkeit ſchenkten.

Wer iſt dieſe Dame? hörte ich zuweilen Einen den Andern fragen.

Kenne ſie nicht, aber eine niedliche Lady, ſehr niedliche Lady, war die Antwort.

Wenn der vornehme Engländer „niedlich" ſagt, ſo drückt er damit den höchſten Grad ſeiner Bewunderung aus. Es iſt gewiſſermaßen eine Anſtandsregel der vornehmen Welt in dieſem froſtigen England, über nichts in Extaſe zu gerathen. Ob es ein ſchönes Weib oder ſonſt etwas Schönes iſt, was ſie ſehen, Ihre Empfindung bleibt immer gemäßigt. Nihil admirare, d. h. „nichts zu bewundern", das iſt ihr Wahlſpruch.

Ich wußte das, und konnte alſo mit dem Beifall, welchen man mir zollte, vollkommen zufrieden ſein.

Ich hätte mich übrigens auch mit einem geringern Grad der Bewunderung begnügt. Denn dieſe Herren, welche jetzt ſagten: „eine niedliche Frau", die ſagten ſicher ein Stündchen ſpäter zu ihren Pferden mit demſelben Ernſt und denſelben Empfindungen: „ein niedliches Pferd".

Ich muß es wiederholen: Die Engländer ſind keine liebenswürdige Liebhaber, keine liebenswürdige Ehemänner, aber ſie ſind gute Ehemänner und die Engländerinnen finden dabei vollkommen ihre Rechnung.

Wer iſt der Herr dort, der mich ſo ſtark beobachtet, fragte ich meinen Begleiter, auf einen Herrn deutend, der uns ſchon mehrere Male gefolgt war.

Es iſt der Lord L..., deſſen Wahlſpruch es iſt: eine ſchöne Frau darf man nur anſehen und nicht mehr.

Alſo iſt der Lord unverheirathet?

Nein, er hat eine Frau.

O, dann iſt es ein ſehr löblicher Grundſatz.

Er bringt dieſen Grundſatz, wie man ſich zuflüſtert, nicht allein bei andern Frauen, ſondern auch bei der ſeinen in Anwendung.

Aber warum hat denn der närriſche Menſch ſich verheirathet?

Er hat ſich dieſen Grundſatz erſt nach ſeiner Verheirathung angeeignet.

Und ſeine Frau iſt ſchön?

Sehr ſchön.

Ich bin da ſehr begierig zu wiſſen, welchen Grundſatz der edle Lord in Bezug auf die häßlichen Frauen hat, er iſt vielleicht gerade ein Freund von häßlichen Frauen.

Wenn er es wäre, ich glaube, er hätte ſo Unrecht nicht.

Ich bitte um die Erklärung.

Die häßlichen Frauen ſind weniger widerſpenſtig, weniger verzogen, weniger eingebildet.

Sagen Sie doch gleich: liebenswürdiger von Charakter.

Meinetwegen ſagen Sie das.

Ich will das zugeben, aber in Bezug auf die Männer iſt es, glaube ich, nicht der Fall. Die häßlichen Männer ſind gewöhnlich am eingebildetſten und dünkelhafteſten.

Das iſt ein zu großes Lob für die ſchönen und ein zu großer Tadel für die häßlichen Männer.

Umgekehrt wird es wohl auch bei Ihrem Ausſpruche über die Frauen der Fall ſein. Ich glaube, mein Herr, der Charakter einer Frau iſt niemals abhängig von ihrem Aeußern. Was aber den Lord X .... betrifft, ſo möchte ich ihn wohl kennen lernen.

Wollen Sie ſeinen Grundſatz auf die Probe ſtellen?

Habe ich Ihnen etwa ſchon geſagt, daß ich mich für hübſch halte?

Nein, ich ſage es Ihnen.

Ich habe Ihnen aber ſchon erklärt, daß ich Sie für einen Schmeichler halte.

Nein, Sie haben mich für einen Heuchler erklärt.

Noch beſſer, dann ſind Sie gewiß ein Schmeichler. Indeß, ich gebe Ihnen zu, daß ich hübſch bin. Ich habe das ſogar eher gewußt, als ich Sie gekannt habe. Man weiß das, wenn es der Fall iſt, ohne es von den Männern zu hören. Wir Frauen haben zu viel angebornen Schönheitsſinn, um nicht von ſelbſt auf unſere eigene Schönheit aufmerkſam zu werden.

Sie wünſchen alſo den Lord L... kennen zu lernen, und Sie glauben, daß er ſeinem Grundſatz untreu werden und Sie nicht blos anſehen wird? Nun, ich glaube auch, daß er ſich mit dem Anſehen nicht begnügen wird. Sie ſtoßen alle Grundſätze und alle Regeln um.

Ich wünſche weiter nichts, als den Lord L... kennen zu lernen. Was er mit ſeinen Grundſätzen machen will, ſoll mir gleichgültig ſein.

Mir aber nicht.

Und weshalb Ihnen nicht?

Nun, ich würde eiferſüchtig werden.

Dazu haben Sie gar kein Recht. Sie haben mir verſprochen, mir ohne Intereſſe zu dienen.

Aber, meine Schöne, die Eiferſucht hat auch gar kein Intereſſe für mich.

So laſſen Sie ſolche bei Seite.

Ich will ſehen, wie lange es geht.

Sie kennen den Lord L... näher?

Ich kenne ihn sehr gut.

So werden Sie dafür sorgen, daß ich mit ihm zusammen komme.

Ja, wenn Sie mir versprechen, ihn, in Bezug auf Sie, bei seiner fixen Idee zu lassen.

Das sind schlechte Dienste, die man an Bedingungen knüpft.

Nicht immer.

Nun, ich gehe auf keine Bedingung ein. Ich werde den Lord L... schon kennen lernen. Er wird mich aufsuchen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf.

Und woraus schließen Sie das?

Fragen Sie darnach nicht, Sie werden sehen, wie gut ich die Männer kenne.

Ich zweifle.

Lassen Sie sich das gesagt sein. Je schwächer die Frauen erscheinen, je stärker sind sie oft, und umgekehrt sind das oft die schwächsten Männer, welche sich das Ansehn großer Charakterstärke geben.

Der Erfolg wird es lehren.

Wir hielten uns wohl eine gute Stunde im Hyde-Park auf. Man macht daselbst mit einigem Scharfblick sehr merkwürdige Erfahrungen und sieht sehr merkwürdige Menschen. Der Hyde-Park hat ein so diplomatisch-aristokratisches Ansehn, als wäre er der Privatgarten eines Staatsmannes, und doch gehört er dem englischen Volke. Aber von diesem Volke können alle Völker der Erde, und namentlich die Franzosen und die Deutschen, sehr viel lernen. Während sie dieses England als das Land der Freiheit und Gleichheit rühmen und von diesem Lande gleichsam ihre revolutionären Tendenzen holen, giebt

es kein Land in der Welt, in welchem, wie in England, trotz aller seiner Freiheit und Gleichheit, eine so strenge Ständesonderung vorherrschend ist.

Der Adel in England ergänzt sich fortwährend aus dem Volke, Talent und Reichthum öffnen Jedermann die höchste Stufe, der Stammbaum und eine große Ahnenreihe spielen keine Rolle, wer sich einmal zu der höchsten Klasse emporgeschwungen hat, wird von der hohen Aristokratie so aufgenommen, als hätte er und seine Vorfahren immer mit ihr gelebt, aber eben so bald hört alle Berührung mit denjenigen auf, welche zu dieser Sphäre nicht gehören. Das Volk ist weit entfernt, hieran Anstoß zu nehmen, es ehrt und achtet die höheren Stände, es blickt zu ihnen nicht mit Neid hinauf, weil es weiß, daß das Talent nur für die Größe des Volkes thätig ist, und daß von dem Reichthum seines Adels große Brocken für seine Tasche abfallen. Die Aristokratie in England ist aber auch weit entfernt, dem Volke zu schmeicheln; was sie für das Volk thut, thut sie ohne alle Rücksicht, sie hält sich eben so unabhängig von dem Volke, wie von der Krone, und nie läßt sie die Achtung außer Augen, die sie sich selbst schuldig ist. Sollte es Jemand einen Augenblick vergessen, wie tief er in der menschlichen Gesellschaft unter einem Lord oder einem Herzog ꝛc. steht, so würden ihm hierüber sehr bald die Augen geöffnet werden.

So war z. B. der Herzog von Wellington, welcher sehr leutselig sein kann, obgleich er der größte Aristokrat in England ist, einmal mit einem Herrn Tim, welcher in der Schatzkammer arbeitete, in Berührung gekommen, hatte mit ihm gesprochen und sogar ein Beefsteak mit ihm gegessen. Bald darauf sah Herr Tim den Herzog auf der Straße und redete

ihn an. Mit wem habe ich die Ehre? fragte der Herzog. Mein Gott, kennen Sie mich nicht mehr? fragte der Herr Lim sehr verwundert, ich bin der Lim von der Schatzkammer, mit welchem Sie neulich ein Beefsteak zusammen gegessen haben. Ah — Herr Lim, sagte der Herzog, ich habe die Ehre mich Ihnen zu empfehlen. Und damit wandte ihm der Herzog den Rücken

Wenn ein vornehmer Herr sich einmal gegen einen minder Hochstehenden herablassend gezeigt hat, so räumt er ihm damit noch keineswegs das Recht ein, fortwährend oder nur noch einmal diese Herablassung in Anspruch zu nehmen.

Die Sitten der englischen Aristokratie sind schwer nachzuahmen, kein anderer Adel des Continents kann mit dem englischen darin wetteifern, ja, es geschieht nicht selten, daß sich der Adel anderer Länder, der bei sich zu Hause mit peinlicher Aengstlichkeit an Etikette festhält, in England lächerlich macht — aus Mangel an Etikette. Man weiß davon artige Dinge zu erzählen.

Ein französischer, sehr vornehmer Herr hatte die Ehre mit der Königin zu tanzen, und redete sie während des Tanzes an. Herr Marschall, sagte sie zu ihrem Ceremonienmeister, lehren Sie diesem jungen Mann Lebensart.

Wenn die Königin mit Jemanden tanzen will, so hat sie damit noch nicht ausgesprochen, daß sie seine Unterhaltung wolle.

Eine deutsche, sehr hochstehende Person war eingeladen worden mit der Königin einen Spazierritt zu machen. Sie kam nicht zur bestimmten Zeit und mußte deshalb in der Suite der Königin reiten. Diese hohe Person rächte sich dafür und sagte, als sie einst aufgefordert wurde mit der Königin zu tanzen, daß sie bereits engagirt sei.

Dieſe Grobheit hatte keine andere Wirkung, als daß die Engländer ſagten: ſie allein ſeien wahre Edelleute.

Es iſt wahr, die Engländer ſind anmaßend im hohen Grade, aber dies iſt mit ein Grund, weshalb ſie ſo viel Achtung genießen, ſowohl in ihren eigenen, als in fremden Ländern. Das engliſche Volk gewinnt in dem Grade dabei, als andere Völker dabei verlieren.

Neunundfünfzigſtes Kapitel.

Der Gentlemen.

Die Gefährlichkeit eines Narren. — Eigenthümliche Liebeserklärung. — Ein Ausfall.

Wir hatten durch unſern Spaziergang im Hyde-Park die Zeit verſäumt, und der Vicomte hatte den Gentlemen nicht mehr angetroffen, dafür kam dieſer am andern Morgen ohne den Vicomte. Der Gentlemen wußte meine Wohnung und war gegen den leichtfertigen Franzoſen zu mißtrauiſch geworden, um erſt zu warten, bis er abgeholt werden würde. Er wollte mich durchaus kennen lernen und wählte den kürzeſten Weg.

Der Gentlemen hieß Mr. B...l, hatte ſehr viel Geld, ſehr viele Liebhabereien und — einen Buckel.

Das Letztere gefiel mir außerordentlich gut.

Die buckligen Leute ſind gewöhnlich angenehme und heitere Geſellſchafter, ſie haben in der Regel einen guten Humor und viel Mutterwitz. Freilich war dieſer Bucklige ein Gentlemen und ein Engländer, und ein Engländer iſt in der Regel unter allen Umſtänden und bei jeder Körperbeſchaffenheit ernſter Natur.

Ich war nicht wenig befremdet, als der Mr. B...l zu mir ins Zimmer trat und mir mit einem sehr liebenswürdigen Lächeln sagte:

Verzeihen Sie, Lady, daß ich ohne Umstände zu Ihnen komme. Berühmtheiten sind das kosmopolitische Eigenthum aller Völker und aller Menschen. Sie sind die große spanische Tänzerin Lola Montez y Porris?

Ich war im Begriffe, dem guten Manne seinen Irrthum in Betreff meiner Berühmtheit zu benehmen, da fiel es mir aber ein, daß der Vicomte wahrscheinlich mit Bedacht diese Lüge ersonnen haben konnte, um rascher und sicherer zum Ziele zu kommen.

Auf welche Weise habe ich die Ehre, von Ihnen gekannt zu sein? fragte ich.

Meine Dame, versetzte er, der Ruf Ihrer Schönheit, Ihrer außerordentlichen Kunstfertigkeit ist Ihnen vorangegangen.

Da hat mein Ruf bessere Sprünge, als ich selbst gemacht, sagte ich lachend.

O, meine schöne Lady, Sie sehen einen Mann von Welt und Bildung vor sich, versetzte er, der es zu einem schönen Vermögen gebracht hat. Bei diesen Worten spielte er mit seinem ungeheuren Uhrgehänge. Ich bin in der ganzen Welt gewesen, ich habe mich in Indien mit den Schlangen und Löwen, in Italien mit den Banditen, in Spanien mit den Pfaffen, in Frankreich mit den Republikanern und in Deutschland mit den Communisten herumgeschlagen. Ich bin von sämmtlichen Königen und Fürsten des Continents zur Tafel geladen worden, ich kenne die Celebritäten aller Länder und mithin auch die Spaniens, Ihres herrlichen Vaterlandes, ich kenne mithin auch Sie, die berühmte spanische Tänzerin von Madrid Lola Montez y Porris.

Es wurde mir wahrlich sehr schwer, dem Herrn nicht ins Gesicht zu lachen. Wenn er alle europäischen Celebritäten so gut wie meine Wenigkeit kennt, dachte ich, dann muß es mit seiner Wissenschaft sehr schlecht beschaffen sein. Der Vicomte hatte vollkommen Recht, ich hatte das Vergnügen, einen großen Narren vor mir zu sehen.

Wenn ich so glücklich bin von Ihnen gekannt zu sein, versetzte ich, so ist mir das sehr angenehm, ich muß gestehen, daß ich auch Sie bereits als einen der eifrigsten Beschützer der schönen Künste kenne, ich weiß, daß Sie mit allen Theaterdirectoren Londons in einem intimen Verhältnisse stehen, und namentlich mit dem vom Theater francaise, auf welchem ich aufzutreten große Lust habe.

Ob ich ihn kenne, versetzte Mr. B...l, sehr genau, wie meinen Bruder. Bezahle hundert Pfund Sterling jährlich für meine Loge, obschon ich nur hineingehe, wenn es was Ausgezeichnetes giebt. Wenn Sie tanzen werden, meine schöne Lola Montez y Porris, werde ich allerdings ebenfalls nicht verfehlen, ich werde ganz entzückt sein, Sie tanzen sehr schön, habe noch nie den Fandango schöner tanzen sehen.

Das ist sehr schmeichelhaft für mich, versetzte ich, ich wünsche sehr bald auf dem Theater francaise aufzutreten.

Sehr bald, das versteht sich. Wünschen Sie morgen?

Sobald als möglich.

Nun gut, ich werde dafür sorgen, kann ich die Ehre haben Sie morgen zum Direktor zu führen?

Wie Sie es wünschen.

Nein, wie Sie es wünschen, aber wenn Sie es wünschen, so werde ich Sie morgen abholen. Rechnen Sie auf mich. Während Ihres Aufenthaltes in London stehe ich Ihnen ganz und gar zu Diensten, habe großen Einfluß, verlassen Sie sich

darauf. Ich kenne alle Lords, alle Herzöge, alle Parlamentsmitglieder beider Häuser, ſtehe mit Ihnen auf ſehr intimem Fuß und kann Ihnen ſehr nützlich ſein.

Ich bin Ihnen ſehr verbunden, Mr. B...l.

Das hat nichts zu ſagen, meine ſchöne Miß, ich weiß, was ein Gentlemen dem ſchönen Geſchlechte ſchuldig iſt, und ich geſtehe Ihnen offen, daß ich noch niemals in meinem Leben ein paar ſo prächtige Augen wie die Ihren geſehen habe, verbrenne mir das Herz damit, meine ſchöne Miß.

Dafür weiß ich Hülfe, Mr. B...l, ſagte ich laut auflachend.

O, ob Sie wiſſen! verſetzte der närriſche Kauz und machte ein Paar fürchterlich verliebte Augen.

Sie ſind ein Narr, mein Herr, rief ich, da ich unmöglich länger an mich anhalten konnte.

Dieſer Ausruf verfehlte auf den Gentlemen aber gänzlich ſeine Wirkung Er verlor nicht das Geringſte von ſeiner ſelbſtzufriedenen Miene, und verſetzte mit dem größten Stoicismus:

Nicht immer, meine ſchöne Miß! Ich kann mir das Zeugniß geben, daß ich ein höchſt geſcheidter Mann bin, nur den Frauen gegenüber fährt mir der Verſtand in's Herz, ich habe zu viel Gefühl für das Weib, um nicht ein wenig aus der Ordnung zu kommen, wenn ich bewundern muß. O, Ihre Augen, Miß, Ihre Augen, ſie blenden mich.

Wenn Sie ſo leicht geblendet werden, ſo wird es, glaube ich, gut ſein, wenn Sie Ihre Augen verlieren, ehe Sie Ihren Verſtand verlieren. Noch einmal, reden Sie von andern Dingen, als von meinen Augen.

Es kommt alles an die Reihe, meine ſchöne Miß Lola Montez y Porris. Alles iſt hübſch an Ihnen, ſelbſt der Name. Wenn wir genug von Ihren Augen geſprochen haben werden,

dann werden wir auch zu Ihrer Taille kommen, zu Ihren Händen, zu Ihren Füßen.

Da sollte man nicht lachen! — Wahrlich, diese Engländer sind doch in Allem systematisch, selbst in der Narrheit, der Vicomte hatte Recht, dieser Narr konnte in der That für mich gefährlich werden.

Und wenn Sie mit meinen Füßen fertig sein werden, fragte ich, fangen Sie dann wieder von vorne an?

Nein, meine allerliebste Miß, bei Ihren Füßen werde ich mich so lange aufhalten, bis Ihre flammenden Augen es aussprechen: Du bist erhört!

Bei diesen Worten ringelte sich der Gentlemen plötzlich wie eine Schlange zusammen und schoß zu meinen Füßen hin. Das war über das Lustspiel hinaus, ich war sehr froh, als der Vicomte ins Zimmer trat und dieser Scene ein Ende machte.

Er brach in ein lautes Gelächter aus, als er die sonderbare Situation des modernen Adonis sah.

Ich habe es Ihnen gesagt, rief er mir zu, der Herr B...l ist einer der gefährlichsten Menschen, keine Frau vermag ihm Widerstand zu leisten. Er ist ein wahrer Alexander, der den gordischen Knoten sogleich mit dem Schwerte durchhaut.

Ich glaube, sagte ich, der Herr B...l ist selbst ein gordischer Knoten, den man durchhauen muß, um aus der Verwicklung zu kommen.

Der Vicomte lachte recht herzlich über diesen Witz, der Gentleman B...l erhob sich mit der äußersten Gravität, und weit davon entfernt verlegen zu werden, sagte er zu dem Vicomte:

Sie haben mich in der schönsten Stunde meines Lebens gestört, ich war so gut im Zuge, nun, meine allerliebste Miß, wenn ich wieder die Ehre haben werde, Sie zu besuchen, da

werden Sie die Güte haben Ihre Thüre zuzuschließen. Also morgen!

Mit diesen Worten empfahl sich der Gentlemen.

Es giebt doch sonderbare Leute in der Welt, aber ein Glück ist es, daß diese Art Carricaturen seltener vorkommen: ich rathe jeder Frau, wenn Sie einmal gleich mir, das Schicksal haben sollte, sich einem solchen Narren gegenüber zu befinden, den Gedanken festzuhalten, daß auf unserer großen Bühne, der Welt, Jeder nur die Rolle spielen kann, die ihm das Geschick zuertheilt hat.

Mr. B...l war einmal ein Narr, mußte er sich nicht wie ein Narr benehmen?

Man kann einem solchen Menschen deshalb nicht zürnen, und dann — jede Abwechselung im Leben ist interessant, wenn wir nur dabei lachen können. Die Männer in London sind so fürchterlich weltklug — daß es wohlthut, einmal auf einen Narren zu stoßen, der nichts dagegen hat, wenn man ihn beim rechten Namen nennt.

Sechszigstes Kapitel.

Der Ring.

Tänzerin. — Zweiter Besuch des Gentlemen B...l. — Der Handel. — Der Ringer und was mehr?

Nachdem ich die Bekanntschaft des ehrenwerthen Gentlemens B...l gemacht hatte, hielt ich es für gerathen, mich dessen Vermittelung nicht zu bedienen und mich selbst an den Direktor des Theater franzaise zu wenden.

Ich besuchte ihn am andern Tage.

Es machte mir keine große Schwierigkeit, Aufnahme zu finden, und am nächsten Freitag sollte ich die erste Probe meiner Kunst ablegen.

So war ich denn urplötzlich eine Tänzerin.

Ich muß gestehen, daß dieser Gedanke nichts Drückendes für mich hatte, die ganze Leidenschaft meiner Jugend, meiner Kindheit erwachte wieder. Ich war wieder frei, ich konnte wieder tanzen, wieder springen. Daß die Bühne nicht die freien Felder Indiens, daß der Glanz der Lampen nicht Bengalens tropische Sonne, daß die Engländer nicht wilde und eben deshalb um so natürlichere Menschen waren, das freilich kümmerte mich in diesem Augenblicke wenig.

Ich war Tänzerin.

Aber ich war auch ein Weib und warum soll ich es leugnen? ich überflog schon im Geiste die Triumphe, die ich auf der Bühne feiern würde, ich dachte daran, daß ich schön war, und daß ich gefallen müßte in der wilden Leidenschaftlichkeit meiner Bewegungen.

Die Stunden bis zu meinem ersten Auftreten vergingen mir wie ein süßer Traum.

Ich war einmal recht glücklich, so glücklich, daß ich fast das Bedürfniß fühlte — zu lieben.

Man bleibt doch immer Weib, wenn man einmal das Schicksal hat — eine Frau zu sein.

Sie mag es anfangen, wie sie wolle, eine junge Frau muß lieben.

Mag sie gegen hundert Männer, die ihr nicht gleichgültig sind, die Rolle einer wahren und aufrichtigen Freundin übernehmen, es kommen Momente, wo sie nicht umhin kann, sich noch einen — Geliebten zu wünschen.

Der Vicomte, welcher mich jetzt besuchte, fand mich träumend, aufgelöst in meinen innersten Gefühlen.

War er es oder schien er mir bloß in diesem Augenblicke liebenswürdiger, geistreicher als je zu sein?

Er erkannte meine Stimmung und wollte sie benutzen.

Er wollte schnell aus einem Freund ein Liebhaber werden.

Wie leicht wäre ich wieder eine Sklavin geworden.

Hand und Herz, das war es, was er mir bot.

Tänzerin oder Gräfin, diese Wahl hatte ich jetzt.

Aber frei oder Sklavin!

Da zur glücklichen Stunde fiel mir der Lord L... mit seinem Grundsatze ein:

Eine schöne Frau muß man nur ansehen.

Und ich sagte mir:

Er mag nach seinen Erfahrungen Recht haben, aber ich glaube, es ist auch richtig, wenn ich an dem Grundsatze festhalte:

Mit einem geistreichen Manne muß man nur sprechen.

Ich kam nicht in Versuchung, die Stärke meines neuen Grundsatzes zu erproben, ich erhielt zur glücklichen Stunde einen zweiten Besuch, und der Vicomte rief halb ärgerlich und halb sarkastisch:

Wenn Sie mit mir nur sprechen wollen, meine Liebe, was werden Sie mit diesem Narren beginnen?

Es war nämlich der Gentlemen B...l, welcher sich jetzt eben melden ließ.

Nun, ich werde ihn sprechen lassen und über ihn lachen.

Der Herr B...l machte ein sehr saures Gesicht, als er meine Gesellschaft sah, und ich bemerkte, daß er etwas unter seinen Rock zu verbergen suchte.

Sie wollen mich gewiß zu Ihrem Direktor abholen? sagte ich ihm.

Ja, meine schöne Donna Lola Montez y Porris, das eben wollte ich, versetzte er. Mein Wagen wartet schon auf Sie.

Es thut mir herzlich leid, daß Sie allein abfahren müssen, versetzte ich ihm, ich habe den Direktor schon gesprochen und die Sache ist bereits abgemacht.

Ah — o — rief der arme B...l, sehr verdutzt, abgemacht ohne mich, das ist sehr Unrecht.

Ich wollte Ihnen die Mühe sparen, mein Herr.

Mühe sparen? Es ist sehr Unrecht.

Der Gentlemen spielte mit seiner Uhrkette und warf einen finstern Blick auf den Vicomte.

Offenbar war ihm die Gegenwart dieses Herrn nicht recht.

Ich war jetzt einmal zum Lachen aufgelegt und sagte zum Vicomte:

Gehen Sie jetzt, mein lieber Freund, und richten Sie Ihren Auftrag aus und kommen Sie recht bald wieder.

Der Vicomte verstand mich, aber dennoch schien er einen Augenblick unschlüssig zu sein, ob er mich verlassen sollte.

Auf meine bittende Bewegung ging er jedoch, ich merkte indeß wohl, daß er an meiner Thüre lauschte.

Ah, es ist schön, daß er fort ist, rief der Gentlemen, jetzt können wir ungestört plaudern.

Nun so plaudern Sie.

Ach, fuhr er fort, ich möchte den Demantglanz Ihrer schönen Augen auch an jedem Ihrer niedlichen Finger sehen.

Diese Worte begleitete er mit einem bedeutsamen Augenzwicken, das mir durchaus unverständlich war.

Sehen Sie, fuhr er fort, indem er ein Kästchen unter seinem Rocke hervorholte, was meinen Sie zu diesem schönen Ring?

Er ist in der That sehr schön, ich beneide Ihre Geliebte darum, für die er ohne Zweifel bestimmt ist.

Sie beneiden sie, meine schöne Lady? O, Sie haben nicht Ursache, sie zu beneiden, ganz gewiß; Sie haben gar keine Ursache dazu.

Meinen Sie?

Ob ich es meine! Denn für — Sie ist dieser strahlende Diamant bestimmt — Sie sind meine Geliebte!

Wirklich, Mr. V...l? rief ich lachend, ich bin also Ihre Geliebte, mein Gott, warum haben Sie mir das nicht schon gestern gesagt?

Wollte ich es denn nicht sagen? rief er mit einem höchst ironischen Pathos, lag ich nicht schon zu Ihren Füßen, als

leider der verl — — —, wollte sagen der Vicomte dazwischen kam, sehr dazwischen, schöne Lady.

Sie hätten sich nicht stören lassen sollen.

Das wollte ich auch nicht, ich wollte erst gar keine Rücksicht auf ihn nehmen.

Das wäre sehr vortheilhaft für Sie gewesen, dann wäre Ihnen der Vicomte nicht zuvorgekommen.

Ah, der Abscheuliche! — Aber ich hoffe — —

Daß mein Herz Raum für zwei Liebhaber haben wird?

Nein, das wollte ich nicht sagen, ich meinte nur, daß der Vicomte sich wohl eine andere Lady suchen könnte.

Nun ja, das glaube ich auch.

O, charmant. Bitte, geben Sie mir Ihre niedlichen Fingerchen.

Hier.

Der Narr zog mir den Ring auf und drückte dabei meinen Finger so entsetzlich, daß ich laut aufschrie.

O, Ihr Diamant thut weh; rief ich.

Es ist der Schmerz der Liebe, versetzte er, und führte meine Hand zu seinem Herzen.

Warten Sie nur ein wenig, rief ich, ich gebe Ihnen die Finger und Sie nehmen sich die ganze Hand. Ist das wohl in England Sitte?

O, es ist hier Sitte Alles zu geben, wenn man den Finger giebt.

So? Das thut mir Leid, dann nehmen Sie nur Ihren Ring wieder.

Wieder nehmen, Miß? Was denken Sie? Bin ich nicht ein Gentlemen?

Ich halte Sie wenigstens dafür.

Ich werde also meinen Ring nicht wieder nehmen.

So seien Sie auch mit meinem Finger zufrieden.

Und mehr nicht, Lady? Mehr nicht?

Nun was wollen Sie denn noch?

O, was ich will! — Was ein Mann von einer Frau will! Was der Gentlemen B...l von Lady Lola Montez y Portis will.

Meinen Arm?

Ihren Arm.

Haben Sie etwa auch ein Armband mitgebracht?

Ein Armband?

Nun, ich denke, mein Herr, daß Sie sich auf die Bezahlung der Frauen verstehen.

Ich sehe wohl ein, meine schöne Lady, daß Sie gewohnt sind, mit Gentlemens umzugehen. Sie sollen das Armband haben. Ich werde es gleich besorgen.

Es eilt durchaus nicht, Mr. B...l. Lassen Sie sich doch nur Zeit.

Nein, ich werde mir keine Zeit lassen, Ihre Wünsche zu erfüllen, durchaus keine Zeit, nicht eine Sekunde. Leben Sie für einen Augenblick wohl.

Nehmen Sie doch auch Ihren Ring mit, Mr. B...l.

Nein, das thue ich nicht.

Ich bitte Sie darum. Hier ist er.

Nein, ich lasse mich nicht erbitten, so weichherzig ich auch sonst bin.

Soll ich ihn zum Fenster hinauswerfen?

Um des Himmelswillen, Lady, was wird der Mob *) dazu sagen?

So nehmen Sie.

---

*) Pöbel.

Gut, ich werde ihn nehmen, bis ich Ihnen das Armband bringe. Bis dahin leben Sie wohl, schöne Lady.

Der Gentlemen ging fort, draußen traf er den Vicomte, welcher sich den Bauch hielt. Der Gentlemen, weit entfernt, von seinem Gelächter beleidigt zu werden, warf ihm einen triumphirenden Blick zu.

Ich hatte indessen nicht Lust, seine Rückkehr abzuwarten, und verließ meine Wohnung, um einen Besuch zu machen.

Einundſechszigſtes Kapitel.

Mein erſtes Debut.

Lorgnetten. — Der Rauſch einer Künſtlerin. — Augen oder Beine?

Der Engländer iſt kein Freund vom Theater, es iſt dieſes keine noble Paſſion. Dramen, Schauſpiele, Luſtſpiele zu ſehen, das überläßt der vornehme Engländer zumeiſt nur dem Volke, dem Krämer.

Die Theater, es giebt deren wohl an zwanzig in London, machen deshalb auch ſchlechte Geſchäfte. Dagegen ſind die Engländer für das Singen und Tanzen ſehr eingenommen, vielleicht auch nur für die Sängerinnen und Tänzerinnen. — Da ich ſo glücklich war, das Letztere zu ſein, ſo war bei meinem erſten Auftreten das Theater ſehr gefüllt.

Ich war gewohnt, die Aufmerkſamkeit der Männer zu erregen, ich hatte in meinem Leben genug Huldigungen von ihnen empfangen, es war mir nichts Neues, daß ſich Ihre Blicke auf mich richteten, ich war ſchon oft genug durch die Lorgnette betrachtet worden, daran war ich gewöhnt; wie kam es, daß, als ich zuerſt die Bretter betrat, mir dieſes Alles dennoch ganz anders erſchien?

Hatte die Eitelkeit der Künſtlerin die Eitelkeit des Weibes

zurückgedrängt, indem ich mir sagte, alle diese Aufmerksamkeit gilt nicht der Frau, sondern der Künstlerin?

Sonderbar! Was man auch immer von den Menschen denkt, so klein man von ihnen urtheilen, so verächtlich man sie im Allgemeinen finden mag, so sehr man sich auch über ihren Tadel erhaben glaubt, man ist nicht gleichgültig gegen ihr Lob.

Und dazu braucht man nicht einmal eine Frau zu sein.

Nennt mir einen Helden von Alexander bis auf Napoleon, dem nicht das Lob selbst des gewöhnlichsten Menschen, selbst eines Narren, vielleicht selbst eines Kindes, eine gewisse innere Behaglichkeit erweckt hätte? Wie oft stellen wir das Lob eines Fanten über den Tadel der Gescheidten, obgleich letzterer oft schmeichelhafter für uns ist. Wie gern will auch der Schlechteste gelobt sein, wie willig bietet Jeder diesem berauschenden Fluidum sein Ohr?

Und was ist das Lob, daß es eine solche magische Wirkung auf uns übt, die dem menschlichen Geschlecht eben so verderblich geworden ist, wie alle dessen Laster zusammen genommen?

Was es ist? Nichts als Eigenliebe, nichts als Egoismus, nichts als Eitelkeit, nichts als Hochmuth.

Wenn ihr Männer nicht ehrlich und aufrichtig genug seid, dieses einzugestehen, nun, so hört es von einem Weibe.

Aber es war doch nur ein Veilchen, daß ich auf das Wohlgefallen des Publikums lauschte.

Bald vergaß ich Alles um mich her.

Die Träume meiner Jugend lebten wieder auf. Ich war nicht mehr in London. Es schien mir, als sei ich zurückversetzt in das farbige Land meiner Kindheit, als wenn mich die Glut dieses Landes anhauche. Das wilde ungezähmte Wesen einer freien Natur ward mir wieder zu eigen, ich tanzte, unbeküm-

mert um den Takt der Musik, welche Mühe hatte, meinen Bewegungen zu folgen, ich tanzte, unbekümmert um den Beifall oder das Mißfallen des Publikums, ich würde so getanzt haben, wenn auch das Theater leer gewesen, wenn mich kein Mensch gesehen hätte.

Als ich abgetreten war, gratulirte mir der Direktor, welcher mir verschiedene Herren vorstellte.

Ich empfing viele Complimente und Schmeicheleien.

Auch der Gentlemen B...l näherte sich mir und flüsterte mir zu:

Sie Böse konnten nicht einmal auf mich warten, und ich habe ein so schönes Armband für Sie gekauft. Werde ich morgen das Glück haben, Ihren schönen Arm damit schmücken zu können?

Wie Sie wünschen, sagte ich ihm.

Dann trat ein großer, schlanker Herr zu mir heran und überreichte mir mit sehr zärtlichen Worten ein Kästchen.

Nehmen Sie, ich bitte, sagte er, diesen einfachen Ausdruck meiner Huldigung gütig auf, es ist weiter nichts als ein Bonbon.

Der Vicomte, welcher ebenfalls zu mir kam, drückte mir die Hand und sagte:

Sie haben mir sehr gefallen, aber in Ihrem Hause gefallen Sie mir doch besser.

Warum das?

Weil Sie mir dann allein gefallen.

Sie wollen also, daß ich nur Ihnen gefallen soll?

Ich wünsche nur, daß Ihnen kein Anderer gefällt.

Die Männer gefallen mir sammt und sonders nicht.

Wenn ich Ihnen nicht vorzugsweise gefalle, dann ist mir das ganz recht.

Nun, so trösten Sie sich.

Der Vicomte begleitete mich nach Hause, und ich hatte eine unruhige Nacht.

Ich tanzte noch im Traume meinen Fandango und Boleros, und ich nicht allein, mein Bette, meine Möbeln, mein Zimmer, Alles tanzte mit.

Als ich mich erhob, fiel mir der Bonbon des schlanken Herrn ein. Ich öffnete das Kästchen und es befand sich allerdings ein Bonbon darin, aber in dem Bonbon befand sich ein werthvoller Ring.

Ein Nebenbuhler vom Mr. P . . . l, rief ich lachend, die Sache wird gut.

Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, so wurde mir ein Briefchen in's Zimmer gebracht.

Ich öffnete es und las folgendes:

„Angebetenes Fräulein!

Ich bin also wieder in das Sternbild der Jungfrau versetzt, dachte ich, und fuhr fort zu lesen:

Nachdem ich Sie gestern zum ersten Male auf der Bühne erblickt hatte, war meine Ruhe dahin, ich konnte diese ganze Nacht kein Auge schließen, und es drängte mich, Ihnen die tief innigen Gefühle meines Herzens mitzutheilen, um einigermaßen wieder Ruhe zu finden.

Fräulein, es sind die heiligsten Gefühle, welche Ihre holde Erscheinung in mir erweckt hat. Soll ich mit kurzen Worten sagen, was es ist? — O, daß Sie es hören wollten! Es sind die heiligen, göttlichen und zugleich so wahrhaft menschlichen Gefühle der Liebe! — Wäre ich im Stande, eine gleiche Empfindung bei Ihnen zu erwecken, könnte ich sagen, daß mir ein Herz gehört, dem ich, ich fühle es, selbst schon ganz gehöre,

dann wäre ich der Glücklichste der Sterblichen, und es bliebe mir der Eine Wunsch noch übrig, der, Sie eben so glücklich zu machen — als ich es bin."

Ihr

P... S...

Der Brief ist so albern, wie ich ihn nur jemals erhalten habe, dachte ich. Es kann ihn eben so gut ein Deutscher, wie ein Franzose, Russe, Engländer, und Gott weiß, wer noch geschrieben haben. Es fehlt alle Originalität. Daß solche Käuze sich noch anmaßen, lieben zu wollen. Was verstehen solche Männer von Liebe? — Es ist zu viel gesagt für die Wahrheit und zu wenig für die Lüge, eine augenblickliche Regung, ohne Ernst, ohne Dauer, ohne Märtyrerthum. Das nennen diese Männer lieben!

Wenn Herr P... S... kommen wird, dann soll er es von mir erfahren, ob ich im Stande bin, ihn eben so glücklich zu machen, als er mich glücklich machen kann.

Ich hatte den Herrn P... S... schnell vergessen und verweilte desto länger bei dem galanten Ueberreicher des werthvollen Bonbons. Ich hatte zuvor die Devise, welche sich darüber befand, ganz unbeachtet gelassen, jetzt fiel sie mir wieder in die Augen und ich las sie:

Sie enthielt die Worte: **Plus que de complaisance.**

Es ist in der That erstaunlich, wie ernsthaft diese Herren thun können, wenn Sie eine Frau überreden wollen, sie zu erhören. Ich glaube, wenn die Versicherungen der Männer, ohne diese oder jene Dame nicht leben zu können, aufrichtig wären, das Männergeschlecht müßte schon längst ausgestorben sein, oder wenigstens in jedem Jahre einmal aussterben — wenn die Frauen einmal insgesammt hartherzig sein und es darauf ankommen lassen wollten.

Es iſt kein Unglück, daß die Frauen ſo leichtgläubig ſind, aber ich halte es für ein großes Unglück, daß ſie ſo gern glauben, was ſo leicht ausgeſprochen wird.

Ninon de l'Enclos beklagte ſich bekanntlich in ihrem Alter darüber, daß Gott nicht die Runzeln dahin verſetzt habe, wo Achill verwundbar war, an die Ferſen nämlich. Der Wunſch iſt ſehr natürlich, wenn das höchſte Streben darauf geht, den Männern zu gefallen; ich glaube aber, die Zeit der Runzeln iſt für die Frauen die Zeit der Wahrheit, und wir würden mithin ſehr viel verlieren, wenn wir ſie nur an den Füßen hätten.

Die Täuſchung aber kann uns nur ſcheinbar, niemals wahrhaft glücklich machen, und wie der weiſe Solon dem goldreichen Könige Kröſus warnend zugerufen hat:

Niemand kann vor ſeinem Tode ſagen, daß er glücklich ſei.

So möchte ich den Frauen zurufen:

Ihr könnt nicht ſagen, daß ihr wahrhaft glücklich ſeid, bis ihr Runzeln habt.

Zweiundſechszigſtes Kapitel.

Das Armband und noch mehr.

Noch einmal Gentleman B . . . l. — Das Halsband. — Der Naſenring. — Das unüberwindliche Hinderniß.

Es dauerte nicht gar lange, daß ich abermals den Beſuch des Miſtre B . . . l empfing. Ich hatte den Narren ſatt und wollte ein Ende mit ihm machen. Man darf ſich mit Narren nicht zu lange befaſſen, das iſt gefährlich. Freilich iſt's immer angenehm, wenn es etwas zu lachen giebt. Aber fehlt es denn an Narren? Man iſt nie in Verlegenheit, wenn man einen ſolchen Kauz ſucht.

Mein guter B . . . l kam alſo richtig mit ſeinem Armbande an. Mit einer höchſt ſchlauen Miene packte er ſeine Sachen aus, Ring und Armband, und ſagte mit einem ſüßen Lächeln:

Ihr Händchen, meine Liebe, mein kleiner Eigenſinn, damit ich Ihnen Ihren Ring zurückgebe.

Ich gab ihm meine Hand.

So, jetzt ſind wir gerade ſo weit, als wir neulich waren. Wir werden aber heute ein wenig weiter kommen, denke ich. Was ſagen Sie zu dieſem ſchönen Armband?

Es iſt wunderſchön, ich danke Ihnen.

Danke Ihnen? — Was verſtehen Sie darunter, meine ſchöne Lady? Heißt das blos, ich dank' Ihnen?

Ganz richtig, d. h. ich danke Ihnen.

Ich meine nur, ob es mir jetzt geſtattet ſein wird, Sie ein wenig lieben zu dürfen?

Warum ein wenig, mein ehrenwerther Gentlemen? Lieben Sie mich doch gleich außerordentlich, wenn Sie einmal dabei ſind.

O, Sie machen mich glücklicher als mein Großvater, der mich eine halbe Million erben ließ.

Es thut mir wirklich leid, daß ich nicht Ihr Großvater bin.

Und warum? wenn mir dieſe beſcheidene Frage erlaubt iſt.

Nun, ich hätte Sie enterbt.

O, Sie Grauſame.

Die Frauen würden dann einen gefährlichen Feind ihrer Tugend weniger gehabt haben.

Glauben Sie denn, meine Schöne, daß ich den Frauen nicht auch ohne mein Vermögen gefährlich ſein würde?

Nun ja, wenn Sie ſie beißen wollen.

Küſſen, wollen Sie ſagen.

Der Gentlemen war wirklich unverſchämt genug, mir einen augenſcheinlichen Beweis ſeiner Gefährlichkeit zu geben. Er wollte mich küſſen. Ich habe gefunden, daß in ſolchen Lagen die Frau immer gut thut, wenn ſie vom Fauſtrechte Gebrauch macht. Eine Ohrfeige zu rechter Zeit gegeben, kann eine Frau aus großen Verlegenheiten retten. Mag man es unweiblich nennen, mögen die Männer darüber erbittert ſein, welche wollen, daß wir ihnen gegenüber ſtets Lämmer ſein ſollen, und wenn wir Löwinnen werden, es als eine Auflehn-

nung gegen ihre Oberherlichkeit betrachten, ich nehme keinen Anſtand dieſes Mittel als die beſte Abwehr gegen jede Zudringlichkeit anzuempfehlen.

Mein Gentlemen war übrigens weit entfernt ſich durch eine Ohrfeige abſchrecken zu laſſen, er drohte mir lächelnd, ſich mindeſtens noch ein halbes hundert Ohrfeigen zu verdienen. Ich gab ihm aber leicht zu verſtehen, daß mir noch andere Waffen zu Gebote ſtänden, und zeigte auf ein Paar Piſtolen und meine Reitergerte.

Da er meinen Ernſt ſah, zog er es vor, ſich lieber wieder aufs Unterhandeln zu legen.

Aber, mein Gott, rief er, Sie haben ja meinen Ring und mein Armband huldvoll angenommen.

Das berechtigt Sie nicht, mich zu umarmen.

Ach, Sie Grauſame, ich verſtehe, Sie wollen, daß ich Ihnen noch ein Halsband kaufe? Das habe ich mir im Voraus gedacht. Aber diesmal entgehen Sie mir nicht. Ich habe das Halsband gleich mitgebracht. Sehen Sie, es funkelt von Brillanten.

Das Halsband war in der That ſehr werthvoll, und Mr. B...l war in dieſer Beziehung ein wirklicher Gentlemen.

Sie ſind unwiderſtehlich, ſagte ich ihm, indem ich den Halsſchmuck bewunderte.

Ich dachte mir wohl, daß dieſer Glanz ihr eiſenhartes Herzchen ſchmelzen würde. Erlauben Sie mir gütigſt, Ihren Schwanenhals damit zu ſchmücken?

Nein, das kann ich ſelbſt thun.

Wie, geben Sie mir noch immer nicht mehr als Ihren Finger? Mein Gott, welchen Schmuck verlangen Sie denn noch?

Einen Naſenring.

Einen Naſenring?

Nun, wundert Sie das? — Ich bin eine halbe Indianerin, warum ſollte ich keinen Naſenring tragen?

Aber, meine ſchöne Dame, ich glaube durchaus nicht, daß dieſes für Sie kleidſam ſein wird.

Das iſt mir ſehr gleichgültig.

Ich befürchte nur, daß kein Juwelier einen Naſenring vorräthig haben wird.

So laſſen Sie einen anfertigen.

Iſt es nicht ein gewöhnlicher, runder Ring?

Nein, ich trage nur einen viereckigen.

Wie wäre es, meine ſchöne Miß, wenn ich Ihnen dafür noch einen Fingerring kaufe?

So viele es Ihnen beliebt.

Alſo Sie verzichten gänzlich auf den Naſenring?

Durchaus nicht.

Der fatale Naſenring! rief der Narr und ging tiefſinnig im Zimmer auf und ab.

Gut, ſagte er dann, ich werde Ihnen einen Naſenring machen laſſen, bin ich aber dann am Ziele?

Wollen Sie nicht die Güte haben, mir zu ſagen, welches Ihr Ziel iſt?

Aber, meine rebelliſche Schöne, rief B...l mit einer verzweiflungsvollen Grimaſſe, das fragen Sie noch? Sie, Sie ſelbſt ſind mein Ziel.

Sie wollen mich alſo heirathen?

Lieben, meine ſchöne Miß, ganz erſtaunlich lieben.

Aber nicht heirathen?

Heirathen? Hm, darauf bin ich gerade nicht vorbereitet.

So haben Sie die Güte, Gentlemen, und treffen Sie Ihre Vorbereitungen.

Aber, meine liebe Miß, sollte es sich nicht ohne Heirath auch machen lassen?

Daß Sie mich lieben? — O, ganz gewiß, Mistre B...l, so viel Sie nur immer wollen, ich aber liebe keinen Mann, der mich nicht heirathet.

Nasenring und Heirath! rief Mistre B...l, und legte den Finger an die Nase, als wollte er ein großes Regle-de-tri-Exempel ausrechnen, das ist zu viel!

Nachdem er eine Weile seine Berechnungen gemacht hatte, ergriff er meine Hand und sagte mit sehr trauriger Stimme:

Miß Lola Montez y Porris, ich kann Sie nur lieben, aber nicht heirathen Wenn ich heirathe, verliere ich, laut einer Testamentsklausel meines Großvaters, mein Vermögen, und einen armen Schlucker werden Sie nicht zu Ihrem Manne haben wollen. Aber Ihre Liebe ist mir mit noch hundert Nasenringen nicht zu theuer erkauft, wünschen Sie, verlangen Sie was Sie wollen, nur nicht die Ehe, schöne Miß.

Mistre B...l, sagte ich, um der Sache ein Ende zu machen, ich bin bereit von der Ehe abzustehen, aber ich sage Ihnen gerade heraus, daß Sie nicht liebenswürdig genug sind, um sie als Liebhaber anzunehmen. Sehen Sie, die Leute würden mich auslachen. Einen buckligen Ehemann verzeiht man einer Frau, und sagt höchstens von ihr, sie wollte wahrscheinlich ein Kameel, aber ein buckliger Liebhaber macht eine Frau lächerlich.

Diese sehr deutliche Erklärung stimmte den armen Gentleman ungemein herab, die Selbstzufriedenheit auf seinem runden, vollen Gesichte verschwand, er ließ das muthige Haupt auf die Brust sinken, aber diese Verstimmung dauerte nur eine kurze Zeit. Er erhob sich plötzlich wieder, richtete sich so

kerzengerade, als es eben gehen wollte, auf, und sagte mir mit flammenden Augen:

Donna Lola Montez y Porris, Sie wollen mich also nicht lieben, weil ich einen Buckel habe? Wissen Sie wohl, daß dieser Buckel selbst einer Prinzessin keinen Anstoß gegeben hat? Wissen Sie, daß eine Fürstin sogar diesen Buckel liebenswürdig gefunden hat? Wissen Sie, daß mehr als ein Dutzend der berühmtesten Künstlerinnen sich in diesen Buckel geradezu verliebt haben?

Das gebe ich gerne zu, mein lieber Mistre B...l, rief ich lachend, es ist möglich, daß jene Künstlerinnen Ihren Buckel für ein Goldbergwerk gehalten haben, aus dessen Schacht sie Armringe und Halsbänder holten. Ich bezweifle auch nicht im Geringsten Ihre Liebenswürdigkeit, aber erlauben Sie mir, daß ich dieser Ihrer Liebenswürdigkeit Widerstand leiste, denn ich sehe gar nicht ein, warum Sie Ihren vielfachen Groberungen noch eine hinzufügen wollen.

Nein, rief B...l, ich werde Sie nicht erobern, ich will Ihnen entsagen, obwohl ich meines endlichen Sieges gewiß bin. Ich will barmherziger sein als Sie. Ich werde Sie ferner nicht mehr belästigen, aber die Zeit wird kommen, wo Sie nach mir die Arme ausstrecken werden, und dann rechnen Sie stets auf den Gentlemen B...l.

Mit diesen Worten und mit einem sehr heroischen Gruße verließ mich der arme Narr.

Ich habe ihn später während meines Aufenthaltes in London noch einige Male gesehen, er schien beständig darauf zu warten, daß ich meine Arme nach ihm ausstrecken sollte. Er war übrigens ein sehr gutmüthiger Mensch. Wenn ich auftrat, war er es stets, der am eifrigsten applaudirte, er war es, welcher mir zuerst Kränze und Blumen zuwarf, er war es,

der meine Kunst laut und eifrig pries, und dies Alles für nichts mehr, als nur den Schein zu gewinnen, daß der kleine Gentleman B...l, wie das Herz so vieler Frauen, Prinzessinnen und Künstlerinnen, auch das der Tänzerin Lola Montez y Porris erobert habe

So anspruchslos sind oft die Männer.

Aber ich glaube, daß es Frauen und Männer genug in London gab, welche an diese Eroberung des Mistre B...l glaubten.

Das leichtfertige Urtheil der Frauen ist unser Ruin.

Wenn die Frauen dergleichen Dinge so leicht von ihrem eigenen Geschlechte denken, ist es auffallend, daß die Männer zu der Tugend der Frauen so wenig Vertrauen haben?

Ich mochte nun wollen oder nicht, ich war des Gentlemen B...l's Geliebte. Er hätte es behauptet und Glauben gefunden, wenn er auch vier Buckel gehabt hätte.

Kann man noch Achtung vor der öffentlichen Meinung haben, wenn sie das Auge eines Maulwurfs und das Ohr einer Schnecke hat, wenn sie nichts anderes ist — als eine Klatschschwester?

Die öffentliche Meinung ist ein sehr trüber Spiegel für den Charakter eines Mannes, aber bei weitem trüber für den einer Frau.

Die öffentliche Meinung ist eine großartige Lüge.

Dreiundſechszigſtes Kapitel.

Wie Liebesbriefe geſchrieben werden.

Miſter L. Die arme Fanny. Der eiferſüchtige Ehemann. Ein gutes Mittel.

Der Herr S... ermangelte nicht, ſeinem Briefe faſt auf den Fuß zu folgen. Es war ein Mann von ungefähr dreißig Jahren mit rothem Haar und Backenbart und einem ſo kalten Aeußern, daß ich kaum begreifen konnte, wie dieſer Mann einen Liebesbrief zu Stande bringen konnte. Vielleicht hat er ihn aus einem Briefſteller abgeſchrieben, dachte ich, aber dieſer Herr ſtellte ſich mir als einen Neutier vor, der doch am Ende wohl einen Brief ſchreiben konnte.

Sie haben gewiß meinen Brief erhalten, ſagte er.

O, ich bekomme viele Briefe, verſetzte ich.

Den Brief, meine ich, welcher mit S... unterſchrieben iſt.

Mit S..., ich erinnere mich nicht.

Der Herr S... ſah mich ſehr verlegen an, als ich mich ſeiner nicht erinnern wollte

Wollen Sie mir nicht den Inhalt Ihres Briefes näher angeben?

Es war ein Brief, welcher meine Gefühle ausſprach. — —

Ihre Gefühle? darf ich wissen, welcher Art diese Gefühle waren?

Ob Sie es wissen dürfen? — Ich habe ja den Brief für Sie geschrieben, ich habe Ihnen kurzweg darin erklärt: — daß ich Sie liebe.

Ach — Sie lieben mich?

Ja, meine schöne Dame, ich liebe Sie.

Wollen Sie mir nicht sagen, wie Sie das eigentlich angefangen haben, daß Sie sich so schnell in mich verliebten?

Wie ich das angefangen habe? Goddam, ich habe gar nichts angefangen, es kam ganz von selbst. Ich sah Sie und betrachtete Sie von allen Seiten, und da gefielen mir einmal Ihre Füße, das andere Mal Ihre Beine, das dritte Mal Ihre Augen — Goddam, Ihre Augen besonders, und wieder ein ander Mal gefielen mir Ihre Haare, kurz aus, ich habe Alles gesehen, was mir gefallen hat.

Sie wollen sagen, Alles, was Sie gesehen, hat Ihnen gefallen.

Ja, ich habe Alles gesehen, was mir gefallen hat, God dam.

Nun, mein Herr, was wünschen Sie denn noch?

Das steht Alles in meinem Briefe.

Ich glaube, Sie irren sich, ich erinnere mich nun Ihrer Unterschrift, aber es steht ganz etwas Anderes darin, als Sie mir sagen.

So? sagte der Capitän mit einem sehr verlegenen Gesichte.

Dieses: So? machte mich laut auflachen, denn der arme Mensch machte dabei eine wahre Armsündermiene, welche meine Muthmaßung, daß er den Brief nicht selbst geschrieben hatte, bestätigte.

Was steht denn darin? fragte er.

In Ihrem Briefe steht, so viel ich mich nun erinnere, daß Sie Miß So und So um Verzeihung bitten, weil Sie die Arme durchgeprügelt hatten.

Es kommt doch manchesmal im Leben vor, daß uns die tollsten Einfälle glücken. Der Mensch sah mir allerdings ganz darnach aus, als hätte er schon ein Paar Frauen durch die Rohheit seines Charakters unglücklich gemacht, aber dennoch war ich überrascht, als der gute Mann sagte:

Goddam, es ist die Fanny, es ist die schlechte Fanny, die mir darüber Vorwürfe gemacht hat, daß ich der Jenny einen Kuß geben wollte. Ist das nicht zu arg, Miß? — Verdient ein schönes Frauenzimmer nicht einen Kuß von Mr. S...?

Aber was geht mich Ihre Fanny an? Wie kommen Sie dazu, mir einen solchen Brief zu schicken. Sollte er vielleicht eine Drohung sein?

Das ist eine Verwechslung. Mein Sekretär, welcher mir alle meine Briefe schreibt, hat mir die unrichtige Adresse gegeben.

Nun, es ist ganz schön, daß die arme Fanny nach ihrem Leide einmal wieder einen Liebesbrief von Ihnen bekömmt, ich gebe Ihnen den Rath, mein Lieber, gehen Sie schnell zu Ihrer Fanny und geben ihr das heilige Versprechen, daß Sie nie ein anderes Mädchen als sie küssen werden.

Nein, das geht durchaus nicht, ich habe es der Fanny gleich gesagt, daß die Engländer und die Liebe und das Geld kosmopolitisch sind, daß ich es mir also ausbedinge, zu küssen, wen ich, zu kaufen, was ich, und zu reisen, wohin ich will.

Sie meinen, wenn ich nicht irre, kosmopolitisch.

Das meine ich.

Aber die Frauen sind durchaus nicht so kosmopolitisch, als die Männer, ich wenigstens habe einen Mann, der sich

ausbedungen hat, Jeden auf der Stelle niederzuſchießen, der mich küſſen will.

So, ſagte der Mr. S... und blickte ängſtlich im Zimmer umher, wäre es nicht beſſer, wenn er Sie — Sie verſtehen mich, Miß?

Nein, ich verſtehe Sie gar nicht.

Ich meine, ob es nicht eine beſſere Einrichtung wäre, wenn Ihr Mann Sie ſelbſt — — —

Bei dieſen Worten machte der gute Menſch eine ſehr leicht verſtändliche Handbewegung.

Sie meinen, es wäre einfacher und beſſer, wenn mein Herr Gemahl mich prügelte, wie Sie es z. B. mit Ihrer Fanny machen, als die Männer nieder zu ſchießen, welche ſo frech ſind, mir Ihre Liebe anzubieten, obgleich ſie bereits in einem Verhältniſſe ſtehen?

Ganz recht, es iſt meine Meinung.

Aber mein Mann iſt gar nicht dieſer Meinung, und Sie werden das gleich ſelbſt erfahren; denn ich ſehe ihn eben kommen.

Wie? Er will mich niederſchießen?

Ohne alle Umſtände, das iſt eine Kleinigkeit bei ihm.

Goddam, das leide ich nicht.

Sie werden dabei wenig gefragt werden. Er ſchießt Ihnen eine Kugel vor den Kopf, ſobald er in das Zimmer tritt.

Hat er denn die Piſtolen bei ſich?

Beſtändig, mein Mann iſt fürchterlich eiferſüchtig, ſein Wahlſpruch: wenn man eine ſchöne Frau hat, muß man ſich beſtändig im Vertheidigungszuſtand erhalten und jeden Mann als den Räuber ſeines Eigenthums betrachten, denn in dieſer Beziehung ſind die Männer ohne Ausnahme Raubthiere.

Goddam, das iſt unvernünftig klug.

Er wird also ohne Weiteres den Zweck Ihrer Anwesenheit bei mir errathen und Sie wie einen Sperling niederschießen.

Unvernünftig klug! hübscher Mann! rief Mr. S... noch immer voll Bewunderung, ich hätte gern mit ihm Freundschaft gemacht Nun, das kann sich noch finden. Grüßen Sie Ihren Mann, sagen Sie ihm nur, daß er auf Mr. S... jeder Zeit rechnen kann, und daß ich mir das Vergnügen machen werde, ihm ein Fäßchen Genevre zu schicken.

Ich werde ihm das bestätigen, Mr. S..., und es soll mir sehr lieb sein, wenn ich hören werde, daß Sie mit Ihrer Fanny das gute Einvernehmen wieder herstellen, denn unter uns gesagt, ich glaube nicht, daß Sie bei einer andern Dame so viel Glück machen werden, als bei Ihrer Fanny.

Mr. S... lächelte auf diese Worte sehr politisch und machte, daß er fort kam. Er schien sein Leben sehr lieb zu haben, der Mr. S...

Ich hatte doch schon so manchen Tropf kennen gelernt, ich hatte bei den Männern die Narrheit, Thorheit und Eitelkeit in den verschiedensten Nüancen gesehen, aber mit so originellen Tröpfen war ich dennoch nicht bekannt geworden. Diesen Vortheil also hatte mir der Anfang meiner Künstlerlaufbahn schon eingetragen, und ich konnte hoffen, daß ich im Laufe der Zeit mit den ausgezeichnetsten Narren Londons in Berührung kommen würde. Da ich ebensowohl hoffen durfte, daß auch die Bekanntschaften mit höchst geschcidten Leuten nicht ausbleiben würden, so konnte ich mir ein recht angenehmes und wechselreiches Leben versprechen.

Vierundſechszigſtes Kapitel.

Das Examen.

John Buggels. — Verlenten-Induſtrie. — Entdeckungen.

Ich glaubte, daß der ſchlanke Herr mit der Deviſe: **Plus que de complaisance**, ſich nun auch bald melden und mir eine Erläuterung oder einen Commentar zu ſeiner Deviſe geben würde, aber er ſchien mich gänzlich vergeſſen zu haben, denn er kam nicht. Vielleicht hatte den armen Menſchen die Liebesungeduld getödtet, oder er hatte ſich in einem Anfalle von Spleen das Leben genommen. Darauf muß man bei einem Engländer immer gefaßt ſein. Etwas mußte ihm zugeſtoßen ſein, ſonſt wäre er ſchon dageweſen. Ich war indeß weit entfernt mich vom Grame über ſein Ausbleiben aufreiben zu laſſen, und verlebte wirklich, wie ich gehofft, ſehr heitere Tage.

Der gute Vicomte ſtand mir treu zur Seite und benahm ſich wie ein Ehrenmann, wir ritten zuſammen tagtäglich aus, und er war wahrhaft entzückt über meine Fertigkeit, welche mir die ungeheuchelte Bewunderung der Engländer erwarb. Eine gute Reiterin iſt in den Augen dieſer ſonderbaren Menſchen ein höheres Weſen. Mein Haus wurde bald der Sammelplatz der Londoner Vonvivants, ich wurde mit Heirathsa-

antrügen, mit Geſchenken, Gedichten und Huldigungen aller Art überſchütten.

Ich ertheilte täglich Audienz, wie eine Fürſtin, welche Ehren und Ehrenſtellen zu vergeben hat, und ich hatte doch nichts als mein armes Herz, was ich verſchenken konnte.

Und konnte ich dieſes mehr als Einem geben?

Geſetzt, ich hätte den Rath der Madame V...s, von der ich ſpäter ſprechen werde, befolgt, und mich auf 116 Liebhaber eingerichtet, alſo von zwei zu zwei Monaten mir immer einen neuen Intimus aus der Zahl meiner Verehrer ausgeſucht, würde mich das von dieſen modernen Höflingen befreit haben?

Madame V...s hatte ſicher Recht, ich würde die Zahl meiner Anbeter dann nur vermehrt haben.

Ich faßte demnach den feſten Entſchluß, den man unter ſo ſchwierigen Umſtänden faſſen konnte.

Ich werde mein Herz für mich behalten, ſagte ich mir, ich werde keinem meiner Anbeter den Vorzug geben.

Glücklicher Weiſe befand ſich unter allen Herren, die mich umſchwärmten, kein einziger, welcher dieſe drei Erforderniſſe: Schönheit, Geiſt und Reichthum, vereint beſeſſen hätte.

Und ich hatte mir angelobt in dieſer Beziehung nicht minder ſtrenge als Madame V...s zu ſein.

Die Herren, die mich beſuchten, waren alle reich, aber es waren nur ſehr wenige von ihnen wirklich ſchön, und noch wenigere geiſtreich.

Wenn dieſe Herren ſich bei mir zuſammenfanden, dann ſtellten ſie ſich, als ſuchten ſie bei mir nichts Anderes, als gute Geſellſchaft und einige angenehme Stunden.

Das war gewiß ein ſehr unſchuldiges Vergnügen.

Wenn aber Einer und der Andere mich allein traf, und

das geſchah nicht ſelten, dann unternahmen ſie einen wahren Sturm auf mein Herz und conſpirirten gegen Einreden.

Einmal aber conſpirirten ſie Alle gegen mich.

Sie hatten ſich ſchwer gegen mich vergangen und ich habe ſie derbe dafür gezüchtigt.

Die Sache verhielt ſich folgendermaßen:

Einer meiner eifrigſten Verehrer war der älteſte aber noch junge Sohn des Lords P...n.

Der junge Mann hatte Verſtand genug für ſein Alter, aber zu viel Geld für ſeinen Verſtand.

Dieſe Bemerkung führte einen ſeiner Bedienten, John Buggels, welcher ſein Kammerdiener war, zu dem Reſultate, daß jeder Geldverluſt eine Wohlthat für ſeinen jungen Herrn ſein würde. Demgemäß machte John Buggels mit ſämmtlichen Lieferanten ſeines Herrn einen Accord, der darauf hinauslief, daß dieſe jedesmal das Vierfache aufſchreiben und den Ueberſchuß dem ehrenwerthen John Buggels auszahlen ſollten.

Bis ſo weit hatte die Sache nichts Außerordentliches, denn es gehört nun einmal, namentlich in England, zum vornehmen Ton, ſich von den Bedienten auf jede Weiſe betrügen und beſtehlen zu laſſen. Ein edler Lord oder Herzog kümmert ſich nicht um ſolche Lappalien. Wenn er auch um den vierten Theil ſeines Einkommens jährlich betrogen wird, er verliert kein Wort darum, und hält es nicht der Mühe werth erſt einen Blick in die Rechnung zu werfen.

Alſo John Buggels glaubte, ſo gut wie jeder andere Kammerdiener, das Recht zu haben, ſeinen Herrn zu betrügen, und dieſer hatte auch gar nicht den Willen, ihm ſein ſo gutes, alt hergebrachtes Recht ſtreitig zu machen.

Aber John Buggels zeigte, daß in jeder Sache ein Fortſchritt möglich ſei, und daß die Induſtrie der Gaunerei mit

jeder andern gleichen Schritt halten müſſe. Er ließ daher nicht nur ſeinen Herrn viermal einen und denſelben Hut bezahlen und borgte beim Schneider, beim Schuſter, beim Perrückenmacher, und Gott weiß bei wem noch, ein halbes hundert Guineen, auf Rechnung ſeines Herrn, welche die Herren Lieferanten zu Sovereigns verzinſt, dieſer einzuverleiben ſo gefällig waren. John Buggels ging weiter.

Sein Herr übergab ihm mehrere Male ſehr werthvolle Geſchenke, welche er mir überreichen ſollte, John Buggels ſah aber gar nicht ein, was ſeinen Herrn berechtigte, mir dergleichen Geſchenke zu machen, und da er eine Liebſchaft hatte, ſo war der Gedanke ſehr natürlich und echt engliſch-genial, die für mich beſtimmten Geſchenke ſeiner Herzallerliebſten zuzuwenden.

Es war gewiß nicht John Buggels Schuld, daß ein unbedeutender Zufall der Verräther wurde, denn es war Tauſend gegen Eins zu wetten, daß ohne dieſen dummen Zufall die Sache nicht an den Tag kommen würde, denn wenn der junge V...n etwas ſchenkte, ſo war niemals die Rede davon, und ich hatte gewiß keine Urſache, davon zu ſprechen, da ich nichts empfangen hatte.

Aber was half es, der Zufall wollte dem armen John Buggels, wenn auch nicht zum Galgen, welchen das Schickſal vielleicht für ſein ſpäteres Alter ihm aufbewahrt hatte, ſo doch zur Dienſtloſigkeit verhelfen.

John Buggels wurde fortgejagt, und fragte ſich dreizehnmal, warum ihm das eigentlich paſſirt ſei?

Natürlich nahm ſich ſein Herr nicht die Mühe, ihm den Grund zu ſagen. Soll ein edler Lord um eine ſolche Kleinigkeit noch ein Wort verlieren und erſt die Lippe öffnen? John, Du packſt Dich — und damit baſta.

John Buggels ging nun zu einer Kartenlegerin und wollte von der Prophezeit haben, aus welchem Grunde er von seinem Herrn fortgejagt sei. Die Kartenschlägerin nahm eine sehr geheimnißvolle Miene an, und fragte den armen John, ob er außer seinen Betrügereien, die bei großen Herren doch Mode seien, sonst noch eine andere Schurkerei auf dem Gewissen habe?

John tastete mit allen zehn Fingern auf seinem Gewissen umher und konnte nichts entdecken.

Die Kartenschlägerin blickte ihn noch geheimnißvoller an, und sagte, da John augenscheinlich ein schlechtes Gedächtniß zu haben scheine, so wolle sie ihm zu Hülfe kommen, denn sie wisse zwar Alles, und kenne jede geheime Falte seines Herzens, aber sie müsse durchaus ein Bekenntniß aus seinem eigenen Munde haben, wenn sie helfen sollte.

Sie begann also zu fragen:

Habt Ihr, guter John Buggels, in die Chatoulle Eures Herrn einige zwar verzeihliche, aber doch sehr mißliche Begriffe gethan?

Gott behüte, sagte John mit einer sehr ehrlichen Miene.

Nun, nun, die Sache ist ja nicht gefährlich, wir Menschenkinder sind keine Götter, das Herz ist ein schwaches Ding, Goldglanz blendet, Menschenhände sind keine Engelshände.

Nachdem die weise Frau durch so milden Zuspruch dem John gezeigt hatte, daß sie durchaus nicht ungeneigt sei, ihn für alle seine Sünden zu absolviren, setzte sie ihr Examen weiter fort.

Habt Ihr, John Buggels, den Rock Eures Herrn angezogen?

Gott behüte, sagte John abermals.

Also nicht. Nun, habt nur Geduld, wir wollen es schon herausbekommen. Ihr habt doch Zeit, John Buggels?

O, mehr als zu viel.

Nun, das ist schön. Da können wir uns Zeit lassen. Ich werde also weiter fragen. Ihr braucht durchaus nicht unter allen Umständen zu antworten, Herr John Buggels. Was nicht wahr ist, ist nicht wahr. Habt nur die Güte, mir das Rechte zu sagen, sobald ich auf das Rechte kommen werde.

Wahrhaftig, von dieser Kartenschlägerin hätte mancher Criminaldirektor Justiz lernen können. Die Engländer, alt oder jung, Mann oder Weib, haben bei dergleichen Dingen einen Takt, welcher die hohe Achtung vor dem Gesetze, welche in England so allgemein ist, sehr erklärlich macht.

Ich werde später noch darauf zurückkommen.

Also den Rock Eures Herrn habt Ihr nicht getragen, Herr John Buggels? wäre eben auch kein Unglück, so etwas kann Einem leicht einfallen. Ich werde also weiter fragen:

Habt Ihr vielleicht dem Hunde Eures Herrn auf das Bein getreten? — Ich meine natürlich den Lieblingshund, Ihr braucht mir nicht zu sagen, wenn Ihr einen andern Hund Eures Herrn getreten habt.

Gott behüte, sagte John mit Entrüstung.

Nun, es ist allerdings gut, daß Ihr kein solcher Frevler gewesen seid, fuhr die Weise fort, aber was kann uns Menschenkindern nicht Alles passiren, ohne daß wir eigentlich sündigen wollen. Das Fegefeuer sucht uns, nicht wir das Fegefeuer, Herr John Buggels. Also weiter.

Ist es vielleicht, daß Ihr jenen Lieblingshund auf den Schwanz getreten habt?

Nein, ich habe ihn durchaus gar nicht getreten, rief John unwillig.

So, alſo Ihr habt ihn auf keinen Theil ſeines Körpers getreten?

Aber habt Ihr ihn vielleicht geſchlagen?

Nein, verſetzte John, deſſen Gedächtniß ſich allmählig zu ſtärken ſchien, der Hund war ſicher nicht die Urſache, daß ich fortgejagt bin.

Meint Ihr alſo nicht? Nun, es können ja noch genug andere Gründe vorgewaltet haben, die Eurem Gedächtniſſe vorläufig entſchlüpft ſind. Mit dem Hunde war es alſo nichts, Ihr ſagt die Wahrheit John. Wir werden jetzt alſo einmal bei den Pferden ſtehen bleiben, das iſt ſo etwas.

Nein, nein, rief John, auch mit den Pferden habe ich nichts vorgehabt.

Könnt Ihr mir das mit Beſtimmtheit ſagen?

Das weiß ich ganz gewiß.

Das hat nichts auf ſich, mein beſter Herr John, das hat gar nichts auf ſich, wenn es die Pferde nicht waren, ſo war es etwas Anderes. Ihr habt vielleicht —

John ſperrte den Mund auf, um zu gähnen oder der Alten in die Rede zu fallen, und ſie ſagte:

Ihr braucht noch nicht zu reden, Herr John Buggels, wenn Ihr nicht wollt, Ihr wißt noch nicht, was jetzt kommen wird.

Ja, jetzt kommen die Hirſche.

Ich weiß allerdings, daß Euer Herr in ſeinem Parke ſehr ſchöne Hirſche hat, ſagte die weiſe Frau, aber habt die Güte, nicht zu glauben, daß ich von den Hirſchen ſprechen wollte. Ich wollte Euch vielmehr fragen, ob Ihr, ehrenwerther Herr John Buggels, vielleicht die Geliebte Eures Herrn geküßt habt?

John blinzelte ſehr ſchlau mit den Augen, als die Kartenſchlägerin der Wahrheit etwas näher kam.

Nein, geküßt habe ich ſie nicht, ſagte er.

Hm, es wäre nicht wunderlich, wenn Ihr es gethan hättet, denn Ihr seid vom Kopfe bis zum Fuße ein schöner Mann, Herr John Buggels. Sicher hatte die Geliebte Eures Herrn, Ihr mögt sie nun geküßt haben oder nicht, ein Auge auf Euch geworfen. Würde es auch nicht anders machen, wenn ich jetzt Eures Herrn Geliebte wäre. Indeß Ihr sagt nun einmal, und Ihr seid sicher der ehrlichste Mann von der Welt, daß Ihr sie nicht geküßt habt — so hat sie vielleicht Euch geküßt?

Nein, sagte John, es ist möglich, daß sie mich hat küssen wollen, vielleicht hat sie mich auch wirklich geküßt, wenn sie mich sehr darum gebeten hat — ich bin nicht schlecht — —

Nein, Ihr seid durchaus nicht schlecht, fiel ihm die Kartenschlägerin in's Wort.

Aber, fuhr John fort, ich habe sie wahrscheinlich nicht küssen wollen, weil ich selbst eine Geliebte habe.

Ach, ein sehr triftiger Grund, Herr John Buggels, sehr triftig. Und gewiß, ich zweifle gar nicht daran, ist Eure Geliebte siebenmal so schön, als die Eures Herrn.

Ja, versetzte John, das wird wahrscheinlich der Grund gewesen sein, weshalb ich die Dame Lola Montez nicht küssen wollte.

Ja, ja, das war allerdings der Grund, Herr Buggels, Ihr könnt es mir glauben, die Miß Lola Montez ist durchaus nicht so schön, wie Eure Geliebte. Ich habe es Euch ja gleich gesagt.

Sie kennen also meine Geliebte? fragte John.

Ich kenne alle Leute, von unserer lieben Königin bis zur Bettlerin in der Jamesstreet, aber auf unsere Sache wieder zurückzukommen, es hat also Eurem jungen Herrn nicht gefallen, daß Eure Geliebte schöner ist als die seine?

Ja, so ungefähr war es, sagte John.

Alſo ungefähr ſo. Euer Herr ſagte: John, Du biſt ein allerliebſter Kerl, aber Du verläßt Deine Geliebte, die Du doch auf meine Koſten unterhältſt, oder meinen Dienſt?

Ja, ſo ungefähr wird es wohl geweſen ſein, rief John.

Schön, das giebt uns Hoffnung, die Sache bald abgethan zu haben. Euer Herr hat alſo geſagt: John, Du biſt ein tüchtiger Kerl, ein höchſt anſchlägiger Kopf, aber ich ſehe nicht gern, wenn Deine Geliebte meine Uhren und Ketten und dergleichen ſchöne Dinge trägt? War's nicht ſo, Herr John Buggels?

Ja, ſo war's, rief John. Es war gar nichts, ich hatte nicht Luſt, mich von ſeiner Geliebten immer küſſen zu laſſen, und das that ſie regelmäßig, wenn ich ihr Geſchenke von meinem Herrn brachte, ich ging alſo nicht mehr hin, und gab die Geſchenke meiner Braut.

Und deren Küſſe habt Ihr Euch gefallen laſſen? Nicht? — Das habe ich Euch ja gleich geſagt, daß es ſo geweſen iſt. Na, es freut mich, daß wir in dieſer Angelegenheit einen ſo großen Schritt vorwärts gethan haben.

Eure Geliebte heißt — Nicht, Ihr wißt es doch, wie ſie heißt? oder ſoll ich Eurem Gedächtniſſe zu Hülfe kommen?

Nein, das iſt nicht nöthig, ſie heißt Anna Brodden, ich weiß es ganz genau.

Ja, ich höre, daß Ihr es wißt, Anna Brodden, das iſt ganz recht. Alſo jetzt, Herr John Buggels, ſoll ich Euch einen Rath geben, was Ihr zu thun habt, um den Dienſt Eures Herrn wieder zu erlangen, welcher ſich nicht darum kümmert, wenn auf den Rechnungen tauſend Guineen zu viel ſtehen? O ja, ich weiß einen ſehr guten Rath, ich werde Euch dieſen einträglichen Dienſt wieder verſchaffen. Es kommt Euch doch

nicht auf ein paar Guineen an, die Ihr natürlich auf Rechnung Eures Herrn stellen könnt.

Nein, es kömmt mir gar nicht darauf an, sagte John, hier sind vorläufig drei auf Abschlag, und noch sechs gebe ich, wenn ich wieder im Dienste bin.

Ich dächte, Herr Puggels, wir kehrten die Sache um, ohne Zweifel kommen wir dann rascher zum Ziele, wir wollen gleich sechs Guineen zahlen und die drei auf Rechnung schreiben.

Auch das, sagte John.

O, Ihr seid mir für die drei Guineen ganz gewiß, Herr Puggels, ich habe es mit einem ehrlichen Manne zu thun. Nun will ich Euch etwas sagen. Seid doch so gefällig, Euch zu der Lola Montez zu bemühen, und bittet sie in meinem Namen, sie möchte für Euch ein Wort bei Eurem Herrn einlegen.

Ei, das wird sie nicht thun, da sie um ihre Geschenke gekommen ist.

Das laßt meine Sorge sein, habt nur die Güte, mir diese Geschenke zuzustellen, das Andere geht Euch nichts an. Und dann, erinnert Ihr Euch nicht, daß Euer Herr irgend eine Aeußerung gethan, mit welcher Ihr Euch bei der Lola Montez einen Dank erwerben könnt?

John dachte nach, und er fand in der That etwas, was der Kartenschlägerin sehr geeignet schien, gegen John, falls er es mir mittheilte, dankbar zu sein. Ich werde später berichten, was dies war. Die ganze Geschichte gehört zu den interessantesten, welche mir je begegnet sind, und ich erzählte die Unterredung eben deshalb so umständlich, wie ich sie später erfahren habe, um zu zeigen, auf welche Weise man oft ohne alle Schuld und ohne es zu ahnen, in den bösen Leumund kommen kann.

John befolgte nun den Rath ſeines Orakels und bat um meine Vermittlung. Er wollte ſich bei mir in Gunſt ſetzen und nahm deshalb keinen Anſtand, ſeinen jungen Herrn, in deſſen Dienſt er wieder treten wollte, bei mir anzuſchwärzen und ein Attentat, welches er gegen mich zu unternehmen beabſichtigte, zu verrathen.

Ach, meine gute Miß, ſagte John, mein charmanter liebenswürdiger junger Herr führt etwas ſehr Uebeles gegen Sie im Schilde, etwas ſehr Uebeles bei meinem Wort.

Nun, ſo ſage es mir.

Ich werde es Ihnen ſagen, Miß, aber Sie müſſen mir erſtens das Verſprechen geben, mich nicht zu verrathen, und zweitens, mit meinem Herrn zu ſprechen, daß er mich wieder in ſeinen Dienſt nehme.

Ich laſſe mich auf keine Bedingungen ein, John, und namentlich nicht auf die zweite.

O, das, was ich Ihnen mittheilen will, iſt noch weit mehr werth.

Das iſt möglich, aber rede erſt, und dann wird es ſich finden, was ich für Dich thun kann und will.

O, Sie können, was Sie wollen, wenn Sie nur wollen, was Sie können, aber ich will es Ihnen ſagen, Sie werden ſich meiner annehmen, Miß. O, wenn mein Herr ausführt, was er beabſichtigt, dann Miß — —

Nun dann?

John lächelte ſehr ſchlau

Nun, ſo ſprich.

Ja, dann Miß — —

Dann biſt Du ein Narr, John.

Nein, durchaus nicht, im Gegentheil. Mein Herr nannte mich immer den klugen John, nicht anders, Miß. Kluger

John, Du bist ein Schaafskopf, pflegte mein Herr zu sagen, wenn ich ihm etwas nicht recht gemacht hatte, kluger John. Du bist ein Ciel, aber das „kluger John" fehlte niemals. Selbst als er mir einmal den Stiefelknecht an den Kopf warf, sagte er, kluger John, wenn Du nicht ein solcher Einfaltspinsel wärst, hätte ich Dich schon längst fortgejagt.

Das ist in der That ein Beweis von Deiner Klugheit, sagte ich lachend.

O, das weiß alle Welt, Miß, sagte John, dem meine Worte sehr schmeichelhaft klangen. Sie werden also die Güte haben, meiner Versicherung zu glauben, wenn ich sage, daß ich durchaus kein Narr und im Gegentheil der kluge John bin. Ich werde Ihnen nun sagen, was mein Herr gegen Sie im Schilde führt. Er will sie — entführen. Nichts anderes, Miß Lola Montez, gewiß nichts anderes.

Das glaube ich nicht, John. Dein Herr ist nicht so verliebt in mich.

John lächelte abermals sehr schlau und machte mit seinen Händen eine sehr komische Bewegung nach seinem Kopfe.

Was soll das heißen?

Das heißt, Miß, er ist verliebt bis über die Ohren.

Das beweise mir, John.

Wenn man einer Frau erzählt, daß Jemand in sie verliebt ist, so hat sie immer eine gewisse Neugierde die nähern Umstände, die Details dieser Verliebtheit zu erfahren. Diese Neugierde bemächtigte sich auch meiner. John hatte zudem eine so komische Manier, daß ich mir schon deshalb den Spaß nicht versagen konnte, mich auf dieses Thema mit ihm einzulassen.

John strengte sich nun also an, mir die Beweise für seine

kecke Behauptung, daß sein Herr bis über die Ohren in mich verliebt sei, herbei zu bringen.

Als mein Herr, sagte er, vor ungefähr 12 Tagen eine große Anzahl junger Herren bei sich hatte, sprachen sie von Ihnen. Der junge Herzog D...r rief — kennen Sie den Herzog D...r? O, der ist der größte Gentlemen, den ich je gekannt habe.

Laß die Unterbrechungen, John, und steuere geradeswegs auf's Ziel los.

Also der Herzog D...r rief: Ich habe in meinem ganzen Leben kein schöneres Frauenzimmer als die Lola Montez gesehen.

John, Du lügst, rief ich ärgerlich, da es mir darum zu thun war, die Wahrheit zu hören.

Ich will mich augenblicklich auf den Colonien als Mohr verkaufen lassen, wenn ich ein Wörtchen hinzusetze, schwur John mit einem sehr komischen Pathos.

Mit diesem Schwur wirst Du Dich eben nicht weiß waschen, John.

Glauben Sie mir nur, Miß Lola, ich lüge niemals, wenn es nicht sehr Noth thut. Dazu habe ich die Bibel zu lieb.

Nun, so fahre fort.

Also das hatte der Herzog D...r gesagt, und mein Herr sagte: Die Miß ist wirklich klassisch schön, ich habe ihr schon Geschenke über Geschenke gemacht, aber ich glaube, diese Dame kann nicht küssen.

Also sie will nicht? fragte der Herzog D...r.

Nein, sie will weiter nichts als gute Freunde haben.

Und schlechte Liebhaber etwa? fragte der Herzog D...r.

Sie will gar keinen Liebhaber.

Ist sie vielleicht verheirathet? fragte der Herzog wieder.

Nein, ich glaube, daß sie gar keine Passion für die Ehemänner hat, versetzte mein Herr.

So ist diese Dame also ein Ausbund von der Regel? so fragte der Herzog wieder.

Er wird eine Ausnahme gesagt haben, fiel ich John lächelnd ins Wort.

Es kann sein, daß er eine Ausnahme gesagt hat, und mein Herr sagte, ja, sie scheint ein Ausbund zu sein, denn ich glaube, wir Alle, die wir hier sitzen, werden schwerlich eine Schäferstunde bei ihr verleben.

Ei was, versetzte der Herzog D...r, Tänzerin ist Tänzerin, ich wette, wie Sie wollen, daß ich zum Ziele bei ihr komme.

Nun, ich habe aber auch noch, sagte mein Herr, wir wollen sehen, wer zuerst der Glückliche ist.

Da rief der Sohn des Herzogs von N..., welcher auch anwesend war: Meine Herren, die Sache ist ein vortrefflich schöner Gegenstand zur eine Wette. Ich speculire ebenfalls auf eine Schäferstunde mit der Lola Montez, wir Alle hier, es wird wohl Jeder auf seine Weise zum Ziele zu kommen suchen, ich wette tausend Pfund, daß ich zuerst der Glückliche sein werde. —

Gut, sagte mein Herr, ich werde sie eher haben als Sie Alle, und ich wette zehntausend Pfund.

Zehntausend Pfund, rief der Herzog D...r, ich halte mir Ihnen, ich glaube doch, bei den Damen nicht unglücklicher als Sie zu sein.

Topp! sagte mein Herr.

Topp! rief der Sohn des Herzogs von N...

Topp! Topp! riefen die andern Herren. O, das war ein Leben, daß mir die Augen übergingen. Wäre ich die Lola

Montez, dachte ich — denn Sie wissen, Miß, daß ich der kluge John bin — wäre ich die Lola Montez, dachte ich also, ich wüßte, was ich thäte.

Nun, was thätest Du denn? fragte ich den klugen John.

Ja, ich wüßte es wahrhaftig.

Ich möchte es aber auch wissen.

Freilich möchten Sie es wissen, Miß Lola Montez, denn es ist verteufelt klug von mir ausgedacht. Ich machte es nämlich so. Ich würde mit meinem charmanten jungen Herrn theilen, ich fünftausend Pfund und Du fünftausend Pfund, und da hast Du Deine Schäferstunde Kann ein Schäfer, kann eine ganze Heerde mehr als fünftausend Pfund in einer Stunde verdienen, frage ich Sie, Miß Lola Montez?

John war ein Bedienter und dachte wie ein Bedienter, ich will nicht einmal in Erwähnung bringen, daß er nebenbei auch ein Spitzbube war. Uebrigens sprach er im Interesse seines ehemaligen Herrn, was seinen Verrath weniger verbrecherisch erscheinen ließ. Genug, ich konnte in diesem Augenblick dem Bedienten nicht zürnen, da ich zwischen seiner und der Gesinnung der Lords gar keinen Unterschied bemerkte. Ich hätte diesen niederträchtigen John umarmen mögen, so lieb waren mir seine Mittheilungen, die er mir noch machte. Sein Herr hatte, um seiner zehntausend Pfund gewiß zu sein, und die Concurrenz seiner Nebenbuhler unmöglich zu machen, den Entschluß gefaßt, mich im ungünstigen Falle, wenn ich seinen Bewerbungen Widerstand leisten würde, zu entführen. Die Pläne der andern jungen Herren kannte John natürlich nicht. Gott weiß, was sie im Schilde führten, um ebenfalls ihre Wetten zu gewinnen. Ich war über diese Art, die Tugend einer Frau zum Gegenstande einer Wette zu machen, auf

das Höchste erzürnt, und beſchloß eine dieſer Herren würdige Rache zu nehmen.

Aber wie?

Ich war unſchlüſſig, ob ich den Vicomte zu meinem Vertrauten machen ſollte. Dieſe Sache ging mir den ganzen Tag durch den Kopf. Ich legte mich am Abend zu Bette, ohne zu einem Reſultate gekommen zu ſein, und überließ es dem Himmel, mir in der Nacht einen guten Einfall zu ſenden.

Fünfundſechszigſtes Kapitel.

Der Herzog von D...r.

Abreiſe des Vicomte M...n. — Der Anfang einer Intrigue. — Die Wette zweier Tollen.

Ich hatte in der Nacht den Entſchluß gefaßt, dem Vicomte nichts zu ſagen, dem John wieder zu ſeinem früheren Dienſte zu verhelfen, und die Pläne der edlen Herren abzuwarten.

Was das Zweite anbetraf, fand ich bald Gelegenheit es auszuführen. Der Sohn des Lords P...n fuhr fort, mir werthvolle Geſchenke zu ſenden, obwohl ſie die Summe von zehntauſend Pfund noch lange nicht erreichten, und beſuchte mich bald darauf. Ich lenkte das Geſpräch auf ſeinen ehemaligen Bedienten, und es ward mir nicht ſchwer, ihn für John günſtig umzuſtimmen. — Dennoch konnte er ſich nicht entſchließen, ihn wieder in ſeine Dienſte zu nehmen, empfahl ihn aber einem Freunde, welcher John ſofort anſtellte. Dieſer hatte bei ſeinem neuen Herrn eben ſowohl Gelegenheit, wie ein Rabe zu ſtehlen und ihm ſeine ungeheuren Revenüen verzehren zu helfen, und war mit der Wendung ſeines Schickſals vollkommen zufrieden.

Der Vicomte, mein guter Freund, kam am selben Tage, da ich einige sehr merkwürdige Besuche empfing, zu mir, und zeigte mir mit einer sehr betrübten Miene an, daß ihn die Krankheit seines Vaters nach Frankreich rufe, daß er sofort die Anstalten zur Abreise treffen und mich verlassen müsse, wenn ich es nicht vorziehen sollte, ihm nach Paris zu folgen.

Kommen Sie mit mir, nach unserm schönen Paris, sagte er, Sie werden sich dort sicher glücklicher fühlen, als in dem frostigen London, und sich der besten Aufnahme erfreuen.

Ich konnte mich indessen noch nicht entschließen, London zu verlassen, und war zudem auf eine Woche contractlich gebunden, jedoch versprach ich dem Vicomte, sobald als möglich nach Paris zu kommen.

So nahmen wir denn Abschied von einander, und ich gestehe, daß ich nach der Entfernung des Vicomte eine Leere empfand, die mich sehr unglücklich machte. Er war in der That mein treuer aufrichtiger Freund gewesen, ich hatte mich daran gewöhnt, ihn wie meinen Bruder zu betrachten, unser Verhältniß war ein recht inniges geworden, und nun stand ich plötzlich wieder so ganz allein und verlassen da.

O, der Freunde hätte ich jeden Augenblick genug haben können, ich brauchte nur die Hand auszustrecken, Freunde, welche die Galanterie einer Dame zum Gegenstande einer Wette machten, und die Zuneigung, welche sie ihr abgewinnen wollten, genau im Voraus abschätzten.

Ich war jetzt gerade in der Stimmung, mich mit diesen Freunden in Correspondenz zu setzen. Mein leeres, vereinsamtes Herz suchte nach Ausfüllung, nach irgend einem Zeitvertreibe, und ich war just in der Laune mit allen Narren anzubinden, die London besaß. Und das war und ist zu jeder Zeit sicher keine kleine Anzahl.

In dieſer Stimmung kam der gute Herzog von D...r wie gerufen.

Ich betrachtete den edlen Herrn ſeit John's Mittheilung mit ganz andern Augen wie früher.

Ehe ich wußte, daß der edle Herzog zehntauſend Pfund auf meine Tugend, oder vielmehr auf meine weibliche Schwäche ſetzte, betrachtete und behandelte ich ihn wie einen Mann, dem ich gefiel und der deshalb auch mir zu gefallen trachtete.

Natürlich war ich weit entfernt auf eine tiefere Neigung, als die eines augenblicklichen Wohlgefallens zu rechnen.

Seitdem ich aber wußte, daß der edle Herzog mit ſolcher Gewißheit auf ſeinen Sieg und ſeine Unwiderſtehlichkeit rechnete, erſchien er mir wie ein Wucherer, der auf ſchlechte Verhältniſſe ſpeculirt und ſich durch den Ruin Anderer zu bereichern trachtet.

Der Herzog hatte mir allerdings ebenſo wie der Sohn des Herzogs von P...n mehrere werthvolle Geſchenke gemacht.

Ich hatte mich anfänglich ſie anzunehmen geſträubt, weil — ich mich nicht bedanken wollte.

Die Herren aber verſicherten mir, daß ich ihnen meinen Dank hinlänglich bezeugen würde, wenn ich ihre Geſchenke nicht zurückweiſe.

Da alſo die ganze Dankbarkeit im Nehmen beſtehen ſollte, glaubte ich thöricht zu handeln, ſo niedliche Dinge, die mir ſehr gut gefielen, auszuſchlagen.

Ich hatte alſo durchaus keine Verbindlichkeit gegen dieſe Herren, und ich konnte mit wahrer Herzensfreude ihr Complott ſich entwickeln ſehen.

Der Herzog von D...r war ein junger Mann, der alle Tugenden und Fehler der engliſchen Großen hatte. Trotzdem, daß er ein guter Rechner war, war er ein Verſchwender, trotz-

dem, daß er ein Verſchwender war, war er gewinnſüchtig. Er ließ ſich von ſeinen Bedienten bereitwillig plündern, und von den armen Pächtern auf ſeinen Gütern ließ er die Pacht unbarmherzig einfordern. Er konnte einen armen Teufel mit der größten Seelenruhe verhungern ſehen, und Tauſende, ohne eine Miene zu verziehen, hingeben, wenn es galt die Intereſſen ſeines Standes zu fördern. Er fehlte nicht, wenn es galt, die freien Inſtitutionen ſeines Landes zu verfechten, trat im Oberhauſe für das Volk auf, und blickte mit unſäglicher Geringſchätzung auf alle Leute herab, die keinen Herzogtitel hatten und nicht zur Klaſſe der Bevorzugten gehörten. Bei allem dem war er ſtolz auf ſeine Nation, und konnte den größten Lärm machen und mit vollen Backen einen europäiſchen Krieg anblaſen, wenn irgend einem engliſchen Kleinkrämer in irgend einem Ländchen nicht der gehörige Reſpect bewieſen wird. Bei allem Stolze ſagte der Herzog doch nicht: England bin ich — ſondern England iſt jeder Engländer. — Was der edle Herzog für Kunſt und Wiſſenſchaft that, geſchah mehr aus Luxus, welcher bei der hohen engliſchen Ariſtokratie das Bedürfniß erſetzt.

Dieſer edle Herzog war es alſo, welchen ich jetzt zu empfangen die Ehre hatte, und welcher mit engliſcher Arroganz, die man oft Ungezwungenheit zu nennen beliebt, gerade auf ſein Ziel losſteuerte.

Miß Lola, ſagte er, ich genieße ſchon ſeit vierzehn Tagen das Vergnügen, Sie zu kennen.

Gerade eben ſo lange kenne ich Sie, verſetzte ich ganz unbefangen.

Ich habe darüber ernſtlich nachgedacht, fuhr der Herzog fort, auf welche Weiſe man ſich wohl ſicher Ihre Zuneigung

erwerben könnte. Sie ſind eine bizarre Natur und die Antwort wurde mir ſehr ſchwierig.

Aber Sie haben ſie dennoch endlich gefunden? fragte ich.

Nein, meine ſchöne Miß, ich muß geſtehen, daß ich ſie nicht gefunden habe, daß ich es müde bin, weiter darüber nachzudenken, und daß ich eben zu Ihnen gekommen bin, ſie mir von Ihnen zu holen.

Und Sie glauben, daß ich Ihnen die gewünſchte Antwort ſofort geben kann?

Ich glaube es in der That, Miß Lola, ich zweifle gar nicht daran.

Sie irren ſehr, Herr Herzog, die Antwort erfordert auch von meiner Seite Ueberlegung, und es iſt gar leicht möglich, daß ich am Ende dennoch nicht im Stande ſein werde, ſie Ihnen zu geben.

Das iſt ſehr toll, Miß Lola, Sie wiſſen nicht auf welche Weiſe man Ihre innigſte Zuneigung erwerben kann?

Nein, ich weiß es nicht. Als ich noch Kind war, erwarb man ſich meine innigſte Zuneigung, wenn man mir Zuckerbrod gab und mich dahin führte, wo ich Leute tanzen ſah und mittanzen konnte. In der Penſion erwarb man ſich meine innigſte Zuneigung, wenn man mir ſagte, daß ich ſchon mehr als meine Lehrer wiſſe und ſchöner als alle meine Genoſſinnen ſei. Seitdem ich aber eingeſehen und empfunden habe, daß eine wahre innige Zuneigung nicht auf Eitelkeit und Laune beruhen kann, ſeitdem — hat auch Niemand meine innige Zuneigung erworben, und ich weiß nicht, um welchen Preis ich ſie geben würde.

Sehen Sie mich gefälligſt einmal ordentlich an, Miß Lola, ſind Sie nicht im Stande mich ein wenig lieb zu haben?

Nun, ich ſehe Sie an und bemerke, daß Sie eben kein Vampyr ſind.

Und ich hoffe, Sie werden keine Meduſe ſein. Aber ich meinte nur, ob Sie mich nicht ſchön finden?

Nein!

Nein? — Das iſt ſtark. Ich habe das Gegentheil wenigſtens ſchon von hundert Frauen vernommen.

Complimente ſind oft ſehr einträglich.

Die Frauen, deren Urtheil ich dem Ihren entgegenhalte, brauchten durchaus nicht auf meine Erkenntlichkeit zu rechnen.

Nun, ſo haben dieſe Damen nicht meinen Geſchmack gehabt.

Das iſt wohl möglich, Miß Lola, aber ich bin überzeugt, daß Sie mich trotzdem für ſchön halten, und nur die ſonderbare Laune haben, mir die Wahrheit zu verweigern.

Mein Herr Herzog, ich ſage unter allen Umſtänden die Wahrheit.

Sie halten mich alſo nicht für ſchön, aber zweifelsohne zählen Sie mich nicht zu den Häßlichen.

Nein, nicht zu den Häßlichſten.

Ich bin Ihnen nicht unangenehm?

Nein, wenn Sie ſich nicht für liebenswürdig halten.

Aber, meine ſchöne Miß Lola, was kümmert Sie das?

O, ſehr viel, wenn Sie mir angenehm ſein wollen. Die Herren, welche durchaus liebenswürdig ſein wollen, gefallen mir gar nicht.

Nun gut, ich werde Ihnen alſo gefallen, denn ich halte mich für ein Monſtrum an Unliebenswürdigkeit.

So iſt es recht.

Wir ſind alſo auf dem Punkte uns zu verſtändigen.

Ich denke, wir haben uns ſchon verſtändigt.

Schon? — Deſto beſſer. Ich darf Sie alſo als meine Frau betrachten?

Ich ſah den edlen Herzog mit großen Augen an.

Mein Gott, Herr Herzog, warum ſagten Sie mir das nicht früher, rief ich lachend.

Was ſollte ich Ihnen früher ſagen?

Nun, daß Sie mich heirathen wollen.

Der Herzog wurde in der That ſehr verlegen und wußte nicht, was er ſagen ſollte. Ich hatte meine wahre Freude daran.

Muß man denn Diejenige, welche man als ſeine Frau betrachten will, heirathen? fragte er mich dann.

Das iſt wenigſten Sitte in dem Lande, in welchem ich geboren bin, verſetzte ich.

Aber bedenken Sie doch, die Sache wäre fürchterlich umſtändlich und dann geht es auch nicht.

Weil die Bigamie verboten, weil England nicht die Türkei iſt.

Ja, das eben iſt es.

Nun, meinetwegen brauchten Sie auch nicht den Turban zu nehmen, ich bin eine geſchworene Feindin jeder Heirath.

Aber doch nicht der Liebe?

Auch der.

Das iſt eine Tugend für eine alte Jungfrau, rief der Herzog, Sie, Lola, würden daraus eine Sünde machen.

Aber doch wenigſtens keine Sünder.

Man wird nicht Sünder, wenn man ſich von einer ſchönen Dame geliebt weiß.

Wenn man dieſe Dame ſelbſt innig liebt.

Ich liebe Sie in der That ſo, Lola.

Beweiſe, mein edler Herzog.

Sagen Sie nur, daß ich Ihnen nicht gleichgültig bin, daß

ich bei Ihnen Erhörung finden werde, und die Beweise sollen nicht fehlen.

Sie werden mir nicht ganz gleichgültig sein, wenn ich einsehe, daß ich sie lieben kann.

Wenn Sie meiner Versicherung noch nicht ganz vertrauen, so werden Sie meinen Handlungen glauben.

Der Herr Herzog glaubte mit dem Resultat seines Besuches zufrieden sein zu können und verließ mich mit einem Handkusse.

Wenn ich auch nicht schön bin, sagte er beim Abschiede, so sind Sie doch hübsch genug, meine liebe Miß Lola, um mich eifersüchtig auf alle Männer zu machen, die Sie für schön halten. Sagen Sie mir doch, halten Sie den Sir P...n für schön?

Ihr Freund, der Sir P...n, ist in der That sehr schön, versetzte ich.

Er gefällt Ihnen?

Er konnte mir gefallen.

Ich glaube, er giebt sich viele Mühe deshalb.

Ich glaube, er hat gar nicht die Absicht, mir zu gefallen.

Desto besser, ich hoffe nicht, daß er mein Nebenbuhler sein wird.

Mit diesen Worten verließ mich der Herzog von D...r.

Wir werden sehen, dachte ich, welcher Art die Handlungen sein werden, durch welche der edle Herzog meine Liebe zu gewinnen hofft, um damit zehntausend Pfund zu verdienen und über seine Freunde zu triumphiren. Diese Engländer sind aufs Wetten versessen, und um sie zu gewinnen scheuen sie selbst ein Bündniß mit dem Teufel nicht. Wenn sie selbst den Verstand verlieren, und das kann bekanntlich einem Engländer sehr leicht passiren, verlieren sie doch diesen epidemischen Hang

zum Wetten nicht, und ich weiß davon ein artiges Geſchichtchen zu erzählen.

In dem weltbekannten Tollhauſe zu Bedlam waren zwei vornehme Engländer, welche durch dieſe Leidenſchaft, Alles zum Gegenſtande einer Wette zu machen, ihre Vermögensumſtände ziemlich zerrüttet hatten. Dieſe Herren geſtanden es ſich gegenſeitig ein, daß ſie verrückt waren, nur konnten ſie ſich nicht darüber verſtändigen, wer von ihnen den höchſten Grad der Verrücktheit erreicht hatte. Jeder nahm für ſich dieſes liebenswürdige Prädikat in Anſpruch, und endlich wetteten ſie um drei Pfund, welche derjenige ausgezahlt erhalten ſollte, welcher die tollſten Streiche beginge. Schiedsrichter ſollte der Wärter ſein, den ſie ſich aber vorher in ihrem Streit einzuweihen wohl hüteten. Der Wärter bemerkt nichts, als daß die beiden Gentlemens ungewöhnlich ernſt und in ſich gekehrt waren, und das war kein Wunder, denn es wurde ihnen in Bedlam wirklich recht ſchwer, tolle Streiche zu begehen Man hatte auf die Verrückten ein zu wachſames Auge. Die beiden Gentlemens hatten daher nicht wenig Mühe, einen tollen Streich, der zu gleicher Zeit ausführbar war, zu erdenken. Dieſe Stimmung dauerte einige Tage, und der Arzt meinte, daß die Herren an einer Digeſtion leiden müßten, was um ſo wahrſcheinlicher war, da ſie die raffinirteſten Puddingeſſer von Bedlam waren. Natürlich wurde die Medicin dieſer vermeintlichen Krankheit accommodirt, und alle ihre Proteſtationen halfen ihnen nichts, denn man glaubt es den Verrückten nicht, wenn ſie erklären, vollſtändig geſund zu ſein. Es konnte nicht fehlen, daß die beiden Gentlemens auf den Arzt, der ſie zu einer Hungerkur zwang, während ſie den vortrefflichſten Appetit hatten, ſehr erbittert wurden, und daß ſich Beider Gedanken zugleich mit dieſem unglückſeligen Jünger des Aeſculap beſchäftigten.

Ich werde meinen tollen Streich an diesem schlechten Kerl versuchen, brummte der eine Gentlemen und ballte wüthend seine Faust.

Und der Andere dachte gerade eben so.

Eines Morgens, als der Arzt, welcher im Institute wohnte, noch im tiefen Schlafe lag, stattete ihm der eine Gentlemen eine sehr frühe Morgenvisite ab, welches er um so eher ausführen konnte, da man auf ihn, als einen sehr gutartigen Verrückten, etwas weniger achtete. Er wußte bis in das Schlafzimmer des Arztes zu gelangen, zog nun eine Scheere und ein Rasirmesser aus der Tasche und trat leise vor das Bett des Schlafenden. Ehe dieser erwachte, war schon der erste Schnitt mit der Scheere gethan, und mit Entsetzen sah der arme Arzt die Mordinstrumente über seinem Haupte schweben.

Habt die Güte, nur ganz stille zu liegen, sagte der Gentlemen, es wird Euch nicht das Geringste geschehen. Ihr leidet an einer Verstopfung des Gehirns, und deshalb ist es nothwendig, daß Euer Kopf geschoren werde. Rührt Euch nicht, wenn es Euch beliebt, sonst fühle ich mich genöthigt, Euch die Kehle abzuschneiden, was eine Radikalkur bei Gehirnverstopfungen ist.

Man denke sich den Schrecken des Arztes, welcher seinen verrückten Patienten erkannte, dem er Diät verschrieben und auf homöopathische Portionen gesetzt hatte. Alle Betheuerungen, daß er vollkommen gesund und wohl sei, alle Definitionen, daß eine Gehirnverstopfung, im Falle er solche durchaus haben sollte, durch das Scheeren nicht gehoben werden könnte, sondern ein einfaches Bad genüge, halfen ihm nichts. Der Verrückte geberdete sich wie ein Rasender, schwor in einem Athem zwanzigmal Goddam und schwang sein scharfes Messer, daß der Arzt es für das Beste hielt, sich der unfreiwilligen

Scheererei zu unterwerfen. Das Haar wird wieder wachsen, dachte er, aber die Gurgel nicht.

Mit der ernstesten Miene von der Welt und mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit und Sicherheit nahm der Verrückte nun seine Prozedur vor, in einem Viertelstündchen war die Sache gemacht, und dem Arzte Haupt- und Barthaar so glatt abgeschoren, daß selbst mit dem Mikroskop kein Haar mehr zu sehen war.

Nachdem der Gentlemen mit einer sehr zufriedenen Miene sein Opfer angesehen hatte, sagte er ganz ruhig:

Jetzt habt die Güte, Herr, und macht Euch etwas frische Bewegung. Ihr braucht keine Kleider anzuziehen, das unterdrückt die Ausdünstung. Ich bitte Euch vielmehr, dieses sehr überflüssige Hemde noch abzulegen, und dann geht in Gottes Namen, wohin Ihr wollt.

Der Arzt, von dem Wunsche beseelt, aus der gefährlichen Nähe des Tollen zu kommen, welcher noch immer mit seinem scharfen Instrumente vor seinem Bette stand und mißtrauisch alle seine Bewegungen bewachte, folgte ohne Widerspruch dessen Anordnungen, und schlüpfte, ausſehend wie einer, der den Händen schrecklicher Menschenfresser, die schon ihn zu scalpiren angefangen, entronnen ist, aus dem Zimmer hinaus.

Der Gentlemen streckte sich nun gemächlich auf das Bette des Arztes nieder, nachdem er seine Kleidung abgeworfen und versteckt hatte, setzte sich die Nachtmütze des Arztes auf und erwartete ruhig das Kommende.

Es kam auch in der That sehr bald etwas, und das war kein Anderer, als der andere Gentlemen, welcher ebensowohl wie sein Gegenpart an dem Arzte Rache und mit dieser Rache drei Pfund verdienen wollte.

Der Gentlemen im Bette hörte zwar Jemanden kommen,

ſchnarchte aber luſtig darauf los und regte ſich nicht, aber wie wurde ihm zu Muthe, als er ſich plötzlich beim Schopfe genommen ſah, eine Scheere klappern hörte, und nun merkte, daß es über ſeine Perrücke herging.

Dabei kann der Guckuk ſchlafen, dachte der Gentlemen und ſchlug die Augen auf, und wie groß war ſein Erſtaunen, als er ſeinen Freund erblickte, der ihm mit der ernſthafteſten Miene befahl, ja ſtille liegen zu bleiben, wenn er nicht beſchädigt ſein wollte.

Ich bin ja der und der! rief der Gentlemen entſetzt.

Der Andere blinzelte ſehr ſchlau mit beiden Augen und ſagte:

Ganz Recht, Herr, ich habe die Ehre, Sie zu kennen, eben weil Sie der ſind, muß ich Sie ſcheeren. Einer ſcheert den Andern, das iſt ſo Brauch. Sie haben mir das Eſſen entzogen und ich entziehe Ihnen das Haar, Sie werden mir wieder meine volle Portion geben, und ich werde Ihnen erlauben, wieder Haare zu bekommen.

Nein, das iſt wahrhaftig toll! rief der arme Verrückte.

Nun, es ſoll eben auch recht toll ſein, verſetzte der Andere mit unzerſtörbarem Gleichmuthe, und fuhr fort, an dem zitternden Collegen ſein Kunſtſtück zu machen, welches ihm eben ſo gut gelang wie dieſem. Sobald er fertig war, ſchritt er mit ernſtem und gravitätiſchen Schritt aus dem Zimmer.

Es war durchaus nicht wunderbar, daß dieſe zweite Scene ſo ganz ungeſtört blieb, denn im erſten Augenblick hatte kein vernünftiger Menſch auf die Verſicherung hin dem Herrn Doktor glauben wollen, daß er es ſei. Man glaubte, einen Verrückten vor ſich zu haben, da er einem geſcheidten Menſchen durchaus nicht ähnlich ſah, und wollte ihn ohne Weiteres einſperren. Endlich gelang es ihm, die Aufſeher zu überzeugen,

daß man mit ihm kannibalisch umgegangen sei, und folgte ihm, mit Waffen und Leuten wohl versehen, in das Zimmer des Arztes, wo der geschorene Scheerer, wohl eingehüllt in den Schlafrock des Arztes, ruhig dessen Pfeife schmauchend, auf und nieder ging.

Man denke sich das Erstaunen des Arztes, als er sein Ebenbild erblickte. Da der Gentlemen eben so unkenntlich wie der Arzt war, so benutzte dieser vortrefflich die Gelegenheit, sich im Besitze der Doktorwürde zu behaupten. Es entspann sich zwischen Beiden ein Streit auf Tod und Leben. Jeder behauptete vom Anderen, daß er verrückt sei, und das Tollste dabei war, daß man am Ende Beide für verrückt erklärte. In diesem Momente kam der andere Gentlemen herbei, der vergebens seinen Collegen gesucht hatte, um ihm seinen Streich mitzutheilen, aber wie erstaunte der arme Teufel, als er statt eines, zwei Geschorene sah. War ihm früher der Verstand nur verrückt gewesen, so lief er ihm jetzt gänzlich davon. Er konnte seinen Collegen nicht herausfinden, und hielt sich wirklich für den Arzt und die beiden Geschorenen für die Verrückten, welche gewettet hatten.

Es ist von Euch gerade Einer so toll wie der Andere, rief er, gebt Euch nur gegenseitig drei Pfunde. Geht zurück in Eure Zellen, ihr sollt wieder Eure volle Portionen haben!

Kurz, der Verrückte geberdete sich wie der Arzt und spielte seine Rolle ganz gut. Die Sache war wahrlich dazu angethan, die Zuschauer alle toll zu machen, und der arme Arzt wäre vielleicht rettungslos verloren gewesen, wenn nicht glücklicher Weise ein College ihn besucht hätte, um eine gewisse Sache mit ihm zu besprechen, die natürlich nur der Geschorene, welcher wirklich der Arzt war, wissen konnte. Nach und nach klärte sich die Sache auf, und der Aufwärter erkannte dem

zweiten Scheerer unbedingt den Preis zu, welchen ihm natürlich der Verlierer, da er keine Disposition über sein Vermögen hatte, nur in Gedanken auszahlte.

Diese lustige Geschichte, deren Wahrheit mir verbürgt wurde, ist für die tolle Wettlust der Engländer charakteristisch genug, und es fiel mir dabei ein, daß es gar nicht so übel wäre, wenn den Herren, die auf die Gewinnung meiner Zärtlichkeit zehntausend Pfund gesetzt hatten, ein ähnlicher Streich gespielt würde.

Sechsundsechszigstes Kapitel.

116 Liebhaber.

Madame V...v. — Unterschied zwischen Liebhabern und Anbetern. — Die Lehre von den Erfahrungen.

Einige Tage nach meinem ersten Debüt besuchte mich die Madame V...s, welche damals die Inhaberin eines Theaters in London war. Ich kannte damals diese Dame noch nicht, aber sie nahm keinen Anstand, mich mit Ihrer Geschichte vertraut zu machen. Sie wollte mich für ihr Theater engagiren, was ich aber ablehnen mußte, da ich bereits mit dem Director des Theater francaise einen Contract abgeschlossen hatte, der mich auf einige Zeit band.

Madame V...s war eine ungemein gewandte Dame, welche, obwohl sie bereits das vierzigste Jahr überschritten haben mochte, noch Spuren ihrer ehemaligen, ausgezeichneten Schönheit an sich trug. Wir sprachen von den mannigfaltigsten Dingen, und ich erkannte, daß die Dame sehr geistreich war, und ich wunderte mich gar nicht, als sie im Laufe des Gespräches äußerte, sie habe bereits hundertundsechszehn Liebhaber gehabt.

Ich war nur halb so alt, als die Madame V...s und ich konnte wohl einige Dutzend aufzählen.

Die Madame V...s lachte auf diese Bemerkung und sagte mir:

Warten Sie nur, die Zeit der Liebschaften kommt erst für Sie. Ich war auch schön, ehe ich Künstlerin war, ehe ich die Bühne betrat, ich hatte Anbeter in Menge, aber ich konnte doch nicht von mir sagen, daß ich Liebschaften hatte.

Sie machen also einen Unterschied zwischen Liebhabern und Anbetern?

Allerdings besteht zwischen beiden ein großer Unterschied. Anbeter hat jede schöne Frau in und außer der Ehe, sie mag sie haben wollen oder nicht. Aber welche schöne Frau wollte sie nicht? — Eine Frau kann Anbeter haben und dabei die keusche Susanna sein, es ist etwas ganz Unschuldiges, worüber nur diejenigen Frauen, welche nicht hübsch sind und keine Anbeter haben, und diejenigen Männer, welche mehr als Anbeter sein möchten und nicht erhört werden, Skandal machen und zweideutige Dinge reden. Wenn aber eine Frau Liebhaber hat, wenn sie deren auch nur einen hat, so ist das ein Beweis, daß sie keinen Mann haben will, und doch nicht ohne einen Mann leben kann. Solche Frauen lassen Verschiedenes von sich denken, sie sind mithin immer zweideutig.

Also die Liebhaber vertreten immer die Stelle des Mannes?

Ganz so.

Nun, dann bin ich so glücklich, keine zu haben.

Sie werden aber deren bekommen.

Ich hoffe nicht.

Ich habe auch so gedacht, ich wollte auch nur Anbeter und nichts mehr, aber ehe ich mich dessen versah, wurden Liebhaber daraus.

Das war Ihre Schuld.

Das gebe ich zu, aber ich hatte meine Gründe. Einer Schauspielerin, überhaupt einer Künstlerin fehlen die Anbeter, wenn sie keine Liebhaber hat, sie muß also beides haben, um Carriere zu machen.

Also die Kunst genügt nicht? fragte ich sehr ernsthaft.

Die Kunst? sagte Madame V...s lächelnd, man sieht, daß Sie noch Neuling sind, die Männer kümmern sich wenig um die Kunst, sie ist wenigstens das Letzte, was sie suchen. Allen meinen Freunden war meine Kunst Nebensache, ich war ihnen Alles.

Aber doch nur, weil Sie Künstlerin waren?

Nein, weil ich ihnen gefiel.

Aber die Herren, welche Sie so oft auf der Bühne sahen und Sie bewunderten, waren doch nicht alle Ihre Liebhaber?

Weil sie es nicht sein konnten.

Sie haben sich Ihre guten Freunde also immer ausgesucht?

Ich habe stets eine sehr sorgfältige Auswahl getroffen.

Und was entschied Sie bei der Wahl?

Ich verlangte von meinen Liebhabern die Vereinigung dreier Dinge: Schönheit, Geist und Reichthum.

Und Ihre hundertundsechszehn entsprachen diesem dreifachen Erfordernisse?

Vollkommen.

Da diese Dinge so selten bei einem Manne vereinigt sind, so bewundere ich es in der That, daß Sie so oft wechseln konnten.

O, glauben Sie mir, wenn es für Frauen unseres Schlages schon langweilig ist, immer nur einen Mann zu haben,

ſo iſt es noch viel langweiliger und zugleich gefährlicher, immer nur einen Liebhaber zu haben?

Wie ſo das?

Den Mann können wir beherrſchen, wir können ihn wenigſtens mit einiger Klugheit in Schach halten, der Liebhaber beherrſcht uns. Dieſer iſt für unſere Freiheit viel gefährlicher als der Mann.

Ich glaube, es iſt für eine Frau unter allen Umſtänden ſchwer, ihre Freiheit zu bewahren.

Mein liebes Kind, wir Frauen ſind auch gar nicht dazu geſchaffen, immer frei zu ſein. Wir haben oft eine wahre Paſſion für die Sklaverei und gehen willig hinein, es iſt genug, wenn es uns gelingt, nur je zuweilen frei zu ſein, um ſo gewiſſermaßen ſich zu erholen und ſich ſelbſt wiederzufinden.

Ich hoffe, daß ich meine Freiheit für immer und unter allen Verhältniſſen bewahren werde.

Und ich ſage Ihnen, mein liebes Kind, daß Sie ſchon heute nicht mehr frei ſind.

Ich bin vollkommen frei, ich habe weder einen Mann, noch einen Liebhaber.

Aber Sie ſind Künſtlerin, Sie ſind Tänzerin. Sie tragen die goldene Sklavenkette ſchon an Ihren Füßen. Sie ſind zu ſchön und haben zu viel Geiſt, um immer frei bleiben zu können.

Das iſt paradox!

Sie werden die Erfahrung noch machen, daß Schönheit und Geiſt, wenn beides den Frauen in einem höheren Grade verliehen iſt, ſie zu Sklavinnen machen, indem ſie die Männer zu ihren Füßen führen. Doch ich muß mich jetzt von Ihnen trennen, ſollten Sie über Dinge und Perſönlichkeiten unſerer Weltſtadt noch Aufſchlüſſe wünſchen, die Sie nicht leicht an-

erswo erlangen können, so bitte ich Sie, daß Sie sich meiner innern und mich besuchen.

Ich dankte der freundlichen Dame für ihre Zuvorkommenheit. Ohne Zweifel, dachte ich, kann ich von ihr viel erfahren, was mich eben nicht glücklich machen wird. Und hatte ich, um unglücklich zu sein, nicht schon genug erfahren?

Es giebt nichts Neues unter Gottes Sonne, ist ein Sprüchwort, welches fast alle Sprachen kennen, und doch erfährt man im Menschenleben tagtäglich etwas Neues — was allerdings zwar alt, aber doch immer neu für denjenigen ist, welcher es zum ersten Male erfährt. Die Menschheit hat schon so viel durchgemacht, hat schon so viel erfahren, ist schon so klug geworden, aber was hilft es dem Einzelnen? Er muß doch immer von vorne anfangen. Setzt einen alten Weltweisen an die Wiege eines Kindes, laßt ihn demselben von Morgen bis zu Abend, vom ersten bis zum zwanzigsten Jahre, unaufhörlich erzählen, was die Menschen Alles thun, um sich und Andere unglücklich zu machen, was sie also vermeiden müßten, wenn sie glücklich sein wollen, das Kind wird mit allen diesen schönen Lehren seine Wege wandeln und wird Thorheiten begehen je nach dem, und wird selbst die Schule der Erfahrungen, der Täuschungen und Enttäuschungen durchmachen müssen, und gingen ihm auch beständig zwei Weltweise zur Seite.

Es hilft uns Alles nicht, was wir nicht selbst erfahren haben, das wissen wir nun einmal nicht, wenigstens nicht recht.

Den Klugen, der sich stets eigene schlimme Erfahrungen zu ersparen weiß und gewissermaßen auf Kosten des Menschengeschlechts glücklich lebt, den soll man mir mit der Diogenes-laterne suchen.

Die alten Leute pflegen gewöhnlich, wenn sie zu der jüngeren Generation sprechen, eine sehr kluge Miene anzunehmen:

so mein Kind, mußt Du es machen, sei nicht so dumm und handele anders. Folge meinem Rath, ich habe Erfahrung.

Heißt das etwas Anderes, als: ich habe Lehrgeld geben müssen, und wurde klug, nachdem ich eine Zeit lang dumm gewesen war, und weil ich in meinem zwanzigsten Jahre nicht siebenzig Jahre alt war?

Ihr alten Leute habt Recht, es ist ein schönes Streben, wenn Ihr der Jugend Kummer und Unglück ersparen wollt, aber es hilft dennoch nichts. Diese jungen Leute werden in ihrem siebenzigsten Jahre eben so klug sein wie Ihr jetzt seid, aber Ihr könnt sie unmöglich älter machen, als sie sind.

Die Runzeln machen uns erst klug, es ist einmal so.

Ich habe schon sehr viel erfahren, gewiß, aber ich bin noch nicht fertig, denn ich habe eben noch keine Runzeln.

Wenn wir dann endlich unsere Schule durchgemacht haben, dann nehmen wir unsere so sauer erworbene Weisheit mit in's Grab.

Wer weiß, vielleicht können wir im Himmel davon den nützlichsten Gebrauch machen, vielleicht sind sie nothwendig zu unserer Seligkeit.

Daß wir der Nachwelt damit nützen, glaube ich natürlich aus den oben angeführten Gründen nicht, und wenn wir unsere Erfahrungen niederschreiben, mögen wir uns hüten, darunter zu setzen:

Zum Nutzen und Frommen der Mit- und Nachwelt.

Das Gute, welches wir damit anstiften, besteht einzig und allein darin, daß wir doch vielen Leuten Trost gewähren, welche lesen: es geht also auch Andern, wie es mir gegangen ist.

Ein sehr schlechter Trost, das ist eine alte Sache, aber er ist doch im Nothfalle, in Ermangelung eines bessern, noch immer gut genug und von Wirkung.

Ich habe genug in meinem Leben erfahren, um Bände damit zu füllen, aber ich habe noch keine Runzeln und bin deshalb auch noch nicht zu Ende.

Wie mögen die Erfahrungen sein, welche mir die zweite Hälfte meines Lebens bieten wird?

Kann mir Niemand den Isisschleier lüften?

Und wenn es Jemand könnte, würde ich ihm Glauben schenken, wenn er mir etwas Unangenehmes sagte?

Ich würde es in diesem Falle dem lieben Gotte selbst nicht glauben.

Es würde mir auch gar nichts nützen, einmal, weil ich es nicht glaube, und dann, weil man sein Leben nothwendig durchmachen muß.

Doch genug hiervon.

Ich hatte mir vorgenommen, Madame V...s unter keinen Umständen zu besuchen, weil ich, ich sage es offen, ihre Lehren scheute.

Ich scheute sie, weil ich es fühlte, wie sehr ich mit ihnen sympathisirte.

Ich hielt es für nothwendig, noch nicht Alles zu wissen. Warum sollte ich, noch so jung, schon so klug werden?

Ich glaubte, so viel Klugheit noch gar nicht nöthig zu haben. Ich wollte noch ein wenig glücklich sein, und es ist wahrlich kein leeres Gerede, wenn man sagt:

Unwissenheit macht glücklich.

Aber was half es mir, ich sollte einmal eine Wissende werden. Das Geschick hatte mich dazu verdammt.

Es war daher ganz in der Ordnung, daß es mich wider meinen Willen zu Madame V...s führte.

Siebenundſechszigſtes Kapitel.

Wer ſoll es ſein?

Ein Geſchenk. — Sir P...n's Eiferſucht. — Lord L...

Kaum hatte mich der eine gute Freund verlaſſen, ſo empfing ich den Beſuch des zweiten Freundes. Es war diesmal der junge P..n, welcher ſich bei mir einfand.

Will er mich ſchon entführen? dachte ich.

Miß Lola, ſagte er, war der Herzog von D...r ſeit Kurzem bei Ihnen?

So eben.

Hatte er ein beſonderes Anliegen an Sie?

Ein ſehr beſonderes.

Darf ich es wiſſen?

Es iſt mir kein Geheimniß daraus gemacht worden und ich habe mich zu nichts verpflichtet.

Sie würden mir einen Gefallen erweiſen, wenn Sie es mir mittheilten.

Der Herzog von D...r, ſagte ich ganz unbefangen, bat mich, daß ich mich in ihn verlieben ſollte.

Der Tauſend! rief der junge P...n, das iſt eine abſcheuliche Zumuthung.

Glauben Sie? fragte ich, ich fand dieſe Zumuthung nicht ſo abſcheulich.

Sie haben ihm Hoffnung gemacht?

Ich habe den Herzog behandelt, wie ich jeden Herrn behandele, der mit mir von einem Thema ſpricht, das ich nicht liebe. Aber der Herzog wird es wohl gemerkt haben, daß er mir nicht gleichgültig iſt.

Der junge P...n machte ein verdrießliches Geſicht und wurde ſehr ernſt.

Aber, mein Gott, Miß Lola, rief er dann, finden Sie nicht, daß es ſchönere Männer giebt, als der Herzog von L...r?

Ich geſtehe, daß ich ſchönere Männer kenne, aber der Herzog gefällt mir beſſer.

Das iſt eine ſonderbare Laune von Ihnen, Miß Lola, ich weiß, daß ſie ihn früher nicht ſonderlich bevorzugten.

Weil ich ihm meine Neigung nicht merken laſſen wollte.

Alſo Sie lieben ihn wirklich? — Das kann mir ſehr fatal werden, Miß Lola!

Und warum, wenn ich fragen darf?

Warum? Warum? — Meine liebe Miß Lola, der beſondere Zweck, welcher mich heute zu Ihnen führt, iſt der, Ihnen endlich zu erklären, daß ich Sie unmöglich länger platoniſch lieben kann.

Nun, ſo lieben Sie mich catoniſch.

Das heißt, ich ſoll mir eine Kugel durch's Gehirn jagen?

Ach, mein Lieber, wie ſchlecht ſind Sie in der Geſchichte bewandert, hat Cato ſchon das Pulver gekannt?

So hat er das Schwert gebraucht.

Und Sie ſollten ſich einer Stecknadel bedienen.

Wie können Sie noch scherzen? Die Sache ist sehr ernst. Ich schlage mich mit dem Herzog von D...r.

Meinetwegen? Eine solche Thorheit würde Sie in meinen Augen völlig ruiniren.

Aber, meine liebe Miß, so sagen Sie mir doch, wie ich es anders anfangen soll, Sie zu gewinnen? Geschenke reizen Sie nicht, eine Liebeserklärung darf man Ihnen nicht machen. Sie sind zu wunderlich, um mit Ihnen nach bestimmten Regeln umzugehen, und zu liebenswürdig, um Sie vergessen zu können.

Sagen Sie doch lieber, ich bin nicht das, was die Männer so gern aus allen Frauen, die ihnen gefallen, machen möchten.

Was?

Maitressen!

Als ich dieses Wort ausgesprochen hatte, sah mich P...n mit einer sehr zweifelhaften Miene an, welche mir sagte: Ich glaube, Du hast gar keine Ursache, mir zu verweigern, was Du Andern bewilligt hast. Die Welt hat nun einmal den falschen und possirlichen Grundsatz angenommen, daß diejenigen Frauen nicht tugendhaft sein können, welche das Schicksal haben, Vielen zu gefallen und keinen Einzigen zu lieben.

Dieser falsche Glaube war es denn auch, welcher den jungen P...n bewog, mir in allem Ernste den Antrag zu machen, ihm ganz allein angehören zu wollen. Ich erklärte ihm aber, daß der Herzog von D...r der Einzige sei, dem ich meine Neigung zuwenden könnte. Nach dieser Erklärung verließ er mich sehr mißmüthig und unbefriedigt.

Am selben Tage erhielt ich einen Brief vom Herzoge von D...r folgenden Inhalts:

„Meine sehr hochgeschätzte Miß Montez!

Wenn ich auch nicht so glücklich bin Ihnen zu gefallen, wie ich Ihnen zu gefallen wünsche, so werden Sie vielleicht doch die Güte haben, beifolgendes kleine Geschenk von mir anzunehmen. Zugleich ersuche ich Sie, sich als Herrin meines Vermögens zu betrachten, und über meinen Wagen, meine Pferde, meine Kasse ganz nach Ihrem Bedürfnisse zu verfügen. Da ich weiß, daß Ihre Wechsel noch nicht eingelaufen und Sie in Geldverlegenheit sind, so bitte ich es nicht übel zu nehmen, daß ich diesem Briefe eine Eintausend-Pfund-Note beigelegt habe. Sollten Sie mehr bedürfen, so vergessen Sie nicht, daß Sie einen Freund haben, dessen größtes Glück es ist, Ihnen dienen zu können. Zugleich erlaube ich mir, Ihnen anzuzeigen, daß ich übermorgen eine Jagd auf meinem drei Meilen von London entfernten Gute veranstalten werde. Gewähren Sie mir das Vergnügen, Sie als Theilnehmerin an derselben begrüßen zu dürfen: Ich habe alle Anstalten getroffen, Sie würdig zu empfangen, und meinen Stallmeister beauftragt, Sie abzuholen."

Genehmigen Sie die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung, mit welcher ich zeichne

Herzog von D...r.

Ich legte das Geschenk, welches in einem werthvollen Collier bestand, nebst dem Gelde ruhig bei Seite. Eintausend Pfund, dachte ich, sind noch lange keine zehntausend, und ich war in der That begierig zu wissen, welchen Profit der Herzog bei seiner Wette machen wollte. Die Jagd beschloß ich mit beizuwohnen, denn sie versprach für mich ganz besonders interessant zu werden. Der Herzog schickte mir an dem Tage,

an welchem sie anberaumt war, in aller Frühe seinen Stallmeister mit einem Pferde, welches prächtiger Tattersaals Marstall nicht liefern konnte. Die drei Meilen hatte ich bald zurückgelegt, und ich wurde von dem Herzoge auf das Freundlichste empfangen. Es waren eine große Anzahl Herren bei ihm versammelt und nur wenige Damen. Unter ersteren bemerkte ich auch den Lord Y... Natürlich wurden mir die unbekannten Herren vorgestellt. Der Lord Y... mißfiel mir trotz seines Rufes. Er galt für äußerst geistreich und sarkastisch. Seine Freunde und Feinde lebten in beständiger Angst vor ihm. Denn er schonte Niemanden. Er war schon Gesandter an verschiedenen europäischen Höfen gewesen und hatte den Ruf eines ausgezeichneten Diplomaten.

Auch die andern Freunde des Herzogs von D...r, welche ich schon kannte, traf ich dort. Der junge P...n fehlte ebenfalls nicht. Trotz seines Aergers über D...r's Bevorzugung war er doch sehr freundlich gegen mich. Ich machte durch meine Fertigkeit im Reiten wiederum großes Aufsehen, die Herren überboten sich in Artigkeiten und Bewunderungen. Nur der Lord Y... hatte mir noch nichts gesagt.

Er will Dich, treu seinem Grundsatze, gewiß nur ansehen, dachte ich, und ärgerte mich im Stillen über diesen Menschen, welcher so geistreich war und fast kein Wort mit der Gesellschaft sprach.

Diese Herren sind ihm gewiß zu jung, dachte ich, und ich bin ihm zu schön, vielleicht unterhält sich der edle Lord jetzt mit seinem Pferde.

Der Zufall fügte es, daß, als die Jagd beendet war, der Lord Y... neben mir ritt.

Plötzlich hörte ich ihn sprechen. Ich horchte hoch auf.

Er sprach wirklich mit mir.

Sie gefallen mir auf dem Pferde beſſer, als auf der Bühne, ſagte er.

Es war mir gar nicht angenehm dieſes erſte Wort, welches der Lord an mich richtete.

Sie lieben die Tanzkunſt nicht? fragte ich.

Das wollte ich nicht ſagen. Das Reitkabit ſteht Ihnen beſſer als der Tricot.

Der junge P...n, welcher jetzt an uns heran galloppirte, überhob mich der Verlegenheit, dem Lord L... eine Antwort geben zu müſſen. Ich wußte in der That nicht, was ich ihm antworten ſollte, und ſo begierig ich war, den Sonderling näher kennen zu lernen, ſo freute ich mich jetzt, als er uns verließ.

Sie ſind mir gewiß recht dankbar, rief P...n.

Und weshalb?

War der Lord L... nicht eben dabei, Ihnen etwas Galle mitzutheilen. Er kann nicht anders, der Brummbär. Die Damen haſſen ihn wie das Fegefeuer.

Wenn dem ſo iſt, ſo bewundere ich ſeinen Ruf eines guten Diplomaten.

Das iſt er, wenn es gilt eine Intrigue durchzuhauen und den Gegner in offner Feldſchlacht niederzuſchmettern. Ein Liebling der Höfe iſt er nicht. Aber laſſen Sie uns zu einem andern Thema übergehen, Miß Lola, man verdirbt ſich mit dieſem Manne ſeinen guten Humor. Ich wollte Ihnen ſagen, daß ich übermorgen ebenfalls eine Jagd veranſtalten werde, darf ich hoffen, Sie bei mir zu ſehen?

Ich bin eine zu leidenſchaftliche Reiterin, um ein ſolches Vergnügen ausſchlagen zu können.

Aber die Entfernung iſt zu groß, Miß Lola, als daß Sie

die Strecke zu Pferde machen könnten. Sie würden ermüdet ankommen. Darf ich Ihnen meinen Wagen schicken?

Wird der Herzog von D...r nicht ebenfalls bei Ihnen sein? fragte ich.

Immer der Herzog von D...r. Da sieht man die Folgen der Liebe. Ich fürchte, es wird mir schwer werden, ihm seinen Platz streitig zu machen.

Welchen Platz meinen Sie?

Ich meine den Platz in Ihrem Herzen.

Beruhigen Sie sich. Es hat dort noch Niemand Sitz und Stimme.

Sie sind dem Herzoge besonders zugethan, und das ist für mich schon zu viel, aber trotzdem wird er dennoch anwesend sein, zumal wenn Sie es wünschen.

So werde ich mit dem Herzoge fahren.

Mit dem — — —?

Sir P....n machte ein sehr verlegenes Gesicht, doch suchte er sich rasch zu fassen.

Miß Lola, sagte er, Sie würden mir sehr gefällig sein, wenn Sie nicht mit dem Herzoge führen.

Und weshalb wünschen Sie das?

Weil ich dem Herzoge einen solchen Platz nicht gönne. Sie würden mir überhaupt eine große Liebe erweisen, wenn Sie dem Herzoge von Ihrer Anwesenheit nichts mittheilen wollten.

Ich werde den Herzog bis dahin höchst wahrscheinlich gar nicht sprechen.

Desto besser. Sollte er Sie aber dennoch besuchen, so sprechen Sie von allen Dingen, nur nicht von der Jagd. Wollen Sie?

O, wir werden genug andere Dinge zu sprechen haben. Wir sind um eine Unterhaltung nicht verlegen.

Wie könnte man dies bei Ihnen sein? Man unterhält sich schon, wenn man Sie ansieht.

Da fallen Sie ja in die Redeweise des Lord L...

Nein, nichts weniger. Ich sage nicht, daß man eine schöne Dame nur ansehen darf, ich meine vielmehr, daß man sie gar nicht ansehen darf, wenn sie es nicht mehr gestattet. Ich finde, daß die Türkinnen sehr Recht daran thun, sich zu verschleiern und den Blicken fremder Männer sich gänzlich entziehen. Es giebt für den Mann keinen unglücklichern Anblick als ein schönes Weib, das er nicht besitzen kann.

Sie wollten sagen für den Mann, der nichts von dem siebenten Gebot wissen will.

In diesem Augenblicke sprengte der Herzog von D...r an uns heran und wir mußten dem Gespräche eine andere Wendung geben.

Ich bemerkte wohl, daß der junge Herzog auf den Sir V...n einen sehr eifersüchtigen und mißmüthigen Blick warf.

Wir ritten eine Weile nebeneinander, bewunderten den Himmel, die Erde, die Bäume, die Mützen der Bauern, welche uns begegneten, wir bewunderten Dinge, welche durchaus alltäglich und in ihrer Erscheinung sehr gewöhnlich waren, um — nichts zu sprechen.

Wenn man genug nachzudenken hat, und es andere Leute nicht merken lassen will, daß man Stoff und Grund zum Nachdenken hat, dann bleibt eben nichts anderes übrig, als von gleichgültigen Dingen zu reden. Man kann dabei sehr gut noch anderen Gedanken nachhängen.

Wir alle Drei dachten über einen und denselben Gegenstand nach. Ich allein aber wußte das.

Der Herzog von D...r gewinnt die Wette, dachte der Sir P...n, wenn ich ihm nicht einen Strich durch die Rechnung mache. Ich werde meine Anstalten treffen.

Der Sir P...n scheint günstiger als ich zu stehen, dachte der Herzog von D...r, sie unterhält sich gern und angelegentlich mit ihm. Die Sache muß ich zu hintertreiben suchen.

Nach einer Weile entfernte sich der Lord P...n von mir, und der Herzog von D...r schöpfte freier Athem.

Miß Lola, sagte er, ich bin nicht so glücklich, wie mein Freund, der Sir P...n.

Sie sind unglücklich? — Das ist fast unglaublich.

Sie geben dem Sir P...n den Vorzug.

Und das macht Sie unglücklich?

Nur das. Ich glaubte, daß ich Ihnen wenigstens nicht ferner stehen würde, als mein Freund.

Und woraus schließen Sie das Gegentheil?

Aus vielen Dingen, die ich Ihnen nicht näher bezeichnen mag.

Die Eifersucht ist blind, nicht weil sie keine, sondern weil sie zu viele Augen hat.

Haben Sie irgend einen Wunsch, irgend ein Verlangen, welches zu befriedigen in meiner Macht steht, so bitte ich Sie dringend, daß Sie sich an mich wenden.

Mit derselben Bitte quälte mich auch der Lord P...n. Es thut mir wirklich Leid, daß ich kein Kind bin.

Warum das?

Ich würde Ihnen dann gefällig sein können, ich würde mir die verschiedenartigsten Dinge wünschen, und glücklich sein, meine Wünsche befriedigt zu sehen.

Wir mußten diese Unterhaltung abermals aufgeben, da mehrere Herren sich uns zugesellten. Es war gerade so als

hätten diese Herren alle auf meine besondere Zuneigung gerettet. Es war amüsant, welche Mühe sich diese edle Herren gaben, das Herz einer Frau zu erobern, mit welcher Bravour sie Sturm liefen, und wie sie stutzten, als der Sturm mit Leichtigkeit zurückgeschlagen wurde.

Weil ich in meinem Wesen frei, keck, muthwillig ohne alle Prüderie war, betrachteten sie mich als eine gute Prise ihrer Eitelkeit, und ich habe erfahren, daß hierin bei den Männern ein sehr geringer Unterschied besteht.

Es herrscht bei der Männerwelt aller Stände und jedes Alters eine Meinung über die Frauen, die nämlich:

Je geistreicher eine Frau, je treuloser ist sie.

D. h. mit andern Worten:

Einer geistreichen Frau ist es unmöglich, beständig in der Liebe zu sein.

Diesem so falschen Glauben ist es beizumessen, daß so oft vernünftige Männer, wenigstens halten sie sich selbst dafür, wohl auf Schönheit ihrer Frauen sehen, aber den Geist als überflüssigen, ja gefährlichen Ballast für das Eheschiff halten, während dagegen die dummen Michel oft die geistreichsten Frauen haben.

So gleicht sich im Leben Alles aus.

Ich kehrte endlich nach manchem interessanten Zwischenfall nach London zurück. Ich wurde endlich dazu gedrängt dem Herzoge von D...r einen ganz genauen Termin einer definitiven Antwort zu setzen. Dasselbe verlangte P...n von mir. Ich bestimmte Beiden genau dieselbe Zeit, und ließ beide in derselben Ungewißheit, ich machte mir ein Vergnügen daraus, bald zu des Herzogs, bald zu des Lords Gunsten die Waage sinken zu lassen. Diese Komödie gewährte mir wirklich viel Vergnügen. Denn außerdem, daß ich den bei-

den Herren ein wenig Wohlgefallen, welches sie Liebe nannten, einflößte, war ich ein kostbarer Gegenstand für sie. So große Summen der reiche Engländer auch vergeudet, er verliert mit gleichmütig eine Wette, selbst wenn der Betrag ein geringer ist. Sie überboten sich Beide, mir angenehm zu werden. Geschenke folgten auf Geschenke. Es brauchte blos der Eine zu wissen, daß der Andere mir etwas geschenkt hatte, und ich konnte sicher sein, daß ich das Dreifache am Werthe erhielt. Ich hatte keine Veranlassung, diese Dinge auszuschlagen. Das erste Geschenk, welches der Sir P...n mir machte, stellte ich ihm zurück. Er warf es sofort aus dem Fenster und traf sehr unsanft die Nase eines vorübergehenden Gentlemens, der ihm deshalb einen Prozeß machen wollte. Diese Tollheit des Lords kam keinem Andern als dem ehrlichen Joha zu Gute, welcher es nun übernahm, seinen Herrn vor so schlimmen Händeln zu bewahren. Später ließ ich mich ohne Widerstand beschenken, wie ich denn überhaupt endlich einsah, daß eine Künstlerin, die kein Vermögen besitzt und gewissermaßen zu einem Vagabonden-Leben verurtheilt ist, in dieser Beziehung nicht sehr difficil sein darf.

Ich legte also der Freigebigkeit der beiden Herren kein Hinderniß in den Weg, ohne dafür die geringste Verbindlichkeit zu übernehmen. Ich schlug es dem Sir P...n sogar ab, seiner Jagd mit beizuwohnen. Ich hatte freilich meine triftigen Gründe dazu. Die Kutsche war ganz dazu angethan, mich Gott weiß wohin zu führen. Nun war der Sir P...n allerdings kein Prinz von Kaboul, aber ich erinnerte mich der Worte des Professors: Fürchten Sie die zahmen Männer nicht weniger als die wilden.

Ich hatte keine Lust in den einsamen Harem des Sir P...n zu wandern.

Achtundſechszigſtes Kapitel.

Eine Wanderung.

Der Tower. — Anna Boleyn und Johanna Grey. — Die Söhne Eduards. — Die Armanda. — Die Weſtminſterabtei. — Eliſabeth und Maria Stuart ꝛc. — Berühmte Männer und Dinge.

Schneller als ich hoffen durfte, hatte ich mich in London eingelebt. Ich verlebte, wenn auch nicht glückliche, ſo doch heitere und vergnügte Tage. Es fehlte mir nicht an Bekanntſchaften aller Art, und wenn ich gewollt hätte, ſo würde ich es ſicher ſehr ſchnell, gleich der Madame V...s, zu 116 Liebhabern gebracht haben. Dennoch fühlte ich, daß meines Bleibens in London nicht mehr lange ſein konnte. Ich war noch im erſten Stadium meiner künſtleriſchen Laufbahn, und London ſchien mir nicht der Platz zu ſein, um dort einen dauernden Ruf als Künſtlerin zu erlangen. Ich begann ernſtlich an meine Abreiſe zu denken, doch zuvor wollte ich mich noch ein wenig in London umſehen. Ich hatte die lebendige Welt, die Menſchen genugſam kennen gelernt, ich wollte mich nun auch ein wenig mit der todten beſchäftigen, und ſo beſchloß ich denn aus der Anzahl meiner Freunde einen Cicisbeo zu wählen und mir London einmal recht genau zu betrachten.

Unter meinen Freunden befand sich ein junger Künstler, welcher bescheiden, geistreich, witzig war, und sich von so vielen jungen Männern dadurch vortheilhaft auszeichnete, daß ihm die Unterhaltung über Alles ging, welche ihm Stoff zur Belehrung bot. Er machte aus Allem ein Studium. Obgleich er einige Jahre älter als ich war, so stand ich doch wie eine Mutter zu ihm. Mit diesem jungen Künstler durchstrich ich die Stadt, und besah mir alles Merkwürdige, was sie enthielt.

Vor Allem zog mich Londons ältestes Baudenkmal, der Tower, an. Dieses alte Staatsgefängniß umschloß einst die beiden unglücklichen Frauen des despotischen Heinrich des VIII., Anna Boleyn und Johanna Gray. Die Schönheit hatte diesen beiden Königinnen ihr tragisches Geschick bereitet. Sie wurden zugleich auf den Thron und das Schaffot erhoben. Ihr größtes Verbrechen aber bestand darin, daß sie nicht die einzigen schönen Frauen waren, welche einem Tyrannen gefielen. Hier wurden auch die unschuldigen Kinder Eduards auf Befehl Richards des III. im Bette erstickt. Wahrlich, dieser Tower ist kein Ehrentempel für England, und dennoch darf sich diese Nation freuen, wenn ihr Blick an seinen finsteren Mauern haften bleibt. Die Vergangenheit dieses Landes, wechselreicher, blutiger, als die irgend eines andern europäischen Staates, hat die Nation gewitzigt, sie hat aus ihrer Geschichte Lehre gezogen, und während alle übrigen Staaten bangend auf die Zukunft blicken, genießt England, wie ein durch Erfahrung gereifter Mann, die Wohlthat einer unerschütterlichen Ruhe.

Bemerkenswerth im Tower ist noch der spanische Waffensaal, welcher auch die Ueberbleibsel der spanischen „Armada" enthält, dieser stolzen Flotte eines andern Despoten, welcher

England die Seeherrſchaft ſtreitig machen wollte, indeß er zu dem damaligen wichtigſten und größten Reiche der Erde, welches er beherrſchte, den Grund zum Verfalle legte. Mein armes, unglückliches und ſo ſchönes Vaterland ſeufzt noch heute unter den Nachwehen einer Herrſchaft, deren höchſtes Ziel es war, ſich ſelbſt groß und die Gottheit auf Erden klein zu machen, unter dem Vorwande, ihr allein zu dienen. Was hätte Spanien ſein können, wenn es ſtatt eines Philipp II eine Eliſabeth gehabt hätte.

Es iſt eine intereſſante und für uns Frauen ſehr ſchmeichelhafte Betrachtung, daß die beiden mächtigſten Reiche der Gegenwart ihre Macht und Größe Frauen zu verdanken haben. Eliſabeth von England und Katharina von Rußland haben es zur Genüge dargethan, daß das ſaliſche Geſetz, welches Frauen vom Throne ausſchließt, jedes vernünftigen Grundes entbehrt. Unter den wenigen Königinnen, welche ſelbſtregierend auf den Thronen ſaßen, haben faſt Alle ausgezeichnet regiert und Epoche gemacht. Iſt dieſes nicht ein Triumph für das weibliche Geſchlecht, zeigt es nicht, daß die Natur den Männern keinen Vorzug in Seelengröße, Energie und Erhabenheit gegeben hat? und daß das ſchwache Geſchlecht ebenſowohl wie das männliche zu regieren verſteht?

Nach dem Tower zog mich beſonders die Weſtminſter-Abtei an; dieſe Kloſterkirche, deren Urſprung man ſchon in das zweite Jahrhundert ſetzt. Hier werden die engliſchen Regenten gekrönt. Hier ruhen viele Heilige und eine große Anzahl berühmter Männer und Frauen. Hier ruhen die Königin Eliſabeth und Maria Stuart traulich nebeneinander.

Giebt es etwas, was uns tiefer ergreifen könnte, als dieſe friedliche Nachbarſchaft zweier Königinnen, welche ſich im Leben ſo tödtlich gehaßt hatten? Da lag die königliche Majeſtät,

deren Haß so schrecklich war; die Natur hatte ihr gethan, was das Henkerbeil Marien that. Gott war über Beide. Die todte Elisabeth konnte nicht mehr hassen, und der armen Stuart gab der Tod das königliche Recht zurück — über alle Furcht, über allen Haß, über alle Feindschaft erhaben zu sein.

Die Stuart ist in schönem Marmor ausgearbeitet, sie liegt im Hofkleide, in ihrem steifen Kragen im Sarkophage.

Von berühmten Männern liegen noch folgende in der Westminster-Abtei: B. Johnson, Spencer, Milton, Shakespeare, Händel, Robinson, Congreve, Pitt, Fox, Owen, Newton und Andere.

Ich konnte mich des Lachens nicht entwehren, als ich Nelson als Wachsfigur in voller Uniform in einem Glasschrank sah. Die Lächerlichkeit schlägt hier die Erhabenheit in die Flucht. Von der lehrreichen Stätte geschichtlicher Denkmäler wird man durch diese Geschmacklosigkeit plötzlich in ein Wachsfiguren-Kabinett versetzt. Auf dieselbe Weise sieht man eine ganze lange Reihe englischer Könige und Königinnen in vollem Hofstaate in lauter einzelnen Glasschränken paradiren. — Sie machen mit ihren weißen, blassen und starren Wachsgesichtern einen unheimlichen und unangenehmen Eindruck.

Auch die Westminsterhalle, ganz nahe der Westminster-Abtei, flößte mir ein großes Interesse ein. In ihr ist der ungeheure Saal, wo die Könige ihren Krönungsschmaus gaben. In demselben Saale aber wurde auch der unglückliche Karl I. verurtheilt.

Wenn man jetzt diese so höchst loyale und friedliche englische Nation betrachtet, wird es schwer sich an diesen Flecken in der englischen Geschichte zu erinnern.

Wollte man über die Merkwürdigkeiten schreiben, welche London enthält, man müßte Bände damit anfüllen. Diese

Stadt iſt das achte Wunder der Welt, Alles iſt großartig in dieſer Rieſenſtadt. In dem einen Gebäude, welches das oſtindiſche Compagniehaus genannt wird, iſt der Conzentrationspunkt eines Staates, welcher größer als England, ja größer als ganz Europa iſt.

Trotz dem Elend, welches in England, in London ebenfalls, in rieſiger Größe auftritt, und welches zu beſeitigen dieſer Staat oder keiner die Mittel hat, kann man nicht umhin, ſeine Wanderung durch die Stadt mit den Worten zu beſchließen:

Dieſe Engländer ſind eine glückliche Nation!

Neunundſechszigſtes Kapitel.

Kenſington und Windſor.

Der Herzog von S...r. — Talleyrand. — Metternich. — Wellington. — Die Königin Victoria. — Das Parlament.

Am andern Tage beſuchte ich Kenſington, wo ich die Ehre hatte dem Herzoge von S...r vorgeſtellt zu werden. — Se. königliche Hoheit waren ſehr leutſelig gegen mich. Die Gelehrſamkeit dieſes Prinzen, welcher damals Präſident der Royal-society war, ſetzte mich in Erſtaunen. Er war der erſte Mäcen in England und beſchäftigte ſich mit mehr Ernſt, als man von einer ſo hochgeſtellten Perſon erwarten konnte, mit den Wiſſenſchaften.

Sonderbar machen ſich die Schotten, welche ich auf mehreren Landſitzen der Großen verſchiedene Funktionen verrichten ſah. Im Suſſex-Palaſte war der Portier ein Bergſchotte, der ſich in ſeiner bunten Nationaltracht, welche das Bein vom Knie bis zum Knöchel ganz unbekleidet läßt, ſehr maleriſch ausnahm.

Nachdem ich mir den Palaſt, welcher ſehr einfach iſt, und den prächtigen Park angeſehen hatte, fuhr ich nach Windſor, berühmt durch ſeine Seife und ſeine alte Burg, die eine der

ſchönſten und impoſanteſten iſt, welche ich je geſehen habe. Sie iſt im gothiſchen Style erbaut, auf den glattgetäfelten, koſtbaren Fußböden muß man mehr hinweggleiten, als gehen. In einem der Zimmer ſah ich die Bildniſſe Friedrich Wilhelm III. von Preußen und ſeinen großen Miniſter, den Fürſten von Hardenberg, welcher ihm zu Füßen ſitzt, auch die Fürſten Blücher, Talleyrand und Metternich und den Herzog von Wellington fand ich hier in Lebensgröße abgebildet.

Den Herzog von Wellington ſieht man übrigens überall. Dieſer Mann könnte ſich wie Sulla den Beinamen Felix, der Glückliche, geben. Es giebt in der That wenig Sterbliche, welche während eines nicht gewöhnlich langen Lebens ſo vom Glück begünſtigt worden ſind, wie dieſer Herr. Er iſt ſicher ein auserkorener Geliebter der ſonſt ſo launenhaften und wandelbaren Göttin. Wie viel Unglück iſt über faſt alle ſeine Zeitgenoſſen hereingebrochen? Sein Freund, der Fürſt Metternich, hat noch am ſpäten Abend ſeines ſonſt ebenfalls ſo glücklichen Lebens das größte Ungemach, Verbannung aus ſeinem Vaterlande, erdulden müſſen. — Wellington überſtand alle Stürme, blieb immer Sieger, immer glücklich. Die Nation reibt mit ihm, mit ſeinem Ruhme, eine wahrhafte Vergötterung. Dennoch hatte auch er ſchon zum öfteren ſehr unangenehme Grüße vom Pöbel empfangen, welchem der Herzog zu adelig iſt. Und während im Hyde-Park ein koloſſaler Achyll aus zwölf erbeuteten Kanonen auf Koſten der engliſchen Frauen dem Herzoge zu Ehren aufgeſtellt iſt, mußte dieſer ſelbe Wellington an den Fenſtern ſeines Palaſtes, welcher nicht weit entfernt von dieſem Denkmal ſteht, eiſerne Rouleaux anbringen laſſen, um den Steinwürfen, welche ſchon einmal die prächtigen Spiegelſcheiben zertrümmert hatten, Trotz bieten zu können.

Auf dieſe Weiſe vertheidigt ſich das eiſerne, graue Männchen, welches noch heute, in ſeinem ſo hohen Alter, ein ganzer Mann iſt, gegen den Pöbel, den er vor wie nach gründlich verachtet, und gegen den er ſich vollkommen ſicher fühlt.

In Windſor ſah ich zum erſten Male die Königin Victoria. Nie habe ich eine liebenswürdigere Dame geſehen. Ihre ganze Erſcheinung hat etwas wahrhaft Feenartiges. Sie vereint den höchſten Liebreiz mit der höchſten Majeſtät. Ihr Blick bezauberte mich. Dieſe Königin verdient die Achtung und Liebe ihrer Nation im höchſten Grade. Bei aller Sanftmuth ihres Charakters hat ſie dennoch Energie genug, um eine ganze Königin zu ſein. Es iſt unglaublich, welch eine Menge intereſſanter Anekdoten über dieſe gute und liebliche Königin man ſich in der großen Welt Londons erzählt, und mit welchem Wohlgefallen das freie Volk von England alle ihre Handlungen aufgenommen hat, die darauf gerichtet waren, ihre königlichen Rechte ihren Miniſtern und dem Parlamente gegenüber zu behaupten.

Da ich gerade vom Parlamente ſpreche, ſo will ich erwähnen, daß mich ein längerer Aufenthalt namentlich im Unterhauſe ungemein intereſſirte. Die Abgeordneten ſitzen auf einfachen grünen Bänken, welche amphitheatraliſch geordnet ſind. Sie treten mit dem Hute auf dem Kopfe ein, jede Ceremonie iſt verpönt. Endlich klingelt ein Herold und macht die Anzeige, daß der Sprecher kommt, welcher nun gravitätiſch mit einer weißgepuderten Alongenperücke im ſchwarzen Talare eintritt und auf einem erhöhten Sitze, dem Eingange gegenüber, Platz nimmt. Dann folgen ihm zwei ſchwarzgekleidete Herren, die etwas kleinere Perücken tragen, bis zu einem großen Altare, und verrichten hier ein feierliches Gebet, während deſſen die Abgeordneten das Haupt entblößen und mitbeten. Dann

erſt beginnt die Sitzung und die Diskuſſion. Ich hörte des großen Robert Peel ſinnige, kräftige und kunſtvolle Rede; man muß das Unterhaus beſuchen und einmal eine wichtige Frage verhandeln hören, um es begreiflich zu finden, wie Englands Regierung eine bürgerliche ſein kann, wie ſie eine bürgerliche ſein konnte, trotz aller großen Kriege, welche dieſe Nation geführt, und trotz aller großen Eroberungen, die ſie gemacht hatten. Hier im Unterhauſe lernt man es, daß das Schwert, oder ich wollte ſagen die Fauſt, an der Zunge eine gefährliche, ſiegreiche, und ich möchte faſt ſagen erhabenere Nebenbuhlerin hat. Wenn man dieſen Geiſtesblitzen Peel's oder irgend eines andern großen Redners folgt, wird man von einem heiligen Schauer durchzuckt, und im Tiefſten unſerer Seele hallt es:

Auf dieſe Weiſe hat Chriſtus Gott die Welt erobert.

Siebenzigſtes Kapitel.

Ein Rendezvous in Kingsbench.

Leben in Kingsbench. — Die Armen in London verzehren das Einkommen einer europäiſchen Großmacht. — Der heilige Criſpin. — Plus que de complaisance.

Durch einen ganz beſondern Zufall kam ich dazu — Kingsbench zu ſehen. Dieſer Ort iſt in der ganzen Welt als Aufenthaltsort ſäumiger Schuldner bekannt. Ich muß geſtehen, daß für den, welchen das Geſetz dazu verurtheilt hat, einmal ſeiner Freiheit beraubt zu ſein, Kingsbench einer der angenehmſten Reſidenzen iſt. Freilich gehört dazu, um die Reize und Annehmlichkeiten von Kingsbench im vollen Maße zu genießen, auch noch Geld. Die ehrlichen, aber armen Teufel, welche in Kingsbench hineinſpazieren, weil ſie in der That nichts zu bezahlen haben, machen die ſehr unerquickliche Erfahrung, daß die Armuth ſelbſt in Kingsbench ein Verbrechen iſt.

Kingsbench iſt eine kleine Stadt. Dieſer Ort umfaßt zuweilen mehr als dreitauſend Gefangene. Theater, Kirche, Kaffee-, Wein- und Speiſehäuſer, kurz allen Luxus des Reichthums und der Civiliſation findet man in dieſer Gefängniß-Stadt. Hier leben ganze Familien, denn die Männer laſſen

sehr oft ihre Frau und Kinder zu sich kommen, besonders wenn sie von der Härte ihrer Gläubiger keine Begnadigung erwarten können, richten sich für sieben Jahre wenigstens **comme-il-faut** ein und arbeiten fleißig für ihre Familie. Alle sieben Jahre nämlich werden Schuldner, die unter 500 Pfund schuldig sind, durch einen königlichen Gnadenakt befreit. Natürlich können die Gefangenen von den 1 Pence, welche ihnen ihre Gläubiger als tägliche Diäten auszahlen müssen, nicht leben, sie müssen sich daher auf irgend eine Weise Beschäftigung suchen, die in Kingsbench nicht schwer zu erlangen ist, da die Gefangenen auch für die Stadt arbeiten dürfen.

Wenn nicht in London Alles erstaunlich und merkwürdig wäre, könnte man sagen, Kingsbench ist ein sehr merkwürdiger Ort. Von Kingsbench läßt sich was erzählen. Hier geschehen merkwürdige Dinge. Hier finden die verschiedenartigsten Menschengeschicke ihre Anknüpfungspunkte und ihre Lösung. Schon manches glänzende Leben hat in Kingsbench ungesehen versanken müssen. Kingsbench hat eine so bunte Einwohnerschaft, wie kein so kleiner Ort der Welt. Man findet hier Leute aus allen Ständen, und man sollte darum glauben, daß hier eine eben so vornehme Absonderung der verschiedenen Stände herrscht, wie überall in England.

Ich glaube, daß diese Herren der Freiheit und Gleichheit, wenn sie am jüngsten Tage auferstehen und in Gute und Böse abgesondert werden sollen, es schwerlich umgehen werden, den lieben Gott in einer Monstre-Petition um eine Seelen- oder Himmelsrangordnung zu bitten.

Kingsbench hat sicher auch seine traurige Seite, und Mancher mag hier, von schweren Sorgen darniedergedrückt, mitten im Glanze der größten Stadt der Welt, elend verkümmern. Trotzdem aber sind die Gefangenen in Kingsbench bei Weitem

besser daran, als so viele arme Teufel draußen in der Freiheit.

Nirgends geschieht so viel für die Armen als in London. Die Summe, welche für sie jährlich ausgegeben wird, beträgt, wie mir ein Beamter der Armen-Anstalten versicherte, mehr als die ganze jährliche Einnahme einer Macht ersten Ranges, nämlich Preußens. Sie erreicht die Höhe von fast zehn Millionen Pfund. — Und wie viele Tausende stehen dennoch alltäglich in London auf, die kein Frühstück haben, also nicht die vier Pence besitzen, welche doch jeder Bewohner in Kingsbench bekommen muß.

Zwei Dinge sind es, welche von der englischen Nation unzertrennlich sind, und von denen sich auch die Schuldgefangenen in Kingsbench nicht trennen — Handel und Politik. Auch Kingsbench hat eine Börse, in welcher Geschäfte der verschiedensten Art gemacht werden, und die Zeitungen fehlen wie nirgend, so auch hier nicht.

Was den Besuch von Kingsbench für mich besonders interessant machte, war, daß ich dort mit einem Herren zusammentraf, dessen Besuch ich schon seit längerer Zeit vergebens erwartete.

Man denke sich mein Erstaunen, als ich plötzlich einen schlanken Herrn, sehr nobel gekleidet, im schwarzen Frack und langen Handmanchetten, auf mich zutreten sah, und in ihm denselben Herrn erkannte, welcher mir bei meinem ersten Debüt einen Bonbon mit dem Motto: plus que de complaisance überreicht hatte.

Ich glaubte natürlich nicht anders, als daß dieser Herr irgend ein Beamter in Kingsbench sei, aber ich wurde wirklich sehr betroffen, als mir der Gentlemen mit sehr betrübter Miene sagte:

Ach, meine theure Miß, ich glaubte wahrlich nicht, daß ich mit Ihnen an diesem so unliebenswürdigen Orte ein Rendezvous haben würde.

Sind Sie denn unfreiwillig hier? fragte ich ganz erstaunt.

Nein, meine theure Miß, ich bin hierher vollkommen freiwillig gegangen, ich bin Herr meiner Freiheit und kann Kingsbench verlassen, wann ich will.

Aber Ihr Beruf fesselt Sie hier?

Mein Beruf? sagte er mit melancholischer Miene, nein, es ist durchaus nicht mein Beruf hier zu sein.

Nun, dann sehe ich die Nothwendigkeit nicht ein, warum wir uns gerade hier zum zweiten Male begegnen mußten.

Ach, sehen Sie nicht ein, daß mich die Herren Larris und Comp. dazu zwingen, hier meinen Aufenthalt zu nehmen, diese schlechten Herren, welche mich einer nicht nennenswerthen Forderung von einigen hundert Pfunden wegen, die ich noch dazu für sehr hübsche Frauen verausgabt, mich hartherzig verfolgen, mich, der ich schon so manches arme, verlassene Kind glücklich gemacht und dem Elende entrissen habe?

Aber Sie sagten mir ja, daß Sie diesen Ort zu jeder beliebigen Zeit verlassen könnten?

Freilich kann ich das. Aber was würde es mir helfen? Die Herren Larris u. Comp. würden mich augenblicklich fassen, und meine Freiheit würde verloren sein.

Ich sah den modernen, heiligen Crispin*), welcher, um

*) Crispin, der ein Schuster war, hat bekanntlich Leder gestohlen, um armen Leuten Schuhe daraus zu verfertigen, die er sich nicht bezahlen ließ. Es fehlt auch heute nicht an solchen Heiligen, die aus den [illegible] Anderer wohlthätig sind. Zu diesen Heiligen sind alle Commu-

arme Weſen, wie er ſagte, vom Elende zu retten, Schulden contrahirte, mit mitleidigen Blicken an, denn ich glaubte, daß er ſeinen Verſtand verloren hatte. Er überzeugte mich aber auf meine Fragen, daß es ſehr ſchlau von ihm angefangen ſei, ſich in Kingsbench freiwillig niederzulaſſen. Denn dadurch entging er in der That der Gefangenſchaft. — Obwohl ſeine ganze Freiheit hauptſächlich nur noch darin beſtand, Kingsbench zu jeder Zeit beliebig verlaſſen zu können, um dann unfreiwillig wieder hineinzutreten.

Es iſt nämlich geſtattet, daß Leute, welche die Verhaftung wegen Schulden fürchten, in Kingsbench ein Aſyl finden, wo ſie vor Verhaftung geſchützt werden. Natürlich genießen ſie dadurch den großen Vortheil, ihr freiwilliges Gefängniß zu jeder Zeit verlaſſen zu können, bekommen aber auch, was ſich von ſelbſt verſteht, da ſie völlig ſicher vor ihren Gläubigern ſind, keine Diäten.

So löſte ſich alſo das Räthſel.

Mein Herr, ſagte ich zu dem armen Teufel, Sie haben in der That ein großes Unrecht begangen, in dem Verhältniſſe, in welchem Sie ſich befinden, mir ein ſo werthvolles Geſchenk zu machen. Unmöglich kann es Ihr Wohlthätigkeitsſinn geweſen ſein, welcher Sie zu dieſer Handlung antrieb, die mir nun wirklich mehr als **complaisance** erſcheint.

Beruhigen Sie ſich deshalb, ſagte er, nicht ohne ein wenig zu erröthen, der Ring iſt bezahlt.

Nicht das wollte ich ſagen, verſetzte ich, aber wenn man Schulden hat, und noch dazu ſolche, die Sie zu einem, wie Sie ſelbſt eingeſtehen, unliebenswürdigen Logiment zwingen,

---

nen zu zahlen, und ſollten ſie einmal zur Herrſchaft gelangen, wurde die Welt wenigſtens den Vortheil haben, lauter Heilige zu beſitzen.

dann ſollte man vor Allem ſie bezahlen, ehe man unbekannten Damen, denen man ſo ganz gleichgültig iſt, Geſchenke macht.

Ganz gleichgültig, brummte der Crispin, und ſah mich ſehr düſter an, ich bin Ihnen alſo ganz gleichgültig? Sie haben nicht ein wenig Theilnahme für mich? — Sie haben meine Deviſe ſo ganz unbeachtet gelaſſen?

So ſagen Sie mir doch, rief ich darüber lachend, welche Veranlaſſung zur Theilnahme für Sie ich haben ſollte? Theilnahme? Ja, in der That, ich bedaure es ſehr, Sie hier gefunden zu haben, ich hätte Sie lieber in meinem Hauſe eintreten geſehen, wo ich Sie ſeit jenem Abende ſchon erwartet habe.

Sie haben mich erwartet? rief der ſonderbare Menſch, und ſeine düſteren Blicke verſchwanden.

Nun freilich habe ich Sie erwartet. Ihrem Bonbon fehlte die Süßigkeit, weil er ſtatt Zucker Metall enthielt, ich wartete alſo mit Ungeduld, Ihnen ſolchen wieder zurückſtellen zu können.

Das wollten Sie thun? fragte der Kingsbencher Volontär und wurde wieder düſter.

Ja, mein Herr, und ich gebe Ihnen den guten Rath, mehr Aufmerkſamkeit Ihren Finanzen, als den Damen zuzuwenden, denn — Sie werden Ihr Geld viel treuer finden, als die artigen Sachen, für welche Sie es opfern.

Der gute Mann ſah mich groß an, er glaubte in meinen Worten eine Selbſtanklage zu finden, ich belehrte ihn aber eines Beſſern und trennte mich endlich von ihm, nachdem ich mich nach ſeinem Namen erkundigt hatte.

Sobald ich meine Wohnung erreicht hatte, ſchloß ich ſeinen Ring in ein Couvert und ſandte es ihm nach ſeiner Reſidenz zu Kingsbench.

Einundſiebenzigſtes Kapitel.

Abfertigung.

Ein Brief aus Paris. — Ein Verliebter macht nicht immer eine Verliebte. — Was der Sir P...n bei mir ſuchte und was er fand.

Der Vicomte M...n hatte mich nicht vergeſſen. Ich erhielt von Paris aus einen Brief von ihm, welcher folgendes enthielt:

„Meine innigſt verehrte Lola!

Ich habe meinen guten Vater, den die Kunſt der Aerzte nicht zu retten vermochte, vor einigen Tagen zu Grabe geleitet, und da ich mich jetzt wieder ein wenig geſammelt habe, will ich nicht länger zögern, an Sie, der ich ſo viele frohe und glückliche Stunden zu danken habe, ein Paar Zeilen der Erinnerung zu richten. Ach, möchten Sie doch bald das nebligе London verlaſſen und hierher nach Paris kommen, wo Sie bei einem wahren Freunde die Aufnahme finden werden, welche Ihrer außerordentlichen Erſcheinung, Ihrer Schönheit, Ihrem Charakter, Ihrer Kunſt gebührt. Kommen Sie. Nur hier in Paris können Sie ſich die Anerkennung erwerben, die für eine Künſtlerin nothig iſt, um Ihren

Ruf zu begründen und Ihre Zukunft zu ſichern. Zögern Sie nicht. In London werden Sie es nie weiter bringen, als zu dem Ruf einer ſchönen Frau, welcher dort nicht genügt, Ihre Künſtlerlaufbahn zu ebnen. Hier in Paris iſt es ganz anders, wenn man mit Reizen ausgeſtattet iſt, mit welchen die Natur Sie überſchüttet hat. Sie werden hier Carriere machen, dafür verbürge ich mich. Kommen Sie ſobald als möglich, und ich bitte Sie, mir nur den Tag Ihrer Ankunft, oder doch wenigſtens den Tag Ihrer Abreiſe von London vorher anzuzeigen."

Dieſer freundliche Brief ſchloß mit noch einigen ſehr zärtlichen Verſicherungen, in denen ich meinen galanten, aber ſonſt ſo liebenswürdigen Freund wieder erkannte.

Es war nicht dieſer Brief, welcher mich zuerſt und allein beſtimmte, London zu verlaſſen. Der Entſchluß ſtand ſchon ſeit längerer Zeit bei mir feſt, und ich ſetzte nun den Tag meiner Abreiſe feſt und antwortete dem Vicomte.

An demſelben Tage, an welchem ich dieſen Brief erhalten hatte, erwartete ich den Herzog D...r und Sir P...n.

Ich hatte ihnen geſagt, daß ſie an dieſem Tage eine letzte Antwort auf ihre Anträge erhalten ſollten. Ich ſagte dies Jedem beſonders, und ſo glaubten Sie Beide am Ziele ihrer Wünſche zu ſein.

Der Herzog von D...r erſchien zuerſt. Dieſer junge Herr entfaltete all ſeine guten Eigenſchaften, um mir zu gefallen. Er ſprach ſo geiſtreich als möglich. Er gab an Zärtlichkeit dem Vicomte nichts nach, ich hatte meinen Spaß daran. Ich ließ den Thee auftragen, um ſeine monotone Beſchäftigung, die darin beſtand, die Anatomie meines Geſichts zu ſtudiren, eine Vorleſung über meine Figur, über meine körper-

lichen und geiſtigen Vorzüge zu halten, etwas zu unterbrechen. —

Laſſen Sie uns einmal auf ein anderes Kapitel Ihres Thema's kommen, ſagte ich endlich zu ihm. Es ſtehen Ihnen ſo viele Mittel zu Gebote, warum wollen Sie ſich denn durchaus in mich verlieben?

Das iſt eine ſonderbare Frage, verſetzte er, weil Sie mir gefallen, weil Sie mir ganz vorzüglich gefallen.

Alſo, Sie verlieben ſich nur in Damen, die Ihnen ganz beſonders gefallen.

Ich denke, das iſt ſehr natürlich, Miß Lola.

Ich geſtehe, daß ich dies allerdings ſehr natürlich finde, nur wundert es mich, daß Sie den Damen nicht ein gleiches Recht, oder vielmehr eine gleiche Natürlichkeit zugeſtehen.

Worin ſollte das beſtehen?

Worin? Sollen wir Damen uns etwa nicht auch in die Herren nur verlieben dürfen, die uns ganz beſonders und außerordentlich gefallen?

Jes, jes, Miß Lola, dagegen iſt nichts einzuwenden, verſetzte der junge Mann ein wenig verlegen.

Sie geſtehen alſo, daß wir Männer und Frauen vollkommen gleichberechtigte Weſen ſind?

Vollkommen gleichberechtigt? Das kann ich Ihnen nicht zugeben.

Nun, meinetwegen, wenn Sie deshalb Scrupel haben, ſchließen Sie, obgleich Sie eine Königin bei Ihnen regieren laſſen, die politiſche Gleichberechtigung aus, ſie intereſſirt uns hier nicht, aber die ächt äſthetiſche Gleichberechtigung, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die werden Sie uns nicht abſtreiten und haben Sie mir auch ſchon zugeſtanden. Nun ſehen Sie, auf welchem falſchen Wege Sie ſind. Sie ſind in mich

verliebt, wenigſtens betheuern Sie das, Sie rühmen meine Vorzüge, eben weil dieſe allein es ſind, die mich in Ihren Augen liebenswürdig machen, genug, Sie geben ſich alle Mühe, mir zu beweiſen, daß Sie wirklich etwas für mich empfinden, was man Liebe nennt. Bis ſo weit ſind Sie vollkommen in Ihrem Rechte. Ich gefalle Ihnen. Sie lieben mich. Ich habe nichts dagegen. Man kann nie genug geliebt ſein. Der Haß, die Begeiferung, die Verläumdung, die Nachſtellung bleibt doch nicht aus. Aber das werden Sie mir zugeben, wenn ich auch nichts dagegen habe, daß Sie mich lieben, ſo liegt darin noch keineswegs das Geſtändniß oder gar das Bedürfniß, daß ich Sie lieben muß. Es iſt wahr, daß Diejenigen gefallen, welche geliebt werden, aber es gefallen deshalb noch Diejenigen nicht, welche lieben. Warum wollen Sie, daß ich Sie lieben ſoll? Bitte, ſagen Sie mir die unverholene Antwort, etwa deshalb, weil Sie wiſſen, daß ich Sie nicht haſſe, oder geradezu nur deshalb, weil ich von Ihnen zärtliche Sentenzen gehört habe?

Miß Lola, ſagte der junge Mann mit einem etwas ſarkaſtiſchen Lächeln, und das war mir gerade recht, ich habe geglaubt an dieſem Abende bei Ihnen nur mit den Lippen und den Augen ſprechen zu dürfen, und dieſelbe Sprache bei Ihnen zu finden, ich ſehe aber ein, daß Ihre Zunge einen großen Antheil bei unſerer Unterhaltung verlangt. Ich geſtehe Ihnen, nach dem, was ich ſo eben gehört, nicht allein die äſthetiſche, ſondern auch die politiſche Gleichberechtigung zu. Sie würden jedenfalls einen tüchtigen Parlamentsredner abgeben. Jetzt werde ich zur Sache rufen, und Ihnen auf Ihre Fragen, die etwas naiv und noch mehr malitiös ſind, Antwort geben:

Ich bin keineswegs der Meinung, daß Sie mich um deſſentwillen ſchon lieben müſſen, weil ich Sie liebe, oder wenigſtens meiner Liebe würdig finde, ich bin aber der Meinung,

daß eine Dame, welche keine große Verehrerin der Ehe und dennoch keine Männerfeindin iſt, für die Sympathie, welche nur Liebe nimmt, wo ſie ſelbſt ſie geben kann, Surrogate hat, daß eine ſolche Dame davon abſieht, ob derjenige, welcher ihr Liebe bietet, ihr beſonders gefällt, daß ſie ſich im Allgemeinen damit begnügt, wenn er ihr nicht mißfällt, und nebenbei noch die Mittel hat, ihre Wünſche, ihre Launen vollkommen zu befriedigen.

Gewiß, mein Herr, dieſe Anſicht entſpricht ganz dem Vorurtheil und dem einſeitigen Urtheil, welches die Männer in Betreff aller derjenigen Frauen haben, welche trotz dem, daß ſie wiſſen, wie gefährlich die Männer den Frauen ſind, trotz dem, daß ſie deren Leichtfertigkeit den Damen gegenüber kennen, dennoch den Muth haben, ihnen die Stirn zu bieten, ſich vor ihnen nicht ſcheu zurück zu ziehen. Sie glauben, je freier eine Dame lebt, je ſchwächer muß ſie ſein, und die Schwäche iſt es ja leider eben, welche ſie an den Frauen lieben, ich aber liebe das freie Leben, weil es mich die Welt kennen lehrt, und dieſe Kenntniß bewahrt mich vor Schwäche und Thorheit.

Miß, ſagte der Herzog von D...r, welcher ſeinen Aerger nicht unterdrücken konnte, ich habe bei Ihnen etwas anderes als ein Geſangbuch geſucht.

Meine Worte ſind Ihnen zu ernſt? Ich glaube Ihnen, aber warten Sie nur ein wenig, Sie werden gleich ein anderes Vergnügen haben. Wenn ich nicht irre, ſo kam ſo eben Ihr Freund Sir P...n.

Sir P...n? Haben Sie den etwa auch auf heute beſtellt?

Beſtellt? Durchaus nicht.

Dann will ich mich ſogleich entfernen. Sir P...n hat gewiß das Glück Ihnen beſſer als ich zu gefallen?

Nun, Sie werden ſich darüber zu tröſten wiſſen.

In dieſem Augenblick trat Sir P...n ins Zimmer. Die beiden jungen Herren ſahen komiſch aus, als ſie ſich einander erblickten. Der Herzog von D...r machte aber gute Miene zum böſen Spiel und rief:

Ah, guten Tag, mein lieber Sir P...n, ich gratulire Ihnen.

Mit dieſen Worten grüßte er höflich kalt und verließ mich. Ich habe den Herrn ſpäter noch einige Mal geſehen, aber nie wieder geſprochen. Der edle Herr hatte nicht die Herzensgüte jenes buckligen Gentlemens, der ſtets, wenn ich tanzte, ins Theater ging, applaudirte und aus voller Kehle ſeinen Nächſtſitzenden zurief: Es iſt die vortrefflichſte Tänzerin, welche ich jemals hier geſehen. Prächtige Augen! Prächtige Taille! — O, dieſe Lady iſt entzückend!

Ich muß indeſſen dem Herzog von D...r auch die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er ſich einer intimen Freundſchaft mit mir, wie der Gentlemen that, gegen Niemanden rühmte. Alles was er von mir ſagte, war:

Dieſe Lola Montez iſt eine Närrin.

Solche Komplimente, wenn ſie die Männer ausſprechen, ſind für Frauen ſehr ſchmeichelhaft.

Nicht unſere Schwächen, unſere ſtarken Seiten ziehen uns oft ihren Tadel zu.

Bei einem Geſchlechte, bei welchem die Schmeichelei, das Lob ſo billig iſt, ſinkt auch der Tadel ſehr im Preiſe.

Ja, wahrlich, eine Frau, welche ſich über das Alltägliche erhebt, iſt immer ſchlimm daran.

Der Mann, welcher die große Landſtraße, welche die Lateiner — die **media aurea** — die goldene Mittelſtraße nannten, verläßt, und ſeinen eigenen Weg geht, wird gewöhnlich ein Gegenſtand der Bewunderung.

Das Weib, welches ſich über das Alltägliche erhebt, iſt der Gegenſtand der Conſpiration von männlicher und weiblicher Seite.

Die Frauen haſſen es, wenn Eine ihres Geſchlechts aus ihrem beſcheidenen Kreiſe hervortritt.

Die Männer bedienen ſich aller Waffen, welche ihnen die Natur und die Geſellſchaft verliehen, um ſie in ihren Kreis hineinzuziehen.

Ausgeſtoßen dort, völlig hineingezogen und umſtellt hier, wird die außergewöhnliche Frau, welche es wagt, den Geſetzen der Zufälligkeit und freiwilligen Knechtſchaft Trotz zu bieten, nur zu leicht und zu oft eine Beute — der Verläumdung, wo ſie gekannt, und der Verkennung, wo ſie nicht gekannt iſt.

Es gehört eine große Energie, eine große Geiſtesſtärke, eine große Seelenruhe dazu, um inmitten dieſer Gefahren zu beſtehen.

Zweiundſiebenzigſtes Kapitel.

Welche Dinge einen Mann ausmachen.

Joſeph und die Potiphar. — Von der Einbildung. — Wer hat gewonnen?

Sir P...n ſah mich eine Weile prüfend an. Aus dem Geſichte ſeines Freundes hatte er nichts herausleſen können, und meines war ein eben ſo geheimnißvolles Buch. — Verliebt ſah ich nicht aus, traurig auch nicht, und melancholiſch ebenfalls nicht. — Ich hatte alſo durchaus nicht den Anſchein, als lebte ich in Erwartung eines Schäferſtündchens.

Ich war gar nicht gewillt — das Schaaf zu ſpielen.

Ich ſagte dem Sir P...n ungefähr daſſelbe, welches ich ſeinem Freunde geſagt hatte. Der ſehr ehrenwerthe Herr wurde davon äußerſt unangenehm berührt, um ſo mehr, da er den feſten Glauben hatte, daß ich ihm verweigere, was ſein glücklicher Freund bereits erhalten habe.

Ich ſagte ihm mit kurzen Worten, daß er ſich mit ſeinen Freunden tröſten könne.

Der Sir P...n wollte mir nun mathematiſch beweiſen,

daß ich Unrecht thue, im Stande einer Tänzerin, keuscher zu sein als die Potiphar.

Ich sagte ihm lachend:

Sie sind kein Joseph, warum sollte ich eine Potiphar sein?

Diese Antwort gefiel dem Sir P...n, so sehr sie ihm auch mißfiel. Er wollte sich dafür durchaus einige Freiheiten erlauben.

Wenn Sie widerspenstig sind, sagte er, so muß ich Sie erobern.

Wenn Sie mich erobern wollen, versetzte ich, dann versehen Sie sich nur Zeitlebens mit Proviant.

Sie glauben, daß Sie mir so lange Widerstand leisten werden?

Ich glaube es nicht, daß Sie mich so lange belagern werden.

Aber wenn ich Sie nun heirathen will?

Dann ziehe ich alle Brücken auf.

Aber ich bitte Sie, erscheine ich Ihnen denn so überaus fürchterlich?

Durchaus nicht, ich fürchte mich nicht im Geringsten vor Ihnen.

Sir P...n wollte sein Examen fortsetzen, um den Grund meiner Abneigung zu erfahren.

So eingebildet sind die Männer.

Sie können es gar nicht begreifen, warum sie uns mißfallen.

Sie glauben schon dadurch allein, weil sie Männer sind und in der Gesellschaft einige Vorzüge genießen, die in äußerlichen Dingen bestehen, müssen sie den Frauen unbedingt gefallen.

Ich habe den armen P...l zurückgewiesen, weil er, trotz seines Buckels, ein eitler Narr war.

Ich glaube, wenn ich einmal ein Monstrum von Häßlichkeit finde, welches aber nicht desto weniger außergewöhnlich geistreich und außergewöhnlich zartfühlend wäre, ich würde mich in dieses Monstrum verlieben können, bloß um den Männern zu zeigen:

Der Geist macht den Mann.

Der Sir P...n meinte aber, außer einigen andern Dingen mache die That den Mann.

Ich versetzte ihm indessen:

Der Geist ist nur die That.

Denn was Narren thun — ist zwecklos.

Was half es nun dem Sir P...n, daß er mich küssen wollte?

Was half es ihm aber endlich, daß er mir wirklich einen Kuß gab?

Ich öffnete das Fenster, und drohte ihm, bei ferneren Attentaten Hülfe zu rufen.

Als Sir P...n meinen Ernst sah, machte er ein sehr mürrisches Gesicht und sagte mir auf eine sehr ceremoniöse Weise Adieu.

Diese Herren wurden sehr kühl, als ich ihre hitzigen Stürme abschlug.

Sie mochten aber nicht wenig erstaunt sein, als sie bei ihrer nächsten Zusammenkunft bemerken mußten, daß keiner von ihnen seine Wette gewonnen hatte.

Es hatte sie aber auch keiner verloren.

Ich weiß nicht, ob dieses vielleicht im Stande gewesen, sie ein wenig zu trösten.

Mit welchem Epitheton mich Sir P...n wegen meiner Hartnäckigkeit beglückt hat, habe ich leider nicht einmal erfahren können.

Der Sohn des Herzogs von Y.... war ohne Zweifel der Klügste, denn er hatte — kurz nach der Wette — als Attache des Gesandten in Petersburg, London schleunigst verlassen.

Dreiundſiebenzigſtes Kapitel.

Ein Abenteuer unter Gaunern.

Verlorene Mädchen. — Im Erdgeſchoſſe. — Meine Doctorpromotion. — Fürchterliche Lage. — Verfügung über meine Börſe wider meinen Willen. — Die unglückliche Marry.

Der Tag meiner letzten Vorſtellung nahete heran, und ich traf meine Vorbereitungen, gleich nach derſelben London zu verlaſſen. Doch hatte ich den Tag zuvor noch ein merkwürdiges Abenteuer zu beſtehen.

Ich hatte, trotz der gefährlichen Situation, in welche ich durch das Zuſammentreffen mit dem Schauſpieler gerathen war, die Sitte beibehalten, dann und wann in männlicher Kleidung die ungeheure Stadt zu durchſtreifen.

Bevor ich London vielleicht auf immer verließ, wollte ich noch einmal in allen ſeinen Winkeln herumſtöbern.

Ich wollte noch einmal über die Menſchen, und namentlich über die Männer, pſychologiſche Forſchungen anſtellen.

Sie wären mir diesmal faſt ſehr übel bekommen.

Es war mir ſchon mehrere Male paſſirt, daß die unglücklichen Geſchöpfe, welche ſich ſelbſt mit Schmach überhäufen und ein Schandfleck für unſer Geſchlecht ſind, und die man in

England leider so wahr mit dem Namen „verlorene Mädchen" bezeichnet, mich auf ihre gewöhnliche Weise an sich zu locken suchten.

Sie beurtheilten mich natürlich nach meiner Kleidung.

Ich hatte keine Lust, mich mit diesen Wesen einzulassen, denn ich empfand stets mehr Abscheu als Mitleid bei ihrem Anblick.

An diesem Abende traf es sich aber, daß ein solches verlorenes Mädchen mich mit einer so rührenden, so verzweiflungsvollen Miene ansprach, daß ich fast unwillkürlich stehen blieb.

Es war ein wirklich schönes Mädchen mit unbeschreiblich sanften Zügen, welches vor mir stand.

Als ich sie forschend ansah, schlug sie verschämt die Augen nieder.

Sie wollen, daß ich Sie begleiten soll? fragte ich, ich darf nicht, ich bin verheirathet.

Nein, sagte sie, ich habe Sie nicht mich zu begleiten ersuchen wollen, ich bitte Sie nur um eine kleine Gabe.

Sie betteln und Sie sind noch jung, versetzte ich.

O, erinnern Sie mich nicht an meine Jugend, sagte die Arme, und Thränen liefen über ihre Wangen.

Fehlt Ihnen die Gelegenheit zu einem Erwerb?

Meine Mutter bedarf meiner ausgesetzten Pflege. Die Zeit, welche mir außerdem übrig bleibt, ist nicht genügend, uns zu ernähren.

Und außerdem steht Ihnen Niemand zur Seite?

Niemand, versetzte die Arme mit thränenerstickter Stimme.

Ich will mit Ihnen gehen, ich will Ihre Mutter sehen, sagte ich.

Das Mädchen wurde sichtlich verlegen, als ich dies sagte.

Ach nein, versetzte sie, ich bitte Sie, nicht mit mir zu gehen.

Laſſen Sie mich, ich bin vielleicht im Stande, etwas für Ihre Mutter zu thun, ich will ſie ſehen. Ich will ſehen, ob ich Ihnen helfen kann.

Das Mädchen ſchüttelte traurig den Kopf.

Sie zweifeln? fragte ich.

Nicht an Ihrem guten Willen — aber — meiner armen Mutter iſt nicht zu helfen.

Warum glauben Sie das?

Ich kann Ihnen das nicht ſagen.

Aber ich werde doch Ihre Mutter ſehen können, wenn ſie wirklich krank iſt? Sie werden ihr doch den Troſt nicht entziehen wollen, den ihr eine aufrichtige Theilnahme gewähren könnte? Kommen Sie, führen Sie mich zu ihr.

Das Mädchen zögerte noch immer. Während Thränen unaufhaltſam über ihre Wangen rollten, ſtand ſie wie tief in Gedanken verſunken da. Endlich ſchien ſie ſich zu einem Entſchluſſe aufzuraffen und ſie ſagte mit bebender Stimme:

Nun, ſo kommen Sie.

Ich folgte dem Mädchen durch Londons gekrümmte Winkelgaſſen. Der Weg wurde mir ſehr lang. Ich erſuchte das Mädchen, mir ihr Schickſal zu erzählen, aber das, was ich erfuhr, war wenig mehr, als das, was ich bereits ſchon wußte.

Sie war arm und unglücklich.

Offenbar wollte das Mädchen mit der Sprache nicht heraus, aber es war mir unmöglich, irgend ein Mißtrauen gegen ſie zu hegen.

Endlich hatten wir ihre Wohnung erreicht.

Die Wohnungen der Armen in Städten wie London und Paris, ſind aus den Pariſer und Londoner Geheimniſſen, die nicht in allen Beziehungen übertreiben, hinlänglich bekannt.

Ich geſtehe, daß ich unentſchloſſen war, dem Mädchen in

das finstere, unheimliche Erdgeschoß zu folgen, welches mich jetzt angähnte und welches sie mit den Worten bezeichnete:

Hier ist unser Grab.

In der That, es war ein Grab.

Es überraschte mich zwar, war mir aber gar nicht ganz unangenehm, als das Mädchen meine Schritte durch die Worte fesselte:

O bitte, bleiben Sie noch draußen. Ich will zuerst hineingehen.

O, die Arme mag wohl nicht auf Besuche vorbereitet sein, dachte ich, sie will vielleicht erst Ordnung machen.

Aber das Mädchen kam augenblicklich zurück und sagte:

Nein, nein, Sie dürfen jetzt nicht hinein.

Verdrießlich über diesen unerklärlichen Widerstand, wollte ich mich schon entfernen, da bekam ich plötzlich einen sehr unangenehmen Stoß, ich fühlte, daß ich angefaßt wurde, ich gleitete die Kellertreppe hinab und wurde durch die offenstehende Thür geschoben.

Dies Alles geschah mit einer so reißenden Schnelligkeit, daß ich vor Ueberraschung keinen Laut von mir zu geben vermochte.

Nur herein! rief plötzlich eine barsche Stimme, und ein paar grobe Hände schoben mich in's Zimmer.

Es war ein düsteres, unheimliches Loch, das war Alles, was ich im ersten Moment der Bestürzung bemerkte.

Ein sanfter Händedruck, welchen ich jetzt empfing, brachte mich wieder etwas zur Fassung.

Ich sah das junge Mädchen neben mir stehen.

Ich wollte ja mit ihr kommen, und war nun wider ihren Willen bei ihr, ich hatte also keine Ursache, auf sie böse oder mißtrauisch zu sein.

Ah, ſieh da, Marry, rief jetzt eine andere heiſere Männerſtimme, Du bringſt Dir da einen ſchmucken Freier mit.

Ich erkannte nun, daß ein Mann im Zimmer anweſend war, und daß ein anderer mir unmittelbar in's Zimmer folgte.

Dieſer letztere war es, welcher mich gewaltſam in den Keller hinabgeſtoßen und in's Zimmer gedrängt hatte.

Es iſt kein Freier, ſagte Marry mit bebender Stimme, es iſt ein junger Arzt, welchen ich gebeten habe, die kranke Mutter zu beſuchen.

Du denkſt nur immer an die alte Hexe, rief dieſelbe heiſere Stimme wieder, und vernachläſſigſt Dein Geſchäft. Ich ſage Dir, Mädel, daß ich Dir den Buckel durchbläue, wenn Du mir noch einmal mit einem Doktor ankömmſt. He — bringſt Du Geld mit?

Es bedurfte keiner großen Divinationsgabe, um das traurige Verhältniß, welches in dieſem unglücklichen Aufenthalt vorwaltete, zu errathen.

Es war ſicher das Klügſte, auf den Einfall des unglücklichen Mädchens einzugehen, und hier die Rolle eines Arztes zu ſpielen.

Ohne mich um die Worte des abſcheulichen Menſchen, welchen ich für den Vater des armen Mädchens hielt, zu kümmern, trat ich an das Bette der kranken Frau.

Ich ſage Bette, ich muß vielmehr ſagen, die Lagerſtätte eines Hundes.

In einem Winkel des Zimmers lag auf bloßer Streu, mit einigen Lumpen zugedeckt, ein weibliches Weſen, welches der Gram alt, ſchwach und krank gemacht zu haben ſchien.

Der Dunſt, welcher in dieſem Zimmer war, nahm mir

faſt das Bewußtſein, ich fühlte ganz mechaniſch den Puls der Kranken und drückte ihr die knöcherne Hand.

Das war Alles, was ich zu thun vermochte.

Indeſſen ſprachen die beiden Männer miteinander.

Nein, es iſt kein Tropfen mehr darin, hörte ich dieſelbe heiſere Stimme wieder ſagen, und dieſe Marry, dieſe ſchlechte Dirne, läuft nach einem Arzte, ſtatt nach Freiern. Ich ſchlage ihr die Hirnſchale ein, wenn ſie mir nicht gleich eine Flaſche Gin verſchafft.

So laß ſie doch, rief der andere Menſch, glaubſt Du denn, daß dieſer Herr Doktor, dieſer Gentlemen hier, nicht auch der hübſchen Marry zu Gefallen hierhergekommen iſt, und nicht Geld genug in der Taſche haben wird, wofür wir uns zweimal die Flaſche füllen können?

Die arme Marry, welche neben mir am Lager ihrer Mutter ſtand, ſeufzte tief auf.

Ich mußte ſo ſchnell als möglich dieſen ſcheußlichen Ort verlaſſen, wenn ich nicht in Ohnmacht fallen wollte.

Marry, ſagte ich, Ihre Mutter bedarf der Medizin, kommen Sie mit nach der Apotheke, Sie können Sie dort gleich empfangen. Die Kranke bedarf aber auch zugleich der Ruhe, und es wäre gut, wenn dieſe Herren hier, welche ſich ſo laut unterhalten und ihren Schlaf ſtören, ſich entfernten. In dieſem Falle und unter dieſer Bedingung werde ich ihnen Geld geben, daß ſie die Nacht irgend wo anders zubringen können. Fragen Sie doch die Herren, ob ſie hierauf eingehen wollen.

Marry verſtand mich ſehr wohl, doch ſie brauchte nicht zu fragen, da auch die beiden Herren mich ſehr gut verſtanden hatten.

Zehn Schillinge, Gentlemen, wenn Sie ſo gut ſein wollen, ſagte die heiſere Stimme auf eine ſehr joviale Weiſe. Es iſt

ſehr wenig, wirklich eine ſehr beſcheidene Forderung. Nachtlager einen Schilling, Abendbrod, ein Beefſteak, wenn Sie erlauben, einen Schilling, eine Flaſche Gin, wenn Sie erlauben, da wir ihn auf Ihre Geſundheit trinken wollen, ebenfalls einen Schilling, das iſt in Summa drei Schillinge. Außerdem wird die Marry keinen Penny an dieſem Abend verdienen, keinen Penny, ſage ich Ihnen, Gentlemen, wenn wir ſie nicht beaufſichtigen, denn dieſe niedliche Marry iſt ſo faul wie eine Lady. Es iſt alſo ſehr gewiſſenhaft, wenn wir für dieſen Ausfall ſieben Schillinge in Rechnung bringen, macht alſo in Summa zehn Schillinge.

Ich war ſehr zufrieden, ſo leichten Kaufs hier fortzukommen und griff haſtig nach meiner Börſe, das Geld herauszunehmen.

In dieſem Augenblick aber legte ſich eine Hand in die meine, und meine Börſe verſchwand.

Die Männer hatten ſie mir nicht genommen, ſie ſtanden beide am andern Ende des Zimmers. Marry allein konnte ſie mir genommen haben.

Zehn Schillinge, ſagte jetzt der andere Menſch, Goddam, das iſt ſehr knauſerig gerechnet, ſehr knauſerig für einen Gentlemen, der jährlich Tauſende verdient, dafür, daß er Londons Kirchhöfe in Ordnung erhält. Ich für mein Theil verlange mindeſtens ein Pfund. Das iſt für einen ehrlichen Abend ſehr wenig, William, und wir ſtehlen nicht, wenn wir Geld haben. Warum ſollen wir uns Gefahren ausſetzen, wenn wir ohne ſolche unſern Gin trinken können?

Das iſt nicht ohne, ſagte jetzt die heiſere Stimme, da haſt Du ganz Recht, William, ich habe allerdings vergeſſen, den ehrlichen Abend dem Gentlemen mit in Rechnung zu bringen. Zehn Schillinge nicht zu viel, durchaus mäßig. Wir werden

also von dem Gentlemen zwei Pfund erhalten, und die alte Hexe allein lassen.

Es wird vielleicht sehr heilsam für sie sein, wenn wir sie auch morgen am Tage und an dem folgenden Abende allein lassen, fuhr der Andere nun fort, ich glaube, Alter, der Gentlemen wird der Meinung sein, daß dieses ihre Genesung völlig herbeiführen wird. Wir können die Rechnung gleich in Einem abmachen. Für zwei ehrliche Abende und einen ganzen ehrlichen Tag, wobei es uns auf eine Stunde länger nicht ankommen soll, fünf Pfund der Mann — sehr billig, Gentlemen. Nur zehn Pfund im Ganzen, um eine alte Hexe wieder gesund zu machen. Wird ein wahres Kunststück sein und Sie ungeheuer berühmt machen.

Niemals in meinem Leben, ich gestehe es ein, habe ich eine solche Angst ausgestanden, wie in dieser Gaunerhöhle. Ich war es gewöhnt, den wildesten Raubthieren zu begegnen, ich war mehr als einmal in Gefahr, von ihnen angegriffen zu werden, aber ich erkannte, daß der verworfene Mensch das fürchterlichste, und für den Menschen selbst, also sein eigenes Geschlecht, gefährlichste Raubthier ist. Diese Teufel wollten mich also plündern, während ich von dem Mädchen, welchem ich aus zu großer Mildthätigkeit diese entsetzliche Lage zu verdanken hatte, schon völlig geplündert war. Hatte ich nun nicht das Aergste zu befürchten? Konnte ich nicht erwarten, daß sie mich sogar meiner Kleidungsstücke berauben würden?

Schon wollte ich, dem vorzubeugen, die Marry laut auffordern, den Menschen meine Börse zu geben, und sie allesammt ihrem Schicksal überlassend, mich schleunigst entfernen, als Marry zu den Menschen hintrat, ihnen meine Börse hinwarf und mit mühsam unterdrückten Thränen sagte:

Dies iſt Alles, was der Herr Doktor bei ſich hat. Nehmt es und geht.

Mit widerlicher Haſt griffen ſie beide zugleich nach der Börſe. Glücklicher Weiſe vertrugen ſie ſich darum. Der Heiſere überließ ſie dem anderen Jüngeren mit den Worten:

Nun, ſo laß uns gehen, William, die Kehle iſt mir ſchon ganz trocken.

Dieſer wog die Börſe in ſeiner Hand und warf noch einen prüfenden Blick nach mir. Ich that, als bemerkte ich es nicht, und beſchäftigte mich mit der Kranken. Endlich ſah ich ſie zu meiner großen Freude gehen, ich athmete wieder auf.

Als ſie fort waren, brach das unglückliche Mädchen in Thränen aus, und überreichte mir eine Hand voll Gold.

Verzeihen Sie, ſagte ſie, ich habe gewußt, wie das kommen wird, und Ihnen deshalb die Börſe fortgenommen, um Ihnen doch wenigſtens einen Theil Ihres Geldes zu retten. Ich habe dieſes ſchnell herausgenommen.

Wahrlich, es fehlte nicht viel, ich hätte mit dem unglücklichen Mädchen geweint.

So gut, ſo ehrlich und zu einer ſo entſetzlichen Geſellſchaft verdammt zu ſein.

Verdammt zu ſein, zwei ſo verächtliche Menſchen zum Vater und zum Bruder zu haben — denn der Jüngere war ihr Bruder — und nicht ſo ſchlecht wie ſie zu ſein.

Ja, es iſt in der That eine Verdammniß, unter ſo ſchlechten, verworfenen Menſchen gut zu ſein.

Es iſt eine Seelenſtimmung, eine Pein, wie ſie die Hölle nicht entſetzlicher bieten kann.

Waren alle Geſetze im Stande, dieſes arme weibliche Weſen von der rohen, brutalen, verbrecheriſchen Gewalt zweier Männer, die ſie Vater und Bruder nannte, zu ſchützen?

War dieſes unglückliche Weſen im Stande, ſich ſelbſt zu ſchützen?

Ja, vielleicht, wenn ſie geweſen wäre, wie ſie, eben ſo verworfen, eben ſo ſchmutzig, eben ſo verbrecheriſch.

O, ihr Männer, wenn ihr wüßtet, wenn ihr deſſen gedenken wolltet, wie viele weibliche Tugend unbemerkt, im Schmutze ekelhafter Winkel verkümmert, wie viele Aufopferungen, würdig einer Heldenſeele, nutzlos und ohne Entgeltung von armen, ſchwachen, jeder Unbill preisgegebenen Weſen geboten werden, ihr würdet nicht mehr ſo ſtolz auf eure Vorzüge, euern Ruhm, eure Seelenſtärke ſein dürfen.

Ich hatte, Dank dem gütigen Himmel, Freunde genug, um etwas für das unglückliche Mädchen und ihre eben ſo unglückliche Mutter thun zu können.

Ich ſah wohl ein, daß Hülfe hier ſchwer war, denn was konnte die arme Frau gegen ihren Mann ſchützen, der kraft der Geſetze, welche den Mann zum Herrn über die Frau, zu ihrem natürlichen Vormund, zum Beſitzer ihres Eigenthums machten, alle ihr erzeigten Wohlthaten zu Schanden machen konnte?

Und was hätte die arme unglückliche Marry nicht Alles gethan, um ihren elenden Vater und Bruder vom Stehlen abzuhalten, ſie vom Galgen zu retten, und ihren Namen vor der höchſten Schmach zu bewahren?

Die einzige Rettung, welche das Schickſal der Unglücklichen wenigſtens in etwas gemildert hätte, wäre eine Eheſcheidung geweſen.

Aber dieſes proteſtantiſche England hat in Betreff der Eheſcheidung höchſt rigoroſe Geſetze.

Es wird den armen, unglücklichen Frauen, welche ſich von ihrem ſo harten und traurigen Geſchicke, die preisgegebene

Beute ihrer niederträchtigen Männer zu ſein, befreien wollen, dieſe letzte Zuflucht benommen.

Eine Eheſcheidung in England iſt bekanntlich mit enormen Koſten verknüpft, welche den Armen dieſe oft ſo große Wohlthat unzugänglich machen.

Das Volk greift freilich oft zu dem Auswege der Menſchenverkäuferei.

England, das ſo höchſt civiliſirte England, welches jährlich ſo viele Tauſende ausgiebt, den Menſchenhandel zu unterdrücken, duldet bei ſich — den Menſchenverkauf.

Man lieſt zuweilen in den engliſchen Blättern, daß ein gewiſſer N. ſeine Frau öffentlich auf den Markt geführt und an dieſen oder jenen für einen oder mehrere Schillinge verkauft hat.

Das iſt kein Spaß.

Allerdings iſt dieſes Geſchäft nur eine Form, es iſt eine Form, welche das Volk ſelbſt der Eheſcheidung ſubſtituirt hat, und das Geſetz drückt ein Auge zu und iſt zufrieden, daß das Volk ſeine eigenmächtigen Eheſcheidungen doch wenigſtens in eine gewiſſe Form bringt.

Aber iſt es die Sache jeder Frau, ſich verkaufen zu laſſen, und wenn ſie auch noch ſo unglücklich mit ihrem Manne lebt?

Es iſt wahr, und wir haben es oft genug geſagt, daß die Ehen in England glücklicher als irgendwo ſind.

Aber die Männer ſind hier, was und wie ſie überall ſind, und man ſieht nicht ſelten Beiſpiele empörender Tyrannei.

Ich habe während meines Aufenthaltes in Berlin einmal gehört, daß es eine deutſche, provinzielle Bibel giebt, in welcher die Worte „und er ſoll dein Herr ſein" ſchrecklich naiv in „und er ſoll dich ſchlagen und peinigen" überſetzt ſind.

Tiefe traurige Anwendung einer Bibelſtelle, welche ſicher nur moraliſche Herrſchaft im Auge gehabt hat, findet man in England unter den niederen Klaſſen eben nicht ſelten.

Um die arme Marry und ihre Mutter aus den Händen ihrer Peiniger zu befreien, wurden ſie beide in ein mildthätiges Inſtitut aufgenommen.

Die kranke Frau als Hospitalitin, die gute Marry als Krankenpflegerin.

Dieſem, ihrem Charakter ſo ſehr zuſagenden Berufe widmete ſie ſich mit ganzer Seele.

Zu gleicher Zeit wurde die Eheſcheidung ihrer Mutter in's Werk geſetzt.

Und ich dankte Gott, daß ich London, dieſes London, in welchem der höchſte Glanz und das ſchauerlichſte Elend ſo nahe neben einander wohnen, mit einer guten Handlung verlaſſen konnte.

Wahrlich, ich hatte einmal den höheren Nutzen, viele und reiche Anbeter zu haben, kennen gelernt.

Selbſt mein buckliger Verehrer, der Gentlemen B...s, welcher von dieſer Sache hörte, konnte ſich nicht enthalten, um mir gefällig zu ſein, ſtatt für mich einen Nafenring zu kaufen, eine Guinee für die gute Marry und ihre Mutter mir einzuhändigen.

Er war wirklich großmüthig genug, kein anderes Aequivalent dafür zu fordern, als einen freundlichen Blick von meiner Seite.

Ich ſah ihn denn auch ſo freundlich an, daß ihm das Herz zu weinen begann.

Miß Lola Montez à Borris, ſagte er mit wehmüthigem Blicke, ich bin wirklich ein guter Mann, ich habe Mitleid mit

dem Unglücklichen und gebe jährlich an zehn Pfund für die Armen aus, ich würde aber unbedenklich zwanzig geben, wenn statt der Leute, welche das Geld von mir abholen, so niedliche Lady's, wie Sie, kämen.

Ich glaubte dies dem guten Manne, ohne daß er es betheuerte, denn die Männer sind sehr freigebig, wenn es Ihnen Vergnügen macht.

Vierundſiebenzigſtes Kapitel.

Ein Seeſturm.

Das Zeitungsblatt. — Seltſame Annoncen. — Ein Handelsreiſender. Das letzte Stündlein.

So ſaß ich denn wieder einmal auf dem ſchwankenden Schiffe, um in ein neues fremdes Land mich überzuſiedeln.

Die Waſſerſtrecke, welche Frankreich von England trennt, iſt eine ſehr geringe, aber ſie kann unter Umſtänden doch entſetzlich lang werden.

Die Paſſagiere, welche zum größten Theil von London aus mit mir gefahren waren, und nur aus Engländern beſtanden, waren gar zu langweilig.

Die einzige Unterhaltung gewährte mir ein ſatyriſch-humoriſtiſches Zeitungsblatt, welches ein Handelsreiſender mir mit ironiſchem Lächeln übergab.

Dieſes Londoner Zeitungsblatt war in der That höchſt intereſſant für mich, obgleich ich das, was mich am meiſten intereſſiren mußte, erſt am ſpäteſten bemerkte.

Dieſes Blatt hatte nämlich folgende ſpaßhafte Annoncen, auf die der Handelsreiſende mich im Gefühl ſeiner männlichen Würde aufmerkſam machen wollte: —

Es hat ſich hier ein mechaniſch-phyſikaliſcher Künſtler etablirt, welcher mit folgenden Kunſtwerken einem geehrten Publikum gegen billige Preiſe aufwarten kann:

1) Eine Sondirungs-Maſchine, für Frauen zu gebrauchen, um die Treue ihres Mannes zu erforſchen.

2) Ein Braut-Teleſcop für Mädchen, um bis auf den Herzensgrund des Bräutigams zu ſchauen, bevor ſie ihn freit.

3) Haberſchwämme, zänkiſchen Weibern bei aufbrauſenden Zwiſtigkeiten auf den Mund zu legen.

4) Eine Tinktur, um das Herz des Mannes immer friſch zu erhalten und vor Veränderungen zu ſchützen.

5) Ein künſtlicher Froſch, um die Laune des Mannes und der Frau immer einen Tag vorher zu beſtimmen.

6) Magen-Elixir für erkünſtelte Krämpfe.

7) Roboranzen für Zufälle von wankelhafter Sittlichkeit.

8) Optiſche Spiegel, in denen man ſeine Frau als einen lebendigen Engel erblickt.

9) Brenngläſer, um die erlöſchte Liebe wieder in Flammen zu bringen.

10) Kleine Vorlegeſchlöſſer für ſchwatzhafte Mäuler.

11) Rechenknechte für verſchwenderiſche Haushaltungen.

12) Eheliche Gleichheitswaagen für emancipationsluſtige Weiber.

13) Krebs-Scheeren, der Flatterhaftigkeit der Männer die Flügel zu beſchneiden.

14) Saug- und Druckwerke für Weiber, welche gern weinen wollen und nicht immer Thränen in Bereitſchaft haben.

15) Nebeltropfen, die heimlichen Liebhaber unſichtbar zu machen.

Dieſer Annonce folgte eine andere.

In allen guten Buchhandlungen Englands ſind folgende Werke zu haben:

1) Gardinen-Predigten von der heiligen Genovefa.

2) Ueber die Fehler der Weiber, hundert Bände und noch nicht vollendet.

3) Die Kunſt, dem Manne Hörner aufzuſetzen, ohne daß er das Geringſte davon merkt.

4) Anleitung, eine Frau binnen acht Tagen fromm und folgſam zu machen.

5) Der Stein der Weiſen, oder die Wiſſenſchaft von dem, was man Alles mit ſeinem Manne machen kann.

6) Und er ſoll Dein Herr ſein! Gedächtnißpredigt bei der Stiftungsfeier des wohlſeligen Herrn Adams.

Nachdem ich dieſe närriſchen Annoncen geleſen hatte, wollte ich das Blatt, welches mir ſonſt nichts Intereſſantes zu enthalten ſchien, ſchon bei Seite legen, als ich meinen Namen erblickte.

Es war eine höchſt unartige und boshafte Karrikatur auf mich, und ich war weit entfernt, mich darüber zu ärgern.

Allerdings war es das erſte Mal, daß ich mich öffentlich in einem Blatte genannt ſah und zwar auf eine ſo unſchmeichelhafte Weiſe.

Ich bin aber in der Zukunft dafür vollkommen gerächt worden, denn ich glaube nicht, daß je eine Künſtlerin mehr als ich gelobhudelt worden iſt.

Freilich hat auch der Tadel nicht gefehlt und ich muß zum Lobe des doch ſo mächtigen und einflußreichen Journalismus ſagen, daß man gleich ungerecht und übertrieben im Tadel wie im Lobe gegen mich war.

Ich wollte dem jungen Handelsreiſenden eben ſein Blatt zurückgeben, welches er mir jedenfalls nicht in der Abſicht, mich

zu beleidigen, gegeben hatte, denn er kannte mich nicht, als er in die Kajüte mit angstbleichem Gesichte zu mir eintrat.

Wir sind verloren, unser Schiff geht unter. O, mein Gott! mein Gott! rief er mit verzweiflungsvollen Blicken.

Ich eilte auf's Verdeck. Denn allerdings waren wir bei sehr ungünstigem Wetter abgefahren. Das Schiff lag ganz auf der rechten Seite und der Mast berührte fast die Wogen. Das linke Rad der Dampfmaschine war daher ganz außer Thätigkeit, und das rechte, ganz im Wasser, verlor seine forttreibende Kraft. Plötzlich wurden wir auf den Gipfel ungeheurer übereinander gestürzter Wellenberge gehoben, und schon mußten wir fürchten, daß uns das nächste Meeresthal verschlingen würde. Ich klammerte mich fest an den Mast und fügte mich in den Willen und die Absicht Gottes, voll Schauder und Ehrfurcht vor der unermeßlichen, furchtbar erhabenen Kraft der Elemente. Ein eiskaltes Sturzbad der jetzt das Schiff überrauschenden Woge kühlte meine Angst ein wenig ab. Ich war eine Weile wie versteinert, ich fühlte mich gar nicht. Ich war ohne Furcht und ohne Hoffnung, gewiß die glücklichste Stimmung in solchem Augenblicke.

Nachdem das empörte Element wohl eine gute Stunde lang mit unserem kolossal und majestätisch gebauten Schiffe gleichsam ein Ballspiel getrieben hatte, legte sich der Sturm, und wir kamen, Dank sei es dem Herrn der Elemente und unserem tüchtigen, wunderbar geistesgegenwärtigen Capitän, mit der bloßen Angst davon

Viele fragmentarische Fahrzeuge, welche an uns vorüberschwammen, belehrten uns, daß es Anderen nicht so glücklich wie uns ergangen war.

Der junge Handelsmann wollte mich vor Freude umarmen, vielleicht hatte er auch auf diese günstige Gelegenheit

gewartet, um ein ſolches Attentat gegen mich auszuüben. Ich bemerkte aber glücklicher Weiſe ſeine Abſicht, und ſagte ihm, daß es jetzt eher an der Zeit ſei, ſeine Arme dankend gegen unſeren allgütigen Beſchützer dort oben auszuſtrecken.

Etwas beſchämt geſtand er mir ſein Unrecht zu, und drückte mir nur die Hand, indem er jauchzend rief:

Voilà Calais!

So war ich denn glücklich und wohlbehalten auf franzöſiſchem Boden angelangt.

Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Vierter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.

Fünfundſiebenzigſtes Kapitel.

Paris.

Parallelen. — Karl X. — Ludwig Philipp. — Napoleon. — Robespierre und Lamartine. — Was bringt die Zukunft.

So war ich denn in Frankreich, in Paris.

Es verhält ſich der franzöſiſche Geiſt zu dem engliſchen, wie der Champagner zu Porter.

In London wird man erdrückt von der Rieſenkraft des Genies, welchem ſo ungeheure pecuniäre Mittel zur Verfügung ſtehn, in Paris wird man angeregt und gehoben von dem ewig ſprudelnden, unverſiegbaren Enthuſiasmus, welcher gleichſam wie ein irrender, fahrender Ritter fortwährend auf Abenteuer ausgeht, faſt in jedem Kampfe ſiegt und niemals gewinnt.

Ich möchte auch ſagen, London iſt der erſte Mann der Welt — Paris iſt die erſte Frau der Welt.

Paris und London werden ſich ewig abſtoßen und ewig anziehen.

Dieſe beiden Städte ſind Nebenbuhler in der Bewunderung, die ſie der übrigen Welt entlocken, und ſympathiſiren in der Bewunderung, die ſie ſich gegenſeitig zollen:

Paris ist das schöne, kokette Weib, welches alle Völker lieben, trotzdem, daß Alle es tadeln.

London ist der stolze, vornehme Mann, welchen alle Völker achten, trotzdem, daß Alle ihn fürchten.

London belohnt seine großen Männer.

Paris vergöttert seine großen Männer.

London bleibt stets sein eigener Herr.

Paris ist auf dem höchsten Gipfel des Ruhms und der Macht stets — eine Sklavin.

London besitzt eine ungeheure Selbstachtung.

Paris eine ungeheure Eigenliebe.

London ist immer stolz und kalt.

Paris ist immer aufgeregt und empfindlich.

London sucht überall seinen Nutzen.

Paris sucht überall seinen Ruhm.

London ändert nur das alte Habit.

Paris macht ewig neue Toilette.

London will erwerben.

Paris will leben.

London will erhalten.

Paris vergeuden.

London ist der Mentor aller Nationen.

Paris ist die Bonne aller Nationen.

Von England lernen die Männer und von Frankreich die Kinder.

Obwohl ich Paris mit einer Frau vergleiche und eine solche natürlich mehr Interesse für Männer als für Frauen haben muß, so war ich nicht desto weniger mit dem Tausche sehr zufrieden, und befand mich in Paris recht wohl.

Der gute Vicomte hatte alle mögliche Fürsorge für mich

getroffen, ich fand ein sehr nobel eingerichtetes Hotel, und wir waren Beide erfreut uns wieder zu sehen.

Gleich in den ersten Tagen meines Aufenthalts in Paris wurde ich bei der großen Oper für einige Debüts engagirt.

Der Beifall, welchen ich erntete, war außerordentlich.

Ich muß gestehen, ich wurde ganz berauscht von diesem Erfolge, welchen ich, Neuling in der Kunst, mir nicht hatte träumen lassen.

So schnell zu einer Celebrität in Paris geworden, wurde mir die ganze galante Aufmerksamkeit zu Theil, welche der Franzose in reichlichem Maße Denjenigen zollt, die ihm gefallen.

Zugleich aber auch begannen mich die galanten Abenteurer förmlich zu bestürmen.

Ich wurde von Herren aller Klassen umschwärmt, von Herzögen, von Grafen, von Diplomaten, von Künstlern, von Banquiers und Rentiers, von Militärs und Geistlichen.

Wie in London, so hatte ich auch in Paris Gelegenheit Narren der Galanterie und der Liebe kennen zu lernen.

Ich muß es aber sagen, ich habe in Paris selbst die Narren liebenswürdiger gefunden.

In London interessirten mich die Dinge mehr als die Menschen, in Paris mehr die Menschen als die Dinge.

In London vergißt man über die Dinge die Menschen, in Paris über die Menschen die Dinge.

Und doch ist es wahr, und freilich auch ganz natürlich, daß in beiden Städten die Dinge wie die Menschen sind.

Es war eine lange Zeit her, daß ich Paris nicht gesehen hatte. Und damals war ich nur ein Kind und war in Paris nur einen Augenblick.

Paris war mir also etwas ganz Neues.

Und ist Paris nicht selbst immer etwas Neues?

Das Paris von gestern ist nicht mehr das Paris von heute. — In Paris wird Keiner alt, weil Paris selbst nicht alt wird.

Paris mausert an jedem Tage.

Wenn Paris stabil wird, ist Paris nicht mehr.

Wie Rom der Weltherrschaft bedurfte, um sich selbst zu beherrschen, wie London des Welthandels bedarf, um sich selbst zu ernähren, so bedarf Paris der Weltunruhe — um sich selbst zu beruhigen.

Paris ist nicht das Weib am Heerde, Paris ist eine Salondame.

Die Völker mögen wollen oder nicht, sie werden sich von dieser galanten Herrin nicht emancipiren.

Ich finde es sehr natürlich, daß Paris nicht allein in der Mode, d. h. in der Toilette, sondern auch in der Revolution den Ton angiebt.

In Allem was Bewegung heißt, läuft Paris allen übrigen Städten den Rang ab.

Bewegung ist für Paris Lebensbedingung.

Aber gewiß ist nicht jede Bewegung Fortschritt.

Aber Paris kümmert sich darum nicht, es will sich eben nur bewegen, verändern, weiter nichts.

Darum sind die Resultate seiner Bewegung so unsolider Natur, darum giebt es so leicht wieder auf, was es so leicht erringt, darum vergeudet es seine Kräfte so leichtsinnig, weil es sie so leicht wieder ersetzt.

Die Bewegung erschöpft sich wohl leicht, aber zuvor verhundertfacht sich ihre Kraft.

Deshalb wird Paris — denn Paris ist Frankreich — für die Ruhe Europa's stets gefährlich bleiben.

Es giebt nur zwei Schutzmittel gegen Paris.

Mitbewegung — oder kein Paris.

Paris ist trotz so vieler glücklicher Vorzüge die unglücklichste Stadt der Welt.

Es sucht, wie ein Verzweifelter, der Hand an sich selbst legen will, Zuflucht vor sich selbst.

Es glaubte sie zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Mitteln zu finden.

In dem Morde der Dynastie.

Aber man sah ein, wenn man einen König auf das Schaffot führt, muß man die halbe Nation mit hinauf führen, welche ihm anhängt.

Robespierre erschrak nicht vor dieser Consequenz, aber die Nation erschrak davor.

Diese blutige Consequenz hatte sich mit der Republik verschwistert, und man haßte sie deshalb.

Man suchte Zuflucht vor sich selbst und warf dem vergötterten Manne des Ruhms die Kaiserkrone hin.

Napoleon kannte seine Nation.

Er sah es ein, daß er, um Frankreich zu beherrschen, die Welt beherrschen müsse.

Das ist das Geheimniß, warum dieser geniale Mann stets Alles auf das Spiel setzte, um nur Paris zu behaupten, und warum er Paris aufgab, weil ihm Europa verloren war.

Europa und Paris, aber kein Paris ohne Europa.

Dieses Paris, dieses Frankreich, übersättigt von seinem Ruhme, mußte sich abermals vor sich selbst retten. Es war nun lange genug Gebieter in Europa gewesen, es wollte einmal wieder Herr bei sich selbst sein.

Deshalb gab es den Kaiser fast gleichmüthig auf, den Ruhm konnte es ja dennoch behalten.

Bonaparte hatte ſich ſelbſt gemacht, aber den Napoleon hatte Paris gemacht.

Alſo wieder eine neue Bewegung, wie in der Mode ſo in der Politik.

Das Neue war alt geworden, man griff wieder zum Alten, um es neu zu machen.

Alſo die alte Dynaſtie wieder.

Aber die alte Dynaſtie konnte das Schaffot und die Guillotine nicht vergeſſen, ſie konnte die Principien nicht lieben lernen, welche königliches Blut fließen gemacht hatten, die alte Dynaſtie wollte nicht neu werden.

Und durch die Pforte von St. Denis, durch welche Karl X. von tauſendfachem „vive le roi“ begrüßt eingezogen war, flüchtete er wieder — weil Paris ſich wieder vor ſich ſelbſt retten wollte.

Die Republik von Robespierre ſtand noch in zu friſchem Angedenken, um nicht vor ihr zu zittern.

Diesmal wurde nur der König gewechſelt.

Noch einmal rief man:

Le roi est mort, vive le roi!

Paris glaubte das große Zauberwort gefunden zu haben, um ſich ſelbſt damit zu bannen.

Ein bürgerliches Königsthum, hieß es, das ſoll uns glücklich, zufrieden, ruhig machen.

Man hatte die Herrſchaft des Adels vernichtet, jetzt herrſchte das Bürgerthum.

Aber wie lange währte es, daß Paris einzuſehen glaubte, daß es auch mit dieſem Herrſcherthum nichts ſei?

Was blieb nun noch übrig?

Wenn es noch eine Regierungsform gäbe, welche Frank-

reich noch nicht gehabt hätte, ohne Zweifel hätte es sie angenommen.

So aber blieb nichts anderes übrig als die Republik.

Ein neuer Robespierre würde ohne Zweifel die alte Guillotine wieder eingeführt haben.

Lamartine jedoch wollte durch die Philosophie bewirken, was Robespierre durch die Guillotine bewirken wollte.

Alle Köpfe gleich machen, alle Ideen auf ein Princip richten.

Robespierre nahm allen Gegnern die Köpfe.

Lamartine wollte ihnen den seinigen geben.

Als wenn sein Kopf auf alle Schultern paßte.

Die Juni-Empörung hatte ihn anders belehrt und stutzig gemacht.

Frankreich war wieder einmal, und diesmal rascher als je, daran, sich vor sich selbst zu retten.

Es übergab sich einem tapfern Säbel und bald darauf einem großen Namen.

In Frankreich muß sich Alles wiederholen.

Das ist die Mode der Mode.

In der Politik ist eben so wenig Neues zu machen, wie in der Kleidung.

Weshalb?

Weil hier wie dort die Menschen bleiben.

Körperlich oder geistig verändern sich wohl diese, sie werden schwächer und kleiner, klüger und unruhiger — aber der Typus bleibt.

Eine neue Politik mit den alten Menschen ist unmöglich.

Wenn Frankreich seine Regierungsform wieder ändert, und es wird sie wieder ändern, was wird es dann sein?

Was Athen, was Rom, was Byzanz, was Genua, was

Venedig, was Warschau wurde, als an die Stelle der Stetigkeit das Princip der Bewegung kam?

Das Volk ist die Bewegung.

Und darauf wird man mir antworten:

Auch die Zeit ist die Bewegung.

Allerdings Bewegung, aber eine nach den weisesten Gesetzen geregelte Bewegung.

Welche Macht, welcher Mensch kann sich anmaßen zu regeln wie die Natur?

Paris mag sich hüten. Ich glaube es handelt sich jetzt um mehr als um Paris.

Wird es aufhören die Stadt zu sein, welche Revolutionen zur Mode macht, ohne irgend einen reellen Gewinn zu erzielen?

Paris kann viel für Europa thun, möge es nicht vergessen, was es sich selbst und der Welt schuldig ist.

Sechsundſiebenzigſtes Kapitel.

Narren der Geſchichte.

Die heilige Allianee. — Geſchichtsſtudien. — Die Größe des großen Peters. — Eine ſinnige Hypotheſe. — Das alte Paris.

Damals, als ich Paris zum zweiten Male beſuchte, war es freilich anders als jetzt. Ludwig Philipp, welchen man, wie gewöhnlich, ſo lange den Weiſen nannte, ſo lange ihm das Glück nicht verließ, ſaß damals auf Frankreichs Thron. Man hielt trotz des großen Mißgeſchicks, welches den Thronfolger dahinraffte, die Zukunft ſeines Hauſes für geſichert und ſchien die Ruhe Frankreichs unter ſeinem Scepter für unerſchütterlich zu halten.

Ludwig Philipps Politik war eine friedliche. Er trachtete darnach, Herzen, aber nicht Länder zu erobern. Frankreich war ihm groß genug, er wollte ſich ſelbſt, ſein Haus, nun auch ein wenig groß machen. Das entſprach allerdings dem ruhmſüchtigen Frankreich ſehr wenig.

Ich bekümmerte mich damals nicht viel um Politik. Meine Welt war das Theater, mein Kabinet mein Boudoir, trotzdem fehlte es mir nicht an Allianeen.

Ja, ich hätte ſogar der heiligen Alliance beitreten können.

Man erschrecke nur nicht. Es war weder Preußen, Oestreich, noch Rußland, welche mich aufforderten, im Bunde der Vierte zu sein.

Es war eine andere heilige Alliance.

Ich werde später davon noch sprechen.

Außer den Franzosen habe ich in Paris ein anderes Bruchstück einer unglücklichen, heldenmüthigen und ritterlichen Nation kennen gelernt — die polnische Emigration.

Viele dieser Leute, welche trotz ihrer Niederlage von 1831 und des für sie so traurigen Ausganges eines so ungleichen Kampfes, noch immer von der Wiederherstellung ihres Vaterlandes träumen, gehörten zu meinen treuesten Verehrern, und ihr chevalereskes Charakter gefiel mir sehr wohl.

Ich gefiel ihnen und sie gefielen mir, so ging es mir mit den Polen und den Franzosen.

Ich konnte demnach auf eine gute Anzahl galanter Abenteuer gefaßt sein. Leben, Treiben, Bewegung war ja, wie gesagt, mein Element, und Bewegung ist das Element von Paris.

Welche Schule sollte ich in dieser üppigen, lebens- und geistvollen Stadt noch durchlaufen, wie sollte ich mich wehren gegen Hunderte von Anbetern, die mir gefielen, und eben so Viele, die mir mißfielen?

Es wird einer Frau nicht schwer, unerbittlich gegen Männer zu sein, die ihr nichts zu bieten vermögen, als das, was ihr eben jeder Mann bieten kann.

So lange man über die Männer lachen kann, braucht man sie auch keineswegs zu fürchten.

Aber die wahre Liebenswürdigkeit ist für eine Frau immer gefährlich, und am gefährlichsten dann, wenn sie glaubt vor jeder Gefahr gesichert zu sein.

Treu meinem Vorsatze, keinem Manne ganz anzugehören

und die Freundschaft an die Stelle der Liebe zu setzen, stürzte ich mich keck in die Abenteuer, die so viel Lockendes für mich hatten und gegen welche ich stich-, hieb- und feuerfest zu sein glaubte.

Ich stürzte mich in das Leben und Treiben, in den schäumenden Strudel des modernen Capua, mit dem jugendlichen Uebermuthe einer gefeierten Künstlerin, die nichts mehr haßte als die Langeweile und nichts mehr liebte als die Veränderung.

Unwillkürlich mußte ich in Paris an die Vergangenheit Frankreichs denken, an den galanten Hof eines Ludwigs XIV. und XV., und Heinrichs IV., an eine Gabriele, eine Pompadour, eine Maintenon und wie sie noch Alle heißen mögen, die schönen Weiber, welche die Könige, und durch diese Paris, und durch dieses die ganze Welt beherrschten.

Der Hof Ludwig Philipps war kein Serail, wie der Hof der vorgenannten Könige, aber es giebt in Paris eine Herrschaft des schönen Geschlechts, welcher sich kein Hof, kein Monarch, kein Mensch entziehen darf, welcher in Frankreich etwas gelten will.

Früher herrschten und regierten die Frauen in Frankreich, jetzt regieren sie nicht, aber sie herrschen.

Ich habe es immer geliebt die Geschichte desjenigen Landes genau kennen zu lernen, in welchem ich gerade lebte.

Die geschichtlichen Kenntnisse und Erinnerungen, welche wir Mädchen von der Schule mit ins Leben bringen, sind zu dürftig, um uns genügen zu können.

Es giebt keinen Gegenstand, den man uns schlechter lehrt, als gerade Geschichte, welche nach meiner Meinung die nützlichste und nothwendigste Wissenschaft ist.

Wir erfahren von den Männern, daß sie, wenn sie nicht gerade dumm oder blödsinnig gewesen sind, sehr große Thaten

verrichtet haben, die oft in nichts Anderem beſtanden, als daß ſie ſich für viele Hunderttauſende ihrer Unterthanen haben hinſchlachten laſſen.

Man lehrt uns die Geſchichte wie einen tollen Hexenſpuk, der in einem Vertilgungskampfe des Menſchengeſchlechts beſteht.

Von den Frauen erfahren wir ſo gut wie gar nichts, denn die Weltgeſchichte trägt Hoſen, es ſcheint nur ein Irrthum zu ſein, daß man ſie dem weiblichen Geſchlechte zuzählt.

Außerdem erfahren wir ein Paar tolle, ein Paar ſchlechte, ein Paar leichtſinnige und endlich auch ein Paar ſinnige Streiche, welche das edle Männergeſchlecht begangen hat, und nachdem man dieſe Dinge alle mit Blut verbunden und zuſammengekittet hat, ſagt man uns:

Eure Lectüre iſt beendet.

Es ſtände traurig um die Achtung, welche wir für das Menſchengeſchlecht hegen, wenn wir nun auch aufhören Geſchichte zu ſtudiren und **ad verba magistri** ſchwörten, wenn wir die Menſchen nicht kennen lernten, welche die Weltgeſchichte vornehm ignorirt und doch das Meiſte dabei thun, daß uns das Leben erträglich wird.

Man ſieht es übrigens, daß die Männer das Hauptkapitel der Weltgeſchichte ſind. Es giebt kein Buch, in welchem ſo vieles närriſches Zeug vorkömmt, als in dieſem.

Ich erinnere mich noch genau, wie mein Lehrer der Geſchichte in der Penſion mir genau beſchrieb, wie Nimrod ausgeſehen hat, bis zu welcher Höhe der Thurm von Babel muthmaßlich aufgeführt worden ſei, und welche Sprachen das wohl geweſen ſeien, welche die vermeſſenen Bauleute in ihrer Verwirrung damals geſprochen haben. — Er vermuthete: die chineſiſche, arabiſche, chaldäiſche, türkiſche, ruſſiſche und lateiniſche. Dann erzählte dieſer Mentor, welch ein großer Mann

Peter der Große gewesen sei, der sich sogar nicht gescheut habe, seine durchlauchtigste Kaiserin durchzuprügeln, um als Selbstherrscher aller Reußen nicht selbst unter der Herrschaft des Pantoffels zu stehen. Hiermit war die welthistorische Größe dieses Fürsten vollständig erschöpft, wenn nicht noch das hinzuzuzählen ist, daß er sich von Karl hat schlagen lassen und ihn wieder geschlagen hat.

Bekanntlich machen das die Kinder, und namentlich die Schulknaben überall ebenso.

Wenn uns auf diese Weise die erhabene Weltgeschichte lächerlich erscheint, weil sich alle Thorheiten, aller Dünkel, alle Narrheit, alle Eitelkeit, alle Verworfenheit, aller Irrthum der Männer nur im vergrößerten Maaßstabe in ihr abspiegeln und von einem etwas schlauen Mädchenauge bald genug durchschaut werden, dann wird es wohlthuend, alle diese Thorheiten, all diesen Dünkel, alle diese Vermessenheiten, allen Irrthum einmal in der Nähe und im Kleinen zu betrachten, um endlich einsehen zu lernen:

Die Narrheit ist die größte Tugend der Menschheit.

Ich weiß wahrlich nicht, was aus der Weltgeschichte werden sollte, wenn urplötzlich alle Narrheit, alles Laster aufhörte.

Es ist das große, göttliche Privilegium der Weisen, daß es Narren, daß es Unverstand, daß es Thorheit geben muß.

Wenn alle Thorheit dereinst aufhört, nimmt alle Weisheit ein Ende.

Doch kommen wir wieder zu unserm eigentlichen Thema zurück, zum Studium der Weltgeschichte, d. h. eigentlich der Menschengeschichte.

Es ist nicht schwer die Geschichte Frankreichs zu lernen. Von allen großen Städten Europas trägt keine ein so großes Stück versteinerter Vorzeit in sich, als Paris.

Paris hat hierin den Vorzug vor allen übrigen Städten.

Paris war ſchon eine Weltſtadt, als der ruſſiſche Koloß noch ein Embryo war, Berlin noch in den Windeln lag. Krieg, Brand und Vandalismus hat meiſt alle alten Städte neu gemacht, nur Paris iſt noch die alte ſchauerliche Stadt aus der Zeit der Jungfrau von Orleans und der Esmeralda.

Ja, Paris iſt durchaus noch das alte.

Freilich verbrennt man keine kriegeriſche Jungfrau mehr, was an der von Orleans übrigens die Engländer gethan haben, man verbrennt keine Hexen mehr, und die Weiber haben wieder das Privilegium alt zu werden, aber iſt es denn ſo lange her, daß man die Frauen zu Hekatomben ſchlachtete, weil ſie das Unglück hatten Herrn Robespierre oder dem ſchrecklichen Vouilliac, oder ſonſt irgend einem zerlumpten Bürger — gar zu ſehr zu gefallen oder zu mißfallen.

Paris iſt noch das alte, ich habe das auf allen Schritten erfahren.

Schon gleich nach den erſten Tagen meiner Ankunft in Paris wollte ich mir die Stadt und ihre Umgegend anſehen.

Aber ich konnte ſehr wenig ſehen, denn ich war dergeſtalt von Beſuchen umlagert, ich mußte ſo viele Audienzen geben und auch Gegenbeſuche machen, daß mir ſehr wenig Zeit übrig blieb.

Ich mußte mich endlich gewaltſam losreißen, und verabredete mit dem Vicomte die Zeit, um eine Ausflucht nach Verſailles zu machen.

Nach Verſailles? — Ja, wenn Pierre V...d nicht geweſen wäre, dieſer luſtige Menſch, welcher mir verſicherte, daß, wenn Anaxagoras mich geſehen hätte, er zum Modell ſeiner Venus nach keiner andern Frau verlangt haben würde.

Siebenundsiebenzigstes Kapitel.

Die Kunst zu lieben.

Pierre B. .d, ein neuer Ovid. — Der Stoff des weiblichen Herzens. — Seelengröße und Selbstaufopferung. — Was wir bei der neuen Kunst Pierre B...d's gewinnen würden?

Unter allen meinen Anbetern machte mir der Herr Pierre B...d den meisten Spaß. Pierre B...d war ein junger Mann von 26 Jahren, welcher jährlich 5000 Franks Renten hatte. Das war nicht viel für einen Mann, welcher damit umging, die Theorie der Kunst zu lieben, zu schreiben, nachdem er sie, wie er sagte, praktisch studiert, oder vielmehr, wenn er sie praktisch studiert haben würde. Denn schon war er im Begriff diese praktischen Studien abzuschließen, um Ruhe zu seinem verdienstlichen Werke zu gewinnen, als er mich kennen lernte.

Er hatte mich tanzen sehen und sich sofort entschlossen, seinem Werke noch ein Kapitel hinzuzusetzen und mich zu lieben. Er besuchte mich und sagte mir sogleich die drei Eigenschaften, welche ihm erforderlich schienen, um mich seinem Entschlusse geneigt zu machen, daß er nämlich Pierre B...d heiße, 5000 Franks Renten habe und mit einem Buche über die Kunst zu lieben beschäftigt sei.

Aber wie erſchrak der junge Autor, als er nur zubald gewahrte, daß meine Bekanntſchaft ihm nicht ein neues Kapitel, ſondern ein ganz neues Buch lieferte, daß ſie, ſtatt ſeine Theorie zu vervollſtändigen, dieſe vollkommen umſtieß.

Die Kunſt zu lieben, ſagte ich ihm, iſt allerdings eine ſehr ſchwierige Kunſt, ich möchte faſt behaupten, die ſchwierigſte. Sie iſt bekanntlich eine alte klaſſiſche Kunſt, über die Ovid ſchon ein groſſes Buch geſchrieben hat, und die, wie ſo manche alte Kunſt, in unſern Tagen nicht verſtanden wird.

Ich will gerne zugeben, verſetzte der neue Ovid, daß ſie eine ſehr ſchwierige Kunſt iſt, aber ich ſehe nicht ein, warum dieſe Kunſt die ſchwierigſte ſein ſollte.

Jede andere Kunſt, ſagte ich, hat es mit Stoffen zu thun, die ſich der Hand des Künſtlers willig fügen und die gewiſſermaßen nach Regeln bearbeitet werden können. Durch dieſe Fügſamkeit des Stoffes, welchem der Künſtler ſelbſt Leben und Geiſt einhaucht, gewinnt deſſen Individualität, deſſen Genie, einen freien Spielraum. Das Kunſtprodukt bleibt ſo ewig ein Werk des Kunſtgenies. Welchen Stoff hat aber der Liebekünſtler? Iſt das weibliche Herz auch ein ſolcher willfährigen fügſamer Stoff, der den Geiſt des Meiſters als ſeinen eigenen in ſich aufnimmt? Wie verſtehen Sie die Kunſt zu lieben? — Iſt es die Kunſt des Mannes, in jedes Mädchen, jede Frau, die ihm gefällt, verliebt zu ſein? Gehört nicht vielmehr dazu auch von ihnen geliebt zu werden?

Allerdings, antwortete der junge Pierre B...d.

Nun, ſo möchte ich doch wiſſen, welche allgemeine Regeln Sie aufſtellen, um jedes weibliche Weſen ſich zugethan oder vielmehr in ſich verliebt zu machen?

Laſſen Sie das „ſich" weg, verſetzte Pierre B...d, dann wird es eine richtige Frage, und ich werde ſie Ihnen beant-

worten und Sie schlagen, d. h. Ihre Voraussetzung zu Schanden machen.

Ich soll das „sich" fortlassen?

Allerdings! Die Kunst zu lieben soll den Mann nicht lehren, alle Frauenherzen in sich, den Einzigen, verliebt zu machen, sondern in Jeden, die verliebt zu machen, die er gerade liebenswürdig findet, die er liebt und von der er geliebt werden möchte.

Wenn aber ein Mann alle hübschen Frauen liebt, und das scheint mir in der Regel so zu sein, dann wird ihm Ihre Kunst also nichts nützen?

Ich setze nicht voraus, daß ein Mann so thöricht sein wird, sich in alle hübsche Frauen auf einmal oder überhaupt zu verlieben. — Es ist dieses bei der Verschiedenheit des Geschmacks auch gar nicht anzunehmen, ich setze aber voraus, daß jedes weibliche Herz zur Liebe geneigt ist, und mit dieser Voraussetzung, die Sie mir nicht streitig machen werden, fällt die Ihrige, daß nämlich dem Liebekünstler ein weniger fügsamer Stoff als jedem andern Künstler zu Gebote steht. Das weibliche Herz ist ein so fügsamer Stoff, wie es keinen anderen giebt, fügsamer als Stein und Metall.

Nun gut, ich will Ihre Ansicht vorläufig adoptiren. Sie meinen, jedes weibliche Herz ist der Liebe zugänglich, und wer diesen fügsamen Stoff zu behandeln weiß, der wird sich der Gegenliebe stets versichern können. Sie besitzen diese allergrößte Kunst, und Sie haben erklärt, daß Sie in mich zum rasend werden verliebt sind. Ist es so, oder haben Sie nur eine Redensart ausgesprochen?

Durchaus nicht, es verhält sich vollkommen so.

Nun, ich erkläre Ihnen hiermit feierlich, daß ich auch nicht die geringste Zuneigung zu Ihnen verspüre. O, lächeln Sie nicht. Ich weiß recht gut, daß Sie darüber nicht in Verlegen-

heit gerathen, daß Sie mir antworten werden: ich glaube es Ihnen nicht, Sie sind wirklich in mich verliebt, Sie wollen es nur nicht sagen.

Ich werde mich wohl hüten, Ihnen das zu entgegnen, versetzte mein Ovid, wenn Sie wirklich in mich verliebt sind, werden Sie mir das schon sagen, und wenn Sie es mir nicht sagen, so muß ich es doch sicher merken können.

Ei, warum? Ich bin vielleicht ein recht bizarres Geschöpf, liebe Sie entsetzlich und stelle mich als Ihre Todfeindin.

Das ist freilich möglich, und die Sache wäre nicht neu. Wir haben die Beispiele schon erlebt. Aber es giebt dennoch sehr sichere Kennzeichen der Liebe, die allen verstellten Haß durchbrechen.

Zum Beispiel?

Zum Beispiel eine Dame, die wirklich liebt, kann wohl aus Gründen, und meinetwegen aus Laune, ihre Liebe verleugnen, indem sie dem Gegenstande ihrer Liebe nichts von dem gewährt, worauf die Liebe Ansprüche machen darf. Ein liebendes Herz wird aber niemals soweit gehen, dieser Ursache wegen noch einen Andern zu lieben.

Das liebende Herz könnte sich aber auch in dieser Beziehung verstellen.

Bis zu einem gewissen Punkte, das gebe ich zu.

Bis zu einem gewissen Punkte? Sagen wir bis wie weit?

Nun, wenn Sie z. B. mich liebten und die Laune haben, mir das durchaus verhehlen zu wollen, so könnten Sie vielleicht, um dies durchzusetzen, einen andern Mann vor meinen Augen küssen.

Wenn dieser Mann mein Vater oder Bruder oder irgend ein anderer Verwandter ist?

Ich meine auch jeden andern Bekannten.

Auch ihren Nebenbuhler vielleicht?

Auch vielleicht den.

Ich könnte ihn sogar auch heirathen, nicht wahr?

Auch das vielleicht.

Und das nennen Sie bis zu einem gewissen Punkte geben? — rief ich lachend, ich denke das ist über alle Punkte hinaus.

Nein, noch lange nicht. — Sie können Jemanden heirathen, ohne ihn zu lieben.

Aus bloßer Laune?

Warum nicht? Das geschieht gar nicht so selten.

Während man einen Andern liebt, den man heirathen könnte?

Auch das. Ich gebe allerdings zu, daß dieses zu den Seltenheiten gehört, daß sonderbare Umstände obwalten müssen, um ein solches Verhältniß hervorzubringen.

Es müssen in der That sehr sonderbare Dinge sein, die eine Dame, welche wahrhaft liebt, bewegen können, den geliebten Gegenstand ohne alle äußere Veranlassung aufzugeben, um mit einem Mann, der ihr gleichgültig ist, einen Ehebund zu schließen. Ich sage ohne alle äußere Veranlassung, und nehme also an, daß keine Abneigung, kein Verbot der Eltern, Dürftigkeit oder sonst irgend ein Grund, der außerhalb einer bloßen Laune liegt, vorwalte.

Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden.

Und wenn es Ihnen möglich scheint, daß ein weibliches Herz einer solchen Laune nachgeben kann, dann nennen Sie dieses dennoch einen fügsamen Stoff?

Trotzdem nenne ich es so.

Und Sie wollen auch in diesem, wie Sie selbst gestehen,

ungewöhnlichen und seltsamen Falle, daß Sie geliebt werden erkennen?

Auch dann noch, und ich nenne das weibliche Herz eben deshalb einen fügsamen Stoff.

Mein Herr, ich glaube, Sie werden eine Thorheit weniger begehen, wenn Sie Ihr kostbares Werk niemals drucken lassen, denn es ist von A bis Z falsch.

Aber ich bitte Sie, wie können Sie das behaupten?

Ich wage es, das fest und bestimmt, nachdem, was ich bis jetzt von Ihnen über die Liebe gehört habe, zu behaupten, denn, daß Sie es nur wissen, mein Herr Liebekünstler, Sie verstehen von der Liebe durchaus gar nichts.

Vergessen Sie nicht, was Sie so eben ausgesprochen haben, ich werde Sie an den Beweis erinnern.

Es ist gar nicht nöthig, Ihnen das zu beweisen, es wäre eine reine Absurdität. Wenn Sie mir den Wein beschreiben, ganz wie man das Wasser beschreiben muß, so ist es sehr natürlich, Ihnen zu antworten, Sie kennen sehr gut das Wasser, aber nicht den Wein. — Eine Liebe, die aus bloßer Laune sich so völlig verläugnet, daß sie der Verachtung, dem Haß, der Gleichgültigkeit, kurz allem Möglichen, nur nicht der Liebe gleicht, kann alles dieses, nur nicht die Liebe sein. So liebt kein Weib und nicht einmal ein Mann, so liebt kein Hottentotte, so könnte man höchstens in Einem Zustande lieben, und das ist nicht der der Laune, sondern der der äußersten Verrücktheit. Was ein Wahnsinniger thut und thun kann, darüber freilich kann ich mit Ihnen nicht rechten. Aber ich will Ihnen dennoch für den Augenblick zugeben, daß eine solche unmögliche, unsinnige Liebe möglich sei, wie wollten Sie auch bei dieser, daß Sie geliebt werden, herausfinden? Was nennen Sie den

gewissen Punkt, bis zu welchem sich ein liebendes Herz verstellen könnte?

Bis zu dem Punkte der Verheirathung des geliebten Gegenstandes.

Wahrlich, das ist köstlich. Sie meinen also, ein liebendes Weib kann sich überwinden, jeden Andern aus bloßer Laune zu heirathen und thun, als wäre der Geliebte gar nicht vorhanden, so bald dieser es aber eben so machen würde, würde ihre Liebe unwillkührlich hervorbrechen, und Sie hätten es dann weg. Das meinen Sie, sei der sicherste und letzte Probirstein der Liebe.

Das ist vollkommen meine Ansicht.

Es ist dieses vielleicht eine fixe Idee bei Ihnen, und eine solche vermag man nicht wegzustreiten. Ich schlage Ihnen also etwas Anderes vor, aber wir müssen nun wieder von vorne anfangen. Sie sind also in mich wirklich verliebt?

Ich bete Sie an, ich lasse mein Leben — —

Halten Sie ein, mein Herr, ein bloßes Ja würde mir vollkommen genügt haben. Sie sind in mich verliebt, mehr bedürfen wir nicht, Sie besitzen die Kunst, auch meine Liebe vermittelst Ihrer Liebe zu erzwingen, Sie wollen wenigstens über diese Kunst ein ganzes Buch drucken lassen, nun es soll mir recht vielen Spaß machen, wenn Sie gefälligst Ihre Kunst an mir erproben wollten.

Ja, wenn ich nur wüßte, daß Sie noch keinen Andern lieben.

Keinen, ich gebe Ihnen mein Wort. Mein Herz ist noch ganz frei. Sie sehen, daß ich viele Anbeter habe, worunter wieder einige, die mir nicht unangenehm sind — aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Keinen von Allen liebe, und Sie auch nicht in die Verlegenheit kommen werden, erst meine

Laune überwinden zu müſſen. Alle dieſe Verſuchungen Ihrer Künſtlerſchaft haben Sie durchaus nicht zu befürchten, und Sie können meinetwegen, um die Wahrheit meiner Worte, daß ich für Sie gar keine Sympathie habe, zu erproben, gleich bis zu dem gewiſſen, der verſteckten Liebe ſo gefährlichen Punkte gehen. — Sie können in Gottes Namen jede Dame heirathen — wenn ich's nur nicht bin.

Ich glaubte nun den modernen Ovid gefaßt zu haben, aber dieſer Schlaukopf ſuchte mir wie ein Aal zu entſchlüpfen.

Meine Theure, verſetzte er, ich bin zu ſehr Künſtler, um nicht über meine Kunſt mich ſelbſt vergeſſen zu können. Ich liebe Sie, das habe ich Ihnen betheuert, aber das thut hier gar nichts zur Sache. Meine Kunſt lehrt nicht, wie ein beſtimmtes Individuum die Liebe eines andern beſtimmten Individuums erlangen könne, ſondern ſie lehrt nur, wie man überhaupt ſich Liebe, d. h. die Liebe eines Weibes erwerben kann.

Sie wollten aber vorhin das „ſich" nicht haben.

Sie vergeſſen, daß Sie das „ſich" auf alle Frauen bezogen. Alle Frauen, meinten Sie, ſei meine Lehre, müßten ſich vermittelſt meiner Kunſt in einen Einzigen verlieben. Meine Kunſt aber lehrt nur, die Liebe eines liebenswürdigen und verehrten Weibes zu gewinnen. Ich bin aber nicht Egoiſt genug, um meine Kunſt nur für mich zu gebrauchen, ich kann mich zu der Seelengröße emporſchwingen, Ihnen völlig zu entſagen, und Einem Ihrer vielen Anbeter behülflich zu ſein, ſein heiß erſehntes Ziel zu erreichen.

Das iſt in der That eine ungeheure Seelengröße, ſagte ich, vermochte aber vor Lachen kaum weiter zu reden. Aber

werden Sie denn Ihrerseits über den gewissen Punkt wegkommen können, mich in dem Besitz eines Andern zu sehen.

Das Herz wird mir brechen — aber meine Kunst triumphirt.

Also Ihr gedrucktes Werk wird Sie über Ihr gebrochenes Herz trösten, vielleicht wird Ihnen Ihre Kunst auch dazu behülflich sein, Ihr gebrochenes Herz wieder zu heilen.

Das ist wohl möglich, ich hoffe Alles von meiner Kunst.

Schön, mein Herr, es ist mir lieb, bei Ihnen eine Seelengröße zu entdecken, die mich vor Ihrer Liebe retten wird. Wollen Sie nicht vielleicht die Güte haben, mich überhaupt aus dem Bereiche Ihrer Experimente zu lassen.

Was ist man nicht im Stande für das geliebte Wesen zu thun, rief der begeisterte Künstler, wenn ich meine Kunst meiner Liebe unterzuordnen auch einiges Bedenken trage, so trage ich doch keineswegs Bedenken, Ihrem Wunsche zu genügen.

Der Herr Ovid schien sich sehr zu freuen, so leichten Kaufes davon zu kommen, mir aber machte die Sache Spaß. Ich liebe jede Originalität, selbst in der Narrheit, natürlich so lange sie nicht lästig wird, was in diesem Fache, nämlich in der Narrheit, leicht möglich wird. Also vorläufig wollte ich mich mit dem Herrn Pierre B . . . d auch ein wenig amüsiren.

Erklären Sie mir doch, sagte ich zu ihm, was würde denn einer meiner Anbeter thun müssen, um meine Liebe zu erwerben?

Das kann ich Ihnen unmöglich mit wenigen Worten sagen.

Es kömmt mir auf ein Paar Worte gar nicht an, bedienen Sie sich deren mehrere.

Man muß Sie erſt genau kennen, Sie ſtudieren, um Ihnen hierauf die Antwort zu geben.

Aber, mein Gott, Sie gerathen ja in tauſend Widerſprüchen mit ſich ſelbſt. Ich denke, Sie haben für den fügſamen, bildſamen Stoff des weiblichen Herzens ganz allgemeine Regeln?

Diejenige, von der man geliebt ſein möchte, zu ſtudieren, iſt die erſte allgemeine Regel der Kunſt zu lieben.

Wenn alſo Jemand dieſes Studium nicht verſteht, ſo kann ihm Ihre Kunſt nicht helfen?

Dieſe Regel iſt unerläßlich, aber ich glaube, wer lieben kann, kann auch ein Frauenherz ſtudieren.

Ich glaube umgekehrt, viele Männer lieben eben deshalb, weil ſie das Frauenherz nicht kennen.

Sie wollen vielleicht ſagen, viele Männer lieben, ohne den Gegenſtand ihrer Liebe genau zu kennen.

Nein, ich wollte gerade das ſagen, was ich geſagt habe; ich will Ihnen aber auch darin noch beipflichten, daß jeder Mann, welcher liebt, auch das Frauenherz verſtehen könnte, wenn er ſich die Mühe giebt. Was aber uns betrifft, ſo haben Sie nicht nöthig, mich zu ſtudieren, ich will Ihnen ganz wahrheitstreu ſagen, wie ich bin. Sind Sie damit zufrieden?

O, ob ich damit zufrieden bin? Sie verpflichten mich damit.

Nun, wohlan, um Ihrer Kunſt nützlich zu ſein, denn ich habe für dieſe eine ganz aufrichtige Verehrung, werde ich mein Seelen- oder Herzensportrait, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, auf dem Papier entwerfen, und dann will ich ſehen, was Ihre Kunſt zu thun lehren wird.

Der Künſtler war mit dieſem Vorſchlag einverſtanden,

er verließ mich, nachdem ich ihm die Versicherung gegeben hatte, schon nach einigen Tagen meinem Versprechen nachzukommen.

Wenn ich sagte, daß ich für seine Kunst eine aufrichtige Verehrung hegte, so habe ich in der That nicht zu viel gesagt. Wenn die Herren Alle die Liebe als eine Kunst betrachten würden, wir Frauen würden dabei unendlich viel gewinnen. Wir würden dann ein Gegenstand der Kunst sein und uns einer wissenschaftlichen und künstlerischen Behandlung zu erfreuen haben. Wir würden dann aufhören ein Gegenstand der Tändelei, der Willkühr und der Laune zu sein.

Wie wäre es, wenn sich das weibliche Geschlecht dahin vereinigte, zu beschließen:

Von heute an werden wir die Liebe nur als eine Kunst betrachten. Wir werden uns nur von solchen Männern lieben lassen, die diese Kunst verstehen. Wer vom andern Geschlecht unsere Liebe erwerben will, muß uns zuerst den Beweis geben, daß er und der geliebte Gegenstand vollkommen harmoniren. Er muß uns beweisen, daß er sich und diesen Gegenstand genau kennt, und uns die Grundsätze anzeigen, nach denen er mit uns leben und uns zu behandeln gedenkt.

Wenn ich keine Freundin der sogenannten constitutionellen Charten bin, so würde ich mich doch sofort für eine solche Liebescharte erklären, nach der es den Frauen freistehen müßte, dem Mann, welcher sich gegen seine einmal angelobten und angenommenen Prinzipien verginge, den Abschied zu geben.

Natürlich müßte das Gesetz diesen Akt legalisiren.

Mag man mir entgegnen, aus der Abneigung entwickelt sich in der Ehe, bei längerem Zusammenleben, oft eine Zuneigung, und die Gewohnheit gleiche manche Disharmonie aus, ich erwiedere darauf, nach meinem System würde es die-

ser stets gefährlichen Zufälligkeit nicht bedürfen, man würde gleich wissen, woran man ist, und die Disharmonie, die sich erst mit der Zeit ausgleicht, würde gar nie vorhanden sein.

Man würde mir noch entgegensetzen: die wenigsten Menschen kennen sich selbst so genau, um von sich eine Charakterschilderung entwerfen zu können.

Ich sage: die Männer, die sich selbst nicht kennen, geben keine Bürgschaft für eheliches Glück, sie brauchen uns nicht zu lieben und sie verdienen keine Liebe.

Man wird weiter sagen: die Männer sind oft zu schlecht, um bei der Schilderung ihres Charakters wahr zu sein und wahr sein zu können.

Darauf ist nichts zu erwiedern, als daß wir Frauen klug genug sein müssen, um uns nicht täuschen zu lassen, und daß wir der Schilderung des Mannes eigenes Studium hinzufügen müssen.

Man wird endlich sagen: Es ist doch nicht zu verlangen, daß die Männer uns so bald so genau kennen lernen sollen, da wir uns doch auch und so gut zu verstellen und zu verstecken verstehen.

Ich antworte: Wir müssen den Männern, trotzdem, daß wir das schwache Geschlecht sind, mit gutem Beispiele vorangehen und in jeder Beziehung wahrhaft werden.

Im Uebrigen vergesse man nicht, daß hier von einer Kunst die Rede ist, die erst gewissermaßen neu gefunden werden soll, und deren Aufgabe es also sein wird, für alle diese Dinge Auswege und Regeln aufzufinden, die uns dergleichen Hindernisse überwinden lehren.

Was aber das gute Beispiel der Wahrheit anbetrifft, mit der wir den Männern entgegenkommen müßten, so will ich für mein Theil den Anfang damit machen. Oder vielmehr, ich

habe ſchon den Anfang damit gemacht, als ich dieſe Memoiren zu ſchreiben begann. Ich will indeſſen den Männern nicht allein die Wahrheit in Bezug auf ſie ſelbſt und ihren Charakter ſagen, ſondern auch über mich ſelbſt mit der größten Wahrheitstreue ein Urtheil fällen. Und ſo, denke ich, wird es dem guten Pierre B...d nicht ſchwer werden, mich in ſeine Kunſt zu lieben, die er eigentlich richtiger „die Kunſt geliebt zu werden" nennen ſollte, einzuweihen.

Achtundſiebenzigſtes Kapitel.

Das Orakel.

Die Selbſterkenntniß. — Die Alten und die Jungen. — Wie ich bin. — Eine weiſe Antwort.

Selbſterkenntniß iſt die ſchwerſte Wiſſenſchaft, ſagten ſchon die Alten, und die Alten waren kluge Leute, das behaupten die Gelehrten ohne Unterſchied, vielleicht deshalb, weil die Alten jetzt wirklich alt genug geworden ſind, um die Welt, die Menſchen genugſam zu kennen. Es iſt dabei allerdings der Umſtand nicht zu vergeſſen, daß dieſe klugen Alten ſo jung wie wir geſtorben ſind, und daß wir demnach gar keinen übermäßig vernünftigen Grund haben, dieſe alte Jungen in allen alten und neuen Dingen als eine über jeden Widerſpruch erhabene Autorität zu betrachten. — Ich gebe zu, daß die Selbſterkenntniß eine ſchwere Wiſſenſchaft, ſo gut wie irgend eine iſt, aber ſie ſcheint mir nicht das **non plus ultra** alles Wiſſens oder die ſchwerſte Wiſſenſchaft zu ſein. Ich halte ſie ſogar für die leichteſte.

Wenn man bedenkt, welche Rieſenanſtrengungen nöthig waren, welche Inſtrumente ein Herſchel und — um mein Geſchlecht nicht zu vergeſſen — ſeine Schweſter erfinden und ver-

bessern mußten, um nicht etwa Luftschlösser, nein sogar Mondschlösser zu entdecken, und die Wissenschaft von dem Mond und was darin ist zu erweitern und zu verbessern, so wird man mir gerne zugestehen, ohne daß ich auch über andere Wissenschaften mich zu verbreiten nöthig hätte, daß die Selbsterkenntniß die leichteste aller Wissenschaften ist, trotz jenem Ausspruche der Alten.

Bedarf man, um sich selbst zu erkennen, anderer Hülfsquellen als der Wahrheit?

Ja, da liegt der Knoten, wird man sagen, die Wahrheit ist schwer.

Sie ist schwer, das gebe ich zu, wenn man sie anderswo, aber gewiß sehr leicht, wenn man sie bei sich selbst zu suchen hat. Allerdings ist die Eigenliebe eine Feindin dieser Wahrheit, welche uns zur Selbsterkenntniß führen soll, und diese muß wohl überwunden sein, wenn wir uns wirklich kennen lernen wollen. D. h. mit andern Worten, wir müssen ein Vorurtheil ablegen, und man hat bei jeder Wissenschaft mit Vorurtheilen zu kämpfen, die so oft außer uns liegen, sollte es nicht viel leichter sein, die zu überwinden, welche in uns liegen? — Wenn wir es nur wollen.

Hierin liegt die einzige Schwierigkeit.

Ich glaube, wenn es Mode würde, statt daß der Leumund oder die Lehrer und Lehrerinnen, und Gott weiß wer noch, bei dieser oder jener Gelegenheit, oder der erstere bei aller Gelegenheiten uns ein oft so unwahres oder so wenig schmeichelhaftes Zeugniß ausstellen, daß wir uns selbst von Zeit zu Zeit und bei den passenden Lebensabschnitten, als Confirmation, Verlobung ꝛc. ein Sittenzeugniß ausstellten, wir viel besser dabei fahren würden, wenn wir auch unbedingt die Wahrheit sagten.

Die Erkenntniß würde sich sicher herausstellen, und wir würden einsehen lernen, nicht allein, daß es gut, sondern auch, daß nichts leichter sei — als sich selbst erkennen.

Wir bedürfen dazu eben nicht mehr als zu wollen.

Ich habe also daran gedacht, ein Bild von mir zu entwerfen, und habe dies mit kurzen Worten aufgeschrieben:

„Ich bin besser als ein Satan, wie mich so oft die Frauen, und schlechter als ein Engel, wie mich so oft die Männer nannten. — Ich bin nicht so närrisch, um nur für Andere, und nicht so eigensüchtig, um nur für mich leben zu wollen. Ich glaube, die Welt ist eben so gut für mich da, wie ich für die Welt. Ich bin leichtsinnig, insofern man das leichtsinnig nennen kann, nicht nur leben, sondern auch angenehm leben zu wollen. Ich bin nicht Närrin genug, um Allen gefallen zu wollen, aber auch nicht hochweiseweise genug, um Niemanden gefallen zu wollen, als mir selbst. Ich bin gläubig in Bezug auf die Tugenden und die Weisheit des höchsten Wesens, aber sehr ungläubig in Bezug der Tugenden und Weisheit der Menschen, besonders der Männer. Ich hasse nicht Alles, was mir mißfällt, aber ich liebe, was mir gefällt. Mir gefällt besonders das Schöne, obwohl ich weiß, daß das Schöne nicht immer das Gute; mir gefällt besonders das Angenehme, obgleich ich weiß, daß es nicht immer das Rechte ist. Ich will vor allen Dingen leben, ehe ich sterbe, nicht nachdem ich gestorben bin. Ich gebe nichts auf den Ruhm, nichts auf den Nachruhm, und bin zufrieden, zu leben, wie es mir gefällt, als ein freies, selbstständiges, von seinen eigenen Launen und Empfindungen abhängiges Wesen."

Diese Zeilen hielt ich für genügend, um Herrn Pierre B...d in die Lage zu versetzen, über mich urtheilen zu können. Ich übergab sie ihm und wartete voll Neugier auf seinen Ausspruch.

Jetzt haben Sie es also in Händen, mich in Sie verliebt zu machen, sagte ich ihm lachend, nun heraus mit Ihrer Kunst.

Eine so feierliche Miene hat noch kein Priester auf dem Dreifuß des Orakels zu Delphi angenommen, wie jetzt der Herr Pierre B...d annahm, dann sagte er, oder vielmehr er wollte sagen, denn er sperrte den Mund auf und verharrte eine ziemliche Weile in dieser spannenden Stellung.

Ich wagte kaum zu athmen.

Endlich sprach das Orakel.

Nach dem Urtheil, welches Sie über sich selbst gefällt, ist nichts in der Welt leichter, als Ihre Liebe zu gewinnen. Derjenige, welcher Sie in sich verliebt machen will, hat nichts Anderes nöthig, als — Ihnen zu gefallen.

Man kann sich wohl denken, wie fürchterlich ich auf diesen weisesten aller Orakelsprüche lachen mußte. Es währte eine geraume Weile, ehe ich ein Wort sprechen konnte. Natürlich war der Herr Pierre B...d über mein Benehmen sehr erstaunt, sogar empfindlich, denn er begriff es gar nicht, weshalb seine Antwort meine Lachmuskeln auf eine solche Weise erschüttert hatten.

Und wie man sein muß, um mir zu gefallen, darüber kann mir Ihre Kunst wohl keine Auskunft geben? sagte ich endlich.

Das ist die Sache Desjenigen, versetzte er, der Ihre Liebe sucht.

Nun gut, mein Herr, fuhr ich fort, ich sehe wohl ein, daß ich gegen Sie aufrichtig sein muß. Ich gestehe es Ihnen endlich, daß Sie mir sehr gefallen. — — —

Ich Ihnen? rief der Herr Pierre B...d, mit glänzenden Augen und ausgestreckten Armen.

Schon wollte mir der köstliche Ovid zu Füßen fallen.

Hören Sie nur — Sie gefallen mir außerordentlich, besser als mir je ein Mann gefallen hat. — —

O, ich Glücklichster der Sterblichen! rief der Unglückselige und umfaßte meine Knie.

Ach, Sie incommodiren sich auch gar zu sehr, rief ich lachend. Sie sollten mich doch erst vollständig aushören. Ich sage Ihnen, daß Sie mir sehr gefallen, aber daß ich mich dennoch niemals in Sie verlieben werde.

O, versuchen Sie es! versuchen Sie es! rief der Liebekünstler.

Ich wiederhole es Ihnen, daß es eine Unmöglichkeit für mich ist. Ich kann mich nun einmal nicht verlieben. Alle Ihre Kunst ist für mich umsonst vorhanden.

Wenn ich Ihnen gefalle, warum sollten Sie mich nicht lieben können?

Ja, das ist eben Sache Ihrer Kunst. Lösen Sie gefälligst dieses Räthsel, ich vermag es nicht. Ich kann Ihnen nur betheuern, daß ich Sie niemals lieben, aber daß Sie mir stets gefallen werden.

Herr Pierre B...d erhob sich endlich; da es ihm nicht gelingen wollte, mich von meinem Vorsatze abzubringen, verließ er mich mit der für ihn tröstlichen Bemerkung, daß er in seinem Werke über die Kunst zu lieben nachschlagen werde, um sich für diesen außerordentlichen Fall Rath zu holen.

Entweder hat Herr Pierre B...d darüber in seinem Buche nichts finden können, oder er hat es überhaupt für gerathener gehalten, bei anderen Damen die praktische Anwendung seiner Kunst zu versuchen, oder er war mit der Erweiterung seiner Theorie beschäftigt und hatte augenblicklich für die Praxis keinen Sinn, genug, er verschonte mich mit fernern Besuchen, und ich hatte einen Narren weniger unter der Zahl meiner Verehrer.

Neunundſiebenzigſtes Kapitel.

Ein Don Juan.

Nochmals die Gräfin M... — Graf P...s. — Ein merkwürdiges Duell. — Der Maler Jerome. — Eine Tragödie.

Nicht immer waren meine Liebhaber ſo harmloſer Natur wie dieſer Herr Pierre B...d, es gab Herren, welche von der fixen Idee, daß ich mich in ſie ebenſo verlieben müßte, wie ſie in mich verliebt waren, ſich nicht losreißen konnten. Bei dieſen half kein Heilmittel. Gott weiß es, daß ich an den tragiſchen Schickſalen dieſer Herren vollkommen unſchuldig bin.

Es war unter dieſen Männern beſonders ein junger Graf P...s, deſſen Geſchick, obwohl er es ganz allein verſchuldet, ich ſehr bedaure. Ich muß dieſe traurige Geſchichte erwähnen, weil ſie mich mit einer Frau in Berührung brachte, deren Charakter ich glücklicher Weiſe kannte, und vor der ich mich zu hüten wußte.

Dieſe Frau war keine andere als die Gräfin M ..., dieſelbe, welche in der Geſchichte der Schweſter Amalie, der Nonne in dem Kloſter zu Agra, eine ſo entſetzliche Rolle ſpielte.

Ich hatte dieſe Frau ſchon ganz vergeſſen, als mich der Zufall mit ihr zuſammenführte.

Der Graf V...s war ein Mann von fünf und dreißig Jahren und aus einer der ersten französischen Familien.

Sein Großvater hatte unter dem Beile der Guillotine verbluten müssen. Sein Vater hatte die Feldzüge Napoleons mitgemacht und war ein intimer Freund des Marschalls Ney, der sich mit diesem für Napoleon, als er Elba verlassen hatte, erklärte, und sich dafür die dauernde Ungnade Ludwigs XVIII. und Karls X. zuzog. Ludwig Philipp gab der Familie ihre Ehren und Würden zurück, und der junge Graf V...s hatte sich der besonderen Freundschaft des Herzogs von Orleans zu erfreuen, dieses unglücklichen Königssohnes, welcher leider zu früh für sich, für seine Familie und für Frankreich gestorben ist.

Der Graf V...s war sanguinisch und leidenschaftlich im höchsten Grade. Er war ausschweifend in Allem und natürlich auch in der Liebe. Er wechselte öfter seine Geliebten, als diese ihre Toiletten. Die Damen durften sich hierüber freilich nicht beklagen, denn man brauchte den Grafen nur einmal zu hören, um einzusehen, wie lange seine Empfindungen für einen Gegenstand ausdauern würden.

Man hörte übrigens nicht, daß dieser moderne Don Juan seine Verhältnisse mit einem besondern Eclat brach. Heute diese, morgen jene, man war das an ihm gewohnt, und Paris, welches die Zeit seines galanten Heinrichs IV. und seiner Ludwige noch immer nicht vergessen hatte, Paris, welches noch heute die Galanterie als das erste gesellschaftliche Gesetz anerkennt und beobachtet, verzieh diesem Don Juan, wie so vielen andern Don Juans, an denen es zu jeder Zeit reich ist.

Man weiß nicht, ob der Graf V...s sich seine Geliebte immer suchte, ich glaube, es war nicht selten der Fall, daß er

auch von ihnen geſucht wurde, und auf dieſe Art ſoll er mit der Gräfin M... in ein näheres Verhältniß gekommen ſein.

Ich glaube, wenn Einer, ſo muß B...s ein Mitglied jener geheimen Geſellſchaft geweſen ſein, deren Streben es zu ſein ſchien, aus den Giftblumen dieſer Erde den Honig zu ſaugen, und den Genuß zur Religion des Lebens zu machen, jener Geſellſchaft, welche den entgegengeſetzten Charakter der ascetiſchen Vereine des Mittelalters hatte, deren Religion der Tod im Leben war.

Daß dieſe Geſellſchaft damals noch vorhanden war, muß ich indeß bezweifeln, ich habe wenigſtens nichts davon in Erfahrung bringen können, übrigens währte mein Aufenthalt in Paris nicht lange, und meine Zeit war dergeſtalt in Anſpruch genommen, daß ich mich um die Exiſtenz dieſer Geſellſchaft wenig bekümmern konnte.

Die Anbeter, welche mir mißfielen, abzuwehren, denen, welche mir gefielen, Audienz zu geben, Paris kennen zu lernen, dazu reichte kaum meine Zeit aus.

Als der Graf B...s mir ſein Herz anbot, war ich weit entfernt, zu ahnen, daß er mit einer Frau in Verbindung ſtehe, deren Geſchichte auf mich einen ſo tiefen Eindruck gemacht hatte, und welche meine Landsmännin war.

Ich hatte nie den Wunſch, ſie kennen zu lernen, aber das Schickſal erfüllte ſelten meine beſſeren Wünſche, mehr Glück hatte ich mit denjenigen, die der Laune, der Eitelkeit, dem Unverſtande entſprangen.

Ich war zum zweiten Male aufgetreten, als mich der Graf B...s beſuchte.

Seine Erſcheinung imponirte. Er war ein ſchöner Mann, er hatte Geiſt, aber ohne ihn zu kennen, war ich doch bald im Stande, ein Urtheil über ihn zu fällen. Ich hatte nicht Luſt,

ſeine Triumphe zu vermehren, den Wunſch ſeiner Leidenſchaft zu befriedigen. Ich ſetzte ſeinem Feuer eine eiſige Kälte entgegen, und entflammte ihn, ohne es zu wollen, um ſo mehr.

Der Graf P...s war nicht der Mann, der ſich durch einen erſten Widerſtand abſchrecken ließ, er verfolgte mich überall, er ſchien nur für mich zu leben, er brach alle ſeine Verbindungen ab.

Aber die Gräfin M..., ſeine letzte Geliebte, war nicht die Frau, eine ſolche Verrätherei leicht hinzunehmen. Der Graf P...s hatte ihr ewige Liebe geſchworen, und ſie konnte es weder ihm noch mir verzeihen, daß dieſe Ewigkeit ſo bald ein Ende nahm.

Energiſch, exentriſch, ungewöhnlich wie dieſe Frau war, beſchloß ſie, mich zu beſuchen, und von mir ihr Herzenseigenthum zurückzufordern. Sie wußte, daß ich ihre Landsmännin ſei, daß es mir an Anbetern nicht fehlte, ſie hoffte von mir die Erfüllung ihres Wunſches daher mit der größten Leichtigkeit zu erlangen.

Man kann ſich mein Erſtaunen denken, als ich dieſe Dame bei mir eintreten ſah. Dieſe Frau, vor der ich einen tiefen Abſcheu empfand, die ich aufrichtig haßte, obgleich ſie mir nie etwas zu Leide gethan hatte.

Die Gräfin M... war keineswegs jung, aber ſie war noch immer ſchön genug, um ihr Alter vergeſſen zu machen, dabei zeigte ſie eine Gewandtheit und Ueberlegenheit, der ſich Alles beugen zu müſſen ſchien.

Auf meine Frage, welchem Umſtande ich die Ehre ihres Beſuches zu danken habe, antwortete ſie mir ohne Umſtände:

Sie haben mir meinen Geliebten entriſſen, und ich komme, ihn von Ihnen zurückzufordern.

Ich konnte auf dieſe Forderung nur lachend antworten:

Behalten Sie in Gottes Namen Ihren Geliebten, ich mache nicht die geringsten Ansprüche auf ihn, im Gegentheil, seine Zudringlichkeit ist mir sehr lästig, und ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mich davon befreiten.

Ich glaubte, diese Antwort hätte die Dame vollkommen zufriedenstellen und beruhigen müssen, aber sie nahm sie für Hohn hin.

Sie verließ mich drohend und zornig, und am anderen Tage erhielt ich eine — Herausforderung von ihr auf Pistolen, wie sie vorschlug, doch überließ sie mir die Wahl einer anderen Waffe.

Die Sache war mir neu. Zwei Damen sollten sich eines Mannes wegen duelliren, bis jetzt war es nur umgekehrt Sitte.

Ich hatte aber gar keine Lust, auf diese Zumuthung einzugehen und mich lächerlich zu machen, um so weniger, da der Graf P...s mir sehr gleichgültig war.

Dieser besuchte mich gerade an dem Tage, an welchem ich die Herausforderung erhielt. So gern ich auch wollte, ich konnte mich der Besuche des Grafen P...s nicht entwehren, ich hätte mich dann beständig einschließen müssen, und dazu hatte ich keine Lust.

Der Graf P...s war nicht weniger erstaunt, und fragte mich sehr ernsthaft, ob ich diese Herausforderung annehmen würde. Ich versetzte ihm, daß mir diese Sache sehr gleichgültig sei, und sagte ihm zugleich, daß er sehr Unrecht thue, eine Dame zu verlassen, die ihn so sehr zu lieben scheine.

Von Neuem bestürmte er mich mit Anträgen, von Neuem erklärt er mir in den feurigsten Ausdrücken seine Liebe, versicherte mir, daß er sterben müsse, wenn ich ihn nicht erhörte, ich antwortete ihm endlich, um mich von ihm zu befreien:

Aber mein Gott, verlangen Sie denn von mir, daß ich

einen Mann, den ich liebe, Ihretwegen, den ich nicht liebe, aufgeben soll?

Und wer ist der Glückliche, den Sie Ihr Herz geschenkt? fragte er mich mit gedämpfter Stimme.

Diese Frage, der Ton seiner Stimme verrieth mir, was in dem Innern dieses leidenschaftlichen Menschen vorging.

Er will sich gewiß mit seinem glücklicheren Nebenbuhler duelliren, dachte ich, und ich hatte nicht Lust, einen Unschuldigen in Gefahr zu bringen.

Ich versetzte also auf Gerathewohl:

Das kann Ihnen sehr gleichgültig sein, aber ich will ihn nennen. Er heißt Jerome.

Jerome? fragte der Graf, und schien zu erwarten, daß ich noch irgend etwas hinzufügen würde.

Ja, bloß Jerome. Er ist weder Graf, noch sonst etwas Außergewöhnliches, sondern ein einfacher Künstler, ein Maler.

Nachdem ich diese Erklärung gegeben hatte, verließ mich endlich der Graf. Ich theilte dem Vicomte diese Geschichte mit, welcher über meinen Einfall herzlich lachte, und sich nicht versagen konnte, sich seinerseits auch einen Spaß zu machen.

Er hatte mir nichts davon gesagt, sonst würde ich ihn jedenfalls zurückgehalten haben.

Er schrieb nämlich der Gräfin M..., daß ich das Duell, jedoch nur ohne Sekundantin, annehmen würde.

Zur festgesetzten Zeit fuhr der unsinnige Mensch, in Damenkleider gehüllt, nach dem Kampfplatz. Er hatte sich sorgsam verschleiert, und die Gräfin war zu leidenschaftlich aufgeregt, um diese Verkappung zu erkennen.

Der Vicomte hatte den ersten Schuß, und er schoß in die Luft.

Die Gräfin, weit entfernt, diese Großmuth mit einer ähn-

lichen zu erwidern, schoß, scharf auf die Brust ihrer vermeintlichen Gegnerin zielend, und hatte das Glück, nicht zu treffen.

Gräfin, sagte nun der Vicomte, es war das erste Wort, welches er sprach, das Duell war ohne ein Wort von beiden Seiten vor sich gegangen, Sie sind ein Mann in Frauenkleidern, und Sie werden es gerecht finden, daß sich Ihnen ebenfalls ein Mann in Frauenkleidern gegenüberstellte. Es freut mich, daß diese Sache ohne irgend ein Unglück abgemacht ist.

Mit diesen Worten empfahl sich der Vicomte.

Sein Spaß hatte den Ingrimm dieser so gefährlichen Frau noch vermehrt und zugleich auch auf sich übergetragen.

Der Vicomte und ich, wir Beide waren nun der Gegenstand ihres Hasses, welcher, wie ich wußte, keine Grenzen kannte.

Der Graf V...s hatte indessen, wie ich später erfuhr, einen Brief an den Maler Herrn Jerome geschrieben und ihn ebenfalls zu einem Duell eingeladen. Der Brief wanderte von einem Briefträger zum andern, bis er endlich richtig in die Hand eines Malers Jerome kam.

So närrische Lustspiele macht oft der Zufall, welcher in der That der beste Dichter ist, ohne dessen Vermittelung kein Lustspiel, kein Drama, kein Roman geschrieben werden kann. Ueberall muß der Zufall die Hand im Spiele haben, und hat sie auch in der That.

Es gab also wirklich einen Maler Jerome, der natürlich den Grafen V...s für verrückt hielt, und ihn auslachte.

Dem Grafen V...s blieb nichts übrig, als seinen Nebenbuhler, der sich nicht schlagen wollte, von ganzer Seele zu verachten.

Ich glaube, er hätte sich damit begnügen können.

Aber der Graf V...s überlegte, was er thun sollte, um

das Leben, welches ihm bis jetzt so interessant war, abzuschütteln.

Noch einmal schrieb er mir einen Brief, und beschwor mich hoch und theuer, wenn ich seinen Tod nicht auf dem Gewissen haben wollte, ihn zu erhören.

Ich beantwortete sein Schreiben nicht. Ich war an dergleichen Redensarten gewöhnt.

Am andern Tage hatte sich Graf P...s eine Kugel durch den Kopf gejagt.

Ich war weit entfernt, mich deshalb zu beunruhigen, denn wenn ich auch die Veranlassung seines Todes war, so war ich doch jedenfalls die sehr unschuldige Veranlassung.

Nicht so dachte die Gräfin M...

Sie streute über mich die schändlichsten Gerüchte aus, sie that alles Mögliche, um mir zu schaden.

Ja, sogar der Plan, mich zu ermorden, lag ihr nicht fern.

Mag ihr der Himmel verzeihen, was sie mir damals Uebles zugefügt, und was sie überhaupt andern Menschen in ihrem Leben zugefügt hat. Die Welt ist bereits seit mehreren Jahren von diesem schönen Ungeheuer befreit.

Achtzigſtes Kapitel.

Pariſer Merkwürdigkeiten.

Pere la Chaise. — Abailard und Heloiſe. — Das Pantheon. — Herzog Enghien. — Der Kammerherr Louis Philipps.

So angenehm mir auch Paris in vielfacher Beziehung war, ſo wurde es mir doch in der letzten Zeit ſo ziemlich verleidet. Auch mein Verhältniß mit dem Vicomte wurde ein wenig kühler. Dieſer junge, geiſtreiche Mann war darüber ungehalten, daß ich auch andere Herren für geiſtreich hielt, und namentlich wurde er auf einen polniſchen Emigranten eiferſüchtig, dem ich allerdings vor allen meinen Anbetern den Vorzug gab. Der Emigrant war aus einer der angeſehenſten polniſchen Familien, welche für die Befreiung Polens ihr Vermögen hingegeben hatte, und deren meiſte Mitglieder in der Verbannung lebten. Wie alle dieſe Polen, ſo war auch mein Freund für ſein Vaterland und beſonders für Warſchau begeiſtert, und da er meinen Entſchluß, Paris zu verlaſſen, nicht zu ändern vermochte, ſuchte er mich für Warſchau zu beſtimmen.

Er malte mir dieſe Stadt ſo himmliſch ſchön aus, daß

ich endlich auf seinen Plan einging und Warschau zu besuchen beschloß.

Zuvor sah ich mich noch ein wenig in Paris um, und ich fand noch Dinge genug, die mich fesselten und im höchsten Grade interessirten, obwohl ich sie fast übergangen wäre.

So erfüllte es mich mit großer Rührung, die Grabstätte eines Paares, daß durch seine gegenseitige aufopfernde Liebe so berühmt geworden ist, auf dem **Père la Chaise**, nämlich die Grabstätte von Abailard und Heloise, zu sehen.

Da liegen diese beiden Unglücklichen, die im Leben zu trennen man sich so viel Mühe gegeben, so viele Unthaten begangen hat, nun schon seit mehr als sieben Jahrhunderte ungestört neben einander.

Sieben Jahrhunderte haben das Andenken dieses treuen Paares nicht verwischen können. Wer aber denkt noch an Diejenigen, welche sich gewaltsam zwischen zwei sich liebende Herzen drängten?

Dieser alte, geschichtliche Liebesroman ist so rührend, wie unsere modernen Liebesgeschichten, selbst wenn sie auch tragisch enden, sich lächerlich ausnehmen.

Der **Père la Chaise** ist ganz geeignet, uns mit den rührendsten Empfindungen zu erfüllen. Hier ruhen Bode, Massena, Ney, Talma und viele andere berühmte Männer, deren Schicksale, so bunt, so verschieden sie auch im Leben gewesen sein mögen, der Tod gleich gemacht hat. Man sieht hier auch viele kostbare Monumente unbekannter Personen, welche uns trotz aller Pracht kalt lassen, und uns höchstens sagen, daß darunter Leute ruhen, welche noch im Grabe mit ihrem ehemaligen Reichthum prunken wollen.

Das Pantheon, ein großartiges Gebäude, welches Delancer nicht mit Unrecht das „herrlichste aller modernen Bau-

werke" genannt hat, intereſſirte mich beſonders deshalb, weil es die Grabſtätten zweier der größten franzöſiſchen Philoſophen enthält, von denen man ſagt, daß ſie die erſte Urſache der großen franzöſiſchen Revolution waren, nämlich Rouſſeau's und Voltaire's. Rouſſeau's goldene Hand ſteckt eine goldene Fackel durch die Thüre ſeines Grabmals heraus, über welchem die Inſchrift ſteht:

„Ici repose l'homme de la nature et de la verité."

Ich erinnerte mich, als ich dieſe Inſchrift las, der berühmten Antwort Danton's, dieſes großen und furchtbaren Charakters, welcher einen ſo großen Einfluß auf die erſte franzöſiſche Revolution übte.

Er verſetzte bekanntlich in dem Verhöre, welches, wie das ſo vieler Tauſenden, mit der Guillotine endigte:

„Ich bin Danton, bekannt genug in der Revolution, meine Wohnung wird bald das Nichts ſein und mein Name wird fortleben im Pantheon der Geſchichte."

In dieſem ſteinernen Pantheon hat man ihm keinen Platz eingeräumt.

Ich möchte ſagen, man kann in Paris keinen Schritt vorwärts thun, ohne an die gewaltigen Umwälzungen erinnert zu werden, welche dieſe merkwürdige Stadt ſo oft zum Schauplatz der größten Helden- und der blutigſten Schandthaten gemacht hat. Alle Revolutionen haben hier ihre unvertilgbare Spuren zurückgelaſſen, am unvertilgbarſten aber ſind die, welche die Revolutionen dem Charakter des Volkes aufgeprägt haben. Welche übrigens auch die Zukunft dieſes Landes ſein werde, ich bin überzeugt, in keiner Epoche wird es ihm an wahrhaft großen Männern fehlen.

Das iſt allerdings ein Troſt.

Findet man noch ein Land, welches ſo reich an großen

Männern ist, wie Frankreich? Ich glaube nicht, daß sich in dieser Beziehung eine andere Nation mit der französischen messen kann. Namentlich an Kriegshelden hat Frankreich einen großen Ueberfluß. Die Napoleonische Periode allein hat eine unermeßliche Reihe Helden aufzuweisen. Ich glaube aber nicht, daß es zu Frankreichs Glücke ist, wenn die Zahl dieser Berühmtheiten die Berühmtheiten der Wissenschaft und der Kunst übersteigt.

Die geistigen Revolutionen sind heilsam und völkerbeglükkend, der Krieg zerstört die Frucht des Geistes und vernichtet seinen Segen. — Ich halte den Ruhm allein, ein großer Krieger gewesen zu sein, für einen sehr geringen Ruhm. Ein Mann der Wissenschaft und der Gedanken hat oft mehr für eine Nation, für die Welt gethan, als alle ihre Helden.

Dennoch hatte das Hotel der Invaliden etwas Rührendes für mich. Frankreich wird eine große Merkwürdigkeit weniger haben, wenn diese alten Helden, welche Schlachten geschlagen haben, gegen welche die alten classischen der römischen Legionen unter Julius Cäsar und der Griechen wahre Kinderspiele waren, ausgestorben sein werden. In wie verschiedenen Ländern liegen die fehlenden Körpertheile dieser verstümmelten Menschen, deren Abgott noch heute der todte Napoleon ist, wie er der lebende war.

Das Geschlecht der Invaliden selbst wird aber nicht sobald aussterben, da der Krieg in Algier immer neuen Zuschuß bringt. Wahrlich, wenn man dieses Haus der Verstümmelten sieht, welche alle im kräftigsten Mannesalter für das Leben unbrauchbar gemacht worden sind, dann schleicht sich unwillkührlich der Wunsch in unsere Seele: daß es der Menschheit gelänge, den Krieg, diesen in der That unmoralischen und ge-

waltsamen Haß, ebensowohl wie das Faustrecht, von der Erde zu vertilgen.

Paris mit allen seinen Wundern und Wunderlichkeiten ist so oft und so ausführlich beschrieben worden, daß ich fürchte, nur zu wiederholen, wenn ich davon reden wollte, ich wende mich also wieder zu meiner kleinen Person und den Abenteuern, welche mir zustießen.

Ein alter, grauer Kammerherr Ludwig Philipps, welcher mir den Hof machte, wie ein Jüngling, forderte mich auf, mit ihm das Schloß Vincennes zu besuchen.

Ich empfand einen geheimen Schauder bei Nennung dieses Schlosses, dessen Castellan einst der Teufel gewesen. Es war nämlich Olivier der Teufel, der Barbier Ludwigs XI., welchen dieser seltsamste der Könige mit dieser Würde bekleidet hatte. Der Barbier und der Arzt waren bekanntlich diejenigen seiner Unterthanen, welche er am meisten haßte oder fürchtete, weil sie am wenigsten zu entbehren waren, und gleichwohl das Leben des todesfurchtsamen Monarchen beständig in ihren Händen hatten.

In einer sehr feierlichen Stimmung betrat der alte Kammerherr das Schloß. Als ein Anhänger der Bourbonen mußte ihm das Herz bei der Erinnerung bluten, daß hier einer seiner edelsten Sprossen gewaltsam das junge Leben ausgehaucht hatte. Auch ein Blutfleck in der Geschichte Napoleons, welcher sich wahrlich über seine Gefangenschaft auf St. Helena nicht beklagen durfte.

Auf dem engen Vorplatze zeigte mir der Kammerherr das kleine Gemach, welches der Herzog von Enghien während seines so kurzen Aufenthaltes bewohnte. Auf der linken Seite war ein größeres Zimmer, in welchem die Verurtheilung über ihn ausgesprochen worden war. Dieses Gemach bot einen

ungemein düstern und ergreifenden Anblick dar. Das Tageslicht war gänzlich ausgeschlossen und Alles wie für ein Leichenbegängniß eingerichtet. Es war Tag und Nacht von einer Ampel erhellt, die von der Mitte der Decke herabhing. Die Wände waren mit weißem, schwarz eingefaßten Tuche decorirt. Eine Ottomane befand sich längst der Wand. In der Mitte stand ein Todtengerüst mit einem goldgestickten sammtnen Behange und dem Wappen und Siegeszeichen des Hauses Condé. Darunter stand ein kleiner Sarg verborgen, welcher die Ueberreste des Herzogs von Enghien enthielt. Daneben lag ein Stein, auf welchem das Haupt des unglücklichen Prinzen gefallen sein soll.

Etwas tiefer, im Hintergrunde des Trauergemaches, hing ein massives silbernes Kreuz. Ihm zur Seite brannten in großen silbernen Armleuchtern zwölf große Wachskerzen. Zur Rechten stand ein Altar, ein Cruzifix und sonst noch einige heilige Gefäße, welche die katholischen Ceremonien vorschrieben. Täglich ward hier eine Messe für die Seele des Verstorbenen gelesen.

Ich traf an diesem traurigen Orte mit einer Dame zusammen, die mir nicht unbekannt war. Sie erkannte mich ebenfalls sogleich und begrüßte mich mit Herzlichkeit. Es war eine gewisse Madame D...g. Sie erschöpfte sich in Lobeserhebungen über meine unübertreffliche Tanzfertigkeit, über mein vorzügliches Spiel, und gestand mir, daß es ihr unmöglich sei, eine meiner Vorstellungen zu versäumen.

Ich konnte nicht umhin, ihrer Einladung, in ihren Wagen zu steigen, Folge zu leisten. Der alte Kammerherr und der besternte Begleiter der Madame D...g stiegen dafür in den meinigen, und ich war weit entfernt, die Absichtlichkeit einer so großen Artigkeit zu ahnen.

Als wir im Wagen saßen, wurde die Dame ungemein vertraut.

Meine Theure, sagte sie, ich habe einen recht hübschen jungen Mann, das ist wahr, aber er ist sehr unbeständig und giebt mir ein böses Beispiel. Sind Sie nicht auch der Meinung, daß der Mann die Ehe eben so heilig wie die Frau halten muß, daß er sich durchaus nicht mehr als diese herausnehmen darf, und daß er keinen Anspruch auf eine größere eheliche Treue von Seiten seiner Frau hat, als er gegen diese selbst bewährt?

Allerdings, versetzte ich, ich bin vollkommen Ihrer Meinung, eine Ehe, in welcher der eine dem andern Theil nicht gegenseitige Rechte und Pflichten zuerkennt, ist keine Ehe, und beide Theile thun gut, sie aufzulösen.

Sie sehen wohl ein, entgegnete Madame D...g, daß sich das nicht immer gut machen läßt.

O, ich dächte, das ließe sich sehr gut machen, und es wäre, wenn es immer geschähe, offenbar ein großer Gewinn für das weibliche Geschlecht.

Wie so meinen Sie das?

Ich finde es nicht recht, wenn die Frauen, wenn sie der Untreue ihrer Männer gewiß sind, dennoch aus falscher Schaam oder aus der eigensüchtigen und feigen Absicht in der Ehe mit ihnen verharren, um unter den Fittigen des Namens ihres Mannes, d. h. unter dem schützenden und verdeckenden Titel „Frau" ihre eigenen Treulosigkeiten und Verrätherein, zu denen sie sich durch das Beispiel ihres Mannes berechtigt glauben, zu verbergen.

Madame D...g sah mich mit großen Augen an, als ich so sprach.

Sie tadeln es, entgegnete sie, wenn eine Frau neben ihrem treulosen Gemahl noch andere Liebhaber hat?

Allerdings, so lange sie noch mit diesem treulosen Gemahle zusammenlebt. Wenn sie sich von diesem trennt, und es rund heraus erklärt: ich habe die Neigung und glaube auch das Recht zu haben, mir einen Liebhaber zu wählen, wie der Mann seine Geliebten und den Spott und das hämische Gerede der Frauen nicht scheut, die heimlich thun, wozu sie sich offen bekennt, so finde ich dies allein einer Frau würdig, welche mit dem Manne gleiche Rechte beansprucht.

Ich bin durchaus nicht Ihrer Meinung, versetzte Madame D...g, ich gestehe Ihnen ganz offenherzig, daß ich mehrere Anbeter habe und mich sehr wohl dabei befinde, denn ich finde nicht alle wünschenswerthen Eigenschaften bei Einem Manne, aber doch bei jedem eine oder einige, und setze mir auf diese oder jene Weise aus vielen mangelhaften Anbetern einen ganz vorzüglichen zusammen. Sie werden mir zugeben, daß dieses höchst interessant und unterhaltend ist, und daß ich auf diese Weise meinen eignen Gemahl mit in den Kreis meiner Anbeter ziehe, und mir gerade das an ihm gefallen lasse, was mir eben gefällt.

Diese Theorie, aus einem Manne einen Liebhaber zu machen, ist in der That eine ganz neue, rief ich lachend.

Geben Sie, versetzte Madame D...g, wie sollte Ihnen dergleichen neu sein? — Ich bin vielmehr überzeugt, daß ich recht viel von Ihnen lernen kann, und ich gestehe, daß ich Lust habe, Ihre Schülerin zu werden. Bitte, erzählen Sie mir doch einige interessante Momente aus Ihrem Leben, aber vor allen Dingen sagen Sie mir, wie viele Anbeter Sie augenblicklich haben.

So viele Sie wollen.

So viele ich will?

Ja — denn wenn ich den Verſicherungen des Herrn von A... glauben kann, liegt, wenn ich will, die ganze Pariſer Männerwelt zu meinen Füßen.

Der Herr von A... war eben kein Anderer, als der alte Graukopf von Kammerherr, welcher mich nach Vincennes geführt und nun ganz unſchuldig mit Madame D...g's Begleiter in meinem Wagen ſaß, während er dieſe für ſich handeln laſſen wollte, denn ich wußte bald, daß Madame D...g des Herrn von A... Freundin und das Zuſammentreffen mit ihr in Vincennes kein zufälliges, ſondern mit dem alten Kammerherrn zuvor verabredet war.

Mein Gott, dann müßten ſich ja auch meine Anbeter darunter befinden, rief Madame D...g mit einem ſehr komiſchen Entſetzen.

Das iſt höchſt wahrſcheinlich, verſetzte ich, doch ſeien Sie verſichert, daß ich bei der großen Auswahl, die mir zu Gebote ſteht, Sie der Ihren nicht berauben werde.

Und doch haben Sie das ſchon gethan, ſagte die Dame lächelnd.

Schon? Ich glaube, wenn Sie es nicht übel nehmen, das iſt ein großer Irrthum von Ihrer Seite.

Durchaus nicht ſo groß, wie Sie meinen. Der Herr von A..., mit dem Sie nach Vincennes gefahren ſind, war ein ſehr eifriger Verehrer von mir.

Der Herr von A...? Ein Graukopf und ein Don Juan! Das iſt ſonderbar. Ich muß Ihnen aber offen erklären, daß Sie gar keine Veranlaſſung zur Eiferſucht haben. Ich liebe es nicht, mit Großvätern Romane zu ſpielen.

Madame D...g zeigte mir, daß ſie auch in der That nicht die geringſte Eiferſucht hatte, ſie ſing vielmehr für den

alten Kammerherrn bei mir förmlich zu werben an. Natürlich lachte ich sie aus, und erklärte ihr ganz einfach, daß mir diese Art, die Liebe einer Frau zu erlangen, sehr verächtlich erscheine.

Wir schieden am Ziele unserer Fahrt zwar äußerlich höflich, aber ich glaube, daß die gute Madame D...g es jetzt sehr gut über sich gewinnen konnte, bei meinen Vorstellungen auszubleiben. Der alte Kammerherr hat mich nicht weiter besucht, und es war vielleicht beiden sehr lieb, daß ich einige Tage nach diesem Zusammentreffen Paris verließ, nicht ohne gegen meine Freunde die Hoffnung auszusprechen, sehr bald dahin zurückzukehren.

Einundachtzigſtes Kapitel.

Mein Portrait.

Warſchau. — Journaliſten-Unſinn. — Das Strumpfband. — Ein Schloß belagert von — Anbetern.

Mein Ziel, als ich Paris verlaſſen hatte, war Warſchau. Der Emigrant, mit welchem ich in Paris in beſtem Einvernehmen ſtand, ſo daß mein guter Vicomte mir deshalb böſe wurde, hatte mir ſo viel von ſeinem Warſchau erzählt, daß ich ihm endlich das Verſprechen gab, dieſe Stadt vor allen andern Städten zu beſuchen.

Ich hatte in Paris viel, unendlich viel gelernt, und ich muß von mir ſagen, daß ich erſt jetzt in die Myſterien des Künſtlerlebens vollkommen eingeweiht war.

Ich trat in Warſchau mit einer Sicherheit auf, daß ich erſtaunt über mich ſelbſt war.

Ich war endlich wieder ganz in meinem Elemente.

Von meinem Aufenthalte in Warſchau an begann ich eigentlich erſt Carriere zu machen. Neben dem Weibe glänzte auch die Künſtlerin, beides war von jetzt an unzertrennlich.

Ich habe Warſchau allerdings nicht ganz ſo gefunden, wie es mir mein Freund in Paris darſtellte.

Ein Zeitraum von mehr als zehn Jahren hatte diese Stadt sehr verwandelt.

Noch litt sie gewaltig unter der Ungnade des mächtigen Kaisers von Rußland, welcher der Stadt das Jahr 1831 nicht verzeihen konnte.

Aber der polnische Charakter ist wie der französische, und Warschau ist eben so veränderlich und lebenslustig wie Paris.

Ich hatte mich einer glänzenden Aufnahme zu erfreuen und ward für die französische Oper engagirt.

Bald war ich das Tagesgespräch der ganzen Stadt.

Die Journale, welche in Warschau sich gar nicht mit Politik beschäftigen dürfen, füllten ihre Spalten mit meiner geringen Person aus.

Erst in Warschau, es klingt sonderbar, in Warschau, wo die Presse Sklavin ist, lernte ich die Macht des Journalismus kennen und erkannte die Nothwendigkeit seiner Protection für eine Künstlerin.

Es ist wahr, diese Journale verbreiteten die albernsten Lügen über meine Person, sie erzählten Dinge von mir, die ich selbst nicht wußte, sie gaben mir ganz nach ihrem Gutbefinden eine Herkunft, einen Vater, eine Mutter, sie machten zu meinem begünstigten Liebhaber, wen sie wollten, und den ich nicht einmal den Namen nach kannte, und gerade durch diese Lügen kam ich in Aller Mund, und da man auf die Moralität einer Künstlerin ein nicht so großes Gewicht legt, so gewährten mir diese Lügen allerdings oft mehr Vortheil als Nachtheil.

So schrieb unter Anderm ein Blatt von mir:

„Der Champagner wurde aus ihren Schuhen getrunken, welche sie eben ausgezogen hatte, und hätte sie Jedem, der sie um eine Locke bat, auch nur den tausendsten

Theil eines Haares gegeben, so wären alle ihre schönen schwarzen Flechten längst in den Händen Anderer und sie ihrer herrlichen Kopfzierde völlig beraubt. Aber komisch ist das Mittel, zu welchem diese ausgezeichnete und merkwürdige Dame ihre Zuflucht nahm, um sich vor dem Andrange ihrer zahllosen Anbeter zu retten, welche ihre Wohnung förmlich belagerten. Sie soll nämlich mit eigener Hand einen Tarif der Gunstbezeigungen, welche eine galante Dame zu gewähren hat, selbst ausgefertigt und an die Thüre ihrer Wohnung haben anschlagen lassen. Nach diesem Tarif ist die Taxe für einen Kuß auf den Mund tausend Franken, auf die Augen fünfhundert Franken, ein Handkuß hundert Franken. Außerdem bestehen eine Menge geheimer Preisbedingungen für andere Dinge."

Was soll man von einem Journalisten sagen, welcher dergleichen albernes Zeug schreibt, und von einem Publikum, welches sich dergleichen gläubig erzählen läßt? — Ich habe es schon oft genug gesagt und bewiesen, in welche Thorheiten das starke Geschlecht verfallen kann und welche thörichte Abgötterei oft mit dem Künstlerruhm getrieben wird. Daß es die Damen in Bezug auf die Männer nicht besser machen, versteht sich von selbst, und der Herr Franz Liszt, dieser Napoleon auf dem Piano, mit welchem ich eine Zeit lang zu reisen das Glück hatte, hat mir hiervon merkwürdige Dinge, namentlich von den Berliner Damen, erzählt. Ich werde hierauf seiner Zeit zurückkommen. Dafür aber gehören wir Damen zu dem schwachen Geschlecht, und ich glaube solche Dinge sind uns deshalb nicht halb so hoch anzurechnen. Diese Thorheiten fallen dem starken Geschlechte weit mehr zur Last. Aber so kolossal sie auch sind, und namentlich in Bezug auf mich auch

stets waren, so weit gingen sie denn doch nicht, wie jenes Journal zu schreiben oder vielmehr zu lügen die Gewogenheit hatte. Was das Letztere, den Tarif, anbetrifft, so geht das über die Narrheit hinaus. Allerdings hätte ich vielen Herren einen Gefallen damit gethan, wenn ich eine Taxe meiner Liebe festgesetzt hätte, denn so sehr die reichen Leute den Communismus scheuen, so sehr gern sehen sie es, wenn eine schöne Frau zur Commune würde. Keine Ausgabe, keine Steuer wird ihnen dann zu viel. Sie freuen sich um so mehr, je höher sie abgeschätzt werden, und sie haben eine wahre Wuth, ihre Auflagen so zeitig als irgend möglich zu entrichten. Allerdings strömten mir sowohl in Warschau, wie in London und Paris die Anbeter zu, aber meine Leser kennen bereits meine Methode, mich Derjenigen zu entledigen, die zudringlich und lästig wurden. — Ich habe mich nie zum Privilegium der Vermögenden gemacht, ich habe stets die wahre und aufrichtige Huldigung derer aufgenommen, die mir gefielen. Der Geist spielte bei mir stets die erste Rolle, und der Herr, der sich durch diesen treuesten und zuverlässigsten Diener bei mir anmelden ließ, dem öffnete sich meine Thüre sicher immer zuerst.

Wie überall, so verbreitete auch in Warschau mein zwangloses, keckes Auftreten eine Menge irriger und einfältiger Ansichten über meinen Charakter und meine Lebensweise. Welch einen Spektakel machte man in der Stadt über einen Einfall, welcher eben nichts weiter als ein solcher, als ein Kind der Laune war. Es war mir bei meinem ersten Debüt ein Strumpfband während des Tanzes abgefallen. Ich hob es auf und warf es unter die Herren auf's Parterre. Damit, glaubte ich, würde die Sache abgemacht sein. Aber die Herren balgten sich darum, gerade wie die Kinder, denen man Geld oder sonst etwas zum Aufgreifen zuwirft, und viele Herren waren in der

That so närrisch, mich um ein Strumpfband zu bitten. Das geschah nicht selten auch bei offener Tafel, und da ich nicht mehr als zwei von diesen Bändern trug, und doch unmöglich stets einen großen Vorrath für Zufälle bei mir tragen konnte, so kam mein Strumpfband in Atome zerlegt in den Besitz sämmtlicher männlicher Tafelgenossen.

Aber es ist nicht wahr, daß die Herren Champagner aus meinen Schuhen getrunken haben. Höchstens haben sie mich öfter für einen Papst in Weiberkleidern gehalten — wie bekanntlich wirklich einmal eine Frau als heiliger Vater auf dem päpstlichen Throne saß — und meine Pantoffel geküßt.

Aber wie vielen Frauen passirt das nicht?

Eine andere Zeitschrift in Warschau — das vorhergehende Citat stand, so viel ich mich entsinne, in einem Petersburger Blatte — schrieb folgenden Bericht von mir:

„Die Tänzerin Lola Montez besitzt von dreimal neun Reizen, welche ein spanischer Dichter für jede vollendete weibliche Schönheit erforderlich hält, alle — bis auf eine einzige. Sechsundzwanzig Eigenschaften der höchsten körperlichen Schönheit besitzt sie im vollkommensten Grade, und was die siebenundzwanzigste betrifft, so ist eben der Mangel dieser, nach meiner Meinung und sicher auch nach der meiner Leser," die Krone ihrer Schönheit.

Der spanische Dichter zählt nämlich folgende 27 Reize und Schönheiten auf:

Drei weiße: die Haut, die Zähne und die Hände.

Drei schwarze: die Augen, die Augenwimpern und die Augenbraunen.

Drei rothe: die Lippen, die Wangen und die Nägel.

Drei lange: die Taille, die Haare und die Hände.

Drei kurze: die Zähne, die Ohren und die Beine.

Drei große: der Busen, die Stirne und der Raum zwischen den beiden Augenbraunen.

Drei schmale: die Taille, die Hände und die Füße.

Drei weiche: die Finger, die Haare und die Lippen.

Diese Reize alle besitzt die Dame Lola in dem schönsten Verhältnisse, die Farbe der Augen allein ausgenommen, welche bei ihr nicht schwarz, sondern blau ist.

Seidenweiche Haare, mit dem Glanzgefieder der Raben wetteifernd, fallen in üppiger Fülle auf ihren Nacken hinab. Ihr schönes, feines Antlitz ruht auf einem schlanken, zarten Halse, dessen blendende Weiße den Schwanenflaum beschämt.

Wie soll ich nun weiter Lola's Busen schildern, da schon ihre andern Reize mich um Worte verlegen machen?

Um nicht hinter der Wahrheit zu bleiben, die auszudrücken meine Feder zu schwach ist, muß ich mich einer anderen bedienen. Ich beziehe mich nämlich auf die schönen Verse des Marino, welcher im achten Gesange des Adone, welcher den Titel „I trastulli“ führt, von der Liebesgöttin sagt:

„Vedeansi accesse entro le gianci belle
Dolci fiamme di rose e di rubini,
E nel ben sen per entro un mar di latte
Tremolando nutar due poma intatte.“*)

*) Auf den schönen Wangen glühten
Rosen- und Rubinen-Flammen,
Und im Busen, einem Milchmeer,
Zitternd zwei der Aepfel schwammen.

Lola's Füßchen halten genau die Mitte zwischen den feinsten Pariser- und Chinesen-Damenfüßen. Die feinen zierlichen Waden scheinen die beiden untersten Stufen einer Jacobsleiter zu sein, die zum Himmel und sogar zum siebenten Himmel führt. Ihre ganze Gestalt glich gestern Abend der Venus zu Knidus, jenem unsterblichen Meisterstücke des Prariteles, der ganz Griechenland mit seinem Ruhme erfüllte.

Die höchste von allen Schönheiten Lola's habe ich dem letzten Pinselstriche an meinem Porträte der gefeierten Tänzerin vorbehalten. Als Gott den ersten Menschen erschaffen und ihm zuletzt seine unsterbliche Seele eingehaucht hatte, da schlug er die Augen auf, und deshalb nehme ich an, daß die Seele in den Augen wohnt.

So viel ich noch aus dem Studium der Botanik, welches ich in meiner Jugend doch ohne sehr großen Ernst getrieben habe, mich erinnere, da ich nur jene Blume kennen lernen wollte, womit die Dichter ihre Schöpfungen zieren und woraus sie ihre Bilder entlehnen, haben wir sechszehn verschiedene Arten von Vergißmeinnicht. Denken Sie sich nun in Lola's blauen Augen die wechselnde Anmuth der sechszehn einzelnen Arten in einen Strahlenpunkt verschmolzen, und diese beiden Gestirne am Himmel der Liebe, welche Petrarka an seiner Laura einst so unübertrefflich besungen hat, von dem bezaubernden Liebreize eines überaus gebildeten Geistes beseelt, so würde man leicht begreifen, daß diese Dame überall Siegerin sein muß, wohin ihre magischen Blicke dringen."

Der gute Mann hatte wahrlich die Anatomie irgend einer antiken Venus noch mehr, als die Botanik studiert, um sie gelegentlich

bei Recenſionen über Tänzerinnen, Sängerinnen und Schauſpielerinnen zu benutzen. Wahrlich, man hätte glauben ſollen, daß ſolche Ueberſchwenglichkeiten, über die jeder unbefangene Leſer lächeln muß, die Herren abhalten müßte, eine Dame zu beſtürmen, die unmöglich ſolche überſpannte Schilderungen, die von Frankreich, Griechenland, Spanien, China und Gott weiß von welchen Ländern mehr entlehnt waren, rechtfertigen konnte. Ich bin wenigſtens nicht eitel genug, um dieſes zu glauben.

Aber ich muß es ſagen, daß ich mich in der That der Anzahl von Anbetern, welche mich in Warſchau umlagerten, nicht entwehren konnte. Perſonen aller Stände, und eben nicht die wenigſten aus den höheren und höchſten, beſuchten mich. Ich hätte mich vertauſendfältigen müſſen, um allen den einfältigen Schmeicheleien und Anträgen, mit denen ich überſchüttet wurde, Gehör zu geben. Ich wurde in den Zeitungen und in Privatbriefen in Billetten, in Reimen und Proſa wahrhaft vergöttert.

Ich habe auch in Warſchau, ebenſowohl wie in London und Paris, eingebildete Narren gefunden, welche glaubten, daß ſie ſich mir nur zu zeigen brauchten, um ihres Sieges ſicher zu ſein. Oft war es der Dünkel, oft der große Name, oft das Aeußere, worauf ſich das Vertrauen zu ihrem gewiſſen Siege ſtützte, aber wie überall habe ich auch in Warſchau dieſe Thoren eines Andern belehrt.

Dieſe Diplomaten, welche oft ſo diaboliſch ſchlau ihre Berechnungen machen, bei denen ſie freilich die Querſtriche, welche ihnen Andere als menſchliche oder vielmehr diplomatiſche Mächte machen, überſehen, waren zuweilen ſehr linkiſch, wenn es galt, ein weibliches Herz zu erobern, das ſich keiner andern Macht beugen wollte, als der — wahrer Liebe.

Zweiundachtzigſtes Kapitel.

Ein Opfer.

Der Graf O...n. — Der Anfang eines wirklichen Romans. — Platoniſche Liebe und Freundſchaft. — Das Zimmer einer Tänzerin.

Mein Freund, der polniſche Emigrant in Paris, hatte mir ein Schreiben an einen ſeiner jüngſten Freunde, dem Grafen O...y in Warſchau, mitgegeben.

Die Familie O...y war eine der angeſehenſten, älteſten und ſtolzeſten polniſchen Familien, welche große Güter und Reichthümer beſaß.

Der junge Graf war der einzige Sohn, ſchön, liebenswürdig und geiſtreich.

Schon das erſte Mal, als ich ihn ſah, fielen mir die Worte der Madame V...s ein, daß ſie nur diejenigen Ihrer Anbeter begünſtigte, welche geiſtreich, ſchön und reich waren.

Ich hatte mir damals nicht vorgenommen, es ihr gleich zu machen, denn wäre es nicht thöricht, ſich vorzunehmen, ſchöne Dinge ſtets für wirklich ſchön zu halten?

Ich dachte, es kommt ganz von ſelbſt, daß ein Weib einen ſolchen Mann, der allen Anſprüchen eines geläuterten Ge-

schmacks, eines gebildeten Geistes und eines glühenden Herzens entspricht, lieben muß.

Von allen meinen Anbetern kam Keiner dem jungen Grafen Alexander O...y gleich.

Er wurde von Allen, die ihn kannten, vergöttert, und er würde vielleicht stets sehr glücklich gewesen sein — ohne mich.

Aber es ist dennoch nicht meine Schuld, daß er so tragisch geendet hat. Ich habe den Unglücklichen aufrichtig betrauert und ich weihe ihm noch heute eine Thräne der Erinnerung.

Es war einer meiner schönsten Abende, an welchem ich in Warschau meine dritte Vorstellung gab. Wie am ersten Abende herrschte eine feierliche, erwartungsvolle Stille, ehe ich auftrat. Mit einem rauschenden Beifallssturme, der nicht enden wollte, wurde ich empfangen. Ich wurde mit Kränzen und Sträußen, die zum großen Theil sehr werthvoll mit künstlichen goldenen und silbernen Blättern und von goldenen Ringen gehalten waren, überschüttet. Ich ließ diese Huldigungszeichen, wie gewöhnlich, in einem Körbchen auffammeln und mir nachtragen, und amüsirte mich dann zu Hause, sie näher zu mustern und die Gedichte zu lesen, welche sich oft fein zusammengerollt zwischen den Blumen befanden.

Aber an diesem Abende hatte ich keinen Sinn für alle diese schmeichelhaften, zuweilen witzigen und sehr oft albernen Dingen. Ich sah, daß der Graf O...y noch vor Beendigung des Ballets seine Loge verließ, und vermuthete, daß er sich zu mir begeben würde, um mich in meiner Wohnung zu erwarten.

Als die alte Frau, welche mich bediente, meinen Wagen vorrollen hörte, kam sie mir entgegen und brachte mir die Meldung, daß der junge Graf O...y schon seit länger als einer halben Stunde meiner harre.

Auf meinen seidenen Schuhen trat ich so leise in's Zimmer, daß der junge Graf, welcher träumend der Länge nach auf der Ottomane lag, mich nicht hörte. Er spielte mit einem rosafarbigen seidenen Strumpfe und einem Paar zusammengerollten Schuhen, küßte Beides so inbrünstig feierlich, wie ein Gebetbuch, und nannte meinen Namen.

In diesem Momente stand ich vor ihm wie eine vom Himmel herabgefallene Fee. Ich hatte den Mantel abgeworfen und stand da in meinem kurzen leichten schimmernden gold- und silberdurchwirkten weißen Gewande.

Sie hier? Ich habe es wohl vermuthet, als ich Sie Ihre Loge verlassen sah. Aber was machen Sie in dieser Einsamkeit, mein guter Freund, die Zeit ist Ihnen gewiß recht lang geworden?

Lang geworden, meine schöne Lola? rief der Graf, mich mit seinen Blicken verschlingend, hier in Ihrem Zimmer, wo mich tausend reizende Dinge, tausend niedliche Kleinigkeiten, wo mich Alles an Sie erinnert?

Und an meine unordentliche Wirthschaft, wandte ich lächelnd ein, denn es sah in der That sehr romantisch-unordentlich bei mir aus.

Die Stühle lagen vollgepackt mit Gegenständen aller Art. Hier stand eine lange Pappschachtel mit Schminktöpfchen und eine röthlich gefärbte Hasenpfote lag daneben, eine Büchse mit aromatischem Puder war auf den Teppich gefallen und halb umgestürzt wurde sie von seidenen Schminklappen begraben. Unterröckchen und farbige Mieder hingen und lagen an den reich in Grün- und Gold-Velour tapezierten Wänden. Von der Seite des drapirten Nipptischchens flatterten ein Dutzend schöne Gürtelbänder herab. Offenstehende Kästchen ließen den Glanz von zahllosen goldenen Ringen, Schnallen, Brochen,

Ketten, Armbändern und Nadeln ausströmen. Geöffnete Etuis mit reichen Diademen, Schlössern, Ohrgehängen, Halsbändern und noch anderen Schmuck bedeckten den übrigen Raum, und eine Fluth der schönsten Pariser Rosen, Maiblumen und hundert anderer Kinder des Lenzes, bald zu Kränzen, Kronen und Guirlanden vereint, bald zerstreut, mit kunstvollen Gold- und Silberblättern umringt, bedeckten im schönsten Farbenspiel den Tisch. Dabei standen mehrere große Karton's, deren Deckel, bunt zusammen und übereinander geworfen, ein Gewirr von reichen Kleidern, köstlichen Stickereien, Kragen und Taschentüchern, und die ganze zahllose Abwechslung im Putze einer eleganten Dame zur Schau legten. Ueber die Lehne des Sopha's hingen mehrere rosagefärbte Seidentricots, blendend weiße, weite Röckchen waren darüber geschlagen, ein Haufen weißer und rother Seidenstrümpfe füllte die Ecke, und in der andern lagen mehr als zwanzig Paar feiner Seidenschuhe, um die dünnen Sohlen zusammengerollt und mit den leichten Bändern zusammengeknüpft.

Vor dem Grafen O...y stand ein gedecktes Tischchen mit einem zierlichen Geschirr vom feinsten Porzellan à vermeille, einem silbernen, vergoldeten Besteck, einem silbernen, reich verzierten Becher und einem silbernen Armleuchter, auf welchem drei Wachskerzen flammten.

So sah mein Zimmer aus, romantisch wie das einer allgebietenden Theaterprinzessin; und wahrlich, es kam nur auf meinen Willen an, um alle Schätze Europa's und Indiens in meinem Gemache aufgehäuft zu sehen. Wo sollte ich, die unstäte, wandernde Künstlerin, mit allen diesen schönen Sachen bleiben, die von Ort zu Ort zu bringen ich eines ganzen Hauses bedurft hätte?

Ich streifte jetzt meine Theatergarderobe ab und schlüpfte

in einen gemächlichen Hausrock, so nahm ich an der Seite meines Freundes Platz.

Der Graf O...y war ungemein zärtlich. Er löſ'te die Nadeln, welche mein Haar hielten, und amüſirte ſich damit, meine lange Flechten niederfallen zu laſſen.

Ich entwand mich ſeinen verliebten Spielereien und war mit einer Pirouette bei meinem Körbchen, deſſen Inhalt ich unterſuchte.

Lola, rief der Graf mit einem leiſen Vorwurf, können dieſe Dinge, können dieſe, wenn auch noch ſo reichen Geſchenke, Werth für Sie haben? — Können Sie mich ihretwegen auch nur einen Augenblick vergeſſen?

O, laſſen Sie mich doch, mein Freund, die Thorheiten, die ich nach meinen Vorſtellungen in meinem Körbchen finde, ergötzen mich außerordentlich. Warum ſoll ich die Geſchenke reicher Narren zurückweiſen, die ich ſo ungemein billig eintauſche. Genügt nicht ein Lächeln, oft das Hinreichen einer Fingerſpitze, oft ein Wort, ein Blick, ein Kuß höchſtens auf meinem Arme? Haben mich alle dieſe-Schätze, welche Sie hier ſehen, mehr gekoſtet? Würde ich je mehr darum geben?

Mit dieſen Worten begann ich mein Körbchen zu unterſuchen. Das Erſte, welches mir in die Hände fiel, war ein köſtlich gearbeiteter goldner, mit werthvollen Steinen beſetzter Vergißmeinnichtſtrauß.

Lola, ſagte der Graf, indem er zu mir hintrat, mir das Körbchen aus den Händen nahm und mich wieder zu ſich aufs Sopha zog, machen Sie es denn anders mit mir, als mit allen Andern? — Jenen bewilligen Sie ein Lächeln, eine Fingerſpitze, und was geſtatten Sie mir? Mir, den Sie Ihren lieben, Ihren beſten, Ihren einzigen Freund nennen? Laſſen Sie mich nicht vergebens ſchmachten, und iſt etwas Anderes

als ein Lächeln, ein Händedruck, die Antwort auf meine heißen glühenden Empfindungen?

Mein lieber Freund, sagte ich lächelnd, lassen Sie mich immerhin bei meiner Handlungsweise verharren. Ich liebe Sie, ich habe Ihnen das oft genug gesagt, was wollen Sie mehr?

Sie lieben mich? rief der Graf. Besteht denn eine wahrhafte Liebe in der Versicherung? Die platonische Liebe ist eine Sage, ein Mährchen, ich glaube nicht daran.

Ich weiß wohl, daß es Euch Männern recht schwer wird, an eine platonische Liebe zu glauben, versetzte ich. Ihr sucht in der Liebe die Befriedigung des Sinnlichen, den Genuß. Ihr könnt nicht glücklich sein, Ihr wähnt Euch nicht am Ziele ohne ihn. Ihr macht aus der Liebe eine Thorheit, die zum Laster und zur Gemeinheit führt.

Aber wie soll ich Sie denn lieben, theure Lola? fragte der Graf, indem er mich umschlang und an seinen pochenden Busen preßte, soll ich Sie lieben, wie ein Freund? — Sagen Sie mir doch, eigensinniges, launenhaftes Kind, wie Sie selbst das anfangen wollen?

Wie ich es angefangen habe, mein Freund, versetzte ich. Ich küsse Sie, ich herze Sie, ich fühle mich glücklich, wenn mein Haupt auf Ihrem Schooße ruht, glücklich, wenn mein Herz an Ihrem Herzen pocht, ich liebe Sie, Sie mich, ist das nicht genug?

Der Graf sah mich mit seinem großen Feuerauge düster an, dann sagte er seufzend:

Was werden Sie noch aus mir machen, Lola, aus mir, dem keine Opfer für Sie zu groß sein werden!

Kein Opfer zu groß? rief ich. Und welche Opfer würden Sie groß nennen, mein lieber Alexander?

Fordern Sie! Fordern Sie! rief er leidenschaftlich, wie ehemals der Prinz von Kaboul.

Ich fordere die Ehe! versetzte ich.

Die Ehe? rief der Graf erstaunt. Sind Sie nicht eine Verächterin der Ehe?

Ich habe Ihnen niemals gesagt, daß ich die Ehe verachte, entgegnete ich, ich verachte sie nicht absolut, ich verachte sie nur als eine privilegirte und legale Form für alle Entweihungen der Liebe. Ich verachte es nicht, die rechtmäßige geliebte Frau eines Mannes zu werden, der mich heirathet meiner selbst wegen.

Der Graf O...y versank in ein tiefes Sinnen. Einen Augenblick schien er unentschlossen zu sein und mit sich zu kämpfen, dann sagte er mit feierlicher Stimme:

Sie wissen, Lola, welchen Stand ich meiner Mutter gegenüber habe, Sie wissen — — —

Hier stockte der Graf.

Ich weiß, fuhr ich fort, daß Sie verlobter Bräutigam einer Dame sind, die mit Ihnen gleichen Rang, gleiches Vermögen hat. Ich weiß, daß Ihre Mutter diese Verbindung um jeden Preis durchsetzen will.

Wie, Sie wissen? rief der Graf erstaunt.

Wie sollte mir unbekannt sein, was die ganze Stadt weiß?

Aber ich werde sie nicht heirathen, niemals! rief O...y. Hören Sie mich, Lola! Sie sollen mein sein und stemmte sich die ganze Welt dagegen.

Nicht doch, mein Guter, versetzte ich, heirathen Sie in Gottes Namen immer Ihre Gräfin, ich verlange so große Opfer nicht, wie Sie es zu nennen belieben, ich will Ihnen diese Opfer ersparen, Ihren hochgräflichen Stammbaum zu beflecken.

Lola! Sie spotten meiner! rief der Graf.

Ich spotte nicht, mein Freund, es ist mein vollkommner Ernst, heirathen Sie immer zu. Was hindert uns denn, noch die guten Freunde zu bleiben, welche wir bisher waren?

Der Graf O...y gebehrdete sich wie ein Verzweifelter, als ich ihm dies sagte. Er warf mir vor, daß ich für ihn keine Liebe empfinde, daß ich ihn elend und unglücklich gemacht habe, und das Alles, weil ich ihn in der That nicht unglücklich machen wollte. Er verließ mich zürnend, aber ich wußte wohl, daß er wiederkommen würde. Ich ließ ihn ruhig gehen.

Dreiundachtzigſtes Kapitel.

Die Gräfin.

Ein Beſuch bei der Gräfin O...y. — Das Anerbieten. — Ausweiſungs-Mandat vom Fürſten Paskiewitſch. — Ein Urtheil über Tänzerinnen. — Rußlands Sonne.

Am andern Tage erhielt ich eine merkwürdige Einladung. Die Frau Gräfin O...y ſchickte mir einen Bedienten und Ihren Wagen, und ließ mich auffordern, Sie ſofort zu beſuchen. Ich war gar nicht geneigt, dieſem Befehle Folge zu leiſten, und wollte ſchon den Bedienten abfertigen, welcher über dieſe Mißachtung des gräflichen Gebotes ſehr erſtaunt ſchien. Aber die Neugierde, die Mutter Alexanders und ihr Anliegen kennen zu lernen, gewann doch bei mir die Oberhand, ich machte raſch Toilette und ſtieg in den Wagen.

Mit der Arroganz einer Dame, welche ihrer großen Ueberlegenheit ſich bewußt iſt, und die da glaubt, ein Blick würde genügen die Tänzerin zu Boden zu ſchleudern, muſterte mich die Gräfin, dann ſagte ſie mit vornehmem Tone:

Näher, wenn ich bitten darf.

Ich trat der anmaßenden Frau dicht unter die Augen. Wahrlich, dieſe Dame beluſtigte mich außerordentlich.

Was steht zu Dienſten? fragte ich ſie mit einem ſpöttiſchen Lächeln, welches die gute Frau ein wenig aus der Faſſung zu bringen ſchien.

Wir haben ſehr viel mit Ihnen zu ſprechen, ſagte die Gräfin.

Dann erlauben Sie mir, mich ſetzen zu dürfen, entgegnete ich, und der Oheim Alexanders, welcher bei dieſer ſonderbaren Unterhaltung zugegen war, rückte mir ein Taburet hin.

Sie haben ein Verhältniß mit meinem Sohne, ſagte die Gräfin nach einer Pauſe.

Der Graf findet es für gut, mich zuweilen zu beehren, verſetzte ich lächelnd.

Ich habe das mit Bedauern gehört, verſetzte die Gräfin, ich will auf ſeine Handlungsweiſe nicht näher eingehen, indeß muß ich Ihnen ſagen, daß mein Sohn im Begriffe ſteht, ſich zu vermählen.

Davon habe ich gehört, verſetzte ich, und ich habe ihm Glück dazu gewünſcht.

Sie ſehen wohl ein, fuhr die Gräfin fort, daß die Beſuche meines Sohnes jetzt aufhören müſſen.

Das hängt ganz von Ihrem Sohne ab, verſetzte ich ruhig.

Ich hoffe, fuhr die Gräfin fort, daß Sie das Glück und den Frieden meines Sohnes nicht ſtören werden, daß Sie nicht aus Eigennutz ferner eine Neigung begünſtigen werden, die für meinen Sohn doch nichts anderes als die Befriedigung eines flüchtigen Reizes ſein kann.

Das Wort Eigennutz, welches die Gräfin beſonders hart betonte, erfüllte mich mit dem höchſten Unwillen. Ich erhob mich zornig und fragte ſie, wer ihr das Recht gäbe, mich hierher zu rufen und mich zu beleidigen. Ich ſagte ihr, daß ich es unter meiner Würde hielte, ihr mehr zu antworten, aber

ich wolle ihr nur sagen, daß es von mir abhinge, den Namen ihrer Tochter zu tragen, wenn ich überhaupt darauf Ansprüche machte, ihre Verwandtin zu sein.

Als ich dieses mit Entrüstung ausgesprochen hatte, wandte ich mich der Thüre zu; die Gräfin wollte mich zurückhalten und noch einmal die Unterhandlung mit mir anknüpfen. Ich warf ihr einen verächtlichen Blick zu. Der Oheim des Grafen ereilte mich, erfaßte meine Hand und sagte in tiefster Bewegung:

Bei der großen Theilnahme, die ich für Sie hege, thun Sie, warum Sie die Gräfin ersucht. Fordern Sie, was Sie wollen, nur brechen Sie das Verhältniß, in welchem Sie zu meinem Neffen stehen, und wenn es nicht anders möglich ist, verlassen Sie Warschau. Seien Sie versichert, Sie nehmen den innigen Dank einer ganzen Familie mit.

Ich kann Warschau nicht verlassen, versetzte ich, ich bin durch Pflichten hier gebunden.

Wir werden sie lösen können, versetzte der alte Graf.

Ich habe keine Ursache, dies zu wünschen, versetzte ich.

Geben Sie, sagte der Graf, thun Sie es um unserer Aller und Ihretwillen, denn glauben Sie, wir haben im letzten Falle Mittel, Sie wider Ihren Willen von hier zu entfernen.

Das glaube ich wohl, versetzte ich, es wird an Ihrem guten Willen und an ihrer Macht, ihn auszuführen, nicht fehlen, indeß ich will es abwarten.

Mit diesen Worten verließ ich das gräfliche Haus.

Am selben Tage besuchte mich, wie ich vorausgesehen, der Graf O...y wieder. Wir waren Beide, als wäre zwischen uns nichts vorgefallen, und ich erzählte ihm den merkwürdigen Auftritt, von dem ich so eben zurückgekehrt war und von

dem er nicht das Geringste wußte. Meine Erzählung erbitterte ihn auf's Höchste. Er schwor hoch und theuer, daß er die Pläne seiner Familie zu Schanden machen würde, und entfernte sich eiligst mit der Versicherung, bis zum Abend zu mir zurückzukehren.

Der arme Alexander! Ich sah ihn in Warschau nicht wieder.

Denn bald nachdem er mich verlassen hatte, trat ein Polizei-Beamter bei mir ein und überbrachte mir vom Fürsten-Statthalter einen Befehl, Warschau binnen 24 Stunden zu verlassen.

Weshalb mir dieser Befehl wurde, hatte man nicht die Güte mir zu sagen.

Doch wozu auch? Ich wußte ja den Grund. Ich war der Familie O...y, welche beim Fürsten-Statthalter in großem Ansehen stand, mißliebig geworden, und die Warschauer Polizei betrachtete mich außerdem nicht mit allzugünstigem Auge, da es mir, an die Freiheit Indiens, Englands und Frankreichs gewöhnt, ganz unmöglich war, gegen die mehr als rigorosen Polizeigesetze der Warschauer Polizei nicht zu verstoßen.

Ich mußte also dem Befehle folgen und verließ noch am selben Abende, ohne O...y zuvor zu sprechen, die unglückliche Hauptstadt eines Landes, welches unter dem Scepter eines strengen und energischen Fürsten nichts mehr ist, als eine russische Stadt, kalt, still, starr und eisig.

Ein Warschauer Journal aber, welches mich früher, wie ich mitgetheilt, mit seinen Lobeserhebungen überschüttet hatte, wußte, nachdem ich Warschau so plötzlich, und, wie nicht geheim blieb, auf Veranlassung des Fürsten-Statthalters ver-

laſſen hatte, nichts Eiligeres zu thun, als mir folgenden Journaliſten-Fußtritt nachzuſenden:

„So viel wir hören, hat die Tänzerin Lola Montez unſer Theater quittirt und iſt ſchon von hier abgereiſt.

In Folge dieſer ſonderbaren Erſcheinung auf unſern Brettern erlaube ich mir folgende Bemerkung über ähnliche moderne Tänzerinnen und deren Kunſt zu geben.

Die Charaktertänze der Alten ſuchen wir vergebens in den koſtbaren Balleten unſerer Zeit. Auf den Spitzen der Zehen zu tanzen oder in Pirouetten auf Einem Fuße wie ein gejagter Kreiſel ſich zu drehen, darin beſteht die ganze Kunſt aſthmatiſcher Tänzer und verliebter Tänzerinnen, die mit hochroth getünchten Wangen den Zuſchauern holdſelig entgegen lächeln und gleich darauf hinter den Couliſſen halbohnmächtig der Dienerſchaft in die Arme fallen. Immer und immer leiht die Liebe ihren Namen, und dieſes abgedroſchene Kapitel wird mit hohler Einförmigkeit bis zum Ekel wiederholt. Schwerter- und Schleiertänze, Märſche, Gruppen mit Pyramidalerhöhungen erſcheinen als verſchönernde Zugaben, und bengaliſches Feuer bezeichnet den Werth des Ganzen: mehr Rauch, als Feuer!

An dem Anblicke der rechtwinkligen Dreiecke der hochgeſchätzten Tänzerinnen im Pirouettenkreiſel mögen ſich Gymnaſialſchüler und andere Wüſtlinge ergötzen, jene mit wiſſenloſer Neugierde, dieſe mit ſeufzervoller Erinnerung an eine nie wiederkehrende Zeit, die blöden Augen mit Doppelbrillen und darauf geſtellten achromatiſchen Operngucken bewaffnend, doch den ge-

bildeten Mann von geläutertem Geschmack werden solche Gliederverdrehungen und Gaukeleien niemals ansprechen, noch weniger fesseln.

— Die vom Ballete sehr verschiedenen, eigentlichen Pantomimen, wenn sie originelle Intriguen geistvoll behandeln, erregen Interesse, unterhalten durch den Wechsel der Erscheinungen, und gestalten ein Ganzes, ohne durch die Einförmigkeit der Ballete zu ermüden und durch unnatürlichen Gebrauch der Glieder züchtige Augen anzuwidern. Damit will ich keineswegs die Pariser Streck-Ordonnanz vertheidigen, welche die allzukurzen Röckchen der niedlichen Tänzerinnen verlängert und dadurch den Wunsch angeregt hat, sich außerhalb der Bühne von der Nothwendigkeit und dem Zwecke dieser Jesuitenmaßregel mit eigenen Augen gemächlicher zu überzeugen."

Ich glaube, der Herr, der dieses alberne Zeug niedergeschrieben, hat sehr darnach gestrebt, ein holdseliges Entgegenlächeln von mir zu gewinnen, und dieses so lange als das größte Glück, das ihm begegnen könnte, betrachtet, bis gewisse Personen, die in Warschau fast so mächtig wie der liebe Gott sind, es gerne sahen, daß ich ging.

In Warschau richten sich alle Köpfe nach Einem.

In Warschau giebt es nur einen einzigen Willen.

Der Kaiser ist Rußland, oder, was dasselbe ist, Polen, der Fürst-Statthalter ist der Kaiser — die Polizei ist der Fürst-Statthalter — Alles in Allem ist die Regierung, und die Regierung ist das mächtig gefürchtete, beneidete und von allen Seiten angefeindete Rußland.

Ich war begierig dieses Rußland noch näher an der Quelle, in seiner Residenz, in Petersburg, kennen zu lernen.

Ich machte mich also dahin auf, nach dem kalten eisigen Lande, wo aber eine Sonne glänzt, welche alle andere Gestirne verdunkelt, eine Sonne, welche, so vergänglich sie auch ist, Wunderdinge verrichtet, welche sechszig Millionen Menschen Licht und Leben giebt, und welche, von Wolken des Unmuthes umhüllt, Tod und Verderben droht, welche Europa, welche die ganze Erde um ihre Zukunft erzittern macht.

Diese Sonne ist der Kaiser von Rußland.

Vierundachtzigstes Kapitel.

St. Petersburg.

Weg von Strelna. — Im Hotel. — Der Prinz L...w und der Graf B...u.

Von Warschau nach Petersburg ist keine interessante Reise. Es ist weit angenehmer, sich von Wilden im Palankin forttragen zu lassen, als mit diesen trägen russischen Postillonen zu reisen, die entsetzlich langweilig, phlegmatisch und grob sind, und nichts Anderes verstehen, als zu rauchen und die Hände zum Empfang der Trinkgelder unaufhörlich zu öffnen oder zu einem Fluche zu ballen, wenn etwas nicht nach ihrem Wunsche ausfällt.

Nur von Strelna aus wird der Weg interessant, und man ahnt, daß man sich der russischen Hauptstadt nähert, der Weg nach Petersburg ist meilenweit mit reizenden Landhäusern besetzt, welche alle die Aussicht auf das Meer oder auf einen Arm des Meeres haben. Von der Landstraße sind diese Landhäuser durch Gärten getrennt, deren Hauptzierden die Birken sind, welche mit ihren schneeweißen Stämmen und dem blassen Grün ihrer Blätter einen pittoresken Abstich zu den dunkeln Fichtenbäumen bilden, die, wie sie, keine Fremdlinge in dem

kalten Lande sind. Alle diese Landhäuser sind in dem verschiedenartigsten Style erbaut. Hier erhebt sich in der Mitte eines großen Rasenplatzes ein zierlicher griechischer Tempel, dort eine chinesische Pagode, rundum mit silberhell erklingenden Glöckchen behangen, auf jener Seite sieht man ein Schweizerhaus, das unter der einfachen Außenseite einer Bauernwohnung alle Verfeinerungen des Luxus, alle Verzierungen fürstlicher Pracht birgt. Ihm gegenüber blickt eine italienische Villa aus blühenden Gebüschen hervor und bildet einen reizenden Gegensatz zu jenem gothischen Schlosse mit den vielen geschnörkelten Thürmchen, das in ihrer Nähe liegt. In ungeheuer großen Treibhäusern reifen in diesen Gärten, für die der Frühling nur ein flüchtiges Lächeln hat, die Früchte milderer Zonen, und schmücken in verschwenderischer Fülle die Tafeln der russischen Großen.

St. Petersburg ist unbedingt eine der schönsten Städte Europa's, es ist eine Stadt, in der Alles nach einem großartigen Maßstabe angelegt ist. London und Paris erschienen mir gegen diese Residenz wie eine Bretterbude gegen einen Palast, oder wie eine Trödelbude gegen einen glänzenden Salon. Man erkennt es in Petersburg augenblicklich, daß man in einem mehr asiatischen als europäischen Reiche ist.

Dieses unermeßliche Reich, das den runden Theil der bewohnten Erde in sich faßt, auf der einen Seite China, auf der andern Seite Brandenburg zum Nachbar hat, in dem mehr als hundert Nationen an funfzig Sprachen sprechen, das Rennthier und das Kameel zu Hause sind, zählt trotz seiner immensen Ausdehnung kaum die doppelte Einwohnerzahl Frankreichs, von Meeren, Eisfeldern und Wüsten, oder von schwachen Staaten umgeben, ruht es in stolzer Sicherheit, nur zugänglich von einer Seite, die aber mehr zum Ausgang als zum

Eingang offen ist. Durch das breite Thor, das die Natur in seine geschlossenen Grenzen gebrochen, ist der Weg ihm gegen den lieblichen, reichen und milden Süd gezeigt, nach dem der Nordländer von jeher lüstern war. Die Einwohner roh, abgehärtet, genügsam und unterwürfig der Macht, die ihnen zu gebieten hat, führen den Krieg leichter und angenehmer, als solche, welche die weichlichen Genüsse des Lebens kennen. Zur Unwissenheit im Volke, das keinen eigenen Willen hat, gesellt sich die höchste Bildung im Kabinette, zur größten Tauglichkeit des Werkzeugs, also das größte Geschick des Meisters, der es braucht. Freilich sind die Einwohner geschieden durch Sprache, Religion und Lebensweise, aber sie alle verbindet der Gehorsam, das gleiche Bedürfniß auf derselben Stufe der Kultur. Auch bildet das eigentliche Volk der Russen, von slavischer Abkunft, einen Kern von über 30 Millionen Menschen. Der Beherrscher, durch kein Gesetz gebunden, mit dem Ganzen nach Willkühr schaltend, steht über der Kirche wie über dem Staat, und hat die Waffen des Himmels und der Erde zugleich zu seinem Dienste. Die ganze Kraft des Reichs ist ungetheilt, und unter allen europäischen Staaten hat Rußland allein sich dieses Vortheils zu erfreuen.

Bis hierher hat der Geist der Neuerung den Weg noch nicht gefunden, und die russischen Völker, die weder das Bedürfniß einer andern Gesetzgebung und Verfassung kennen, noch ein Recht auf dieselben ahnen, stimmen in dem Glauben überein, daß der Kaiser ihnen der Stellvertreter Gottes auf Erden sei. — Hier giebt es weder Partheien noch Systeme, welche die Gesinnungen der Unterthanen theilen. Keine Revolution ist denkbar, als die, welche durch eine Gewaltthat des Augenblicks den Beherrscher wechselt; im Volke selbst aber und in seinen Verhältnissen zur Regierung wird dadurch nicht die ge-

ringſte Veränderung bewirkt. Ob Catharina, ob Paul, ob Alexander herrſche, iſt für das Reich daſſelbe; den ganzen Unterſchied macht des Fürſten Perſönlichkeit, ſo bedeutſam auch überall für das Glück der Völker, bei den gehorſamgewöhnten Ruſſen ohne Einfluß. Dieſer Umſtand iſt von der größten Wichtigkeit, und man kann in einer Zeit, wo die meiſten Staaten mit ſich ſelbſt im Zwiſte leben, wo eine neue Ordnung der Dinge gegen die alte ſich für einen Kampf auf Tod und Leben vorzubereiten ſcheint, ſich nicht oft genug daran erinnern. Rußland gehört noch ganz und ungetheilt dem alten Glauben von der Unfehlbarkeit des Regenten, von dem göttlichen Rechte des Abſolutismus.

Unter ſolchen Umſtänden iſt es leicht abzuſehen, was dieſer Rieſenſtaat vermag, was er in einer Zeit vermag, wo Zwietracht und Unzufriedenheit die Kraft faſt aller Völker ſpaltet und lähmt. Wahrlich, glücklicher können die Rollen für Rußland nicht vertheilt ſein, als ſie es jetzt ſind.

Man ſagt zwar, daß der gerade, der ungeheure Umfang Rußlands es ſchwerfällig und unbehülflich mache, und daß, je weitſchichtiger ſeine Länder, je zahlreicher ſeine Völker ſeien, deſto gewiſſer und ſchneller die disperaten Theile ſich von einander löſen würden. Das iſt aber nur geſagt. Rußland hat noch nichts mit den Reichen gemein, die unter ihrer eigenen Schwere zuſammenbrechen. Der Ausſpruch eines bekannten Staatsmannes, daß Rußland ein Koloß von Erz mit Füßen von Thon ſei, iſt zwar witzig, aber durchaus nicht zutreffend. Wenige Staaten in der Welt mögen ſo feſt ſtehen und Europa mag auf ſeiner Hut ſein!

Doch genug von der Politik, obwohl man jetzt nicht gut an Rußland denken und von Rußland ſchreiben kann, ohne unwillkührlich auf dieſen Gegenſtand zu kommen, und ich muß

gestehen, daß es mir schwer wird, von diesem so ernsten und großen Gegenstande zu meiner kleinen Person herabzusteigen.

Es war in der Mitte des Monats Juni, als ich in Petersburg ankam.

Die Großen und Reichen hatten sich auf ihre Güter, in ihre Landhäuser zurückgezogen, die Stadt war öde, menschenleer und stumm.

Diese Stille in dieser unermeßlichen großen Stadt machte auf mich einen sehr peinlichen Eindruck.

Es kam mir vor, als durchstriche ich die vereinsamten, leeren Säle eines ungeheuren Palastes.

Die asiatischen Trachten der meisten Bewohner der Stadt Petersburg gaben dieser einen ganz eigenthümlichen Ausdruck.

Ich stieg in einem der ersten Hotels ab.

Nachdem ich mich umgekleidet hatte, ging ich in den Speisesaal, um doch mit Menschen in Berührung zu kommen, mit denen ich mich unterhalten konnte, denn es ließ sich vermuthen, daß die dort versammelten Gäste der französischen Sprache mächtig waren, welche fast alle Gebildeten in Rußland sprechen.

Als ich in den Saal trat, fand ich eine nicht unbedeutende Anzahl Fremder aus den höhern Ständen, darunter auch einige Damen.

Aller Blicke richteten sich auf mich, und es trat eine augenblickliche Stille ein.

Die Herren flüsterten mit einander, und ich bemerkte, daß ich der Gegenstand ihrer leisen Unterhaltung war.

Ich nahm Platz, und eine ältliche Dame, welche neben mir saß, knüpfte bald ein Gespräch mit mir an und theilte mir einige Notizen über die Anwesenden mit.

Zwei junge Fremden interessirten mich am meisten.

Es waren der Prinz L....w und der Graf B...u.

Sie waren Beide noch unverheirathet, jung, unermeßlich reich und lebensluſtig.

Sie ſtanden am Fenſter, ſprachen heimlich miteinander und wandten keinen Blick von mir ab.

Endlich ſetzten ſie ſich ebenfalls nieder und nahmen mir gerade gegenüber Platz.

Die Unterhaltung am Tiſche wurde bald allgemein und lebhaft, und meine Vis à vis kamen auf meine Anregung ſehr bald auf ein Thema, welches mich vorzugsweiſe intereſſirte.

Wir ſprachen vom Theater.

Ich erkannte bald, daß ich hier ein ſehr günſtiges Terrain für mich finden würde, aber auch, daß ich hier die Sommermonate vergeben laſſen müſſe, ehe ich an ein gutes, erfolgreiches Engagement denken könne.

Das war mir allerdings ſehr unangenehm, ich verſprach mir keine große Sommervergnügungen von Petersburg, indeß ich war einmal hier und beſchloß zu bleiben.

Und im Grunde, tröſtete ich mich, wird es dir auch in dieſer Kaiſerſtadt nicht an Zerſtreuungen aller Art fehlen, die Herren werden ſchon dafür ſorgen, daß ich etwas zu lachen, zu ſehen und zu denken bekomme. Iſt nicht eine Frau, die ſich zu bewegen weiß, überall zu Hauſe? — Gehört den Künſtlerinnen nicht die Welt? Finden Sie nicht überall ein Vaterland?

Ubi bene ibi patria, ſagt der Lateiner, und beſonders gilt dies von der Kunſt, warum ſollte es mir in Petersburg ſchlechter als in Paris und London gehen?

Alſo warten wir gelaſſen ab, bis der Hof hier wieder glänzen, bis die kaiſerliche Sonne hier wieder ſcheinen wird,

vielleicht trifft mich einer ihrer Strahlen. Was vermag diese kaiserliche Sonne nicht?

Sie hat im rauhen Norden ein Paradies geschaffen, ich glaube, wenn sie ernstlich wollte, könnte sie dasselbe in Sibirien, und es ist wahr:

Wo diese kaiserliche Sonne ihre Gnadenblicke nicht fallen läßt, kann in Rußland nichts gedeihen.

Also warten wir auf den Winter — dieser Sonne wegen.

Vorläufig werden wir uns mit dem Grafen B...u und dem Prinzen L...w ein wenig unterhalten, denn diese beiden Herren waren auf dem besten Wege, sich darüber zu streiten, wer von ihnen meine kleine Person zuerst in Beschlag nehmen sollte.

Graf B...u bot mir an, am andern Tage von seiner Loge Gebrauch zu machen, und bat sich die Erlaubniß aus, mich in seiner Equipage abholen zu dürfen.

Ich sagte zu.

So war also wieder ein Anbeter gefunden, und ich hatte mich wohl zu hüten, ihn nicht zu einem Liebhaber werden zu lassen, denn der junge Mann schien auf dieses Ziel gerades Weges loszustürmen.

Gut, mag er es versuchen, dachte ich, es kömmt Alles auf mich an.

Und ich? — — Ich war noch gar nicht in ihn verliebt.

Fünfundachtzigstes Kapitel.

St. Petersburg.

Graf B...u verabschiedet sich. — Der Prinz L...w. — Petersburger Theater. — Hammer und Ambos.

Am andern Tage holte mich der Graf B...u, wie er versprochen hatte, in seiner Equipage ab.

Ich besuchte das Alexandrinen-Theater, das an innerer und äußerer Pracht nicht nur keinem andern Theater in Europa nachsteht, sondern sie alle übertrifft.

Petersburg hat vier Theater. Das deutsche und französische Theater ist minder glänzend von außen, aber im Innern eben so prächtig wie das Alexandrinen-Theater ausgestattet. Dekorationen, Maschinerien und Kostüme lassen überall nichts zu wünschen übrig. Das Ballet ist vortrefflich ausgestattet, ich habe nirgends ein besseres gesehen. Drama und Trauerspiel haben mich aber sehr wenig angesprochen, die russische Nationalliteratur ist arm an Erzeugnissen, und die Uebersetzungen, obwohl sie nicht schlecht sein sollen, kränkeln doch durch die strenge Censur, welche der Uebersetzer, um ihnen russisches Bürgerrecht zu verschaffen, daran ausüben muß. Man kann sich wohl denken, wie z. B. ein Don Carlos, in's Russische

übersetzt, aussehen muß. Der Marquis Posa ist nicht wieder zu erkennen. Die üppigsten Gestaltungen werden am meisten verstümmelt und somit das Ganze krüppelhaft gemacht, verliert alle Originalität, alle poetische Frische. — Natürlich muß das auf die Darstellung eine üble Rückwirkung äußern. Die Schauspieler sind nicht schlecht, sie leisten das Mögliche, aber sie copiren höchstens, ihr Spiel entbehrt aller tiefern, innern Wahrheit, alle Kunst wird auf die Aeußerlichkeit verwandt, und somit verschwindet alle Illusion. Die Bretter spiegeln nicht das Leben ab, geben nicht die Welt wieder, es ist Spiel und weiter nichts. Die französischen Possen und Lustspiele sind sehr beliebt und besucht, die Franzosen verstehen es meisterhaft, die Erzeugnisse ihrer heimischen Literatur hier zu acclimatisiren.

Am traurigsten schien es mit der deutschen Truppe zu gehen, ihre Leistungen sind nicht bedeutend, und trotz der großen Anzahl Deutscher, die in Petersburg wohnen, die unbeliebteste und wenig besuchteste. Ueberhaupt erhält das französische Element hier überall einen großen Vorzug vor dem deutschen. So verhaßt auch die französischen revolutionären Ideen sind, die französische Sitte, französische Bildung beherrscht die höhern Stände, und man muß gestehen, so tief auch der gemeine Mann in Rußland steht, die höhere Klasse hat eine Politesse, wie man sie kaum in den englischen und französischen Zirkeln findet.

Am beliebtesten sind die Opern, und auf ihre glänzende Ausstattung wird ungemein viel Werth gelegt.

Uebrigens herrscht, was mich wohlthuend berührt hat, in den Petersburger Theatern überall ein sehr gemessenes und anständiges Benehmen. Allerdings erscheint dies nicht sehr wunderbar, wenn man die vielen Polizei-Uniformen sieht, von denen die Theater bei jeder Vorstellung angefüllt sind.

Man sieht in den Theatern wenig Bänke und nur ein Parterre, welches überall einen sehr kleinen Raum einnimmt. Die andern Plätze sind mit sehr bequemen Lehnsesseln besetzt. Die Logen des ersten Ranges werden nur von den höchsten Ständen eingenommen, und wehe dem Eindringlichen, der sich hierher verirrt. Er wird so lange gemustert und dient zur Zielscheibe beißender Ironie, bis er es selbst für sehr unbequem hält, hier länger zu verweilen, und den angemaßten Platz verläßt, um im Parterre seinen Aerger zu vergessen.

Alle diese Aeußerlichkeiten interessirten mich weit mehr, als das Stück. Es giebt überhaupt in Petersburg so viel zu sehen, daß man trotz aller Einförmigkeit, welche in dieser kolossalen Stadt herrscht, wenigstens in den ersten Wochen nichts von Langweile empfindet. Graf B...u hatte sich erboten, mit mir die Stadt zu besichtigen und ich dieses Anerbieten dankbar angenommen. Ueberhaupt erkannte ich bald, daß ich mich in Petersburg ganz anders als in London und Paris oder in irgend einer andern außerrussischen Stadt der Welt einrichten mußte. Es ist hier fast unmöglich, anders zu leben, als Sitte und Gesetz vorschreiben. Wie in London die Armuth, so wird hier die Genialität und die Excentricität zum Verbrechen gestempelt. Es ist hier unumstößliches Gesetz, aus dem gewöhnlichen Gleise nicht herauszutreten, und namentlich den Frauen schreibt die Sitte eine sehr strenge Etikette vor. Da ich nun in Petersburg gewissermaßen noch Neuling war, so hatte ich mich sehr zu hüten, die Aufmerksamkeit der Polizei, die ohnehin jedem Fremden, wie Einheimischen, der sich nicht vorzugsweise der Gunst der kaiserlichen Günstlinge zu erfreuen hat, sehr lästig wird, zu erregen.

Es war mir daher nicht vergönnt, mich hier, wie ich in London und Paris so gerne that, so zu sagen, in's Leben, in's

Gewühl zu stürzen, schon deshalb nicht, weil beides in Petersburg gar nicht vorhanden ist.

Der Graf B...u brachte mich am Abende nach meinem Hotel zurück. Er glaubte, daß ich mich in der Sommernacht, die in Petersburg nicht dunkel wird, sehr langweilen würde und bot mir seine fernere Gesellschaft an.

Der Herr Graf war erstaunlich galant. Ich aber dankte.

Dann verlangte er, um besser schlafen zu können, von mir einen Kuß zum Abschiede.

Auch dafür dankte ich.

Der Herr Graf war sehr ungehalten über eine Sprödigkeit, die, wie er sagte, bei einer Tänzerin unerhört sei.

Ich konnte mich nur mit Mühe vor seinen Attentaten schützen und bereute es schon, seine Begleitung angenommen zu haben.

Er verließ mich schmollend und ich beschloß, am andern Tage mein Hotel zu verlassen und eine andere Wohnung zu miethen.

Glücklicher Weise besuchte mich der Graf B...u am andern Tage nicht wieder, er war schleunigst nach seinen Gütern gereist, auf denen er, wie ich hörte, wie ein Sultan lebte.

Trotz aller Bildung, welche im Allgemeinen in den höheren Ständen herrscht, giebt es doch auch sehr viele rohe und gemeine Menschen, deren Charaktere man mit ihren gräflichen oder gar fürstlichen Titeln nicht in Einklang zu bringen vermag.

Ich freute mich des Wüstlings ledig zu sein und empfing die Besuche des Prinzen L...w sehr gern, welcher zwar nicht besonders liebenswürdig, aber doch sehr gebildet war.

Auf seinen Rath nahm ich meine neue Wohnung in der Newski Perspective, der schönsten Straße in Petersburg, welche mit Palästen überfüllt ist. Freilich bot diese Straße, welche

ich in Bezug auf das Leben und Treiben daſelbſt mit den Linden in Berlin vergleichen möchte, in dieſer Jahreszeit außer der großartigen Perſpective, die ſie eröffnet, nichts Sehenswerthes dar.

Ich richtete mich in meiner neuen Wohnung ſo gut es ging ein, denn das Einrichten hat für den Fremden in Rußland ſeine große Schwierigkeiten und an Gemüthlichkeit iſt nicht zu denken. Der Fremde iſt in Rußland beſonders ein Gegenſtand der Speculation, und bei dem dem Ruſſen innewohnenden Schachergeiſte hat man ſich zu hüten, nicht auf jedem Tritte geplündert zu werden.

Die ganze Lebensklugheit, alle Moral dieſes Volkes beſteht darin:

Sei geduldiger Ambos, wo Du es ſein mußt, und Hammer, wo Du es ſein kannſt.

Getreten werden und wieder treten, das iſt das Princip aller Reußen.

Schlauheit, Hinterliſt, Geſchmeidigkeit, Treuloſigkeit, das ſind die Ingredienzien des Charakters eines Volkes, das vom letzten Leibeigenen bis zum Kaiſer hinauf Sklave iſt.

Zu ſchachern, zu übervortheilen, ſich gegenſeitig zu rupfen, das iſt die einzige Freiheit, welche der Ruſſe hat, oder vielmehr, welche er ſich nehmen darf.

Der allmächtige, allgewaltige Herr eines ſolchen Volkes — kann aber ſelbſt nichts anders als ein Sklave ſein, ein Sklave der Verdorbenheit einer Nation, welche die ausgezeichnetſten Fähigkeiten des jetzigen Regenten nicht zu heben vermag.

Der ſtrengſte Abſolutismus iſt die einzige Rettung eines Volks, welches ohne dieſen in Räuberhorden auseinander fallen würde. — Es wird vielleicht erſt anders werden, wenn ſich

ein mächtiger, unabhängiger Mittelſtand emporgearbeitet haben wird, aber es hat bis dahin noch gute Wege.

Um das Volk in Petersburg kennen zu lernen, genügt es, die Märkte der Stadt zu beſuchen.

Es giebt deren zwei.

Der Doctor L...n, welchen ich in Paris kennen gelernt hatte, und mit dem ich in Petersburg zuſammentraf, hatte mich hierauf aufmerkſam gemacht.

Ich beſchloß alſo, mich dorthin zu begeben.

Als ich dem Prinzen L...w meine Abſicht mittheilte, malte ſich ein unverkennbares Entſetzen auf ſeinem Geſichte. Die Dinge, welche man dort ſieht und hört, meinte er, wären für jede anſtändige Dame unerträglich.

Ich verſtehe ja kein Ruſſiſch, verſetzte ich ihm, und ich brauche nichts zu ſehen, was mich beleidigt.

Sie werden, entgegnete mir der Prinz lächelnd, dieſe Dinge eben ſo bald verſtehen lernen, wie ſie die Worte **Sukin Suin** und **Durak** ſchnell kennen gelernt haben.

Dieſe beiden Ausdrücke bezeichnen nämlich Schimpfworte. Mit dem erſten, welches „Sohn einer Hündin" bedeutet, beehrt ſich das Volk gegenſeitig bei jedem Wortwechſel, das zweite, welches „alberner Menſch, Eſel" heißt, gebraucht beſonders der Höhere gegen den gemeinen Mann, man hört es ebenfalls ſehr häufig.

Ich glaube, daß man aus dem Reichthum von Schimpfwörtern und deren Anwendung die Bildungs- und Moralitätsſtufe eines Volkes ſehr gut kennen lernen kann. Ich habe nirgends mehr ſchimpfen und namentlich nirgends ekelhafter ſchimpfen gehört, als in Rußland.

In ſofern hatte der Prinz L...w ganz recht, daß es für

eine Dame sehr unangenehm sei, sich auf dem Schtschugin Dwor, dem sogenannten Trödelmarkte, zu bewegen.

Die Deutschen pflegen diesen Markt noch anders zu benennen, wozu sie wohl triftige Gründe haben mögen. *)

So wie der moralische, charakterisirt auch der bürgerliche Schmutz den gemeinen Russen, und man muß sich in der That hüten, mit einem solchen bärtigen Halbwilden in zu nahe Berührung zu kommen.

Man erzählt sich in dieser Beziehung eine sehr lustige Anekdote.

Ein Bauer streifte im Vorübergehen den Rock des Geheimsekretärs des Kaisers. Dieser ärgerlich, rief: Kannst Du Dich nicht in Acht nehmen, Schwein? — Ach, verzeihe, Du hast Recht, mein Väterchen, versetzte der Bauer sehr demüthig.

Das Wort Väterchen ist eine sehr gewöhnliche Benennung der höherstehenden Personen, namentlich der Beamten, und in Rußland giebt es eigentlich nur Beamte und Leibeigene. Natürlich ändert diese naive, vertrauliche Anrede durchaus nichts in dem Verhältnisse. Das Väterchen sieht überall mit unnennbarer Verachtung auf das Söhnchen herab. Man geht sehr fehl, wenn man aus dieser patriarchalischen Anrede ein patriarchalisches Leben schließen wollte. Wahrlich, das russische Volk ist nichts anderes als eine große Nation von Parias.

Mit diesen Vorkenntnissen des russischen Nationalcharakters machte ich mich mit dem Doctor L...n auf unsere Wanderung.

*) „Schivoi-Rinok," Markt, welcher lebt, vielleicht von den vielen alten Pelzen, die hier zum Verkaufe ausliegen, und gewöhnlich Abkömmlinge ihrer vorigen Herrschaft enthalten sollen.

Sechsundachtzigstes Kapitel.

Tschto wam ugudno?

St. Petersburger Märkte. — Russische Polizei. — 50,000 Rubel. —

Wenn man den auf der Straße sich maschinenmäßig fortbewegenden Russen lebendig und regsam sehen will, so muß man nicht seine Vergnügungsorte aufsuchen, wo sich das Volk eben so still und todt bewegt, sondern seine Märkte, denn wie gesagt, nur wo er schachert ist der gemeine Russe lebendig. Das habe ich auf Sschtschugin Dwor erfahren.

Dieser Markt ist ein sogenannter Trödelmarkt, der seines Gleichen nicht in der ganzen Welt hat. Nirgend werden alle fünf Sinne zugleich in so unangenehme Thätigkeit versetzt wie hier. Eigenthümlich ist die Art, mit welcher die Buden-Inhaber sich die Kaufenden gegenseitig abspenstig zu machen suchen. Kaufen Sie bei mir, sagte der Eine ganz laut, daß es der Nachbar hören konnte, der dort ist ein Spitzbube, Sie werden ganz gewiß bei ihm betrogen.

Darauf wird dann von dem also Beleidigten mit einem „Sohn einer Hündin" und noch viel schlimmern Epithetons, von denen die Geschichte schweigt, geantwortet, was aber eben

sobald mit einer freundschaftlichen Umarmung und einem „Bruder" oder „Freund" endet.

Dem „Schiwoi Rinok" liegt der Gostinoi Dor, der Fremdenmarkt gegenüber. Er liegt in der Newski Perspective, gerade im Mittelpunkt der Stadt, und hat viele Aehnlichkeit mit dem Palais-Royal in Paris. Hier hallt das „tschto wam ugudno", welches so viel heiß als: Ist nichts gefällig? beständig an meine Ohren. Alles ist hier bunt durcheinander. Zwischen den Läden sieht man Heiligenbilder, an denen Petersburg überhaupt reich ist, und vor denen der gemeine Russe stets ein Kreuz schlägt. Diese Heiligen sehen ganz scheußlich aus, und man kann sich des Nachts, zu welcher Zeit sie zumeist durch Lampen erleuchtet sind, wirklich vor ihnen entsetzen.

Ich habe das slavische Element nirgends ausgeprägter gefunden, als bei diesen sprechenden Russen und ich konnte mich der Bemerkung nicht entwehren, daß die Griechen, als sie Merkur zum Gott der Kaufleute und der Spitzbuben machten, nothwendig an einen Russen gedacht haben müssen.

So begierig ich war, in dieser großartigen und äußerlich so schönen Stadt, Menschen, Leben, Gedränge zu sehen, so froh war ich dennoch, als ich aus diesem Schachergedränge heraus war. Selbst auf dem Jahrmarkte des kleinsten deutschen Städtchens findet der Geist mehr Bewegung, mehr Unterhaltung als auf diesen Petersburgern von Tausenden durchwogten Märkten mit ihrem traurigen monotonen „tschto wam ugudno".

Als ich den Prinzen L...w wieder sprach, neckte er mich auf alle mögliche Weise, über meine Manie, russischen Plebs zu sehen. Ich rächte mich dafür und machte mich weidlich über sein Petersburg lustig, mit seinen grabesstillen Palästen,

die voll Ungeziefer sind, und seiner Polizei, mit welcher die Straßen gepflastert scheinen. —

Es ist wahr, sagte ich ihm dreist, der gemeine Russe riecht ungemein nach Juchten, nach Brantwein und dergleichen unangenehmen Odeurs, aber ich habe bei ihm gerade sehr viel schöne Köpfe gefunden, die mich für manches andere sehr häßliche entschädigte. Ein Gleiches konnte ich nicht von den Russinnen sagen, sie sind zwar ebenso schmutzig, aber ungleich häßlicher als die Männer.

Uebrigens haben die Frauen in Rußland keinesweges eine untergeordnetere Stellung, als in irgend einem andern civilisirten Lande, ich habe vielmehr die Frauen in sehr vielen Häusern das Kommando führen, und selbst bei dem gemeinen Russen alle Haus- und Küchenarbeit von den Männern verrichten sehen. Die Frauen sind auch bei den bemittelten Klassen in der Regel unweit gebildeter als die Männer, deren Sinn auf nichts anderes gerichtet ist, als den meisten Vortheil von ihrer allgemeinen Sklaverei zu ziehen.

Sie fügen sich ohne Widerstreben darin, Sklaven zu sein und ihr ganzes Raffinement besteht, wie gesagt, eben nur darin, die Sklaverei ihrer Mit-Sklaven bestens auszubeuten.

Der Prinz L...w folgte mit vielem Interesse meinen Bemerkungen, doch nicht, ohne mich hundertmal zur Vorsicht zu ermahnen.

Ich wußte es wohl, daß man in Rußland entweder stumm sein muß oder von nichts als unbedeutenden, alltäglichen Dingen reden dürfe, aber ich hatte doch wenigstens geglaubt, in meinem Hause frei sprechen zu können.

Was ich Ihnen sage, ist meine aufrichtige Meinung, um die Sie mich befragt haben, versetzte ich dem Prinzen, Sie

werden doch der Polizei keine Mittheilungen darüber machen, selbst wenn ich in Ihren Augen als Ketzerin erscheine?

Fürchten Sie nichts von mir, versetzte der Prinz mit einem sehr liebenswürdigen Lächeln, ich würde selbst als Kaiser den von Natur so rebellischen Schönen die Zügel schießen lassen, denn ich glaube nicht, daß selbst eine Weibermonarchie dem Staate gefährlich werden könnte. Aber unsere Polizei hat lange Ohren, und es ist immer besser, sie glauben diese überall und selbst in Ihrer Wohnung gegenwärtig.

Ich sah mich prüfend in meinem Zimmer um, denn es wurde mir in der That sehr unheimlich zu Muthe.

Haben die Häuser etwa hohle Wände? fragte ich.

Das nicht. Aber die Polizei hat hohle Ohren, erwiederte der Prinz und meine Aengstlichkeit schien ihn zu unterhalten.

Ich aber warf diese sehr bald bei Seite und sagte: Es hilft Ihnen nichts, Sie haben mir vergeblich Furcht gemacht und ich werde mich in meiner Behausung an keine Polizei kehren, selbst wenn dies Haus wie der Palast des Tyrannen Dyonisius von Syrakus, nämlich wie ein Ohr, gebaut wär, und Ihre Polizei fortwährend ihre neugierige Ohren daran legte.

Und wenn Sie in Unannehmlichkeiten verwickelt würden, was würden Sie dann thun? fragte mich der Prinz scherzend.

Dann appellire ich an Ihren großen Kaiser.

Prinz L . . . w lachte hell auf.

Warum erscheint Ihnen das so lächerlich? fragte ich.

Wenn Sie mit unserer Polizei in Conflikt kommen, versetzte der Prinz, dann Gnade Ihnen Gott, es ist nur ein Ding, das Ihnen vielleicht helfen kann, aber das auch nur allein — Geld.

Der Prinz hatte wohl Recht.

Die Bestechlichkeit der russischen Beamten ist weltbekannt, und ich glaube, Sie geht noch über den Ruf.

Es ist nicht möglich das Geringste zu erhalten, ohne mit einem goldnen Schlüssel die Thüren der Gerechtigkeit zu öffnen.

Ich sage: die Thüren der Gerechtigkeit, denn das, was man nach den ausdrücklichsten Gesetzen, nach seinem besten Rechte, zu fordern hat, ist niemals ohne große Opfer zu erlangen.

Ein russischer Beamter, der nicht für jeden amtlichen Dienst, für den er also besoldet ist, ein je nach den Umständen gewogenes Geschenk erhält, wird seinen Einfluß nur dazu gebrauchen, die rechtmäßigsten Ansprüche durch die gemeinsten Chicane todt zu machen.

Dies geht so weit, daß selbst die höchststehenden und einflußreichsten Personen zur Bestechung ihre Zuflucht nehmen müssen, um die Trägheit und den bösen Willen der Beamten anzuspornen.

Ich hörte über diese Böswilligkeit der Beamten, und die Art, sie zu besiegen, ein Factum, das mir verbürgt wurde.

Ein Fürst erbte ein ungeheures Vermögen, konnte aber auf keine Weise in dessen Besitz gelangen, weil die Angelegenheit verschleppt wurde und nicht aus der letzten Instanz herauskam. Der Fürst wurde endlich ungeduldig, nahm funfzigtausend Rubel in Staatsobligationen zu sich und suchte mit diesem eindringlichen Beweise seines guten Rechts den Beamten auf, von welchem der Schluß des Prozesses abhing.

Hier sind 50,000 Rubel, sagte er zu diesem, jetzt geben Sie gefälligst Acht. Ich weiß, daß es nur von Ihnen abhängt, meine Erbschaftsangelegenheit zu Ende zu bringen. Hier haben Sie die Hälfte von diesen 50,000 Rubeln, die andere Hälfte erhalten Sie, sobald die Sache geordnet ist.

Mit diesen Worten riß der Fürst das Papiergeld mitten voneinander und übergab dem Beamten buchstäblich die eine Hälfte seiner 50,000 Rubel.

Seines Erfolges gewiß, fuhr nun der Fürst wieder nach Hause.

Es vergingen wenige Wochen, da sandte der Fürst dem Beamten die andere Hälfte der 50,000 Rubel, denn diese originelle Operation hatte Wunder gewirkt. Der Prozeß war entschieden und der Fürst erhielt seine Erbschaft.

Auf diese Weise kommt man in Rußland zum Ziele.

Und wer kein Vermögen hat?

Für den giebt es nur einen Rath, wenn er nicht etwa durch hündische Demuth zum Ziele kommen kann:

Das Unvermeidliche über sich ergehen lassen, und die Polizei, die Beamtenwelt, nicht durch etwaiges Pochen auf sein Recht zu erzürnen.

Das thut der Russe auch nicht, denn er kennt seine Zustände.

Die Polizei in Rußland gleicht der Inquisition.

Sie ist allgemein verhaßt und allgemein gefürchtet.

Der Kaiser allein vermag Recht zu schaffen, wenn es das Geld nicht thut.

Aber ist der Kaiser ein Gott?

Mit dem besten, energischsten Willen für unpartheiische Gerechtigkeit ist es dem Kaiser nicht möglich, den Fluch eines Systems zu beseitigen, das nicht er, das die Nation sich selbst geschaffen.

Siebenundachtzigſtes Kapitel.

Der ſibiriſche Wolf.

Theewärme und Liebeskälte. — Circe und der Prinz. — Der Fürſt T...

Der Prinz L...w ſuchte mir auf jede Weiſe die Langweiligkeit eines Sommeraufenthalts in Petersburg angenehm zu machen. Er bat mich, ihm, wenn ich mich an Petersburg überdrüſſig geſehen, bis zum Herbſt oder für einige Wochen auf ſeine Güter zu folgen.

Wenn Sie dann nach Petersburg zurückkehren, ſagte er, werden Sie dieſe Stadt wie durch Zauber verändert finden.

Ich ſchüttelte ungläubig den Kopf.

Es mag ſein, ſagte ich ihm, daß man dann auf der Newski Perſpective und auf dem engliſchen Kai mehr noble Spaziergänger, eine weit größere Anzahl Equipagen ſieht, und, ſetzte ich lachend hinzu, daß man die Ausſicht —

Auf die ſchöne Eisbahn der Newa — fiel der Prinz ein.

Nein, nein, rief ich, das wollte ich nicht ſagen, ich meine auf einige abgefrorene Naſen hat, daß man viele koſtbare Pelze und viel Schnee ſieht. Das Alles gebe ich Ihnen zu, mein

BAYERISCHE STAATS-

lieber Prinz, aber das ändert im Wesentlichen nichts, und ihr Petersburg kann und wird mir niemals gefallen.

Aber Sie finden doch wenigstens die Russen schön, sagte der Prinz L...w, und Sie werden sicher im Winter so viele schöne Männer sehen, wie in keiner Stadt.

Aber diese schöne Herren werden im Winter wie die Bären aussehen, versetzte ich.

Freilich, rief der Prinz lachend, die Russen können sich im Winter nicht wie Ihre Indianer kleiden.

Ich bezweifle auch sehr, replicirte ich, daß sie mir als solche gefallen werden.

Aber meine liebe Lola, rief der Prinz L...w, was gehen mich die schönen Russen an. Ich glaube, daß ich meinen Patriotismus zu weit getrieben habe, indem ich Sie auf diese aufmerksam machte, und ich thue wohl gut daran, Sie wieder ein wenig an meine Person zu erinnern.

O, das haben Sie gar nicht nöthig.

Nicht nöthig? — Ei, desto besser.

Wo man nach Ihrer eignen Meinung so vielen hübschen Männern begegnet, wird ein häßlicher nicht leicht übersehen werden.

Wie, Sie erklären mich für häßlich?

Nun, ein wenig hübscher könnten Sie immerhin sein.

Also werde ich wohl keine Hoffnung haben, daß Sie sich so recht fürchterlich in mich verlieben?

Recht fürchterlich verlieben? — Behüte mich der Himmel vor solcher Thorheit.

Wenn die Liebe eine Thorheit ist, so müssen Sie mir doch wenigstens zugeben, daß das weibliche Geschlecht für diese Thorheit geboren ist, und daß sie ihm recht gut steht.

Mein Herr Prinz, es wird kein Wesen geboren, um Thor-

heiten zu begehen. Die Thorheit bleibt unter allen Umständen etwas naturwidriges.

Dann ist die Liebe auch keine Thorheit.

Nein, aber sie kann Thorheit werden, und ist es, wenn sie, wie Sie zu sagen beliebten, recht fürchterlich wird.

Sie sind ja eine Wortklauberin, meine schöne Lola, versetzte der Prinz, nehmen Sie für recht fürchterlich „mit ganzer Seele" und die Sache wird sich ausgleichen.

Auch das ist noch zu stark, es ist ebensowohl eine Thorheit Jemanden mit ganzer Seele zu lieben, und ich behaupte, daß diese Liebe nur eine eingebildete ist.

Nun, dann nennen Sie die Liebe überhaupt eine Illusion.

Die Liebe bedarf nach meiner Meinung keiner Illusion, um Bestand zu haben. Die Illusion ist ihr nur schädlich, und daß man so oft im Leben die Illusion für Liebe nimmt, das ruft so viel Unglück, so viel Falschheit, so viel Thorheit hervor.

Und Sie nennen, Jemanden mit ganzer Seele lieben, ebenfalls eine Illusion?

Ganz gewiß. Dieses Uebergehen eines Wesens in das andere halte ich einmal für unmöglich, weil sich doch immer das „Ich" dazwischen drängen würde. Gesetzt aber, es ist einmal eine Natur zu dieser harmonischen Verschmelzung disponirt, so ist dies doch eine so äußerste Seltenheit, von so vielen ganz besonders eigenthümlichen Umständen abhängig, daß sie wahrlich erst von Millionen ein Weib kommen soll, welches dieses von sich zu behaupten wagen darf. Den Männern spreche ich aber die Befähigung, mit ganzer Seele zu lieben, gänzlich ab, weil sie einen unter allen Umständen zu stark vorherrschenden Egoismus haben.

Meine theure Lola, sagte der Prinz lächelnd, nach der

Weiſe, in welcher Sie die Männer beurtheilen, fehlt es Ihnen, wie ich mir zu bemerken erlaube, eben auch nicht an Egoismus, indeß urtheilen Sie über uns wie Sie wollen, und wenn Sie nicht mit ganzer Seele lieben können, nun, ſo bitte ich Sie, mich ſo innig, wie es Ihnen möglich, lieb zu haben.

Dieſer Antrag iſt reſpectabel, verſetzte ich, und ich hoffe, daß wir uns auf dieſe Weiſe ſehr gut vertragen werden.

Es war Abend und wir nahmen den Thee zu uns. Der Thee iſt bekanntlich das Lieblingsgetränk der Ruſſen. Er wird ſehr gut und ſtark und in ungeheurer Maſſe getrunken. Ein Paar Dutzend Taſſen iſt Regel, ich habe aber auch ſchon Perſonen, Männer und Frauen, über funfzig mäßig große Taſſen leeren ſehen. Freilich geſchah dieſes bei einer Kälte, die für Jeden tödtlich wurde, der das Haus verließ, ohne mit dreifachem Pelze vom Kopfe bis zum Zehe bedeckt zu ſein.

Natürlich erhitzte der Thee an dieſem lauen Sommerabend um ſo mehr. Prinz L...w wurde aufgeregt und begann ſich über meine Kälte zu beklagen.

Ich aber fand es bei einem Ruſſen komiſch, ſich ſogar im Sommer über Kälte zu beklagen.

Der Prinz verſicherte mir dagegen, daß ein kaltes Herz da, wo man ein warmes finden möchte, unerträglicher, als die ſibiriſche Kälte ſei.

Es thut mir leid, daß ich keine Circe bin, entgegnete ich, ich würde Sie ſonſt augenblicklich in einen ſibiriſchen Wolf verwandeln, um Sie gegen dieſe Kälte unempfindlich zu machen.

Als ich dieſe Worte ausgeſprochen hatte, machte der Prinz plötzlich Miene, mich mit mehr Zärtlichkeit zu umfaſſen, als ich ihm geſtatten wollte.

Ich rang mich von ihm los und erhob mich ſehr unwillig über ſeine Undelikateſſe.

Sie haben das Zauberwort einmal ausgesprochen, rief der Prinz mir nachspringend, Sie sind meine Circe, und vielleicht ohne daß Sie es wollten haben Sie mich schon in einen sibirischen Wolf verwandelt.

Um mich anzugreifen?

Um Kälte mit Kälte abzuwehren. Ich werde Ihnen jetzt ohne Barmherzigkeit ein Paar eisig kalte Küsse geben, und Sie so unbarmherzig kalt umarmen, daß Sie gewiß recht warm werden sollen.

Der Prinz L...w machte in der That alle Anstalten, seine abscheuliche Drohung auszuführen. Glücklicher Weise war das Fenster, bis zu welchem ich mich zurückgezogen hatte, geöffnet, ich warf einen Blick hinaus und bemerkte den Fürsten T..., welchen ich durch den Prinzen L...w kennen gelernt hatte. Er blickte zu meinen Fenstern hinauf und ich winkte ihm zu und hatte gleich darauf das Vergnügen ihn bei mir eintreten zu sehen.

Auf diese Weise entging ich glücklich dem sibirischen Wolfe in Prinzengestalt.

Ich hatte aber den Anfang zu der Erfahrung gemacht, daß diese russischen Großen, selbst wenn sie sehr gebildet sind, ungemein leicht das Naturell der sibirischen Wölfe annehmen können, daß sie Alle mehr oder minder eine oft nur oberflächlich verdeckte Wildheit besitzen, und daß es in der That oft nur Eines Zauberwortes bedarf, um diese hervortreten zu machen.

Um den Prinzen ein wenig zu zerstreuen, schlug ich ihm eine Lustfahrt auf der Newa vor. Er ging auf meinen Vorschlag ein und auch der Fürst T... nahm Theil.

So konnte ich mir denn einmal Petersburg vom Wasser aus besehen.

Achtundachtzigstes Kapitel.

Das Fest in Peterhoff.

Russische Sonntagsfeier. — Eigenthümliches Glockengeläute. — Gardeoffiziere in Schürzen. — Der Petersburger Rothschild. — Der Kaiser und die Polizei. — Der Kaiser in Peterhoff.

Die Russen, welche ihr Land niemals verlassen haben, wissen sich in den unleidlichen Polizeidruck, welcher daselbst herrscht, sehr leicht zu finden.

Diese Leute reflectiren sehr wenig, haben auch im Grunde sehr wenig Stoff bei einem so lautlosen, keinen höhern Interessen zugewandten Leben, und es ist ein Glück für sie, wenn sie eben keinen Stoff haben, weil ihnen so alle Veranlassung fehlt, es äußerlich merken zu lassen, daß sie über Gegenstände eigene Gedanken haben, wo nur Ein Gedanke herrschen soll, der der Unterthänigkeit. Aber Jemanden, der sich in der Welt umgesehen hat, der Petersburg besucht, nachdem er London und Paris kennen gelernt hat, wird es ganz unmöglich sein, nicht über die Zustände dieser verschiedenen Städte Vergleiche anzustellen und die Mängel einzusehen, welche doch in Rußland so auffällig sind, natürlich eben nur für den Fremden.

Der Sonntag wird in Rußland nicht so strenge, wie in

England gefeiert. Die Kirchen sind zwar besucht, aber alle Läden sind wie an Werkeltagen geöffnet. Sehr amüsant war mir der Anblick einer Sonntagsparade, die vor dem Winterpalais abgehalten wurde. Man denke sich eine Menge glänzender Offiziere — mit weißen Schürzen vor. Es ist bekannt, daß der Kaiser ungemein viel auf die Sauberkeit seiner Garde à cheval giebt. Ihr militärischer Putz ist von ungemein zarter Natur, und bei dem Schmutz und dem Staube, der in allen Straßen in Petersburg, mit Ausnahme derjenigen, durch welche der Kaiser fährt, beständig vorherrschend ist, ist es allerdings schwer, sich sauber zu erhalten. Aus dem Grunde schützen sich die Offiziere durch ihre Schürzen, die sie natürlich abbinden, sobald sie aus dem Wagen steigen.

Sehr lästig wurde mir namentlich am Sonntage das sonderbare Geläute in den russischen Kirchen. Die Glocken werden nämlich in Petersburg — ich weiß nicht ob es überall so in Rußland ist — nicht geschwungen, sondern es wird auf sie gehämmert, was einen barbarischen und höchst unharmonischen Spectakel hervorbringt.

Viel Interesse flößte mir ein kleines Landhaus an der Newa ein, welches ehemals dem Günstling des Kaisers Alexander, Narischkin, gehörte. Es sollen hier nicht selten Orgien gefeiert worden sein, welche denen zu Ludwigs XV. Zeiten nichts nachgeben. Bekanntlich hatte der Kaiser mit der schönen Frau von Narischkin ein Verhältniß sehr zarter Natur.

Jetzt ist es hier ganz anders. Auch dies wenige Maß von Poesie ist von Petersburg gewichen. Das galante Petersburg ist zu Grabe gegangen oder hat eine ehrbare Maske, die den Sittlichkeitsmaximen des jetzigen Kaisers mehr conform sind, angenommen, und das Landhaus liegt jetzt verödet und verfallen da, ein Zeichen der Unbeständigkeit alles Menschlichen.

Luſtig kam mir auch die Prozedur vor, welche die Ruſſen an ertappten Dieben vornehmen. Man prügelt ſie weidlich durch und läßt ſie laufen. Dieſe Art Volksjuſtiz ſcheint den Ruſſen, trotz der ungeheuren Bevormundung, welche ſich auf die geringſten Kleinigkeiten erſtreckt, conceſſionirt zu ſein.

Am Tage vor dem Feſte in Peterhoff kam ich auch mit dem ruſſiſchen Rothſchild, dem Baron Stieglitz, in Berührung. Ich kaſſirte eine bedeutende Summe Geldes bei ihm ein. Stieglitz iſt ein getaufter Jude und hat ſchon einmal, wie ich hörte, Bankerott gemacht. Aus dieſem Falle hat er ſich glänzend emporgeſchwungen und ſein Kredit ſteht jetzt unerſchütterlich feſt, da er nun über unermeßliche Summen zu disponiren hat.

Auf das Feſt zu Peterhoff, in der ganzen Welt bekannt, war ich, wie es ſich denken läßt, ungemein geſpannt. Ich hatte den Kaiſer bis jetzt noch nicht geſehen, und an dieſem Tage bewegt er ſich zwanglos unter dem anweſenden Volke. Der Prinz L...w, der Fürſt L..., noch eine ſehr liebenswürdige junge Dame und ich hatten uns verabredet dieſes Feſt gemeinſchaftlich zu beſuchen.

Erſt in Peterhoff machte ich die Erfahrung, daß Petersburg eine Einwohnerzahl habe, die nahe an 500,000 gränzt. Das Gewühl an dieſem Orte überraſchte mich. Ich hatte endlich einmal einen Geſammtüberblick über die ganze Bevölkerung der Hauptſtadt eines der mächtigſten und größten Reiche der Welt. Ich muß geſtehen, dieſe Ordnung bei aller anſcheinenden Unordnung, dieſe Ruhe bei allem tobenden Lärm einer heiter bewegten Menſchenmaſſe auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume zuſammengedrängt, imponirte mir auf den erſten Augenblick. Es waren allerdings hier wie überall eine große Anzahl Poliziſten in und jedenfalls auch ohne Uniform,

aber was will das heißen bei Tausenden von Equipagen und Hunderttausenden von Menschen, und noch dazu so lang bedärteten Russen? Aber bald sah ich ein, daß die Ruhe bloß die Folge einer gedrückten Stimmung war, die so zu sagen dem russischen Charakter nicht von Natur angeboren, aber gewaltsam aufgepfropft ist, und daß die Ordnung die Folge der Furcht war, welche über dem Russen bei jedem Athemzuge wie das Schwert des Damokles hängt, welche ihn überall wie ein unheildrohendes Gespenst umschwebt.

Ich habe später den Kaiser öfterer und bei vielen Gelegenheiten in der Nähe gesehen, ich habe gesehen, wie er sich inmitten des Volkes bewegt, und ich muß gestehen, diese Furcht des Russen war mir trotz Allem unerklärlich. Aber ich habe bemerkt, daß die Polizei, dieses Gespenst, welches dem Russen das Athmen erschwert, selbst schüchtern aus der Nähe des Kaisers, oder sobald er sich irgendwo blicken läßt, verschwindet, aber auch eben so rasch aus ihrem Verstecke hervorkriecht, sobald der Kaiser weiter zieht. Hat in Rußland die Polizei vor dem Monarchen Angst, oder kann dieser die Polizei, so unentbehrlich sie ihm ist, nicht leiden? Diese Fragen warf ich mir selbst auf, denn sie an Jemand anders zu richten, wäre sicher lebensgefährlich gewesen. Ich glaube, so antwortete ich mir, daß Beides der Fall sein mag. Die Polizei, wie alle Beamten, schweben in ewiger Angst vor dem Kaiser, weil so wenige ein reines und gutes Gewissen haben, denn welcher bestechliche Beamte könnte das haben? und weil ihre Existenz, ihr Leben von einem Augenbraunenzucken des allmächtigen Monarchen abhängen. Diese Allmacht des Kaisers ist, ohne daß er es selbst vielleicht ahnt, trotz dem gerechtesten, menschlichsten Gebrauch, den er von ihr machen möchte, Rußlands Alp. Denn statt daß die Behörden sie fürchten sollten, suchen

ſie dieſer Furcht durch Heuchelei, durch Lüge zu begegnen. So iſt der Kaiſer beſtändig von einem undurchdringlichen Lügengewebe umgeben, die Beamten zittern vor dem Blitzſtrahle, der es durchbrechen könnte, und dieſe beſtändige Furcht der Beamten laſtet bleiſchwer auf dem Volke. Denn dieſes hat keine Urſache den Kaiſer zu fürchten, und der Ruſſe liebt in der That ſeinen Kaiſer mehr als es ihn fürchtet, aber es hat alle Urſache, eine Beamtenwelt zu fürchten, um die es geſchehen wäre, wenn der Kaiſer die Wahrheit erführe.

Dieſe Furcht, ſo ſehr gerechtfertigt ſie iſt, iſt übrigens bei dem Ruſſen mehr Inſtinkt als Bewußtſein.

Das iſt das unglückliche Reſultat einer unfreien Conſequenz der Prinzipien, die mit der Zeit das Entgegengeſetzte von dem hervorbringen werden, was beabſichtigt wird.

In der Politik, im Völkerleben laſſen ſich für die Dauer keine Syſteme verfolgen, die Völker laſſen ſich nach keinem Schema regieren, oder vielmehr die Naturgeſetze nehmen und geben eine andere Richtung, als die Syſteme der Großen oder die Staats-Compendien der Profeſſoren.“

Wir durchwanderten die herrlichen Alleen des kaiſerlichen Parkes. Eine Menge Soldaten waren mit den Vorbereitungen zur Illumination beſchäftigt. Die Waſſerkünſte vor dem Schloſſe waren in Bewegung geſetzt. Hier war der meiſte Andrang des Publikums. Einen ſchönen Anblick, der in Petersburg allerdings alltäglich wird, gewährten die mannigfachen, maleriſchen Trachten. Eine Budenſtadt, über Nacht aufgebaut, vermehrte den eigenthümlichen Anblick.

Wir hatten den Weg in der Equipage des Prinzen L...w gemacht, wir mußten oft länger als eine Viertelſtunde anhalten, ſo fürchterlich war das Gedränge, dabei konnten Streitigkeiten der Kutſcher miteinander nicht ausbleiben. Die Kut-

scher hoher Herrschaften geriethen auch zuweilen mit der Gens-d'armerie in Streit, und die Schimpfworte, welche zuweilen gewechselt wurden, waren der Art, daß meine Begleiter sie zu übersetzen Anstand nahmen.

Endlich waren wir glücklich am Ziele, aber an ein Unterkommen war nicht mehr zu denken. Wir mußten uns darin fügen, unsern Wagen als Haus zu betrachten und nöthigenfalls darin schlafen. — Bald nach unserer Ankunft sahen wir einen stattlichen Offizier dicht an uns vorüber sprengen, meine Begleiter flogen in die Höhe und grüßten. Der Offizier wurde von allen Seiten begrüßt und grüßte freundlich zurück.

Es war der Kaiser.

Wir verließen endlich unsere Equipage und streiften im Park herum. Ich machte an diesem mir unvergeßlichen Tage eine Menge Bekanntschaften, die mir in der Folge, als ich in Petersburg auftrat, sehr nützlich wurden. Ich habe mich besser amüsirt, als ich mir vorgestellt hatte.

Den Kaiser sah ich mehrere Male. Er begrüßte mich auf die edelste und freundlichste Weise. Ich hatte ihn mir nicht so männlich schön gedacht. Es fiel mir auf, daß er an diesem Tage öfter die Uniform wechselte. Jede stand ihm gleich gut. Ich dachte mir, daß er den verschiedenen Truppentheilen damit eine Freude machen wollte.

Ueberhaupt machen sich die russischen Offiziere, und namentlich die von der Garde, ungemein gut. Es sind schöne Leute, und ich sah es gern, daß mir meine Begleiter verschiedene ihrer nähern Bekannten, welche sich unter der Garde befanden, vorstellten.

Als ich die kaiserliche Familie, von behelmten Leibgardisten und bepanzerten Kaukasiern gefolgt, herumfahren sah, wurde

ich unwillkührlich an Indien und an das Gefolge der Prinzen von Kaboul erinnert.

Beim einbrechenden Abend, als Tausende von Leuchten den schattigen Park tageshell machten, nahm das Gewühl noch überhand. Man sah jetzt eine Masse komischer Scenen. Die Lustigkeit des Volkes stieg je mehr und mehr, und es hat überhaupt etwas sehr Eigenthümliches, wenn eine so große Masse Fröhlicher, Männer und Frauen, in buntem Gemisch durcheinander die Nacht durchschwärmen.

Ich dachte mir, wie dieses Volksgewühl in einem solchen Feuermeer, in einer so lauen Nacht sich gestalten würde, wenn diese Leute statt Russen Franzosen wären, und ich machte sehr interessante Vergleichungen.

Indeß erkannte ich, daß auch die Russen unter Umständen, namentlich wenn sie den edlen Branntwein in großer Fülle genossen haben, recht sentimental sein können. Ich sah, wie selbst die Männer sich küssend umarmten und zärtlich Brüderchen und Gott weiß wie sonst noch nannten.

Auch gegen das weibliche Geschlecht wurden sie auf ächt russische Manier galant. Die Mädchen ließen sich übrigens die Küsse der Bärtigen recht gut gefallen.

Als wir uns endlich satt gesehen und müde gegangen waren, nahmen wir einige Erfrischungen zu uns, und machten uns, voll von den Eindrücken dieses Tages, auf den Heimweg.

Der Prinz und der Fürst hatten nicht übel Lust im Wagen einige Scenen, die wir in der Nacht im Parke gesehen, nur auf etwas feinere Weise, zu wiederholen.

Von Müdigkeit überwältigt war ich und die andere Dame eingeschlafen, in der Hoffnung, daß unsere Begleiter es uns im schlimmsten Falle nachmachen würden.

Diese Herren aber hielten uns wahrscheinlich für ein Paar

Töchter des großen Gottes Morpheus und richteten sich ein in unsern Armen ein Schläfchen zu machen.

Morpheus aber hatte uns die Augen nicht fest genug zugedrückt, und ein Paar Küsse verriethen uns noch zeitig genug die verrätherische Absicht der beiden Herren.

Natürlich fingen wir an zu schmollen, aber die Herren wurden nicht im Geringsten verlegen, als wir die Augen aufschlugen. — Sie machten es wie die Fetischanbeter und beteten unsere Augen an wie die Sterne.

Meine Gefährtin aber rief mit zorniger Stimme dem Kutscher zu:

Stupai! Stupai! Vorwärts! Vorwärts!

Und als sie endlich ihre Wohnung, welche ein Paar Häuser von der meinigen war, erreicht hatte, stieg sie mit einem: **Slawa Bogu!** (Gott sei gelobt!) aus.

Die Herren lachten und küßten ihr zärtlich die Stirne, und bald darauf befand auch ich mich sicher in meiner Behausung.

Neunundachtzigſtes Kapitel.

Peterſburger Paläſte.

Die Hütte Peters des Großen und Menſchikoffs. — Der Winterpalaſt. Die Ermitage. — Der Tauriſche Palaſt. — Zarskoje-Zelo. — Pawlowsk. — Wie man in Rußland Böcke zu Gärtnern einſetzt.

Wenn man eine Nacht in Petersburg ſehr unruhig geſchlafen hat, ſo iſt das weit unangenehmer, als wenn uns das anderswo paſſirt. In London und Paris macht uns der Tag die Nacht vergeſſen, in Petersburg empfindet man immer Anlaß zum Schlafe, und es iſt übel, wenn die innere Stimmung ihn nicht zuläßt. Es geht uns in Petersburg wie bei der Betrachtung einer ſchönen Landſchaft, man wird zur Bewunderung hingeriſſen, ſo oft man ſie anſieht, aber man kann ſie unmöglich lange anſehen, ohne dabei gänzlich zu ermüden. In Petersburg bewundert man ſtets die großartigen, impoſanten Perſpectiven; wenn aber der Blick ermüdet, wenn der Geiſt nach Abwechſelung ſucht, er findet Nichts. Es iſt Alles koloſſal. Alles herrlich und wunderſchön — bis auf das Leben.

Puſchkin, welchen nicht allein die Ruſſen ihren Byron nennen, hat von Petersburg in einem ſeiner Gedichte ſehr wahr geſagt:

Eine prachtvolle Stadt, eine armselige Stadt, ein regelmäßiger Anblick, Eintönigkeit, Trauer, Kälte, Granit — St. Petersburg.

Man frägt sich vergebens, wo die nahe an 500,000 Menschen stecken, welche in Petersburg leben. Sie verlieren sich in der ungeheuren Stadt, in den ungeheuren Straßen, auf den ungeheuren Plätzen. Es scheint, als würde die Stadt von Palästen und Kirchen, statt der Menschen, bewohnt. Ich glaube, wenn hier, wie in London, 2,000,000 Menschen wohnten, es würde in Petersburg dennoch leer aussehen.

Diese Stadt erschien mir immer wie die Prunkstube einer bürgerlichen Familie, immer geputzt, immer in schönster Ordnung, und wie eine Kirche, wie eine wahrhaft heilige Stadt, immer geräuschlos und still.

Eines der prächtigsten Gebäude in Petersburg ist die Isaakskirche. Der Bau ist unter Katharina II. begonnen. Ihre Mauern sind von ungeheuren, grauen Marmormassen eingefaßt. Die Eingangshallen sind von rothen Granitsäulen, deren Höhe sechs und funfzig Fuß beträgt, gestützt. Das vergoldete Dach ist von gigantischen Engelstatüen aus Erz umgeben.

Den Bau, welchen Katharina II. in Marmor begonnen hatte, setzte Kaiser Paul in Ziegeln fort. Dieses Factum ist einem armen Unglücklichen theuer zu stehen gekommen, wenn die entsetzliche Geschichte, welche ich gehört habe, sich wirklich so verhalten sollte. Es ist kaum glaublich. Man entdeckte nämlich unter Pauls Regierung ein an die Mauer der Kirche geheftetes Epigramm, welches folgendermaßen lautete:

Seht diesen Bau, er deutet euch
Das Sonst und Jetzt in unserm Reich:
Dies Backstein, jenes *) Marmor gleich.

*) Die Zeit Katharina's II.

Der Kaiser Paul befahl der Polizei, ihm den Pasquillanten unter allen Umständen zu entdecken, und diese, der Alles daran lag, den Glauben an ihre Unfehlbarkeit zu erhalten, bezeichnete, da sie den wirklich Schuldigen nicht ausfindig zu machen wußte, den ersten besten als Pasquillanten; dem Unglücklichen wurde die Zunge ausgeschnitten. Erst nach des Kaisers Tode kam seine Unschuld, da sich der Pasquillant nannte, an den Tag.

So imposant der Anblick der herrlichen Isaakskirche auch ist, nachdem ich diese gräßliche Geschichte gehört hatte, konnte ich nicht ohne Schaudern an ihr vorübergehen.

Nach ihr erscheinen als die größten und imposantesten Gebäude:

Das Senatsgebäude mit seiner kolossalen Reiterstatüe Peters des Großen, der Winterpalast, und neben diesem die Eremitage, das Admiralitätsgebäude und noch viele andere Paläste und Statüen zieren den unermeßlichen Admiralitätsplatz. Keine europäische Stadt hat einen ähnlichen aufzuweisen. — Durch die Güte des Prinzen L...w wurde es mir leicht, das Innere der Gebäude zu sehen, von welchen mich der Winterpalast und die Eremitage, berühmt durch die Kaiserin Katharina, besonders anzogen.

Ich hatte zuvor den Palast oder wenigstens die Czaarenwohnung gesehen, welche ehemals die einzige in Petersburg war. Unfern der Festung nämlich, an der Newa, steht ein hölzernes kleines Haus, das aus zwei Zimmerchen und einer Küche besteht. Dieses Häuschen war die Residenz Peters des Großen. Unfern desselben bewohnte Menschikoff ein gleiches Häuschen, in welchem er die Gesandten empfing. Peters Haus ist jetzt mit einer steinernen Mauer umgeben. Es enthält außer andern Merkwürdigkeiten, welche an den großen Mann

erinnern, ein Heiligenbild, welches ihn in allen Schlachten begleitete, das Modell eines kleinen Schiffes und einen Stuhl, welche beiden Dinge er selbst angefertigt haben soll.

Wie einfach, wie genügsam doch die wahrhaft großen Männer sind, dachte ich, als ich dieses merkwürdige Haus sah, welches wie die Bude eines Straßenwächters aussah.

Man denke sich nun dagegen den ungeheuren Winterpalast, der so groß wie eine kleine Stadt ist und über dreitausend Menschen beherbergt.

Die bemerkenswerthesten Zimmer des Winterpalastes sind: der Mohrensaal. Hier befindet sich eine Vorrichtung, mittelst welcher die Kaiserin sitzend in die zweite Etage hinaufgewunden werden kann. Von dem Mohrensaal kommt man in die Gemächer der Kaiserin, welche eine prachtvolle Aussicht nach der Neva gewähren. Hier herrscht der höchste Luxus und der feinste Geschmack. Der Gesellschaftssaal mit seinen wunderschönen Malachitsäulen entzückte mich. Vor dem Brande waren statt derselben Jaspissäulen. In der Gallerie der Generäle sah ich die Bilder der drei Monarchen der heiligen Alliance, Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm III., in Lebensgröße. Auch der Georgensaal mit dem Throne übertrifft Alles, was ich bisher gesehen hatte, an Pracht. Mit ihm in Verbindung stehen die Zimmer des Königs von Preußen, welche demselben und der königlichen Familie bei ihrer Anwesenheit in Petersburg zum Aufenthalte dienen.

Der Erbauer des Palastes, unter der Kaiserin Elisabeth, war der Italiener Rastrelli, welcher dafür in den Grafenstand erhoben wurde. Allein bald fiel er wieder in Ungnade, und der Erbauer des größten Palastes der Welt starb als ein Bettler in Elend und Dürftigkeit.

Bekanntlich brannte der Palast im Jahre 1837 gänzlich

ab, und ist nach dem Willen des Kaisers in einem Jahre wieder erbaut worden. Der Bericht von Custine über diesen schnellen Wiederaufbau, der nach diesem Schriftsteller Tausende von Menschenleben gekostet haben soll, klingt wahrhaft entsetzlich. Ich habe in Petersburg genauere Erkundigungen darüber einzuziehen versucht, aber trotz vieler Anstrengungen gelang es mir nicht, Bestimmtes zu ermitteln.

Man hatte dem Kaiser von verschiedenen Seiten gegen seinen Plan, den Palast so schnell wieder herstellen zu lassen, Einwendungen gemacht, die Höflinge aber bestärkten den Kaiser in seiner Absicht, und einer von ihnen übernahm die Leitung des Baues. Dieser Höfling war ein Freund des Araschajeff oder vielmehr ein Schüler dieses unter der Regierung Alexanders zu einer traurigen Berühmtheit gelangten Mannes. Dieser Araschajeff übte einen großen Einfluß auf den Kaiser Alexander, und stand selbst wieder unter der Herrschaft einer Frau, die ihn oft zu den empörendsten Grausamkeiten getrieben haben soll, bis sie endlich von einer Sklavin umgebracht wurde. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Die Schwester dieser Sklavin war als Liebling der Gemordeten glänzend erzogen, aber in einem Anfalle von toller blutdürstiger Laune auf ihren Befehl zu Tode gegeißelt worden. Dafür rächte sich die Schwester durch den Mord der grausamen Herrin. Araschajeff ließ ihre sämmtlichen Diener knuten, schickte sie nach einer entlegenen Stadt zu einem befreundeten Gouverneur, wo sie der entsetzlichsten Behandlung erlagen.

Kaiser Nikolaus soll bei einer Besichtigung des Hospitals dieser Stadt noch einige Ueberreste dieser Unglücklichen, einige ganz entfleischte Wesen, gefunden haben. Ein Beamter hatte Muth genug, ihm die Ursache mitzutheilen. Indeß war Ara-

schajeff schon in Ungnade gefallen und in der Verbannung gestorben.

Von dem Höflinge, welcher in solcher Schule gebildet war, konnte man das Gräßliche wohl erwarten, welches Custine von ihm erzählt. Beamte, welche dem Kaiser sehr nahe stehen, haben indeß Alles in Abrede gestellt. Daß dann und wann Einer der vielen Tausende Arbeiter, welche im Winterpalaste beschäftigt waren, gestorben sein mag, geben sie zu. Indeß habe ich doch auch in Erfahrung gebracht, daß der Quaß wirklich die Hauptnahrung der Leute gewesen sein soll.

Der schnelle Aufbau rächte sich bekanntlich schon dadurch, daß die Decke des St. Georgensaales, welcher zu einem großen Feste eingerichtet wurde, kurz zuvor einstürzte. Einige Tage später und der Kaiser, die kaiserliche Familie und die Großen des Reiches wären unter ihren Trümmern begraben worden.

Es scheint überhaupt ein eigenthümliches Verhängniß auf allen diesen colossalen Steinmassen, auf diesen ungeheuren Palästen zu ruhen.

Die Erbauer derselben sind fast alle im Elende gestorben. Die Erbauer der Senats- und Admiralitätsgebäude starben in großer Dürftigkeit. Die Erbauer der Kasan'schen Kirche und des steinernen Theaters nahmen sich selbst das Leben.

Man weiß, daß schon öfter die Befürchtung ausgesprochen worden ist, Petersburg könnte eines Tages eben so rasch wieder vom Erdboden verschwinden, als es zauberhaft schnell emporgeschossen ist. Zu dieser Befürchtung giebt theils der sumpfige, morastige Boden, theils das schlechte Material der Gebäude, theils die strenge Kälte Veranlassung. Die Häuser, welche nicht, wie es zum größten Theil geschieht, alljährlich

neu übertüncht werden, haben ein Aussehen, welche diese Befürchtung gar nicht so sehr unwahrscheinlich macht.

Prächtig sind die Kirchen in Petersburg, bewundernswerth der Reichthum an Diamanten und Gefäßen. Die Petersburger Kirchen haben alle einen großen Thurm in der Mitte, welcher von kleineren Thürmen umgeben ist. Die Thürme haben eine Bedachung von grün angestrichenem Eisenblech, welches gegen die weiß angestrichenen Mauern der Kirche dem Auge einen wohlthätigen Contrast darbietet.

Unfern der Kirche Smolnoi liegt der sogenannte taurische Palast, welchen Potemkin hat bauen lassen. In diesem Palaste hat Potemkin seiner Kaiserin Katharina, deren Liebling er war, die herrlichsten Feste gegeben. Paul in seinem Hasse *) gegen Alles, was an seine Mutter erinnerte, ließ unter seiner Regierung diesen prachtvollen Palast zu einer Kaserne umgestalten. Jetzt ist er wieder vollkommen restaurirt und dient zur Wohnung des Großfürsten.

Nachdem ich alles Merkwürdige in Petersburg gesehen hatte, nahm ich die Umgegend in Augenschein. Peterhof hatte ich bereits gesehen, und nun fuhr ich per Eisenbahn nach Sarskoye-Selo, ungefähr vier Meilen von Petersburg gelegen. Wie diese Stadt der Paläste selbst, so waren alle die schönen Anlagen, alle die Flecken, welche jetzt zu einem nicht reizlosen Sommeraufenthalt der reichen Bewohner von Petersburg und der Großen dienen, ehemals Sumpf und Morast. Man muß gestehen, daß in dieser Beziehung Erstaunliches geleistet worden

*) In Veranlassung dieses Hasses, welchen Manche zu widernatürlich finden, geht das Gerücht, daß Paul nicht der Sohn der Kaiserin, sondern ein für ein todtgebornes untergeschobenes Kind sei. Ich vermag nicht zu beurtheilen, was Wahres an diesem Gerüchte ist.

ist. Zarskoye-Selo ist ein allerliebster Ort, mit breiten Straßen und niedlichen Häusern, einem schönen Park und einem Arsenal. Es enthält dieses Rüstungen aller Völker und aller Zeiten. Auch befindet sich hier eine Rüstung, welche vierzig Pfund wiegt, die der Kaiser Nikolaus bei einem Tourniere ohne Mühe getragen haben soll. Die alten Ritter haben übrigens weit schwerere getragen, indeß ist es für einen Mann des 19. Jahrhunderts immer schon genug, und ich glaube wohl, daß einige hohe Herren, die es dem Kaiser nachgemacht hatten, noch Wochen lang die Nachwehen dieser Bürde empfanden, die allerdings schwerer als eine kaiserliche oder königliche Krone wiegt. Sehenswerth sind noch zwei köstliche sammtne, mit Diamanten gestickte Satteldecken, welche der Sultan bei verschiedenen Gelegenheiten dem Kaiser zum Geschenk gemacht hat, die eine, so viel ich weiß, nach dem Frieden von Adrianopel.

Minder ergötzlich, aber doch auch sehenswerth, fand ich einige Torturinstrumente, welche an die alte Barbarei erinnerten. Darunter auch eine Birne, eine sogenannte Angstbirne von Eisen, welche dem Unglücklichen in den Mund gesteckt wurde, und welche auf den leisen Druck einer Feder den Mund nach allen Seiten gewaltsam ausweitet. Die auf diese Weise Gefolterten blieben sicher ihr ganzes Leben hindurch, falls sie sonst die Tortur überstanden, großmäulig. Ich erinnere mich, eine ähnliche Birne während meines Aufenthalts in Hamburg gesehen zu haben, welche aber hauptsächlich dazu bestimmt war, das Schreien der armen Gemarterten zu verhindern, und sie somit der letzten Wohlthat, in ihrem rasenden Schmerze auszutoben, zu berauben.

Das Schloß zu Zarskoye-Selo ist prächtig und wahrhaft feenhaft. Ein Zimmer, welches die Kaiserin Elisabeth bewohnt haben soll, ist mit Lapis Lazuli getäfelt, ein zweites

mit Perlmutter, ein anderes endlich ist ganz und gar mit Bernstein ausgelegt. Man sagte mir, daß dieses Zimmer sich ehemals im Palaste Monbijou zu Berlin befunden haben soll, und daß es Peter der Große von Friedrich Wilhelm I. zum Geschenk erhielt. Ich weiß nicht, ob sich dieses wirklich so verhält. Mir kam es etwas sonderbar vor.

Es war gegen Abend, als ich von meiner Excursion nach Sarskoye-Selo nach Hause kam, fand ich meinen Tartaren schnarchend auf der untersten Stufe meiner Treppe liegen. Obschon man sich in vielen Häusern der Tartaren als Portiers bedient, weil sie sehr geizig und deshalb sparsamer, und dem Trunke, diesem in Rußland so heimischen Laster, weniger ergeben sind, so schien mein Tartar doch in einem sehr zweideutigen Zustande zu sein. Es gelang mir mit vieler Mühe und nach einigen Fußtritten, die ich ihm auf die möglichst unsanfteste Weise gab, ihn aus seinem Schlafe aufzurütteln. Er sah mich mit großen Augen an, erhob sich sehr langsam, und streckte mir, bevor er Platz machte, die Hand entgegen.

Was willst Du? fragte ich erstaunt.

Ein „na wodku," versetzte er mit der größten Ruhe.

Ein Trinkgeld? wofür?

Dafür daß ich Ew. Gnaden Platz machen muß, versetzte der Tartar mit der unerschütterlichsten Kaltblütigkeit.

Das Na wodku ist eine der beliebtesten Redensarten der Russen und zwar nicht allein der untern Klassen. Sie ist so stereotyp, daß man auch nicht den geringsten Dienst, ja nicht das geringste Recht erlangen kann, ohne einen solchen Tribut der russischen Habsucht zu entrichten. Selbst höhere Beamte scheuen sich nicht, ein solches na wodku nicht nur nicht abzuschlagen, sondern sogar zu fordern, und daher ist auch die Le-

gende, welche ich in Petersburg über dieses nawodku gehört habe, eben so charakteristisch wie ergötzlich.

Als nämlich Gott die Welt und Alles, was auf und in ihr ist, erschaffen hatte, schuf er am Ende auch den Russen. Kaum war dieses erste naive Gotteskind lebendig, so streckte es Gott die Hand entgegen und forderte sich ein na wodku. Und wofür, mein lieber Sohn? fragte der Schöpfer höchst verwundert. Ghospodin pomilui, Herr erbarme dich mein, versetzte der gute Russe, dafür, daß ich so lange habe warten müssen.

In dieser Antwort ist auch das „erbarme dich" charakteristisch, eine Redensart, welcher sich der Russe oft bedient und gewöhnlich da anwendet, wo der Franzose sagt: „verzeihen Sie," und der Deutsche: „ich bitte um Vergebung" sich ausdrückt.

Ich gab dem noch schlaftrunkenen Tartaren einige Münze, und war noch sehr zufrieden, als er mir jetzt sehr höflich Platz machte und mir die besten Wünsche zur Nachtruhe mit in den Kauf gab. Denn diese Hauswächter sind oft sehr gefährliche Leute, und man kann von ihnen, wie von so vielen Menschen in Rußland, sagen, daß sie die Böcke sind, die man zu Gärtnern gemacht hat.

Ich habe hierüber einige sehr interessante Thatsachen gehört, die ich wieder erzähle, wie ich sie gehört habe, ohne daß ich es übernehmen kann, sie zu verbürgen.

Ein junger Bräutigam borgte sich am Hochzeitstage Diamanten für seine Braut, welche ihm in der Nacht gestohlen wurden. Bestürzt eilte er zum Polizeikommissär, ihm sein Unglück zu klagen. Aber wie erstaunt und entzückt war er zugleich, als der Polizeikommissär, nachdem er ihn angehört hatte, ihm eine Schublade seines Büreau's öffnete, und dem jungen Mann der gestohlene Schmuck entgegenglänzte. Kaum

fähig, ein Wort des Dankes auszusprechen, faßt er nach seinem Schmucke, den zu ersetzen er nimmer im Stande gewesen wäre. Aber der Kommissär streckte ihm lächelnd die abwehrende Hand vor. Er kostet sechstausend Rubel, sagte er. Der junge Mann sieht den Kommissarius ungläubig und erschreckt zugleich an, aber bald muß er gewahren, daß jener vollkommen ernsthaft gesprochen hatte. Auf seine Bitten, daß es ihm ganz unmöglich sei, eine so hohe Summe als Belohnung aufzutreiben, schloß der Polizeimann seine Schublade ruhig wieder zu, und alles Flehen des jungen Mannes war umsonst. Nun eilte der Unglückliche zu dem Vorgesetzten des Kommissarius, welcher aber kurz entgegnete, solche Beamten habe ich nicht.

Ein Arzt behandelte die Familie eines anderen Polizeikommissarius. Dieser bat ihn, ihm zu sagen, auf welche Weise er ihm erkenntlich sein könnte. Schenken Sie mir die Uhr da, versetzte der Arzt, indem er auf eine an der Wand hängende Uhr deutete. Es war die eigene Uhr des Arztes, welche ihm vor einiger Zeit gestohlen worden war.

Dem Fürsten M... wurde sein kostbarer Pelz gestohlen. Er machte die Anzeige bei der Polizei. Einige Tage darauf erschien bei ihm der Polizeisergeant, um ihm anzuzeigen, daß trotz aller Nachforschungen der Dieb nicht ausfindig zu machen sei. Aber wie erstaunt war er, als der Sergeant, den er hinausbegleitete, im Vorzimmer ruhig seinen Pelz, den er daselbst abgelegt hatte, wieder anzog, und diesen Pelz als den seinigen erkannte. Der Fürst konnte demungeachtet dem Sergeanten nichts sagen, er durfte höchstens darüber lächeln.

Ich habe gehört, daß nur Diejenigen, welche beim Hofe einen bedeutenden Einfluß haben, mit der Polizei, aber auch dann nur auf die vorsichtigste Weise, anbinden dürfen, und von dieser gefürchtet werden. So vermißte ein Minister des

Kaisers einmal im Theater eine große Summe in Papiergeld, welche er in seinen Pelz gesteckt hatte. Am andern Tage stellte ihm der Polizeiherr diese Summe wieder zu. Natürlich war der Minister über diese Wachsamkeit der Polizei sehr erstaunt. Einige Tage darauf fand der Bediente des Ministers die verloren geglaubte Summe Papiergeldes in dem Unterfutter des Pelzes. Die Polizei hatte ihm also das Geld zugestellt, um sich den Schein einer Wachsamkeit und der Promptheit zu geben, welche diesmal natürlich sich gründlich blamirte.

Die Bestechlichkeit und Gewinnsucht der russischen Beamten ist der wunde Fleck der russischen Verwaltung, welchen der Kaiser, trotz aller Strenge, nicht zu heilen vermag. Nach dem Sprüchworte, eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus, kommen höchst selten solche Dinge dem Kaiser zu Ohren. Dann werden sie allerdings strenge und rücksichtslos bestraft, denn der Kaiser ist sehr gerecht, aber unerbittlich. Aber das hilft Alles nicht. Der Kaiser Alexander, welcher das ebenfalls sehr gut gewußt haben soll, aber zu schwach war, gegen dieses so tief eingerissene Uebel energisch einzuschreiten, hat sich bei mehreren Gelegenheiten geäußert: Wenn meine Beamten nur wüßten, wo sie sie verstecken sollten, sie würden meine Linienschiffe stehlen. Ein anderes Mal soll er gesagt haben: Könnten sie mir meine Zähne im Schlafe ausziehen, ohne mich zu wecken, sie würden es thun.

Daß dieser sonderbare Ausspruch des Kaisers nichtsdestoweniger begründet war, zeigt folgende Thatsache.

Am hellen Tage wurden aus dem Garten des Großfürsten Michael zwei metallene Kanonen gestohlen. Dieser Diebstahl, da der Gegenstand doch eben nicht sehr transportable war, blieb lange Zeit, trotz der in Bewegung gesetzten Tausenden von Polizeiagenten, unerforschlich, bis man endlich die Diebe

ganz ruhig bei dem Zertrümmern des Metalls beschäftigt vorfand.

Freilich ist auch, wie ich allgemein gehört habe, die Besoldung der Beamten so geringe, und bei der so ungemein theuren Lebensweise in der Kaiserstadt so unzulänglich, daß die Beamten unmöglich mit dieser allein ihre Bedürfnisse bestreiten können. Das muß man zur Entschuldigung einer Unsitte sagen, an deren Ausrottung ohne Erhöhung sämmtlicher Besoldungen nicht zu denken ist.

Doch genug von dieser Seite russischen Lebens und Treibens. Europäische Civilisation und asiatische Formen stehen nun einmal in einem ewigen Widerspruche mit einander, und es wird mit Rußland nicht eher anders werden, bis Petersburg entweder in Constantinopel oder in Paris steht.

Neunzigstes Kapitel.

Die rechte Despotie.

Fürst und Bauer. — Der Kupid. — Die Liebhaber auf dem Schaffot.
Sitten und Gesetze. — Wie es sein müßte.

Meine Petersburger Bekanntschaft vermehrte sich nach und nach bedeutend, meiner Verbindung mit einigen sehr einflußreichen Männern hatte ich es zu verdanken, daß ich völlig unangefochten blieb. Unter meinen Liebhabern befanden sich viele Fürsten, Grafen und Prinzen, aber die russischen Großen sind eben nicht sehr liebenswürdig in Petersburg. Ich traf einige derselben, die ich in Paris kennen gelernt hatte, in Petersburg wieder. Unsere Bekanntschaft wurde bald wieder angeknüpft, aber wie verändert schienen mir diese Männer.

Obwohl kaum ein halbes Jahr seit unserer letzten Unterredung vergangen war, schien es mir doch, als sei ein ganzes Menschenalter über die Häupter dieser russischen Fürsten dahingestrichen, als seien sie plötzlich gealtert.

In Paris waren sie lebhaft, geistreich, ungezwungen, heiter, in Petersburg ruhig, höchst bedächtig, kleinlaut und ängstlich, Jedes Wort wurde auf die Wage gelegt, und wenn sie von politischen oder überhaupt nur von solchen Dingen spra-

chen, welche andere Gegenstände als das alltägliche Leben, berührten, geschah es mit der größten Zurückhaltung.

Ich hätte sehr Vieles nicht erfahren, wenn ich nicht mit einem jungen Manne bekannt geworden wäre, welcher die Absicht hatte, Petersburg und Rußland für immer zu verlassen, was er denn auch glücklich ausführte. Von Glück kann der allerdings sagen, dem es gelingt, Rußland zu verlassen, ohne sein Vermögen einzubüßen. Bekanntlich dürfen die Russen bis zu der höchsten Klasse nicht ohne die Verwilligung des Kaisers im Auslande leben, welches ihnen nur auf die Dauer von drei Jahren gestattet wird. Kehren sie dann nicht zurück und kommen sie überhaupt nicht, sobald es vom Gouvernement verlangt wird, sind sie ihrer Güter verlustig, und Ungnade, Sibirien erwartet sie bei der Rückkehr.

Ich sprach mit dem jungen Fürsten, den ich, um ihn nicht Gefahren auszusetzen, dem Leser nicht näher bezeichnen will, über seine gänzliche Umwandlung, und er erwiderte mir:

Sie leben jetzt schon lange genug in Petersburg, um Rußland zu kennen. Sie sehen, daß wir Alle Sklaven sind, daß wir Großen mehr Sklaven sind, als unsere Leibeigenen. Betrachten Sie z. B. mich und meinen Leibeigenen Iwan Iwanowitsch (Johann, Sohn Johanns), und Sie werden meine Worte nicht ungläubig aufnehmen. Ich bin allerdings Fürst, ich habe einige Tausende Leibeigene, über die ich unbeschränkt gebiete, wie der Kaiser über mich. Meine Güter haben den Umfang eines deutschen Königreiches, wie Sachsen. Ich lebe dort wie ein Sultan, ich brauche den Frauen meiner Leibeigenen, wie der Sultan, nur mein Taschentuch hinzuwerfen, und sie geben sich mir ohne Widerspruch hin. Das ist wahr. Aber welche Freiheit gewähren mir meine Tausende von Sklaven,

der ich selbst ein Sklave bin? Ich bin ein Gefangener im goldenen Käfig. Ich trage des Kaisers Rock, die Uniform, weil ich sie tragen muß. Was ich thue, geschieht aus Zwang. Die geringste Kleinigkeit, jede Unvorsichtigkeit könnte mir die Ungnade des Kaisers zuziehen. Und was bin ich dann trotz meiner unermeßlichen Güter, trotz meiner Tausende von Sklaven, trotz meines Fürstenranges, wenn ich der Gnade des Kaisers entbehre, wenn ich seine leiseste Unzufriedenheit mir zugezogen habe? Mein Rang und mein Reichthum würde mein Unglück nur niederschmetternder machen, statt mich zu schützen.

Aber mein Gott, entgegnete ich, warum müssen Sie denn? So ziehen Sie die Uniform aus und leben unabhängig auf ihren Gütern.

Das darf ich nicht.

Sie dürfen nicht? So sind in Ihrem Lande selbst die Fürsten zum Militärdienste gezwungen?

Gewissermaßen, denn es besteht bei uns ein Gesetz, daß wenn eine Familie aus der Klasse des Adels zwei Generationen hindurch keinen Offiziersrang bekleidet hat, die dritte Generation in die Bauernklasse hinabgestoßen wird. Dann wird sie zugleich aller ihrer Güter verlustig erklärt, weil die unterste Klasse keine solche besitzen darf. So war auch für mich die Nothwendigkeit vorhanden, meine Erziehung in einer Militäranstalt zu erhalten. Ich habe, trotz meines Ranges, als gemeiner Soldat dienen müssen, welcher für den Militärpflichtigen nicht existirt. Hier kömmt Alles darauf an, welchen militärischen Grad man hat. Sie wissen ja, daß selbst die Richter, ja sogar die Geistlichen militärischen Rang haben und als Generäle fungiren. In welche Klasse des Tschin Jemand gehört, darnach ermißt sich sein Rang. Ein Fürst, der nicht im Staatsdienste ist, oder doch wenigstens einen Titel hat, hat

demnach gar keinen Rang. Ich bin jetzt Offizier und habe dem Gesetze Genüge gethan. Ich werde baldmöglichst den Dienst verlassen und mich dann auf meine Güter zurückziehen. Natürlich muß ich dort des Genusses entbehren, den mir in London und Paris die Gesellschaft in so hohem Grade gewährt hat.

Aber warum verkaufen Sie nicht Ihre Güter und Ihre Leibeigenen, fragte ich weiter, und ziehen nach einem andern Lande, wo Sie freier und unabhängiger leben können?

Wollte ich meine Güter verkaufen, so würde das den Verdacht des Gouvernements erregen, und man würde mein Vorhaben durch alle Mittel hintertreiben.

Aber warum das? Sind Sie nicht unumschränkter Herr Ihres Eigenthums?

So lange es der Kaiser will. Dem Kaiser gehört Rußland. Er will nicht, daß russisches Vermögen das Ausland bereichere und dann —

Und dann? fragte ich, als der Fürst inne hielt, als zitiere er vor seinen eigenen Worten.

Der Fürst blieb mir wirklich die Antwort schuldig und ging in der Unterhaltung zu dem Glücke seiner Leibeigenen über. —

Sehen Sie dagegen, sagte er, meinen Iwan an. Sie kennen ihn, den bärtigen, kaftanbekleideten Menschen, dessen rabenschwarzes Barthaar und weiße Perlenzähne Sie bewundert haben, als ich seine Person Ihnen neulich zeigte. Es sind kaum fünf Jahre verflossen, als er mich um die Erlaubniß bat, Arbeit suchen zu dürfen. Ich wußte ihn augenblicklich nicht zu beschäftigen, da ich genug Leute zu meinem Dienste hatte, und ließ ihn gehen.

Ich bestimmte seinen Obrok*) und ließ ihn laufen. Mein guter Iwan arbeitete zuerst und ersparte sich eine Kleinigkeit, denn unsere Russen, d. h. die, welche Bärte tragen,**) leben wie die Hunde und begnügen sich mit Roggenbrot und Grütze einen wie alle Tage. Er fing nun einen Hausirhandel an, und brachte es, vermöge seines, den Russen überhaupt eigenthümlichen Schachergeistes, zu einer Lawka (Laden). Nun legte er sich allmählig auf größere Unternehmungen und erwarb sich ein bedeutendes Vermögen. Er hat Niemanden zu fürchten, hat sich frei gekauft, vermeidet die Ehrenstellen, weil er mit der Oeffentlichkeit nichts zu thun haben will, und was die Hauptsache ist, er besitzt sein Vermögen in baarem Gelde, oder, was dasselbe ist, in Staatspapieren. Er könnte, wenn er wollte, Rußland jeden Augenblick verlassen, ohne an seinem Vermögen gefährdet zu sein, aber er wird sich hüten. Er lebt in Petersburg nach seiner Art glücklich und zufrieden, er lebt als Russe, glücklich, wie sich ein geistreicher Schriftsteller ausdrückt, in dem Besitze seines großen Vermögens, einer dicken Frau, einer fetten Katze und eines wohlgenährten Pferdes.

So giebt es also doch auch eine Klasse, die sich in Rußland glücklich fühlt, versetzte ich, und ich finde daher, daß es

*) Jährlicher Tribut, welchen die Leibeignen an ihre Herrschaften zu entrichten haben.

**) Bekanntlich dürfen in Rußland nur der Kupfch, d. h. der Kaufmann und alle untern Klassen, Bärte tragen, was dagegen allen Beamten und den Militärs strenge untersagt ist. Der Bart ist auf diese Weise das Zeichen des Nationalrussen, d. h. des uncivilisirten Russen, während alle Leute von Bildung ein glattes Kinn anzeigt. Hiermit muß man die Worte Napoleons in Verbindung bringen: Wehe Europa, wenn der russische Czaar einen Bart trägt.

in Rußland nicht anders, als in Frankreich oder England ist. Auch in diesen Ländern sind nicht Alle glücklich, nicht Alle zufrieden, und in welchem Lande wird es überhaupt so sein?

Ganz gewiß, versetzte der Fürst, ist das russische Volk im Ganzen zufrieden und lebt nach seiner Weise glücklich. Es vergöttert seinen Kaiser, und es sagt zu Allem was geschieht: der Kaiser sei gelobt! Dahin, wohin die Aufklärung noch nicht gedrungen ist, da, wo diese Russen noch Halbwilde sind, wird nichts Besseres gewünscht, weil nichts Besseres erkannt wird. Aber wir — —

Der Fürst hielt wieder inne, denn eben ließ sich einer meiner Freunde, der Fürst L..., melden. Die Politik wurde bei Seite gelegt, und es trat eine andere Conversation ein. Der Fürst L... erzählte hübsche Anekdoten vom Hofe, aus dem höheren Leben in Petersburg und von vielen andern Dingen. Der andere junge Mann verließ uns bald, da ihn dringende Angelegenheiten abriefen, und ich war nun allein mit dem Fürsten L..., welcher, wie immer, sehr galant war.

Wissen Sie wohl, sagte er dann plötzlich, nachdem er mir einige Komplimente gemacht hatte, daß es sehr gefährlich für mich ist, Ihnen so hübsche Dinge zu sagen, und daß ich bei Ihnen leicht ein Märtyrer der Galanterie werden kann?

Sehr wahr, mein Herr, versetzte ich, ich glaube, daß Sie in der That bei mir leicht zum Märtyrer werden können.

Sie wollen mich nicht verstehen. Ich meine nicht, daß ich etwa befürchte, von Ihnen niemals erhört zu werden.

Wirklich, das befürchten Sie nicht?

Aufrichtig gesprochen, nein, aber der Kaiser hat nicht unlängst einen Fürsten V... unter die Garde du Corps gesteckt, weil er ein galantes Verhältniß mit einer Schauspielerin unterhalten hat. Der Kaiser ist ein strenger Sittenrichter.

Ihr Kaiser thut sehr Recht daran. Wenn ich Kaiser wäre — —

Nun, was würden Sie dann thun?

Ich würde noch viel strenger sein, ich würde unbedingt bei allen Herren, welche den Damen unaufhörlich hübsche Dinge sagen, die sie nur mit Ueberdruß anhören, die ohne Herz ausgesprochen werden, und dennoch Herzen zu erobern trachten, ich würde bei solchen Herren die Knute in Anwendung bringen.

Die Knute? rief der Fürst T... lachend, man sieht, daß Sie die Knute nicht kennen, meine schöne Lola, sonst würden Sie es nicht einmal über sich gewinnen können, den Namen dieser entsetzlichen Geißel auszusprechen.

Ist denn dieses Instrument in der That so fürchterlich? fragte ich.

Dieses Instrument ist grausamer, entsetzlicher, als alle Tortur, mörderischer als das schärfste Schwert, schlimmer als der Galgen und das Rad. Wenn Sie es wünschen, so sollen Sie recht bald einmal dieses traurige Instrument sehen, und Sie werden sich über Ihren Ausspruch entsetzen.

Gut, ich gehe darauf ein, und ich will es Ihnen redlich sagen, wenn ich die Strafe für zu strenge halte, aber ich wiederhole es Ihnen, daß ich es mindestens eben so machen würde, wie der Kaiser, und die galanten Tändeleien meiner Unterthanen, natürlich nur die der Männer, unnachsichtlich ahnden würde.

Also die galanten Damen wollen Sie ganz aus dem Spiele lassen? Das nenne ich mehr als Egoismus, das ist Despotismus.

Das scheint Ihnen nur so, mein Herr! Und wenn es in der That so wäre, was schadet es? Es wäre recht gut, wenn

eine Frau einmal einen recht gründlichen Despotismus einführte. Die Männer verstehen keine Despoten zu sein.

Ich möchte die Gesetze kennen, die Sie machen würden, wenn Sie den Scepter führten?

Die Gesetze? — Nun, ich kann Ihnen einige Beispiele geben. Ich würde es z. B. strenge untersagen, ein Mädchen, eine Frau in ihrer Gegenwart schön zu nennen. Männer, die solches thun, müßten mir im Büßerhemde vor den Kirchen stehen, wie man es ehemals mit den gefallenen Mädchen machte. Die Verführer müßten mir bei Lebensstrafe die unglücklichen Mädchen heirathen, wenn diese es verlangen, und wenn diese es nicht wünschen, eine Aussteuer zahlen und ihr ganzes Leben hindurch ledig bleiben.

Um wieder Andere zu verführen?

Gut. Dann verfallen Sie jedesmal in dieselbe Strafe. Die unehelichen Kinder müßten mir stets auf Wunsch der Mutter den Namen des Vaters erhalten, auch wenn keine Ehe erfolgt. Jede Mißhandlung eines Ehemannes an seine Frau würde ich schon von Amtswegen, auch ohne Anklage der Frau, mit Gefängnißstrafe von 4 Wochen bis zu 10 Jahren belegen.

Nicht übel.

Es ist in der That sehr traurig, daß Ihre mächtige Kaiserinnen, welche Alle so ruhmvoll für Rußland regierten, keinen Ehe-Codex erlassen haben, daß sie die große Macht, welche das Geschick in ihre Hände gelegt, nicht besser zum Nutzen ihres Geschlechts angewendet haben.

Sie verstanden es sicher noch schlechter, als die Männer, Despoten zu sein, versetzte der Fürst X... spöttisch.

Sie verstanden es recht gut, mein Herr, die Kaiserin Katharina und die Königin Elisabeth wußten recht gut, was treulosen Günstlingen, die ihnen Liebe geschworen und sie be-

trogen, gebührt. Das Schaffot war ihre Antwort. Die Königin Christine that ein Aehnliches.

Und diese entsetzlichen Dinge nehmen Sie in Schutz?

Ich nehme sie nicht in Schutz, weil diese Frauen es versäumten, ihre Handlungen mit der Glorie der Gesetzlichkeit zu umgeben, weil sie für sich allein ein Recht nahmen, das sie dem ganzen weiblichen Geschlecht hätten zuerkennen sollen.

Ihre untreuen Liebhaber auf's Schaffott zu bringen?

Je nachdem, mein Herr' Sie hätten Gesetze machen sollen, welche den Leichtsinn der Männer gegenüber dem weiblichen Geschlecht strenge Grenzen zogen. Sie hätten endlich den Grundsatz klar und fest aussprechen sollen: Das weibliche Geschlecht, welches die Männer das „schwache" nennen, ist für kein Vergehen verantwortlich, dessen sich ein Mann mitschuldig gemacht hat. Das schwache Geschlecht geht unentehrt und ungekränkt aus allen Sünden hervor, zu welchen es ein Mann veranlaßt. Die Entehrung und die Folgen treffen allein den Mann.

Gott behüte uns davor, daß Sie je zu einer großen Macht gelangen, rief der Fürst T... Sie würden das ganze Männergeschlecht vernichten — wenn es nicht eben das starke wäre.

Ich würde das Männergeschlecht zwingen, trotzdem, daß es das starke ist.

Mit welchen Soldaten? erlauben Sie mir zu fragen.

Nun, mit den Frauen.

Der Fürst T... war weit davon entfernt, diese Wahrheit einzusehen, er lächelte und verließ mich endlich mit dem Versprechen, recht bald wiederzukehren.

Was ich ihm gesagt hatte, war übrigens ganz ernsthaft gemeint, und ich hätte mich nicht gescheut, dem Kaiser selbst meine Ideen mitzutheilen. Der russische Monarch ist in der

That in Bezug auf die guten Sitten in seinem Reiche sehr strenge. So wurde, wie ich hörte, ein Graf F... degradirt, weil er seine Frau ohne die Einwilligung ihrer Eltern geheirathet hatte. Der Ehebruch wird bestraft, auch wenn der Mann oder die Frau keine Klagen erheben. Wer ein Mädchen, welches das gesetzliche Alter noch nicht erreicht hat, heirathet, wird von Amtswegen geschieden, und die Kinder werden nicht als legitime behandelt. — Aber wen trifft die Strafe, die Folge dieser Gesetze? Die Unschuldigen. Das letztere Gesetz ist den Männern besonders sehr günstig. Sie können sich zwanzig junge Frauen nehmen, ohne erst ihren Tod abzuwarten. Die Folgen haben die armen Kinder zu tragen oder die unschuldigen Mädchen, welche mit so grausamen Gesetzen unbekannt sind.

Unsere aufgeklärte Zeit, auch der russische Gesetzgeber ist aufgeklärt und von der Bildung des Jahrhunderts durchdrungen, versteht wohl gegen die Frauenzimmer galant zu sein, aber sie ist im höchsten Grade ungerecht. Die Alten waren weniger galant, aber um so gerechter. Sie fanden es ihres Geschlechtes unwürdig, die Sünden des Mannes an dem Weibe allein zu strafen. Wenn die Völker die Despotie hassen, warum üben sie solche gegen die Frauen?

Aber so ist es. Jeder verlangt die Freiheit für sich und Jeder möchte Sklaven haben. Erst schafft die Leibeigenschaft der Frauen ab, ehe ihr euch über Despotismus beklagt!

Einundneunzigstes Kapitel.

Der Pope.

Die schwarzen und die weißen Priester. — Das roth gewordene Heiligenbild. — Das Portrait. — Ich werde zu einer Heiligen gemacht. — Ein wahrhafter Anbeter.

Die russischen Geistlichen zerfallen bekanntlich in zwei Klassen, in schwarze und weiße Geistliche. Man muß unter die erstern nicht etwa Neger verstehen. Die schwarzen Geistlichen (Tschernoi djuchowenstwo) sind gewissermaßen die höheren Klostergeistlichen. Diese haben sehr strenge Regeln und müssen ein enthaltsames Leben führen. Sie genießen kein Fleisch und leben im Cölibat. — Die weißen Geistlichen sind die Stadtgeistlichen, zu denen besonders die Popen gehören. Diese Geistlichen sollen eben nicht ein sehr musterhaftes Leben führen, obwohl sie beim Volke, das überhaupt noch sehr abergläubisch ist,*) in großem Ansehen stehen. Ein unregelmäßiges Leben,

*) Dieser Aberglaube des russischen Volkes hat sich bei einigen Gelegenheiten noch in der neusten Zeit auf eine fürchterliche Art gezeigt, welche an das Mittelalter erinnert. Als im Jahre 1830 die Cholera

Habsucht und dergleichen, eben nicht priesterliche Eigenschaften thun diesem Ansehen keinen Abbruch. Mag es nun sein wie es wolle, so habe ich doch die Bemerkung gemacht, daß die russischen Geistlichen ausgezeichnet hübsche Leute sind, die auf der Kanzel wahrhaften Patriarchen gleichen. Man scheint in Rußland, d. h. die Regierung scheint auf das Aeußere der Geistlichen, welches allerdings zu ihrem Ansehen viel beiträgt, große Aufmerksamkeit zu verwenden. Sie beschneiden niemals ihr Haar, welches bei ihnen in so langen Locken über den Nacken fällt, daß sie gewiß von den meisten Frauen darum beneidet werden können. Der Bart reicht ihnen bis auf den

in Rußland wüthete, wollte das Volk durchaus nicht an eine Pest glauben. Es glaubte vielmehr, daß es die Fremden und namentlich die Polen vergiften wollten und daß selbst die Aerzte und die Beamten dabei betheiligt seien. Die Wuth des Volkes war fürchterlich. Im ganzen Reiche und so auch in Petersburg wurden die Aerzte gemordet. Man warf sie aus den Fenstern, trug ihre Köpfe auf Piken herum, und zerschnitt sie in Stücke. Umsonst suchte die Behörde dieser Raserei Einhalt zu thun. Sie mußten sich am Ende selbst, um den scheußlichen Martern zu entgehen, verbergen. Nur dem Kaiser allein gelang es, der Raserei des empörten Volkes Einhalt zu thun. Mit der größten Geistesgegenwart erstrebte er mitten in den entmenschten, von aller Furcht entfesselten Haufen und, mit seiner kräftigen, männlichen Stimme rief er ihm im gebieterischen Tone zu, sie sollten niederknien und durch Gebete den Zorn des Allmächtigen, der sie nur für ihre Sünden strafe, zu beschwichtigen suchen, nicht aber ihn durch neue Verbrechen noch mehr reizen. Und das Volk, durch die Heldengestalt des Kaisers und seine erhabene Stellung, so wie durch seine Worte erschüttert, befolgte wirklich auf der Stelle seinen Befehl. Wie ein Lamm kniete die zügellose Masse nieder, murmelte zerknirscht ein Gebet und schlich sich dann ruhig nach Hause. —

Gürtel. Ich habe niemals ſo viel männliche Schönheit als bei den Popen geſehen.

Der Kaiſer, welcher gewiſſermaßen der Papſt der Ruſſen iſt, denn er iſt der erſte Geiſtliche ſeines Reiches, hält ſtrenge auf die Achtung vor der poſitiven Religion, obwohl er dem Aberglauben eben nicht ſehr geneigt ſein ſoll. Trotzdem iſt das ruſſiſche Volk noch ſehr weit zurück.

Spaßhaft war es mir zu hören, daß der Bediente eines meiner Bekannten an dem Tage, an welchem er das Abendmahl nahm, gleich darauf zu Bette ging und bis zum andern Tage ſchlief, und zwar deshalb, um keine Sünde mehr zu begehen. Die Sünden nämlich, welche die Ruſſen am Tage des Abendmahls begehen, halten ſie für doppelt ſündhaft.

Die Heiligenbilder genießen in Rußland eine ganz beſondere Verehrung. Als im Jahre 1611 La Gardin Newgorod beſetzte, fand er, daß die Ruſſen ihre Schätze ſehr wohl verborgen hatten. Er befahl nun den Soldaten alle Heiligenbilder aus der Stadt fortzutragen, und dieſe klug berechnete Maßregel wirkte ſogleich. — Schreiend und wehklagend lief das Volk hinter ſeinen Heiligen her und zahlte willig eine bedeutende Summe, um ſie zurück zu erhalten.

Spaßhaft iſt auch folgende Geſchichte. Im Jahre 1618 gerieth der Czar und ſein Hof in die größte Beſtürzung, weil dieſer die Bemerkung machte, daß ſein Heiligenbild ganz roth im Geſicht wurde. Man rief den Patriarchen herbei, welcher nicht weniger erſtaunt über dieſes Wunder war, und ſchon begann man allerlei Deutung daraus zu ziehen, als zufällig ein Mater die Sache erklärte. Die oberſte Farbe war nämlich gänzlich weggeküßt und ſo trat die rothe Grundfärbung wieder hervor.

In dem Hotel, in welchem ich wohnte, logirte ſich auf

einige Zeit ein Pope aus Moskau ein, welchen Geschäfte nach Petersburg gerufen hatten. Wir begegneten uns einige Male und ich grüßte respectvoll den Geistlichen, welcher mit seinem langen Haare und Bart einem der Erzväter glich. Bei einer Gelegenheit, wo wir Beide zugleich aus dem Hause traten, knüpften wir ein Gespräch an. Der Pope sprach sehr fließend französisch, und ich bemerkte bald, daß der fromme Mann es sehr gut verstand, dem schönen Geschlechte, mit welchem Namen die Männer das weibliche Geschlecht zu beehren die Güte haben, seine Huldigung darzubringen. Er bat mich um die Erlaubniß, mich auf meinen Zimmern besuchen zu dürfen, und ich willigte sehr gern ein.

Schon am andern Tage stellte er sich bei mir ein. Ich glaubte schon, daß er vielleicht einen Versuch, mich zu seinem Glauben zu bekehren, machen würde, aber der fromme Herr sprach auch kein Wort von seiner Religion. Er gebrauchte indessen die Prärogative seines Standes, an mich eine zärtliche Anrede zu halten, in welcher er mich sein blauäugiges allerliebstes Töchterchen nannte.

Der Pope war übrigens keineswegs so unwissend, wie man gewöhnlich die Popen schildert. Er theilte mir unter Anderm mit, daß er vorzüglich gut portraitiren könne, und bat mich, ihm zu sitzen.

Aber was wollen Sie mit meinem Bilde machen? fragte ich ihn.

Ich will es in Gold einfassen lassen, sagte er, und es als Heiligenbild bei mir führen.

Ich war nun zwar von dieser Antwort keineswegs überrascht, denn ich wußte ja, daß es die katholischen Mönche und Nonnen ehemals ebenso gemacht haben, indem sie ihre Portraits unter dem Namen der heiligen Jungfrau, und Gott

weiß welchen Heiligen noch, miteinander austauschten, aber ich fand es doch etwas sonderbar von dem frommen Popen, eine ihm so fremde, fernstehende Person ohne Weiteres unter die Heiligen zu versetzen, und entgegnete ihm, daß ich mich einer solchen Profanation nicht schuldig machen wollte, zumal, da ich weit entfernt sei, den Ansprüchen, welche man an eine Heilige macht, zu entsprechen.

Der Pope lächelte und sagte: Beruhigen Sie sich deshalb, ich gebe Ihnen die Versicherung, daß Sie den Ansprüchen, die ich an eine Heilige mache, vollkommen entsprechen, und ich will ja nur, daß Sie meine Heilige sein sollen.

Sie sind Priester, versetzte ich, wie können Sie mit dem Spott treiben, was in den Augen Ihres Volkes als geweiht erscheint?

Es gestaltet sich Jeder seine Heiligen nach seinen Begriffen, versetzte der Pope sehr gleichmüthig. Es kömmt für den Einzelnen nicht darauf an, wen er für seinen Engel oder seinen Heiligen hält, sondern welchen Glauben er von ihm hat. Wenn ich Sie für meine Heilige erkläre, so erscheinen Sie mir als ein vollkommnes Wesen. Es ist genug, daß Sie dieses in meinen Augen sind, mögen Sie auch noch so viele Schwächen haben.

Ich konnte gegen diese Meinung allerdings nichts einwenden, der Pope hatte so Unrecht nicht. Ich wollte ihm demnach gestatten, mich zu portraitiren, in Gold oder Brillanten zu fassen, und mich nach Herzenslust anzubeten. Aber nur zu bald erkannte ich, daß der fromme Mann es bei dieser Verehrung *in effigie* nicht bewenden lassen wollte. Nicht allein, daß er während des Malens allerlei Bemerkungen über meine körperlichen Vorzüge machte, die ihn gar nichts angingen, da es der Maler nur allein mit meinen Gesichtszügen zu thun

hatte, er machte auch Ansprüche darauf, daß ich ihn ebenfalls als meinen Heiligen betrachten sollte. Ich sagte ihm, daß ich das Talent zum Portraitiren keineswegs besitze, und der gute, ehrwürdige Pope war gefällig genug, mir zu gestatten, mich direct an ihn selbst zu wenden.

Das war doch die Selbstvergötterung ein wenig zu weit getrieben. Der Herr Pope verlangte mehr als der Papst, welcher sich doch damit begnügt, wenn man seinen Pantoffel küßt. Der Pope wollte aber selbst geküßt sein.

Ich fand den schönen Mann sehr häßlich, als er anfing den Affen zu spielen. Er wollte mir sehr väterlich und russisch-sittlich die Stirne küssen, was ich ihm unter andern Umständen nicht verweigert haben würde, aber nach Allem, was er gegen mich unternehmen wollte, hatte ich Ursache genug, ihm das Unschuldigste zu verweigern.

Jedoch konnte ich nicht verhindern, daß er mir den Fuß küßte. Ich glaubte, der Pope wollte, sich verbeugend, Abschied nehmen, bis ich zu spät bemerkte, daß sein schöner Bart die Erde und seine Lippen meinen Schuh berührten.

Ich war froh, als ich ihn endlich gehen sah, aber zu meinem Entsetzen versprach er bald wieder zu kommen. Ich dachte ernstlich darüber nach, einer so gefährlichen Nachbarschaft auszuweichen.

Zu meinem Glücke verließ der Pope schon am andern Tage Petersburg, da ihn ein plötzlicher Todesfall schleunigst nach Moskau zurückrief.

Zweiundneunzigstes Kapitel.

Ein merkwürdiges Geschenk.

Knute und Kantschu. Armesünder. Das Lösegeld. Sechshundert Seelen. Ein merkwürdiger Gewinn.

Der Fürst T... hielt sein Versprechen und brachte mir bei seinem nächsten Besuche ein Paar Instrumente mit, die nicht allein in Rußland so sehr gefürchtet sind, und bei deren Nennung Jeden ein geheimer Schauer durchrieselt.

Es war der Kantschu und die Knute.

Ich habe sonst beide Instrumente für eines und dasselbe gehalten, doch wurde ich jetzt meinen Irrthum inne, obwohl ich darin nicht unrecht muthmaßte, daß Eines wie das Andere ein fürchterliches Ding und von tödtlicher Wirkung sei.

Seit der Kaiserin Katharina II. ist die Todesstrafe, für den Hochverrath ausgenommen, abgeschafft. Das höchste Strafmaß für die größten Verbrechen ist vierzig Knutenhiebe und die Verbannung nach Sibirien. Die Zahl der Kantschuhiebe ist aber oft bei weitem größer, und diese entsetzliche Geißel ist nicht minder schmerzhaft.

Die Knute ist nichts anderes als ein dicker, festgeflochtener Kantschu, dessen Ende in eine harte Lederzunge ausläuft. Das

Schrecklichste bei diesem Instrument soll die Geschicklichkeit des Profosen sein. Dieser pflegt nämlich selbst ein verurtheilter Verbrecher zu sein, dessen Strafe eben darin besteht, dieses schreckliche Amt zwölf Monate lang zu verwalten. Während dieser Zeit hat er sich beständig in seinem neuen, blutigen Handwerk zu üben, bis er eine solche Geschicklichkeit darin erwirbt, daß er einen Ziegelstein auf den ersten Schlag zu Pulver zerschlagen kann. Schon beim ersten Schlage kann er sein Opfer bis auf die Hinterwände zerfleischen.

Der Kantschu, obwohl dieser als das viel mildere Straf-Instrument verachtet wird, schien mir ärger als die Knute zu sein. Es ist eine dünne Riemenschnur, an deren äußerstem Ende, vermittelst eines eisernen Ringes, eine kleine hornartig gehärtete Zunge von gegerbtem Leder befestigt ist. Der Kantschu ist also nur etwas leichter als die Knute und ihre Wirkung eben so entsetzlich und bei der größern Zahl der Hiebe noch bei weitem entsetzlicher.

Der Kantschu wird nicht öffentlich wie die Knute gegeben, sondern im Polizeihause, und diesem Umstande hauptsächlich ist es beizumessen, daß die Strafe mit dem erstern bei weitem nicht so gefürchtet wird.

Es kommt übrigens bei beiden Strafarten sehr auf den guten Willen des Profosen an. Er hat den Armensünder vollkommen in seiner Gewalt, und es ist demnach kein Wunder, daß der Verurtheilte Alles darauf verwendet, diesen gegen sich milder zu stimmen. Heimlich ist das sehr leicht. Aber auch bei der auf offenem Richtplatze gegebenen Knute sind dem Inculpaten noch Mittel gegeben, seine Strafe durch Bestechung des Profosen zu mildern.

Es herrscht nämlich in Rußland die Sitte, daß der Verurtheilte bei jedem Wirthshause, an welchem er auf dem Wege

zum Richtplatz vorüberkommt, anhalten und Branntwein verlangen kann. Während er nun trinkt, wirft ihm die versammelte Menge, welche gegen die Verurtheilten stets sehr theilnehmend ist, eine Menge Münzen zu, welche der Sträfling gewöhnlich seinem Peiniger überläßt.

Ich hörte diese Mittheilungen mit dem größten Interesse an, konnte mich aber der Bemerkung nicht entwehren, daß das Volk, bei welchem man so entwürdigende Strafen noch so oft in Anwendung bringt, doch noch sehr weit von dem humanen Standpunkte entfernt sei, auf welchem bereits das übrige Europa, ja selbst andere noch uncultivirte Völker stehen, und warf die Frage auf, ob es denn nicht möglich sei, in Rußland die entsetzliche Knute und den Kantschu abzuschaffen.

So weit sind wir noch lange nicht, erhielt ich zur Antwort, und wer weiß, ob wir je dahin gelangen. Ich selbst habe allen Abscheu davor, setzte der Fürst hinzu, und doch bin ich nicht selten gezwungen, meine Leibeigenen durchprügeln zu lassen. Denken Sie sich, unter meinen Leibeigenen befindet sich einer, auf den ich sehr viel halte. Ich lasse ihn ungern durchhauen, und daher kommt es, daß ich ihn öfter als die Andern mit Worten verwarne. Als ich ihm nun einst eine Sache streng verwies, und ihn fragte, wie er meine Warnungen so wenig achten könne, gestand er mir ganz offenherzig, weil — er keine Prügel erhalten habe. Er wollte mir damit beweisen, daß er wohl Grund hatte, meine Warnungen nicht so strenge zu nehmen.

Die Herren dürfen ihre Leibeigenen nicht selbst züchtigen, sondern sollen es gesetzlich durch die Polizei geschehen lassen, welche übrigens die Gründe der Züchtigung nicht weiter zu untersuchen hat, sondern der bloßen Anzeige, diesem oder jenem Leibeigenen eine gewisse vom Herrn bestimmte Anzahl Hiebe

zu geben, unbedingt Folge leisten. Nur Adelige sind von der Züchtigung befreit. — Es können mithin Leute, welche oft das Vermögen eines Krösus besitzen, so lange sie noch Leibeigene sind, auf diese barbarische und unwürdige Weise gezüchtigt werden.

Ich hatte nach allen diesen Mittheilungen keine Lust zu einer längeren Bekanntschaft mit Knute und Kantschu, und wollte mich von andern Dingen unterhalten, der Fürst aber sagte lächelnd:

Diese Dinge spielen bei uns eine zu große Rolle, um ihnen nicht volle Aufmerksamkeit zu schenken, und ich wette, wenn sie eine russische Gräfin wären, Sie würden durchaus keinen Abscheu davor empfinden. Aber Sie haben Recht, meine liebe Lola, lassen Sie uns nun zu andern Dingen übergehen. Ich mochte eine Frage an Sie richten, aber Sie müssen auch ehrlich antworten.

Ich hoffe, Sie werden daran nicht zweifeln.

Ich bezweifle nicht Ihre Ehrlichkeit, aber auch nicht ihre Schalkhaftigkeit. Es ist eine sehr delikate Frage, und bei solchen Gelegenheiten schlüpfen Sie Einem aus den Händen wie ein Aal. —

Das kommt daher, weil Sie mich nicht geschickt genug zu fassen wissen.

Wenn es darauf ankömmt, so sollen Sie mir diesen Vorwurf nicht zum zweiten Male machen, rief der Fürst, und umarmte mich dergestalt, daß ich glaubte, mir müßten die Rippen brechen.

Sie sind abscheulich, rief ich, ich bin wahrlich keine Russin, lassen Sie mich los.

Nein, Sie sind schlank wie ein Rohr, und ich folge nur Ihrem Rathe.

Haben Sie denn nicht einmal Verstand genug, ein Bild zu fassen? Ich habe mich gleich Ihnen nur bildlich ausgesprochen. Ich meinte, daß Sie mich bei meinen Gedanken, nicht aber bei meiner Taille fassen sollten.

Das ist bei Ihnen Eins und Dasselbe. Sie sind die verkörperte Idee, der leibliche Geist.

Und Sie scheinen mir der leibhaftige Teufel zu sein. Lassen Sie mich los, oder ich ergreife wahrlich die Knute.

Es fehlt Ihnen die Kraft, Sie zu führen. Aber wenn Sie es einmal damit versuchen wollten, ich will einen meiner Leibeigenen rufen lassen, und Sie können ihn nach Herzenslust durchhauen.

Das mag ein russisches Vergnügen sein, mein Fürst, ich fühle mich nur veranlaßt, denjenigen wehe zu thun, die aus den Schmerzen, welche sie Andern bereiten, ihre Zerstreuung schöpfen.

Sie brauchen keine Furcht zu haben. Mein schwächster Leibeigener nimmt mit Freuden 1000 Knutenhiebe von Ihnen, wenn Sie ihm nur einige Kopeken geben.

Der abscheuliche Mensch hielt mich noch immer fest umklammert. Ich konnte mich nicht vertheidigen.

Was geben Sie mir, wenn ich Sie aus meinen Händen erlöse? fragte er mich.

Was ich Ihnen versprochen habe, die Knute.

Dann bleiben Sie ewig meine Gefangene.

Darauf werde ich es ankommen lassen.

Ich glaube kaum. Sie müßten sich dann entschließen, mit mir den Hungertod zu sterben.

Ich will mit Ihnen weder leben noch sterben, lassen Sie mich los.

Ohne Lösegeld nicht.

Sie haben mich nicht gefangen, sondern überfallen.

Wir gleich — denn ich bat

Sie wollen mich also nicht aus ihren räuberischen Klauen lassen?

Bieten Sie Lösegeld.

Da, dort liegt der Brillantring, welchen Sie mir geschenkt haben, nehmen Sie ihn zurück.

Lola — Sie sind recht schlecht.

Weil ich Sie mit Ihrer eigenen Münze bezahle?

Das ist nicht meine, es ist Ihre Münze. Bieten Sie ein anderes Lösegeld.

Ich unterhandele nicht in Gefangenschaft, ich lasse mir meinen freien Willen nicht rauben.

Es hängt von Ihnen ab, frei zu werden. Aber ich will Ihnen einen Vorschlag zur Güte machen.

Lassen Sie hören.

Sie sind jetzt nur halb in meiner Gewalt, weil ich Sie nicht loslassen darf, ohne Sie zu verlieren. Sie sind eine Löwin, die man nur hat, so lange sie im Käfig ist, und die man loszulassen sich fürchten muß. Wollen Sie meine freiwillige Gefangene sein, wie ich schon jetzt freiwillig Ihr Gefangener bin? — Dann sollen Sie sechshundert Seelen die Ihrigen nennen.

Behüte mich der Himmel, ich habe mit meiner einzigen Seele vollkommen genug.

Es ist mein wirklicher Ernst — ich schenke Ihnen eines meiner Güter mit sechshundert Leibeigenen.

Ich danke Ihnen. Ich hasse die Sklaverei an mir und an Andern.

Wer wird nicht gern Ihr Sklave sein, schöne Lola? Ich selbst ja erbiete mich zu diesem Sklaventhum.

Weil Sie ein Ruſſe ſind.

Sie geben alſo auf meinen Vorſchlag nicht ein? Sie nehmen meine ſechshundert Seelen nicht?

Wenn Sie mir alle ihre ſechszig Millionen ruſſiſche Seelen ſchenken könnten, dann würde ich mit Ihnen handeln.

Warum erſt dann?

Dann würde ich dieſen Seelen Geiſt geben, dann würde ich die Leibeigenen frei machen.

Glauben Sie mehr zu können, als der Kaiſer?

Ja!

Ich zweifle.

Eine Frau kann, was ſie will, der Mann will, was er kann.

Verſuchen Sie es mit meinen ſechshundert Seelen.

Das lohnt ſich nicht der Mühe.

Wie, ſechshundert Menſchen?

Zählen nicht in Rußland, das wiſſen Sie am beſten. Alſo laſſen Sie mich endlich los, wir werden nicht einig.

Sie ſind die widerſpenſtigſte Dame, die ich je gekannt habe, aber ich werde Sie dafür beſtrafen, Sie ſollen mir nicht wieder aus Rußland hinaus.

Mit dieſen zürnenden Worten ließ mich der Fürſt endlich los. Die Arme thaten mir wehe, ſo derbe hatte er ſie gefaßt. Er war wirklich ſehr böſe, daß ich ſeine ſechshundert Seelen ausſchlug, und da ich ihn nicht gern zu meinem Feinde haben wollte, denn ich traute dem chevalerieſen Charakter der Ruſſen nicht, die zwar in Hinſicht der äußern Glaſur, doch keineswegs dem Innern nach mit den Engländern oder Franzoſen zu vergleichen ſind, ließ ich mich auf meine Ottomane nieder, nahm die Guitarre zur Hand und ſang ein Liedchen.

Der Fürſt nahm neben mir Platz, er wurde wieder freund-

lieber, und ich hatte mich wohl zu hüten, daß er nicht auch wieder zärtlich wurde.

Nach und nach stellten sich noch andere Herren ein. Der Prinz D... erschien, der Fürst F..., der Graf B...s, der Doktor M...g. Wir tranken unsern russischen Thee und plauderten so vernünftig, als man in Rußland eben plaudern darf, oder vielmehr zu plaudern wagt, denn die Russen wagen viel weniger als sie dürfen.

Ich wunderte mich, daß der Prinz L...w noch nicht erschienen war, endlich hörte ich einen Wagen im strengsten Galopp die Newskaperspective herabfahren und die Gesellschaft rief sogleich:

Das ist Prinz L...w.

Er fährt wie toll, rief der Fürst F... Er hat erst vor einigen Tagen sein Pferd der Polizei*) übergeben müssen und seinen Kutscher durchbauen lassen. Er ist der tollste Fahrer in Petersburg, den nur die kaiserliche Familie allein überholt.

In diesem Augenblick trat der Prinz in's Zimmer.

Ich komme spät, sagte er, aber besser spät, als gar nicht, ich habe mit der Gräfin Tsch... Cartee gespielt — und rathen Sie, um welchen Gewinn?

Um Ihre tollen Pferde? fragte der Fürst T...

Nein, um meinen tollen Kutscher. Sie wissen, welch ein

*) Es gilt in Rußland das Gesetz, daß bei Unglücksfällen, welche durch das daselbst so übliche Schnellfahren verursacht werden, das Gespann, durch welches der Unfall veranlaßt worden, der Behörde ausgeliefert werden muß. Selbst der Kaiser hatte einst bei einem solchen Unfall, der durch Unvorsichtigkeit seines Kutschers entstanden, seine Equipage sofort verlassen, und dieselbe, indem er selbst zu Fuße weiter ging, nach dem nächsten Polizeihause geschickt.

ſchmucker Kerl das iſt, und die Gräfin Tſch ... hat mich ſchon mehreremal gebeten, ihr den „Schönbart," wie ſie ihn nannte, zu überlaſſen. Endlich ging ich mit ihr es ein, um ihn zu ſpielen. Im Falle ſie verlöre, ſollte ſie mir ihre beiden Pferde geben, welche ſie ſich vor einer Woche angeſchafft und die von einer herrlichen Race ſind.

Und Sie haben die Pferde gewonnen?

Nein, ſie hat meinen Kutſcher gewonnen. Jedoch wurde zur Bedingung gemacht, daß ich ihn erſt tüchtig durchhauen laſſen mußte, um ihn daran zu erinnern, ſchnell und vorſichtig zugleich zu fahren. Mit dieſem „Gedenken" habe ich ihn der neuen Herrin ausliefern laſſen.

Nachdem der Prinz über ſeinen Verluſt und die Gräfin Tſch ... über ihren Gewinn noch weidlich aufgezogen worden waren, trennte ſich endlich die Geſellſchaft. Der Prinz L...w ließ mir ein Käſtchen zurück, welches ich am andern Morgen auf meinem Nachttiſche fand.

Es enthielt einen köſtlichen Brillanten-Halsſchmuck.

Dieſe Ruſſen, dachte ich, verſchenken eben ſo freigebig ihre Brillanten wie ihre Seelen.

Am andern Tage gab ich meine erſte Vorſtellung auf dem großen oder ſogenannten ſteinernen Theater. Ich wurde mit Enthuſiasmus empfangen, und überſchüttet mit Blumen, Briefen und allerlei niedlichen Dingen, in deren Auswahl die Ruſſen ungemein erfinderiſch ſind, verließ ich die Bühne.

Nach dieſem Debüt konnte ich mir von Petersburg viel verſprechen, und der Erfolg hat meine Erwartungen noch übertroffen.

Ich habe nie geglaubt, daß in dem kalten Petersburg ſo enthuſiasmirte Menſchen leben.

Dreiundneunzigstes Kapitel.

St. Petersburg im Winter.

Olla Potrida. — Keine Proletarier. — Soldaten. — Wie ein Diener seinen Herrn ernährt. — Tscherkessen. — Orden. — Uniformen. — Schöne Männer und die Schneider.

Wenn man in Petersburg dem Monat Oktober entgegengeht, dann ist es, als veränderte sich die Physiognomie der Stadt gänzlich. Die Leute richten sich für die Dauer von sieben Monaten auf den Winter ein, und man schützt sich so gut gegen den zu erwartenden unangenehmen Gast, daß man wahrlich kein abgehärteter Russe zu sein braucht, um ihn ertragen zu können. Ueberhaupt kommt man in Petersburg wenigstens sehr bald von der Meinung zurück, als seien die Russen gegen die Kälte unempfindlich. Ich habe gerade das Gegentheil gefunden, und es ist mir jetzt nicht mehr auffallend, daß sich ein Russe in Paris an sehr gelinden Frosttagen über die Kälte beklagte.

Die Russen wissen sich so gut die sieben Wintermonate hindurch gegen ihre nordische Kälte zu schützen, daß sich ihnen kein kalter, unangenehmer Luftzug nahen kann. Ihre kolossalen russischen Oefen werden den ganzen Winter, bei gelinden

oder streng kalten Tagen, gleichmäßig geheizt, und verbreiten im Winter in den Wohnungen eine behagliche Wärme. Doppelte Fenster und Thüren halten die Kälte von außen ab, und beim Ausgehen weiß sich der Russe so dicht in seinen dicken Pelz zu hüllen, daß man eher einen Bär, einen Wolf, und Gott weiß, welches pelzverbrämte Thier, als einen Menschen vor sich zu sehen glaubt.

Es ist höchst interessant, sich den Anblick der Palästestadt in drei verschiedenen Stadien zu vergegenwärtigen, an einem schönen Sommertage, an einem gelinden Wintertage und an einem Frosttage von dreißig Grad Kälte.

Man muß, um den Contrast recht zu bemerken, zu diesen drei verschiedenen Zeiten die Newskaperspective oder den englischen Kai besuchen, denn hier ist das Herz von Petersburg und somit von ganz Rußland.

Man gehe in der Mittagsstunde zwischen 12 — 2 von der Annitschkowbrücke bis zur Admiralität und von hier den englischen Kai hinab, so hat man eine der schönsten und genußreichsten Ansichten, wie man sie in keiner europäischen Stadt wiederfindet.

Man denke sich die riesigen Gebäude, welche mit ihrem blendend weißen Anstrich so säuberlich aussehen, als wären sie sämmtlich zum Prunke aufgestellt. Obwohl die Newskaperspective eine große Anzahl Läden enthält, so sieht doch Alles so elegant aus, kaum daß ein Schild mit sehr kleinen Buchstaben die Thüren der Häuser verunziert.

Die riesigen Placate, die Handlungsanzeigen kennt man in Rußland nicht. Man sieht in Petersburg die Ecken der Häuser von keinen angehefteten und abgerissenen Anschlägen verunziert. Ich glaubte, daß der Kaiser, welcher Alles um sich herum sauber und elegant haben will, welcher aus ganz Pe-

tersburg einen Palaſt machen möchte, dergleichen nicht leide, aber ich erfuhr, daß dergleichen Anſchläge in Petersburg durchaus nicht am Platze ſein würden. Das gemeine Volk kann nicht leſen und für den Kaufmann thut die Empfehlung und Bekanntſchaft Alles.

Statt der Placate ſieht man aber faſt vor allen Läden gemalte Schilder, auf welchen alle die Gegenſtände, oft mit wahrer Virtuoſität, abgebildet ſind, die in den Läden zu haben ſind. Das iſt deutlich und Jedem verſtändlich, und bei den vielen Fremden in Petersburg ſehr angewandt. Die Leute müßten auf andere Weiſe ihre Artikel in hundert Sprachen ausbieten.

Zu dieſer äußern Eleganz und Sauberkeit geſellt ſich die der Spaziergänger. Man begegnet keinem zerlumpten Menſchen. Die Leute der niedern Stände ſind ſo höflich, ſo äußerſt artig und demüthig gegen Jeden, daß man in Petersburg unwillkührlich zu der Anſicht gelangt, dieſe Stadt iſt die einzige in Europa, in welcher keine Proletarier leben, in welcher kein Pöbel exiſtirt.

Daß es in Petersburg, ja in ganz Rußland keine Proletarier giebt, hat in der That ſeine Richtigkeit. Wenn das Inſtitut der Leibeigenſchaft gegen unſere moderne Civiliſation verſtößt, ſo hat ſie doch in Rußland das Gute, das Proletariat, dieſen böſen Alp des übrigen Europa's, nicht aufkommen zu laſſen. In Petersburg, in ganz Rußland hat jeder Menſch ſeinen Herrn, der die Verpflichtung hat, ihm Brod zu geben, ihn zu ernähren. Freilich kömmt es auch zuweilen vor, daß ſich ein ſolcher von ſeinem Leibeigenen ernähren läßt, und ein junger, ausgelaſſener Petersburger, der Prinz R..., erzählte mir einen ergötzlichen Fall.

Er hatte nämlich in Petersburg, wo er bei der Garde

ſtand, ſehr viel Geld verausgabt und bedeutende Schulden gemacht. Sein Vater war auf Reiſen, und er wußte im Augenblick nicht, die fürchterliche Ebbe ſeiner Kaſſe zu heben. Glücklicher Weiſe hatte er einen Leibeigenen ſeines Vaters zu ſeiner Bedienung bei ſich. Dieſen rief er herbei und richtete folgende Worte an ihn:

Petrowitſch, ich gebrauche für ſo lange Zeit täglich ſo viele Rubel. Du mußt ſie mir ſchaffen.

Gott erbarme ſich, Herr, wie ſoll ich?

Keine Widerrede, Petrowitſch, Du verſchaffſt mir ohne Verzug das Geld, oder ich laſſe Dich durchpeitſchen. Packe Dich fort.

Petrowitſch machte eine ſehr demüthige Verbeugung und entfernte ſich.

Am andern Tage brachte er mir richtig den ihm auferlegten Tribut, und ſo fort, bis meine Kaſſe wieder angefüllt war und ich der Dienſte des Menſchen nicht mehr bedurfte.

Aber mein Gott, rief ich, wie konnten Sie ſo etwas von dem armen Menſchen verlangen? — Das war ja eine directe Anweiſung zum Diebſtahl. Ich werde, wenn Sie mir den Petrowitſch ſchicken, Kiſten und Kaſten vor ihm verſchließen.

Fürchten Sie nichts, verſetzte der junge Prinz, dem Ruſſen iſt nichts unmöglich, wenn er muß. Mein guter Petrowitſch hat ſich von ſeinen kleinen Erſparniſſen einen Hauſirhandel angelegt, und damit täglich mehr verdient, als ich von ihm verlangte. Jetzt ſetzt er ſeinen Handel fort, und ich bin überzeugt, daß er es bald zu einem bedeutenden Vermögen bringen wird. Nach einigen Jahren wird er über Tauſende gebieten können, und wem hat er dieſen Reichthum dann zu danken? Dem unerbittlichen Muß, welches ich ihm auferlegte, und welches ſeine träge Natur anſpornte und aufrüttelte.

Die Leibeigenschaft, welche das Proletariat in Rußland verhindert, hat aber noch eine andere gute Seite. Bei dem, dem Russen angebornen Hange zum Handel, würde ohne eine solche gewiß kein Mensch den Boden bebauen. Alles würde nach den Städten ziehen und der Speculation sein Glück abzuringen suchen, und doch reichen alle sechszig Millionen, welche Rußland bewohnen, nicht aus, dieses ungeheure Reich zu kultiviren, in welchem Falle es die zehnfache Menschenzahl ernähren könnte.

Was den Reiz der belebten Promenade auf der Newskyperspective und an dem englischen Kai noch sehr hebt, das sind die vielen Uniformen, welche man auf jedem Tritte begegnet. Ich behaupte wohl nicht zu viel, wenn ich sage, daß von den 500,000 Einwohnern Petersburgs wenigstens 50,000 eine Uniform tragen. Selbst die Lampenanzünder haben eine solche, und dieser Anblick ist um so auffälliger, wenn man kurz zuvor in London war, wo fast gar keine Uniform zum Vorschein kommt, und man so darauf bedacht ist, den Widerwillen der Nation gegen die Uniform zu respectiren, daß man ihrem Anblick selbst die wenigen Wachtposten entzieht, die vor verschiedenen Gebäuden, aber nur im Innern der Höfe, stehen.

Die russischen Soldaten, vom gemeinen Manne bis zum höchsten Chargen, scheinen mit ihrer Uniform so zusammengewachsen zu sein, daß man sie nie ohne dieselben sieht. Sie sind selbst auf dem Spaziergange so gerüstet, als sollte es jeden Augenblick in die Schlacht gehen. Es ist in der That ein überraschender Anblick, alle die verschiedenen Gestalten und Rüstungen zu sehen, man glaubt, nicht in einer einzigen Stadt, sondern in hunderten zu gleicher Zeit zu sein.

Besonders schön und stattlich machen sich die Tscherkessen in ihren silbernen Panzern. Während ihre Brüder im Kau-

kasus mit den Russen auf Tod und Leben kämpfen, und weder Pardon geben, noch nehmen, sieht man sie in Petersburg sich so höflich mit den Russen bewegen, als wäre zwischen beiden Völkern ein ewiger Frieden gewesen. Aber doch schienen mir die Russen eine gewisse Scheu vor diesen kriegerischen Gefangenen zu haben. Denn anderes sind die Tscherkessen in Petersburg nicht. Sie haben den scharf geschliffenen Dolch und die geladene Pistole beständig im Gurt. So erscheinen sie sogar in der Gesellschaft und auf Bällen, und so tolle Dinge diese Leute auch zuweilen anstellen, man scheint gegen sie sehr viel Rücksicht zu nehmen. Man scheint diese Tscherkessen als eine Seltenheit sehr zart zu behandeln, denn es werden sehr wenige lebendig gefangen, weil diese Leute, wenn sie kein Entrinnen sehen, ihre Waffen gegen sich selbst kehren, um der Gefangenschaft zu entgehen. Den jungen Tscherkessen, welche man in den Kadetteninstituten in Petersburg erzieht, läßt man sogar ihre Religion, weil man sich davon überzeugt hat, daß sie von ihren religiösen Ansichten nicht loslassen.

Ich habe in Petersburg einen jungen, schönen Tscherkessen kennen gelernt, welcher mir über sein Volk sehr interessante Mittheilungen gemacht hat. Er erzählte mir unter Anderem, daß es bei ihnen Sitte sei, die älteren Mädchen, welche keinen Mann finden, zu verkaufen. Sie kommen dann gewöhnlich in einen Harem, wogegen sie sich durchaus nicht sträuben. Ja, sie selbst geben sich alle Mühe, ihre Reize dem Käufer im besten Lichte darzustellen, weil sie es vorziehen, im Harem zu leben, und denn doch einem Manne anzugehören, als alte Jungfern zu bleiben.

Ich glaube, daß wenn man den europäischen Mädchen der civilisirten Länder eine gleiche Wahl ließe, sie auch öfters das Erstere dem Letzteren vorziehen würden.

Einen zweiten sehr eigenthümlichen Anblick gewähren die vielen besternten und decorirten Menschen. Denn wie halb Petersburg eine Uniform trägt, so ist auch halb Petersburg decorirt. Die Rangsucht ist eine Petersburger Krankheit, die alljährlich ihre Opfer sucht, und man sieht im Irrenhause nicht wenige sehr eclatante Beispiele.

Die größte Anzahl der Irren befinden sich unter den Beamten, welche zumeist der oft zu schnelle Wechsel der kaiserlichen Gnade und Ungnade um ihren Verstand gebracht hat.

In dieser Beziehung ist das Petersburger Irrenhaus für die Zustände dieser Stadt ungemein charakteristisch. So sah ich mehrere Narren, die sich für Generäle, ja sogar für den Kaiser hielten, und es ist traurig und lustig zugleich, einen solchen Narren zu sehen, der sich mit allen eingebildeten Insignien seiner vermeintlichen Kaiserwürde bekleidet hat und mit gravitätischer Miene die gemeinsten Verrichtungen thut. Er spaltet Holz, trägt Wasser, scheuert ꝛc.

Ein noch junger, sonst blühend aussehender Kadette erregte mein großes Mitleid. Der arme Junge hatte aus Furcht vor dem Examen seinen Verstand verloren. Glücklicher Weise wußte er nichts davon und trieb allerlei tolles Zeug.

Da ich einmal von Irren spreche, will ich hier zugleich noch ein Paar junger Russinnen erwähnen, welche aus Liebe, und zwar zu keinem Andern als zum Kaiser, verrückt geworden sind. Ich kann es den armen Geschöpfen wahrlich nicht verdenken, daß sie, wenn sie einmal aus Liebe wahnsinnig zu werden fähig waren, sich just in den Kaiser verliebten. Denn er ist, wie gesagt, nicht nur der schönste Mann in Rußland, sondern vielleicht der schönste Mann auf Erden. Diejenigen Männer, welche etwa nur das weibliche Geschlecht einer solchen Thorheit fähig halten sollen, mögen daran erinnert werden,

daß es in London die Männer sind, welche ähnliche Thorheit dort in's Irrenhaus bringt. Denn wie der Kaiser von Rußland ein schöner Mann ist, so ist die Königin Victoria eine schöne Frau, und es hat schon mancher blonde Jüngling die närrische Idee gehabt, sich in Ihre brittische Majestät zu verlieben.

Das konnten sie wohl in den Zeiten einer Elisabeth und einer Katharina wagen, ohne den Verstand im Stiche lassen zu müssen, denn weder die englische Königin, noch die russische Kaiserin sah es ungern, wenn ihre Unterthanen sich wie närrisch in sie verliebten. Hatte doch die Kaiserin Katharina in ihrer Eremitage einen Liebeshof eingerichtet, ganz allein zu dem Zwecke, Liebeserklärungen zu empfangen, wobei, wie an der Pforte der Eremitage ausdrücklich zu lesen war, alle Ungleichheit und Standesunterschiede verschwanden. Ich glaube, in dieser Zeit hätte kein Mann etwas riskirt, wenn er keck in die Eremitage gedrungen wäre, um seiner Kaiserin zu erklären; ich muß Dich lieben oder sterben.

Vorausgesetzt natürlich, daß diese Worte von einer geeigneten Persönlichkeit ausgesprochen worden wären.

Aber heut zu Tage ist sowohl in Rußland wie in England für solche Extravaganzen kein anderer Raum, als das Tollhaus. Die Herrscher beider Staaten lieben die Romantik nicht, und wenn ein armes Mädchen sich in den stattlichen Kaiser oder ein armer Mensch in die majestätische Königin verliebt, was allerdings thöricht, aber dennoch erklärlich ist, müssen die Unglücklichen nach Bedlam oder dem „Bolnitza wssäch skarbjädschnich", dem „Pflegehaus der gramvollen Seelen," wie der Russe sich so schön in seiner barbarischen Sprache ausdrückt, hineinpilgern und dort ihre Liebesseufzer aushauchen.

Der vermeintliche Kaiser, welcher von dem Wahnsinn sei-

ner Leidensgefährtin hörte, stellte sich dieser mit den Worten vor: Ich bin Dein großer Kaiser: liebst Du mich wirklich, so reiche mir die Hand, ich will Dich zur Kaiserin machen. Aber die arme Irre soll traurig und unglücklich das Haupt geschüttelt und dann gesagt haben:

Würde ich mich in den Kaiser wohl verliebt haben, wenn er so häßlich wie Du wäre? —

In diesem Wahnsinn ist gewiß Methode.

Und im St. Petersburger Irrenhause allein ist noch Poesie.

So sah ich unter Andern auch einen Irren, welcher sich für eine Theemaschine hielt, und Jedem, der sich ihm nahete, zurief: Es kocht' es kocht' es kocht! Ich bitte, einzuschenken. Gewiß ein origineller Wahnsinn. Seitdem ich diesen Irren gesehen hatte, konnte ich meine russische Theemaschine nicht mehr ansehen, ohne an den Unglücklichen zu denken, und zuweilen, wenn mein Blick beim Erwachen oder beim Einschlafen auf diesen in Petersburg so einheimischen Gegenstand fiel, kam es mir immer vor, als nehme sie nach und nach eine menschliche Gestalt an, als wüchsen dem kleinen dickbäuchigen Kobolde Arme und Beine an.

Doch wohin sind wir gerathen? Von der Newskajaperspective nach dem Irrenhause ist ein hübscher Weg, denn letzteres liegt auf dem Wege nach Petershoff, aber, wie gesagt, vom bestallten Beamten bis zum wahnsinnigen Insassen daselbst. dieser Weg wird oft reißend schnell gemacht, und ich dachte daran, wie Mancher dieser Leute, die jetzt im Sonnenschein der kaiserlichen Gnade dahin wandelten, schon vielleicht übers Jahr in dem Hause der kummervollen Seelen seinen Wohnsitz nehmen werde.

Neben den glänzenden Uniformen und den flimmernden Decorationen gewährt endlich noch ein drittes Bild bei dem

mittäglichen Spaziergange auf der Newskyperspective ein großes Interesse, und das sind die reich geschirrten Equipagen, welche zu Tausenden neben den Fußgängern dahinrollen. Ich glaube, wenn nicht so strenge Gesetze existirten, es würde täglich viel Unglück geschehen, während man jetzt ganz ruhig neben diesen jagenden Karossen dahin gehen kann. Zuweilen aber geschieht dennoch ein Unglück. So wurde vor meinen Augen eine alte Frau überfahren, augenblicklich stürzten die Butschnicks aus ihren Häuschen, welche sich fast in jeder Straße befinden. Der Kutscher aber trieb seine Pferde an und flog pfeilschnell dahin. Aber eben so schnell sprangen die Butschnicks hinten auf den Wagen und fuhren ruhig mit ab, bis der Wagen denn doch endlich halten mußte. Wahrscheinlich legte man sich dann auf's Unterhandeln und traf einen gütlichen Vergleich.

Es ist auffallend, wie oft man in Petersburg dem Kaiser begegnet. Zuweilen sieht man ihn in einer Droschke fahren, die ein Edelmann zu besteigen Anstand nehmen würde, oder in einem schlechten Bauernschlitten. Die Russen sind an diese Einfachheit ihrer Kaiser im täglichen Leben sehr gewöhnt, und es ist merkwürdig, daß sie, trotzdem sie sich so oft unter dem Volke bewegen, durchaus nichts von ihrer Majestät verlieren, zu welcher der Russe, wie zu seiner Vorsehung, ehrfurchtsvoll emporblickt.

Die meisten Spaziergänger haben keinen andern Zweck ihrer Promenade, als vom Kaiser gesehen zu werden.

An einem Tage zeigte mir einer meiner Freunde eine lebendige Merkwürdigkeit, aus den Zeiten des Kaisers Paul herrührend.

Es war nämlich ein Engländer mit einer Brille.

Rathen Sie doch, sagte mein Freund, aus welchem Grunde dieser Engländer eine Brille trägt?

Nun, weil er kurzsichtig ist.

Durchaus nicht.

Es ist wahr, ich habe vergessen, daß es ein Engländer ist und mithin, Gott weiß, aus welchem Anfalle von Spleen sich eine Brille zugelegt haben kann, ich bin demnach außer Stande, es zu errathen.

Ich will Ihnen die Geschichte, wenn wir nach Hause kommen, erzählen.

Und warum erst dann?

Sind Sie noch nicht lange genug in Petersburg, um zu wissen, daß man von gewissen Dingen nicht auf der Straße sprechen darf?

Ich geduldete mich also, und in meiner Wohnung angelangt, erzählte mir mein Freund Folgendes:

In der Periode, in welcher der unglückliche Kaiser Paul so oft von dem Geiste Sauls, d. h. von dem Geiste des Mißtrauens befallen wurde, vermieden es seine Unterthanen eben so eifrig, dem Kaiser zu begegnen, als sie jetzt darnach trachten, von dem Kaiser Nicolaus bemerkt zu werden. Paul wurde aber durch diese Scheu seiner Unterthanen in seinem Mißtrauen bestärkt. So sah er einst einen Menschen scheu um die Ecke biegen, als er durch die Straße fuhr. Er ließ den armen Menschen vor sich bringen und fragte ihn in hartem Tone, warum er seinem Kaiser ausweiche. Der Arme versetzte, daß er zur englischen Factorei gehöre und die kaiserliche Equipage, da er sehr kurzsichtig sei, nicht erkannt habe. Wenn das ist, versetzte der Kaiser, so befehlen wir Euch, eine Brille zu tragen, damit Ihr niemals wieder veranlaßt werdet, Euch auf eine so unanständige Weise zu betragen.

Es erschien nun ausdrücklich ein Ukas, welcher diesen Gegenstand behandelt und der Engländer trägt seit dieser Zeit eine Brille, die er auch unter der Regierung des Kaisers Nicolaus niemals abgelegt hat.

Ich habe im Anfange dieses Kapitels gesagt, daß sich der Anblick der Stadt Petersburg und namentlich der Newskaperspective im Winter gänzlich verändere, der weiße Schnee auf den Straßen, verbunden mit den weißen Häusern gewähren dann einen ganz neuen, eigenthümlichen Anblick, der nicht ohne Reiz ist. Die Stadt sieht dann wahrhaft feenhaft aus. Sie gleicht einem Nebelbilde, einem phantastischen Erzeugnisse irgend einer mächtigen, feenhaften Laune. Das Leben zeigt sich dann auf eine ganz andere Weise thätig. Die seidenen Kleider werden mit kostbaren Pelzen vertauscht, die Droschken und Wagen mit den Schlitten, welche pfeilschnell über dem weichen Schneepfade dahin gleiten. Die öffentlichen Wärmestuben werden geöffnet, und bei den Theatern brennen auf offner Straße große Feuer für die daselbst wartenden Kutscher. Erst bei 25 Grad Kälte hört das Leben und Treiben auf der belebten Newskaperspective auf. Die Schulen, die Theater werden geschlossen, Alles schließt sich in seine behäbige Wohnung ein, um dem furchtbaren Feinde draußen so wenig wie möglich zu begegnen.

Nur die armen Soldaten, vom Gemeinen bis zu den höchsten Offizieren, müssen vor wie nach bei der Parade erscheinen, wo sich der Kaiser ebenfalls selbst bei der strengsten Kälte befindet.

Die Stadt aber ist öde, todt und grabesstill. Man hört nur das unheimliche Knistern der eisigen Decke, es summt uns beständig um die Ohren, wie Wolfs- und Hundegeheul, und

hier und dort erstarrt ein lebensvolles Wesen, wie Loth's Frau, zur Statue, von dem eisigen Hauche des grimmigen Frostes getroffen.

Indessen erzählt man sich in dem Innern der Häuser, bei dem heißen, glühenden Thee, allerlei Geschichten, welche zuweilen das Haar zu Berge sträuben machen, oder man spielt Liebesromane, und zeigt, daß auch in diesem kalten Norden warme, glühende Herzen schlagen, voll Aufopferung und Hingebung.

Vierundneunzigſtes Kapitel.

Der Maskenball.

Unterhaltung mit dem Kaiſer. — Der geheimnißvolle Domino. — Der Türke. Der Pole.

So wenig mir auch das Petersburger Leben zuſagte, ich habe als Künſtlerin keine Veranlaſſung, mich über dieſe rieſige Stadt zu beklagen. Ich habe nirgends größere Triumphe gefeiert, als in Petersburg. Ich wurde vom Publikum ſtets mit rauſchendem Beifall empfangen, und wenn ich abtrat, wurde ich mit Kränzen und koſtbaren Blumen überſchüttet. Ich hatte ſo viele Verehrer, wie in London und Paris, und außer vielen Schätzen und unermeßlich vielen Seelen wurden mir ſo viele Hände angeboten, wie Argus Augen gehabt haben ſoll. Aber ich war jung und unabhängig, und die Ruſſen gefielen mir durchaus nicht ſo gut, um unter ihnen denjenigen zu wählen, der mein Herr werden ſollte.

Ich ſchlug alſo alle Attentate auf meine Unabhängigkeit mit Entſchiedenheit ab.

Sagte mir Einer: ich bin reich, wie Kröſus, ſo verſetzte ich: es fehlt mir nicht an Schätzen, ich bedarf deren nicht.

Sprach mir Einer von seiner ungeheuren Anzahl Seelen, die er mir zu Füßen legen wollte, so versetzte ich, daß mir eine Seele vollkommen genüge, wenn sie mit der meinigen harmonire, und ich eben nur einer solchen bedürfe.

War endlich Einer so närrisch von seiner Person zu sprechen, auf seinen schönen Wuchs, seine ausgezeichnete Haltung und dergleichen mehr hinzudeuten, so lachte ich den Narren geradezu aus und versetzte, daß seine schöne Gestalt nur das Kunstprodukt seines gewandten Schneiders sei, der sicher mit der Watte da nachgeholfen habe, wo die Natur ihn stiefmütterlich bedacht hat.

Ich hatte nämlich bald die Erfahrung gemacht, daß die schönen Männer in Petersburg den größten Theil ihrer schönen Formen ihren Schneidern zu danken haben, welche in Petersburg wahrhaft plastische Künstler sind.

Auf diese Weise behauptete ich in Petersburg meine Freiheit, was mich indeß nicht hinderte, einen ausgewählten Kreis angenehmer und bevorzugter Freunde um mich zu versammeln und in diesem recht angenehm die Zeit zu verplaudern und zu vertändeln.

In Gesellschaft einiger dieser Freunde besuchte ich im Monat Januar die Maskerade, welche hier jeden Winter stattfindet, und welche, wie alle öffentliche Vergnügungen, schon deshalb stark besucht wird, weil auch hierbei der Kaiser erscheint. Es hatte einen ungemein großen Reiz für mich, eine Maskerade mitzumachen, wo man den Kaiser mit Maskenfreiheit anreden darf, und ich beschloß von dieser Freiheit Gebrauch zu machen.

Eine Maskerade ist sicher eine der interessantesten Festlichkeiten, und ich versprach mir selbst in Petersburg Genuß davon.

Ich hüllte mich in die Tracht einer Andaluſierin.

Die Räume des feſtlich geſchmückten Theaters waren gedrängt voll. Jedoch trugen die Meiſten der Anweſenden Dominos. Die Charaktermasken, welche ich ſah, waren aber alle ſehr ſchön gewählt und ſehr koſtbar.

Die Logen waren von einer großen Anzahl Damen im Ballſtaat eingenommen.

Die Muſik rauſchte faſt unaufhörlich fort, die Masken wogten hin und her, und dennoch war es kein Maskenleben. Es ging Alles ſo ruhig und gemeſſen ab, als begegneten ſich viele Tauſende Sonntags auf einem Spaziergange.

Es ſchienen Alle mit Spannung auf einen Moment zu warten, und dieſer Moment war den Anweſenden Alles, was ſie hier ſuchten, weshalb ſie hier waren.

Die Uhr war zwölf und es ſchien dieſer Moment endlich gekommen zu ſein.

Die Anweſenden drängten ſich plötzlich nach einem Punkte hin, und man hörte den allgemeinen, doch leiſen Ruf:

Der Kaiſer!

Es gelang mir, nach vielen Anſtrengungen mich dem Kaiſer ziemlich zu nähern, welcher die Garde-Uniform trug. Er war von einigen ſeiner Miniſter und Günſtlinge begleitet, von denen Einige Uniformen und Andere Dominos trugen.

Durch die Erſcheinung des Kaiſers ward der Ball etwas belebter. Es iſt der Wille des Kaiſers, daß vollkommene Maskenfreiheit herrſche und von ihm nicht die geringſte Notiz genommen werde. Der Kaiſer ſelbſt bewegte ſich ſo ungezwungen und frei unter dem bunten Gewirr, daß man es ihm anſah, das Publikum hätte ihm damit einen Gefallen gethan, ſich dem heitern und fröhlichen Maskentreiben hinzugeben, und ich konnte es mir in der That nicht erklären, warum die Leute,

welche doch sonst so sehr darauf lauern, den leisesten Wink des Kaisers auszuführen, heute gar nicht daran zu denken schienen, seine Wünsche zu befriedigen.

Die Leute umkreisten den mächtigen Kaiser, wie Jemanden, in dessen Nähe man sein möchte, und dem man doch nicht zu nahen wagt, oder sie standen wie festgebannt und starrten und staunten diesen irdischen Gott an, welcher seiner Nation, hoch wie niedrig, und so oft und so selten er sich auch zeigen mag, stets wie ein höheres Wesen erscheint.

Nur dann und wann wagte es eine Maske, den dichten Kreis, welcher den Kaiser stets umschloß, zu durchbrechen und sich gegen diesen einen Scherz zu erlauben. Es waren aber nur weibliche Masken, welche diesen Heroismus zeigten.

Nachdem ich diesem Spiel wohl eine gute halbe Stunde mit zugeschaut und mich völlig in der Gesellschaft orientirt hatte, brach mir endlich die Geduld, und ich beschloß auf eigene Faust mir Vergnügungen zu schaffen, welche mir diese steife, ungelenkige Gesellschaft nicht gewähren zu wollen schien.

Ich war eben im Begriff mit dem Kaiser anzubinden, als ich mich am Arme festgehalten sah und mich bei Namen nennen hörte.

Als ich mich umblickte, sah ich einen Domino vor mir, der mir aber gänzlich unbekannt schien.

Sie irren sich, sagte ich, ich führe nicht den Namen, den Sie nannten.

Ich irre mich nicht. Sie sind Lola Montez.

Woran glauben Sie mich zu erkennen?

Ich würde Sie in jeder Verkleidung wieder erkennen. Bitte, folgen Sie mir.

Zuvor entdecken Sie sich.

Raten Sie.

Ich habe zu viele Bekannte, und weder Ihre Stimme noch Ihre Geſtalt ſcheinen mir einem derſelben anzugehören.

Lola, haben Sie mich ſo raſch vergeſſen?

Ich kann Ihnen nicht eher Antwort geben, bis Sie ſich mir zeigen.

In dieſem Augenblick näherte ſich mir der Baron Sk..., mit welchem ich zur Masterade gefahren war.

Ich habe ſo eben Jemanden geſprochen, ſagte er, der Sie zu ſehen wünſchte, aber wir konnten Sie nicht finden.

Wer wäre denn das?

Der Prinz L...w.

Iſt er hier?

Er iſt nur hierher gekommen, um ſich einen Spaß mit Ihnen zu machen.

Das ſoll ihm doch ſchwer werden, ſobald ich ihn erkenne.

Sie würden ihn aber nicht erkennen.

Hat er eine Charaktermaske gewählt?

Er iſt ein Türke.

Und wiſſen Sie nicht, was er vor hat?

Ich weiß es — aber ich ſoll es Ihnen nicht verrathen.

Haben Sie ihm Ihr Wort gegeben?

Ja.

Und Sie glauben, daß er mich gewiß erkennen wird?

Gewiß, denn ich habe Sie ihm bezeichnet. Indeß Sie wiſſen nun auch, wer der Türke iſt, und können ſich darnach einrichten. Wenn ich nicht irre, ſo kömmt er jetzt gerade auf uns zu.

Der Türke näherte ſich uns. Der Domino, welcher mein Geſpräch mit dem Baron Ih... in einiger Entfernung mit angehört hatte, verſchwand jetzt plötzlich. Auch der Baron verließ mich.

Da die Herren aus den höhern Ständen auf diesen Maskeraden selten anders als in Dominos erscheinen, und Charaktermasken für unnobel gehalten werden, so mußte der Prinz Y... allerdings eine Absicht haben, als er von dieser Sitte abzuweichen beschloß. Indeß ich kannte ihn und erwartete ruhig sein Attentat auf mich.

In dem Augenblick, als er sich mir näherte, streifte der Kaiser an mir vorüber. Ich ergriff rasch dessen Arm und sagte auf französisch:

Die Russen verstehen es wohl, ihren geliebten Kaiser anzubeten, aber nicht ihn zu unterhalten.

Und glaubst Du es besser zu können? fragte mich der Kaiser lächelnd.

Ganz gewiß, versetzte ich.

Du bist keine Russin?

Nein, eine Andalusierin, antwortete ich zweideutig.

Das sehe ich, sagte der Kaiser, was hast Du aber an meinen Russen auszusetzen?

Sie sind sehr langweilig in ihrer Bewunderung.

Glaubst Du, daß ich das so empfinde?

Sicher glaube ich das, denn Du wünschst gewiß mehr Leben und Seele bei diesem Maskengewühl. Deine Russen scheinen es an diesem Tage ganz zu vergessen, daß Du, der alltäglich so viele Masken sieht, einmal unter der Maske die Wahrheit hören und sehen möchtest.

Meinst Du das?

Ich weiß nicht genau, ob Du so denkst, aber ich würde so denken, wenn ich Kaiser wäre.

Und wie so weißt Du, daß sich mir heute die Wahrheit verbirgt?

Die Wahrheit ist kühn, weil sie sich ihrer Gefahren be-

wußt iſt und ihnen trotzt, ich aber ſehe hier die Leute voll Scheu und Furcht, kaum daß ſich Dir eine Maske zu nähern wagt, und Du möchteſt doch ſo gern, daß Deine Unterthanen einmal den Kaiſer vergeſſen könnten und den Freund und Vater an deſſen Stelle ſetzten.

Du biſt ſehr kühn bei Deinen Hypotheſen.

Ich glaube nur wahr zu ſein. Wenn Du in dieſem Gedränge biſt, ſo möchteſt Du ſicher etwas erfahren, d. h. etwas Anderes als ſonſt. Um zu hören, daß Du ein ſchöner Mann biſt, brauchſt Du Dich nicht hierher zu bemühen.

Nun, laß hören, ob ich von Dir etwas Anderes erfahren kann?

O, ich könnte Dir genug erzählen, was Dich ganz gut unterhalten ſoll, aber ich ſehe da einen Türken, welcher mich unaufhörlich verfolgt. Ich glaube, die Türken ſind ſehr eiferſüchtig auf Dich. Sie fürchten wohl, wenn Du ihnen auch ihr Conſtantinopel laſſen wirſt, ſo möchteſt Du Dir am Ende eins in Deinem Rußland aufbauen.

Mit dieſen Worten verließ ich den Kaiſer und trat gerade auf den Türken zu. Aber ich bemerkte, daß Einer von dem Gefolge des Kaiſers dieſen verließ und mir folgte.

Schöne Andaluſierin, ſagte der Türke, als ich ihm ſo nahe war, daß er meine Hand erfaſſen konnte, willſt Du mir in meinen Harem folgen?

Such' Dir eine Türkin, verſetzte ich, eine ſolche iſt beſſer daran gewöhnt Sklavin zu ſein.

Es ruht ſich ſo ſchön auf weichen Polſtern, und der Glanz meiner Juwelen übertrifft den Glanz der Sterne.

Nur ſchade, verſetzte ich, daß Du bei Allem dem nicht bei Deinem Barte ſchwören kannſt.

Wer hindert mich daran?

Ein Ukas, flüſterte ich ihm zu, welcher Dir den Bart verbietet.

Ich werde einen ſolchen haben, ſchöne Spanierin, ſobald Du es befiehlſt.

Ich wurde ſehr wenig dabei gewinnen, und Du auch.

Wie ſo das?

Ich liebe die Freiheit und haſſe die Männer.

Auch die, welche Dich frei laſſen?

Ein Mann iſt wie der andere, ſie trachten Alle darnach, das Weib zu unterdrücken.

So will ich Dein Weib werden, werde Du mein Mann.

Die Schürze kleidet Dir ſchlecht, das ſehe ich, wenn Du zur Parade fährſt.

Haſt Du mich ſchon je in einer Schürze geſehen?

Oft genug.

Du kennſt mich?

Ich glaube.

So nenne mir meinen Namen.

Ich nannte ihm einen falſchen Namen.

Fehlgeſchoſſen! rief der Prinz.

In dieſem Augenblick näherte ſich derſelbe Domino, welcher mich vorhin angeſprochen hatte, dem Prinzen.

Ich hörte ihn mit dumpfer Stimme ſagen:

Auf einen Augenblick, Maske.

Darauf verſchwand der Türke und der Domino.

Ich ſah Beide an dieſem Abend nicht wieder.

Der Baron Ib ... welcher zu mir trat, war über das Verſchwinden des Prinzen L ... ſehr verwundert. Er konnte ſich deſſen Entfernung nicht erklären.

Indeſſen hatte auch der Kaiſer die Geſellſchaft wieder verlaſſen, und dies war das Signal zum allgemeinen Aufbruch.

Denn wie immer concentrirt ſich auch hier alles Intereſſe um die Perſon des Kaiſers. Sobald dieſer verſchwindet, empfindet Jeder die tödtlichſte Langeweile und eilt nach Hauſe.

Als ich den Saal verließ, drängte ſich ein Menſch an mich heran, und verſuchte es, gewaltſam meine Maske aufzuheben. Durch eine energiſche Bewegung verhinderte ich es jedoch, und als der Baron Ih... den Menſchen feſthalten wollte, verſchwand dieſer eilig im Gedränge.

Sie haben mit dem Kaiſer geſprochen, ſagte der Baron, als wir im Wagen ſaßen, darf ich fragen, welchen Gegenſtand der Unterhaltung ſie gewählt haben?

Der Baron Ih... war kein Ruſſe, und ich nahm keinen Anſtand, ihm meine kurze Unterhaltung mit dem Kaiſer mitzutheilen.

Er ſchüttelte darauf den Kopf und ſagte dann: Bei Ihnen ſitzt doch das Herz ſtets auf der Zunge. Ich möchte wetten, daß der Menſch, welcher am Ausgange des Schauſpielhauſes Ihre Maske lüften wollte, ein geheimer Polizei-Agent war, welchem der Befehl dazu von einem Neugierigen aus des Kaiſers Umgebung zugekommen iſt. Vielleicht wollte der Kaiſer ſelbſt wiſſen, wer die kecke Andaluſierin war.

In dieſem Falle wundert es mich, daß mich der Menſch ſo raſch verlaſſen hat.

Sorgen Sie nicht, er wird ſchon wiſſen, was aus Ihnen zu machen und darnach ſeinen Rapport einrichten.

Mit dieſem Geſpräche hatte ich meine Wohnung erreicht, der Baron wünſchte mir gute Nacht, ich beeilte mich mein Zimmer zu erreichen, aber wie erſchrak ich, als ich auf meinem Sopha denſelben Domino ſitzen ſah, der an dieſem Abend mir gegenüber eine ſo geheimnißvolle Rolle ſpielte.

Mein Gott, wer ſind Sie? rief ich mit lauter Stimme

und blieb wie festgebannt an der Schwelle meines Zimmers stehen.

Fürchten Sie sich nicht, versetzte der Domino, Lola, ich war einst Ihr Freund, ich weiß, daß ich es nicht mehr bin, aber fürchten Sie sich nicht.

Mit diesen Worten streifte der räthselhafte Mensch seinen Domino und seine Larve ab, und ich erkannte jetzt den Polen Alexander R...

Alexander R... hatte Warschau verlassen, nachdem er seiner Familie bestimmt erklärt hatte, die von ihr beabsichtigte Ehe nicht eingehen zu wollen. Er wollte nun, nachdem er sich frei gemacht, mich allen Ernstes heirathen. Er war böse darüber, daß ich ihm, wie er sich ausdrückte, nicht eine gleiche Treue, wie er mir, bewahrt hatte, und ein Verhältniß mit dem Prinzen Y...w eingegangen sei, welches ihn bitter kränkte und ihn erkennen ließ, daß er sich in mich getäuscht habe.

Das waren seine Vorwürfe.

Ich erwiederte ihm, daß ich mich beständig ihm gegenüber als Herrin meiner Handlungen gezeigt hätte, und daß ich, nachdem ich durch seine Familie gezwungen worden war, Warschau zu verlassen, ein Verhältniß vergessen mußte, das für uns Beide so unangenehme Folgen hatte.

Mit dieser Erklärung gab sich R... keineswegs zufrieden, er beschwor mich, falls ich ihn nicht für immer unglücklich machen wollte, seine Hand anzunehmen und mit ihm nach Frankreich oder England zu ziehen.

Ich muß gestehen, daß die Hartnäckigkeit des jungen Alexander, seine wirklich so beständige Neigung, mich rührte, aber dennoch glaubte ich unverantwortlich zu handeln, wenn ich auf seinen Antrag einging, denn ich sah ein, daß der junge

Mann doppelt unglücklich sein würde, nachdem er sein heißersehntes Ziel erhascht hatte. Ich schlug ihm daher meine Hand entschieden ab, ich bat ihn ferner, mein Freund zu sein, und ich versprach ihm, so lange seine treue Freundin zu bleiben, so lange er selbst das Verhältniß nicht brechen würde.

Auf diesen Vorschlag schüttelte R... das Haupt. Er beschwor mich, die Sache noch einmal zu überlegen. Am andern Tage wollte er von mir die letzte entscheidende Antwort haben.

Am andern Tage besuchte er mich wieder. Ich blieb bei meinem Vorsatze. Ich wollte nur seine Freundin sein, aber der junge Brausekopf wollte mich durchaus zu seiner Frau machen. Alexander bat mich auf den Knien, das Wort auszusprechen, das ihn so unendlich glücklich machen würde.

In dieser Situation überraschte ihn der Prinz L... Als er den jungen R... sah, wollte er sich, discret genug, zurückziehen, aber R... sprang auf, faßte den Prinzen beim Arme und flüsterte ihm einige Worte zu.

Dann verließ er mein Zimmer, ohne noch ein Wort zu sagen.

Der Prinz L... erzählte mir nun, daß er am vorhergehenden Tage mit dem R... einen sehr heftigen Wortwechsel, und zwar meinetwegen, gehabt habe, und daß es ohne die Dazwischenkunft eines Dritten zu einer Herausforderung gekommen wäre, zu der es übrigens jetzt eben wirklich gekommen sei.

Ich erzählte dem Prinzen mein Verhältniß mit Alexander R... und bat ihn dringend, dem Duell auf irgend eine Weise auszuweichen. Er war nur sehr schwer dazu zu bewegen, endlich aber versprach er mir, das Duell durch eine Anzeige unmöglich zu machen, und er richtete seine Sache so gut ein,

daß Alexander N... schon am andern Tage, ohne daß das Duell stattfinden konnte, Petersburg verlassen mußte.

Ich habe seit dieser Zeit von dem jungen Polen nichts mehr gehört, aber ich glaube, daß er mich vergessen und endlich dem Willen seiner Verwandten nachgegeben haben wird. — Der junge Mann war für mich zu enthusiastisch, zu stürmisch, als daß ich hätte hoffen dürfen, mit ihm, unter Verhältnissen, die tausend Klippen darboten, auf die Dauer glücklich zu leben.

Fünfundneunzigstes Kapitel.

Die Theegesellschaft.

Mordgeschichten. — Der Theaterbrand. — Der Muth der Frauen.

Es ist wahr und der Prinz L... hatte Recht: Wenn man sich in Petersburg wahrhaft amüsiren will, so muß man gerade im Winter daselbst verweilen, nur in dieser Jahreszeit wird die große Stadt recht eigentlich interessant, und man findet daselbst eben die eigenthümlichen Vergnügungen, welche den Sommeraufenthalt in den italienischen Städten, in Venedig und Rom, so angenehm machen. Namentlich ist dieses in der Carnevalszeit der Fall, in der Butterwoche, welche der Osternwoche vorangeht, und in dieser selbst.

Hat man sich an die Kälte einigermaßen gewöhnt und sich mit einem guten russischen Pelze versehen, dann fährt und geht man gern durch die besuchtesten Straßen und besieht sich die Katschalis, die großen Rutschberge und Schaukeln, die der Russe so ungemein liebt, und alle die hölzernen Theater, welche den Admiralitätsplatz anfüllen. Am Abende besucht man die glänzenden Bälle, welche in Unzahl gegeben werden, und deren ungeheure Pracht Summen verschlingen, welche selbst die englischen Großen enorm nennen würden.

Die ruſſiſchen Damen wechſeln bei den zahlreichen Bällen, welche ſie in der Winterſaiſon beſuchen, nicht nur die Kleider, ſondern ſie halten es nicht einmal für nobel, immer denſelben Schmuck, dieſelben Brillanten zu tragen. Oft werden zu jedem neuen Balle die Häuſer gänzlich neu dekorirt, und da manches Haus in der Saiſon wohl ein Dutzend ſolcher Bälle giebt, ſo kann man ſich einen Begriff von der Verſchwendung der ruſſiſchen Reichen machen, die für eine ſolche Balldekoration oft 10- bis 20,000 Rubel ausgeben.

Zieht man es vor, an einem Abende zu Hauſe zu bleiben, ſo hat man eine Anzahl guter Freunde um die freundliche Theeflamme verſammelt, und es bietet ſich dann mancher Stoff zur Unterhaltung.

Ich erinnere mich eines ſolchen Abends, da eine ziemliche Anzahl meiner Bekannten bei mir verſammelt waren und wir uns recht in allerlei luſtige und ſchauerige Geſchichtchen vertieft hatten. Wie das gewöhnlich bei ſolchen Unterhaltungen der Fall iſt, von der Toilette kam das Geſpräch auf den Schneider, vom Schneider auf das Geld und vom Gelde auf die Banditen und die Straßenräuber.

So ſprachen wir auch an dieſem Abende von den ruſſiſchen Gaunern, von der bekannten Wette, welche ein ruſſiſcher Prinz mit einem franzöſiſchen Geſandten eingegangen war, und die dieſer verlor, indem ſich die Findigkeit eines ruſſiſchen Diebes in der That ganz erſtaunlich bewährt hatte. Von den Gaunern gingen wir zu den Straßenwächtern über, und von dieſen erzählte Einer in unſerm Kreiſe folgende Geſchichte:

Zwei Freunde trafen einſt auf der Straße mit einem entfernten Bekannten zuſammen, welcher aber ſo berauſcht war, daß ſie es für gut fanden, ihn bei der nächſten Polizeiwache

unterzubringen, um ihn dort seinen Rausch ausschlafen zu lassen. Sie glaubten nun gewiß, daß er unter guter Obhut sei und am Morgen seinen Weg nach Hause finden würde. Wie erstaunt aber waren sie, als sie nach einigen Tagen vernahmen, daß jener Bekannte gerade seit jenem Abende, da sie ihn in die Polizeiwache abgeliefert hatten, verschwunden sei. Sie machten nun sofort Anzeige, und man schritt zu einer genauen Untersuchung der Polizeiwache. In dieser fand man nun bald einige Kleidungsstücke, welche man als dem Vermißten angehörig erkannte, und bei fortgesetzter genauer Untersuchung fand man, daß die Wache mit einer Herberge in Verbindung stand, in welcher jetzt ebenfalls genaue Nachsuchungen angestellt wurden. Man gelangte auch sehr bald zu einem schrecklichen Resultate, denn in einem Keller der Herberge wurde nicht nur der schon in Fäulniß übergegangene Körper des Vermißten sondern noch andere Leichname gefunden, welche in diesem Mordneste umgebracht und beraubt worden waren. Natürlich wurden die Verbrecher zur Strafe gezogen, aber die ganze Angelegenheit sehr geheimnißvoll behandelt. Jedoch konnte nicht verhütet werden, daß die ganze grausenhafte Geschichte dennoch zur Kenntniß des Publikums gelangte und dort eine große Mißstimmung hervorrief.

Dennoch soll in Petersburg, im Verhältniß zu andern großen Städten, der öffentliche Sicherheitszustand sehr befriedigend sein. Und das will, bei der egyptischen Finsterniß, die in den meisten Stadttheilen in Winternächten herrscht, sehr viel sagen. Natürlich werden in jedem Winter viele Leichen in der Newa gefunden, von denen man nie weiß, ob sie durch ein Unglück oder eine Schandthat dahin gerathen sind.

Nicht selten sollen auch die Petersburger Kutscher nebenbei, wenn gerade eine günstige Gelegenheit sich darbietet, sich

mit der Beraubung ihrer Insassen befassen, und man erzählte einzelne recht schauerliche Geschichten, welche an die Pariser Geheimnisse erinnerten.

Ich muß gestehen, daß diese Geschichten mich in eine etwas unbehagliche Stimmung versetzten. Ich habe in Paris, und namentlich in London, dergleichen Dinge genug erfahren, aber sie haben mich niemals ängstlich gestimmt. Theils mochte es daher kommen, weil man mit den Lastern dieser beiden Städte vertrauter ist, theils aber auch, weil man in den so volkreichen Städten das Gefühl der Sicherheit nicht so leicht verliert, wie in den ungeheuren Petersburger Gebäuden, mit ihren bärtigen Portiers, von denen man zum Theil auch nicht sehr Vertrauen erweckende Dinge erzählt, und in den leblosen Straßen, die man doch auch hin und wieder zu passieren gezwungen ist. Ich bat also meine Gesellschaft, von diesen Dingen aufzuhören, die Banditen in Ruhe zu lassen und das Gespräch auf interessantere Gegenstände zu leiten.

Das fand sich denn auch sehr leicht. Man machte sich über meine Aengstlichkeit, als einen Fehler der Frauen, lustig, ich vertheidigte mein Geschlecht, dessen Muth ich über den männlichen stellte, und unterstützte meine Behauptungen mit meinen Erfahrungen.

Der Muth, sagte ich, ist keineswegs das Privilegium des Mannes, ich habe genug Männer kennen gelernt, die mir wie wahre Laffen vorkamen, und dagegen zarte Frauen, welche der Gefahr kalt ins Antlitz schauten. Würde der moralische Muth, den die meisten Frauen besitzen, durch physische Kraft unterstützt werden, so zweifle ich nicht, daß sie bald die heldenmüthigsten Thaten der Männer verdunkeln würden.

Hat am Ende würden sie auch statt unserer in den Krieg ziehen und sich mit den Tscherkessen schlagen, spottete der Prinz.

Ganz gewiß würden ſie das, mein Herr, und ich zweifle gar nicht, daß dann dieſe trotzigen Menſchen ſehr bald ſich vor Ihrem Kaiſer beugen werden. Ihre Soldaten haben keinen Muth, und ſind deshalb noch lange keine Helden, weil ſie in den Kampf ziehen. Sie thun es, weil ſie müſſen. Das weibliche Geſchlecht ſchrickt vor einer ſo grauſamen Nothwendigkeit zurück, und hat allerdings nicht einmal die Kraft zu gehorchen, welche ich dem Männergeſchlecht keineswegs abſprechen will. Ich glaube nicht, daß Sie ein weibliches Heer dazu bewegen könnten, ein anderes weibliches Heer anzufallen, zu morden und zu vernichten, ohne einen andern Grund, als es beherrſchen zu wollen. Sehen Sie, hierin beſteht der Unterſchied im Muth Das Weib hat mehr Muth im Guten, der Mann mehr Muth im Böſen

Kaum hatte ich das letzte Wort ausgeſprochen, als von der Straße herein ein ungewöhnlicher Lärm zu unſern Ohren drang. Wir eilten an die Fenſter und ſahen bald die rothen Laternen an einigen Thürmen, welche ſich auf den kleinen Polizeihäuſern befinden, um den Einwohnern die beiden Gefahren, von welchen die Stadt am öfterſten heimgeſucht wird, rechtzeitig anzuzeigen — die Feuer- und Waſſersnoth. Diesmal war es wieder ein Brand, welcher indeß, nach eingezogener Erkundigung, in ziemlicher Entfernung von unſerer Wohnung wüthete und übrigens bald gelöſcht wurde. Wir ſetzten uns nun wieder um unſern Tiſch, und natürlich kam jetzt das Feuer und die vielen unglückſeligen Brandgeſchichten an die Reihe, an denen Petersburg ſo reich iſt.

Außer des ungeheuren Brandes des Winterpalaſtes erinnern ſich die Petersburger noch des Brandes eines hölzernen Theaters, welcher in der Butterwoche ſtattgefunden hatte, mit Entſetzen.

Dieſe Theater der Katſchali ſind oft ſo groß, daß ſie mehrere tauſend Menſchen faſſen können, und ſind ganz wie die großen, ſteinernen Theater, mit Logen, Gallerien und Rängen eingerichtet.

Es war an jenem unglückſeligen Tage ein heiteres, zum Scherze aufgelegtes Publikum von drei- bis viertauſend Menſchen in einem dieſer Theater verſammelt. Der Pajazzo, welcher in dieſen Theatern eine große Rolle ſpielt, hatte die Leute in die heiterſte Laune verſetzt. Alles lachte, und unter dieſen vielen Menſchen war kein einziges kummervolles Geſicht zu ſchauen. Das Stück endete mit einem brillanten Feuerwerk, und der Anblick machte ſich ſo prächtig, daß das Publikum ganz freudetrunken in die Hände klatſchte und tauſendfache Bravo's ertönten.

Da ſprang der Pajazzo plötzlich auf die Bühne und rief mit einer ganz komiſchen Grimaſſe:

Es brennt! Es brennt! Rettet Euch! Rettet Euch!

Das Publikum brach in ein allgemeines Gelächter über dieſen Pajazzowitz aus und verwandte keinen Blick von dem prächtigen Feuerſchauſpiel, welches ſich ihm zeigte.

Da ließ der Direktor, welcher den entſetzlichen Irrthum des Publikums inne wurde, und ſich vergebens bemüht hatte, dieſes von der Gefahr in Kenntniß zu ſetzen, den Hintervorhang aufziehen, und jetzt erſt gewahrte man mit Entſetzen, daß das hölzerne Gebäude in hellen Flammen ſtand.

Die ſtarre Hand des Schreckens löſchte urplötzlich auf allen Geſichtern die Freude aus, todesbleich und krampfhaft griffen die Mütter nach ihren Kindern, die Männer nach ihren Frauen, und Alles ſtürzte, wie von den Furien gefolgt, den Ausgängen zu, deren leider zu wenige waren, um das Haus

schnell genug seiner todesgeweihten Menschenschaar entledigen zu können.

Umsonst drängten die Hinteren die Vorderen mit Verzweiflung zum Ausgange. Es ging nur sehr langsam vorwärts, während die Flammen mit reißender Geschwindigkeit über den Köpfen der Unglücklichen dahinzüngelten und die Balken krachend und dröhnend hernieder stürzten.

Fürwahr, es war eine herzbrechende Scene, wie so viele Unglückliche, gepuzte Menschen, die lieben Kleinen in den Armen, die sie vergebens gegen das wüthende, unbarmherzige Element zu schützen suchten, sich in diesem Flammenmeer bewegten, und nur wenige Schritte von ihnen war der Raum so weit, das Leben so frisch, die Rettung so sicher, und dennoch war es nicht möglich über diesen kleinen Zwischenraum zu kommen.

Vergebens riefen sie im wahnsinnigen Zorne fort und fort ihr Vorwärts! Vorwärts! — Die Flamme umhüllte sie, und Hunderte von Menschen, die noch so eben an dieser Stätte über die Witze des Pajazzo herzlich lachten, lagen da als verkohlte Leichen, oder standen in dichten Reihen leblos nebeneinander, den verzweiflungsvollen Tod auf dem blassen, kalten Antlitze.

Wohl an tausend Leichen wurden aus dem Schutthaufen hervorgezogen. Der Kaiser selbst war, wie bei allen solchen Gelegenheiten, gegenwärtig, und bot Alles auf, die Unglücklichen zu retten. Weinend stürzten die Leute zu ihm heran, bald ein Mann, bald eine Frau, bald ein Kind, die ihre Angehörigen noch vermißten, und der Kaiser rief mit wehmüthiger Stimme:

Kinder, ich werde retten, was ich vermag.

Aber die Flamme hatte nicht den gleichen Gehorsam, wie

ſechszig Millionen Menſchen, und unbarmherzig tödtete ſie ihre Opfer in ihrer feurigen Umarmung.

Nach dieſer Erzählung hatten wir keine Luſt mehr von andern Dingen zu reden. Wir waren Alle ſehr erſchüttert, es überſchlich uns jenes Gefühl von der Nichtigkeit unſeres Daſeins, welche alle energiſche Lebensthätigkeit für den Augenblick hemmt. Meine kleine Geſellſchaft ſagte mir gute Nacht, und gleich darauf jagte ſie in ihren Karoſſen, welche vor meiner Thür gehalten hatten, davon.

Ich aber konnte noch lange nicht einſchlafen, und noch im Traume ſah ich die erſtickten Leichen, welche dichtgedrängt unter der glühenden Feuertaufe n. beneinander ſtanden, den ewigen Schöpfer vergebens um Barmherzigkeit anflehend.

Sechsundneunzigstes Kapitel.

Der Tag der Küsse.

Ceremonien in der Osternacht. Bedientenübermuth. Hofcour.

Ich habe nirgend, selbst nicht in dem katholischen Lande Spanien, eine so ergreifende fromme Osterfeier gesehen, als in Petersburg. Schon die Nacht vor dem Ostersonntag füllen sich alle Kirchen, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß nicht ein Einziger, welcher sich zur russischen Kirche bekennt, insofern er sonst gesund ist, die Kirche versäumt. Der Hof erscheint in Galla in seiner Kapelle. Ebenso sieht man die Mitglieder der Universität, die Professoren, in ihren glänzenden Uniformen, reich mit Orden geziert, und sämmtliche Behörden in langen Zügen, zwei zu zwei, nach der Kirche ziehen. Die Großen versammeln sich Familienweise, kurz, man sieht eine Masse längerer und kürzerer Züge, die alle ein und dasselbe Ziel haben, die Kirche.

Mit dem Glockenschlage 12 werden die geschmückten Thüren, welche das Allerheiligste in den Kirchen bewahren, geöffnet, und es ertönt der feierliche und wahrhaft ergreifende Gesang: „Christohs wosskress!“ (Christ ist erstanden!) Zugleich werden sämmtliche Lichter in der Kirche angezündet, und da

Jeder an diesem Tage seine Wachskerze mitbringt, welche sämmtlich eine an der andern angezündet werden, so entsteht plötzlich eine blendende Helle.

Hierauf halten die Priester mit ihren Rauchfässern in der Kirche ihren Umgang und ertheilen den Segen, und alle Anwesenden, wenn sie sich nur im Entferntesten kennen, umarmen und küssen sich immer mit der Anrede: Christ ist erstanden! worauf die Antwort erfolgt: Er ist wahrhaftig erstanden!

Sobald der Priester diese feierliche Worte ausgesprochen hat, werden selbst die Kirchen von außen illuminirt, ja sogar die öffentlichen Gebäude, alle Glocken läuten, feurige Raketen steigen zum Himmel und die Kanonen donnern in bestimmten Intervallen in die feierliche Nacht hinein.

Gegen 2 Uhr Mitternacht sind diese heiligen Ceremonien zu Ende und die Kirchgänger eilen nach Hause, nicht etwa um zu Bett zu gehen, sondern um das Ostermahl zu halten, welches namentlich bei den Großen höchst köstlich ist und für die überstandenen Fasten hinlänglich entschädigt.

Die Ostermorgen-Mahlzeiten sind höchst originell. Während des Essens erscheinen die Freunde, gratuliren und küssen sich gegenseitig tüchtig ab, und namentlich sind die Beamten an diesem festlichen Morgen ungemein in Anspruch genommen.

Ich fand diese Ceremonien zu hübsch, um sie nicht mitzumachen nur die Ceremonie des Küssens wollte mir nicht recht behagen, denn diese Sitte, welche eine ganze Woche lang im Schwunge bleibt, wird denn doch zu vielfältig mißbraucht. Männer, die ich kaum einmal gesehen hatte, usurpirten dieses Osterrecht, und ich kann wohl sagen, daß ich am Ostertage allein zu wenigstens fünfhundert Küssen gepreßt wurde.

Ich sprach mich über diese lästige Ostercereemonie gegen einen meiner Freunde aus, er versetzte mir aber lächelnd, daß

ſich manche Schöne mit mir in gleicher Lage befinde, daß aber dagegen einmal nichts zu machen ſei. Man müſſe an dieſem freundlichen und erhebenden Feſte ſchon ein Paar unangenehme Küſſe mit in den Kauf nehmen.

Als er mir mittheilte, wie viele Küſſe der Kaiſer ſelbſt und die Kaiſerin auszutheilen habe, konnte ich mich allerdings ein wenig tröſten. Jeder Commandeur küßt ſeine ſämmtlichen Offiziere, und der Hauptmann muß ſogar alle ſeine Soldaten nach der Reihe abküſſen. Ebenſo geſchieht es bei den Civilbeamten, wo der Büreauchef alle ſeine Untergebenen küſſen muß.

Am ſchlimmſten kommt, wie geſagt, der Kaiſer ſelbſt weg. Er küßt ſeinen ganzen Hofſtaat, alle ſeine Großen und mit wem er nur irgend zufällig zuſammenkommt, davon ſind die Offiziere und ſelbſt die Schildwachen vor ſeiner Thür nicht ausgenommen.

Dabei geſchah es einſt, daß die Schildwache ein Jude war. Er umarmte ſie, wie üblich, mit den Worten: Chriſt iſt erſtanden! worauf die Schildwache verſetzte: Das iſt eine grobe Lüge. Seit dieſer Zeit hat der Kaiſer angeordnet, daß am Oſtertage kein Jude auf dem Poſten ſtehen ſoll.

Man kann ſich leicht denken, zu wie vielen komiſchen Scenen dieſe Kußſitte überhaupt Veranlaſſung giebt. Dabei iſt die Trunkenheit an dieſem Tage ſo ſehr im Schwunge und wird ſo wenig für eine Sünde gegen Gott und die Polizei gehalten, daß es gefährlich für jedes weibliche Weſen iſt, ohne männliche Begleitung irgend einen öffentlichen Vergnügungsort zu beſuchen, vorausgeſetzt, daß dieſe männliche Begleitung nicht vom allgemeinen Taumel ergriffen iſt. — Indeſſen ſieht man doch im Ganzen weit mehr komiſche, als ſkandalöſe Scenen, und bei dieſem allgemeinen Freudentaumel zeigt ſich auch die Gutmüthigkeit des ruſſiſchen Volkes in einem ſehr vortheilhaften Lichte.

Die Herrschaften sind an dergleichen gewöhnt und verzichten an diesem Tage auf alle ordnungsmäßige Bedienung. Eine zu große Strenge kann an einem Tage der Küsse und der allgemeinen Umarmung natürlich nicht angewandt werden.

Man ist froh, wenn man ihrer überhaupt an diesem Festtage gänzlich entbehren kann, läßt sie sich an den öffentlichen Orten herumtummeln und austoben, und die weiblichen Dienstboten freuen sich am meisten, wenn sie ihre männlichen Standesgenossen auf eine Zeit lang los werden, und derweil Muße genug gewinnen, ihre vom Küssen wunden Lippen mit Mundbalsam zu heilen.

Unbeschreiblich aber ist das Equipagengewühl am Ostermorgen. Die Hauptstraßen sind buchstäblich von ihnen gesperrt. Man kann sich gar keine Vorstellung von diesem Anblicke machen, der an Pracht nicht seines Gleichen findet. Man denke sich alle diese glänzenden Equipagen mit den russischen Kutschern und Bedienten, den besternten Herren in den glänzenden und goldgestickten Uniformen und den schön geputzten Damen in ihrer nationalen Hoftracht, und man wird sich einen ungefähren Begriff von diesem Schauspiel machen können. Wohl an 15,000 Equipagen mögen an diesem Morgen zur Hofkour fahren, die Darinsitzenden Alle mit fröhlichen Gesichtern, denn an diesem Gnadentage werden Ordensverleihungen und Rangserhöhungen in Masse vorgenommen.

Während nun die Großen den Orden und Würden nachjagen, strömt das geringe Volk einmal wieder zu den Katschalis, welche die Fasten zur Ruhe gebracht hatten, und amüsirt sich wieder auf den Schaukeln und bei den Bajazzo's, zufrieden mit seinem dürftigen Dasein und sich selbst.

Siebenundneunzigſtes Kapitel.

Abſchied von St. Petersburg. Moskau.

Anblick von Moskau aus der Ferne. — Der Kreml. — Iwan der Schreckliche. — Karl XII. und Napoleon. — Der Glaube von Rußlands Zukunft.

Die Winterſaiſon war zu Ende. Der erſte Mai, welcher in ganz Rußland, und namentlich für Petersburg, ein Feſttag iſt, brach heran. Die Newa hatte ihre Zwangsjacke ausgezogen, und die Gondeln ſchaukelten ſich wieder luſtig auf ihren ſpiegelklaren Wellen. Die Eisbahnen waren zerronnen, die Pelze abgelegt, die Rieſenöfen, dieſe im Winter ſehr geſchmeichelten Stubengenoſſen, mit kalter Geringſchätzung angeſehen, die Reichen gingen wieder auf das Land und die Theater wurden leer, ſo war denn auch ich entſchloſſen, Petersburg, welches mir mit der Zeit lieb geworden war, wieder zu verlaſſen und mein Glück anderswo zu verſuchen. Ich ließ mich in meinem Entſchluſſe von meinen Freunden nicht wankend machen. Alles, wozu ich mich noch verſtehen wollte, war ein Ausflug nach Moskau, den ich mit dem Prinzen L... unternahm, jedoch nicht um daſelbſt aufzutreten. Ich wollte nur

eine Woche daselbst verweilen und dann die Residenzstadt Berlin besuchen.

In dem Wagen des Prinzen trat ich also in seiner Begleitung die Reise nach der alten Czarenstadt an, in deren Flammen Napoleon den Tod, nicht seines Ruhmes, aber seines Glückes gefunden hatte.

Wir legten den Weg von Petersburg nach Moskau in drei Tagen zurück, bei einer Entfernung von 100 Meilen gewiß rasch genug. Die Städte, welche wir berührten, waren Nowgorod, in dessen Nähe die Militärkolonien liegen, von denen mir mein Begleiter grausige Geschichten erzählte.

Es sind noch nicht 9 Jahre her, sagte er, als die rasenden Soldaten hier an hundert Aerzte und eben so viele Offiziere mordeten, als sie deren unglückliche Frauen zu Tode peitschten und einen ihrer Generäle an den Baum banden und nach ihm sich im Scheibenschießen übten.

An wie vielen gräßlichen Ereignissen die russische Geschichte doch so reich ist, dachte ich schaudernd, und über alle diese Dinge wird ein so geheimnißvolles Stillschweigen beobachtet, und erfährt man etwas, so hören wir es nur im Flüsterton, als scheute sich Jeder, dergleichen Dinge auszusprechen. Ja, wahrlich, in diesem weiten Reiche gehen blutige Gespenster um. Merkwürdig bleibt es nur, daß trotz aller Geheimnißthuerei so viel in's Publikum dringt.

Die Stadt Nowgorod selbst ist ziemlich unbedeutend, obwohl diese Stadt früher ansehnlicher und volkreicher gewesen sein soll, als Petersburg und Moskau. Freilich soll damals auch die Stadt Nowgorod gewesen sein, was jetzt ganz Rußland ist, ein Staat von ungeheurer Ausdehnung. Wen ergreift es nicht mit Wehmuth, Reiche und Welten also dem Grabe anheimfallen zu sehen. Nowgorod war früher eine

Republik, mit der nur Rom verglichen werden konnte. Von ihr hieß es: Wer kann wider Gott und Nowgorod? — Da erhob sich neben ihr das Großfürstenthum Moskau, und Iwan Wassiliewitsch, der Schreckliche, kam über sie, eroberte die Stadt, ließ mehrere Wochen lang täglich 500 Bürger hinrichten und Nowgorod war nicht mehr.

Man zeigte mir in dieser Stadt als das historisch-merkwürdigste Gebäude ein kleines Häuschen, welches auf einem Hofe lag. Hier hat vor mehr als drei Jahrhunderten die Bürgermeisterfrau Marfa gewohnt. Sie hat mit ihren Söhnen bei Nowgorods Fall den heldenmüthigsten Widerstand geleistet, wurde gefangen, nach Moskau geführt, wo sie im Kerker starb.

Außer Nowgorod kamen wir noch durch zwei Städte von Bedeutung, Torshok und Twer. Die erste Stadt zählt an 15,000 Einwohner und gewährt mit ihren paar Dutzend Kirchen einen recht angenehmen Anblick. Hier werden die berühmten russischen Lederwaaren fabrizirt, und mein Begleiter sagte scherzend: Von hier aus erstreckt sich die Herrschaft über eine halbe Welt. — denn hier werden die schönen russischen Pantoffel verfertigt, welche in ganz Europa gekauft werden.

Der Prinz P... selbst verfehlte nicht mir mit feierlichen Worten ein halbes Dutzend Paar zu verehren, die ich als Attribut weiblicher Herrschaft aus seinen Händen nahm.

Twer ist ebenfalls eine recht hübsche, malerische Stadt mit 21,000 Einwohnern. Sie hat bedeutenden Handel und viel Leben. Von Weiten sieht diese Stadt so großartig aus, daß ich erst glaubte Moskau zu sehen. Wir kamen sehr spät in dieser Stadt an und fuhren des Morgens früh schon weiter.

Als wir uns Moskau näherten, wurde mein Begleiter so feierlich still, als nähere er sich dem heiligen Grabe. Sein

Blick ſchien ſich aufzuklären, als wir die erſte Kuppelſpitze von Moskau ſahen.

Der Anblick, welchen uns dieſe berühmte Stadt ſchon von weitem gewährt, iſt in der That unbeſchreiblich.

Auf einem unfruchtbaren und ziemlich unbebauten Boden erhebt ſich ein großartiges Panorama von Kuppeln, Burgen und Paläſten, die, dichtgedrängt, unter einander geworfen zu ſein ſcheinen.

Dieſe Kuppeln, dieſe Paläſte, dieſe Burgen in ihrem goldenen, ſilbernen, grünen und röthlichen Glanze enthüllten ſich vor meinen Blicken wie ein phantaſtiſches Zauberbild.

Welche Ideen regt dieſe majeſtätiſche Stadt an, dieſer Wohnſitz barbariſcher Czaren, eines Iwan des Grauſamen, dieſer majeſtätiſche Grabhügel, eine Armee, wie ſie die Kriegsgeſchichte nicht ihres Gleichen hat, dieſes Denkmal eines untergegangenen Glückes, das ohne Beiſpiel, dieſes Moskau, welches, wie Jeruſalem und Rom, zu einer klaſſiſchen Stätte geworden iſt.

Meine Blicke hafteten wie feſtgebannt an dem Kreml, dieſer Rieſenburg, welcher wie ein ungeheurer Felſen über der Stadt thront, dieſem phantaſtiſchen Conglomerat von Pfeilern, Kuppeln und Thürmen, welche von über- oder unterirdiſchen Weſen hier zuſammengetragen zu ſein ſcheinen.

Man iſt in Moskau Europa völlig entrückt, man glaubt in einer chineſiſchen Stadt zu ſein, und auch dieſer Vergleich iſt lange nicht erſchöpfend, Moskau iſt weder europäiſch noch aſiatiſch, Moskau iſt einzig in ſeiner Art.

Beim Anblick dieſer merkwürdigen Stadt wirft man ſich unwillkührlich die Frage auf, was Peter den Großen bewogen haben konnte, Moskau als Reſidenz aufzugeben und gegen ein Petersburg umzutauſchen?

Nur ein einziger Gedanke erklärt diesen schlechten Tausch. Peter der Große wollte den Schwerpunkt seines Reiches, nicht Asien, sondern Europa, näher rücken.

Dieser Tausch der Residenzstädte ist für Europa so verhängnißvoll geworden, wie nur irgend eine große That, ein großer Gedanke.

Moskau ist nicht nur schon an sich schöner und majestätischer als Petersburg, es hat das, was so nothwendig ist zur wahren Größe einer Stadt, Leben und Bewegung.

Moskau hat nur 200,000 Einwohner, also fast die Hälfte von Petersburg, aber diese Stadt scheint dennoch eine dreifache Anzahl zu haben.

Dieses Leben und Treiben in Moskau macht uns einen Augenblick vergessen, daß wir in Rußland sind, unter dem allgewaltigen Scepter des weißen Czaren, Moskau sieht aus wie eine freie Stadt, wie Hamburg, wie London.

Wenn man sich aber in die Geschichte dieser Stadt weiter vertieft, wenn man ihr Leben und Gedränge näher betrachtet, dann freilich schwindet dieser Schein, und wir werden rasch genug inne, wie weit die heilige Stadt noch von der europäischen Civilisation entfernt ist.

Welch einen entsetzlichen Contrast bieten die unermeßlichen vielen Kirchen, nach welchen allein Moskau das Heilige genannt werden könnte, mit der blutigen Geschichte, von der fast jeder alte Stein in Moskau erzählen könnte.

Auf welchem Punkte man sich auch in Moskau befinden möchte, der Blick richtet sich immer wieder unwillkührlich auf den Kreml, mit seinen auf Felsen ruhenden Festungswerken und seinem von diesen eingeschlossenem Geschwisterpaare, den drei Kathedralen.

In der Himmelfahrtskathedrale wurden die Czaren ge-

krönt, in der des Erzengels Michael wurden sie begraben, daneben strahlt das goldene Dach der Jungfrau-Maria-Kirche, die nach dem Modell der St. Sophiakirche in Constantinopel erbaut wurde.

Diese letztere wurde unter Iwan dem Schrecklichen zum Andenken an die Eroberung von Kasan erbaut, welcher von ihrer Schönheit so entzückt wurde, daß er dem Erbauer, damit das Werk auf Erden nicht seines Gleichen haben sollten, die Augen ausstechen ließ.

So erzählt die Sage.

In diesem Kremi feierte Iwan der Schreckliche seine Orgien, bei denen oft mehr Blut als Wein geflossen haben soll.

An seinen Brüstungen sollen ehemals große Haken angebracht gewesen sein, an welchen die Czaren ihre überwundenen Feinde an den Rippen aufhängen ließen.

Hier ließ selbst Peter der Große den Liebhaber seiner verstoßenen Frau pfählen, um dann ein Bauernmädchen zu heirathen, welches es so gut verstand, die Kaiserin der Russen zu sein.

Hier starb auch der Erstgeborne Peters I. auf Befehl, und wie man behauptet, sogar durch die eigenen Hände des Vaters.

Und welche merkwürdige Dinge enthalten sonst noch die verschiedenen Paläste, welche der Kremi umschließt.

In dem sogenannten Rüstpalaste sieht man die Kronen von Polen und Georgien, die Schlüssel von Warschau, die mit Sicheln beschlagenen Wagen der Streliţen, mit welchen diese Prätorianer durch das Volk von Moskau pfeilschnell dahingeflogen sein sollen, um den Czaren Platz zu machen.

Hier sieht man endlich auch die Trophäe des Sieges über den vor Napoleon gefährlichsten Feind Rußlands.

Es ist nämlich der Tragsessel des verwegenen Karls XII.,

auf welchem sich der verwundete König in den so verhängnißvollen Kampf von Pultawa tragen ließ.

Pultawa und Moskau, Karl und Napoleon, welche Tage, welche Namen überwundener Sieger in der Geschichte dieses riesigen Reiches!

Nachdem solche Männer von dem ungeheuren Glücke dieses Reiches darniedergeschlagen worden sind, welche Helden soll die Geschichte noch erzeugen, Rußland entgegen zu rufen: Bis hierher und nicht weiter!? — — —

Aber wie gesagt, Moskau ist nicht allein durch seine Gebäude bei weitem interessanter als Petersburg, sondern durch die Menschen, die sich darin bewegen, und das Leben, welches diese hervorrufen.

Schon die vielen reichen und bedeutenden Edelleute, welche hier leben, sehen ganz anders aus, als der Petersburger Adel. Man merkt es den Leuten an, daß sie hier freier athmen. Auch die Polizei, welche sicher auch in Moskau nicht fehlen wird, tritt doch hier mehr in den Hintergrund. Das hier herrschende stete Gewühl, der enorme Zufluß von Fremden, sowohl aus Europa als Asien, die geschäftige Thätigkeit, welche nichts mit der zierlichen Ruhe, der geräuschlosen Geschäftigkeit in Petersburg gemein hat, diese Dinge verhindern oder lassen doch wenigstens die russische Polizeileidenschaft in Moskau weniger auffallend erscheinen.

Es treffen fast mit jeder Stunde ganze Karavanen von Asiaten und Nomaden ein, und eben so reisen von hier die russischen Kleinkrämer, ihre Waare auf einer Karre, durch ganz Rußland.

Der Russe selbst fühlt sich in Moskau in seinem Elemente. Moskau ist eine wahrhaft russische Stadt. In Petersburg dagegen kommt sich der Russe wie ein Fremdling vor, und wenn

man bedenkt, wie überwiegend dort die fremden Elemente sind, wie wenig die russische Sprache dort unter den gebildeten Ständen gehört wird, und wie überwiegend namentlich die französische und deutsche Bildung daselbst ist, so mag er sicher nicht Unrecht haben.

Aber auch selbst was Pracht und Reichthum anbetrifft, wird Petersburg von Moskau fast verdunkelt, und es schien mir, als wage sich hier der Reichthum und Glanz eher an's Tageslicht, als in der Residenz.

Das waren ungefähr die ersten Eindrücke, welche das Moskauer Leben auf mich hervorbrachten, und ich nahm keinen Anstand, Alles was ich dachte und empfand, dem Prinzen L...w mitzutheilen.

Warten Sie nur noch ein wenig, sagte dieser mit leuchtenden Augen, sie kennen dieses Rußland, dieses Moskau noch lange nicht. Sie werden ein Menschenalter gebrauchen, um einen Staat kennen zu lernen, der noch den Nerv eines tausendjährigen Lebens in sich fühlt, und dessen Zukunft — die Zukunft von Asien und Europa zugleich sein wird. Sehen Sie die Flammenschrift, welche auf Moskau's Kuppeln brennt, verkündet:

Von Moskau nach Constantinopel, von Moskau nach Peking, von Moskau nach — — —

Bei diesen Worten unterbrach ich den begeisterten Russen: Hören Sie auf, sagte ich. Sie machen da von ihrem Moskau aus Reisen, auf denen ich Ihnen mit meinem Gedankenfluge nicht so schnell folgen kann. Reisen Sie in Gottes Namen nach Constantinopel und Peking, lassen Sie Ihr Petersburg, welches dann wohl überflüssig sein wird, in Kalk zerbröckeln und in Staub zerfallen, das soll mich Alles nicht rühren, aber kommen Sie mir dem Herzen von Europa nicht zu nahe, welches zu warm pulsirt, um Rußlands starre Kälte vertragen zu können. Die Zukunft Ihres Reiches mag eine asiatische sein, aber das Verhängniß wird sie hoffentlich nicht zu einer europäischen machen, und es scheint mir glücklicher Weise, als habe die europäische Menschheit, trotz aller Zerfahrenheit, bei weitem mehr Kraft, als die römische, Asien zu widerstehen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

Memoiren

der

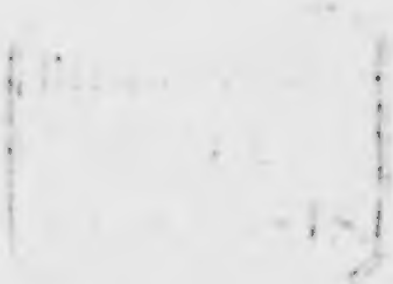
Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Fünfter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schulze's Buchdruckerei.
Breite Straße 30.



[illegible]

Achtundneunzigstes Kapitel.

Das heilige Thor.

Der Mann mit den Wachskerzen. — Die Franzosen vor dem Kreml. Der Stab Iwan des Schrecklichen. — Das zerbrochene polnische Scepter. — Historischer Plunder.

Der Kreml von Moskau ist ein so riesiges, so merkwürdiges Felsengebäude, daß man, bei einem kurzen Aufenthalt in dieser Stadt, es jeden Tag betrachten muß, um den Eindruck ganz mit hinweg zu nehmen, den es auf den Beschauer hervorbringt. Der Russe blickt in religiöser Ehrfurcht zu dieser alten Burg hinauf, wie der Indier in der heiligen Stadt Benares in seinen Ganges schaut, ihn kümmert nicht das Entsetzliche, was zwischen diesen gewaltigen Steinmassen vorgegangen ist, genug, seine alten Czaren haben darin gewohnt, und er vermag den Schleier nicht zu heben, welcher der Nimbus dieser ihm so heiligen Stätte ist. Demüthig, die Mütze in der Hand, das Haupt gebeugt, ein Gebet auf den sich leise bewegenden Lippen, schreitet er durch das heilige Thor, welches zum Kreml führt, das Spass worota, Erlöserthor genannt. Ich stand selbst eine gute Weile da und betrachtete mir das verwitterte Bild an dem Thurme des Thores, welches in einem

Glaskasten steht. Vor dem Bilde hängt eine kolossale Messinglampe an einer eben so kolossalen eisernen Kette, an welcher die Lampe hinab- und hinaufgewunden wird. Bei diesem Christusbilde, welches uralt und hinter seinem blinden Glasfenster gar nicht zu erkennen ist, sitzt ein Wächter, welcher auf einem neben sich stehenden Tische Wachskerzen verkauft, wenn Einer der Passirenden eine solche dem Erlöser anzünden will.

Einige, mit denen ich über das Christusbild sprach, behaupteten, daß es ein solches gar nicht, sondern das Bild eines Czaren sei, aber genug, der gemeine Mann hält es dafür und blickt mit frommer Ehrfurcht zu dem Kasten empor, als wäre es der Erlöser selbst. Ich sah übrigens alle Leute, welche dieses heilige Thor passirten, ohne Ausnahme den Hut vor dem Bilde ziehen, und wollte dieses Jemand, welchem Glauben er übrigens auch angehören mag, vergessen, so würde ihn der Thurmwächter augenblicklich an den Zoll der Ehrfurcht erinnern, welcher hier der Sitte nach von einem Jeden gefordert wird.

Ich unterhielt mich mit dem alten Manne hinter seinem Tischchen eine ziemlich lange Zeit, natürlich war er ein ächter National-Russe, und ich mußte mich, da ich der russischen Sprache, bis auf einige wenige Vocabeln, nicht mächtig war, meines Begleiters als Dolmetscher bedienen.

Wie lief der Mund des Russen von den vielen Legenden über, welche er jetzt mit frommer Geschwätzigkeit erzählte. So reich an Sagen ist die ganze alte griechische Geschichte nicht, als dieses heilige Thor des Kreml's. Ich habe in Indien, in Spanien, selbst in dem aufgeklärten Frankreich einen Aberglauben, eine Einfalt gefunden, welche mich theils mit Entsetzen, theils mit Staunen erfüllt hat, aber nirgend ist mir der Aberglaube in einer solchen crassen Gestalt wie in Rußland

begegnet, nirgends habe ich so viel fromme Einfalt wie hier gefunden.

Der fromme Christuswächter am heiligen Thore des Kreml's zu Moskau erzählte Wunderdinge, die Verbrechen mit der Glorie heiligen Eifers umhüllten. Welche Dinge, welche Gräuelthaten, welche Gott entwürdigende Schändlichkeiten hat dieses Thor, dieses Bild an seinem Thurme gesehen! gleichviel — es ist und bleibt ein heiliges Thor.

Merkwürdig klingt das, was der Russe von der Zeit Napoleons erzählte.

Dieser nämlich wollte das Heiligenbild aus dem Glaskasten nehmen, wahrscheinlich, um zu untersuchen, ob es Gold habe. Kaum aber hatte man die Leiter bestiegen, als sie mitten durchbrach, und die Tempelrauber mit verschiedenen Rippen ihre verwegene Gotteslästerung büßen mußten. Nun nahm man, wüthend und voll Rache gegen das Christusbild eine andere Leiter, aber auch diese brach, und obgleich sie eine dritte und vierte nahmen, es half ihnen Alles nichts, sie brachen jedesmal unter der Last der Franzosen zusammen. Natürlich stritt die Gottheit selbst für sich vom heiligen Thore herab. Nun aber kannte die ohnmächtige Wuth der Franzosen keine Grenzen, sie schossen nach dem heiligen Bilde oder vielmehr sie wollten schießen, denn so oft sie auch luden, das Pulver war wie Wasser. Da sie sahen, daß es mit den Gewehren nicht ging, holten sie eine mächtige Kanone herbei und machten ein großes Feuer über dem Zündloche an, wenn etwa das Pulver ähnliche Mucken wie bei den Gewehren zeigen wollte. Diesmal fing es Feuer, aber die Franzosen kamen demungeachtet nicht zum Ziele. Die Kanone platzte und die frevelhaften Kanoniere lagen zerstückt unter ihren Trümmern.

Nun ließen die Franzosen das wundertätige Heiligenbild in Ruhe und zogen bestürzt von dannen.

Es ist übrigens diese Geschichte nicht die einzige, welche man aus dem Jahre 1812 erzählt, und es ist wahrlich höchst interessant, die Ansicht des russischen Volkes über den Feldzug Napoleons zu hören. Man glaubt, diesen an sich schon wunderreichen Feldzug nur sicher die merkwürdigste, einflußreichste und bedeutsamste Begebenheit des 19. Jahrhunderts in eine vollkommene Wunder- und Sagengeschichte übersetzt zu hören. Die Russen haben übrigens Recht mit dieser märchenhaften Tradition einer fast unter ihren Augen vorgefallenen Geschichte — denn welch eine Zukunft knüpfte und knüpft sich für sie noch an die Niederlage des Riesen auf den russischen Schneesteppen?

Ein zweites Thor des Kreml hat ebenfalls einen Heiligen, nach welchem es heißt, über seinem Eingange und zwar den heiligen Nikolaus. Hier gehen die Leute, ohne den Hut oder die Mütze zu ziehen, ein und aus, es muß also wohl nicht für ganz so heilig wie das andere Thor gehalten werden. An diesem Thore ist die Spur eines Risses, welcher durch eine besondere Farbe ausgezeichnet ist, sichtbar. Er entstand durch Napoleons auffliegende Pulverfässer. Der Kreml mit seinen heiligen Thoren war dem Untergange geweiht, aber die ungeheure Pulvermasse war doch noch zu gering, und brachte bei dem gigantischen Gebäude keine andere Wirkung, als einen fast unbedeutenden Riß hervor, welcher nun an dem Thore des heiligen Nikolai noch sichtbar ist.

Den armen Franzosen ist es überhaupt sehr übel in Moskau ergangen, nicht allein das Feuer hat ihnen so schlimme Streiche gemacht.

Die Russen haben wahrlich Recht, irgend ein unsichtbarer

Geist hat die Franzosen in Moskau mit Blindheit geschlagen. Dinge von unschätzbarem Werthe übersahen sie und andere werthlose Sachen nahmen sie mit großem Mühaufwande von ihrer Stelle. So hielten sie, wie man mir erzählt hat, das große Kreuz auf dem Kreml, welches nur übergoldet war, für massives Gold und nahmen es fort, während ein kleineres von wirklichem Golde, nicht weit davon auf einem andern Thurme, unbeachtet blieb. So ging es ihnen auch oft mit den Heiligenbildern und Kirchengeräthen.

Der Kreml, oder vielmehr die riesigen Mauern, welche ihn umgeben, umschließen zugleich eine Menge Paläste und Kirchen. Von einem, dem sogenannten Terema, d. h. einem terrassenartig gebauten Palaste, hat man eine Aussicht, die nicht leicht ihres Gleichen findet. Eine Masse goldener Thurmspitzen, silberner, buntbemalter und besternter Kirchenkuppeln, mit phantastischen Heiligenbildern, ragen aus der verworrenen Gebäudemasse hervor, welche die Kremlmauer umschließt.

Die Paläste enthalten sehr merkwürdige Dinge, deren aber in einer so großen Anzahl vorhanden sind, daß ihre Aufzählung eben so ermüden würde, wie ihr Anblick. Im Ganzen machten sie auf mich den Eindruck einer Antiquitätenbude, wie ich deren in London mehrere gesehen. Da sieht man eine ganze Reihe Throne, alte Sessel mit riesigen Baldachins, auf denen die Czaren von Iwan I. bis auf den jetzigen Kaiser herab gethront haben. — Eine eben so große Masse Kronen von besiegten Fürsten gewähren weiter kein besonderes Interesse. Es sind zumeist Pelzmützen, einige mit goldenen Reifen.

Außer den Dingen, welche ich schon am Schlusse des vorigen Bandes erwähnt habe, verdient noch das polnische Scepter unser ganzes Interesse in Anspruch zu nehmen. Es ist ein grüner, länglicher Stein, dessen Ende mit Gold geschmückt

ist. Das Scepter hat in der Mitte einen Bruch. Ob dies Zufall, oder auf welche Weise der Scepter eines untergegangenen Reiches zerbrach, vermochte ich nicht in Erfahrung zu bringen. Das Zweite ist ein Stock mit einer langen eisernen Spitze, dessen sich Iwan der Schreckliche bedient haben soll. Mit diesem Stocke soll er den Boten eines zu seinen Feinden, den Polen, übergegangenen Bojaren, welcher ihm von diesem einen Brief brachte, durch den Fuß an den Boden geheftet, und so, gestützt auf seinen Stab, den Brief gelesen haben. Mit diesem Stock soll der Schreckliche auch seinen eigenen Sohn ermordet haben.

Jetzt ruhen beide, Vater und Sohn, schon seit Jahrhunderten in einer Kapelle der Michaeliskirche ruhig neben einander, die Zeit hat aber die Spuren so gräßlicher Thaten noch heute nicht ganz verwischen können.

Nachdem ich mir den ganzen Plunder vergangener Herrlichkeit und den stolzen Staat der Gegenwart sattsam betrachtet hatte, beschloß ich meine Wanderung, um am andern Tage eine eben so interessante als sonderbare Reise fortzusetzen.

Neunundneunzigstes Kapitel.

Der Mollah.

Religiöse Ceremonien der Russen. — Die iberische Mutter Gottes. — Moleben. — Die Moschee und der Mollah. — Die Frauen im Paradiese.

Der gemeine Russe ist ganz außerordentlich fromm, d. h. er hängt an äußere Ceremonien, die das Herkommen ihm vorschreibt, ohne eigentlich wahrhaft religiös, d. h. human, von edler, christlicher Gesinnung durchdrungen zu sein. Daher kommt es denn, daß Moskau neben seiner großen Anzahl von Kirchen und mehr als zwanzig Klöstern noch unendlich viele Plätze hat, die der fromme Glaube zu kleinen Heiligthümern macht, ohne sich eigentlich eines sittlichen Grundes dazu bewußt zu sein. Daher kommt es, daß bei ihnen so oft Moral und Religion ganz verschiedene Wege gehen, und daß der Russe sehr wohl im Stande ist, seine Heiligen zu jedem Schelmstückchen anzurufen und um Unterstützung anzuflehen.

Es ist ganz unglaublich, und ich habe es in keinem katholischen Lande so gefunden, wie oft der Russe betet und anbetet, wie oft er sich bückt, zur Erde fällt, sich bekreuzt und seine Heiligen küßt, die man in jedem russischem Hause, ja in

jedem einzelnen Zimmer, mit einer brennenden ewigen Lampe davor, angebracht findet. Ich glaube, der Russe bekreuzt und bückt sich, so wie er in ein Haus tritt, denn wenn er kein Heiligenbild sieht, so vermuthet er doch eins, und das Begrüßen der Hausgeister ist ihm zur andern Natur geworden.

Man hat für diese Ceremonien, namentlich für das Bekreuzen, einen allgemeinen Namen: „Potion". Der Russe macht seinen Potion, wenn er eine Leiche begegnet, wenn er an einer Kirche vorübergeht, wenn er vom Tische aufsteht, wenn er sich ins Bette legt, wenn er erwacht, ja sogar, wenn er gähnt. — Ich habe wirklich es einige Male gesehen, daß alte Frauen beim Gähnen den Mund bekreuzten: auf meine Frage erhielt ich die Antwort, daß beim Gähnen der Böse dem Menschen den Mund öffne, um — sich die Seele heraus zu holen. Deshalb bekreuzte sie sich.

Man würde sich sehr irren, wenn man glaubte, daß man dergleichen abergläubischen Ceremonien nur dann und wann begegne, wie ja selbst in protestantischen Ländern, wo die Völker sich einer allverbreiteten Aufklärung rühmen, dergleichen dann und wann vorkommt. So habe ich z. B. selbst in Berlin eine ganz gebildete Frau, bei der ich einige Zeit wohnte, wenn sie ein neues Brod anschnitt, dieses jedesmal dreimal bekreuzen sehen, und sie erzählte mir, daß diese Sitte ziemlich allgemein gebräuchlich sei. Indeß habe ich dergleichen Ceremonien in andern Städten nur selten bemerkt, aber in Moskau, und eben deshalb vielleicht in ganz Rußland (in Petersburg weniger) sind solche Ceremonien wirklich eben so sehr im Schwunge, wie das Bedürfniß des Schlafes und der Mahlzeit. Wohin man den Fuß setzt, wohin man den Blick wirft, begegnet man mehreren Heiligen, Geweihten, Kreuzschlagenden, Betenden, Niederknienden, kurz — wenn die Heiligkeit in

Aeußerlichkeiten sitzt, so verdient Moskau sicher die heilige Stadt genannt zu werden, so wie sie auch von lauter Heiligen bewohnt zu sein scheint.

Es ist gar nicht zu beschreiben, auf welche Kontraste man in Moskau stößt. Man sieht Bilder, die voll Schmutz sind, und etwa nicht halb so schön wie die Zigeuner aussehen, die oft auf den Schildern der Marktbuden glänzen, mit Juwelen überladen und dem schönsten und kostbarsten Schmuck bekleidet. Ich weiß in der That nicht, welch ein Ideal der Russe, welcher so schwarze, angeräucherte Götter und Göttinnen liebt, von der Gottheit haben muß.

Merkwürdig ist noch eine Art Selbstpeinige in Rußland, welche sie Moleben nennen. Wenn Jemand einen Tag recht heilig verbringen oder sich für empfangene Wohlthaten gegen Gott dankbar beweisen und seine Gefühle frommen Erinnerungen, namentlich an Geburtstagen ꝛc., zuwenden will, dann geht er zu einem Priester, von welchem er sich in die Kirche führen läßt. Dieser singt ihm dann Gebete vor und läßt tüchtig vor ihm räuchern, während der also Gottverehrende sich unaufhörlich bekreuzt und bückt. Der Priester empfängt für seine Bemühungen eine oder auch mehrere Rubel, je nach dem Stande der Person.

Wie sehr die Russen im Allgemeinen ihren Heiligen anhängen, das habe ich vor der kleinen Kapelle der iberischen Mutter Gottes gesehen.

Diese Kapelle steht auf dem rothen Platz vor der Sonntagspforte, einem der belebtesten Thore Moskaus: das, was man mir von dieser alten Gottesmutter erzählte, geht bis in die Urwelt hinauf und umfaßt die Sagen aller Völker zusammen. Warum die Russen für diese Heilige, welche aus Geor-

gien ſammt, eine ganz beſondere Vorliebe haben, das konnte ich nicht erfahren.

Sie ſelbſt, die Heilige, ſitzt im Hintergrunde ihrer kleinen Kapelle, und ihr gebräuntes Geſicht iſt von den vielen Perlen und andern Schmuckſachen, mit welchen ſie behangen iſt, kaum ſichtbar. Das Netz, welches ihren Kopf umhüllt, iſt aus lauter koſtbaren Perlen gewebt. Auf der Stirne, auf den Schultern glänzen große Edelſteine, und dieſe goldenen und diamantenen Schmuckſachen und Kleider verbreiten unter dem Scheine von einem Dutzend Wachskerzen, welche auf ſilbernen Leuchtern immerwährend vor der Heiligen brennen, einen magiſchen Glanz.

Der Zudrang zu dieſer Kapelle iſt unglaublich groß. Ich habe daſelbſt nur eine Viertelſtunde verweilt, aber ich verrechne mich nicht, wenn ich die Zahl der Beſuchenden während dieſer kurzen Zeit auf wenigſtens 50 Perſonen anſchlage. Die Kapelle iſt den ganzen Tag geöffnet, und es geht kaum Jemand an dieſem ſo belebten Orte vorüber, ohne in die Kapelle zu treten. Die Meiſten der Beſuchenden warfen ſich vor ihr auf die Kniee, küßten den Boden und beteten. Viele küßten noch der Gottesmutter die Hand, und ihrem Chriſtuskinde den Fuß.

Ich glaube, außer dem Kaiſer iſt es nur noch dieſe iberiſche Mutter Gottes, welche ſich der äußerſten Verehrung, deren der Menſch überhaupt fähig iſt, in Moskau erfreut. Eine Kopie dieſes Heiligenbildes wird auch oft zu den Kranken, auf deren Wunſch, getragen, welche ſich von ihrem wunderthätigen Anblick Geneſung verſprechen.

Nachdem ich die kleine Kapelle verlaſſen hatte, beſuchte ich die Moſchee, welche in der Nähe der Tatarenſtraße liegt. Ich habe mir von dieſem mohamedaniſchen Gotteshauſe ſehr viel verſprochen, ich glaubte wenigſtens etwas von der Pracht der

türkischen Moscheen hier vorzufinden, aber ich fand mich sehr getäuscht. Das kleine unansehnliche Gotteshaus sah ungemein dürftig aus und schien auf eine große Armuth der Gemeine, die etwa aus 150 Tataren besteht, hinzudeuten. Bis auf einen sehr schönen kostbaren Teppich, welcher in den Moscheen ein unerläßliches Erforderniß zu sein scheint, sah Alles überaus kahl und dürftig aus.

Ich traf den Geistlichen, den Mollah, mit seinem Küster gerade in der Moschee gegenwärtig. Er schien so eben eine heilige Handlung beendet zu haben, und ich trat an ihn heran. Auf meine französische Ansprache erfolgte aber ein Achselzucken, und da meine Begleiterin, eine geborene Französin, sich ebenfalls nicht verständlich machen konnte, so glaubten wir schon auf eine Unterhaltung mit dem Mollah, einem zwar nicht hübschen, aber interessant aussehenden Manne verzichten zu müssen, als er uns fragte, ob wir der deutschen Sprache mächtig seien, was meine Begleiterin bejahete.

Nun führte uns der Mollah nach seiner Wohnung, die aber noch dürftiger als die Kirche aussah. Vor seinem Hause spielten ein Paar Tatarenknaben, deren Köpfe, wie das bei ihnen Sitte, ganz kahl geschoren waren. Der Mollah erzählte uns von vielen Dingen, von seiner Armuth und seinen geringen Einkünften, von seiner Reise nach Mekka, die er vor einiger Zeit vollendet hatte, und andern Dingen.

Wir sahen den Koran, sehr sauber gebunden, auf dem Tische liegen, und meine Begleiterin, eine junge, muthwillige Frau, in meinem Alter, sagte zum Mollah:

Die Religion des Koran, so weit sie solche kenne, gefiele ihr sehr wohl, nur mit der Lehre vom Paradiese könne sie sich nicht zufrieden geben.

Und warum nicht? fragte der Mollah.

Weil wir Frauen darin verdammt sind, vor wie nach die Sklavinnen der Männer zu sein.

Der Mollah schien etwas verlegen und von dieser Antwort frappirt zu sein, er sagte indeß sich fassend:

Nicht doch, mein Töchterchen, es ist den Frauen im Paradiese eine Lust, den Männern Liebesdienste zu erweisen. Was sie thun, thun sie aus eignem Antriebe ihrer Seelen, nicht als Sklavinnen, nicht als Dienerinnen, sie thun es aus Liebe und um die Liebe.

Das scheint mir doch jedenfalls in Eurem Paradiese eine für die Frauen gefährliche Lage zu sein, wandte meine Freundin ein, den Männern nur verspricht Euer Gesetz die Seligkeit des Paradieses und der Houris; werden sie also diese nicht wie ihr verlorenes Eigenthum, und sie eben nur wie Dinge, die nur ihretwegen da sind, betrachten?

Der Mollah machte eine sehr ernste und nachdenkende Miene. Ich glaube wohl, daß er zuvor über diesen Gegenstand niemals nachgedacht hat, und daß er jetzt in der That nicht wußte, auf welchem Fuße die Frauen im Paradiese mit den Männern stehen würden. Nach einer kleinen Weile versetzte er:

Höre, meine Tochter, allerdings steht nach unsern Religionsbegriffen der Mann höher als das Weib, und da Gott dies einmal so eingerichtet hat, wird es natürlich auch im Paradiese nicht anders sein können, aber die Männer, welche im Paradiese sind, werden die Frauen dennoch nicht wie Sklavinnen, sondern wie Engel betrachten, welche bei ihnen sind, das Glück und die Freuden des Paradieses zu theilen.

Das hieße aber ja immer, den Männern auf Gnade und Ungnade ergeben sein, wandte meine Freundin ein, sich, das ist es eben, was mir so sehr mißfällt.

Und wie glaubt Ihr nach Eurer Religion im Paradiese zu leben? fragte der Mollah lächelnd.

Nun, ich denke mir, daß wir von den Männern ganz gesondert leben, und so das Glück genießen werden, uns allein genug zu sein.

Der Mollah schüttelte den Kopf und sagte: Meine Tochter, Ihr habt jedenfalls einen falschen Gedanken von Eurem Paradiese gefaßt. Denn ich glaube, um vollkommen glücklich zu sein, bedarf es im Himmel wie auf Erden eines Zusammenlebens beider Geschlechter, die sich doch nur gegenseitig ergänzen. Ihr werdet Euch also auch nach Eurer Religion der Männer im Paradiese nicht erwehren können, und ich glaube auch, daß Ihr sehr zufrieden damit sein werdet.

Ich gab dem guten Mollah vollkommen Recht, und schalt mit meiner Freundin, daß sie ihren Männerhaß bis nach jener Welt hinübertrage. Ich sagte ihm, daß mir sein Paradies ganz gut gefalle, und ich nur das Eine auszusetzen hätte, daß die Männer auch noch dort Pfeifen rauchen sollten, und ich sei eine erklärte Feindin dieses Dampfes.

Sei versichert, versetzte der Mollah mit einer Artigkeit, die mich etwas überraschte, wenn ich Euch, meine Töchter, im Paradiese begegne, werde ich sogleich meine Pfeife bei Seite legen.

Ich dankte dem Mollah für seinen guten Willen und nahm schließlich von ihm, nicht ohne seinem Küster, der sehr ärmlich und kläglich aussah, ein Geschenk zurückzulassen, welches er mit Entzücken annahm.

Einhundertstes Kapitel.

Mönch und Nonne.

Die Igumena. Nonnenbräuche. Die Schwestern Peter des Großen. Die komische Mutter.

Ich hatte mir vorgenommen, von den vielen Klöstern, welche Moskau hat, zwei zu besuchen, ein Mönchs- und ein Nonnenkloster. Das Nowitschin Monastir, das Mädchenkloster, liegt auf dem Jungfernfelde, welches für jeden Russen eine gewisse historische Bedeutung hat. Auf diesem Felde nämlich bewirthen die russischen Kaiser nach ihrer Krönung das Volk. Der jetzige Kaiser soll nach seiner Thronbesteigung hier nicht weniger als [illegible] Gäste gehabt haben. Mir erschien der große, mit Gras bewachsene und lang gestreckte Platz sehr langweilig, und ich freute mich, als endlich die Dreifaltigkeit vor dem vielthürmigen (ich zählte mehr als zwanzig Thürme) Kloster hielt.

Der Hof des Klosters, welcher zugleich der Kirchhof war, gewährte einen sehr freundlichen Anblick, und ließ uns von dem Kloster selbst die beste Meinung gewinnen. Ich hatte eine Empfehlung an die Igumena, die Aebtissin, welche mich und meine Begleiterin auch sehr freundlich aufnahm. Ich fragte

ſie, ob ſie mir nicht die Zelle zeigen könne, in welcher Sophie, die herrſchſüchtige Schweſter Peter des Großen, ihre letzten Tage verlebt habe, und ſie verſetzte mir, daß ſie ſelbſt in dem Häuschen wohne, welches jene Sophie inne gehabt und welches ich eben jetzt betreten habe.

Ich knüpfte nun mit der Aebtiſſin ein ſehr intereſſantes Geſpräch an. Das Kloſterleben in Rußland iſt durchaus nicht ſtrenge, die Nonnen, zum Theil recht hübſche jugendliche Perſonen, erſchienen mir alle ſehr lebensluſtig. Uebrigens ſind derartige Stiftungen in Rußland ſehr arm, außer ihren todten Schätzen haben ſie in der Regel nur einen geringen Fond, was mir in Bezug auf den koloſſalen Reichthum der Kirchen ſehr auffiel. Einige Nonnen klagten mir ganz offenherzig ihre Armuth. Sie mußten ſich den größten Theil ihres Unterhaltes durch Händearbeit verdienen; es waren dieſe arme Nonnen ſehr unſchuldige Weltkinder, und deshalb erhielt ich auch keine ſehr ergreifende Antworten auf meine Fragen nach ihrem frühern Schickſale.

Zumeiſt erhielt ich auf die Frage: welches Geſchick hat Sie zu dem Entſchluſſe angetrieben, ihr Leben zwiſchen Kloſtermauern zuzubringen? die Antwort: Ich weiß nicht, es gefiel mir ſo; oder: Ich wollte fromm ſein und recht viel beten.

Meine muthwillige Begleiterin, welche den armen Mollah ſo ſehr in die Enge getrieben hatte, ſchien ihre ſchalkhaften Fragen bei einer kleinen, noch ſehr jungen Nonne wiederholen zu wollen. Sie ging mit ihr etwas bei Seite und fragte ſie ganz zutraulich:

Sage mir mal, wie oft ſiehſt Du denn Deinen Schatz in der Woche?

Und dies fromme Kind verſetzte ganz arglos:

O, wenigstens zweimal, er ist ein schöner Bruder aus dem * * * Kloster.

Sie bezeichnete das Kloster näher, ich habe indessen den Namen wieder vergessen.

Aber, wie fangt Ihr denn das an, Euch zu sehen? fragte meine neugierige Begleiterin weiter, dürfen denn die Mönche zu Euch kommen?

O, zu uns kann kommen, wer will.

Und was macht Ihr denn miteinander, wenn Dein hübscher Bruder zu Dir kommt? fragte die Schalkhafte weiter.

Was wir miteinander machen? fragte die junge Nonne zurück und erzählte ein wenig, nun, ich glaube, wir trinken Thee.

Ach, Ihr trinkt Thee. Aber es muß doch sehr langweilig sein, immer Thee zu trinken, und wenn Dein hübscher Bruder Abschied nimmt, vergißt Du denn nicht ein wenig Deinen Thee?

Nun, denn gebe ich ihm die Hand, und bitte ihn recht herzlich, bald wiederzukehren.

Und er?

Er sagt gar nichts, er küßt mich nur.

Hast Du das der Aebtissin schon gesagt, daß der Bruder Dich küßt?

Muß ich denn das der Igumena sagen?

Allerdings, wenn es Dein Freund wünscht.

Nein, nein, sagte das unschuldige Kind, etwas lebhaft werdend, der wünscht es gar nicht, im Gegentheil, er hat mich eigentlich gebeten, es Niemanden zu sagen, nun, ich denke, daß er mir Euch selbst eine Ausnahme machen würde.

Du denkst, daß er mich auch küssen würde? fragte meine

ſchalkhafte Freundin, und ich hatte Mühe, das Lachen zu unterdrücken.

Ja, ganz gewiß, er ſagt mir, daß es keine Sünde ſei, ein hübſches Mädchen zu küſſen, es müſſe aber nur hübſch ſein, denn dafür ſeien die hübſchen Mädchen geſchaffen, aber man dürfe es nur den häßlichen Mädchen nicht ſagen und ſie auch nichts ſehen laſſen.

Eine ſo offenherzige Nonnenbeichte amüſirte mich nicht wenig, und ſicher hätte meine Freundin ihr ſchelmiſches Examen fortgeſetzt, wenn nicht die Aebtiſſin wiedergekommen wäre, welche ein nothwendiges Geſchäft von uns abgerufen hatte. Wir beſahen uns nun noch die verſchiedenen Merkwürdigkeiten des Kloſters, welche übrigens, außer den Begräbnißplätzen der Schweſtern Peters des Großen Eudokia und Katharina, und der ränkevollen Sophia, in nichts Weſentlichem beſtanden.

Wir verließen ſodann das Jungfrauenkloſter, ganz zufrieden mit dem, was wir daſelbſt erfahren und geſehen hatten, und nun wollten wir das Männerkloſter beſuchen. Ich glaubte jedoch dies nicht thun zu können, ohne eine kleine Philippika gegen meine Begleiterin zu ſchleudern und ſie zu ermahnen, ſich jetzt ein wenig mehr in Acht zu nehmen, da wir leicht unternehmendern Leuten, als dem Mollah und ſeinem Küſter, begegnen könnten.

So vorbereitet hielten wir bald vor dem Kloſter der doniſchen Mutter, an deſſen Vorſteher ich ebenfalls eine Empfehlung hatte. Zu unſerm Leidweſen trafen wir ihn nicht, aber ein junger Mönch, der in ſeiner ſchwarzen Mönchskleidung ſich ganz wohl ausnahm, erbot ſich zu unſerm Ciceroni.

Meine muthwillige Begleiterin, welche als Proteſtantin ſich durchaus nicht zwingen konnte, in dem Kloſterleben etwas Anderes, als eine menſchliche Verirrung oder, wie ſie ſagte, über-

ſpannte Begriffe einer falſch verſtandenen Frömmigkeit zu ſehen, fing nun auch ſehr bald mit unſerem Führer ein Geſpräch über die Sonderbarkeiten des Kloſterlebens an.

Bitte, erzählen Sie mir doch, ſagte ſie, womit Sie eigentlich die Tage verbringen, es iſt doch unmöglich immerwährend zu beten, und gleichwohl kann man doch auch nicht immerwährend müßig gehen.

Der Mönch aber rechnete ihr haarklein vor, was er den Tag über, von 3 Uhr des Morgens an, wo er aufſtehen müſſe, zu thun habe, und wie ſehr er zu jeder Zeit in Anſpruch genommen ſei. Meine Begleiterin hielt dieſe, ſeine Geſchäftigkeit, aber durchaus nicht für ſo wichtig, um deshalb das Kloſter zu wählen, und fragte ihn, ob ihn vielleicht eine unglückliche Liebe in dieſe Mauern geführt habe? Dabei lächelte ſie, denn der Mönch ſah mit ſeinen vollen, gerötheten Wangen ſicher nicht darnach aus, als habe ihm unglückliche Liebe das Herz gebrochen oder verwundet.

Der Mönch verſetzte denn auch freundlich: Ich weiß nicht, was das iſt, eine unglückliche Liebe. Die Mädchen, welche ich geliebt habe, waren mir ſtets ſehr gut, und ſie hätten mich ſicher Alle gern geheirathet, aber ich wollte nicht.

Und warum nicht? fragte meine Freundin.

Weil ich es vorzog Kloſterbruder zu werden. Ich habe mir ſo manches Gute, Schöne und Beſondere dabei gedacht — und deshalb zog ich es vor.

Und haben Sie es niemals bereut? fragte meine Freundin weiter.

Was hilft es? verſetzte der Mönch, es iſt nun einmal ſo. Ich bin jetzt darin, und es würde mir ſehr ſchwer werden, wieder heraus zu kommen.

Nun, wenn Sie eine ihrer Schönen, die Sie Alle ſo ge-

liebt haben, heirathen wollen, so wenden Sie sich doch an den Kaiser, er wird Sie sicher entlassen.

Gewiß nicht, versetzte der Mönch lachend, das ist kein Grund, es fehlt nicht an Männern, welche die Mädchen heirathen können, warum muß ich es gerade sein. Das wäre ein schöner Grund aus dem Kloster zu kommen.

Aber wenn Ihre Schönen, oder wenigstens eine von ihnen, aus Liebe zu Ihnen sterben würde? fragte meine Freundin weiter.

O, das thun sie nicht, versetzte der Mönch ganz treuherzig, wenn die Mädchen aus Liebe zu den Männern sterben sollten, dann wäre ja die Liebe schlimmer als eine böse Pest, und es müßten täglich Tausende sterben.

Wir lachten Beide recht sehr über diese Antwort, und ich bat jetzt den Mönch, uns Einiges von seinem Kloster zu erzählen, und welche Bewandniß es eigentlich mit der donischen Mutter habe, und der Mönch erzählte nun:

Es war im Jahre 1591, da zogen die räuberischen Tataren, welche schon einmal Moskau erobert und verwüstet hatten, aber dennoch den Tribut nicht erlangen konnten, welchen sie den Russen auferlegt, da zogen sie also racheschnaubend gegen Moskau, um die heilige Stadt zu zerstören, und, wie sie zu ihren Göttern geschworen hatten, keinen Stein auf dem andern stehen zu lassen. Aber der tapfere Boris Gudenow zog ihnen muthig entgegen, ließ die heilige Mutter vom Don vor sich hertragen, und sie war es, welche den Russen den Sieg gab und die heilige Stadt rettete. Der fromme Boris Gudenow errichtete ihr daher aus Dankbarkeit dieses Kloster und beschenkte es reichlich, und vertraute ihm das Bild der heiligen Mutter an, weshalb er das Kloster so fest wie den Kreml bauen und mit Thürmen und dicken Mauern umgeben ließ.

Wir waren von dieſer Erklärung ſehr befriedigt und nahmen jetzt die heilige Mutter vom Don ſelbſt in Augenſchein. Sie ſteht an der einen Thüre des Allerheiligſten der Kloſterkirche, Chriſtus zur Seite. Sie glänzt von lauter Edelſteinen, mit denen ſelbſt die Thüren des Allerheiligſten beſetzt ſind. Eine andere Bilderreihe iſt ganz von Silber.

Es ruhen in der Kirche viele der bedeutendſten Adelsfamilien Rußlands, ſämmtlich in kleinen eiſernen Kapellen. Die Ruhe dieſer Gräber paßt übrigens ſehr zu der allgemeinen Ruhe, welche im Kloſter herrſchte. Ich habe viele Mönche ganz träg auf den Bänken vor ihren Zellen ſitzen ſehen, einige trugen ſogar trotz der ſchon vorgerückten Jahreszeit noch Pelze. Sie ſahen gleichgültig zu uns auf und ſchienen wachend zu ſchlummern oder ſchlummernd zu wachen. Meine ſchelmiſche Freundin wollte mit ihnen anbinden und fragte ſie, ob ſie nicht ein wenig mitkommen, und ihnen dieſes und jenes, was vielleicht ihr freundlicher Führer vergeſſen ſollte, zeigen wollten, worauf ſie ganz ruhig verſetzten:

Einer iſt dafür ganz genug, Töchterchen.

Unſer Ciceroni lachte über dieſe Antwort, und wir Beide natürlich ebenfalls. Das vermochte aber die Mönche nicht aus ihrem Gleichmuth aufzurütteln, ſie ſahen uns ruhig nach und ſaßen nach wie vor ſinnend auf ihren Bänken, ohne auch nur miteinander ein Wort zu reden.

Aber, mein Gott, rief meine Freundin, dieſe da müſſen doch wohl Langeweile haben?

Nicht doch, verſetzte der junge Mönch, wenn ſie Langeweile hätten, würden ſie nicht da ſitzen.

Unſere Neugierde war endlich vollkommen befriedigt, und wir verließen, mit vielem Dank gegen unſern freundlichen Führer, das Kloſter.

Sie ſehen, ſagte meine Freundin, daß Ihre Strafpredigt, welche Sie mir vor unſerm Eintritt ins Kloſter hielten, vollkommen unnütz war, denn dieſe ruſſiſchen Mönche ſind zu ſchlafſüchtig, um ihren Unternehmungsgeiſt fürchten zu müſſen.

Diesmal hatte meine muthwillige Freundin allerdings Recht, aber ich weiß, daß meine Warnung dennoch nicht ganz ungerechtfertigt war, und meine Freundin bei einer andern Gelegenheit ihre muthwillige Laune mit einigen Paar Küſſen bezahlt hat, die ihr nicht ſonderlich angenehm geſchmeckt zu haben ſchienen, denn ſie hat ſie mit einem Paar ſehr bösgemeinten Ohrfeigen erwiedert.

Bald darauf verließ ſie Moskau.

Ich blieb indeſſen noch einige Tage, welche ich zumeiſt in Geſellſchaft einer Dame verlebte, bei der ich recht viele intereſſante Dinge erfuhr und deren Verbindung mit angeſehenen und berühmten Perſonen ich recht angenehme Stunden zu verdanken hatte.

Ich habe kaum geglaubt, daß man in Moskau ſo viel Bildung und Herzensgüte aufzufinden vermag.

Aber ich habe auf meinen vielen Irrungen und Reiſen durch die Welt die Lehre empfangen, daß man überall, wo Menſchen ſind, alle die Leidenſchaften, Laſter, Tugenden und edlen Regungen findet, welche den Menſchen unter allen Zonen und bei jedem Grade der Bildung und Civiliſation eigen ſind.

Man findet die natürliche Rohheit mit eben ſo natürlichen Tugenden, und die Bildung mit eben ſo verfeinerten Laſtern gepaart, und ſo ſehr gern wir ſelbſt uns für vollkommen halten, ſo ſchwer wird es, denjenigen zu entdecken, welcher unſeren Idealen von Vollkommenheit entſpricht.

Der Menſchenkreis klebt überall Schmutz an, wie dem Geiſte die Erde anklebt.

In den Palästen oder in den Hütten, wir finden bei der Erhabenheit die Niedrigkeit, bei der Niedrigkeit sehr oft Erhabenes, mit Einem Worte: die Tugend, wonach wir suchen und streben, ist niemals Eigenthum des Einzelnen oder eines Standes, sie gehört dem ganzen Menschengeschlecht, auf welches sie, Einem mehr, dem Andern weniger gehörend, vertheilt ist, und eben so ist es mit der Bosheit und dem Laster.

Wir haben viele gute Menschen und wenig vollkommene, der Beste hat noch irgend ein Theilchen von dem Schlechtesten in sich, wir haben viele böse Menschen und wenig verworfene, der Bösewicht hat noch immer etwas vom Besten in sich.

Darnach muß man die Menschen bemessen, wenn man sie sucht und wenn man sie findet.

Hunderterſtes Kapitel.

Madame Randow.

Soiréen bei Madame Randow. — Beſuch eines Ruſſen bei Alexander von Humboldt. — Geſchichte eines Schauſpielers.

Es bedarf ſelbſt bei Frauen nicht immer der Schönheit, um in der Geſellſchaft zu glänzen. Ich habe in Moskau eine Dame Namens Madame Randow kennen gelernt, die gerade ihrer Häßlichkeit wegen ſich einen gewiſſen Ruf erworben hat. Aber dieſe Frau beſaß einen außerordentlichen Geiſt, und durch dieſen ſo viele Anziehungskraft, daß trotz ihrer Häßlichkeit einige Männer aus Liebe zu ihr verrückt geworden ſein ſollen. Ich habe niemals intereſſantere Stunden als in Geſellſchaft dieſer übrigens ſchon ſehr bejahrten Dame verlebt. Ihr Lieblingsſtudium war Miszellen aus dem Leben berühmter Frauen zu ſammeln, und dieſem Umſtande hatte ich es zu danken, daß ich eine intereſſante Frau, eine Franzöſin, kennen lernte, die man in Paris gänzlich vergeſſen zu haben ſcheint.

Dieſe Frau hieß Madame Pilau.

Es gab eine Zeit, freilich iſt ſeitdem die Welt ſchon zwei Jahrhunderte älter geworden, wo, Madame Pilau nicht kennen, ſo viel, als ſeine gänzliche Unerfahrenheit in der Geſellſchaft

eingestehen ließ. Das Erste, was man in Paris sagte, wenn etwas Außerordentliches vorfiel, war:

Was wird Madame Pilau dazu sagen?

Während der Herrschaft des Kardinals Richelieu war Madame Pilau das privilegirte Orakel der französischen Hauptstadt. Sie durfte Alles sagen, was ihr einfiel, weil ihr nichts einfiel, was nicht werth war gesagt zu werden. Sie war es, welche alle Familienzwiste beilegte, alle Mißbräuche verspottete, alle eigensinnigen alten Männer oder kapriziösen alten Weiber zur Vernunft brachte, kurz, sie war die allgemeine Friedensstifterin des Hofes und der Stadt.

Man irrt sich aber sehr, wenn man glauben würde, daß diese Frau, welche einen so großen Einfluß ausübte, durch Schönheit, Geburt oder Reichthum ausgezeichnet gewesen sei.

Nichts von Allem.

Sie soll vielmehr von ihrer frühesten Jugend an das häßlichste Weib gewesen sein, das man je gesehen. Sie wußte das und machte sich ein Vergnügen daraus, bei jeder Gelegenheit auf ihre Häßlichkeit hinzudeuten. Ich bin die einzige Frau in der Welt, pflegte sie zu sagen, welche die zwei Plagen, Häßlichkeit und Alter, ohne Murren hingenommen hat.

Was ihre Familie betrifft, so war Madame Pilau die Tochter eines obscuren Advokaten, und vermählt mit einem andern. Ihr Geburtsjahr scheint das Jahr 1580 gewesen zu sein, denn bei der Krönung Ludwigs XIV., wo sie ebenfalls figurirt, war sie mehr als 70 Jahre alt. Ein kleines Vermögen, das ihr eine gewisse Madame La Fosse, eine reiche, ziemlich unbekannte Wittwe hinterlassen, erlaubte ihr in der Gesellschaft zu erscheinen, und ihr munteres Temperament und ihre gefällige Laune machten sie bald zum allgemeinen Liebling. Ihr Gatte wohnte in dem fashionabelsten Viertel jener

Zeit, auf der Rue St. Antoine, dicht an dem Place Royale, und dies brachte sie in Verkehr mit der großen Welt.

Die Damen des Place Royal standen damals nicht im besten Rufe, und wenn wir den Liedern und Epigrammen ihrer Tage glauben dürfen, so war Madame Pilau, die ihre außerordentliche Häßlichkeit vor jeder galanten Beschuldigung rettete, eine böse Ratgeberin für die Frauen, die schöner und jünger waren als sie.

Die gute Dame scheint jedoch diese Anklagen energisch zurückgewiesen zu haben.

Es ist nicht meine Schuld, sagte sie öffentlich zu dem Bischof von Langres bei einem großen Diner in seinem Hause, daß es mit der Sittlichkeit des Place Royale so schlecht steht. Als ich zuerst in die Gesellschaft der Frau von Rohan und ihrer Freunde, die ich sehr angenehm finde, zugelassen wurde, merkte ich bald, daß man eine Frau, die sich so wenig durch Geburt oder durch Schönheit empfahl, nicht ertragen würde, wenn sie als strenge Moralistin aufträte und sich fortwährend mit ihren Sittenpredigten aufdränge. Die, welche mich mit diesen Damen auf gutem Fuße sehen, sind so liebreich, zu schließen, daß ich in der That nicht besser als die übrigen bin, während, wenn die Wahrheit bekannt wäre, es sich fände, daß ich mehr Skandal verhindert habe, als sie ahnen.

Doch, wie sie selbst merken läßt, bezog sich Madame Pilau's Muth mehr auf die Beobachtung der äußern Formen. Vorsicht und nicht Tugend war das, um was es ihr zu thun schien.

Madame Pilau war besonders beliebt bei dem Kardinal Richelieu, der ihren scharfen Verstand sehr schätzte.

Sie hatte einen Sohn, der von pietistischer Geistesrichtung war. Sie wohnten zusammen, und statt mit ihrem

Reichthum, welchen ihr ihr verstorbener Gemahl hinterlassen hatte, zu trunken, verschenkten sie große Summen an die Armen. Als ihr Sohn durch die Strenge seiner Frömmigkeitsübungen seine Gesundheit zerrüttete, sagte sie: Mein lieber Robert, was willst Du mit allen diesen Anstrengungen? Suchst Du etwa einen Schritt über das Paradies hinaus zu kommen?

Ihr Sohn war ihr in jeder Hinsicht eine Quelle von Verdruß. Ihr Haus war ein Muster von Reinlichkeit und Eleganz und von der feinsten Gesellschaft des Hofes besucht, aber Robert Pilau's Gewohnheiten brachten Alles in Verwirrung. Aergern Sie sich nicht, Mutter, mit dem Alter werde ich mich bessern, sagte er, und er war damals schon 53 Jahre alt.

Einmal schenkte ihm seine Mutter einen hübschen Wintermantel, der zu seiner übrigen Kleidung so schlecht paßte, daß man ihn für einen Dieb hielt, der ein reiches Kleid gestohlen, und ihn auf der Straße so durchprügelte, daß man an seinem Leben verzweifelte. Robert Pilau's letzte Bitte war, daß die, welche ihm Unrecht gethan, nicht bestraft würden. Da er so excentrisch war wie seine Mutter, hatte er sich eine große Sammlung von Beerdigungsinviten angelegt, die er endlich mit seiner eigenen beschloß.

Am meisten Spaß machte es Madame Pilau, wenn sie öffentlich einen Ausruf des Abscheus über ihre Häßlichkeit hörte. Ah, meine schöne Dame, sagte sie dann, ich habe mich besser gehalten, als Sie es werden. So wie ich jetzt bin, war ich im funfzehnten Jahre. Welche von Ihnen wird in einem Alter von 70 Jahren dasselbe sagen können?

Eine Schriftstellerin ihrer Zeit lobte sie in einem ihrer Werke, und nannte sie eine Frau von einer sehr eigenthümlichen Philosophie, aber von sehr vielem Verdienst. Als sie die Verfasserin bald nach dem Erscheinen des Werkes besuchte,

sagte sie: Sie müssen in der That eine geniale Frau sein, da Sie einen alten Lappen in einen goldenen Stoff verwandelt haben.

Madame Pilau ward oft von vornehmen Familien zu Unterhandlungen gebraucht, die mehr als gewöhnliche Kraft und Geistesgegenwart erforderten. Wie werden die Leute von ihren Verwandten Gerechtigkeit erlangen, wenn Madame Pilau nicht mehr sein wird? — pflegte die Herzogin von Aumont zu sagen.

Nichts jedoch konnte sie vermögen, einen Dienstboten oder Handelsmann zu empfehlen. Das sind Gefälligkeiten, sagte sie, bei denen man darauf rechnen kann, es allen Parteien gleich unrecht zu machen. Ihre Dienste waren von höherer Art. Als der Herzog von Tresmas in dem 80sten Jahre dem Tode nahe war, konnte ihn Niemand bewegen, die letzten Pflichten der Religion zu vollziehen. Sein Sohn, der Marquis von Givons, wandte sich an Madame Pilau. Diese besuchte den Kranken, und obwohl die Aerzte sie schalten, und sie ihre Predigten für sich behalten hießen, ließ sie doch nicht ab, bis sie ihren Zweck erreichte.

Oft gaben ihr auch ihre Freunde große Summen zum Aufheben. Einmal vermißte sie von einer deponirten Summe fünfhundert Livres, und entließ darauf eine Lieblingsdienerin, die einzige Person, die außer ihr zu ihrem Gelde Zutritt hatte und ihre Nachforschungen übel aufnahm. Es ergab sich hernach, daß der Eigenthümer des Geldes verstohlenerweise zurückgekehrt und die fehlende Summe weggenommen hatte, die er nur in der Absicht, sie zu stehlen, wie er selbst eingestand, zu ihr hingebracht hatte. Madame Pilau rief sogleich ihre Dienerin zurück. Ich habe Dich gut bezahlt, als ich Dich entließ, sagte sie, damit es nicht heiße, ich suche Zwist mit einem

von meinem Geſinde, um mich dann knauſerig zu benehmen. Jetzt gebe ich Dir eine lebenslängliche Penſion von 200 Livres zur Entſchädigung für einen ungerechten Verdacht, willſt Du jetzt in meinen Dienſt zurückkehren, will ich Deinen Lohn verdoppeln.

Als ſie auf einem Beſuch bei der Fürſtin von Guéméné im Schloſſe Meudon war, gab Serieu, der Oberintendant der Finanzen, ein ungeheuer reicher Mann von gleich großem Einfluß, zu welchem Madame Pilau ihre Freunde, die Rohans, begleitete, ein Gaſtmahl. Serieu, entzückt eine ſo allgemein bekannte Dame bei ſich zu ſehen, machte ihr endloſe Dienſtanerbietungen. Behalten ſie ihren guten Willen für die, welche ihn brauchen, ſagte ſie. Robert Pilau und ich ſind zu gut daran, um Ihrer zu bedürfen. Alles was ich bitte, iſt, daß Sie, wenn wir uns begegnen, ſo gnädig ſein mögen, wie Sie es in Meudon ſind, denn von mir haben Sie nichts zu fürchten. Ich bin eine von den wenigen Perſonen, die nie etwas für ſich zu bitten hat.

Bei einem Beſuche im Hotel de Chaulnes that die Herzogin etwas was ſie beleidigte. Weil Sie eine Herzogin ſind und ich die Frau eines Advokaten, glauben Sie das Vorrecht der Impertinenz zu haben, rief ſie, aber entweder Sie behandeln mich mit der Achtung, die Sie Ihrem Gaſt ſchuldig ſind, oder ich ſetze nie wieder den Fuß in Ihr Haus. Ich bin in Geiſt und Verhältniſſen unabhängig, und mache mir wenig daraus, ob ich eine Herzogin mehr oder weniger unter meinen Bekanntſchaften zähle. Kaum hatte ſie das Hotel verlaſſen, als die Herzogin von Chaulnes ihr einen Entſchuldigungsbrief ſchrieb, der in den zarteſten Ausdrücken abgefaßt war.

Einen ähnlichen Vorfall hatte Madame Pilau mit Charigny, einem der einflußreichſten Männer jener Zeit, ſeitdem behandelte ſie derſelbe mit der größten Ehrerbietung und er-

füllte im Voraus alle ihre Gesuche. Der Kardinal de la Valette dagegen, den sie durch ihre offene Sprache beleidigt hatte, drohte, sie an das Bronzepferd auf der Mitte des Pont Neuf anbinden zu lassen.

Während ihrer Wittwenschaft bewarben sich drei Männer um die Hand der Madame Pilau. Doch muß ich ihnen die Gerechtigkeit thun, hinzuzufügen, pflegte sie zu sagen, wenn sie die Geschichte erzählte, daß alle drei in den „Petites Maisons" (im Irrenhause) gestorben sind. Einmal griff sie der Abbé de Lanoncourt in einer großen Gesellschaft mit schlechten Witzen an. Darf ich fragen, mein Herr, ob Sie durch ein Parlamentsdecret verurtheilt sind, witzig zu sein? Nur dies könnte Ihre Anstrengung entschuldigen. Als einmal ein Pfarrer von der Kanzel herab ein Decret gegen das Tanzen ankündigte, ging Madame Pilau zu ihm und rieth davon ab. Sie sprechen von etwas, wovon Sie nichts verstehen, sagte sie. Sie waren nie auf einem Ball, ich war es, und ich kann Ihnen versichern, daß nichts Sündhaftes in der Sache ist, was Erwähnung verdiente.

So oft etwas Komisches in Paris vorfiel, pflegte Anna von Oesterreich zu bemerken: Es wäre der Mühe werth, Madame Pilau darüber zu hören.

Eine fashionable Frau, welche ihr gestand, daß sie einen Legationssekretär zum Geliebten habe, schien sich etwas darauf zu Gute thun zu wollen, daß diese Sünde ihre einzige sei. Meine Liebe, sagte die alte Dame, ich sehe da nichts Rühmenswerthes. Es ist eine größere Kluft zwischen Keinem und Einem, als zwischen Einem und Tausend!

Die halbe Bevölkerung von Paris kannte Madame Pilau vom Sehen. Als die Leiche des Kardinals Richelieu auf dem Paradebette lag, war eine große Verwirrung unter den Wagen

vor dem Palais Royal. Da sah sich die alte und schwache Madame Pilau plötzlich emporgehoben, und, in den Armen eines wohlgekleideten Mannes, durch die ganze Zimmerreihe hindurch getragen. Sie war die Einzige von ihren Gefährtinnen, die etwas sah. Als sie sich umwandte, um ihrem Helfer zu danken, sagte er: Sie kennen mich nicht, aber sie ergriffen einmal die Gelegenheit, mich zu verbinden, und ich freue mich über die Gelegenheit, auch Ihnen einmal nützlich gewesen zu sein. —

Als sie einmal zu einer großen Kirchenfeierlichkeit nach dem Place Royale eilte, glitt sie aus und fiel in den Koth. Ihr Diener wollte sie zurücktragen und umkleiden. Nein, nein, sagte sie, es wird kaum ein leerer Sitz in der Kirche sein, und in meinem gegenwärtigen Aufzuge wird Jeder froh sein, mir aus dem Wege zu kommen. Auf diese Weise kam sie zu einem Sitz.

Diese merkwürdige Frau, so schloß Madame Nandow ihre interessanten Mittheilungen, ist sehr alt geworden, und hat selbst in ihrem höchsten Alter den Einfluß nicht ganz verloren, welchen sie vermöge ihres ungewöhnlichen Geistes ausübte.

Madame Nandow selbst war schon ziemlich bejahrt, aber noch vollkommen geistesfrisch, ich traf bei ihr immer eine ziemlich große Anzahl von jüngeren und bejahrten Herren. Einst traf ich bei ihr unter Andern einen Russen und einen Polen, welche die beiden größten Deutschen der neuern Zeit kennen gelernt hatten, nämlich Göthe und Alexander von Humboldt.

Der Pole erzählte eine merkwürdige Aeußerung Göthe's in Bezug auf Paris.

Als nämlich in einer Unterhaltung, welche der Pole auf seiner Durchreise durch Weimar mit diesem größten deutschen

Dichter hatte, die Rede auf Victor Hugo kam, dessen Hernani so eben erschienen war, äußerte sich Göthe:

Victor Hugo hat treffliche Fähigkeiten. Ohne Zweifel erneuert und erfrischt er die französische Poesie, nur ist zu fürchten, daß wenn nicht er, so doch seine Schüler und Nachahmer sich zu weit in die Bahn stürzen, die er geöffnet hat. Dies französische Volk ist ein Volk der Extreme, es kennt kein Maß. Mit einer ungeheuren geistigen und physischen Macht begabt, hätte es die Welt balanciren können, wenn es den Mittelpunkt hätte finden können, es scheint nicht zu wissen, daß wenn man große Lasten heben wolle, man die Mitte suchen müsse. Es ist die einzige Nation auf der Welt, in deren Geschichte wir eine Bartholomäusnacht und ein Fest der Vernunft finden, die Unumschränktheit eines Ludwig XIV. und die Guillotinirung des Sansculotten und fast in einem Jahre die Eroberung Moskau's und die Uebergabe von Paris. Man hat also zu fürchten, daß auch in der Literatur nach der Alleinherrschaft Boileaus eine Auflösung aller Regeln folgen könne.

Von seinem Besuche bei Alexander von Humboldt, diesem größten aller Gelehrten, welche die Welt jemals hatte und noch hat, erzählte der Schriftsteller Melgunoff, so viel ich mich erinnere, Folgendes:

Bei meiner Anwesenheit in Berlin wagte ich es auch, namentlich auf Varnhagen von Ense's Aufmunterung, den damals noch so jugendlichen Greis Alexander von Humboldt zu besuchen. Sein in der ganzen Welt berühmter Name ist auch in Rußland, seit seiner Reise nach Sibirien und dem Kaspischen Meere, populär geworden, denn sein Name lief durch ganz Rußland von einem Isprawnik (Landrath) zum andern. Ich selbst hatte bei dieser Gelegenheit einige Abende mit dem großen Manne in Moskau verlebt, wo stets ein Haufe von

Neugierigen den früher nie gesehenen Gast umlagerte, und er nicht wußte, nach welcher Seite hin er zuerst Rede stehen, mit wem er das Gespräch eigentlich führen sollte. Indeß hätte ich mich ohne die dringende Aufforderung von Gise's nicht leicht entschlossen, den großen Gelehrten mit meinem Besuche zu belästigen.

Ich war indessen doch sehr froh, als man mir auf meine Frage, ob der Herr Baron zu Hause sei, antwortete, daß er sich im Königlichen Palais befinde. Ich ließ daher Varnhagens Billet mit meiner Karte zurück, und erkundigte mich, zu welcher Zeit der Herr Baron wohl am leichtesten zu sprechen sei. Der mir entgegengekommene Jäger, so wie eine alte Köchin, erwiderten mir jedoch, daß der Herr Baron nur den frühen Morgen im Hause zubringe, dann aber gewöhnlich Niemand annehme, hierauf ausgehe, und zuweilen gegen Mittag, indessen nie zu einer bestimmten Zeit, nach Hause zurückkehre, eine bestimmte Empfangsstunde aber nicht habe. Uebrigens, fügten die Dienstboten hinzu, werden wir dem Herrn Baron Alles melden.

Noch an demselben Tage erhielt ich von dem Herrn von Humboldt eine Einladung, ihn am folgenden Tage 8 Uhr Morgens zu besuchen. Diese Zeit fiel mir nicht auf, da ich wußte, daß Herr von Humboldt schon früh um 4 Uhr aufstand. Als ich zur festgesetzten Stunde erschien, war er so eben von seinem Morgenspaziergange zurückgekehrt. Die Wohnung, welche der Herr von Humboldt inne hat, liegt hinter dem Museum, in einer außerordentlich einsamen, stillen Straße, in der fast nie geritten oder gefahren wird. Schon die Wahl dieser Straße bezeichnet den Mann, indem man daraus schließen konnte, daß Humboldt als Kammerherr dem Palais des Königs und des Kronprinzen nahe sein, als Weltmann sich von

der berühmten Straße „Unter den Linden," wo die berliner vornehmen Leute wohnen, nicht entfernen, als Gelehrter aber endlich in einem einsamen, stillen Asyle sich befinden wollte.

Der Diener meldete mich sogleich an, und nicht lange ließ Herr von Humboldt auf sich warten. Während der Diener mich anmeldete, warf ich einen Blick um mich her. Sowohl in dem kleinen Saale oder Entree, als in dem Empfangszimmer, welches mir geöffnet wurde, deutete nicht das Geringste auf die Wohnung eines Gelehrten hin. Zwei oder drei französische Bücher, welche noch neu und unaufgeschnitten waren, lagen auf dem Tisch. Im Empfangszimmer standen ein Sopha, zwei Tische und einige Sessel ganz nach der klassischen Ordnung der Moskauer Wasszimmer. Nirgends war hier Anspruch auf Mode oder Prunk bemerkbar, noch weniger aber gelehrte Unordnung. Humboldt trat endlich aus einem Hinterzimmer, er war im Frack, im weißen Halstuche, und wahrscheinlich bereit, an den Hof zu gehen.

Es ist mir sehr angenehm, meine Bekanntschaft mit Ihnen zu erneuern, sagte er mir, ich erinnere mich Ihrer sehr wohl.

Er ersuchte mich hierauf, auf dem Sopha Platz zu nehmen, er selbst ließ sich in ziemlicher Entfernung auf einem Sessel nieder. Wir knüpften nun ein Gespräch an, was wohl eine gute Stunde währte. Natürlich hörte ich selbst mehr, als ich sprach.

Es war von gar vielen Dingen die Rede, nur nicht von Naturwissenschaften, in welchen er mich und mit Recht für einen Profanen halten mochte.

Meine fast anderthalbstündige Unterredung mit Alexander von Humboldt zeigte mir jedoch die ganze Geschmeidigkeit seines Geistes, die ganze Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse, seine ungemeine und allseitige Belesenheit, so wie gleichzeitig die

große Tüchtigkeit des Weltmannes, mit welcher er die verschiedenartigsten Gegenstände zu ergreifen und von einem zum andern überzugehen verstand. Humboldt war einer der Ersten in Deutschland, welcher den Stand des Gelehrten mit dem des Weltmannes auszusöhnen verstanden hat; außerdem aber mildern seine halbfranzösische Bildung und seine Pariser Manieren noch das, was er als Deutscher und Gelehrter etwa Steifes und Pedantisches an sich haben könnte. Mit einer wunderbar großen Tüchtigkeit des Umgangs verbindet er Lebendigkeit und Klarheit der Conversations-Sprache und mit den Franzosen hat er die Neigung zur Satyre, zum Epigramm, zu seinen nicht selten beißenden Sarkasmen gemein, welche übrigens auch eine Eigenthümlichkeit der Berliner sind. Sein vorgeneigtes Haupt, das unter den Brauen aufblickende Auge und das halb spöttische Lächeln, was jedoch selten über seine Lippen geht, geben noch mehr Allem, was er sagt, einen leichten Anflug von Ironie, welcher den, der an den Ton seiner Conversation nicht gewohnt ist, unwillkührlich einschüchtert.

Uebrigens gewahrte ich mit Erstaunen, daß der große Naturforscher über die Literatur der beiden Nachbarvölker so urtheilte, als ob er sich ewig nur mit der schönen Literatur beschäftigt hätte. Ich erinnere mich auch, daß er sehr wohl und sehr bestimmt Heine und Börne unterschied, indem er hinzufügte, daß er über ihre Entzweiung sich nicht wundere. Sie hätten sich bei der Begründung ihrer Freundschaft geirrt, indem die gleiche Abstammung, die isolirte Stellung in der Gesellschaft, eine gewisse Aehnlichkeit in der Richtung und der Art und Weise ihrer Gedanken sie zu dem Glauben veranlaßt hätten, daß sie geborne Freunde wären. Aber das, was Börne nahe am Herzen läge, sei für Heine nur Gegenstand der Satyre und des Spottes, Börne sei ganz Seele, Heine ganz Witz.

Das Falsche in Börne's Richtung könnte durch die Reizbarkeit seines Temperaments und die Exaltationen seines edlen Charakters gerechtfertigt werden; das Falsche bei Heine sei durch nichts zu rechtfertigen.

Humboldt's Reise durch Rußland, sein Aufenthalt in Moskau ꝛc. waren ebenfalls Gegenstände unseres Gespräches. Er gedachte mit Vergnügen, jedoch nicht ohne das ihm eigenthümliche Lächeln, der treuherzigen Gastfreundschaft Moskau's, der Soireen, welche daselbst ihm zu Ehren gegeben wurden, und in denen ein Jeder es für seine Pflicht hielt, mit ihm in der Kreuz und Quer von Byron oder von wichtigen Dingen zu sprechen.

Aller Details der lebendigen Unterhaltung Humboldt's kann ich mich nicht mehr erinnern. Das ganze Gespräch hatte den angenehmsten Eindruck auf mich gemacht und wird mir natürlich unvergeßlich bleiben. Die Lebendigkeit und Leutseligkeit, mit welcher Humboldt von den wichtigsten Dingen spricht, der leichte Anflug von Ironie, welchen er auf Alles wirft, über das er nicht spricht, seine große und tiefe Gelehrsamkeit, der Glanz seines Namens, sein scharfer, freier und klarer Verstand, seine Universalität, seine Meisterschaft in Allem, worüber er nur urtheilt — dies Alles verleiht seinem Gespräch einen besonderen Reiz und etwas unendlich Hinreißendes. Im Anfang auch nicht zu gesprächig, fragte er mehr, als daß er sprach, gleichsam als ob er meine Art zu denken und den Grad meiner Bildung erforschen wollte, später aber ergriff er, immer lebendiger werdend, den Faden des Gesprächs und fast ununterbrochen floß nun seine Rede, fast wie, um ein Gleichniß des verewigten Puschkin zu gebrauchen, das Wasser aus dem Munde jener marmornen Löwen in zweifachen Strahlen, rechts und links.

Später begegnete ich Humboldt mehrere Male unter den Linden.

Er ging stets allein, mit ziemlich schnellen und ungleichen Schritten, gedankenvoll mit vorgebeugtem Haupte. Jedesmal, wenn ich ihn so mit etwas gesenktem Haupte gehen sah, erschien er mir wie eine volle, reife, unter der Schwere zahlloser, vollwichtiger Körner sich neigende Aehre. Besteht aber die geistige Aerndte der Menschheit, so schloß Melgunoff seine interessante Mittheilung über den großen Mann, in der That nicht aus solchen Aehren, wie Humboldt, und haben nicht sie allein Gewicht und Bedeutung im Kornhause Gottes?

Die Abende, welche ich bei Madame Nandow zubrachte, verginnen mir auf das Angenehmste, theils war sie selbst ungemein geistreich und anregend, theils waren immer Leute bei ihr, welche durch Geist und Bildung ausgezeichnet waren.

Ich traf auch einst einen englischen Schauspieler bei ihr, welcher uns Verschiedenes aus seinem Leben mittheilte; namentlich machte uns das, was er über den Anfang seiner Karriere sagte, sehr vielen Spaß.

Einst, so erzählte er, nöthigte der Hunger die Truppe, zu der ich gehörte und die einige Zeit in einem Dorfe bei Leeds gespielt hatte, sich aufzulösen, und wir gingen auseinander, um ein neues Unterkommen zu suchen. Als ich alle Forderungen befriedigt hatte, blieben mir ungefähr noch ein Pfund. Mit dieser geringen Summe trat ich die Reise nach York an, fest entschlossen, nicht mehr nach dem Künstlerruhm zu trachten und meine Dienste als Regisseur oder Aufseher des Inventariums einem größern Theater der Grafschaft anzutragen. Voller Hoffnung langte ich in York an, wo der Director, nachdem er mich vier Tage lang hingehalten hatte, mich endlich mit einer verneinenden Antwort entließ. Obgleich meine Aus-

gaben sehr mäßig gewesen waren, so war doch mein kleiner Schatz schon so ziemlich geschmolzen. Ich machte mich also wieder auf den Weg, indem ich meine Ansprüche noch weiter herabstimmte, und beschloß, mich mit jeder beliebigen Anstellung bei einer Truppe zu begnügen. So irrte ich einen Monat umher und machte mehr als 200 Meilen, ohne irgendwo ein Unterkommen zu finden. Ohne das Wohlwollen einiger Directoren wäre ich unfehlbar Hungers gestorben. Allmählig hatte ich mein Geld ganz ausgegeben, meine Wäsche war stückweise darauf gegangen, und außer dem Hemde, welches ich trug, hatte ich nur noch ein einziges. Ich verkaufte es für zwei Schillinge, und auch diese hatte ich bis auf einen Penny ausgegeben, als ich um 6 Uhr Morgens in X. anlangte, mit der Aussicht, mein Glück noch 30 Meilen weiter suchen zu müssen. Als ich bei einem Bäckerladen vorüberkam, kaufte ich ein kleines Brod, welches an diesem Tage mein Frühstück und mein Mittagsbrod vorstellen sollte. Auch wagte ich erst gegen Mittag dasselbe anzubrechen, als ich am Ufer eines Baches angekommen war, in dessen Wasser ich das Brod tauchte. Um 6 Uhr Abends war ich an meinem Bestimmungsorte angelangt. Hier erfuhr ich, daß das Theater seit zwei Tagen geschlossen sei und daß die Truppe die Stadt verlassen habe. Was sollte ich machen? Ich hatte weder Obdach noch Geld, und doch konnte ich nicht auf der Straße schlafen. Auf meine Anfrage wies man mich nach einem Wirthshause, daß nur von Handwerkern und Ausgängern besucht wurde. Es war ein kleines Haus, fast eine Hütte, aber die Wirthin hatte eine einnehmende Gesichtsbildung, und ich erfuhr zu meiner großen Freude, daß ich die Nacht hier würde zubringen können. Ich forderte ein Bett, und fragte, was es kosten solle. Der Preis war 1 Pence. Ich antwortete, daß ich nicht so viel Geld habe, daß aber mein

Halstuch mindestens doppelt so viel werth sei, und daß ich es an Zahlungsstatt hierlassen wolle. Setzen Sie sich, junger Mann, sagte die alte Frau, wir werden uns schon verständigen

Es war einer von jenen Dezembertagen, wo die durchdringende Kälte der Wohlthat des Kaminfeuers für jeden Engländer einen doppelten Werth verleiht. Obgleich nun hier weder der Fußboden mit Teppichen belegt war, noch Bediente auf meinen Wink warteten, wie in einem Gasthofe, so sah ich mich doch einem hellbrennenden Feuer gegenüber, mit dem selbst ein Lord zufrieden gewesen sein würde, neu belebt. Durch die Wärme vergaß ich meine Müdigkeit und meinen Hunger bis zu dem Augenblicke, wo ich die Wirthin zwei Tassen nebst den andern Theegeräthschaften aus dem Schrank hervorlangen sah. Ich erwarte meinen Sohn, sagte sie, wenn er müde von seinem Tagewerk heimkehrt, muß Alles bereit stehn.

Zehn Minuten später trat ein kräftiger Bursche ein, der einen Sack mit Tischler-Geräthschaften unter dem Arme trug. Er setzte sich an die andere Seite des Feuers, während seine Mutter den Thee bereitete. In diesem Augenblick konnte ich mich des Gedankens nicht enthalten, daß auch ich eine liebe Heimath und eine zärtliche Mutter gehabt, daß ich Alles durch meine Schuld verloren, und daß ich jetzt ein armer Landstreicher sei. Unterdeß hatte die Wirthin zwei ungeheure Theezwiebäcke aus dem Schranke geholt, welche sie röstete. Das Wasser sprudelte in der Kanne, ein duftiger Geruch durchströmte das Zimmer, Mutter und Sohn traten an den Tisch und schlossen mich dadurch unwillkührlich von ihrem Genusse aus. Jede dieser Wahrnehmungen, welche durch mein langes Entbehren und meine fieberhafte Aufregung sich mir ungemein schmerzlich aufdrängten, vergrößerte das Gewicht, mit welchem

meine schreckliche Lage auf mir lastete. Ich brach in mir zusammen und einige Thränen benetzten meine Augen. Die gute Alte bemerkte es, obgleich ich den Kopf abgewendet hatte, und einen Augenblick später stand eine dritte Tasse auf den Tisch. Soll ich gestehen, daß mein Herz schlug, als ich diese Zurüstungen sah? — Galten sie mir? Sollte ich bei diesem armen Weibe mehr Barmherzigkeit finden, als bei dem Reichen und Glücklichen? Meine Zweifel waren nicht von langer Dauer. Als ich die Tasse, die für mich bestimmt war, gefüllt sah, blickte ich mich nach der Thür um, in der Furcht, daß vielleicht ein Gast eintreten würde, aber nein. Endlich sagte die Wirthin zu mir mit einer Stimme, die mich weder Mistreß Siddons noch Miß O'Neil's hat vergessen lassen: Nun, junger Mann, wollen Sie nicht näher treten? Lassen Sie den Thee nicht kalt werden. — O, Madame, entgegnete ich, Sie sind zu gütig, aber ich kann nicht — —. — Sie können nicht? Und wer hindert Sie daran? — Sie wissen, daß ich nicht — —. — Ich weiß, junger Mann, daß Sie thun müssen, was ich Ihnen sage; das ist mein Sohn; ich würde es sehr hart finden, wenn der arme Junge nach einem beschwerlichen Marsche und ohne Geld in der Tasche nicht eine mitleidige Seele fände, welche ihm ein Stückchen Zwieback und eine Schaale Thee schenken wollte.

Meine lieben Freunde, fuhr der Erzähler fort, ich habe später mehr Geld erworben, als ich gebrauchen konnte, meine ehrgeizigsten Wünsche sind erfüllt worden, aber nie habe ich den Thee dieser vortrefflichen Frau vergessen, und nie habe ich ein größeres Vergnügen empfunden, als da ich ihr später den Ertrag einer Vorstellung, die ich eigens zu diesem Zwecke gegeben habe, trotz ihres Sträubens schenken konnte. Doch leb-

ren wir zu meiner Geschichte zurück, wenn ich die Gesellschaft damit nicht langweile?

Ich glaubte, die letzte Frage sei in Gesellschaft einiger Fürsten und anderer sehr reichen Leute, die den Hunger nicht einmal vom Hörensagen kannten, gewiß nicht überflüssig. Was mich betraf, mich interessirte diese elegische Geschichte in ihrer rührenden Einfachheit und Wahrheit so, daß ich sicher ein Paar Dutzend andere Geschichten, die vielleicht Viele bei weitem unterhaltender finden würden, dafür hingegeben hätte. Zu meiner großen Verwunderung aber schienen die Prinzen und Fürsten ebenfalls ganz Ohr zu sein und baten unsern Freund Schauspieler seine Geschichte weiter zu erzählen.

Während wir nun den Thee tranken, fuhr dieser jetzt fort, sagte der Sohn: wissen Sie Mutter, daß die Schauspieler in P... sind, und daß sie gestern Abend gespielt haben? Der Saal war ganz gefüllt. Heute Abend geben sie Othello. — Warum stiegen mir diese einfachen Worte wie ein kostbarer Wein zu Kopfe? Als ich von Schauspielern und Erfolg reden hörte, war es mir, als ob die Sonne des Glücks wieder für mich aufgegangen sei. Kaum schlief ich, und um 6 Uhr Morgens war ich schon wieder auf den Beinen. Mein Frühstück erwartete mich. Ich wollte Umstände machen, aber die gute Frau nahm keine Einrede an, und als ich ihr mein Halstuch überreichte, sagte sie: Behalten Sie es, mein Kind, und möge der Segen einer armen alten Frau Sie begleiten. Sie werden vielleicht lachen, wenn ich Ihnen sage, wie ich diese rührende Anrede erwiederte, und glauben, daß nur ein Komödiant so etwas vollführen könne, aber ich kann Ihnen versichern, daß es mir aus dem tiefsten Herzen kam, als ich mich weinend ihr an den Hals hing. Ich dachte wieder an meine Mutter und an meine traurige Lage.

Als ich zwei Stunden ſpäter in der kleinen Stadt B... anlangte, ging ich geradeswegs nach der Scheune, welche der Sitz des Schauſpiels war. Der Director war abweſend, von Stunde zu Stunde ließ man mich ſeine Rückkehr hoffen, aber ich konnte ihn erſt um 2 Uhr Nachmittags ſprechen. Der große Mann rauchte ſeine Pfeife und trank Grogh mit ſeinen beiden erſten Künſtlern und einigen Kaufleuten. Das gab mir eine hohe Meinung von der Einnahme des vorigen Tages. Setzen Sie ſich, ſagte der Director, und ſagen Sie mir, was Ihnen zu Dienſten ſteht. Ich erklärte ihm ſehr beſcheiden, zu beſcheiden vielleicht, was ich wünſchte. Er hörte mich theilnehmend an, aber mit Einem Worte ſtürzten alle meine Hoffnungen um. Junger Mann, ſagte er, Sie ſind viel zu jung, ich habe keine Stelle für Sie. Aber ich hoffe, daß Sie einen Schnitt Brod und eine Pinte Ale nicht ausſchlagen werden.

Nachdem ich mein Mahl beendet, ließ mir der gewaltige Mann eine Pfeife und ein Glas Grogh reichen. Ich war mit Allem ſehr wohl zufrieden, aber ich war doch immer nicht engagirt. Die Unterhaltung hatte ihren Fortgang, und ich erfuhr, daß die geſtrige Vorſtellung die ungeheure Summe von 27 Pfund 5 Sch. eingetragen hatte. Obgleich es mir ſchwer ankam, ſo vielem Glücke Lebewohl zu ſagen, ſo ſtand ich doch auf, um mich zu entfernen, obgleich ich nicht wußte, wohin ich meine Schritte lenken ſollte. Als ich indeß meinen ehrenwerthen Collegen eine letzte Verbeugung machte, ſagte der Director zum erſten tragiſchen Helden, einer majeſtätiſchen Perſon mit einem braunen Barte: „Auf, Romeo, löſe die Schnüre. Unſer junger Mann iſt, wie Du ſiehſt, von Allem entblößt, und die rauhe Jahreszeit ladet nicht zum Reiſen ein, wenn man nicht die Mittel hat, das harte Herz der Wirthe zu rühren.“

So angeredet konnte der Mann nicht weniger thun, als eine halbe Krone auf den Tisch zu werfen, sein komischer Kollege stürzte ihm nach. Ich war nun wieder reich. Der Director schüttelte mir herzlich die Hand und wünschte mir Glück. Ich machte mich wieder auf den Weg und war schon eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als ich hinter mir rufen hörte: Herr Schauspieler! Herr Schauspieler! Der Director möchte Sie sprechen.

Es läßt sich denken, daß ich eiligst umkehrte. Es scheint, daß der tragische Held zwei Minuten nach meiner Entfernung den Vorschlag gemacht hatte, aus den fünf oder sechs Hauptrollen einen halben für mich zu bilden, und mir die Aufsicht über die Kostüme und Dekorationen zu übertragen; außerdem sollte ich einige Nebenrollen übernehmen. Ich blieb ein halbes Jahr bei dieser Truppe, und wurde im Ganzen so vom Schicksale begünstigt, daß ich durchschnittlich 15 Schillinge wöchentlich einnahm, was mir gestattete in Zeit von einem halben Jahre 1 Pfund zurückzulegen.

In fünf Monaten hatte überdies einer der besten Schauspieler die Truppe verlassen, und man erlaubte mir in seinen Rollen aufzutreten. Ich fand Beifall, und war später so glücklich die Gunst einer schönen Schauspielerin zu erwerben, welche als Stern erster Größe am Londoner Theaterhimmel glänzte und mich dem Director in Glasgow empfahl. Ich wurde für 2 Pfund wöchentlich engagirt. Von da an glückte mir Alles. Zwei Jahre später debütirte ich in London und fand bald ein dreijähriges Engagement zu 16, 18 und 20 Pfund wöchentlich. Jetzt bin ich Einer der bestbesoldetsten und renommirtesten Künstler, und könnte schon allein von dem glänzend leben, was ich auf meinen Ferienreisen erwerbe."

So weit ging die Geschichte des Engländers. Zum Schluß

gab er uns aber noch einige sehr amüsante Geschichtchen aus dem Leben seiner Freunde zum Besten.

Munden, Cooke, Incleden und ein halbes Dutzend andere Schauspieler, außer mir, erzählte er weiter, speisten in einem Wirthshause in der Nähe von Bow-Street, nach dem Essen wurde der Vorschlag gemacht, denjenigen der Anwesenden einen Monat lang zu nacriren, welcher der Gesellschaft ein gutes Mahl kostenfrei verschaffen würde. Cooke übernahm dies, und obgleich die Wirthin als eine sehr vorsichtige Person bekannt war, wählte er doch gerade sie. Es wurde geschellt und sie erschien.

Herr Munden und ich, sagte er zu ihr mit einem gewissen Nachdruck, haben ein Mahl für 12 Personen nebst Wein verwettet; da aber die Sache, auf welche wir gewettet haben, nicht unmittelbar entschieden werden kann, so wünschen wir zu wissen, ob Sie einstweilen das Mahl am Sonntage liefern wollen. Der Verlierende wird bezahlen, sobald die Sache entschieden sein wird. Sind Sie damit zufrieden?

Da Cooke und Munden als Leute von Wort bekannt waren, so hatte die Wirthin nichts einzuwenden. Das Mahl wurde bestellt und verzehrt. Die Rechnung belief sich auf 30 Pfund und wurde auf den Namen von Munden oder Cooke geschrieben.

Ein Monat verging, ohne daß von der Sache weiter die Rede war, da wagte endlich die Wirthin schüchtern nach dem Ausgange der Wette zu fragen. „Noch nicht entschieden", versetzte Cooke mit der größten Kaltblütigkeit. Von Monat zu Monat wurde die Frage erneuert, ohne daß die Wirthin eine andere Antwort erhielt, als: „noch nicht". Endlich verlor die gute Frau die Geduld und wollte wenigstens wissen, welches der Gegenstand dieser Wette sei. „Sie sind wirklich sehr vor-

eilig, sagte Cooke, indeß ist kein Grund vorhanden, weshalb wir Ihre unnütze Neugierde nicht befriedigen sollten. Wir haben gewettet, ob die St. Paulskirche, wenn sie einstürzen sollte, nach Norden, nach Süden, nach Osten oder Westen fallen würde."

Die Wirthin war wüthend und drohte mit einer Klage. Cooke lachte aber dazu, und da sie doch eine so achtbare Tischgenossenschaft nicht beleidigen wollte, so nahm sie zu Bitten ihre Zuflucht. Cooke belustigte sich damit, sie drei Jahre lang hinzuhalten und bezahlte endlich die Rechnung, jedoch mit der Bemerkung, daß er noch nicht dazu verpflichtet sei.

Wir lachten Alle recht herzlich zu dieser so höchst originellen Geschichte, und unser Freund fühlte sich hierdurch ermuntert, noch einige andere ähnliche Geschichten hinzuzufügen und schloß dann mit folgender für den Journalismus unserer Zeit höchst charakteristischen Geschichte.

Ein junger tragischer Schauspieler von angenehmem Benehmen, aber mittelmäßigen Anlagen, trat vor einiger Zeit in einem großen Theater als Romeo auf und fiel gänzlich durch. Er wurde hierauf zu unbedeutenden Rollen verwendet, mit eben so wenig Erfolg; in den kleinsten Rollen wurde er ausgepfiffen, und mußte endlich das Schauspiel verlassen. Der unglückliche junge Mann war der Verzweiflung nahe. Ein Feuilletonist, den sein Zustand jammerte, führte ihn eines Abends nach der Taverne von Wrekin und stellte ihn dem Gerichte unserer dramatischen Kunstrichter vor. Diesen setzte er die wahre Sachlage auseinander und schimpfte über die Unverschämtheit des Publikums, das sich erlaube, einen Schauspieler zu verdammen, ehe die Presse ihn gerichtet habe. Am folgenden Tage erschienen drei Artikel in drei verschiedenen Blättern, in jedem verwunderte man sich, daß ein junges Talent

durch eine ſchamloſe Intrigue von der Bühne verdrängt worden ſei. Dieſe Taktik wurde fortgeſetzt, und der Director wurde gezwungen, dem Schauſpieler wieder Rollen zu geben. — Die Preſſe that ihre Schuldigkeit und unterſtützte ihren Schützling. Das Publikum gerieth in Verwirrung und wußte nicht, was es denken ſollte. Der junge Schauſpieler faßte indeß wieder Muth, machte Fortſchritte und erhielt endlich ein gutes Engagement in der Provinz."

Dieſe Geſchichte, welche mir damals als außerordentlich vorkam, erſchien mir im Verlaufe meines eignen Künſtlerlebens, als ich mit der Bühne und den Journaliſten vertrauter wurde, durchaus nicht mehr ſo eigenthümlich. Es kamen mir oft genug ähnliche Dinge in gleichem und umgekehrtem Sinne vor.

Es geben ſicher ebenſowohl bedeutende Talente durch die Ungunſt der Journaliſten und Kritiker verloren, als unbedeutende oft durch ſie gehoben und dem Publikum aufgedrängt werden.

Es war indeſſen ſehr ſpät geworden und wir machten Anſtalt den angenehmen Zirkel der Madame Nandow zu verlaſſen. Beim Verabſchieden ſagte ſie:

Ich bin auch einmal Schauſpielerin geweſen, und erinnere mich eben, daß ſowohl die Kaiſerin Katharina II., als die Königin Antoinette von Frankreich ihrer Zeit leidenſchaftliche Schauſpielerinnen waren. Wenn Sie mich recht bald wieder mit ihrem Beſuche erfreuen wollen, dann will ich ſehen, ob ich nicht auch Ihnen manches Intereſſante von dieſen gekrönten Schauſpielerinnen mittheilen kann.

Wir nahmen dieſes Anerbieten mit Freuden an, und ich fand bald genug wieder Gelegenheit Madame Nandow zu beſuchen. Es war am Abende vor meiner Abreiſe von Moskau.

Hundertzweites Kapitel.

Zweite Soirée bei Madame Randow.

Seltsame Angewohnheiten der größten Komponisten. — Urtheil eines Hindostani über Tänzerinnen. — Königliche und Kaiserliche Schauspieler. — Katharina II. und Maria Antoinette.

Am Abend vor meiner Abreise, als ich die Madame Randow zum letzten Male besuchte, fand ich abermals eine kleine Gesellschaft großer Geister bei ihr versammelt, die sich durch ihre gegenseitigen Mittheilungen so gut amüsirten, wie man sich in einer russischen Stadt nur irgend amüsiren kann. Es war an diesem Tage ein neuer Fremder, der Komponist G..., in den heitern Abendzirkel der Madame Randow eingeführt worden, und er mußte, wie jeder Fremde, einer herkömmlichen Sitte nach, eine Episode aus seinem Leben und seinen Erfahrungen der Gesellschaft zum Besten geben, wenn er das Recht gewinnen wollte, bei der Madame Randow heimisch zu werden.

Ich selbst hatte mich diesem liebenswürdigen Hausgesetze bei meinem ersten Besuche ohne Zögern unterzogen, und meine Erzählung hatte mir einen Freund erworben, der mir später ein wahrer Freund in der Noth geworden ist.

Unser Virtuose, der fast ganz Europa durchreist war, und

alle großen Komponiſten kennen gelernt hatte, erfüllte nun ſeine Aufgabe, indem er uns einige ſehr intereſſante Notizen von den größten Künſtlern der Neuzeit mittheilte.

Wenn Roſſini eine Partitur ſchreiben wollte, dann lud er ſeine Freunde zu einem italieniſchen Mahl. Bei Tiſche ſprach man von allen möglichen Gegenſtänden, nur von Muſik durfte man nicht reden. Wenn dann von den Dünſten des Johannisberger und von perlendem Champagnerſchaum jeder Gaſt auf die Lehne ſeines Stuhls zurückgeſunken war, dann entſchlüpfte Roſſini, ſchloß ſich zu Hauſe ein, griff nach dem Notenpapier und ließ ſeine Feder mehrere Stunden hintereinander darüber hinſpazieren. So, ohne ein Piano zu berühren, ohne nach Accorden zu ſuchen, durch die Macht ſeines Genies und ſeines Gedächtniſſes allein, improviſirte er eine Oper, ſo entſtand „Graf Ory".

Dem berühmten Komponiſten des „Wilhelm Tell" iſt nichts unerträglicher als die Ausführung ſeiner eigenen Muſik in ſeiner Gegenwart.

Andere Eigenthümlichkeiten hat Meyerbeer, der Mann mit den ſchwermüthigen Melodien, dem grandioſen Geſange, den gewichtigen, ſchmerzvollen Noten. Er ſitzt einſam in ſeinem Stübchen eingeſchloſſen, allen Augen entzogen. Er hört den Sturm ſauſen, der Regen fällt in Strömen herab. Die Vorübergehenden flüchten ſich unter die Thorwege, ein Jeder flieht, um dem Orkan zu entrinnen, nur Einer iſt entzückt über dieſen Aufruhr in der Natur, über dieſe Empörung der Elemente, dieſer Eine iſt Meyerbeer, dem die Gedanken mit der Arbeit kommen, und der dem Piano mit ſeinen Fingern die ſeltſamſten Effecte entlockt.

Ich hatte eines Tages einen Anlaß, dem Komponiſten „Robert des Teufels" einen Beſuch zu machen, ich ging zu

ihm und fand nur den jungen Meyerbeer, ein allerliebſtes Kind von neun Jahren, ein köſtliches deutſches Köpfchen, von herrlichem blonden Haar, wie von einem Goldrahmen, eingefaßt. Kann Herr Meyerbeer mich empfangen? fragte ich. Nein, mein Herr, ſagte das Kind, bei ſchlechtem Wetter iſt Papa nie zu Hauſe, wollen Sie ihn treffen, ſo kommen Sie wieder, wenn das Wetter ſchön iſt. Er kehrt erſt bei Sonnenſchein zurück.

Von dieſem berühmten Israeliten wollen wir uns zu ſeinem franzöſiſchen Glaubensgenoſſen wenden, ſeinem Bruder in der Kunſt und in der Religion. Er lebt beſtändig in der Geſellſchaft zweier junger Damen, die durch ihre Sorgſamkeit ihm unentbehrlich geworden ſind, der Geſchwiſter Halevy. Dieſer gewiſſenhafte Tonarbeiter arbeitet langſam und mit Bedacht, er mißtraut ſeinen erſten Eingebungen und beſſert hundertmal an ſeinem Werke, ehe er es abſchreiben läßt. Wenn ſeine Phantaſie ſich ſträubt, wenn die Gedanken nicht fließen wollen, bedient Halevy ſich eines wunderbaren Mittels, um in Zug zu kommen. Es wird ein Theekeſſel voll Waſſer über Feuer geſetzt, und ſobald das Waſſer anfängt zu kochen, giebt das einförmige Getöſe, welches der Dampf verurſacht, der Einbildungskraft des Meiſters ſogleich einen mächtigen Schwung.

Oft ſieht man in Frankreichs wunderlicher Reſidenz einen Herrn im Galopp auf ſchnaubendem Roſſe daherſprengen. Es folgt dem Impuls der Zügel, es fliegt, es verſchlingt den Raum. So hat der Reiter „den ſchwarzen Domino", „Ora Diavolo", „die Krondiamanten" und eine Menge andere Meiſterwerke geſchrieben. Dieſe körperliche Bewegung ſchlägt die Funken aus ſeinem Geiſte. Die Melodien, die ganzen Muſikſtücke, die Quartuor's, die Cavatinen, die Rondo's entſtehen

wechselweise auf diesem diabolischen Ritt. Auber's Gaul ist der einzige, den man Pegasus nennen könnte, ohne sich eine mythologische Lüge zu Schulden kommen zu lassen.

Man hat mir erzählt, wie Auber einen seiner schönsten Chöre komponirte. Sie werden ohne Zweifel wissen, welche Volksmenge jeden Morgen den Markt des Innocenz belagert. Eines Tages jagte ein Reiter mit seinem Roß, ungeachtet der Vorstellung der Stadtsergeanten, mitten in dieses Gewirr. Die Katzenmusik, welche ihm dieses unbesonnene Wagniß eintrug, läßt sich nicht beschreiben. Stammhalter der Halle, Fischweiber, Gemüsehändler, Friedensbeamte, Alles erfüllte die Luft mit lautem Geschrei. Der Reiter aber entwischt glücklich und verangnügt aus der Mitte dieses Getümmels.

So fand Auber den Markichor zu „der Stummen von Portici".

Der Künstler, der uns „die Sennerhütte", „den Postillon von Lonjumeau", und so viele andere hübsche Opern gegeben, die sich verdienter Popularität erfreuen, komponirt seine Partituren auf sehr sonderbare Art. Nach der Mahlzeit legt sich Adolph Adam auf sein Kanapee, läßt sich bis zur Nase mit Federdünen zudecken, selbst in der größten Sonnenhitze, und sich dann seine beiden ungeheuer großen Katzen, die eine auf seinen Kopf, die andere auf seine Füße setzen. In dieser Lage, die zum Ersticken ist, findet er seine reizende Melodien, denen das Publikum in seinem (damals) eben neu erschienenen Ballet: „Giselle", abermals aufrichtigen Beifall klatschte.

Seit einigen Jahren besteht in der Passage du Saumon ein Modemagazin, welches Madame Morel hält. Die Demoiselles dieses Magazins bemerkten schon lange jeden Abend einen großen, trocknen Mann, der immer durch die Fenster guckte. Anfangs wunderten sich die Modistinnen darüber nicht

besonders wenn sie ihre frischen Gesichter im Spiegel sahen, meinten sie, die Dreistigkeit jenes Mannes habe ihre mildernden Umstände. Als man aber fand, daß dieses Benehmen bereits zwei Monate dauerte, und daß noch immer kein Briefchen, keine Liebeserklärung erfolgte, da erhob sich ein allgemeiner Schrei der Entrüstung. Es wurde gegen den Sonderling Sturm gelaufen. Was haben Sie da seit einem Vierteljahr zu schaffen? fragte ihn eine der Demoiselles. — Ich suche' lautete die Antwort. — Sie suchen? Was denn? Was können Sie in unserm Magazine suchen? fragte die Modistin. — Ich suche das Finale zum dritten Akt des „Herzogs von Alba". Der Fremde hieß Gaetano Donizetti. So komponirt der Autor der „Lucia du Lammermoor", indem er einhergeht und ganze Monate lang sein Auge auf einen und denselben Gegenstand heftet.

So unendlich groß — so schloß der Fremde seine interessante Mittheilung — ist die Geschichte der Eigenheit des Talentes, ich könnte noch viel ähnliche Dinge von allen bekannten Leuten erzählen, aber ich glaube, daß die Gesellschaft sich für diesen Abend mit meiner kleinen Probe genügen wird.

Ich fragte den Erzähler, mit welchem ich im Laufe des Abends ein sehr angenehmes Gespräch anknüpfte, ob er nicht auch die besondern Eigenheiten unserer berühmtesten Tänzerinnen kennen gelernt habe, was er jedoch verneinte. Aber eine Kuriosität kann ich Ihnen doch auch auf diesem Gebiete mittheilen, meinte er. Sie kennen Indien, Sie gelten, selbst eine halbe Indianerin zu sein, und Sie wissen es gewiß am besten zu beurtheilen, auf welche Weise die Hindostani ihre Pagoden verehren. Was sagen Sie nun zu folgendem Urtheil eines Hindostani, des Hendschiben Mermendschi aus Bombay, welcher in seinem Tagebuche, das er über seinen drei-

jährigen Aufenthalt in London herausgegeben hat, folgendermaßen über die Ballette spricht:

„Eine Menge weiblicher Personen, Alle sehr hübsch und Eine genau wie die Andere gekleidet, hüpften auf der Bühne herum und führten schwierige Stellungen aus, indem sie das eine Bein wagerecht ausstreckten und auf dem andern sich rasch herumwirbelten. Es war den letzten Abend, an welchem Demoiselle Taglioni, die Lieblingstänzerin der Franzosen, in England tanzen sollte, und unser Begleiter fragte mich sehr oft, wie mir ihr Tanz gefiele. Er für seinen Theil war ganz entzückt davon, ich aber fand sehr wenig Geschmack an demselben und staunte nicht wenig, als ich erfuhr, die Dame habe für jeden Abend, an dem sie auf der Bühne tanzte, 150 Guineen erhalten! Also 150 Guineen verdient man sich in England, wenn man, wie eine Gans, geraume Zeit auf einem Beine stehn, das andere Bein ausstrecken, sich in dieser Positur drei- oder viermal herumschwingen und außerdem noch ein Dutzend Bocksprünge hinüber und herüber machen kann. Alle die Kunststücke dieser Dame können zusammengenommen nicht eine Stunde Zeit ausgefüllt haben, und für diese Stunde hat sie jeden Abend mehr Geld eingenommen, als sechs Weber in Spitalfields, die so schöne Seidenstoffe weben, wenn sie täglich 14 Stunden arbeiten, in zwölf Monaten zu erwerben fähig sind! — Ueberzeugten mich nicht viele andere Beispiele, daß die Engländer ein sehr kluges Volk sind, so müßten wir sie für große Narren halten, daß sie eine tanzende Puppe so übermäßig bezahlen."

Ich muß gestehen, daß mich diese Mittheilung nicht wenig frappirte, und ich sagte dem Fremden, daß der gute Hindostani ein geborener Feind der Tänzerinnen überhaupt sein müsse, um so wenig mit dem Geistigen und Poetischen eines

künſtlerischen Tanzes, das ſich ja ſelbſt ſchon in einem ſo hohen Grade bei ſeinen indiſchen Bajaderen finde, vertraut zu ſein.

Der Abend, welcher uns ſo viel Intereſſantes gebracht hatte, war nun faſt zu Ende, und die Geſellſchaft ſchickte ſich an, das gaſtfreie Haus der Madame Randow zu verlaſſen. Da mir ein ſo ſchöner Genuß nicht mehr bevorſtand, ſo bat ich die Madame Randow, uns noch an dieſem Abende ihre uns zugeſagten Mittheilungen über königliche Schauſpieler und Schauſpielerinnen zum Beſten zu geben. Sie war auch ſo gütig, auf dieſe Bitte ſofort einzugehen, und erzählte uns eine Menge höchſt intereſſanter Thatſachen, von denen ich indeß hier nur den Schluß welcher mir beſonders gefiel, mittheilen will.

Katharina II. kehrte von jener berühmten Reiſe an die Ufer des ſchwarzen Meeres und durch die Einöden der Krimm zurück, die zu einer ſo verſchwenderiſchen Pracht und zu ſo eigenthümlichen Feſtlichkeiten Veranlaſſung gab. Auf ihrem Wege lag das Schloß des Grafen Scheremeloff. Hier war Alles vorbereitet, um ſie mit ihrem ganzen Hofſtaate aufzunehmen. Abends ließ der Graf der Kaiſerin zu Ehren eine Oper aufführen und führte dieſelbe in einen glänzend erleuchteten Saal, wo ein zahlreiches Orcheſter die herrlichſten Symphonien ſpielte. Die Schauſpieler agirten mit Geiſt und Feuer, und alle Sängerinnen und Tänzerinnen von Wien, Paris und London würden mit Neid auf die Leiſtungen der Damen geblickt haben, denen es weder an Schönheit, noch an Talent, Schmuck und Anmuth gebrach. Nach beendigter Vorſtellung fragte man den Bojaren, von wo die Truppe hergekommen ſei, worauf er ganz einfach erwiderte: Muſiker, Schauſpieler und Schauſpielerinnen, ſo wie Dichter des Stücks, ſind

alle meine Sklaven, aber sie sind sehr gut eingeübt, wie Sie wohl sehen.

Zu jener Zeit war Rußland und insbesondere Katharinens Hof in einer merkwürdigen Verfassung. Die Grenadiere, welche vor dem Thore des Kaiserlichen Palastes auf Wache standen, waren noch wirkliche Barbaren, die von der Civilisation nichts als die tödtliche Waffe entlehnt hatten, mit denen sie den Schlaf oder die Vergnügungen ihrer Gebieter beschützten. Die Hofleute aber, welche den weiten Palast bevölkerten, waren meist schon Alle auf den Teppichen zu Versailles umhergewandelt. Draußen heulte der Nordwind durch die unermeßlichen Höfe, thürmten sich Schnee- und Eisberge auf, und die Grenadiere erstarrten vor Frost; und einige Schritte weiter duftete der Weihrauch, war der Fußboden mit Rosenblättern bestreut, herrschte die milde Atmosphäre von Trianon, und das Theater der Eremitage war gewiß eines der pikantesten Liebhabertheater des achtzehnten Jahrhunderts.

Obgleich Katharina II. viel auf die Huldigung geistreicher Männer gab, so war sie doch keineswegs ein Blaustrumpf auf dem Throne, und würde der Krone niemals entsagt haben, um, wie Christine von Schweden, ihre Tage in gelehrten Studien zu verleben. Nichts war gewiß ihrer Natur mehr zuwider, als die Fadheiten eines Liebhabertheaters, sie bedurfte jedoch einer Geisteserholung, wie die Erholung den Politikern und überhaupt allen denen so nöthig ist, welche beständig einen bestimmten Gedanken im Kopfe herumtragen. Sie hätte vielleicht lieber den Kampf der Gladiatoren mit angeschaut, indeß mögen sich auch die verliebten Späße eines Potemkin, der zugleich weich und grausam, elegant und roh war, komisch genug, im Verein der anmuthigen Manieren eines Prinzen von

Ligne, dieſes kosmopolitiſchen Weltmannes, den man überall feſtzuhalten bemüht war, komiſch genug ausgenommen haben.

Der Palaſt der Eremitage ſelbſt trug eigentlich ſeinen Namen mit Unrecht, denn man erſtaunte über die Größe der Gemächer und Gallerien, die mit den Gemälden der größten Meiſter geziert waren, und war entzückt von dem lieblichen Wintergarten, wo das Grün, die Blumen und der Geſang der Vögel den Frühling Hiſpaniens mitten unter Eis und Schnee hervorzauberten. Dort verſammelten ſich nun die wenigen Auserwählten, und die beſchränkte Anzahl der Gäſte bildete einen lebhaften Contraſt mit dem Glanze und dem Ueberfluſſe der Eremitage. Nichts konnte einen ſtolzern, ariſtokratiſchern Charakter tragen, als dieſe aus zehn oder zwölf königlich geſchmückten Perſonen beſtehende Verſammlung, welche um ſich und für ſich allein in dieſen unermeßlichen Sälen alle Schätze der Kunſt und alle Wunder des Luxus vereinigt ſah. Strahlende Kronleuchter vertauſendfachten ſich in den Spiegelwänden der tiefen Gallerien, die herrlichſten Gemälde, Blumenvaſen, Draperien, Säulen und Vergoldungen ſchmückten dieſe glänzende Wüſte, in der einige wenige Große dieſer Welt umherwandelten, wie einſame Götter und gleichgültig auf dieſe wunderbare Schöpfung niederſchauend. Wie man ſagt, ſoll die Muſik, welche auf die proſaiſchen Darſtellungen, von den beſten Meiſtern ausgeführt, folgte, auf die ganz poſitive Organiſation Katharina's keinen beſondern Einfluß ausgeübt haben, auf den Fürſten Potemkin aber, dieſen phantaſtiſchen und poetiſchen Ruſſen, der ſich durch ſeine Launen eben ſo viel Berühmtheit erwarb, wie durch ſeinen Geiſt, wirkte ſie mit mächtiger Gewalt.

Während Katharina II. der Schauſpielkunſt eine ſo prächtige Gaſtfreundſchaft auf ihrem Theater der Eremitage berei-

tete, ließ Marie Antoinette ihr herrliches Lustschloß Trianon zu Bühnenspielen einrichten.

Die Königin von Frankreich liebte die Musik auf's Leidenschaftlichste, und es wurde auch vor allen andern zuerst eine Sängertruppe für Trianon organisirt. Sie begnügte sich aber nicht damit, aus einer Ecke ihrer Loge ruhig den bezahlten Virtuosen zuzuhören; ein so passives Vergnügen war nicht nach ihrem Geschmack, sie wollte selbst die Heiterkeit der Proben, die Aufregung der Scene, die ganze Thätigkeit eines dramatischen Lebens kennen lernen. Jemehr die Etikette sie zwang, am Tage ihre Königlichen Gewänder zu verlängern, desto kürzer ließ sie sich Abends ihre Röcke als Milchmädchen einrichten; sie spielte die Colette im „Devin de Village" und die Gotte in der „Gageure imprévue." Die größte Schwierigkeit bestand darin, die für eine solche Schauspielerin passende Schauspieler aufzufinden. Zuerst hatten die Aufführungen in Trianon einen sehr patriarchalischen Charakter, Ludwig XVI. wohnte denselben fast allein bei, bewaffnet mit einem großen Schlüssel, von dem er zu seinem Vergnügen oft einen wenig ehrerbietigen Gebrauch machte.

Zu Anfang spielte nur der alte Graf von Adhemar mit der jungen Königin und sang mit meckernder Stimme, später aber langweilte Maria Antoinette dieses eheliche tête à tête, und man lud neue Zuschauer und neue Schauspieler ein. Monsieur und der Graf von Artois betraten auch diese Bühne und beider Charakter spiegelte sich deutlich in der verschiedenen Weise, wie sie die Sache behandelten. Monsieur studierte seine Rollen auf's Sorgfältigste ein und spielte sie etwas prätensiös und manierirt, der Graf von Artois (Karl X.) wußte die seinigen niemals auswendig, aber er spielte mit Geist, Hingebung und Anmuth, so daß er alle Zuschauer entzückte. Bald war

der Saal von Trianon zu klein für alle die, welchen man die Gunst zu Theil werden ließ, der Königin Beifall zu klatschen. Die Palast-Damen, die Offiziere der Leibwache und die Stallmeister des Königs und der Prinzen hatten dabei Zutritt, Ausschließungen erregten Feindschaft. Man hat oft die Prinzen wegen dieses Zeitvertreibes getadelt, den man im Innern der bürgerlichen Häuser doch gut hieß. Man warf dem Könige Schwäche gegen die Launen der Königin vor, und sprach von Intriguen, welche durch die Ungebundenheit des Theaters begünstigt wurden. Wie viel Verläumdungen man aber auch auf die unglückliche Marie Antoinette gehäuft hat, immer wird ihr Bild so in der Geschichte dastehen, wie der Fürst von Ligne sie schildert:

Ihr Antlitz und ihr Herz, schrieb er im Jahre 1789, sind eins so weiß wie das andere.

Was ist aus allen diesen lieblichen Tänzern und Sängerinnen von Trianon geworden? Die Revolution hat sie meist alle gewürgt. Die reizenden Köpfe sind unter dem Beile der Guillotine gefallen, und das Liebhabertheater von Trianon verwandelte sich in die tragische Schreckensbühne einer beispiellosen Zeit.

So veränderlich und wandelbar ist Alles im Leben. Wir werden oft genug daran erinnert. Doch vor Allem traurig ist es, ein so glänzend begonnenes Leben, ein Leben voll Freuden, Verehrung und Vergötterung, wie es Maria Antoinette geführt, so schmählich zu enden. Und dabei hatte sie nicht einmal den Trost, den Märtyrertod zu sterben. Sie starb, ein Königliches Opferlamm, unter den Klauen des grimmigen Thieres, das sich Volk nennt.

Indeß wurde ich selbst an mein eigenes wandelbares Leben erinnert. Es war Zeit, Moskau zu verlassen. Ich trennte

mich sehr ungern von dieser gastfreien, lebensvollen und antiken Stadt, aber ich war länger, als ich bestimmte, geblieben. Prinz L...w reiste weiter in's Innere Rußlands auf seine Güter. Ich wollte ihm dahin, trotz seiner dringenden Einladung, nicht folgen, und so nahm ich denn das Anerbieten des Grafen M..., welchen ich bei Madame Randow kennen gelernt hatte, und der mir für die Rückreise nach St. Petersburg seinen Wagen und seine Begleitung anbot, mit Freuden an.

Adieu denn, Moskau, Du alte heilige Stadt voll Verhängniß, möchte Deine Geschichte für das Volk, welches in Deinen Mauern wohnt, auch in aller Zukunft eine heilige, wunderthätige und beglückende sein.

Hundertdrittes Kapitel.

Im Postwagen.

Wie die Deutschen sind. — Reisegeschichtchen. — Ein alter Junggeselle.

Als ich in Petersburg ankam, hatte der Hof so eben wieder seine Residenz in Peterhof genommen. Die junge Großfürstin, Herzogin von Leuchtenberg, war von ihrer Reise in Italien zurückgekehrt, und ich hatte die Ehre von ihr eine Einladung zu erhalten und vor ihr tanzen zu dürfen. Von dieser schönen und leutseligen Fürstin reichlich beschenkt, mit Empfehlungen an einige russische Großen, welche in Berlin verweilten, und andere hohe Herrschaften, reichlich versehen, trat ich meine Reise nach der Residenz des Königs von Preußen, dem sogenannten Spree-Athen, an.

Die Reise von Petersburg nach Berlin bietet eben nicht viel Interessantes dar. Jedoch hatte ich einige angenehme Reisegefährten, Russen und Deutsche, und namentlich gaben sich die Letztern viele Mühe, mir von ihrer Nation eine möglichst hohe Meinung beizubringen.

Ich aber hütete mich wohl nach meinen Reisegefährten im Postwagen eine Nation zu beurtheilen, welche man die kosmo-

politische nennen könnte, denn man findet sie überall, sie wissen Alles, kennen Alles, und befreunden sich sehr bald mit den Gewohnheiten und Sitten aller Völker.

Was meine deutschen Reisegefährten anbetrifft, so waren sie weniger geistreich als die Franzosen, etwas liebenswürdiger als die Engländer, gutmüthig, gelassen, ruhig, aber sehr neugierig und ein wenig zudringlich.

Ich machte kein Geheimniß aus meiner Person, und sie wußten daher bald, wer ich war und was ich in Berlin wollte. Sie waren ganz entzückt, eine Tänzerin zur Reisegefährtin zu haben, und dazu noch eine Spanierin, und zwar eine solche, die vor dem Hofe in Petersburg getanzt hatte.

Ein Herr, es schien mir ein alter Junggeselle zu sein, dankte mir sogar ganz offen für die Ehre, welche ich seinem Lande und seiner Vaterstadt Berlin durch meinen Besuch erweisen wollte. Gott weiß es, wie viele Zungen ich hätte haben müssen, um alle diese Fragen zu beantworten, mit welchen mich dieser alte, deutsche Junggeselle in einem Athemzuge bestürmte.

Die Männer führen die Beweglichkeit einer Frauenzunge sprichwörtlich im Munde, es ist ein Unrecht, wie so Vieles, das sich die Männer, als der stärkere Theil, gegen unser Geschlecht herausnehmen, ich aber habe sehr oft die Erfahrung gemacht, daß eine Frau nicht den vierten Theil von dem zu beantworten im Stande ist, was ein so neugieriger Junggeselle zu fragen vermag.

Die Art und Weise, wie ein Deutscher im Postwagen mit einer Dame nähere Bekanntschaft zu machen sucht, habe ich sehr eigenthümlich gefunden.

Während der Franzose auf die leichteste und ungezwungenste Weise die Unterhaltung mit irgend einem geringfügigen

Gegenstande beginnt, und plötzlich, ehe man sich dessen versieht, das Herz der unbekannten Dame wie ein ihm anvertrautes Gut behandelt, beginnt der Deutsche zuerst mit den Augen, mit den Ohren zu sprechen, d. h. er horcht dem Gespräche der Andern zu, um dann die Notizen zur Anknüpfung einer Unterhaltung zu gewinnen, dann bedient er sich der Augensprache und mustert das weibliche Reisepersonal, um sich zuvörderst mit den etwaigen Reizen desselben so viel als möglich vertraut zu machen. Denn da ihm die Unterhaltung nicht so wie dem Franzosen und doch mehr als dem Engländer Bedürfniß ist, so sieht er sich wohl vor, ob der Gegenstand, mit welchem er sich in ein Gespräch einlassen will, auch dessen würdig ist. Hat er denn mit Benutzung zweier so kostbaren Organe, wie die Ohren und die Augen, sein Terrain sondirt, dann rückt er sich, wenn er zufällig neben einer Dame, der diese Beobachtungen galten, sitzt, dieser so nahe wie möglich, begrüßt sie mit einem möglichst liebenswürdigen und lächelnden Blicke, und nun beginnt nicht etwa eine Conversation — nein, ein Examen.

Sie kommen von Petersburg oder weiter her, wenn ich fragen darf?

Von Petersburg.

Sie sind keine Deutsche?

Nein.

Pause. Der alte Junggeselle räuspert sich ein wenig.

Das hört man. Ihrer Aussprache nach sind Sie — —.

Pause. Der Frager scheint eine Antwort zu erwarten, mit welcher man natürlich aus Höflichkeit bis zur Beendigung der Frage wartet.

Sie sind Französin, meine schöne Dame?

Hat ein Deutscher in seiner Anrede es erst so weit gebracht,

so viel Muth aufgewandt, meine schöne Dame zu sagen, dann rückt er sich wo möglich noch etwas näher, und man wird ein wenig unangenehm in seiner räumlichen Ausdehnung beschränkt. Das Gespräch wird zugleich etwas flüssiger, und die Dame muß, sie mag wollen oder nicht, ebenfalls allen Lakonismus bei Seite setzen, um ihren Platz am Ende nicht gänzlich einzubüßen und ihrem nächsten Nachbarn auf den Schooß zu kommen.

Man muß also rasch sagen: Verzeihen Sie, mein Herr, ich bin keine Französin, sondern eine Spanierin, ich war indeß einige Zeit in Paris, in London und in vielen andern Städten.

Man kann dreist hinzusetzen in Konstantinopel, in Pecking, in Algier und Gott weiß wo, der gute Deutsche wird nicht in die geringste Verlegenheit kommen, denn er kennt diese Städte gleichfalls alle sehr genau. Er ist jetzt in seinem Elemente und erzählt Dir eine Menge Dinge, welche Du unglücklicher oder glücklicher Weise schon weißt. In diesem Redestrom unterbrichst Du ihn endlich und frägst nach Dingen, welche Dir noch nicht bekannt sind, nach seinem eigenen Vaterlande, aber hier trifft Du sicher seine schwache Seite. Er kennt das Ausland, aber nicht sein Vaterland. Ich fragte meinen deutschen Junggesellen eine Menge Dinge, die er mir entweder gar nicht oder doch sehr unvollständig beantworten konnte, und doch waren es Gegenstände, welche ich nach einem zweitägigen Aufenthalt in der fremdesten Stadt kennen muß.

Das Reisen im Postwagen hat für eine lebhafte, unruhige und bewegliche Natur allerdings etwas sehr Unbehagliches, und man ist am Ende froh, wenn man nur plaudern kann. Man muß sich behelfen so gut es geht, mit vielem oder wenigem Geist, und so war ich sehr froh, als ich an meinem

alten Junggesellen das Talent Anekdoten zu erzählen und an einem andern Deutschen einigen Wiz entdeckte. Ich war die einzige Dame im Postwagen, und die Herren wetteiferten, mir gefällig zu sein, und wenn ich so sagen darf, meine Groberung zu machen.

Jedoch zeigte sich diese Liebenswürdigkeit nur am Tage. Sobald es Abend wurde und die Cigarrenstengel verglimmt waren, begann der alte Junggeselle zu meiner Rechten den Kopf hinten anzulegen, seine Müze über die Augen zu schieben, und es währte nicht lange, so entstand ein harmonisches Geschnarche, dessen Klänge von den italienischen Serenaden sehr verschieden waren. Mein Nachbar Deutscher zur Linken konnte dieser für ihn so lieblichen Harmonie nicht widerstehen, und ich saß zwischen zwei Schlafenden, deren Köpfe in einer geheimen Sympathie sich so lange zunickten, bis sie allmählig auf meinen Schooß glitten, welcher so gleichsam zur unfreiwilligen Herberge wurde.

Diese Situation war doch ein wenig zu unangenehm für mich, und, um ihre Wiederholung ein für allemal zu verhüten, mußte ich zu einer Repressalie meine Zuflucht nehmen. Ich bewaffnete mich mit so vielen Stecknadeln, als ich nur auftreiben konnte, die ich, die Spizen nach außen gekehrt, an meinem Mantel anbrachte. Das stachlige Bette mißfiel meinen Reisegefährten auch in dem Grade, daß sie sich alle mögliche Mühe gaben, ihre Köpfe in der Schwebe zu halten und sie im schlimmsten Falle auf ihren eigenen Schooß zu legen. Zuweilen nahm ich mir auch die Freiheit sie aufzuwecken und zu ersuchen, mich ein wenig zu unterhalten, da es mir nicht möglich sei zu schlafen.

Der alte Junggeselle schien diese Aufforderung falsch zu verstehen. Er war sehr erfreut, daß ich mich so wenig schlaf-

süchtig zeigte, versprach mir feierlich, nicht eher wieder ein Auge zu schließen, bis sich der Schlaf auf meine seidenen Augenwimpern gelegt, und begann über meine Person eine Vorlesung zu halten, die mit meinem Haare begann und mit meinen Füßen schloß.

Ich hätte nie geglaubt, daß ein so alter Junggeselle noch so viel poetisches Feuer haben könne.

Aber ich bitte Sie, reden Sie doch von etwas Anderem, wenn Sie mich wirklich unterhalten wollen, sagte ich zu ihm, ich kenne mich zu gut, und Alles, was Sie mir da sagen, weiß ich auswendig. Ja, ich kann Ihnen sogar versichern, daß ich mich noch für weit schöner und reizender halte, als Sie mich da eben schildern. Sie scheinen mir hinter der Wirklichkeit noch sehr zurückzubleiben.

Ja, gewiß, rief er, ich gebe Ihnen vollkommen Recht. Die Sprache ist zu dürftig, um Ihnen auf diese Weise gerecht zu werden. Man kann es nur empfinden, und glauben Sie mir, meine Gedanken sind viel wahrhaftiger, als meine Worte.

Da es mir mißglückt war, den guten Mann in Verlegenheit zu bringen und seine Komplimente lächerlich zu machen, so bat ich ihn wieder einzuschlafen, wenn er keinen andern Gegenstand der Unterhaltung als meine Person wählen wollte.

O, versetzte er, Sie glauben nicht, wie wohlthuend es ist, in einer so finstern, nebelfeuchten Nacht, die selbst der Mond grollend flieht, ein Paar so hellblitzende Sterne, wie Ihre Augen, vor sich leuchten zu sehen.

In diesem Augenblick störte ein lautes: Ach! ach! den galanten Junggesellen aus seiner Verzückung. Dieses Ach! kam aus keinem andern, als aus seinem eigenen Munde. Ich weiß nicht, welche Bewegung er gemacht hat, vielleicht wollte er die Hände, fromm gefaltet, zu seinen Sternen, für welche er meine

Augen ansah, emporstrecken, und konnte in der Finsterniß nicht sogleich den rechten Weg zu ihnen finden, genug, er kam mit meinen Nadelspitzen in eine zu nahe Berührung, was ihm einen unwillkührlichen Schmerzenslaut erpreßte.

Ich glaube, sagte er mit entsetzter Stimme, Sie haben Dolche!

Meinen Sie meine Augen? fragte ich ihn.

Ah! Ihre Augen sind so sanft wie Mohnkörner, rief er mit komischem Pathos, ich begreife nicht, was an Ihnen so stechend sein kann.

Ein neues Ereigniß hinderte mich, auf diesen Ausruf eine Antwort zu geben. Mein Nachbar links begann plözlich wie ein Rasender um sich zu hauen, und da mich mehrere seiner Schläge etwas unsanft berührten, so war der Junggeselle so freundlich mir seinen Schlaz abzutreten, um die Schläge des Tobenden aufzufangen. Der Arme träumte, daß ihm seine Nachtmüze gestohlen werde, zu deren ritterlichen Vertheidigung er seine Fäuste so tapfer in Bewegung setzte. Der Junggeselle suchte ihn zu ermuntern, der Träumende erwachte und rief: Das war ein böser Traum! Ein Dieb wollte mir meine Müze stehlen, und da ich sie festhielt, wollte er mir den Kopf herunter schneiden. Denken Sie sich, meine schöne Nachbarin, welch eine gräßliche Situation, so bei lebendigem Leibe den Kopf zu verlieren.

Der Gute wußte nichts von dem Austausch unserer Plätze und glaubte, daß ich noch an seiner Seite sitze. Er konnte sich noch nicht ganz ermuntern, und in diesem schlaftrunkenen Zustande umfaßte er den alten Junggesellen an seiner Seite, umarmte ihn recht brüderlich und küßte ihn ab.

So lassen Sie mich doch los, rief der arme Gepeinigte, Sie erwürgen mich ja, was soll denn das bedeuten? — Glau-

ben Sie, daß ich ein hübſches Mädchen bin? — Sie irren ſich.

Nun kam der Träumer endlich vollſtändig zur Beſinnung, er rieb ſich verdutzt die Augen und zündete ſich eine Cigarre an, um bei ihrem Schein das Innere des Wagens zu überſehen. Dann ſagte er melancholiſch:

Ach, meine ſchöne Nachbarin ſitzt nicht mehr neben mir. Das iſt Ihre Schuld, mein Herr, warum haben Sie mich von dieſer Veränderung nicht in Kenntniß geſetzt?

Dieſe komiſche Scene hatte indeß doch ihr Gutes. Die Reiſegeſellſchaft wurde vollkommen munter, das Geſpräch wurde flüſſig, der Tag begann zu grauen, wir näherten uns der Station, wo wir unſern Kaffee einnahmen. Es kam eine neue Reiſegefährtin hinzu, welche ihren Platz mir gerade gegenüber nehmen mußte. Dieſes vis-à-vis war eine recht freundliche Erſcheinung, es war eine junge, lebensluſtige und muthwillige Dame, welche mir während der ganzen Reiſe muthig beiſtand, den Herren Reiſegefährten, welche aus der Nachbarſchaft im Poſtwagen verſchiedene Rechte herleiteten, in allen Dingen die Spitze zu bieten.

Auf dieſe Weiſe vertrugen wir uns ziemlich gut, unterhielten uns, ſo gut man ſich im Poſtwagen unterhalten kann, aßen, tranken, ſchliefen, plauderten, berechneten unſere Ankunft in Berlin, wie die Kinder ihre Freiſtunden, bis unſer Wagen endlich über Berlins Straßenpflaſter hinrollte und der alte Junggeſelle begeiſtert ausrief:

Donna, das iſt unſer ſchönes, heiteres und lebensluſtiges Berlin, hier iſt es anders wie in Petersburg. Hier kann man leben wie man will. Hier befinden Sie ſich am Buſen der europäiſchen Civiliſation. Hier iſt das Athen der modernen Welt. Hier wird mit jedem Kinde ein Sokrates geboren.

Hier iſt die Stadt der ſchönen Damen und der glücklichen Junggeſellen!

Mit dieſen Worten ſtieg der Junggeſelle aus dem Wagen, war dann ſo freundlich mir herauszuhelfen und nahm Abſchied von mir mit der Bitte, mich in meinem Hotel beſuchen zu dürfen.

Wenn dieſer alte Berliner ſo viel Feuer hat, wie müſſen denn die jungen Herren Berliner ſein? dachte ich, als ich nach meinem Hotel fuhr. Iſt Berlin vielleicht das Paris des Nordens?

Nous voyons!

Hundertviertes Kapitel.

Berlin.

Erſte An- und Umſicht. — Die Königsburg. — Der grune Hut. — Ein altes Rathhaus. — Preußens Geſchichte. — Die Goldmacher.

So war ich denn abermals in einer mächtigen großen Stadt, in einer Königlichen Reſidenz, die ich nicht kannte, und die mich eben ſo wenig kannte — für eine Künſtlerin ein doppelt ſchlimmer Umſtand. Ich war indeß mit dieſem Leben endlich vertraut geworden, und es war mir gar nicht bange, in Berlin diejenige Aufnahme zu finden, welche ich in Paris und Petersburg gefunden hatte.

Wie in jenen Städten, ſo ſtürzte ich mich denn auch in Berlin mitten in das Leben, durchſtrich die Stadt nach allen Theilen, ſetzte mich mit den Menſchen und Dingen in Berührung und ließ im Uebrigen mein Verhängniß walten.

Mein Hotel verließ ich ſehr bald, und miethete mich in einer Privatwohnung, in einer der ſchönſten Straßen der Stadt, nahe den Linden, ein.

Meine Empfehlungen überſandte ich theils den Adreſſaten, doch die wenigſten gab ich in Perſon ab, und ich hatte das Vergnügen, ſehr bald die Beſuche einiger Herren zu empfan-

gen, welche mir für die Dauer meines Aufenthalts in der preußischen Residenz bereitwillig in jeglicher Beziehung ihren Beistand anboten.

Ich nahm dieses gütige Anerbieten, welches mir mehrere Herren machten, zunächst von Demjenigen an, welcher mir am besten gefiel.

Der Herr v. K... zeigte mir alle Merkwürdigkeiten der Stadt, die königlichen Schlösser, deren in Berlin zwei sind, das Museum, das Zeughaus, mehrere prinzliche Paläste, die Akademie und einige recht hübsche Kirchen.

Während ich Alles, was in der Stadt besonders Merkwürdiges ist, sah, ersuchte mich der Herr v. K... um mein Urtheil.

Ich will Ihnen das mit wenigen Worten sagen, versetzte ich freimüthig. Berlin hält weder mit Paris noch mit London den Vergleich aus. Berlin ist ein halbes St. Petersburg.

Sie glauben also, daß Berlin eine kleine Copie dieser nordischen Stadt ist? fragte mich v. K... verwundert.

Das will ich damit nicht sagen, vielmehr hat Petersburg Berlin in vielen Beziehungen copirt, nur ist diese Copie in einem grossartigern Maaßstab ausgeführt.

Aber, ich bitte Sie, versetzte v. K..., das Leben und Treiben ist ja in Berlin ein ganz anderes als in der russischen Residenz.

Das leugne ich nicht, Berlin ist weit lebendiger als Petersburg, es ist hier mehr Regsamkeit, mehr Bewegung, man sieht, daß es hier einen Bürgerstand giebt, ein Volk. Während in Petersburg der Beamte den Militärrock anzieht, und nur so in der Gesellschaft seine Geltung findet, scheint hier der Civilrock einen bedeutend überwiegenden Einfluß auszuüben.

Und dennoch nennen Sie Berlin ein halbes Petersburg?

Ich kann auch diese meine Behauptung nicht zurücknehmen, trotz Allem, was Berlin von Petersburg so wesentlich unterscheidet, ist es dieser Stadt ähnlicher als irgend einer andern Residenz. Wenn ich die weitgespreizten Häuser Ihrer Stadt betrachtete, kam es mir immer vor, als seien es Brüder oder gutbekannte Freunde der Petersburger Häuser.

Petersburg, versetzte Herr v. K..., besitzt kein Haus, welches älter als anderthalb Jahrhundert ist, Berlin hat Häuser, welche vier Jahrhunderte zählen.

Mit diesen Worten zeigte er mir die große königliche Burg an der Spree, welche allerdings grau genug aussah und ein hohes Alter verrieth. In Petersburg würde man es nicht über sich gewinnen können, ein so großartiges Gebäude, welches so erhabene Dimensionen zeigt, so verwittern zu lassen. Aber der König von Preußen soll das Alterthümliche sehr lieben.

Der Herr v. K... führte mich nun in das Innere der Residenz. Erst jetzt gewahrte ich den großen Umfang derselben. Die Höfe, welche die verschiedenen Theile der Burg trennen, sind so groß, daß sie ganze Straßen umfassen könnten. Nach der Spree hin liegt ein alter Thurm, welcher der grüne Hut genannt wird und ehemals ein sehr festes Burgverließ, zur Aufbewahrung der Staatsverbrecher, gewesen sein soll. Merkwürdig an sich ist übrigens schon die Lage dieser alten Burg. Sie liegt an der Grenze der Schwesternstädte Berlin und Cöln. Hier war ehemals das Ende der Stadt Berlin. Jetzt steht die königliche Burg in der Mitte der Stadt. Alles, was später entstanden, ist den ungeheuren Waldungen und Morästen abgewonnen, von denen sich im Thiergarten noch einige recht großartige Spuren finden. Ich muß nur eingestehen, daß das alte Berlin, welches beinahe ein Jahrtausend

länger stehen soll, als dies neue, allerdings einen ganz andern Charakter hat, der mich mit der monotonen und so wenig originellen Bauart der Neustadt einigermaßen aussöhnte.

Das merkwürdigste Zimmer der Burg ist der weiße Saal, welcher nur bei feierlichen Gelegenheiten benutzt wird, sonst hat diese königliche Burg mit ihrer Unmasse von Gemächern, in welchen vielleicht das ganze Regentenhaus der Hohenzollern geboren ist, eben nichts Besonderes aufzuweisen. Diese Burg ist übrigens das einzige Gebäude in Berlin, an welches das Volk eine Sage knüpft, nämlich die von der weißen Frau, welche sich jedesmal im Schlosse sehen lassen soll, wenn dem Regentenhause ein bedeutender Unglücks- oder Todesfall bevorsteht.

Der Palast, in welchem der verstorbene König gewohnt hat, ist sehr unbedeutend gegen die jetzige Residenz, wie sich denn sämmtliche Paläste in Berlin nicht besonders auszeichnen, und so ziemlich wie Privathäuser aussehen.

Dagegen sind das Zeughaus und das Museum ein Paar herrliche Gebäude, die man nicht lange genug im Innern sowohl als im Aeußern betrachten kann.

Auch ein Paar alte Rathhäuser zeigte man mir. In dem einen, welches in der Königstraße liegt, sind jetzt verschiedene Behörden. Es ward mir ganz unheimlich zu Muthe, als ich durch den gewölbten verwitterten Hof dieses alten Gebäudes ging. Aber es muß für den Berliner in der That wohlthuend sein, doch noch wenigstens einige Ueberreste der ältern Zeit zu haben. Ohne diese hat die Stadt nur wenig historisches Interesse, sie erscheint überall wie ein Emporkömmling ohne Ahnen, ohne große Vergangenheit.

Es ist in Petersburg gerade dasselbe der Fall, aber dennoch knüpft sich an das weiße, geputzte und sauber gehaltene

Petersburg schon eine recht wilde und mächtige Geschichte. Keine Stadt hat wohl in anderthalb Jahrhunderten eine so reiche, große Geschichte aufzuweisen, wie die russische, und diese Geschichte steht mit Petersburg in innigster Beziehung. Hierdurch bringt die Stadt auf jeden Betrachtenden einen tiefen Eindruck hervor, welches bei Berlin nicht der Fall ist. Selbst die Erinnerungen an Friedrich den Großen, diesen größten Fürsten Preußens, sind in Berlin nur dürftig, da dieser große Mann zumeist in Potsdam lebte, und im Uebrigen ist die preußische Geschichte so solide, so ruhig und besonnen vorwärts schreitend, so wenig zu Excessen geneigt, und einige Zwischenfälle, die Napoleonische Zeit ausgenommen, so gleichmüthig verlaufend, daß dem Berliner selbst sehr wenige große und außerordentliche Momente seiner Geschichte bei einer Wanderung durch die Stadt ins Gedächtniß zurückgerufen werden.

Als mir v. M... einige dürftige Notizen mitgetheilt hatte, fragte ich ihn ganz verwundert:

Mein Gott, haben Sie denn in Ihrer Stadt gar kein Haus, keinen Flecken, an welchen sich irgend ein großes Ereigniß, eine große That, sei es eine gute oder böse, knüpft?

Mein Führer besann sich lange und fand — Nichts.

Dies überraschte mich. Ich dachte an London und Paris, in diesen Städten ist jedes Haus ein Stückchen Weltgeschichte, ich dachte an Petersburg, wo uns wenigstens die Paläste so viele Geschichtchen erzählen — und in Berlin sollte man gar nichts erfahren können?

Vielleicht würde man auch in Berlin viele unheimliche Dinge erzählen, dachte ich, wenn sich die Geschichte dieser Stadt so scheu wie die russische verschleiern müßte.

Die deutsche Nation ist doch sehr glücklich, der das Höchste,

was man ihr vorwerfen könnte, iſt — zu wenig Stolz, zu viel Selbſtverleugnung zu beſitzen.

Mein Begleiter gab ſich indeß alle Mühe, doch Einiges für mich aufzufinden, was mich zufrieden ſtellte. Endlich ſchien er es gefunden zu haben. Er rief dem Kutſcher den Namen einer Straße zu und ſah mich mit triumphirenden Blicken an.

Nun, wohin wollen Sie mich denn führen? fragte ich ihn lächelnd.

Nach einem Kloſter, ſagte er.

Nach einem Kloſter? Giebt es deren auch in Ihrer proteſtantiſchen Stadt mit den kleinen Kirchen?

Es ſtammt noch aus der Zeit vor der Einführung der Reformation bei uns, verſetzte von R...

Ich hoffte nun endlich einmal wieder ein recht altes, hiſtoriſches Gebäude zu ſehen, ich glaubte, daß ich in finſtere Kreuzgewölbe, wie bei dem alten Rathhauſe, eintreten würde, aber dieſes alte Kloſter ſah einem Kloſter ſehr wenig ähnlich, und war bereits, bis auf einige Säle, völlig un.gebaut. Nur in der daneben ſtehenden Kirche, welche ehemals zum Kloſter gehörte, zeigte man mir einige Gemälde, die den Namen eines gewiſſen Thurneiſſers tragen, welcher ſich hier mit Goldmachen beſchäftigt haben ſoll.

Es iſt ſehr natürlich, daß die deutſchen Fürſten, welche im Verhältniß zu andern ziemlich arm ſind, die Goldmacherkunſt beſonders begünſtigten. Die emporſtrebenden preußiſchen Regenten, welche wenig Land und Leute und ungemein kleine Hülfsmittel beſaßen, bedurften vor Allem des Goldes, um etwas zu werden. Ich hatte es einem glücklichen Zufalle zu verdanken, daß ich hierüber einige intereſſante Geſchichtchen hörte. Wir trafen nämlich in der Kloſterkirche einen Studen-

ten, welcher zwar von Geburt ein Hamburger war, ſich aber ſehr viel mit topographiſchen Studien beſchäftigte. Wenn ich nicht irre, ſo hieß er Heßlein. Dieſer junge Mann mit langem, dunklem Haar und einer mächtigen ſilbernen Brille auf ſeiner übrigens nicht unſchönen Naſe, im ſchwarzen Sammetrock und mit einem dicken Rohrſtocke bewaffnet, weſſen er ſich als Zeitgenoſſinger bediente, theilte uns die Lebensgeſchichte dieſes merkwürdigen Mannes mit. Er zeigte uns ein Bild, welches den heiligen Franziskus darſtellte, und in der Hand ein aufgeſchlagenes Buch hielt, welches die Worte enthielt:

„Thurneiſſer hat mich neuv gemacht,
Da ich war alt und gar veracht. Anno 1584."

Dieſer Mann ſoll in der That die ſehr verfallene Kirche auf eigene Koſten hergeſtellt haben. Da er Gold zu machen verſtand, war dieſe Ausgabe wohl eine Kleinigkeit für ihn. Er war ein Günſtling des Kurfürſten Johann, welcher ihm das Kloſter zum Laboratorium und Aufſtellung ſeiner großen Druckerei einräumte, welche die erſte in Berlin geweſen ſein ſoll.

Er hat ein Werk geſchrieben, in welchem er behauptete, daß die Spree Goldſand mit ſich führe, daß in der Nähe Berlins der Boden Saphire und andere koſtbare Edelſteine enthalte und der ſandige Boden der Mark voll von Rubinen und andern Schätzen ſei. Man kann ſich leicht denken, wie der preußiſche Fürſt damals den Wundermann liebgewann und hochſchätzte, der aus dem unfruchtbaren Boden ſeines Landes ihm ſo viele Schätze hervorzuzaubern verſprach. Natürlich wurde aus der ganzen Geſchichte nichts, doch ſoll er dem Fürſten als Leibarzt beſſere Dienſte geleiſtet haben. Für ſich ſelbſt mag er die Goldmacherkunſt recht gut verſtanden haben, denn er hat mit dem Verkauf ſeiner Druckſachen ein ungeheures Vermögen erworben, iſt aber dennoch nach ſehr vielen unglück-

lichen Schicksalen in Dürftigkeit gestorben. In der Kunstkammer soll sich noch ein Nagel befinden, der halb Eisen und halb, durch Thurneissers Kunst, in Gold verwandelt ist. Ich habe ihn indessen nicht gesehen.

Auch soll ehemals in der Nähe der Burg eine ganze Reihe Häuser gestanden haben, welche von Goldmachern bewohnt waren, — und eben so steht neben dem Münzgebäude ein großes Haus, welches das Fürstenhaus genannt wird und von einem andern Goldmacher bewohnt war, welcher zur Zeit des ersten preußischen Königs lebte. Dieser prachtliebende Monarch, welcher sich eine Krone mit Gold eroberte und eine Jungfernsteuer einführte, welche die armen Mädchen bezahlen mußten, die in einem gewissen Alter nicht so glücklich waren, sich Männer zu erobern, wofür doch eigentlich nur diese hätten büßen sollen, setzte Tausende daran, welche ein Gaukler angeblich zur Einrichtung seines Laboratoriums verlangte, um Gold zu erhalten, und als er endlich einsah, daß er betrogen war, ließ er den flüchtigen Goldmacher, der indessen nur Wind machen konnte, einfangen und im Flitterkleide aufhängen.

Der Nachfolger dieses Königs hat es besser verstanden, Gold zu machen. Er hat seine Unterthanen fleißig mit seinem spanischen Rohre zur Arbeit und Thätigkeit angetrieben, Handel und Gewerbe unterstützt, und so zum Wohlstande seiner Unterthanen, welcher für den Fürsten die beste Goldquelle ist, den Grund gelegt. Im gleichen Sinne wirkte sein großer Sohn, der sein Haupt fast auf das Schaffot gelegt hätte, nunmehr fort.

Daß übrigens diesem großen Monarchen in der mit Denkmälern reich gezierten Stadt noch keines gesetzt worden ist, das hat mich nicht wenig in Verwunderung gesetzt. Man mochte

wohl denken, daß Friedrich der Große sich im Herzen seines Volkes ein Denkmal gestiftet hat, das nicht erhabener geschaffen werden kann.

Vor dem Museum traf ich eine große Menschenmenge. Es wurde nämlich die Amazonengruppe enthüllt, welche auf der linken Treppenwange ihren Platz erhalten hatte. Die Art und Weise, in welcher sich das Volk darüber aussprach, war nicht wenig ergötzlich. Die Körperverhältnisse der Amazone wurden besonders der Gegenstand der Besprechung. Wenn wir solche Frauen hätten, meinte Einer, würden wir Männer uns wohl bald unter ihrem Pantoffel krümmen, da lobe ich mir doch die kleinen, niedlichen Berlinerinnen, die einen Puff vertragen können, ohne sich gleich auf das hohe Pferd zu setzen.

Ein Anderer versetzte auf die an ihn gerichtete Frage, wen diese nackte Dame denn eigentlich vorstellen solle? — Nun, das ist eine emancipirte Frau.

Ah, rief der Andere, dann soll das wilde Thier, mit dem sie kämpft, wohl uns Männer vorstellen?

Diese Auslegung ist gar nicht übel, sagte ich zu meinem lachenden Begleiter.

Es gaben mir übrigens diese Anmerkungen einen guten Begriff von der Bildungsstufe des Berliner Volkes. Es verstand doch an eine ihm unbekannte mythologische Figur eine moderne Idee anzuknüpfen, und sie so gewissermaßen zu seinem Eigenthume zu machen.

Ich glaube, es wäre überhaupt gut, wenn man bei öffentlichen Ausschmückungen mehr auf das Volk und seine Bildungsstufe Rücksicht nähme, und ihm Gegenstände vorführte die ihm näher liegen, als dergleichen alte Mythen. Mögen,

die Museen immerhin Dinge enthalten, die nur den Kunstkenner, den Gebildeten fesseln, was auf der Straße ist, sollte Alles volksthümlich sein, daß sich die Masse an diesen ihr verständlichen Ideen bilde und erhebe.

Nachdem ich das Museum mir angesehen hatte, fuhr ich nach Hause, woselbst ich eine Einladung zu einer Soirée vorfand, die ich auch besuchte, und wo ich einen Mann kennen lernte, der mich mit Dingen vertraut machte, die bisher ganz außer meiner Ahnung lagen.

Davon später.

Hundertfünftes Kapitel.

Berliner Theater.

Die Philosophie des Theaters. — Pietisten-Unsinn. — Die schlimme Nachbarschaft. — Ein Paar Verse. — Mein Auftreten im Schauspielhause.

Einer der schönsten Plätze in Berlin ist der Gensd'armenmarkt, ein etwas sonderbarer Name für einen Platz, welcher als hauptsächlichste Zierde zwei Kirchen hat, die sich in ihrer schönen gefälligen Bauart wie ein Paar Geschwister, denn sie sind ganz gleich gebaut, in der Mitte des sehr großen Markts erheben. Zwischen diesen beiden Kirchen steht das Schauspielhaus. Friedrich der Große, der Philosoph, der Freigeist, ließ die Kirchen und das Theater bauen, doch soll es damals an einer energischen Protestation der protestantischen Geistlichen nicht gefehlt haben, welche diese Nachbarschaft der Weltlust, wie sie das Theater nannten, und der Kirche scharf getadelt haben. Ein endloser Streit über die Sündhaftigkeit des Theaters erhob sich unter den frommen protestantischen Geistlichen, welche es wahrscheinlich mit ungünstigen Augen ansahen, daß man anfing kleine Kirchen und große Schauspielhäuser zu bauen.

In dieser Beziehung war die protestantische Geistlichkeit nicht um ein Haar duldsamer als die katholische, welcher man allein die Unduldsamkeit in die Schuhe schieben möchte.

Wenn wir uns einen richtigen Begriff der gesteigerten Cultur und Civilisation machen wollen, so genügt es, das Bühnenwesen von seinem Entstehen bis heute zu verfolgen. Die Bühne ist der beste Gradmesser des Geschmacks, und der Geschmack ist je geläuterter, je gebildeter, je gesitteter ein Volk ist. Schon deshalb ist es von hohem Interesse, die Bühne in ihren Verirrungen zu verfolgen. Es gewährt dieses Thema aber auch außerdem ein topographisches Interesse, denn es ist wohl natürlich, daß der allmählige Aufschwung der Kunst auch äußerlich sichtbar ist, d. h. die Metamorphose sich auch auf die Oertlichkeit erstreckt. In der That waren es nicht immer so vornehme palastähnliche Gebäude, in welchen der Thalia gehuldigt worden ist. Ein Zeitalter, das Kirchen baute, die himmelan strebten, und groß genug waren, ganze Gemeinden zu umfassen, ein Zeitalter, das seine Bauten an Felsen hing, mit einem Wort ein Zeitalter, dessen Poesie ehern und steinern, das eben noch selbst die Leidenschaft voll dramatischer Verwicklungen war, welche die Kirche nur allein zu zähmen und zu lösen vermochte, ein solches Zeitalter war nicht geschaffen erst Bretter aufzuschlagen, die die Welt bedeuten sollten. Und die Kirche, welcher der Mensch gehörte, gestattete zwar im Gefühle ihrer Allmacht neben sich eine Kunst, die ihr gefährlich werden konnte, aber sie verstand es, sich diese Kunst dienstbar zu machen, wie sie die Bildhauerei und Malerei sich dienstbar gemacht hatte. Aber freilich durfte sich die erstere nicht wie die beiden letztern aus ihren Windeln erheben und jenen erhabenen Standpunkt einnehmen, der noch heute die gebildete Welt dem Katholizismus verpflichtet. Durften die Bildnerei

in Stein und auf Leinewand die Kirche verherrlichen, so gestattete man der Schauspielkunst nur den Hanswurst der Kirche, ihren Hofnarren zu machen, welcher ungestraft seiner Heiligkeit und dem Herr Gotte selbst eine Fratze machen und das Alles travestiren durfte, was jene beiden ersten Künste mit dem Heiligenschein umgaben. Die Kirche wußte wohl was sie that und duldete. Sie war consequent, wie niemals eine Gewalt war, vielleicht niemals wieder sein kann. Sie wollte ihren großen riesigen Ideen, die wohl für sie, aber nicht für alles Volk geschaffen, eine Parodie entgegensetzen, damit der Stolz und Hochmuth dieser ihrer Ideen, welche über ihre eigene Welt hinauszugehen drohten, nicht Gemeingut des Volkes, nicht Eigenthum der Laien werden sollte, denn erstere sollte nur Werkzeug bleiben, nicht Mitschöpfer, nicht Mitdenker, nicht Mitgenosse werden. So ist die Schauspielkunst in der Zeit des allmächtigen Katholicismus nur Farce der Kirche geblieben, also religiose Farce, welche die Legenden zwar profaniren durfte, aber nur innerhalb der Kirche unter den Augen der Geistlichkeit, welche ihr das Profanirende gewissermaßen wieder nahm.

Anders verhält es sich mit dem Protestantismus. Die protestantische Kirche, deren Princip nicht mehr die Herrschaft über die Menschen, Hierarchie, sondern Veredlung und somit Herrschaft des Menschen durch sich selbst, also Autokratie ist, verpönte die Travestie des Göttlichen*) innerhalb der Kirche. Wie die Bilderheiligung als einen wirklichen

*) Die Welt wird vermöge des fortschreitenden Protestantismus auch eine Stellung einnehmen, in welcher manches, was sich heute den Schein der Majestät vindicirt, nur als Travestie des wahrhaft Göttlichen sich bewahren wird.

Götzendienst, so schaffte sie auch die Farce als eine Blasphemie ab. Der Protestantismus wurde orthodoxer als der Katholicismus. Aber es fiel nicht allein die Farce der Kirche, der Protestantismus löschte auch für eine Weile die künstlerische Glut der Völker aus, und das Leben der Menschheit, wenn auch innerlich an seiner Umgestaltung arbeitend, zeigte sich äußerlich versunken, gehaltlos, stoffios für neue Ideen und erhabene Künste. Das Menschengeschlecht war ermattet durch die Kriege und Kämpfe, welche in Folge des Protestantismus hervorgebrochen waren. Es war demnach kein Wunder, daß diese Zeit, wie viele Keime des Großen auch in sich tragend, arm war an erhabenen Erzeugnissen, und daß die Poesie und die Kunst, welche sich jetzt auftaten, an den Gebrechen ihrer Zeit kränkelten. So war es auch mit dem Schauspiel. Aus der Kirche trat letzteres in die Bretterbude, aber es nahm fast ausschließlich die heiligen Stoffe aus ihr mit hi über. Sie wurden zwar nicht mehr travestirt, sondern ernsthaft, aber auf eine Weise vorgestellt, die noch weit schlimmer war als die Travestie. Aber der menschliche Geist drängt unaufhaltsam vorwärts und sucht sich die Bahn, auf welcher er seinen göttlichen Ursprung beurkunden kann, nicht, indem er vor dem Scepter das Haupt senkt, sondern nach den Strahlen seiner Majestät greift, um die Berechtigung seines Ebenbildes darzuthun. So versunken das Menschengeschlecht damals auch war, es suchte nicht desto weniger nach geistiger Speise, und so roh die dramatische Kunst in Bezug auf Darstellung und Inhalt auch war, sie wurde nicht desto weniger vom Volke inbrünstig an die Brust gedrückt, geherzt und geherzt.

Gegen diese Richtung nun protestirte die Geistlichkeit heftig. Statt zunächst auf die Verstaltlichung des Schauspiels einzuwirken, verwarf sie dieses überhaupt. Sie wollte, daß der

Protestantismus, als ein Katholicismus, ohne seine alte Erhabenheit, ohne seine Großartigkeit, ohne seine Künste dennoch eben so allein und ausschließlich die Menschen beherrschen sollte. Sie wollte keine Kunst neben sich dulden, die das Volk gewinnen mußte. Sie wollte dieses um die Kanzel bannen, und als das nicht gelingen wollte, schleuderte sie ihr Anathema der Bühne entgegen.

Die Zeit oder der Zeitgeist ließ sich aber durch diesen Bannstrahl in Verfolgung seiner Richtung nicht stören, und nach vielfältigen Verirrungen und Geschmacklosigkeiten*) gewann die Bühne endlich, gerade mit der Entstehung großarti-

*) Ich erinnere mich eines alten Stückes, welches „Alceste" heißt und in welchem die züchtigste Stelle also lautet:

Es ist das beste Thun der Welt
Das zuckersüße Freien,
Wer Hochzeit macht und Kindtauf' hält,
Dem wird es nicht gereuen.
Es schmeckt als lauter Marcipan,
Wenn man selbander schlafen kann

Es ist so süß als Mandelmus
Und Nürenberger Kuchen,
Wenn man nicht mehr um einen Kuß,
Viel Stunden darf ersuchen.
Ich halt, es thut doch trefflich sacht,
Wenn man sich so gemeine macht.

Man kann sich nun einen Begriff machen, wie die andern Stellen sind. Und dieses Stück wurde in der That sehr oft mit Beifall vor einem großen Publikum, welches, so wie heut zu Tage, aus Matronen, jungen Mädchen, Männern und Kindern bestand, aufgeführt.

ger Gebäude, denen sich nun auch ein veredelter Inhalt zufügte, die Stellung, welche sie heute einnimmt, und welche der große deutsche Dichter Schiller mit wenigen Worten so erhaben geschildert hat, das Theater bedeutet die Welt, es ist der Spiegel des Menschenlebens, die Moral der Gesellschaft.

Ich habe geglaubt, daß sich endlich nach so vielen Jahren die Berliner Geistlichkeit über die unheilige Nachbarschaft der Kirchen und des Theaters hinweg gesetzt hat, aber zu meinem Erstaunen hörte ich sehr bald, daß es in Berlin eine Partei gebe, welche noch damals, also im Jahre 1813, das Theater überhaupt als etwas Sündhaftes betrachte, vor dem sich jeder gute Christ wie vor dem Bösen zu hüten habe, und ich lernte sogar eine alte Dame kennen, welche allerdings zu den sogenannten Pietisten gehörte, die sich jedesmal feierlich dreimal bekreuzte, wenn sie an einem Theater vorüberkam.

Das war doch in der That mehr als russisch und spanisch, und das war in Berlin Anno 1813.

Natürlich spotten und lachen die Berliner im Allgemeinen darüber, aber es war mir auffallend, daß das Lustspiel, welches namentlich in dem einzigen großen Privattheater, dem Königstädtischen, seinen Sitz hatte, sich eines solchen reichen und glücklichen Stoffes zur Verspottung einer so crassen Verirrung nicht bemächtigte.

Das schöne Opernhaus, welches ebenfalls Friedrich der Große erbaut hat, wurde gerade einige Tage vor meinem Engagement ein Raub der Flammen. Die Oper und das Ballet wurde daher nach dem Schauspielhause verlegt, und hier war es, wo ich als spanische Tänzerin zum ersten Male öffentlich vor dem Berliner Publikum auftrat, nicht ohne harten Kampf und nach Beseitigung großer Hindernisse, welche mir in den Weg traten.

Ich war nicht glücklich in meinen Erfolgen, und was Couliſſen-Intriguen anbetrifft, könnte ich von Berlin hübſche Dinge erzählen.

Hier wie anderswo erwarb ich mir viele aufrichtige Freunde und eben ſo viele Feinde, ich beſiegte mit den erſtern die letztern, und ich darf es ſagen:

Ich habe in Berlin nicht weniger Triumphe gefeiert, als in Paris und Petersburg.

Hundertsechstes Kapitel.

Eine Berliner Zeitung.

Das Theaterin und der Ehebruch. — Die Berliner Wochenmärkte. — Das geheimnißvolle Dekret. — Die Pferdebändiger und ihre Dompteuse.

Ich hatte eine Empfehlung von hoher Hand an den Intendanten der Berliner Theater. Der Herr Intendant nahm mich sehr freundlich auf, unterhielt sich lange mit mir, und war so freundlich, mir einen Besuch abzustatten. Ich tanzte vor ihm, und der Herr Intendant erklärte mir, daß die spanischen Tänze das Berliner Publikum, wie er es kenne, nicht besonders einnehmen würden.

Ich versetzte ihm, daß ich mich gleichwohl des Beifalls der Pariser, Petersburger und der kühlen Engländer zu erfreuen gehabt, und daß ich nicht glauben könne, daß die Berliner andere Anforderungen an die Kunst machen würden.

Indeß schien man doch nicht sehr bereitwillig, mir ein Debüt zu gestatten, endlich gelang es meinen Gönnern, deren ich, wie gesagt, mehrere schon sehr bedeutende in Berlin gefunden hatte, mir Bahn zu brechen, welches um so schwieriger war, da ich Bedingungen stellte, welche man für zu hochgeschraubt erklärte, von denen ich aber nicht abgehen wollte.

Da man diese Bedingungen aber dennoch annahm, so bildeten sich zwei Parteien, von denen die eine auf meinen erfochtenen Sieg sehr ärgerlich, die andere sehr erfreut war.

So oft ich im Königlichen Schauspielhause auftrat, zischten die Einen, während die Andern da capo riefen, welcher Widerspruch mehrere Male fast bis zu einem Theatercrawalle ausartete.

Ich habe nirgends gegen so kleine Intriguen anzukämpfen gehabt, wie in Berlin, dem Sitze deutscher Intelligenz und Bildung.

Ich war nicht so glücklich, die Gunst der Berliner Journalisten zu gewinnen, welche auf die Gunst, die ich bei höherstehenden Personen genoß, eifersüchtig waren und durch Ignoriren an mir Rache ausübten.

Die Vossische Zeitung, eines der vielverbreitetsten Blätter in Berlin und Preußen, welche der Tagelöhner ebensowohl wie der höchste Beamte mit Aufmerksamkeit liest, brachte lange Berichte über jede Erscheinung im Gebiete der Kunst, trotz aller Redseligkeit aber konnte sich dieses Blatt nicht entschließen, über meine Leistungen mehr zu sagen, als:

Heute hat Donna Lola Montez die „Valeros de Cadix" getanzt.

Waren die Herren Rezensenten bei sehr guter Laune, so setzten sie hinzu:

Die Berliner sind für die spanischen Nationaltänze nicht sehr eingenommen.

Man hatte mir aber gesagt, daß die guten Berliner immer diejenige Meinung haben, welche die Vossische Zeitung ausspreche.

Die französischen Rezensenten haben sich in der That

gegen mich stets nobler, unparteiischer und liebenswürdiger benommen.

Da ich gerade von der Vossischen Zeitung spreche, so will ich bemerken, daß dieses Blatt eines der merkwürdigsten ist, welche ich je kennen gelernt habe.

Man braucht nur dieses Blatt zu lesen, um den Berliner, den Preußen, ja den Deutschen und die Zustände dieses Landes der Widersprüche kennen zu lernen.

Die Vossische Zeitung erschien mir als das einzige Organ, vermittelst dessen die Bürger mit ihrer Obrigkeit sprachen und der Regierung Wünsche zu erkennen gaben.

Wie weit übrigens dieses Land, dessen Bildung so sehr gerühmt wird, noch zurück ist, beweisen folgende Thatsachen, welche man fast für Anekdoten halten wird, ich kann aber versichern, daß sie wahr sind, und daß ich sie nicht nur meinem Gedächtnisse eingeprägt, sondern auch in meine Notizensammlung eingetragen habe.

Man berieth ein neues Ehegesetz, welches über den Ehebruch verschärfte Bestimmungen bringen sollte, und nach einer sehr langen Berathung, an welcher die bedeutendsten und einflußreichsten Männer des Landes Theil nahmen, stellte man in allem Ernste das Prinzip auf:

daß der Ehebruch bei den Frauen strafwürdiger als bei den Männern sei.

Ist es nicht gerade so, als sagten die reichen Leute zu den ärmeren:

Wir dürfen stehlen, Ihr aber nicht!

Ich glaube wohl, daß ein solches Gesetz für die männlichen Gesetzgeber sehr bequem sein mag, aber der Kern aller Moral, glaube ich, beruht auf dem kleinen Spruche, welchen jedes Kind lernt:

Was Du nicht willst, daß man Dir thu', das füg' auch keinem Andern zu.

Die Frauen sind nicht um ein Jota strafwürdiger, als Sie, meine Herren Gesetzgeber. Sie haben nicht das Recht, die Moral zu verkehren. Die Frauen sind eben sowohl schwache Geschöpfe, wie Sie, warum sollen Sie demungeachtet einen größern Heldenmuth und mehr Enthaltsamkeit besitzen? Ich kenne kein Gesetz, welches es von Rechtswegen ausspricht:

Wenn der Mann ein Verbrechen begeht, so ist er weniger strafwürdig, als ein Weib, welches sich desselben Verbrechens schuldig macht.*)

*) Der heilige Augustinus war viel gerechter, als unsere heutigen Gesetzgeber, denn er sagt, daß der ehebrecherische Mann eben so strafbar ist, als die Frau.

Der Herr von Brantome sagt in Bezug auf dieses Kapitel, d. h. über die Strafwürdigkeit der Frauen, die sich den Ehebruch zu Schulden kommen ließen: Ich habe gesehen, daß vornehme Personen unsere früheren Könige, wie Ludwig Hütin und Karl den Schönen, sehr getadelt haben, weil sie ihre Gemahlinnen, Margarethe, Tochter Roberts, Herzogs von Burgund, wegen Ehebruchs grausamer Weise zwischen vier Mauern im Schlosse Gaillard umkommen ließen, und das Nämliche that der Graf von Foie mit Johanna von Artois. Diese Frauen hatten aber nicht so viel Unrecht und Verbrechen begangen, als ihre Männer, die Letzteren waren aber ihrer überdrüssig, und beschuldigten sie des Bösen, um dann Andere heirathen zu können.

Daß es König Heinrich von England mit der unglücklichen und schönen Anna von Boleyn eben so machte, ist bekannt. Ein Gleiches that Baldwin, zweiter König von Jerusalem, welcher seine Gemahlin des Ehebruchs bezüchtigte und sie verstieß, um sich mit einer Tochter des Herzogs von Malitina zu vermählen, weil diese eine sehr reiche Mitgift besaß, deren er nothwendig bedurfte. So steht es in der Ge-

Ob die armen deutschen Frauen gegen eine solche unbillige Gesetzgebung Opposition gemacht, weiß ich nicht, daß sie aber die Ungerechtigkeit der Männer einsehen, und auch endlich einmal an ihre Emancipation zu denken beginnen, das erkannte ich bei mehreren Veranlassungen.

So beklagte sich in derselben Vossischen Zeitung eine Frau über den Schmutz auf den Märkten, auf welchen jede Berliner Hausfrau ihren Wirthschaftsbedarf für die Küche einkauft. Sie sagt, wenn die Männer nur ein einzig Mal statt unserer bei schlechtem Wetter einkaufen müßten, sie würden bald alle mögliche Anstrengungen machen, verdeckte Marktplätze zu erhalten, aber uns arme Frauen geben sie dem Schmutz und Unwetter Preis. Die Märkte sind unsere Börse, und der Einkauf für die Küche, welche doch so viele Männer zu Tyrannen macht, ist nicht minder wichtig als der Cours der Staatspapiere und die Geschäfte mit Kaffee und Zucker en gros.

Das sollten die Männer bedenken.

Wie sehr man in Deutschland in der Regel alles Fremde

schichte des heiligen Landes. Es steht solchen Männern schlecht an, das göttliche Gesetz zu verbessern, um ein neues zu machen. Denn sagte nicht Christus, als man die arme Frau zu ihm brachte, die des Ehebruchs angeklagt wurde: „Welcher unter Euch rein und ohne Sünde ist, der hebe den ersten Stein auf und werfe auf sie. Ist hierin nicht deutlich ausgesprochen, daß es Unrecht ist, die Frauen ihrer Vergehungen wegen strenger als die Männer zu bestrafen, und daß die Sünde des Ehebruchs bei beiden Geschlechtern gleich groß und eben deshalb bei beiden gleich strafwürdig ist? — Gesetze, welche dem entgegen Bestimmungen machen, verlassen den Boden des göttlichen Rechtes, indem sie die Sünden der Männer milder behandeln, als die der Frauen.

vorzieht, welches sich sogar auf die Gerichtssprache erstreckt, davon kann folgendes Geschichtchen, welches ich ebenfalls in der Vossischen Zeitung gelesen zu haben mich erinnere, Zeugniß geben:

Ich erhielt, so erzählt irgend ein Ungenannter, vor einigen Tagen ein Dekret, welches weiter nichts als folgende Worte enthielt:

Mand. sol. pro pet.

Ich zerbrach mir nun den Kopf, diese geheimnißvollen Worte zu enträthseln, aber weder mein großer Vorrath der deutschen, noch mein freilich etwas kleinerer der lateinischen Sprache konnte mir zu irgend einem Resultate verhelfen. Ich ging also nach dem Stadtgerichte und übergab den dasigen Beamten mein geheimnißvolles Blatt, aber trotz der überaus großen Geduldprobe, welcher ich mich unterwerfen mußte, erhielt ich nirgends eine Antwort, bis ich endlich einen Herrn fand, welcher herablassend genug war, mir das Papier aus den Händen zu nehmen und es eines Blickes zu würdigen. Aber ich vernahm hierüber leider nichts Anderes, als ein leises, unverständliches Brummen, welches, wenn ich nicht irre, per pestilenz heißen sollte. Ich erhielt hierauf mein Papier mit folgenden Worten zurück: „Ich kenne ja Ihre Sache nicht.“ Nun schickte ich das Blatt dahin zurück, woher ich es erhalten hatte, und bat um Verdeutschung des Dekrets, worauf ich denn ein anderes Blatt erhielt, welches folgenden Inhalt hatte:

Das beantragte Zahlungsmandat ist an den Verklagten erlassen.

Sehr komisch kam mir auch der Streit vor, welcher sich unter den Bürgern über den passendsten Aufstellungsplatz zweier Pferdebändigergruppen entspann, die damals der Kaiser von Rußland dem Könige von Preußen zum Geschenke machte.

Der Witz der Berliner machte sich ebenfalls bald über diesen Gegenstand lustig. Ich weiß nicht, welchen Platz sie erhalten haben, ich sah dieselben im Gießhause, und hörte eine Stimme flüsternd zu einer Dame sagen:

Das ist eine symbolische Darstellung der Art und Weise, wie man das unruhig vorwärts drängende Volk bändigen und zügeln müsse.

Während das Volk alle Tagesersheinungen mit scharfem Witze angreift und mit einem regen Interesse verfolgt, kommen ihm doch auch zuweilen Dinge vor, die über seinen Horizont gehen und bei denen ihm der Verstand völlig davon läuft. Man macht dabei die Erfahrung, daß das spöttelnde, freigeistige Berlin denn doch noch einfältig genug ist, sich allerlei Mährchen einreden zu lassen und sich selbst einzureden. Zu der Zeit, da ich in Berlin anwesend war, wurde noch viel von einer Gräfin gesprochen, welche sich in Berlin und Potsdam habe sehen lassen, und zwar nicht mit einem schönen, holden Engelsgesicht, um, gleich einer Syrene, die jungen, hübschen Männer anzulocken, sondern mit einem entsetzlichen Todtenkopfe. Es wurden über dieses Phänomen sogar Brochüren geschrieben, und die vermeintliche Gräfin mit dem Todtenkopfe bildlich dargestellt. Ja, es sollen auch einige Aufläufe in Berlin sowohl als in Potsdam vor den Hotels entstanden sein, in welchen die entsetzliche Gräfin wohnen sollte.

Daß an der Geschichte nichts war, kann man sich leicht denken, aber das Volk glaubte nichtsdestoweniger steif und fest, daß ein menschliches Wesen mit einem Todtenkopfe existiren könne *).

*) Bekanntlich lag diesem Glauben allerdings etwas Wahres zum Grunde. Man weiß, daß der leider für die Menschheit viel zu früh

Trotz Allem dem aber wage ich es, dreist zu behaupten, daß Berlin die aufgeklärteste Stadt in der Welt ist. Der Katholizismus, dem immer doch noch etwas von dem anklebt, was ihm die Hierarchie im Interesse geistiger Abhängigkeit vom Priesterstande unter allen Umständen aufgedrückt hat, ist hier völlig beseitigt. Deshalb erscheint die Stadt auch ohne alle Gemüthlichkeit, ohne alles poetische Leben, ohne alle die liebenswürdigen Schwächen, welche ein gläubiges Volk verräth. Aber der Berliner, der gemeinste Mann, der gewöhnlichste Bürger, der Eckensteher sowohl wie der Beamte, verbindet mit einem unverwüstlichen Humor, der an Satyre streift, einen gesunden Menschenverstand, der ihn nicht leicht zum Spielballe des Aberglaubens und der Verfinsterung werden läßt.

Es sind in Berlin viele pietistischen Bestrebungen aufgetaucht, welche dahin zielten, den ungläubigen Berliner wieder für den Himmel zu gewinnen.

So achtungswerth die Religion ist, welche dem Menschen stets die treue ausdauerndste Freundin ist, welche ihm Trösterin

verstorbene Dieffenbach die Braun behandelte und auch glücklich heilte. Die Beschreibung, welche Dieffenbach in der von ihm redigirten ärztlichen Zeitschrift macht, kommt allerdings einem Todtenkopf ähnlichen Aussehen sehr nahe. Man konnte das Gesicht der Unglücklichen mit Recht einen Todtenkopf nennen. Dieffenbach selbst entsetzte sich im ersten Moment vor dieser Erscheinung und er verzweifelte hier an seiner Kunst. Jedoch verfolgte dies unglückliche junge Mädchen den berühmten Arzt, von dem sie allein noch Hülfe hoffen konnte, so lange, bis er, von dieser Beharrlichkeit überwunden, Muth faßte und sich an die Operation machte, die ihm denn auch über die Erwartung geglückt ist. Die junge Braun soll darnach ein ganz hübsches Aussehen erhalten haben.

bleibt, wenn alle Hoffnung schwindet, so wird sie doch schwerlich durch die Pietisten, so nennt man die frommen oder vielmehr frömmelnden Leute, dem Berliner beigebracht werden. Berlin müßte ganz auf den Kopf gestellt werden, es müßte durchaus katholisch werden, d. h. es müßte seine Geschichte verleugnen, wenn es in religiöser Beziehung anders werden sollte. Diesen Eindruck macht die Residenz beim ersten Erblicken, es bedarf zu dieser Bemerkung gar keines Studiums. Der zersetzende, ungläubige, kritiklustige, profane Charakter der Stadt liegt obenauf, und so manche Thorheit die Stadt auch begeht, welche beweist, daß sich auch der Berliner zuweilen enthusiasmiren kann, so hat sie doch wiederum Humor und Verstand genug, um hinterher über sich selbst zu spotten und zu lachen.

Das beweist allemal einen guten Magen.

Bei einer solchen Erscheinung, die sich doch dem Fremden so leicht und so bald aufdrängt, läßt sich darum kaum die Blindheit der Leute begreifen, welche sich alle mögliche Mühe geben, aus Berlin eine Nonne oder einen Mönch zu machen. Diese Leute machen sich in der That lächerlich. Ich selbst bin in eine Gesellschaft gerathen, oder vielmehr hineingezogen worden, welche auf der einen Seite mich bekehren, auf der andern sich meiner zu Zwecken bedienen wollte, die weder meiner Neigung, noch meiner Gesinnung zusagten.

Ich werde diese Dinge enthüllen und der Welt zeigen, wie oft Niederträchtigkeit und Frömmelei Hand in Hand gehen. Nur die wahre Religion, der aufgeklärte und humane Glauben, das Vertrauen auf die göttliche Allmacht und ihr erhabenes Ziel der Weltbeglückung kann tugendhafte Menschen machen.

Der Pietismus macht Sünder und Heuchler.

Er zerstört die Moral.

Es ist wohl möglich, daß Berlin pietistisch wird, wenn es sein Vortheil erheischt, aber diese Stadt wird niemals wahrhaft orthodox werden.

Ich glaube nicht, daß ich mich täusche. Berlin hat vor andern deutschen, oder vielmehr vor allen deutschen Städten zu viel voraus, es ist von ihnen zu wesentlich unterschieden, um hier nicht unbefangenen Blickes sehen zu müssen.

Berlin ist für Deutschlands religiöse Zukunft entscheidend, es mag wollen oder nicht.

Hundertſiebentes Kapitel.

Ein junger Lieutenant.

Unter den Linden. — Der ruſſiſche Kaiſer im Geſandſchaftshotel. — Ueberraſchung eines Diplomaten. — Das Wettrennen. — In der Nacht.

Eine der ſchönſten Straßen, nicht nur in Berlin, ſondern in ganz Europa, iſt die große und breite Straße, welche man „Unter den Linden" nennt. Hier ſieht man die eleganteſten Läden, hier die jungen und alten Elegants der Stadt, hier die vielen nobeln Fremden, welche Berlin beſuchen, hier begegnet man den glänzenden Equipagen des Hofes, des Adels und der vornehmen Bürger, hier ſieht man die prachtvollſten Damen-Toiletten, in denen die kaltſtolzen vornehmen Berlinerinnen einherrauſchen, hier endlich ſieht man am Tage und des Abends die galanten Mädchen, welche nach einheimiſchen und fremden reichen Männern ihre Angeln auswerfen und die vornehmen Hotels beutegierig und eroberungsſüchtig umſchwirren.

Auch befindet ſich hier das großartige Hotel der ruſſiſchen Geſandtſchaft, in welchem es damals beſonders ſehr lebendig war, denn der Kaiſer aller Reußen war am Berliner Hofe gerade zu einem Beſuche anweſend.

Der Kaiser liebt es, zu überraschen, und man erzählt, daß er in Berlin in seinem Gesandschaftshotel zur Nachtzeit eingetroffen sei, ohne daß man hier von seiner Ankunft eine Ahnung hatte. Der Gesandte lag im tiefsten Schlaf und sein Kammerdiener näherte sich seinem Bette und sagte mit zitternder, bewegter Stimme: Herr Graf, der Kaiser!

Der Diplomat öffnete schlaftrunken die Augen und glaubte im ersten Augenblick nicht an die Wahrheit der Nachricht, dann, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er nicht träumte, sprang er mit seinem Satz in die Mitte des Zimmers und suchte seine Beinkleider, ohne sie im Momente der Ueberraschung finden zu können. So fand ihn der Kaiser, welcher jetzt zu ihm eintrat, im Nachtkleide. Bestürzt und verdutzt vermochte der überraschte Gesandte kein Wort hervorzubringen, er zitterte und stotterte, ohne die Fassung gewinnen zu können.

Verzeihen Sie, mein lieber Mevendorff, sagte der Kaiser lächelnd, indem er dem armen Diplomaten, welcher sich nicht auf den Beinen halten konnte, seinen Arm zur Unterstützung reichte, verzeihen Sie, daß ich Sie schon so früh bei Ihren diplomatischen Geschäften störe.

Nach der Straße „Unter den Linden" ist die schönste und größte Berlins die Friedrichsstraße, welche sehr viel Aehnlichkeit mit der Newskiperspektive in Petersburg hat. Die Straße ist zu jeder Tageszeit ungemein belebt, aber niemals war hier wohl mehr Menschengewirr, als an den Tagen, an welchen das Wettrennen bei der sogenannten Hasenhaide stattfand.

In Begleitung meines Freundes v. K... und eines andern jungen, sehr gelehrten Herrn ritt ich nach dieser Haide, um dem Wettrennen zuzuschauen. Unser gelehrter Freund unterhielt uns, da wir sehr frühzeitig ankamen, mit einer sehr angenehmen Geschichte, von einem arabischen Wettrennen,

welches einen funfzigjährigen Krieg veranlaßte, die ich hier wiedererzählen will.

Ich dachte damals nicht daran, daß dieser für mich so angenehme und frohe Tag mit einer sehr unangenehmen Nacht schließen würde.

Das Wettrennen ist etwa keine moderne Sitte, hub unser gelehrter Freund an, schon die Griechen und Römer hatten ähnliche Wettkämpfe, aber vor Allem die Araber, welche die Pferdezucht zur Nationalsache gemacht hatten. Dem ist es namentlich beizumessen, daß das arabische Roß zum edelsten seines Geschlechts erhoben wurde.

Einst gab der arabische Fürst und Häuptling Karwasch ein großes Fest, bei welchem der Vetter des Königs Kais zugegen war. Als sie gegessen hatten und die Weinpokale im Kreise umhergingen, kam die Unterhaltung auf die berühmtesten Häuptlinge damaliger Zeit und ihre Rosse. O, meine Freunde, rief Karwasch, niemals gab es ein schöneres Pferd, als Dahis, das feurige Roß meines Vetters Kais. Mit ihm kann keines um den Vorzug streiten, denn es reißt Jeden zur Bewunderung hin, der es sieht. Dieses in sehr feurigen Worten ausgesprochene Lob machte die Häuptlinge aus dem Stamme Fazarah und Giad eifersüchtig, und Haml sagte zu Hudaisah: Hörst Du, mein Bruder, dieses alberne Zeug, Alles, was der Karwasch von Dais da gesprochen hat, ist unwahr, denn jetzt giebt es keine schönern Pferde, als die meinigen und die deinigen.

Nun ließen diese beiden Häuptlinge ihre Pferde vorführen, und man überbot sich wechselweise in Lobeserhebungen ihrer guten Eigenschaften, bis sie endlich eine Wette von 20 Kamelen, welche der besiegte Theil bezahlen sollte, festsetzten und die Zeit des Wettrennens bestimmten.

Nachdem ſie nun den Tag ſchmauſend verlebt hatten, begaben ſie ſich zur Ruhe, und am andern Morgen ritt Karwaſch zu Kais, vom Stamme Abs, und erzählte ihm von der Wette. Du haſt Unrecht gethan, o Karwaſch, verſetzte Kais, Du hätteſt mit der ganzen Welt wetten mögen, nur nicht mit Kaifah, denn er iſt voll Liſt und Trug und ein ſehr ſchlimmer Burſche, doch da Du einmal die Wette für mich eingegangen, muß ich ſie annehmen.

Kais beſtieg, ſobald ihn ſein Vetter verlaſſen hatte, ſein Pferd, und begab ſich zum Stamme Fazarah. Ich bin gekommen, ſagte Kais, um den Vertrag der Wette aufzulöſen, den Du mit meinem Vetter Karwaſch abgeſchloſſen. Ich bitte Dich, den Vertrag zu vernichten, denn er iſt beim Weine gemacht worden und deshalb null und nichtig. Glaubſt Du? dehnte Hudaifah; ich gebe die Wette nicht auf, es ſei denn, daß Du mir die Kameele bezahlteſt. Indeß, wenn Du mich bitteſt, will ich ſie Dir aus Großmuth erlaſſen.

Kais gerieth über dieſen Hohn in Zorn und ſagte: Um wie viel wurde gewettet? Um zwanzig Kameele. Dieſe Wette löſe ich um, rief Kais, und ſtelle eine andere. Dreißig Kameele! Vierzig! ſagte Hudaifah. Funfzig! rief Kais. Sechzig! ſagte Hudaifah. So überboten ſie ſich gegenſeitig bis hundert. Sie legten den Vertrag in Gegenwart einer großen Menſchenmenge in die Hände eines alten Arabers und trafen die nähern Beſtimmungen, die Länge der Rennbahn, den Ort u. ſ. w.

Brüder! rief ein alter Araber aus dem Stamme Fazarah, Ihr ſollt ſehen, aus dieſer Wette entſteht Unheil und ein ewiger Krieg. An Hudaifah ſelbſt richtete man den Wunſch daß er den Streit, edelmüthig wie Kais, aufgeben ſollte, jedoch vergebens.

Nach vierzig Tagen versammelten sich die Wettenden, von ihren befreundeten Stämmen und allen Arabern der Umgegend umgeben. Nachdem ein Freund des Königs Kais die unparteiische Gerechtigkeit der anwesenden Araber angerufen, und jede Arglist, die von dem Stamme Fazarah ausgehen würde, auf das Fürchterlichste zu rächen beschworen hatte, begann das Rennen.

Hudaifah wählte für seine Stute Gabra einen Jokey aus dem Stamme der Dubyanen, der sein ganzes Leben mit der Pferdezucht, und selbst während der Dunkelheit der Nacht mit dieser Beschäftigung zugebracht hatte. Aber Kais wählte für seinen Dais aus dem Stamme Abs einen erfahrenern und geschickteren Jokey.

Als aber der verrätherische und treulose Hudaifah das Roß des Königs Kais sah, begann ihm das Herz zu zittern, und er wollte nun erst am andern Tage die Wette beginnen, worauf man denn auch eingehen mußte.

Am Abende zuvor schickte er nun nach seinem Sklaven Damis, zu diesem sprach er: Gehe nach der großen Schlucht, dort bleibe und halte Dich bis morgen versteckt. Merke Dir aber wohl die beiden Rosse und siehe, ob Dais zuerst kommt. In diesem Falle stürze plötzlich hervor, schlage ihm in's Gesicht und mache, daß es zurückprallt. Laß Gabra vorbeilaufen, damit wir nicht die Schande haben überwunden zu werden, denn als ich Dais sah, machte mich sein Anblick um den Erfolg bekümmert.

Hudaifah gab seinem Sklaven nun die nähern Befehle und so sah er dem andern Morgen ruhig entgegen.

Die Araber kamen wieder zusammen, die Rosse begannen zu laufen und sie flogen davon gleich dem Blitze. Gabra schoß vor Dais vorbei und ließ ihn hinter sich. Nun schon begann

Hudaifah den Kais zu höhnen. Dieser aber entgegnete: Gedulde Dich nur noch ein wenig, Du wirst gleich sehen, wer der Getäuschte ist. Wirklich schoß der Dais auch, sobald sie eine Wiese erreichten, an dem Gabra vorbei und ließ ihn weit hinter sich. Es schien, als wäre er ohne Beine. Als er aber in des versteckten Damis Nähe kam, sprang dieser aus seinem Hinterhalte plötzlich hervor und versetzte dem Rosse Dais einen harten Schlag mit einem Steine. Dais fuhr zurück und schwankte. Aber die Freunde des Kais, welche dem arglistigen Hudaifah nicht trauten und wachsamen Auges waren, hatten Wächter die Bahn entlang aufgestellt. Des schändlichen Damis Attentat wurde bemerkt, man erkannte ihn als einen Sklaven Hudaifahs und erdolchte ihn. Dais erreichte in Folge seiner Verwundung das Ziel nach Gabra. Hudaifah verlangte der Preis, welcher ihm von Kais mit Entrüstung verweigert wurde. Mit genauer Noth gelang es den Richtern dem Ausbruche des Kampfes zwischen den beiden wettenden Stämmen wenigstens für diesen Tag vorzubeugen, aber die Partheien zogen voll Ingrimm auseinander und schworen sich blutige Rache. Der Krieg brach auch wirklich gleich darauf zwischen den beiden Stämmen aus, und war sehr blutig und heftig, wobei sich jedoch der Stamm Abs, zu welchem Kais gehörte, immer sehr edel benahm.

Als unser gelehrter Freund seine Geschichte beendet hatte, war man eben mit den Vorbereitungen zum Wettrennen fertig geworden. Da v. K... mit einigen der Betheiligten befreundet war, wurde es mir möglich Alles in der Nähe zu sehen. Die Prinzen August und Karl waren nebst vielen andern fürstlichen Personen mitten unter der glänzenden Versammlung, und ich hatte die Ehre von dem Erstern einiger freundlicher Worte gewürdigt zu werden.

Da man erfuhr, daß ich eine gute Reiterin und Pferdekennerin sei, führte man mir verschiedene Pferde vor. Ich fand viele ganz vortreffliche Pferde, mußte sie aber doch den englischen hintenansetzen, jedenfalls aber werden diese Wettrennen sehr viel dazu beitragen, auch in Deutschland die Pferdekultur zu verbessern, und läßt sich dann gar nicht bezweifeln, daß dieses Land eben so gute Pferde, wie England, liefern wird.

Nach geschlossenem Wettrennen schlug von K... einigen seiner Freunde einen Spazierritt vor, worauf diese auch mit Freuden eingingen.

So sah ich mich denn plötzlich von einem Kreise junger Männer umgeben, welche darin wetteiferten, mir angenehm zu werden.

Es waren zumeist Gardeoffiziere. Meine kleine Person wurde der Gegenstand einer ganz außerordentlichen Aufmerksamkeit, und man wunderte sich nicht wenig, als man erfuhr, daß ich eine Länzerin sei.

Ich hätte darauf geschworen, sagte Einer von ihnen, daß diese Dame eine Kunstreiterin ist, denn ihre Haltung ist ganz ausgezeichnet.

Also eine Länzerin, sagte ein Anderer, tant mieux.

Diese Dame scheint nichtsdestoweniger adliges Blut in ihren Adern zu haben, bemerkte wiederum ein Anderer.

Sie ist allerdings von guter Herkunft, versetzte mein Freund von K...

Während dieses Gespräch halblaut geführt wurde, unterhielt sich ein junger Offizier mit mir, der kaum mehr als siebenzehn Jahre alt zu sein schien, auf eine ganz besondere Art und Weise.

Er stieg von seinem Pferde herab, welches er einem Be-

dienten übergab, näherte ſich dem meinen, ſtreichelte es, wobei es zuweilen geſchah, daß er mich für einen Centauren hielt, und Pferd und Reiterin verwechſelte. Er ſagte mir ſehr viele Artigkeiten, die etwas albern klangen und die ich mit halbem Ohre hörte, da das Geſpräch, welches die anderen Herren führten, mich bei Weitem mehr intereſſirte. Endlich ſchien man ſich über meine Perſon genugſam inſtruirt zu haben, und wir verließen die Haſenhaide und ritten nach einem eine Stunde von der Stadt gelegenen Orte, deſſen Name mir entfallen iſt.

Ich amüſirte mich ſehr gut, und ich glaube, daß auch die Herren ſich ſehr gut unterhielten. Nur der junge ſiebenzehnjährige Offizier machte ein etwas verdrießliches Geſicht, da er mir wohl gerne eine Liebeserklärung machen wollte, welcher, ſo wie ſeiner Unterhaltung überhaupt, ich auszubeugen wußte, ich ahnte aber damals nicht, daß dieſer Jüngling über irgend einen abenteuerlichen Plan nachbrütete.

Wir ſtiegen vor einem ſehr niedlichen Gartenhauſe ab, um einige Erfriſchungen einzunehmen, und ritten dann nach der Stadt zurück. Wir beſchloſſen den Tag auf eine ſehr angenehme Weiſe.

Der junge Offizier hatte uns ſchon früher verlaſſen. Er ſchützte eine Beſchäftigung vor, aber wie erſtaunt war ich, als ich nach Hauſe kam, und den Herrn, ruhig eine Cigarre rauchend, auf meinem Sopha ſitzend fand.

Meine Wirthin hatte kein Bedenken getragen, einem Offizier von der Garde den Schlüſſel zu meinen Zimmern zu geben, da er erklärte, mich erwarten zu wollen.

Man kann ſich leicht denken, daß ich im erſten Moment der Ueberraſchung, welche mehr der Mißmuth über eine ſo zu-

dringliche Gesellschaft, als die Furcht vor einem Attentate hervorbrachte, meinen Lippen keine süßen Worte entflohen.

Aber mein Herr, sagte ich, das ist sehr indiscret von Ihnen, auf diese Weise in meine Behausung einzudringen.

Ich gebe das zu, versetzte der junge Mann mit der vollkommensten Ruhe, die einem Engländer Ehre gemacht haben würde, aber es war der kürzeste Weg, zum Ziele zu gelangen.

Ich möchte wohl wissen, bei welchem Ziele Sie zu sein glauben?

Statt aller Antwort schritt der verwegene Mensch zur Thüre und schob den Riegel vor.

Was soll das bedeuten? fragte ich.

Sie sind sehr müde, meine schöne Donna, sagte der Offizier, und ich glaube, Sie werden zu Bette gehen.

Dieses Benehmen belustigte mich in der That im höchsten Grade. Der Herr hatte schöne Ideen von einer Tänzerin, daß er so ganz »sans façon, so pomadig, wie die Offiziere zu sagen pflegten, über mein Zimmer, meine Thüre, mein Bette, und Gott weiß, worüber noch, verfügen wollte.

Ich sah ein, daß ich mit einem solchen hartnäckigen Jünglinge nicht auf die gewöhnliche Weise verfahren könne, und gleichwohl wollte ich mich von seiner zudringlichen Gesellschaft so bald als möglich befreien.

Bitte, machen Sie die Thüre nur wieder auf, sagte ich ruhig, ich sehe es nicht gern, daß Sie zum Fenster hinausspringen.

Zum Fenster? — Ich bin zur Thüre hineingekommen, ich hoffe auch, wieder durch diese hinauszugehen.

Nun gut, so werden Sie mir erlauben, dieselbe wieder zu öffnen.

Mit diesen Worten schob ich den Riegel zurück, und öffnete die Thüre, so weit es ging.

Was soll das bedeuten? fragte mein ungebetener Gast verwundert.

Das bedeutet, daß mein Gemahl, der, wie ich glaube, gleich heimkehren wird, nicht erst pochen soll, um Einlaß zu erhalten.

Diese Antwort war weit entfernt, den Jüngling aus seinem Gleichmuthe zu bringen. Er schritt rasch zur Thüre, schloß diese abermals ab und — steckte den Schlüssel in seine Tasche.

Ihr Herr Gemahl, sagte er lächelnd, wird nicht eher hier hineinkommen, bis ich es gestatte. Deshab beruhigen Sie sich.

Nun hatte der Spaß ein Ende.

So viel Rücksichtslosigkeit wollte ich nicht unbestraft lassen.

Mein Herr, sagte ich, wenn Sie mir für eine Nacht Ihre Gesellschaft aufdringen wollen, so kann ich freilich nichts dagegen machen, denn Sie sind bewaffnet und wissen es wohl, daß jeder Skandal meiner Ehre nachtheilig sein würde. So bleiben Sie in Gottes Namen hier. Ich wünsche Ihnen gute Nacht.

Mit diesen Worten trat ich rasch in mein Schlafkabinet und schloß die Thür hinter mir ab.

Mein Herr Offizier war über dieses unerwartete Manöver sehr böse, indeß die Thür war einmal zwischen mir und ihm, und da er doch nicht gleich Gewalt gebrauchen wollte, legte er sich auf die Kapitulation.

Ich verweigerte ihm hartnäckig jede Antwort.

Er drohte die Thür einzuschlagen.

Ich drohte, mich aus dem Fenster hinabzulassen und um Hülfe zu rufen.

Als der junge Mann sah, daß er auf keine Weise zu seinem Ziele kommen konnte, sagte er mir gute Nacht und legte sich auf's Sopha nieder.

Er konnte allerdings nicht aus dem Hause hinaus, da dieses schon verschlossen war, und ich mich wohl hütete, mein Asyl zu verlassen.

In der Nacht wurde ich noch einige Mal von ihm geweckt und bedroht. Doch da er meine Festigkeit wohl erkennen mochte, so legte er sich endlich auf's Bitten und machte mir die rührendsten Bekenntnisse.

Als es endlich Zeit war den Kaffee einzunehmen, pochte die Aufwärterin an meine Thür. Der Herr Offizier öffnete.

Er bestellte, als wäre er zu Hause, eine zweite Portion.

Ich mußte doch endlich aufstehen, schob den Riegel zurück und fand meinen Lieutenant ruhig beim Kaffee, eine brennende Cigarre im Munde.

Meine Schöne, sagte er, ich habe diese Nacht bei Ihnen geschlafen und werde noch mehrere Nächte bei Ihnen schlafen. Ihr Eigensinn hilft Ihnen zu nichts. Es genügt mir vollkommen, daß die Leute den Glauben eines vertrauten Verhältnisses zwischen uns gewinnen; so sind Sie wenigstens für einen Widerstand bestraft, den Sie mir ganz ohne Grund entgegensetzen. Ich frage Sie, warum Sie mir das verweigern, dessen sich Herr v. K... rühmen darf?

Mein Herr, sagte ich, wäre ich ein Mann, ich würde Ihnen nur mit Pistolen antworten, im Uebrigen versichere ich Ihnen, daß Sie bei einem fortgesetzten gleichen Benehmen jedenfalls den Kürzeren ziehen werden.

Das wollen wir erwarten, versetzte der junge Mensch ganz ruhig, erhob sich dann und nahm auf die höflichste Weise Abschied von mir.

Auf Wiederſehen in der nächſten Nacht, ſagte er lächelnd.

Dieſe Worte waren in der That keine Phraſe. Der tolle Menſch nahm den Schlüſſel zu meinem Zimmer mit und ließ ſich einen ähnlichen machen. Nachdem er ſeinen Zweck erreicht hatte, ſandte er mir den Schlüſſel mit der Entſchuldigung zurück, daß er ihn in Gedanken mitgenommen habe. Es fiel mir damals der wahre Grund in der That nicht ein, und ich unterſagte meiner Wirthin ſtrenge, ihm niemals den Schlüſſel wieder zu verabfolgen. Man kann ſich nun leicht meine Ueberraſchung denken, als ich die Thür meines Zimmers aufſchloß und den Herrn Lieutenant wieder eben ſo ruhig wie geſtern auf dem Sopha ſitzen ſah.

Ich war indeſſen ſchnell entſchloſſen, ſchlug die Thür wieder zu und fuhr nach einem Hotel, woſelbſt ich übernachtete. Um aber der Sache ein Ende zu machen, theilte ich dieſe Geſchichte meinem Freunde v. K... mit, welcher über dieſe Streiche herzlich lachte und mir ſagte:

Darüber müſſen Sie ſich nicht wundern, meine Liebe, der junge Menſch macht noch ganz andere Streiche und iſt dafür bekannt. Es glückt ihm bei unſeren Berliner Damen, und der ungewohnte Widerſtand, auf welchen er bei Ihnen geſtoßen, macht ihn nur um ſo hartnäckiger. Ueberlaſſen Sie mir dieſe Angelegenheit, ich werde Sie von dem tollen Menſchen befreien.

Indeſſen hatte v. K... nicht mehr nöthig irgend etwas in dieſer Sache zu thun. Die Vorgeſetzten des jungen Mannes, welcher übrigens der einzige Sprößling einer ſehr vornehmen Familie war, fanden es für gut den jungen Mann von Berlin zu entfernen, um ſeinen tollen Streichen für einige Zeit ein Ziel zu ſetzen.

Hundertachtes Kapitel.

Im Thiergarten.

Das Volk und der König. — Der Prinz Wilhelm. — Napoleon und die Ziegenmädchen. — Bellevue und Karl X.

Wer einen Blick in das heitere, lebenslustige, vergnügungssüchtige Berlin thun will, der mache an einem Sonntage einen Spaziergang vor dem Brandenburger Thore. Die Linden-Allee wogt die ungeheure Menschenmasse hinab, die Fahrwege sind angefüllt mit Karossen und Reitern, man wird ganz betäubt von diesem Gewirre, diesem rollenden Geräusche; unter dieser ungeheuren so belebten Menschenmasse scheint sich kein Unglücklicher zu bewegen. Welch eine ganz andere Physiognomie als die Petersburger haben doch diese Berliner. Eine so tiefe Kluft zwischen den höhern und niedern Ständen auch sein mag, sie bewegen sich zwangslos nebeneinander, man sieht nicht diese kriechende Demuth auf der einen, den befehlshaberischen Stolz auf der andern Seite. Jeder geht seinen eigenen Weg, man scheint sich gegenseitig gänzlich zu ignoriren, ja, ich habe sogar bemerkt, daß man den Prinzen des königlichen Hauses und dem Könige selbst keine besondere Aufmerksamkeit widmet, daß sie die meisten Leute nicht einmal begrüßten. In Peters-

burg durchzuckt es wie ein Blitz die Leute, weß Standes sie auch sein mögen, wenn sich der Kaiser, sei es zu Wagen oder zu Fuß, nähert, und es ließ mich mehr auf eine große Unabhängigkeit der Bürger, als auf ihre Ungezogenheit schließen, daß sie von der Majestät so wenig Notiz nahmen. An irgend eine Demonstration denken die Berliner dabei nicht und sie lieben ihr Königshaus. So schien es mir wenigstens. Freilich hat das Jahr 1818 gezeigt, daß auch in Preußen die königliche Autorität nicht mehr allzu tiefe Wurzeln hat, und daß ein Herrscherhaus, welchem der Staat seinen erstaunenswerthen Aufschwung zu verdanken hat, von einem Theile des Volkes nicht mit der Liebe betrachtet wird, die so nothwendig ist zum Gedeihen und zur Erhaltung eines Landes, welches zumeist nur durch die moralische Kraft seiner Bewohner sich als Großmacht erhalten kann.

Von allen Prinzen schien mir der alte Prinz Wilhelm der populärste zu sein. Ich sah ihn zuweilen die Linden hinab nach dem Thiergarten gehen, die Kinder sprangen vergnügt zu ihm heran und er nahm auch dann und wann wohl eines bei der Hand und führte es ein Stück Weges mit sich. Der Prinz hat ein sehr einnehmendes, wohlwollendes und menschenfreundliches Gesicht.

Von dem verstorbenen König Friedrich Wilhelm III. erzählte man sich noch viel im Volke, und dies ließ mich auf eine große Popularität schließen, welcher sich dieser Monarch zu erfreuen gehabt haben muß. Von seinem Nachfolger schien sich übrigens das Volk sehr viel zu versprechen und seine Regierungsperiode für eine heil- und glückbringende zu halten.

Der König galt für leutselig, offen und geistreich, und da er beständig von den Celebritäten der Kunst und der Wissenschaft umgeben, da er der Freund eines Alexander von Hum-

holdt iſt, ſo darf man wohl glauben, daß alle ſeine Handlungen der edelſten und lauterſten Quelle entfließen.

Die Wache am Brandenburger Thore muß an einem Sonntage wahrlich ihre Noth haben. Es vergeht keine Minute, ohne daß ſie entweder vor einer prinzlichen und fürſtlichen Equipage, oder vor einem Offizier die Honneurs machen müßte. Die Siegesgöttin auf dem prächtigen Brandenburger Thor ſchaut dem Allem in ihrer erhabenen Ruhe zu, doch erinnert ſie ſelbſt lebhaft an den Wechſel der Geſchicke im Kleinen wie im Großen.

Wie plötzlich mit Einem Schlage geſchah der Fall des Staates, welcher unter Friedrich dem Großen Rußland, Oeſterreich und Frankreich zugleich die Spitze bot. Unter den Rädern des Wagens der ſtolzen Siegesgöttin zogen Napoleons Heermaſſen in die Stadt, und es war ſehr natürlich, daß Napoleon dieſe Siegesgöttin für ſich allein in Anſpruch nahm und als gerechte Beute nach Paris ſandte.

Bei Waterloo verlor Napoleon mit ſeinem eigenen Wagen auch dieſen preußiſchen Siegeswagen, welcher wieder im Triumph nach Berlin fuhr und unter dem Donnerſchall erbeuteter Kanonen und dem freudetrunkenen Gejauchze des Volkes ſeinen gewohnten, ſtolzen Standpunkt wieder einnahm.

Wird nicht auch dieſes, ich möchte ſagen, klaſſiſche Thor einſt eine Ruine ſein, gleich der Akropolis in Athen?

Ich will nicht hoffen, denn es kann dies nur werden, wenn nordiſcher Vandalismus abermals in das Herz Europa's rückt und zum andern Male der große Kampf zwiſchen der Civiliſation und dem Slaventhum entbrennt.

Der Thiergarten vor dem Brandenburger Thore iſt weltberühmt. Ich habe dieſen großen, dichtbewachſenen Wald durchaus nicht ſo langweilig gefunden, wie ihn mir viele Leute

darſtellten. Seine Lage dicht neben der ſo belebten und glänzendſten Straße der Stadt hat an ſich ſchon etwas hoch poetiſches, und man kann ſagen, daß man, ſobald man den Fuß aus dem Thore ſetzt, Berlin, Preußens, ja Deutſchlands Vorzeit, mit ſeinen endloſen Wäldern, ſeinem moraſtigen Boden vor ſich ſieht, welcher die römiſchen Legionen verſchlungen, und den wilden Thieren und Menſchen entriſſen worden iſt.

Der Thiergarten zieht ſich faſt eine halbe Meile bis nach Charlottenburg hin. Dieſes Städtchen iſt reizend gelegen und verdient es, die Sommerreſidenz des Hofes zu ſein. In dem Schloſſe, welches einen ſehr ſchönen Park hat, befindet ſich das Mauſoleum der Königin Louiſe, deren Andenken vom Volke tief geehrt wird.

Sie muß jedenfalls ſehr ſchön geweſen ſein, Adel und Hoheit ſprechen aus ihren, wenn auch todten Zügen, ſie hat in den Jahren des Unglücks ſehr viel zur Begeiſterung und Erhebung des Volkes beigetragen.

Zwiſchen Charlottenburg und Berlin, ebenfalls im Thiergarten, liegt auch das ſchöne Schloß Bellevue. Hier hat ſeiner Zeit Carl X. auf ſeiner Flucht aus Frankreich eine Weile gewohnt. Wie mag dem franzöſiſchen Könige auf dieſem preußiſchen Sommerſchloſſe zu Muthe geweſen ſein? Was mag er gedacht haben, wenn er von den ſpiegelhellen Scheiben nach dem belebten Thiergarten blickte und hier das Volk neben ſeinem Könige und ſeinen Prinzen ſo ruhig hin- und herwogen ſah? Wenn er es gedachte, wie dieſes ihm mit auf ſeinen Thron geholfen, und wie es nun theilnahmlos an ihm vorüberging? Wie mußte ihm das Herz bluten, da er der verlorenen Größe gedachte, und daneben den Glanz eines Königshauſes ſah, das einſt von ſeinem Lande gedemüthigt, nun ihm ſelbſt, dem vertriebenen König, ein Aſyl gewährte?

Der Thiergarten hat vielleicht mehr als ein Dutzend Lokale, welche theils glänzender, theils einfacher, wie die sogenannten Zelte, eingerichtet sind. Daß diese Lokale in vornehme und geringe, je nach dem Stande, welcher sie besucht, zu sondern wären, habe ich nicht gefunden. In Berlin geht Jeder hin, wohin ihn sein Beutel, die Gewohnheit und Bequemlichkeit zieht. Es ist merkwürdig genug, daß es jetzt überhaupt kaum in einer großen Residenzstadt Lokale giebt, welche besonders und ausschließlich für die vornehme Klasse eingerichtet sind.

Ich beklage dies nicht, ich lobe es nicht. Ein jedes Ding hat seine zwei Seiten, und die Sitte ist mehr Monarchin als alle Könige und Königinnen der Welt.

Hundertneuntes Kapitel.

Studien eines Junggesellen.

Der Besuch. Im Schlafrock. Ohne Pantalons. — Die Häßliche. Geheimnißvolle Zeichen. — Der abgezogene Schlüssel. — Das Kunstcabinet.

Nachdem ich das erste Mal auf dem Königlichen Theater in Berlin aufgetreten war, vermehrten sich meine Bekanntschaften ungemein. Ich erhielt wieder eine Menge Zuschriften, von denen einige in excentrisch verliebten Ausdrücken abgefaßt waren, und verschiedene Herren kündigten mir ihren Besuch an. Ich hatte zwar Freunde genug, aber in einer fremden Stadt, zumal als Künstlerin, kann man deren nicht genug haben. Es ist nur ein Unglück, daß die Herren sich überall mit der Freundschaft einer Dame nicht begnügen und durchaus in die Rolle der Liebhaber eintreten wollen. Hiermit war ich aber auch bereits hinlänglich versehen, und ich war daher wirklich in Verlegenheit, was ich mit den Herren machen sollte, die sich mir täglich zu Füßen legen wollten.

Es gelang mir, manchen Zudringlichen auf eine Weise von mir abzuwehren, die ihn nicht beleidigte, aber viele wurden mir auch feindlich gesinnt. Diese Herren waren zu klein-

muthig, zu niedrig, um die Offenheit einer Tänzerin vertragen und ihren Stolz verschmerzen zu können. Ja, ein Herr sagte mir geradezu, er würde mich bei meinem jedesmaligen Auftreten gehörig ausspeifen, wenn ich seine Anträge, seine Zärtlichkeit unbeachtet ließe, und der Mann hat, wie ich bemerkt zu haben glaube, getreulich Wort gehalten.

Unter diesen sogenannten Freunden befand sich auch ein ältlicher Herr, dessen einziges Geschäft, wie er selbst eingestand, es war, die vergleichende Anatomie bei den Frauen zu studieren. Er hatte, um diesen Studien besser obliegen zu können, sich ein Kunstcabinet angelegt, welches aus allen Arten von Haarflechten, aus Gypsabdrücken weiblicher Glieder und Körpertheile, aus den mannigfaltigsten Portraits bestand. Er sprach so viel von diesem merkwürdigen Museum, machte mich so neugierig darauf, der Mann selbst war ein solches Monstrum von Merkwürdigkeit und Originalität, daß ich mich endlich nach langem Widerstreben entschloß, sein Kunstkabinet anzusehen.

Aber ich wollte es durchaus nur in Begleitung meines Freundes v. K... in Augenschein nehmen.

Auf diese Bedingung richtete sich aber der sonst etwas gebückt gehende Mensch kerzengerade in die Höhe und sagte:

Donna, mein Kabinet ist ein Heiligthum weiblicher Mysterien, es hat noch kein anderer Mann, als ich selbst, der Priester, dieses Heiligthum betreten, ich gestatte nur den Damen Zutritt zu ihm. Wollen Sie eine Freundin mitbringen, das ist mir Recht, aber sie dort mit einem Herrn zu empfangen, ist mir unmöglich.

Dieses sonderbare Benehmen vermehrte meine Neugierde, und ich ging daher auf seinen Vorschlag ein und besuchte ihn,

von einer Freundin, einer jungen, lebensluſtigen Wittwe, begleitet.

Der ſonderbare Mann empfing uns auf ganz eigenthümliche Weiſe.

Seine Wohnung befand ſich in der Peletage eines eleganten Hauſes in einer ſehr ruhigen, neugebauten Straße. Er ſelbſt war in den Vierzigern, klein und ziemlich hager, aber doch von kräftigen Muskeln.

Sein Geſicht hatte etwas Joviales und war rund und rauſebäckig, was gegen ſeine Hagerkeit etwas abſtach. Sein Haar trug er ſehr ſorgfältig friſirt, auch ſeine Kleidung war ſehr ſauber und eigen gehalten.

Als wir ihn beſuchten, trug er einen türkiſchen Schlafrock und eine Art perſiſches Käppchen, dabei hatte er eine lange Pfeife im Munde.

Er ſchien ſehr erfreut, als wir bei ihm eintraten, nahm uns ohne Umſtände eine jede unter einen Arm, und führte uns in ein elegant eingerichtetes Zimmer, welches uns bald erkennen ließ, daß unſer Junggeſelle auch muſikaliſch war.

Er reichte uns ſogleich, nachdem wir uns auf den Divan niedergelaſſen hatten, die feinſten Damencigarren, von denen ich eine nahm, meine Freundin, des Rauchens nicht gewohnt, wollte ſie ablehnen, mußte jedoch auf ſein zudringliches Anerbieten eine anzünden und zu rauchen beginnen.

Das hilft nichts, ſagte er, die Damen müſſen bei mir immer rauchen.

Als wir unſere Cigarren wohlgemuth pafften, entfernte ſich unſer ſonderbarer Wirth, und wir hörten mit Erſtaunen, daß er die Thüre, welche doch ſchon in's Schloß gefallen war, ſo daß Niemand hineinkommen konnte, nochmals verſchloß,

und den Schlüssel abzog. Meine Freundin blickte mich verwundert an und sagte:

Mein Gott, er schließt uns ja ein, wie Gefangene. Was hat denn der Mensch vor?

Fürchten Sie sich, fragte ich, da wir unserer Zwei sind?

O, das Ungeheuer nimmt es mit unserer Drei auf.

Das Ungeheuer?! Ich finde dieses Ungeheuer in seiner Behausung sehr liebenswürdig. Seine Manieren sind gemessen und fein, seine Cigarren sind vortrefflich, und wie hübsch sieht es hier aus? Wahrlich, man vermuthet nicht, daß hier ein Junggeselle haust, hier herrscht die Ordnung eines jungen Mädchens. Alles ist hübsch, zart, duftig.

Und sein hübscher Schlafrock, die gestickten Pantoffeln, rief meine Freundin lachend, wollen Sie nicht auch diese Dinge in Betracht ziehen? Vielleicht haben Sie auch bemerkt, daß der interessante junge Mann kein Beinkleid anhat.

Kein Beinkleid? fragte ich, nun, meine Liebe, was thut das zur Sache? — Der Herr ist in seinem Hause und hat wahrscheinlich keinen Besuch erwartet. Uebrigens sollten sie aus diesem Umstande irgend einen Anlaß zur Besorgniß ziehen? — Ich habe viele Jahre Stunden lang mit Leuten verlebt, die auch keine Beinkleider trugen. Das war für mich keine Veranlassung zur Furcht.

Sie haben mit Männern ohne Beinkleider verlebt?

Nun, meine Liebe, was ist's weiter?

Dann hatten sie wohl recht lange oder doppelte Röcke an?

Mit nichten, sie hatten auch keine Röcke an.

Wie, weder Beinkleider, noch Röcke?

Wie ich Ihnen sage; und selbst die Hemden fehlten.

Nun, dann werden sie Jacken getragen haben?

Nichts hatten sie an, gar nichts.

Das iſt in der That eine eigenthümliche Bekleidung in der Anweſenheit einer jungen Dame. Und Sie hatten keine Furcht?

Vor was denn, meine Gute?

Nun, ich denke, daß nackte Männer Dinge haben, die eine Frau fürchten muß.

Die Furcht, meine Liebe, iſt eine ſchlimme Angewohnheit, der man ſich entſchlagen muß, wenn man unangenehmen Dingen ausweichen will. Jene nackten Männer waren dazu noch Wilde, es waren Indianer, aber ſie fügten mir durchaus nichts Böſes zu.

O — Indianer, das iſt etwas Anderes, die tragen gemalte Kleider.

Dieſes Zwiegeſpräch, welches uns denjenigen, welcher Veranlaſſung dazu gegeben hatte, faſt ganz vergeſſen ließ, wurde durch eine ſehr eigenthümliche Erſcheinung unterbrochen.

Es trat nämlich eine alte, häßliche, buckliche Perſon, welche jedoch ſehr ſauber gekleidet war, zu uns in's Zimmer, und brachte uns einige Erfriſchungen. Dabei entſchuldigte ſie die Abweſenheit — ihres Sohnes, in deſſen Auftrag ſie uns ſagte, daß er bald wieder zu uns eintreten würde.

Wir wollten die Frau zurückhalten und mit ihr ein Geſpräch anknüpfen, ſie aber wußte uns mit auffallender Gewandtheit auszuweichen, und verſchwand, wie ſie gekommen war.

Das iſt alſo ſeine Mutter? rief ich, nun, mein Gott, er hätte uns ſeine Mutter früher vorſtellen ſollen, und ich würde ſeine Häßlichkeit entſchuldigt haben.

Ich muß geſtehen, ſagte meine Freundin, daß ich dieſes Haus ſehr myſteriös finde, ich habe große Luſt, mich davon zu machen.

Ich glaube, daß dieſe Gegenwart einer Mutter Sie be-

ruhigen müßte, selbst wenn mehr Veranlassung zur Furcht da wäre.

Ich denke, daran fehlt es nicht. Ein Mann ohne Pantalons, welcher uns einschließt, wie in ein Serail, und den Schlüssel in seine Tasche steckt, wie den einer eroberten Festung, dazu eine so alte, häßliche Frau, welche man ohne Gewissensbisse als Hexe verbrennen könnte, das ist genug, um an den Rückzug denken zu lassen.

Aber im schlimmsten Falle haben wir ja Zungen, und dürfen nur mit dieser Waffe an's Fenster treten.

Ja, wenn uns der Entsetzliche nicht Pechpflaster auf den Mund legt.

In diesem Augenblick trat der Junggeselle wieder in das Zimmer. Ich bemerkte alsobald die Ursache seines langen Ausbleibens, denn er hatte eine sehr artige Toilette gemacht, den Schlafrock mit einem schwarzen Frack vertauscht und auch sogar die Unaussprechlichen von gleicher Farbe nicht vergessen.

Sie haben sich gewiß sehr gelangweilt, sagte er, Sie werden mich indeß entschuldigen, meine Damen, die Toilette, in welcher Sie mich fanden, war nicht geeignet, Ihre Eroberung zu machen.

Meine Freundin, welche den Junggesellen, trotz seiner vortheilhaften Veränderung, noch immer mit Mißtrauen betrachtete, welches nun einmal bei ihr rege gemacht, stieß mich bei dem Worte „Eroberung" an.

Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, sagte ich lachend, daß Sie mir wenigstens im Schlafrock besser als im Frack gefallen. Indessen wird es bei meiner Freundin wohl umgekehrt der Fall sein.

Nein, nein, rief diese, Sie gefallen mir gar nicht.

Nun, das ist ein artiges Compliment, rief der Junggeselle.

ohne ſich beſonders beleidigt zu fühlen, da werde ich es beſſer mit Ihnen machen. Ich werde Ihnen ſagen, meine Schöne, daß Sie mir in jeder Bekleidung gefallen würden, ſowohl in der, welche Sie des Nachts, als auch in der, welche Sie am Morgen, am Tage oder am Abend tragen.

Jetzt aber, meine Damen, haben Sie die Güte mir zu folgen. Ich weiß, daß Sie nicht meinetwegen gekommen ſind Sie ſollen jetzt ſehen, was Sie wünſchen.

Mit dieſen Worten führte uns der ſonderbare Menſch durch einige Zimmer in ein kleines Kabinet, welches faſt ganz dunkel war, denn das herabgelaſſene Roleaux verwehrte dem Lichte den Zutritt.

Meine Freundin hatte kaum einen Blick in das dunkle Zimmer geworfen, als ſie laut nach Hülfe ſchrie und über die Schwelle des Zimmers zurückſprang.

Mein Gott, was iſt Ihnen? fragte der Junggeſelle und beeilte ſich ihr beizuſpringen.

O, ihr iſt nichts, ſagte ich, ſie hat nur Furcht vor Ihnen.

Furcht vor mir? rief der Junggeſelle erſtaunt.

Ja, ſie kann die ſchwarzen Leute in den dunklen Zimmern nicht leiden, ſie hält Sie für einen gefährlichen Menſchen.

Meine Freundin war gar nicht leicht zu beruhigen, ſie wollte durchaus nicht ins dunkle Kabinet zurück und zeigte ängſtlich nach einem Glasſchranke, welchen ich bisher gar nicht bemerkt oder wenigſtens nicht genauer angeſehen hatte.

Als ich nun einen Blick dahin warf, ward mir ebenfalls gar nicht beſonders zu Muthe. In dem Schrank befanden ſich keine andern Dinge — als menſchliche Gliedmaßen, Beine mit Füßen, Füße ohne Beine, Arme, Hände, Schenkel, bloße Rümpfe, Brüſte, genug alle menſchlichen und wie mir ſchien weiblichen Körpertheile. Sie ſahen dazu noch alle ſo lebens-

frisch aus, als wären sie erst so eben von den Körpern losgetrennt worden. Als ich mich nun genauer in dem Kabinette umsah, bemerkte ich auch mehrere Gerippe und allerlei Dinge, welche den Augen stets fürchterlich erscheinen, die nicht gewöhnt, der Verwesung in's entsetzliche Antlitz zu schauen.

Das sieht ja auch wahrlich hier wie eine Räuberhöhle aus, sagte ich, ich kann meiner Freundin nicht Unrecht geben.

Ach, Sie sind kindisch, sagte unser Wirth lächelnd.

Was mich betrifft, versetzte ich, mich sollen diese Dinge nicht abhalten in Ihre Mördergrube einzutreten, aber haben Sie zur Beruhigung meiner Freundin die Güte, das Rouleau aufzuziehen.

Der Junggeselle zog das Rouleau in die Höhe, aber meine Freundin zögerte noch immer einzutreten; ich faßte sie jedoch bei der Hand und zog sie ins Kabinet, sie über ihre thörichte Furcht tüchtig auszankend.

Wir mußten uns nun niedersetzen, und allmählig wagten wir es die Gerippe näher in's Auge zu fassen. Der Junggeselle öffnete seinen Schrein und holte uns seine Glieder hervor. Wir erkannten nun, daß es keine wirklichen Fleisch- und Knochenstücke, sondern sehr künstlich nachgeahmte Gliedmaßen waren, und dies beruhigte meine Freundin nun der Art, daß sie sich jetzt ganz behaglich in diesem sonderbaren Museum zu fühlen begann.

Der alte Junggeselle begann uns nun seine weiblichen Prachtstücke zu erklären, welche Erklärung uns vielen Spaß machte. Er hatte nämlich von verschiedenen hübschen Damen, wie er sagte, von Tänzerinnen, Schauspielerinnen, Sängerinnen und Kunstreiterinnen die Gliedmaßen abformen lassen, um so von allen diesen Schönen ein Andenken zu haben. Wo er nicht so glücklich war in seinen plastischen Studien unterstützt

zu werden und die Damen ſich weigerten ihm ihre Beine, Arme oder ſonſt irgend einen Theil ihres Körpers in Copia zu geben, trug er wenigſtens andere Liebestrophäen, wie er ſich ausdrückte, davon, dann war er auch wohl mit einer Flechte oder mit einer Locke zufrieden. Er hatte einige ſehr zierlich gearbeitete Käſtchen mit ſolchen Locken, an denen kleine ſilberne Schildchen befeſtigt waren, die den Namen der ehemaligen Beſitzerinnen enthielten. Es befanden ſich unter dieſen ſogar ſehr berühmte Namen, und der Junggeſelle war wenigſtens ehrlich genug, es uns zu ſagen, bei welchen Damen dieſes Lokkenangedenken die einzige Gunſt war, welche er erlangen konnte.

In Betreff der Skelette ſagte er uns, daß es ehemals ſehr blühende, wunderſchöne Mädchen waren, die er im Leben gekannt, und die unter ſehr traurigen Verhältniſſen geſtorben und von der Anatomie in ſeinen Beſitz gekommen waren.

Dieſe Mittheilung machte uns ſchaudern, und ich hielt dem Junggeſellen ſeine Grauſamkeit, dieſe menſchlichen Ueberreſte der Erde zu enthalten, vor. Er aber verſetzte lachend, daß ſich dieſe Skelette in ſeinem Kabinet weit beſſer als unter der Erde befänden, denn erſtlich würden ſie beſſer conſervirt und dann ſei ihnen ſein Andenken wenigſtens auf dieſe Weiſe bewahrt.

Das iſt ein Andenken ohne Pietät, ſagte ich.

Auf Pietät können dieſe weiblichen Ueberreſte, welche ich von der Anatomie erhalten, auch wohl nicht gut Anſpruch machen, verſetzte er, aber das thut auch nichts zur Sache, es wird hier wenigſtens mit ihnen kein Spott getrieben, und die Erinnerung an das friſche, ſprudelnde Leben, welches ehemals dieſe Knochengerippe bewegte und erfüllte, iſt nicht ohne feierliche Gedanken, gelten ſie auch dem endlichen Schickſale alles Lebens und ſomit auch meines eigenen.

Die Unterhaltung wurde durch diese Wendung etwas ernst; aber bald kamen wir von diesem Thema wieder ab, und unser sonderbarer Wirth erzählte uns nun allerlei Geschichten aus dem Leben der galanten Frauen, mit denen er selbst in Berührung kam, oder die er vom Hörensagen kannte.

Wir unterhielten uns in der That sehr angenehm, meine Freundin verlor gänzlich ihre Scheu, und der alte Junggeselle schien ihr sogar jetzt sehr interessant zu sein, und das fand ich eigentlich auch, denn er war wenigstens sehr originell und sein Benehmen blieb immer gleich delikat.

Als wir uns anschickten, sein Kabinet zu verlassen, bat er, mich recht bald wieder besuchen zu dürfen, wozu ich natürlich meine Einwilligung gab.

Auch meiner Freundin machte er ein sehr feines Compliment und bat um Fortsetzung der Bekanntschaft. Nach einigem Zögern gab sie ihm ihre Adresse und wir verließen den Herrn sehr befriedigt.

Er stellte sich bei mir schon am folgenden Tage wieder ein, und bat mich, ihm auch irgend ein Theilchen meiner liebenswürdigen Person zu geben. Ich hatte aber gar keine Lust, lebendig in seine Anatomie zu wandeln. Er bat aber so dringlich, daß ich mich doch endlich entschließen mußte, ihm wenigstens eine Locke zu bewilligen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er auf dem silbernen Schildchen, welches meinen Namen enthalten sollte, die Worte graviren ließe:

Lola Montez — nichts als eine Locke.

Daß ich ihm überhaupt verbieten sollte, meinen Namen der Locke hinzuzufügen, schien mir unvernünftig zu sein. Das war gegen sein System, und es schien mir, daß er davon, trotz meines Verbotes, doch nicht abweichen würde.

Für diese Locke hatte ich mir denn einen sehr energischen Freund erworben, welcher sich bei meinen Vorstellungen die Hände wund schlug, um meine Feinde aus dem Felde zu schlagen und das Publikum für Applaudissements zu enthusiasmiren.

Sie tanzen himmlisch, göttlich, sagte er, Ihr Fuß verdient es, neben dem einer Taglioni, einer Gleler zu stehen — aber diese Berliner (ich will sein Wort nicht wiederholen) wissen Sie nicht zu schätzen, und wissen nicht, was es heißt, wenn eine Spanierin tanzt. Doch die Zukunft wird sie richten, mir nur vergönnen Sie den Fuß zu küssen, der mich gestern so sehr entzückt hat, und der einer der schönsten Füße ist, die ich je gesehen habe.

Mit diesen Worten bückte er sich zur Erde und umfaßte meinen Fuß.

Aber mein Gott, was machen Sie denn da? rief ich, als ich bemerkte, daß der exaltirte Junggeselle mir den Schuh abstreifte.

O, lassen Sie mich, lassen Sie mich! rief er, und küßte inbrünstig meinen Fuß, als ob er eine heilige Reliquie vor sich hätte.

Das war mir aber auch gar zu arg, er wollte meinen Fuß nicht wieder loslassen, und ich befürchtete in allem Ernst, daß er mir ihn am Ende noch abschneiden könnte. Endlich sprang er wieder auf und rief mit triumphirenden Blicken die Worte aus:

Ich habe ihn! ich habe ihn!

Was haben Sie denn?

Ihren Fuß, meine Schöne! Ihren himmlischen Fuß!

Ich will doch nicht hoffen — — Sie sind wahrlich ein gefährlicher Mensch.

Der alte Junggeselle hatte die Zeit in der That sehr gut benutzt, um ein Modell von meinem Fuße zu nehmen, dessen obern Theil er mit einer weichen Masse überzogen hatte, und, so gut es ging, abdrückte. Ich wollte nun sein Kunststück sehen, aber der Mensch schien zu befürchten, daß ich ihm dasselbe zerstören würde, und lief, mir einen Handkuß zuwerfend, zur Thüre hinaus.

Nun sage mir Einer noch, daß die Männer keine Narren sind! — —

Hundertzehntes Kapitel.

Eine Wanderung durch die Stadt.

Das Zeughaus. — Glanz und Elend. — Außen und Innen. — Die Schlüterschen Masken. — Die Wohnung des ersten Regenten des Hohenzollernschen Hauses. — Häuser und Menschen.

Berlin ist so zu sagen eine militärische Stadt, so gut wie Petersburg, obgleich, wie schon gesagt, der Civilrock in ersterer Stadt eine weit größere Rolle spielt, und zu dem Glücke des Individuums nicht gerade unentbehrlich ist. Berlin ist eine Militärstadt, das sprechen die vielen Kasernen aus, welche zu den schönsten Gebäuden der Stadt gehören, das sagen die Monumente, von denen kein einziges den Heroen der Kunst und Wissenschaft, sondern sämmtlich den militärischen Größen gesetzt sind. Preußen verdankt allerdings seine Größe zumeist seinen Kriegen, aber dennoch nicht allein dem militärischen Ruhm, es haben gar sehr viele civile Künste, wie mir unser junger gelehrter Freund versicherte, mit dazu beigetragen. — Ich glaube, die Zeit wird jetzt auch wohl vorüber sein, welche den Kriegsruhm als etwas Glänzendes verehrt. Die Völker kommen mehr und mehr zu der Einsicht, daß der Krieg am Ende zu nichts Gutem führt, und daß die aus ihm entsprin-

gende Größe sehr theuer mit Menschenblut und Menschenglück erkauft wird. So glänzend auch die Außenseite ist, die innere, welche sich nur zu oft unserem und namentlich dem Auge der fernern Zeit verhüllt, enthält nichts als Wuth, Entmenschung, Entsittlichung, die Verachtung aller derjenigen Gebote und Pflichten, welche das Christenthum obenan stellt.

In Berlin befindet sich ein großartiges prächtiges Gebäude, dessen Umrisse uns schon den genialen Baumeister verrathen, — es ist das Zeughaus. Dieses Haus ist im Aeußern mit allen möglichen Trophäen des Kriegsruhms geziert. Der Meister hat es wohl verstanden, mit seinem Gebäude der militärischen Ruhmsucht, welche die eitelste der Welt ist, zu schmeicheln, aber er hat es auch wohl begriffen, daß, wenn die Kunst wahr und gerecht sein will, sie bei dieser verhüllenden Außenseite nicht stehen bleiben dürfe. Er hat deshalb im Innern allen Jammer des Krieges in den verzerrten, verzweifelten Gesichtern dargestellt, welche man, wenn ich nicht irre, nach dem Baumeister des Zeughauses Schlüter, die Schlüterschen Masken nennt. Wahrlich, wer in blinder Befangenheit den Schlachtenruhm vergöttert, der kann nicht besser geheilt werden, als wenn man ihn ins Zeughaus zu Berlin treten läßt, und ihm diese Masken zeigt, welche den Kriegsjammer in seiner ganzen entsetzlichen Blöße uns vor Augen führen.

Und doch zeigen diese schmerzverzerrten Züge sterbender Krieger nur einen kleinen Theil des Elends. Den Jammer der Familien, welchen ihre Ernährer, ihre Väter, ihre hoffnungsvollen Brüder und Söhne entrissen, welchen der Wohlstand untergraben, das Glück geraubt — den hat er uns nicht dargestellt. Es fehlen hier noch die Bilder verwüsteter, blutgedüngter Felder, zerstörter Städte und Dörfer, kurz, es fehlt

noch jener tausendfältige Jammer, welchen aller Glanz, aller Ruhm nicht bedecken kann.

Dem Zeughause gegenüber liegt das Palais des verstorbenen Königs, Friedrich Wilhelm III., welches, wie ich schon früher erwähnte, ein sehr bescheidenes Aussehen hat. Es war damals unbewohnt, wird aber wahrscheinlich jetzt von dem Sohne des Prinzen von Preußen in Besitz genommen sein, für den es der König bestimmt hat. Das Palais steht durch einen Ueberbau, unter welchem weg eine Straße führt, mit dem Palais der Fürstin von Liegnitz, des verstorbenen Königs zur linken Hand angetrauten Gemahlin, in Verbindung. Hier in einem dieser Zimmer saß der König schon todeskrank und sah der Grundsteinlegung des Denkmals für Friedrich den Großen zu. Er konnte, nach seiner eigenen Aeußerung, aber nichts davon sehen, da der große Platz vor ihm von einer ungeheuren Menschenmenge angefüllt war. Wie mochte dem Könige wohl zu Muthe sein, da er, den Tod im Herzen, sein Volk so lebensfroh auf und niederwogen sah, dem Ruhme eines großen Fürsten huldigend? Dachte er da nicht an die Hinfälligkeit alles Glanzes, an den allein dauernden wahren Ruhm, an die Ewigkeit des Volkes, welches doch am End stets der Richter der Thaten seiner Fürsten bleibt?

Das Sterbezimmer des Königs, welches noch ganz in dem Zustande war wie zur Zeit seines Todes, zeugte von einer höchst rührenden Einfachheit, welche überhaupt ein hervorstechender Charakterzug dieses Monarchen gewesen sein soll.

Das schönste Denkmal, welches Berlin besitzt, befindet sich auf einer Brücke neben der königlichen Burg. Es stellt einen Kurfürsten dar, welchem Preußen den Anstoß zu seiner Größe verdankt. Es ist fast so kolossal, wie die Reiterstatue Peter des Großen in Petersburg. Seltsam machen sich übrigens

die vier nackten Sklaven, welche gefesselt zu Füßen des Pferdes sitzen. Man konnte mir nicht sagen, ob es besiegte Feinde oder eine symbolische Darstellung der überwundenen, gebändigten Leidenschaften sein sollen.

Bei der Brücke, auf welcher dieses Denkmal steht, beginnt das alte Berlin, welches eine ganz andere Physiognomie als die Neustadt hat. Hier sieht man noch kleine, enge, düstere Straßen, mit schmutzigen, kleinen Häusern, welche man leicht als die Wohnungen der Armuth erkennt. Sonderbar genug hat dieser Stadttheil dennoch den stolzen Namen „Königsstadt". In der Königsstraße befindet sich dicht neben großartigen Juwelierläden eine schmale, endlos lange Gasse, welche ich, ihrer Aehnlichkeit mit einer Straße in Frankfurt a. M. und in andern Städten halber, für eine Judengasse oder ein sogenanntes Ghetto hielt. Zu meiner Verwunderung hörte ich aber, daß diese Straße von lauter öffentlichen Mädchen bewohnt sei. Wahrlich, in einen abschreckendern Winkel konnte man diese nicht leicht verweisen.

Es befindet sich aber auch in der That neben dieser Straße eine Judengasse, der kleine Judenhof, welcher eine wahrhafte Galgen-Physiognomie hat. Mehrere Male soll derselbe der Schauplatz sehr blutiger Auftritte gewesen sein, wie das in allen Städten, wo Juden wohnten, der Fall gewesen ist.

Es sind überhaupt in diesem Stadttheile, und zwar in wenigen Straßen zusammengedrängt, welche der Ursprung Berlins sind, die alterthümlichsten Gebäude. Von dem Kloster habe ich schon gesprochen. Neben diesem Kloster befindet sich auch die Burg, welche die ersten Markgrafen vor fünf Jahrhunderten inne hatten. Sie steht unmittelbar neben dem Kloster und ist noch ziemlich gut erhalten. Jetzt nennt man diese Burg Lagerhaus und sie dient einigen städtischen Be-

worden zum Aufenthalte. Gegen die jetzige Königsburg und Residenz des Königs hat diese Burg übrigens kein sehr bescheidenes Ansehen.

Ich habe nicht leicht in einer andern Stadt so viele Schenken, Restaurationen, Bierhäuser und Speisekeller bemerkt, wie in Berlin. Ueberhaupt erschien mir das Berliner Volk sehr lebenslustig und beweglich, aber man sieht hier nicht die vierschrötigen, kräftigen Gestalten, wie im Süden. Das Volk sieht zumeist sehr verhungert aus. Man bemerkt es wohl, daß hier mehr Spirituosa, als gute nahrhafte Biere getrunken werden. Die Leute scheinen aber hier viel vertragen zu können, denn ich habe sehr selten einen Betrunkenen gesehen. Nur auf dem Stralauer Fischzuge, einem Berliner Volksfeste, welches in einem an der Spree belegenen, eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Fischerdorfe gefeiert wird, sah ich Berauschte in zahlloser Menge. Es schien dem Volke an diesem Tage so kannibalisch wohl wie fünfhundert Säuen zu sein, es fielen auch einige Prügeleien vor, aber die Polizei, welche man in Berlin überall sieht, wo irgend eine Volksmasse zusammenkömmt, war sehr zurückhaltend und es kam zu keinen ernstlichen Excessen, obgleich hier das Publikum zumeist aus den untersten Klassen bestand.

Bei Nacht gewinnt die Stadt, namentlich von der Königsburg bis zum Brandenburger Thor, einen feenhaften Anblick. Es fehlt dann auch nicht an weiblichen Feen, welche die Stadt nach allen Seiten durchstreichen. Nach dem wogenden Männergewühl werfen sie ihre Angeln aus, und ihr hübscher, oft graziöser Wuchs ist keine schlechte Lockspeise, an der auch oft ein Fang hängen bleiben mag. Oft sah ich, daß ein Mann plötzlich vor einer solchen, ihm begegnenden Fee stehen

blieb, ein Paar Worte mit ihr wechſelte, ihr recht galant ſeinen Arm anbot, und das Pärchen, das ſich ſo ſchnell gefunden, verſchwand bald in irgend einem dunkelen Eingange eines Hauſes.

Wie viele kleine Romane mögen hier an jedem Abende, in jeder Nacht geſpielt werden? — Welch ein Anblick, wenn plötzlich die Wände niederfielen! — Welche Scenen mag in dieſer Stadt die Alles verſchleiernde Nacht verbergen?

Hundertelftes Kapitel.

Eine Kriegsscene.

Der Fürst v. B... — Die unterbrochene Bachanalie. — Fünf Damen und sechs Herren. — Küsse und Messer. — Die Kapitulation.

Einige Tage zuvor, als ich vor dem preußischen Hofe in Sanssouci zu tanzen die Ehre hatte, kam der junge Fürst v. B... zu mir und theilte mir mit, daß er in dem Hotel du Nord eine Feete zu geben beschlossen habe, an welcher seine Freunde theilnehmen würden, und bat mich, dem kleinen Feste mit beizuwohnen.

Ich fragte ihn, ob noch mehrere Damen anwesend sein würden, was er mir bejahte, und auf meine Frage, wer diese Damen seien, nannte er mir einige junge Schauspielerinnen, von welchen ich einige kannte. Ich wollte zuerst nicht auf seinen Vorschlag eingehen, er drang indessen so lange in mich, bis ich ihm endlich zusagte, und er versprach mir, mich in seinem Wagen abholen zu lassen.

Er hielt Wort, und ich fand eine recht artige Gesellschaft vor. Wir hatten ein recht hübsches Zimmer, gute Speisen und köstliche Weine, auch der Champagner fehlte nicht.

Die kleine Gesellschaft, welche aus sechs Herren und fünf

Damen bestand, wurde recht munter und vergnügt, die Unterhaltung kam vortrefflich in Zug, und namentlich war der junge Fürst, welcher an meiner Seite saß, ungemein aufgeräumt.

Der Fürst schien mich ausschließlich in Beschlag nehmen zu wollen; die andern Damen hatten ebenfalls jede ihren bestimmten Freund, zu dem sie sich zu halten wohl Ursache haben mußten, denn sie schienen von ihren Freunden ziemlich eifersüchtig bewacht zu werden. Der sechste Herr, welcher keine Dame hatte, schien aber mit dieser Eintheilung sehr unzufrieden zu sein, und bedauerte es, daß er sich nicht ebenfalls mit einer Dame versehen hatte. Da ich mich nicht verpflichtet hielt, dem Fürsten allein meine Aufmerksamkeit zu schenken, und ich den einzelnen Herrn höchst interessant und geistreich fand, so zog ich diesen mit in unsere Unterhaltung, was ihm sehr zu gefallen schien.

Die Herren, und besonders der junge Fürst hatte, wie gesagt, schon sehr viel getrunken, und in dieser Aufregung wußte er von nichts Anderem als von solchen Dingen zu sprechen, die man gern unter vier Augen abmacht. Er mochte in der That in Berlin sehr viele Eroberungen gemacht haben, aber es war doch nicht hübsch die armen Frauen vor so vielen Zeugen zu compromittiren, und ich sagte ihm daher, daß ich nicht hoffe, daß er sich jemals meiner Eroberung rühmen würde.

Und warum nicht, fragte er, wenn ich Sie habe?

Sie werden mich aber nicht haben, versetzte ich.

O, rief der junge Mann, Sie sollen sich vergebens dagegen sträuben.

Mit diesen Worten umarmte mich der muthwillige Mensch und gab mir ein Paar Küsse, ehe ich etwas zur Vertheidigung thun konnte.

Sehen Sie, rief er, so verfährt man mit widerspenstigen Damen, und seien Sie versichert, ich komme weiter.

Das ist sehr abscheulich von Ihnen, rief ich, mich erhebend, Sie haben mir versprochen, daß Sie sich artig gegen mich benehmen würden, aber ich sehe mich veranlaßt, Sie jetzt zu verlassen.

Hier kömmt Niemand ohne meinen Willen hinaus, rief der junge Fürst. Ich habe den Schlüssel in meiner Tasche.

Die andern Herren machten es mit ihren Damen nicht besser, sie küßten sie nach Herzenslust, und sie wurden darüber ebenfalls ungehalten, denn sie schienen ebensowenig auf eine Bachanalie vorbereitet zu sein.

Meine Damen, sagte ich, wenn diese Herren sich gegen uns verschworen haben, dann ist es an uns, uns in Vertheidigungszustand zu setzen, und ich hoffe, dieser Herr hier, ich zeigte auf den jungen Mann, welcher keine Dame hatte, wird unser Ritter werden.

Mit diesen Worten nahm ich ein Messer zur Hand und die andern Damen folgten meinem Beispiele.

So rasch hatte sich diese Scene umgewandelt.

Es standen sich jetzt zwei kampflustige Parteien gegenüber.

Die Herren aber schienen durchaus nicht kleinmüthig zu werden. Sie lachten über diesen Amazonenstreich, wie sie es nannten, und der junge Fürst rief:

Nur immer zu, meine schöne Amazone, ich fürchte Sie nicht, denn wenn Sie auch eine Waffe in der Hand haben, Ihr schwellender Busen giebt Sie doch in meine Gewalt. — Ich fürchte die Amazonen nicht, so lange sie Brüste haben.

Und ich die Männer nicht, so lange sie keine Bärte haben, versetzte ich.

Ach — Sie rechnen alſo meinen Schnurrbart für nichts? rief der junge Fürſt.

O, den habe ich noch nicht bemerkt, rief ich, meine vertheidigende Stellung behauptend.

Die jungen Leute lachten und füllten abermals die Gläſer, welche auch bald geleert waren.

Meine Damen, rief der junge Fürſt, ich hoffe, Sie folgen unſerm Beiſpiel und leeren ebenfalls Ihre Gläſer, dann mag in Gottes Namen der Kampf beginnen. Wir wollen Sie ritterlich erobern, wie die Römer die Sabinerinnen.

Wenn Sie ſich die Römer zum Muſter nehmen, ſagte ich, dann werden Ihre Thaten eben nicht ſehr ritterlich werden, und ich werde Ihnen auch zeigen, daß ich keine Sabinerin bin.

Ich werde aber dennoch ein Römer ſein, verſetzte der junge Fürſt.

Nun, wohlan, riefen die Herren, wenn die Damen zu trinken ſich weigern, ſo iſt es ihre Schuld, wenn ſie unſerer Begeiſterung keine gleiche entgegenſetzen können und deſto ſchneller unterliegen. So ſei ihnen denn hiermit der Krieg erklärt.

Ei was, rief der junge Fürſt, die Schönen ſind vogelfrei, es bedarf keiner Kriegserklärung, man fängt ſie.

Es wäre ſehr gut, wenn wir von ſolchen loſen Vögeln befreit wären, rief eine der Damen.

Bei Gott, rief der junge Fürſt lächelnd, das iſt ein homeriſches Gezänk, welches den Kampf verſüßt.

Ich denke, Sie fangen nur, rief ich ihm zu.

Das werden Sie gleich ſehen, verſetzte der junge Fürſt.

Er drang nun auf mich ein, die andern Herren thaten daſſelbe mit ihren Damen.

Diese verbarrikadirten sich hinter dem Tische, ich aber hielt dem jungen Manne ein Messer entgegen und sagte:

Ich spaße nicht, bleiben Sie fern.

So stehen Sie uns doch bei, riefen die Damen dem sechsten Herrn zu, welcher dieser Scene lachend zuschaute und sich bis jetzt ganz neutral verhielt.

Meine Damen, rief der junge Mann, dieser Kampf ist zu ungleich. Ich würde es mit fünf Männern zu thun haben, ich ganz allein, denn Sie selbst können unmöglich in Betracht kommen, was vermag eine zarte Dame gegen einen kräftigen jungen Mann? Aber ich mache Ihnen einen Vorschlag: kapituliren Sie, und ich will dann das Meinige thun, die möglichst günstigen Bedingungen für Sie zu erhalten.

Was mich anbetrifft, rief ich, so lasse ich mich auf keine Kapitulation ein, sie müßte denn darin bestehen, daß der Fürst uns sein Ehrenwort giebt, mich unbehindert gehen lassen zu wollen.

Ich werde mich hüten, rief der Fürst.

Und wir stellen dieselbe Bedingung, riefen die anderen Damen.

Wir wollen sehen, wer hier Bedingungen zu stellen hat, rief der junge Fürst, wir nehmen nur Unterwerfung auf Gnade und Ungnade an.

Diese Worte waren das Signal zum Kampfe. Natürlich nahmen die Herren das Ganze nur für einen Scherz, und es wurde ihnen auch gar nicht schwer, ihre Damen zu erobern, die sich dann auch in ihr Schicksal fügten und sich tüchtig abküssen lassen mußten.

Ob die Herren noch außerdem etwas thaten, weiß ich nicht, denn ich war in der Hitze des Kampfes, welcher bei mir vollkommen Ernst war. Der Fürst hatte schon eine, wenn auch

ſehr leichte Wunde an der Hand erhalten, die ihn wenigſtens überzeugte, daß ich die Sache ernſt nahm, da er aber immer hitziger wurde, ſo hätte dieſes Spiel doch leicht eine unangenehme Wendung nehmen können. Glücklicher Weiſe wurde in dieſem Augenblick ſtark an die Thüre gepocht. Der junge Fürſt fragte, wer draußen ſei, und eine mir ſehr bekannte Stimme gab Antwort. Der junge Fürſt öffnete und mein Freund v. K... trat ein.

Er war auf einige Tage verreiſt geweſen, und ich hatte für den Fall ſeiner Rückkehr in meiner Wohnung hinterlaſſen, wo er mich finden würde; ſein Erſcheinen war mir natürlich ſo ſehr willkommen, als es dem jungen Fürſten unwillkommen war. Er war indeß mit v. K... ſehr befreundet und nahm gar keinen Anſtand ſein Attentat in deſſen Gegenwart fortzuſetzen. Da ich nun einen Zwiſt zwiſchen den beiden Freunden zu veranlaſſen fürchtete, ſo nahm ich ſie, da ich jetzt ſicher vor dem jungen Sauſewind war, Beide bei der Hand und ſetzte mich zwiſchen ihnen.

Unſer neutraler junger Mann hatte indeſſen ein Paar Damen ſeiner Bekanntſchaft vorüber gehen ſehen, er zeigte ſie dem Fürſten und machte ihm den Vorſchlag, ſie hinauf zu führen, womit der Fürſt einverſtanden war. Bald darauf kam er auch wirklich mit ſeinen beiden Damen zurück. Es waren ein Paar recht ſchöne Frauen. Die Eine war eine junge Wittwe, die Andere ebenfalls eine junge, von ihrem Manne geſchiedene Frau.

Sie ſchienen auf eine ſo große, und namentlich auf eine Damengeſellſchaft nicht vorbereitet zu ſein, und wollten, als ſie uns bemerkten, ſofort wieder umkehren. Der junge Fürſt hielt ſie indeß zurück, ſtellte uns gegenſeitig vor, und ſie entſchloſſen ſich dann auch zu bleiben.

Ich fand die jungen Frauen bald eben so interessant, als schön.

Die geschiedene Frau erzählte mir die Geschichte ihrer Scheidung mit folgenden Worten:

Der junge v P... machte mir lange Zeit den Hof. Ich hatte kein Vermögen, und da ein junges Mädchen vor Allem versorgt sein will, so gab ich ihm endlich meine Einwilligung, so häßlich v. P... auch war. Ich liebte ihn nicht besonders, aber ich dachte, die Liebe ist zur Ehe eben nicht besonders nothwendig, da sie doch nicht ewig dauert und so viele Ehen auch ohne diese ganz leidlich sind. Die Gewohnheit, diese stärkste und dauerndste Neigung der Menschen, thut Alles, und ich hoffte ebenfalls mit ihr durchzukommen. Es ging meinerseits auch ganz gut, und ich war meinem Mann wirklich treu; daß er es mir, trotz seiner Liebe, nicht war, daran glaubte ich nicht. Aber eines schönen Tages, als ich am Tische saß und auf meinen Mann wartete, ließ sich eine mir unbekannte Dame bei mir melden, die ich empfing. Sie führte sich mit folgenden Worten bei mir ein:

Ich bin Ihnen unbekannt?

Ich erinnere mich Ihrer nicht.

Ich bin die Freundin Ihres Mannes.

Die Freundin meines Mannes?

Daß ich deutlich rede, denn deshalb bin ich hier, ich meine, ich bin die Maitresse Ihres Mannes.

Sie können sich nun meine peinliche Lage denken.

Das ist nicht übel, versetzte ich, und was führt Sie zu mir?

Die Person erzählte mir nun, daß mein Mann nicht weniger als fünf Maitressen habe, bei denen er abwechselnd die Zeit verbringe. Ich würde ihn z. B. des Mittags bei der und

der finden, und ſollte mich davon überzeugen. Er habe auch ſchon einige Kinder. Kurz, ſie theilte mir da ganz allerliebſte Dinge von meinem Herrn Gemahl mit. Weshalb ſie das that und zur Verrätherin wurde, auch das ſagte ſie mir ganz unverhohlen.

Die Urſache war — daß ihr Geburtstagsgeſchenk nicht nach ihrem Wunſche ausgefallen war.

Ich entließ die charmante Dame und folgte ihrem Rathe, ſuchte am folgenden Mittage meinen Mann bei der bezeichneten Perſon auf und fand ihn da wirklich in einer ſehr intereſſanten Situation.

Nun warf er ſich mir zu Füßen und bat um Verzeihung.

Ich will über das Vergangene einen Schleier decken, ſagte ich ihm, aber Du entſagſt dieſem unſläten Umgange.

Mein Mann verſprach es zwar mit den heiligſten Betheurungen, aber es blieb dennoch beim Alten, und ich drang auf Scheidung. So bin ich denn eine Frau ohne Mann, eine Wittwe, trotzdem daß mein Mann noch lebt, aber ich befinde mich ſo ganz gut. Ich habe eingeſehen, was bei den Männern Treue und Liebe heißt, und bin jetzt klug genug, ſie nie mehr zu beanſpruchen und an ſie nie mehr zu glauben. Ich habe daraus meine Moral gezogen und mache mir keine Vorwürfe, wenn ich weder wie eine Nonne, noch wie eine Lukretia lebe.

Die intereſſante Frau zeigte bald, wie gerecht ſie gegen ſich ſelbſt war. Unſer neutraler Sechster, der ſie in unſere Geſellſchaft eingeführt, befaßte ſich ſehr angelegentlich mit ihr. Der junge Fürſt, welcher einſah, daß ich nicht ſo leicht zu fangen ſei, verſuchte ſeine Kunſt bei der jungen Wittwe. Die Gläſer machten wieder die Runde, die Unterhaltung wurde lebhafter, die allernärriſchſten Dinge wurden vorgebracht, und

endlich mußte ich mich bequemen einen Fandango zu tanzen; die Schauspielerinnen spielten, die Sängerinnen sangen, an Musik fehlte es ebenfalls nicht, da wir einen Flügel hatten, und so verbrachten wir noch sehr angenehm den Abend und schieden erst sehr spät als die besten Freunde.

Warten Sie nur, flüsterte mir der Fürst beim Fortgehen zu, heute haben Sie Ihren Willen bekommen, ich werde mich aber bald bei Ihnen einstellen und dann soll kein Gott Sie vor meiner Liebe schützen.

Nun, wir wollen es darauf ankommen lassen, versetzte ich, ob mein Haß oder Ihre Liebe stärker sein werden.

O, zum Hassen sind Sie nicht geschaffen, sagte der Fürst.

Es mag sein, daß ich nicht dazu geschaffen bin, entgegnete ich, aber ich verstehe es trotzdem sehr gut.

Nun gut, wir wollen sehen, ich werde es darauf ankommen lassen.

Mit diesen Worten entfernte sich der Fürst.

Als ich nach Hause kam hatte ich noch einen harten Kampf mit meinem Freunde v. K... zu bestehen, welchem der Wein ebenfalls so zu Kopf gestiegen war, daß er mir nun Vorwürfe über mein zu freundliches Benehmen machte.

Ich ärgerte mich darüber ein wenig und rief: Ihr Männer seid ohne Ausnahme Teufel. Ihr glaubt durchaus keine andere Bestimmung zu haben, als unsere Tyrannen sein zu müssen. Aber, mein Herr, ich lasse mich von keinem Manne tyrannisiren. Ich bin wie ich bin, und mag nichts anderes sein. Man liebe mich so oder gar nicht.

Ob Du nicht selbst ein kleiner Teufel bist! rief v. K...

Das wäre in der That für jede Frau sehr gut, denn wir würden in Eurer Hölle um so mehr leiden, jemehr wir Engel wären. — Ich mag auch kein Engel sein.

Du magſt nicht? Und dennoch biſt Du mein lieber, ſüßer Engel, rief v. K...

So ſind dieſe Männer. Sie machen aus uns was ſie wollen. In einem Athemzuge ſind wir ihre Teufel und ihre Engel. Es iſt aber doch wenigſtens eine Abwechſelung, die gewiß nicht den kleinſten Theil unſerer Reize ausmacht. Die Männer bleiben ſich aber wenigſtens hierin eiſern conſequent:

Sie mögen ſein, was ſie wollen, in gewiſſen Momenten kann man ſie Alle zu Kindern machen.

Man ſagt: Vor dem Kammerdiener giebt es keinen großen Mann.

Ich füge hinzu: Die Kammer macht alle Männer gleich.

Hundertzwölftes Kapitel.

Ein verliebter Narr im Dunkeln.

Ein Berliner Neutier. — Merkwürdiger Styl eines Liebesbriefes. — Küsse und Bisse. — Qui pro quo.

Zu meinen Verehrern, d. h. zu denjenigen, welche mich gern tanzen sahen, gehörte auch ein Herr H. Es war ein kleiner, aber ziemlich beleibter Mann, mit rothen, runden Wangen, einer ungemein starken Nase und kleinen, schlaublinzelnden Augen. Dieser Mann war vor vielen Jahren einmal in Paris gewesen, und obwohl ihn eine schon bedeutende Franzosenliebe dahin geführt, so brachte er sie doch noch zu einem höhern Grade gesteigert nach seinem Vaterlande zurück. Seine Bekannten nannten ihn deshalb den Franzosen, welchen Beinamen er, als einen höchst schmeichelhaften, gern acceptirte.

Dieser kleine Herr war es, welcher sich ganz außerordentlich in mich verliebte und in der That einen sehr ehrenwerthen Weg einschlug, mir diese Liebe zu erkennen zu geben. Er suchte nicht durch glänzende Geschenke, wie so viele andere thaten, mich seinen Wünschen geneigt zu machen; er sagte ganz kurz, daß seine Liebe zu mir die höchste Potenz, wie er sich ausdrückte, erreicht habe, und daß er entschlossen sei, mich

partout zu heirathen. Dieſes kündigte er mir in folgendem Briefe an:

Meine allerſchönſte Donna Lola Montez, geborne Spanierin, geweſen in Paris, in Petersburg, in London und derzeit in Berlin.

Es iſt endlich partout hohe Zeit mit den sentiments meines für Sie innig glühenden Herzens hervorzutreten, ſintemalen ich ein ſolches Alter erreicht habe, welches ohne Eheſtand partout nicht überſchritten werden darf. Es wird, ich geſtehe es Ihnen mit Stolz, in der ganzen preußiſchen Monarchie, von Memel bis Münſter, kein männlich organiſirtes Weſen exiſtiren, welches Sie heißer, inniger, brünſtiger, treuer, dauernder, ſubtiler, unheilbarer, raſender lieben könnte, als ich, Ihr ergebenſter, unterſchriebener Rentier von 2000 Thalern jährlich Jacob Michel H...

Indem Sie wohl einſehen, was bei Ihrem glänzenden Verſtande nicht ſchwer ſein wird, daß ich kein junger Windbeutel bin, ſondern partout ein höchſt geſetzter Funfziger, von geſundem Menſchenverſtand, einfacher Unbefangenheit, gut disponirt zur Erfüllung aller ehelichen Pflichten, fern von aller jugendlichen Thorheit, da ich ſeine Sitte in Paris ſtudiert habe, und dort alle meine deutſchen Tölpelhaftigkeiten abgelegt habe, da ich ferner toujours noble bin und eine Rente von ſage zweitauſend Thalern habe, welches dem Auskommen eines Miniſters Excellenz beinahe um die Hälfte gleich zu erachten iſt, und mehr iſt, als was ein Obriſt erhält, der ſich doch noch einige Pferde und gewöhnlich auch ein paar Maitreſſen halten muß — mon Dieu, meine aller-

schönste, spanische Donna, die Sie doch als Tänzerin mit einem Manne weit besser daran sind, und zwar partout — was ist da noch zu bedenken? — Also alsdann kann ich wohl darauf rechnen, trotz Ihrer wiederholentlichen Ausrede, niemals partout heirathen zu wollen, daß ich mich als dero glücklichen Verlobten zu gratuliren habe, und mich als solcher baldigst präsentiren kann.. Seien Sie gefaßt auf eine himmelblaue Ehe und leben Sie süß, allercharmanteste Herzenseigenthümerin

Ihres

Sie ewig und heiß liebenden

Jacob Michel H...

Berliner Rentier mit zweitausend Thalern jährlich und deutscher Bürger-Grande 1. Klasse.

Dieses Billet, welches in deutscher Sprache geschrieben war, konnte ich nur mit Mühe entziffern, und ich hätte doch den Sinn nicht ganz verstanden, wenn nicht mein Freund v. K. welchem ich das Ding zeigte, mir behülflich gewesen wäre. Wir mußten Beide recht herzlich darüber lachen und Freund v. K... sagte mir:

Ich wünsche weiter nichts, als gerade anwesend zu sein, wenn dieser deutsche Grande 1ster Klasse und Ihr verlobter Bräutigam erscheint.

Und was wollen Sie dann thun? fragte ich.

Nun, eine recht amüsante Comödie spielen.

Es war gewiß ein merkwürdiger Zufall, daß diesem Wunsche, als er kaum ausgesprochen war, die Erfüllung folgte.

Es klingelte und die Wirthin meldete uns den Rentier Herrn H...

Sie sind nicht zu Hause, sagte v. K..., rasch einen Plan

faſſend, bitte, gehen Sie in Ihr Schlafkabinet, und überlaſſen Sie es mir, mich mit dem Narren abzufinden.

Ich machte zwar Einwendungen, da ich irgend einen böſen Streich fürchtete, doch mein Freund bat mich ſo dringend, ihm dieſe Sache zu überlaſſen, daß ich ihm wohl endlich nachgeben mußte und mich in mein Schlafkabinet zurückzog. Er ſelbſt ging dann hinaus, und nachdem er auf dem Entree das Licht ausgelöſcht und die Wirthin inſtruirt hatte, warf er ſich raſch einen meiner Hausröcke nebſt Nachtmütze über und erwartete ſo den Ankömmling, welchen die Wirthin nun auf ſein Zeichen hineinließ.

Es war im Zimmer ſtockfinſter, denn ich hatte das Licht mit in mein Kabinet genommen, und ſtand, neugierig lauſchend, an der ein wenig geöffneten Thüre.

Guten Abend, meine Charmante, rief er mit lauter Stimme, noch ehe er in's Zimmer getreten war.

St! St! rief v. K... und hielt Herrn H... die Hand auf dem Mund.

Iſt jemand Fremdes da? fragte er.

St! St! flüſterte v. K... abermals, und zog den Rentier zu ſich auf das Sopha.

Ah, charmant, heißgeliebtes Donnachen, ſagte dieſer nun etwas leiſe, und ſchien ganz außer ſich über dieſen Empfang zu ſein, Sie fürchten gewiß Ihre neugierige Wirthin und Sie haben Recht. Sie muß Alles wiſſen und fragte mich draußen tauſend Dinge, ehe ſie mich hier hineinließ. Aber ſie erzählte mir auch ſehr angenehme Dinge, meine Herzlola.

Zum Beiſpiel? hauchte v. K...

Nun, daß Sie meinen Namen ſchon öfter, und ſogar im Traume ausgeſprochen haben. Erſt heute, als Sie Ihren Mittagsſchlaf hielten und ſie zufällig in's Zimmer trat, will ſie

nicht seltener als zwanzigmal meinen theuren Namen über Ihre süßen Lippen haben entschlüpfen hören, ach, liebes Donnachen, wie glücklich macht mich das.

Es trat eine kleine Pause ein und ich hörte, daß Jemand einen Kuß erhielt.

Ach, wie schön ist es hier, fuhr dann der glückliche Rentier fort, wir sind allein, in einem egyptisch erleuchteten Zimmer. Welch eine romantische Situation. Ein Junggeselle und eine Donna, so ganz allein, auf einer schwellenden Ottomane, Beide mit so unendlich vielen Reizen ausgerüstet. O, welch ein Feuer rinnt durch meine Adern, ich glaube, es ist spanisches Feuer! Und Sie, meine schöne Lola, brennen Sie nicht auch wie eine spanische Fliege? Ach, gewiß, ich fühle, wie Sie glühen.

Es entstand abermals eine kleine Pause, die wieder mit einem Kusse ausgefüllt wurde, welcher ein Geräusch beinahe wie ein Pistolenschuß machte. Der Herr Rentier schien nun an meinem Freunde allerlei Untersuchungen anzustellen, er schien sich aber nach gerade ganz vortrefflich aus der Schlinge zu ziehen.

Ich biß die Zähne heftig zusammen, um nicht laut aufzulachen.

Wie hat Ihnen denn mein Brief gefallen, fuhr der Verliebte fort, allerliebst, nicht wahr? Riecht nach Pariser Luft, nach spanischer Grandezza, nicht?

Und wiederum drückte er auf meines Freundes Hand einen herzhaften Kuß, er schien aber durchaus avanciren zu wollen, und versuchte es, seinen Kuß höher anzubringen, da aber Herr v. K... einen Schnurrbart trug, so hatte er alle Ursache, ihm dieses zu wehren.

Aber **mon Dieu**, rief der arme Teufel, warum soll ich denn nur immer die Hand küssen, warum denn nicht auch Ihren süßen Mund? O, mein theures Lolacken, Bräutchen, Engelchen, wie glücklich werden wir mit einander sein. Wir werden eine spanische Ehe führen, unser Ehebett wird wie im Himmel stehen.

Mit diesen Worten wurde Monsieur H..., ein wenig ausgelassen, und mein Freund konnte ihn nur dadurch abwehren, daß er ihm einen tüchtigen Biß versetzte. Herr H... schrie laut auf.

Alle Wetter, rief er, Sie müssen dabei nicht so beißen, mein liebes Kind, keineswegs. **Mon Dieu**, die Liebe muß so süß wie Honig sein und darf durchaus keinen Schmerz verursachen.

Der laute Schrei des gefoppten Narren, so wie seine Worte, wirkten so gewaltig auf mein Zwerchfell, daß ich mich des lauten Lachens nun nicht länger mehr enthalten konnte. Da mir der Spaß auch lange genug gewährt zu haben schien, so trat ich mit einem Lichte in das Zimmer, und man kann sich nun das verdutzte Gesicht des armen Teufels vorstellen, welcher plötzlich das fatale **qui pro quo** erkannte und sich selbst dabei überraschte, als er den Herrn von K... fest umschlungen hielt, und ihm einen herzhaften Kuß auf seinen Schnurrbart drückte.

Als hätte ihn die Tarantel gestochen, so sprang er von dem Sopha auf, griff wie wahnsinnig nach seinem Hute, riß stürmisch die Thüre auf, und stürzte wie ein Besessener die Treppe hinunter.

Ich habe diesen Narren späterhin nur noch ein einziges Mal gesehen.

Wir begegneten uns unter den Linden. Er machte mir ein Paar Augen wie ein Menſchenfreſſer, und rief mir ein Paar Worte nach, die ich nicht verſtand.

Indeſſen war ich nun ſo glücklich, von einem Narren befreit zu ſein, welcher ein wahres Kabinetsſtück war.

Ich hätte mir dieſen Menſchen gern als Affen gehalten, und er würde mir gewiß vielen Spaß gemacht haben, aber Gott behüte jede Frau vor einem ſolchen deutſchen Granden, welcher in Paris war, ſpaniſches Blut und zweitauſend Thaler jährliche Renten hat.

Hundertdreizehntes Kapitel.

Eine Intrigue.

Die fromme Gesellschaft. — Frau v. G... — Ein alter Offizier als Prediger. — Herr T... — Der unheimliche Besuch.

Es war eine merkwürdige Gesellschaft, die ich bei der Frau v. G... fand, welche mich schon früher einmal eingeladen hatte. Ich war jedoch damals verhindert, der Einladung Folge zu leisten, und besuchte sie auf die Erinnerung eines Bekannten, welcher in diesem Hause Zutritt hatte.

Frau v. G... schien sehr angenehm überrascht zu sein, als sie mich eintreten sah, sie stellte mich der anwesenden Gesellschaft vor, welche sehr merkwürdig zusammengesetzt war.

Sie bestand aus sieben Herren und zehn Damen.

Unter den ersteren bemerkte ich ein paar ältliche Herren in Uniform und ein paar jüngere in Civil. Von diesen Herren war mir besonders einer auffällig, welcher mich unausgesetzt, doch sehr verstohlen betrachtete.

Der Mensch hatte etwas sehr Unangenehmes in seinem ganzen Wesen.

Es war ein intelligentes Gesicht und er schien der Gesellschaft durch eine gewisse geistige Ueberlegenheit zu imponiren.

aber wenn er lächelte, und ich sah ihn öfter lächeln, dann kam er mir vor wie ein Satan.

Unter den Damen befanden sich ein paar alte Jungfern, ein paar häßliche und ein paar bucklige Fräulein und die Frauen der anwesenden Männer.

Ich wurde von den Herren und Damen umringt und von allen Seiten mit Fragen bestürmt. Die eine Dame hatte einen Sohn in Spanien, einer der Herren Militärs war in Madrid gewesen und kannte persönlich Espartero, den damaligen Regenten von Spanien, gegen den das Land eben im vollen Aufstande begriffen war.

Weiß der Himmel, wie die Fragen alle hießen, welche an mich über die spanischen Zustände gerichtet wurden, als wäre ich lange Zeit spanischer Minister gewesen.

Ich sagte der Gesellschaft, daß ich mich mit der Politik durchaus nicht beschäftigte und hoffte nun von allen weitern Fragen über Spanien verschont zu bleiben, aber man hielt meine Antwort für eine rein diplomatische, hinter welcher man genaue Details über die spanischen Zustände witterte, und hörte nicht auf, immer auf denselben Gegenstand zurückzukommen.

Die Eine der Damen ereiferte sich besonders über die Königin Christine, deren Verhältniß mit Munoz sie ein unwürdiges, skandalöses nannte.

Ein Land, in welchem eine Königin so tief gefallen, meinte sie, verdient, wie Sodom und Gomorrha, von der Erde vertilgt zu werden.

Ja, das verdient dieses Spanien in der That, rief die Dame, deren Sohn in Spanien gefochten hatte. Das ist ganz niederträchtig von Ihren Spaniern, ihrem legitimen König, dem guten Don Carlos den Gehorsam zu verweigern.

Welcher ein so frommer Herr ist, rief eine andere Dame.

Ja, gewiß beſſer als eine Königin, welche ſich zu einem gemeinen Gardeſoldaten herabläßt, rief die erſte wieder.

Nun, was iſt's weiter, ſagte der junge Mann, welcher mich noch fortwährend betrachtete (ſie nannten ihn Albert), haben wir nicht in Schweden einen König auf dem Thron, welcher von einem obscuren Advokaten herſtammt?

Als der junge Mann ſo geſprochen hatte, fiel die ganze Geſellſchaft über ihn her.

Wie, Sie billigen das Verhältniß der Königin Chriſtine? riefen die Damen.

Ich billige es nicht, ich wollte nur ſagen, daß wir in einer Zeit leben, die confuſe Begriffe von der königlichen Würde hat. Sehen wir nicht, daß der rechtmäßige König von Frankreich wie ein Geächteter umherirrt? — Geht es nicht eben ſo dem braven Don Carlos? Herrſcht in Schweden der legitime Königsſtamm? Ja, wir leben in einer gottloſen Zeit.

Nachdem der junge Mann dieſe Worte ausgeſprochen hatte, ſeufzte die ganze Geſellſchaft, und der älteſte Offizier ergriff plötzlich zu meiner nicht geringen Verwunderung ein Geſangbuch und ſagte:

Beten wir für die ſündige Welt.

Ich hielt dieſe Aufforderung für Spaß, aber nicht lange währte dieſer Irrthum, der Offizier begann in der That ein paar Verſe herzubeten, und die ganze Geſellſchaft ſtimmte mit ein.

Ich ſcheine hier in ein Tollhaus gerathen zu ſein, dachte ich bei mir.

Als der Geſang zu Ende war, hielt der alte Offizier eine Rede, die ich nur ſehr theilweiſe verſtand. Das Wort „ſündhafte Welt" kam aber ſehr oft darin vor.

Ich hatte keine große Luſt, mich ſo entſetzlich zu langweilen,

und wollte mit der Frau v. G... ein Gespräch anknüpfen. Statt aller Antwort legte sie mir die Hand auf den Mund und sagte:

Sie sind auch eins von den Weltkindern, ja Sie gehören zu denen, die nicht allein für sich schlecht sind, sondern auch noch Andere durch ihre verführerischen Künste mit fortreißen. Hören Sie den Herrn nur aufmerksam mit an, und die göttliche Allmacht wird sich auch bei Ihnen bewähren und Sie auf einen bessern Weg führen.

Ich konnte mich nicht länger zurückhalten, denn diese Posse war doch gar zu weit getrieben. Ich lachte also laut auf und erwiederte:

Madame, wenn Sie mich eingeladen haben, um bei Ihnen zu beten, so bedaure ich, dies nicht vorher gewußt zu haben. Wenn es mich drängt, meine Andacht zu verrichten, so pflege ich eine Kirche zu besuchen.

Ueberall wo Christen versammelt sind, da ist auch eine Kirche, versetzte Frau v. G..., und wer christlich gesinnt ist, muß beten, wann und wo sich die Gelegenheit findet.

Ich bin durchaus nicht Ihrer Ansicht, Madame, sagte ich, ich denke, es hat Alles seine Zeit. Ich habe mich durchaus nicht auf eine so fromme Gesellschaft eingerichtet, und glaube, es wird daher besser sein, wenn ich sie verlasse. Ich gestehe, daß es mir selbst scheint, als passe ein so sündiges Weltkind, wie ich, nicht in eine so fromme Gesellschaft.

Dieses Zwiegespräch, welches ziemlich laut geführt wurde, hatte die Aufmerksamkeit sämmtlicher Anwesenden erregt, und der Offizier schloß seine Rede sehr rasch mit einem dreimaligen Amen.

Nun versammelte sich die ganze Gesellschaft um meine Person, und es war wirklich lustig mit anzuhören, wie viele

Mühe sich die Damen und Herren gaben, mich zu einer bußfertigen Frömmlerin zu machen.

Es war wirklich nicht zum Aushalten, und ich machte ernstliche Anstalten, diese verrückte Gesellschaft zu verlassen.

Man gab sich nun alle mögliche Mühe, mich zurückzuhalten, da man aber einsah, daß ich mich nicht halten lasse, entließ man mich endlich mit den liebevollsten Ermahnungen, mein Seelenheil zu wahren, da es noch Zeit sei, und die Frau von G... bat mich noch besonders dringend, sie recht bald wieder zu besuchen.

Lieber in der Hölle, dachte ich, als in diesem unheimlichen Hause, und war herzensfroh, wieder frische Luft einzuathmen.

Als ich bald darauf den Herrn T... sprach, dem ich die Bekanntschaft mit der Frau v. G... zu danken hatte, machte ich ihm Vorwürfe darüber, daß er mir die Seelenstörung dieser Damen verschwiegen habe. Er versetzte mir, daß er auf deren Bitten, da sie mich gern kennen lernen wollte, es ihr zugesagt habe, mich zu einem Besuche bei ihr zu bewegen, und daß er sich nicht denken konnte, daß man mich auf eine solche Weise aufnehmen würde.

Aber so sagen Sie mir doch, rief ich, wie konnte sich denn diese Frau einreden, daß sie eine Tänzerin zur Bekehrung machen würde, und welches Interesse hat sie daran?

Ach, darum bekümmere ich mich nicht, versetzte Herr T... Ich wollte der Frau v. G... gefällig sein, und habe über die Ursache ihres Wunsches und über die Eigenthümlichkeit des Dienstes, den sie von mir verlangte, nicht weiter nachgedacht.

Nun, Sie konnten sich doch leicht denken, daß, wenn nichts anders, nur ein merkwürdiger Bekehrungseifer dahinter stecken konnte.

O, das ist lange nicht so schlimm, wie es aussieht, versetzte der Herr T...

Sind Sie mit der Frau v. G... verwandt?

Weitläufig.

Hat sie sich niemals die Mühe gegeben, Sie, einen ihrer Verwandten, zu bekehren?

Sie weiß, daß das vergebene Mühe sein würde.

Ich glaube, sagte ich, den Herrn T... scharf ansehend, Sie haben sich mit mir einen Spaß erlaubt.

Gott behüte mich, meine Schöne. Was bewegt Sie, das zu glauben?

Der Besuch meines Freundes v. K... zwang uns, diese Unterhaltung abzubrechen. T... verließ mich, und ich theilte meinem Freunde die närrische Geschichte mit.

Von K... wurde mit einem Male sehr nachdenkend.

Lola, sagte er dann, dahinter steckt etwas, und wir müssen herausbekommen, was es ist. Vor allen Dingen sagen Sie mir, wer ist der Herr T... und auf welche Weise haben Sie ihn kennen gelernt?

Ein Petersburger Freund gab mir eine Empfehlung an die Frau Baronin v. G... Ich wurde zu einer Soirée eingeladen und lernte hier den Herrn T... kennen, welcher sich an diesem Abende viel mit mir unterhielt, mich mit den Theaterverhältnissen bekannt machte und mich auch einige Male besuchte. Sein Betragen war immer sehr gemessen und anständig, und ich faßte Vertrauen zu ihm und erzählte ihm so Manches aus meinem Leben. Dieser Herr überbrachte mir ein Billet von der Frau v. G..., in welchem sie mich höflich um einen Besuch bat.

Und was dieser Herr T... ist, wissen Sie nicht?

Ich habe ihn nie darnach gefragt und er hat es mir auch nie gesagt.

Schon gut, ich werde schon dahinter kommen, diese Geschichte scheint mir höchst verdächtig, und ich zweifle gar nicht, daß man Sie zum Gegenstand irgend einer Intrigue ausersehen hat.

Aber wie wollte man das anfangen? fragte ich.

Das ist es eben, was wir erforschen müssen. Seien Sie versichert, daß dieser Herr L... nur ein falsches Spiel mit Ihnen spielt.

Ich erkannte bald, wie recht mein Freund hatte.

Ein paar Tage nach dem Besuche bei Frau v. G... überraschte mich der junge, unheimliche Mann, welcher mich an jenem Abende nicht aus den Augen gelassen hatte.

Er fragte mich sehr geheimnißvoll, ob ich allein sei, und bat mich, mein Zimmer abzuschließen, und der Wirthin Bescheid zu geben, daß ich Niemanden empfangen könne.

Ich fand dieses geheimnißvolle Benehmen von einem Manne, welchen ich so wenig kannte, sehr sonderbar, und lehnte es ab, seinen Anordnungen Folge zu leisten.

Fürchten Sie mich? fragte er mich sarkastisch.

Mein Herr, versetzte ich, Sie sehen eben nicht sehr fürchterlich aus, aber ich finde das Verlangen, mich mit einem unbekannten Manne einzuschließen, eben so sonderbar wie unschicklich.

Ich mochte nur ungestört und ohne Zeugen mit Ihnen reden, sagte der junge Mann, es ist mir gleich, auf welche Weise Sie das bewerkstelligen.

Wenn Sie mir etwas mitzutheilen haben, so reden Sie in Gottes Namen, wir sind hier ungestört.

Lesen Sie diesen Brief, sagte der Herr, und überreichte mir ein Schreiben.

Die Aufschrift lautete an Donna Lola Montez, die Handschrift schien mir aber gänzlich unbekannt zu sein.

Von wem ist dieser Brief? fragte ich.

Lesen Sie gefälligst, lautete die Antwort.

Ich öffnete den Brief und sah zuerst nach der Unterschrift. Sie lautete: Fürst v. B...

Das Schreiben enthielt Folgendes;

„Meine schöne Donna!

Der Ueberbringer dieses, Herr Albert W..., ist einer meiner vertrautesten Freunde. Er ist so gütig einen Auftrag für mich zu übernehmen, welchen er Ihnen mündlich mittheilen wird. Ich hoffe, Sie werden keine Hartherzige sein."

Und welcher Art ist der Auftrag, mein Herr, den Sie mir vom Fürsten überbringen?

Mein Fräulein, sagte der Herr W..., ich werde ohne Umschweife gerade auf's Ziel lossteuern.

Daran thun Sie recht, versetzte ich, ich liebe die Umschweife nicht.

Der junge Fürst v. B... ist in Sie verliebt.

Das hat er mir schon oft genug selbst gesagt, versetzte ich, es wundert mich, daß er es mir nochmals durch einen Dritten sagen läßt.

Er läßt Ihnen weiter sagen, daß, wenn Sie das Verhältniß mit dem Herrn v. K... abbrechen wollten, er sogleich unbedingt zu Ihren Füßen liegen würde, und Sie über sein Vermögen verfügen könnten.

Ich habe dem Fürsten schon oft genug erklärt, lautete meine Antwort, daß ich mir keine Bedingungen vorschreiben lasse,

und daß er mir nicht so sehr gefalle, um ihm Liebe und Treue schwören zu können.

Der Fürst verlangt nur, daß Sie Herrn v. K... den Abschied geben.

Der Herr v. K... ist mein Freund und ich werde ihn stets als einen solchen behandeln.

Das können Sie immerhin, nur versagen Sie ihm Ihr Haus. —

Ich bin nicht gewohnt, meine Freunde so schmählich zu behandeln.

Und ich glaube nicht, daß Sie Ihr Glück mit Füßen treten werden, versetzte der Herr W... Entschließen Sie sich — diese Brillanten sind die Ihrigen, wenn ich dem Fürsten eine angenehme, befriedigende Antwort bringen kann.

Mit diesen Worten holte der Herr W... einen Kasten hervor, welcher einen kostbaren Halsschmuck enthielt.

Mein Herr, versetzte ich, über das, was zu meinem Glücke erforderlich ist, denke ich am besten zu urtheilen. Bringen Sie dem Fürsten in Gottes Namen seinen Schmuck wieder, und dann erlauben Sie mir die Bemerkung, daß mir die Rolle, welche Sie heute spielen, etwas von der verschieden dünkt, welche Sie vor einigen Tagen mit dem Gesangbuch in der Hand bei der Frau v. G... spielten.

Das fatale Lächeln trat wieder auf dem Gesichte des unheimlichen Menschen hervor.

Wenn Sie auch eine gute Tänzerin sind, versetzte er, so scheinen Sie mir doch jedenfalls eine schlechte Schauspielerin zu sein.

Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?

Sie scheinen mir nicht ganz gut die Talente derjenigen Leute zu würdigen, welche die Erde für eine Bühne und die

Menſchen alleſammt für Schauſpieler halten. Ich bekenn. Ihnen offen, daß ich zu dieſen Leuten gehöre. Ich ſpiele meine Rollen je nach den Umſtänden.

Heute ſind Sie fromm und morgen ein — — —

Bitte, meine Schöne, rief der Herr W... sans gêne. Kuppler wollten Sie ſagen.

Ja, ſo meinte ich in der That.

Es kömmt Alles darauf an, fuhr der Herr W... mit einem ſonderbaren Lächeln fort, wie man die Dinge nimmt. Das Wort Kuppler klingt ſehr übel, und dennoch möchte ſich wohl ſchwerlich ein heirathsfähiges Weſen finden, welches dieſe Sünde, wenn nämlich das Verkuppeln eine iſt, nicht auf dem Gewiſſen hätte. Nennen Sie es alſo immerhin kuppeln, wenn ich für den Fürſten bei Ihnen werbe. Ich habe allerdings meinen Profit dabei, und wünſche bei Ihnen zum Ziele zu kommen.

Dieſe freche Unbefangenheit des jungen Menſchen ſetzte mich in Erſtaunen, nach und nach fand ich Gefallen an ſeiner Art zu ſprechen, d. h. es amüſirte mich und ich wollte die Unterhaltung mit ihm nicht ſobald abbrechen.

Darf ich fragen, ſagte ich, worin der Nutzen beſtehen würde, welchen Sie von dieſem Geſchäfte erwarten?

Das iſt etwas ſchwer zu ſagen, meine Dame. Einer von uns wird vielleicht roth dabei werden.

Bei dieſen Worten lachte der Menſch wieder auf eine ſo ſarkaſtiſche Weiſe, daß ich die größte Neigung fühlte ihm eine Ohrfeige zu geben, ſelbſt auf die Gefahr hin, dadurch in eben ſo unangenehme Colliſionen zu kommen, wie durch die Ohrfeige, welche ich kurz zuvor einem etwas gar zu unhöflichen Gensd'armen gab.

Wenn Sie glauben, daß ich darüber erröthen müßte, ver-

sagte ich, mich bezwingend, so verlange ich es nicht zu wissen. Aber ich bewundere es, daß der Fürst Ihnen einen Lohn versprochen hat, über welchen eine Dame erröthen muß.

Es ist dieses gerade nicht nothwendig, meine Donna, vielleicht erröthe ich nur allein, ich möchte es fast darauf ankommen lassen und es Ihnen sagen.

Sagen Sie es immerhin, mein Herr, Sie verlieren dabei nicht mehr, als Sie schaamlos sind.

Der Herr W... trat mir einige Schritte näher, sah mir mit seiner ihm eigenthümlichen Unverschämtheit ins Gesicht und sagte dann:

Die erste Nacht, welche der Fürst bei Ihnen zuzubringen das Vergnügen haben wird, werde ich das Vergnügen haben, bei seiner Maitresse zuzubringen.

Und das ist Alles?

Das ist mehr, als Sie schätzen können. Sie kennen dieses Weib nicht, welches der Fürst Ihretwegen aufgeben wird, Sie müssen ihn in Wahrheit verhext haben. Denn soll ich aufrichtig sein, seine jetzige Maitresse ist viel hübscher als Sie sind.

Ich danke Ihnen wirklich für diese Aufrichtigkeit und gebe Ihnen den guten Rath, auch dem Fürsten die Wahrheit zu sagen. Das ist wenigstens etwas, was man von einem Freunde zu fordern hat.

Ich werde mich hüten. Die Fürsten haben keine Freunde, um die Wahrheit zu hören, sondern um Dinge zu erfahren, die ihnen angenehm und schmeichelhaft sind. Wenn ich ihm z. B. sagen könnte: Donna Moniez ist in Sie verliebt, sie hat Ihr Geschenk in einem Augenblick zehnmal geküßt, sie hat Sprünge gemacht, daß ich ihr unter die Fußsohlen sehen konnte, so ist diese Mittheilung für mich unbedingt viel lohnender, als die

andere, welche Sie mir vorschlugen, wenngleich sie die Wahrheit ist.

Es thut mir leid, mein Herr, daß Sie diesmal so wenig Ihre Rechnung finden werden, versetzte ich: bestellen Sie dem Fürsten, daß er durch seinen Unterhändler den letzten Rest der Zuneigung verloren habe, die ich etwa noch für ihn gehabt hätte.

Sie sind ein Kind, meine Schöne, entgegnete Herr W..., oder vielmehr, Sie sind ein Weib. Es thut mir leid, daß ich mich in Ihnen getäuscht habe. Ich glaubte, mit der Wahrheit mir Ihre Dankbarkeit zu erwerben. Sie lohnen mir, indem Sie mich beschimpfen. Sehen Sie denn nicht ein, daß ich der Mann bin, mit Ihnen auf alle Bedingungen hin fertig zu werden? Nehmen Sie den Schmuck und machen Sie mir einen Vorschlag.

Den Gefallen kann ich Ihnen thun, sagte ich, scheinbar auf seinen Plan eingehend; sagen Sie dem Fürsten, daß ich den Schmuck angenommen habe, und daß ich ihn erwarte.

Mit dieser Antwort bin ich zufrieden; aber ich bitte darum, sie mir schriftlich zu geben.

Wenn Ihnen meine Worte nicht genügen, so muß ich bedauern.

Aber Sie werden doch dem Fürsten irgend ein Paar unschuldige Worte zu schreiben keinen Anstand nehmen?

Nach einiger Ueberlegung entschloß ich mich dem Fürsten zu schreiben:

„Ich habe Ihren Schmuck durch Herrn W... empfangen. Ich erwarte Sie."

Mit dieser Antwort war Herr W... zufrieden. Er steckte das Billet zu sich und sagte mir, indem er ging:

Meine Liebe, es hängt jetzt von Ihnen ab, eine Rolle zu

spielen. — Wenn Sie Ihre Bekanntschaft zu benutzen verstehen, wird es Ihnen leicht werden, eine Stellung in der Gesellschaft zu erhalten, die Ihren Talenten, Ihrem ganzen Wesen angemessen sein wird. Denken Sie ein wenig über mich nach. Ich nehme mir die Freiheit, Sie recht bald wieder aufzusuchen, vielleicht scheint Ihnen dann die Alliance, welche ich Ihnen hiermit anbiete, die guten Dienste, welche ich Ihnen zu leisten verspreche, annehmbarer, und wir werden gute Freunde. Ich verlange von Ihnen nichts, was Ihnen mir zu geben vielleicht sauer werden würde. Ich werde mich niemals in Sie verlieben, dazu gefallen Sie mir nicht. Ich verlange von Ihnen, im Falle wir uns verständigen, nur, daß Sie statt einer schlechten Sängerin — eine gute Schauspielerin werden sollen.

Mit diesen Worten verließ mich dieser unverschämte Mensch, aus dessen Benehmen ich nicht recht klug werden konnte. Ich theilte noch an demselben Tage meinem Freunde v. K... Alles mit, welcher mir rieth, mir einen so unsaubern Menschen vom Leibe zu halten.

Gott weiß, was der Elende mit Ihnen vorhat, sagte er, jedenfalls ist er ein Jesuit, der Sie, im Interesse einer Partei, die leider in Berlin beinahe offen aufzutreten wagt, in sein Netz zu verstricken sucht. Senden Sie dem Fürsten seine Juwelen unverzüglich zurück und das Uebrige überlassen Sie mir.

Ich folgte diesem Rathe und führte ihn am andern Morgen aus, aber nach einigen Tagen trat v. K... ganz bleich zu mir ins Zimmer.

Was ist Ihnen? fragte ich, ihn scharf ansehend, denn ich glaubte die Ursache nur zu gut zu errathen.

Ich komme so eben vom Fürsten, versetzte v. K...

Das dachte ich. Was hatten Sie mit ihm vor?

Denken Sie, versetzte v. K..., der Fürst behauptet, Sie

haben seinen Schmuck — gegen einen mit falschen Steinen vertauscht.

Wie? rief ich erstaunt.

Sie können sich nun denken, wie hart wir an einander geriethen. Ich nannte seinen saubern Abgesandten einen Schuft und sagte ihm einige Bitterkeiten darüber, daß er sich solcher Leute bediene, die ganz unter seiner Würde seien. Es hätte zwischen uns zu einem Eclat kommen können, wenn nicht glücklicher Weise der Herr v. L... hinzugetreten wäre, welcher den Fürsten besänftigte und mich mit Gewalt hinausführte.

Ich werde den Elenden nun augenblicklich aufsuchen und ihn zum Fürsten schleppen. Dort soll er mir Rede stehen.

Ich war außer mir und so höchst erbittert über den niederträchtigen Menschen, daß ich weit davon entfernt war, meinen Freund zu besänftigen, der mich jetzt verließ.

Diese Sache nahm einen höchst sonderbaren Verlauf.

Während mein Freund den Schurken aufsuchte, war dieser ganz ruhig zum Fürsten gegangen, welcher ihm, was inzwischen vorgefallen war, mittheilte.

Sie haben dem Herrn v. K... also gesagt, daß die Steine falsch sind? fragte er. Ach, das bedaure ich. Ich habe soeben den Juwelier gesprochen, von welchem ich auf Ihren Befehl den Schmuck gekauft, und welchem Sie ihn wieder zurückgesandt haben. Er sagte mir, daß ein Irrthum vorgefallen sei, und daß er mir ein Collier mit falschen Steinen verkauft habe, da er mehrere in demselben Genre mit falschen und mit echten Steinen hat. Haben Sie nun die Güte, mir das Halsband zu übergeben, ich werde es dem Juwelier wieder zustellen.

Mein Freund v. K... schüttelte sehr den Kopf, als er den Ausgang dieser Geschichte erfuhr. Indeß war sie ihm zu schmutzig, um sich damit weiter zu befassen. Er war zufrieden,

daß ihm der junge Fürst für mich eine vollständige Ehrenerklärung gab und — sich noch länger mit seiner schönen Maitresse zu behelfen versprach.

Somit stellte er mir weiter nicht nach. Er war aber nobel genug, mir das Halsband mit den echten Steinen zurückzuschicken und mich höflich zu ersuchen, wenn ich ihm weiter nichts vergönnen wollte, das Halsband wenigstens als einen kleinen Beweis seiner wirklich aufrichtigen Liebe zu mir anzunehmen.

Ich hatte keinen Grund, diesem bescheidenen Wunsche entgegen zu sein. Mein Freund v. K..., dem ich es mittheilte, sah es zwar nicht ganz gern, ich wollte es indeß, und so mußte er wohl zufrieden sein.

Was aus dem saubern Herrn W... geworden ist, habe ich nicht erfahren. Er verschonte mich, da er wohl einsehen mochte, daß ich kein taugliches Subject, kein willfähriges Werkzeug für ihn sei, mit seinen Besuchen, doch wenn ich nicht irre, so hatte er bei einer Intrigue, die mein Auftreten bei Hofe verhindern wollte, die Hand mit im Spiele.

Wie weit es dieser Herr, die eine Hand nach dem Gesangbuche, die andere nach der Maitresse ausstreckend, wohl heute gebracht haben mag?

Solche gute Komödianten können der Menschheit allerdings viel gefährlicher werden, als schlechte, ja sogar als gute Tänzerinnen.

Hundertvierzehntes Kapitel.

Die Revolution und die Frauen.

In Sanssouci vor [dem] Hofe. — Ein Nachkömmling v. Trenck's. — Ein Verhör. — Die Frauen der Revolution.

Einige Tage nach diesem Vorfalle tanzte ich in Sanssouci vor dem königlichen Hofe. Ich hatte mich bei den hohen Herrschaften eines bessern Erfolges, als bei dem großen Publikum zu erfreuen, es wurde mir in den schmeichelhaftesten Worten die schönste Anerkennung zu Theil. Dieser Tag war überhaupt ein sehr glücklicher für mich, dessen ich mich stets mit größter Befriedigung erinnern werde.

Ich hatte dieser Vorstellung vor dem Hofe einige Einladungen in sehr vornehme Zirkel zu verdanken; ich habe diesen Einladungen Folge geleistet und mich daselbst recht angenehm unterhalten.

Ich bin glücklicher Weise ferner in keine Gesellschaft gerathen, welche sich mit Gesangbüchern die Zeit vertrieb und eine lächerliche Posse aufführte.

In der Gesellschaft aber, welche ich bei der Madame A..., einer höchst liebenswürdigen, einfachen und geistreichen Dame, vereinigt fand, war auch ein Abkömmling — ich entsinne mich

nicht mehr, ob in directer oder aus einer Seitenlinie — des bekannten Freiherrn v. Trenck, welcher, ein Königsberger von Geburt, in einem hohen Alter in der Revolutionszeit in Frankreich hingerichtet wurde. Er war nämlich beschuldigt worden, ein geheimer Agent des Königs von Preußen zu sein. Die Mittheilung, welche uns sein noch junger Nachkömmling über v. Trenck's letzte Stunden machte, war höchst interessant, und ich will versuchen, sie möglichst getreu hier wieder zu geben.

Ihr Name? Alter? Stand? Diese ominösen Fragen richtete der Präsident des Gerichtshofes an den Angeklagten, dessen hoher Wuchs die Bayonnette der Gensd'armen überragte.

Baron Friedrich v. Trenck, geboren zu Königsberg im Jahre 1726, früher Offizier in preußischen und östreichischen Diensten, jetzt Literat.

Sie sind angeklagt einer verbrecherischen Correspondenz mit den Fürsten Europa's. Man hat einen Brief von Ihnen aufgefangen, in welchem Sie die Ereignisse der letzten Tage auf eine sehr zweideutige Weise besprechen. Der öffentliche Ankläger wird Ihnen diesen Brief vorlegen.

Der öffentliche Ankläger ist getäuscht worden, versetzte v. Trenck, es ist von mir kein Brief nach Deutschland abgesandt worden. Ich bin schon lange nicht mehr in den Palästen heimisch, und wenn die Fürsten Europa's sich von den hiesigen Verhältnissen unterrichten wollen, werden sie sich wohl hüten einen Mann zu fragen, der sich stets als ein Mann der Freiheit und des Volkes bewährt hat. Bürger, setzte er hinzu, indem er seine Arme entblößte, hier sehen Sie die Wundmale, welche der Despotismus meinen Armen aufgedrückt hat, und ich sollte diese Arme dem Despotismus leihen? Nein, das glauben Sie nicht, Sie können, Sie dürfen es nicht glauben.

Diese mit großem Nachdruck ausgesprochenen Worte schie-

nen die Richter doch etwas zu erschüttern, auch unter den Zuhörern ließ sich ein leises Beifallsgemurmel hören. Der 68jährige v. Trenck hatte sich entrüstet erhoben, seine edlen Züge, welche durch sein weißes Haar noch ehrwürdiger wurden, unterhielten den guten Eindruck, welchen seine Worte gemacht hatten.

Sie können es nicht leugnen, fuhr der Richter fort, daß Sie der Correspondent Josephs II. sind.

Ich war es, aber ich bin es nicht mehr. Es wird mir übrigens nicht schwer werden, alle gegen mich erhobenen Beschuldigungen zu Schanden zu machen, wenn Sie mir die Vertheidigung gestatten.

Sprechen Sie, versetzte der Präsident.

Ich thue Einspruch, rief plötzlich der öffentliche Ankläger, der schreckliche Fouquier-Thinville. Dem Angeklagten können nicht länger solche Abschweifungen gestattet werden. Unsere Zeit ist kostbar. Ueber 11 Gefangene muß noch bis 4 Uhr das Urtheil gesprochen werden; jetzt ist es zwölf. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.

Sie haben keine Zeit zu verlieren! rief v. Trenck unwillig. Die wenigen Augenblicke, welche einem Angeklagten zur Vertheidigung bewilligt sind, halten Sie für Zeitvergeudung?

Sprechen Sie, Angeklagter, sagte der Präsident.

Dann, Bürger-Präsident, fiel Fouquier-Thinville ein, bin ich nicht mehr — — —

Bürger-Ankläger, unterbrach ihn der Präsident, ich allein habe die Debatte zu leiten, überlassen Sie es mir die Ansprüche der Vertheidigung und der Anklage zu vermitteln. Angeklagter, ich wiederhole es, Sie können reden.

Bürger, sagte nun v. Trenck, sich erhebend, länger als zehn Jahre habe ich in Fesseln geschmachtet. Ein glücklicher

Zufall verhalf mir zur Freiheit, und ich glaube, ich habe mich als Philosoph ihrer bedient, der die heilige Nothwendigkeit der Freiheit tief empfindet. Dem Gefängnisse kaum entflohen, strebte ich darnach, mich als Bürger der Gesellschaft nützlich zu machen. In Aachen heirathete ich die Tochter des Bürgermeisters und widmete mich nun dem Handel, der Literatur und den militärischen Studien. In Aachen gründete ich eine Zeitung, in welcher ich die reinen Lehren des Christenthums und der Demokratie verfocht. Ich ließ die Zeitung aus Achtung für eine Fürstin, der ich meine Freiheit verdankte, eingehen, aber ich blieb meinen in denselben verfochtenen Grundsätzen stets treu. Das war im Jahre 1772. Von 1774 — 1777 bereiste ich Frankreich und England und machte in jenem Lande die Bekanntschaft Franklin's, auf den ich zum Zeugniß meiner Hochachtung und Freundschaft den Vers machte:

Eripuit coelo fulmen, sceptrumque tyrannis. *)

Als ich nach Deutschland zurückgekehrt war, wollten meine Mitbürger und die Regierungen mir öffentliche Aemter übertragen, aber der Tod meiner Wohlthäterin, der großen Maria Theresia — — —

Sie dürfen die Ihnen gegebene Erlaubniß der Vertheidigung nicht zur Verherrlichung der Tyrannen mißbrauchen, rief Fouquier-Thinville wuthschnaubend.

Sie werden mich nicht abhalten, zu sprechen, was Wahrheit ist, versetzte v. Trenck, auffallend aber ist es, daß ein republikanischer Beamter die Freiheit der Vertheidigung mit dem Kreise des Popilius umgeben will.

Aber wir sind hier, um Recht zu sprechen, fiel der Prä-

*) Er entriß dem Himmel den Blitz, dem Tyrannen das Scepter.

ſident ein, und nicht um Lobreden auf die Feinde der Republik zu hören.

Sagen Sie doch lieber, um zu verurtheilen, entgegnete v. Trenck, Sie haben mir das Wort gegeben, Bürger-Präſident, und ich werde es zu gebrauchen wiſſen.

Als meine Wohlthäterin, ſo fuhr er nun fort, die große Maria Thereſia, geſtorben war, ging ich nach Ungarn und baute das Land. Ja, Bürger, der, den Sie angeklagt, den Sie als Ariſtokraten vor Ihre Schranken gefordert haben, der war der Mitarbeiter und Freund Franklin's und hat in den Ebenen von Zerabosch die Pflugſchaar geführt. Im Jahre 1788 wurde es mir endlich geſtattet, mein theures Vaterland wieder zu ſehen. Ich verließ eiligſt Ungarn und kehrte nach Preußen zurück, wo ich nur ſo lange blieb, als nöthig war, um die Schuld einer heiligen Dankbarkeit und der Freundſchaft zu bezahlen. Der Gegenſtand derſelben wurde der Welt entrückt, und ich verließ nun freiwillig eine Stätte, wo ich das höchſte menſchliche Elend und das höchſte Glück gekoſtet hatte. Zu dieſer Zeit erſchienen meine Denkwürdigkeiten, welche die Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf mich lenkten. Wenn ich den Grundſätzen der Freiheit und Gleichheit weniger ergeben geweſen wäre, ſo hätte ich ſehr leicht mein Glück begründen können, aber ich wollte den Herrſchern, die ſich um mich bemühten, meine Meinungen nicht zum Opfer bringen. Ich wollte meiner Ueberzeugung nicht untreu werden und trotzte lieber von Neuem den Verfolgungen. Bürger, ich war der Erſte, welcher in Wien der franzöſiſchen Revolution das Wort redete, ich mußte dafür wieder in's Gefängniß wandern. Bürger, finden Sie ein ſolches Benehmen für einen Unterſtützer des Despotismus nicht etwas ſonderbar? — Seit 1791 wohne ich in Paris, und dieſe vier Jahre widmete ich dem Studium und

der Veröffentlichung einiger Broschüren, welche, wie ich glaube, für die politische Erziehung des französischen Volkes nicht ganz unwesentlich gewesen sind. — Wenn es mir vielleicht zum Verbrechen gemacht wird, daß ich die Volksversammlungen nicht besucht habe, so that ich dies nicht, weil ich glaubte, daß man mir als Fremden kein Gehör geben würde. Uebrigens, Bürger, befragen Sie die Section der Lombarden, der ich lange angehört habe, und Sie werden erfahren, ob mein Betragen nicht immer das eines ehrlichen Mannes und guten Bürgers gewesen ist. Ich habe nichts mehr zu meiner Vertheidigung zu sagen, aber ich glaube hinlänglich bewiesen zu haben, daß ich des angeschuldigten Verbrechens nicht schuldig bin, nicht schuldig sein kann, daß ich niemals die Sache der Freiheit und des französischen Volkes verrathen habe.

Der alte v. Trenck setzte sich nun wieder, nachdem er sich vor dem Gerichtshofe ehrfurchtsvoll verneigt hatte, und von allen Seiten des Saales ertönte beifälliges Gemurmel.

Jetzt erhob sich der öffentliche Ankläger Fouquier-Thinville.

Ich werde mich hüten, sagte er, dem Angeklagten in seinen endlosen Abschweifungen zu folgen, denn die Gerechtigkeit, und vor Allem die revolutionäre Gerechtigkeit, muß die Schnelle des Blitzes haben. Ich will sogar, wenn es gefordert wird, den Theil der Anklage aufgeben, der sich auf seine geheimen Verbindungen mit Frankreichs Feinden bezieht; aber was wird der Angeklagte auf die niederschmetternde Beschuldigung einwenden, zu der ich jetzt übergehe. Bürger, in St. Lazare ist eine Verschwörung angezettelt worden, welche die Wiederherstellung des Königsthums und den Umsturz der Republik zum Zweck hatte. v. Trenck, André Chénier, Boucher, Exkapitän der königlichen Exmarine, de Bart und mehrere Andere waren die Haupträdelsführer. Bürger, Sie sind berufen, heute über

die eine Hälfte derselben zu richten, die andere wird morgen vor die Schranken treten. Der Abend des 6. Thermidors war zur Ausführung dieses Planes bestimmt, der Genius der Freiheit hat ihn verhindert und die Hauptschuldigen stehen jetzt vor Ihnen. Sie werden sie verurtheilen, denn das Heil des Vaterlandes steht auf dem Spiel.

Ein Sklave hat immer Recht, wenn er seine Fesseln sprengt, rief André Chénier.

Wir wollten der Strafe entfliehen, aber nicht die Republik umstürzen, rief Boucher, nicht Jeder paßt zum Mörder, und die Hand, die das Schwert oder die Feder mit Ehren geführt hat, verschmäht den Dolch.

Als ich aus der Festung Grätz entflohen war, sagte v. Trenck, legte man mir schwere Ketten an, aber man ließ mir das Leben. Dem revolutionären Gerichte war es vorbehalten, Alles an Grausamkeit zu übertreffen.

Warum greifen Sie dem Urtheil vor, das der Gerichtshof nach dem Ausspruch der Geschworenen fällen wird? sagte der Präsident.

Wir kennen unser Schicksal, rief Boucher, vergeblich sucht Ihr noch einen Schein des Rechts zu retten; die Fuchshaut, in die Ihr Euch hüllt, verbirgt den blutdürstigen Tiger nicht. Unser Tod ist unwiderruflich, und wir werden diesen Raum nur verlassen, um das Schaffot zu besteigen. Niederträchtige Richter, über uns thront ein anderer, welcher Euch richten wird. Wehe, wehe Euch! Eure Bluturtheile werden Euch überleben und Eure Namen werden bis in die entferntesten Zeiten am Schandpfahle prangen.

Im eigenen Vortheile der Gefangenen glaube ich ihnen das Wort entziehen zu müssen, sagte der Präsident.

Entzieht uns das Wort, oder laßt es uns, brauste Ché-

nier auf; wir wollen uns nicht vertheidigen; es wäre unverzeihliche Schwäche, gegen die Parteilichkeit eines solchen Gerichtshofes anzukämpfen. Die Richter und die Geschwornen des revolutionären Gerichts schänden die Freiheit. Doch nein, die Freiheit kann durch Euch nicht besudelt werden; sie wird trotz Eurer Niederträchtigkeit, trotz Eurer Grausamkeit rein bleiben.

Bürger-Präsident, sagte Fouquier-Thinville, machen Sie diesem Gewäsche ein Ende und fordern Sie die Geschwornen auf, sich in's Berathungszimmer zurückzuziehen.

Angeklagter v. Trenck, sagte nun der Präsident, Ihre Vertheidigung trägt den Charakter der Mäßigung, bleiben Sie dabei, daß Sie an der Verschwörung nicht Theil genommen haben?

v. Trenck hätte sicher sich nur mit einem Worte retten können, aber dies ließ seine Hochherzigkeit nicht zu.

Bürger, rief er, sich erhebend, ich erkläre, daß ich den Aussprüchen meiner Unglücksgefährten beipflichte und ihre Verantwortlichkeit mit übernehme. Ihr Schicksal soll das meinige sein, ich will mit ihnen leben und sterben.

Die Geschwornen traten nun ab, und nach einer viertelstündigen Berathung erklärten sie sämmtliche dreißig Angeklagte für schuldig. Sie wurden zum Tode verurtheilt, weil sie, so lautete das Urtheil, im Gefängnisse eine Verschwörung angezettelt, um zu entfliehen und durch Ermordung der Volksrepräsentanten die republikanische Regierung umzustürzen und das Königsthum wieder herzustellen.

Mit dem größten Gleichmuth hörten die Angeklagten das Urtheil an und wurden dann von den Gensd'armen in ihr Gefängniß zurückgeführt.

Um zwei Uhr wurde das Urtheil gesprochen, um vier Uhr führte man sie schon nach dem Revolutionsplatz.

Sie stimmten fast Alle den Chant du départ an. Boucher und André Chénier unterhielten sich von ihren poetischen Träumereien, aus denen sie nun so grausam geweckt worden seien.

Sie führen mich so jung zum Tode, sagte Chénier, und dennoch fühle ich, fügte er, sich gegen die Stirn schlagend, hinzu, daß hier etwas war.

Theurer André, erwiederte Boucher, Du verläßt nur Ideen, ich aber meine Kinder und ein geliebtes Weib. Aber es giebt noch ein anderes Leben, mein theurer André, und dort werden wir uns einst wiedersehen, um uns nie mehr zu trennen. Enden wir edel und geben wir nicht unsern Henkern das Schauspiel der Schwäche oder des Zitterns.

Ich zittere nicht, versetzte André, aber ich bedaure, daß mein Leben endet, ohne der Republik Nutzen zu bringen.

Mit mehr Mitgefühl als Neugierde sah das Volk den Karren mit den Verurtheilten vorüberfahren. v. Trenck rief mit seiner mächtigen Stimme der versammelten Menge zu: Worüber wundert Ihr Euch? Das ist nur eine von den gewöhnlichen Komödien à la Robespierre.

Die Hinrichtung der 30 Verurtheilten dauerte nur 45 Minuten. Boucher war der Vorletzte, v. Trenck der Letzte. Bevor sein Haupt unter dem Todesmesser fiel, sagte er:

Franzosen, wir sterben unschuldig, rächt unsern Tod und stellt die Freiheit wieder her, indem Ihr die Ungeheuer, welche sie schänden, opfert.

Der unglückliche v. Trenck hatte eine Ahnung seines nahen Todes. Am 6. Thermidor, dem Tage vor seiner Verurtheilung, sagte er zum Grafen v. B..., indem er ihm eine kostbare Dose überreichte:

Mein lieber Graf, nehmen Sie dieſes Zeichen meiner Freundſchaft, es iſt das letzte Geſchenk der Prinzeſſin A ..., meiner Freundin und Wohlthäterin. Ich bewahrte es lange, bewahren Sie es eben ſo lange zur Ehre meines Andenkens und des übrigen.

Als der Graf v. P ... einige Einwendungen machte, ſagte v. Trenck:

Nehmen Sie es nur, und bedenken Sie, daß es das Vermächtniß eines Sterbenden iſt. Mein Kopf wird binnen drei Tagen fallen.

Aber mein lieber Baron, entgegnete der Graf, wir ſind von derſelben Anklage bedroht, und mein Kopf ſteht nicht feſter als der Ihrige.

Irgend ein Zufall wird Sie retten, ich ſage es Ihnen voraus. Aber mein Schickſal ſteht feſt, ich werde ſterben.

Dieſe Prophezeiung ging ſehr bald in Erfüllung. v. Trencks Kopf fiel.

Der Graf v. P ... aber wurde nach drei Monaten wieder in Freiheit geſetzt. Er bewahrte das Vermächtniß ſeines unglücklichen Freundes. Um es der Habſucht der Wächter zu entziehen, befreite er das Bild auf dem Deckel der Doſe von ſeiner goldenen Umfaſſung und gab ihnen dieſe preis.

Wir wurden durch dieſe Erzählung Alle ſehr bewegt. Das Geſpräch aber wurde dadurch ſehr flüſſig und wir kamen auf die Revolution zu ſprechen. Faſt alle Anweſenden gaben ihren Abſcheu vor derſelben zu erkennen, und unſere liebenswürdige Wirthin that den Ausſpruch: ſie ſelbſt wolle lieber die niedrigſte Sklavin ſein, als eine ſolche Revolution, gelte ſie auch ihrer Befreiung, gut heißen.

Die Frauen gewinnen ohne dieſes bei allen dieſen Revolutionen nichts, ſagte ich, ſie können nur durch eine friedliche

Emancipation ihre in so vieler Hinsicht beschränkte Lage verbessern. Welche Anstrengungen haben die Frauen in der ersten Revolution nicht gemacht, um ihr Loos zu verbessern; aber sie haben es wahrlich, trotz aller Aufopferung, nur verschlimmert. Die Männer wollen wohl für sich, aber nicht für uns arme Frauen das Uebermaß der Freiheit. Wenn wir für uns nur den kleinsten Theil in Anspruch nehmen, so versetzt man uns mit Chaumette.

Seit wann ist es denn den Frauen gestattet, ihr Geschlecht zu verleugnen und abzuschwören? Seit wann ist es gebräuchlich, daß sie ihre Haushaltung, die Wiege ihrer Kinder verlassen, um auf den öffentlichen Plätzen, auf der Rednerbühne, vor den Schranken des Senats und in den Reihen der Armee die Pflichten zu erfüllen, welche die Natur den Männern zugetheilt hat? Hat sie uns denn etwa Brüste gegeben, um unsere Kinder zu säugen?

Wir können es wirklich nicht dankbar genug anerkennen, fuhr ich fort, daß endlich ein Mann uns Gerechtigkeit angedeihen läßt und sich zu unserm Vertheidiger macht. Sagt nicht Lairtullier: Es wird und muß dereinst die Zeit kommen, wo die Frau die ihr gebührende Stellung in der Gesellschaft einnehmen, ihre verkannten Rechte zur Anerkennung bringen und sich aus der Erniedrigung erheben wird, zu der die Jahrhunderte sie verdammt haben, und welche die Gewalt zu Recht gemacht hat? Freilich bezieht sich dieser edle Mann, um seine Argumente zu unterstützen, auf die Großthaten der Frauen in der ersten französischen Revolution, ich glaube, er hätte dazu viele andere Beispiele wählen können. Die Dame Théroigne hatte sich einen militärischen Grad erkämpft und durch blutige Thaten ausgezeichnet. Sie erschien stets in einem Amazonenkleide mit einem Hute à la Henry IV. An der Seite trug sie

einen mächtigen Säbel, im Gürtel zwei Piſtolen, in der Hand eine Reitgerte, die Mademoiſelle Fermy kämpfte tapfer an der Seite ihres Vaters, die Marſchallin von Guébriand verſah einen Geſandtſchaftspoſten, und zeigte nicht die Madame Roland, daß die Frau zu allen männlichen Beſchäftigungen tauglich iſt? Theilte ſie nicht die Arbeiten ihres Mannes, wie es Pflicht zweier ſo nahen Freunde iſt, wie Mann und Weib? Olympia von Gouges, dieſe merkwürdige Frau, welche Schriftſtellerin war, ohne leſen und ſchreiben zu können, hatte ganz Recht, wenn ſie ſagte: das Prinzip jeder Souveränetät hat weſentlich ſeinen Sitz in der Nation, welche nichts anderes als die Vereinigung des Mannes und der Frau iſt.

Nun dieſem Satz kann man aber doch in ſeiner Allgemeinheit nimmermehr beipflichten, wandte unſere Wirthin ein, und was Olympia von Gouges betrifft, ſo war dieſe eine ſo ausſchweifende, phantaſtiſche Perſon, daß ſie wahrlich nicht günſtig für die Frauen-Emancipation ſpricht. Sie mag in den Clubs allerdings den Männern den Kopf verdreht haben, ſie hat ihn aber auch ſich ſelbſt verdreht und fällt von einem Extrem in's andere. Einem auswärtigen Fürſten ruft ſie zu: „Nun biſt Du alſo beſiegt, treuloſer Potentat, jammervoller Rieſenbekämpfer, elender König des uſurpirten Landes! Du weißt vielleicht nicht, wer ich bin, die alſo ſpricht. Ich gehöre zu den Weſen, die ſeit Jahrhunderten unter dem Druck der Männer-Vorurtheile gebeugt ſind. Daraus wirſt Du erkennen, daß ich ein Weib bin, aber eines von den Weibern, die unſeren großen Männern an Muth und Tugend nicht nachſtehen. Wenn Du dieſe Vorzüge beſäßeſt, dann würde ich Dich meinesgleichen nennen können.“ Trotz dieſer närriſchen Phraſen wollte ſie Ludwig XVI., welchen ſie ebenfalls auf das Heftigſte angegriffen hatte, gemeinſchaftlich mit Malesherbes ver-

theidigen. Sie wurde aber selbst vor das Gericht gefordert, weil man sie anklagte, eine Bittschrift colportirt zu haben, die darauf abzielte, den unglücklichen Ludwig wieder auf den Thron zu setzen. Ihre Vertheidigung ist sehr merkwürdig. Sie sei schon ein großer Mann gewesen, sagte sie unter Anderm, als Marat, Robespierre, Danton noch elende Sklaven, verächtliches Gewürm gewesen, das im Staube der Verderbtheit gekrochen.

Am Ende ihrer Rede sprach sie den Entschluß aus, den politischen Schauplatz gänzlich zu verlassen und wieder die Bühne zu betreten und schloß dann mit folgenden Worten: Lebt wohl, Bourbon, Marat und alle möglichen Schmeißfliegen, Ihr verliert eine wachsame Schildwache, deren stolze und freie Seele durch ihre Tugenden die Verderbtheit der Euren aufdeckte, richtet nun Frankreich, wie Ihr wollt, zu Grunde, verschleudert die Finanzen, reizet zum Morde und zur Plünderung, vertheilet nach Gunst und Geld die Stellen, verdränget die Tugenden und Talente durch Frechheit und Unfähigkeit. Und Robespierre rief sie zu: Du glaubst, Du seist ein Cato. Du bist nur ein Zerrbild desselben, Du möchtest Dir einen Namen unter den berühmten Usurpatoren machen, und hältst Dich für den einzigen Urheber der Revolution. Du bist, warst und wirst nur ihre Schande, ihr Abschaum sein. Dein Hauch verpestet die Luft, die wir athmen; Dein blinzelndes Auge verräth die Schändlichkeit Deiner Seele, und an jedem Deiner Haare hängt ein Verbrechen.

Endlich wurde Olympia v. Gouges wegen anderer heftiger Angriffe verhaftet, was damals so viel als dem Tode geweiht hieß. Sie machte alle möglichen Anstrengungen, ihr Leben zu retten, sie schützte sogar vor, daß sie ein Wesen unter ihrem Herzen trage, womit sie aber nur das Gelächter des

Gerichtes erweckte, als sie ausrief: Meine Feinde sollen nicht die Freude erleben, mein Blut fließen zu sehen, ich bin schwanger und werde der Republik einen Bürger oder eine Bürgerin schenken.

Sie ward zum Tode abgeführt und ihre letzten Worte auf dem Schaffot sollen gewesen sein:

Verhängnißvolles Streben nach Ruhm! Ich habe etwas sein wollen.

Diese Olympia war gewiß eine der merkwürdigsten Frauen, sie besaß Muth und Geist, sie war eben eine emancipirte oder emancipationslustige Frau, und charakterisirte sich selbst, aber auch alle im gleichen Streben befangenen Frauen sehr gut mit den Worten:

Ich bin ein Thier ohne Gleichen, weder Frau noch Mann, ich habe den Muth des Einen und zuweilen die Schwächen der Andern.

Das ist es eben, fuhr Frau v. A... fort, die sogenannte Emancipation würde die Frau zu nichts als einem Zwittergeschöpf machen.

Sie müssen mir aber doch zugeben, entgegnete ich, daß wir Frauen bei allen wichtigen Begebenheiten eine bedeutende Rolle spielen, also gerade dann, wenn wir, wie die Männer, an die Oeffentlichkeit treten. Und ist diese Rolle jemals eine usurpirte? — Sie macht sich ganz natürlich durch den Einfluß unserer geistigen Fähigkeiten in gefahrvollen Zeiten, und schon Mirabeau soll gesagt haben, daß keine Insurrection möglich sei, wenn die Frauen sich nicht mit der Sache befaßten.

Es wurde nun über diesen Gegenstand sehr viel hin und her gestritten. Die Herren mischten sich, nachdem sie uns lange stillschweigend zugehört, ebenfalls in's Gespräch, ich vertheidigte meine Ansichten, wie es in meinem Charakter liegt, offen und

rücksichtslos. Uebrigens setzte mich die allseitige Bildung der anwesenden Damen, und namentlich unserer liebenswürdigen Wirthin, wahrhaft in Erstaunen, und mir mit dem Finger drohend, sagte sie scherzhaft:

Nehmen Sie sich in Acht, meine Liebe, denn Sie gehören zu einem sehr revolutionären Völkchen, welches allerdings uns Frauen in einen sehr übeln Ruf bringt. Die weiblichen Schriftstellerinnen, Schauspielerinnen, Tänzerinnen und Sängerinnen haben sich von jeher alle Mühe gegeben, die Hosen anzuziehen. Aber hat die Welt nicht genug von der Umsturz- und Zerstörungswuth der Männer zu leiden, daß wir Frauen auch noch anfangen müssen? — Unsere Aufgabe ist und bleibt allein die, zu conserviren.

Nach dieser Bemerkung, auf die ich indessen die Antwort nicht schuldig blieb, theilte uns die Frau v. A... noch einige sehr interessante Portraits berühmter Frauen aus der Revolutionszeit mit.

Unter die Personen unseres Geschlechts, sagte sie, welche die revolutionären Bewegungen mit hervorriefen und leiteten, gehörte auch die Schauspielerin Rosa Lacombe. Auf dem Kirchhofe des Innocenz gründete sie einen Frauenklub und brachte eine Adresse zu Stande, in welcher für die Heldinnen des 5. und 6. Oktobers besondere Abzeichen begehrt wurden. Es wurde ihr für ihren Anhang ein Platz an den republikanischen Festtagen bewilligt, und sie wohnten denselben mit ihren Männern und Kindern bei. Vor ihnen her wurde eine Fahne getragen. Am 10. August erklärte sie, daß man endlich mit dem Königthum ein Ende machen müsse, und mit einem Säbel und einer Flinte bewaffnet trat sie an die Seite des Generals Westermann. Sie war beim Sturme der Tuilerien an den gefährlichsten Stellen und wurde auch verwundet. Die Mar-

feiller dekretirten ihr eine Bürgerkrone, welche sie in der gesetzgebenden Versammlung niederlegte. Während der blutigen Septembertage, bei den schrecklichsten Niedermetzelungen war sie überall die Erste mit. An der Spitze einer Frauen-Deputation forderte sie vom Convent die Absetzung der Adeligen, welche ein Amt bekleideten; aber gegen die Beschuldigungen, die ein Anhänger Marats, nach dessen Ermordung durch Charlotte Corday, über das ganze weibliche Geschlecht ausschüttete, nahm sie dieses muthig in Schutz. Gesetzgeber, schrieb sie, man hat Euer Vertrauen irre geführt. Verläumder, welche uns keines Fehlers zeihen konnten, haben uns mit einer Katharina von Medicis, mit einer Elisabeth von England, mit einer Charlotte Corday in eine Reihe gestellt. Ganz gewiß hat die Natur ein Ungeheuer hervorgebracht, das uns um einen Mann des Volkes ärmer gemacht hat, aber sind wir für ihr Verbrechen verantwortlich? Gehörte Charlotte Corday zu unserem Geschlecht? Wahrlich, wir sind großmüthiger, als die Männer. Unser Geschlecht hat nur Ein Ungeheuer erzeugt, während wir seit vier Jahren verrathen und gemordet werden von den zahllosen Ungeheuern, welche Euer Geschlecht hervorgebracht hat. Wir haben die Rechte des Volkes, und wenn man uns unterdrückt, werden wir dem Widerstande Widerstand entgegensetzen.

Diese Reden wurden nicht allzu gut aufgenommen, und als sie sich später für einige Gefangene und besonders für den Gradeligen Rey, den sie liebte, sehr interessirte und seine Freilassung zu bewirken suchte, gab dieses einen Grund, sie in einen schlimmen Prozeß zu verwickeln. Rosa Lacombe erschien in einer rothen Mütze auf der Tribüne und suchte sich zu vertheidigen, die Versammlung gerieth in Aufruhr, der Präsident

forderte den Sicherheitsausschuß auf, alle verdächtigen, revolutionären Weiber einzuziehen.

Als eine Zeitung die Verhaftung Rosa Lacombe's meldete, die indessen noch nicht bewerkstelligt war, schrieb sie: Ich werde Ihnen zeigen, daß meine Arme noch eben so frei sind, wie mein Körper, denn sie werden sich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen eine Tracht Schläge zu reichen, wenn Sie nicht in der nächsten Nummer Ihres Blattes einen Widerruf ergehen lassen. Ich pflege in solchen Dingen Wort zu halten.

Nach der Hinrichtung ihres Geliebten wurde ihre Opposition noch viel heftiger. Sie erregte Aufstände im Palais-Royal und auf dem Kirchhofe der Invaliden. Sie veranlaßte die Frauen ihres Anhanges rothe Beinkleider anzuziehen, und alle Frauen, welche keine solche trugen, wurden insultirt. Der Convent hielt es aber für nothwendig, der Herrschaft dieser tollen Frau ein Ziel zu setzen. Man sagte, daß die Frauengesellschaften, durch die Zügellosigkeit ihrer Leidenschaften, dem Staate gefährlich seien, und trug darauf an, daß diese verboten werden sollten. Der von der Olympia v. Gouges 1791 gestiftete und von der Rosa Lacombe fortgesetzte Frauenklub wurde Ende 1793 aufgelöst. Rosa Lacombe trat von der politischen Bühne ab, und man wußte so lange nicht, was aus ihr geworden, bis einer ihrer Bekannten in einen Laden trat, um eine Kerze zu kaufen, und in der Verkäuferin die Präsidentin des revolutionären Frauenclubs erkannte.

Diese Mittheilungen der Frau v. A... boten uns so vielen neuen Stoff zur Unterhaltung, daß wir ganz und gar die Zeit vergaßen, bis wir uns endlich daran erinnerten, daß Mitternacht vorüber war, und wir aufbrachen.

Einer der anwesenden Herren, ein junger Beamter, begleitete mich.

Er ſpielte in der Geſellſchaft den Galanten, das war in der Ordnung, die Galanterie iſt die Pflicht der Männer, die uns wenigſtens zuweilen vergeſſen macht, daß man für uns mehr ſchöne Worte, als gerechte hat, aber unterwegs wollte der junge Mann ſtatt des Galanten den Verliebten ſpielen. Er wußte die Sache ungemein geſchickt einzufädeln, und ehe ich mich deſſen verſah, waren wir inmitten dieſes unerſchöpflichen Thema's, bei welchem die Klugen und die Narren, die Alten und die Jungen das Wort, freilich Jeder nach ſeiner Art, gleich gut zu führen wiſſen.

Indeſſen ſpielte der junge Mann doch in Bezug auf mich eine ganz falſche Note, und obgleich er mir an der Schwelle meiner Wohnung betheuerte, daß er, ohne ein liebendes Wort zum Abſchiede von mir gehört zu haben, eine ſehr kummervolle und unruhige Nacht durchwachen würde, ſo konnte ich ihm doch keinen andern Troſt mitgeben, als den — dieſe unruhige Nacht dazu zu benutzen, ſich über ſeine Thorheit Vorwürfe zu machen, und an die Wahl beſſerer Grundſätze zu denken. Auf dieſe Weiſe würde ihm die Nacht, wenn auch nicht ſehr angenehm, doch ſehr nützlich verſtreichen.

Der junge Mann nahm dieſe Nützlichkeitslehre aber mit einer ſehr ſauren Miene auf, und verſetzte, daß er die angenehmen Nächte den nützlichen bei Weitem vorzöge. Es wäre genug, wenn man den Tag zum Nutzen ſeiner eigenen Perſon und ſeiner Nebenmenſchen verwendete, in der Nacht müßte man ſich nicht quälen, es ſei denn eine ſüße Qual.

Da mir ſeine Argumente zu langweilig wurden, und ich auch müde war, ſo blieb mir nichts anderes übrig, als ihm die Thüre vor der Naſe zuzuſchlagen, und der junge Mann verabſchiedete ſich dann mit einem tiefen Seufzer.

Armer, bedauernswürdiger Menſch!

Hundertfünfzehntes Kapitel.

Im Schilderhause.

Tragi-komisches Ereigniß in Potsdam. — Die Cigarre. — Die Schildwache. — Meine Gefangenschaft. — Der Prinz August.

Ich hatte in Berlin vier Vorstellungen gegeben und es trieb mich wieder fort. Ich hatte den Herbst nun vor mir, und wollte ihn benutzen, mich noch ein wenig in Deutschland umzusehen, ich ahnte es damals nicht, daß ich in diesem Lande noch eine Rolle spielen würde, die mir so viele Feinde, und neben großen Ehren auch großen Kummer bereiten sollte. Ich hatte mich in Berlin selbst genugsam umgesehen, die Umgegend der Stadt bietet eben nicht viel Besonderes dar, nur die Stadt Potsdam, welche bloß vier Meilen von Berlin entfernt ist, hat einen unendlichen Reiz. Als ich am Hofe meine Vorstellung gab, blieb mir nicht Zeit, mich daselbst umzusehen, und so machte ich mit einem Herrn, dessen Bekanntschaft ich jüngst gemacht, und mit dem ich nach Leipzig, Dresden und Wien zu reisen gedachte, die kleine Reise nach dieser schönen Stadt, welche der Lieblingsaufenthalt Friedrichs des Großen, den ich lieber „den Weisen" nennen möchte, gewesen ist. Auch der jetzige Hof verweilt sehr gern daselbst, wo sich so viele an-

genehme Erinnerungen einer wahren königlichen Größe anknüpfen lassen.

Wir sahen, was daselbst Merkwürdiges zu sehen war, und es ist dessen nicht wenig für eine so kleine Stadt vorhanden, aber leider störte ein sehr unangenehmer Vorfall unser Vergnügen, der an sich zwar komisch genug war, uns aber doch einen kleinen Strich durch die Rechnung machte.

Ich habe schon erwähnt, daß ich gern Cigaretten rauchte, und da ich kurz zuvor eine Kiste sehr angenehm schmeckender zum Geschenk erhalten hatte, nahm ich einen kleinen Vorrath mit nach Potsdam hinüber, denn es ergeht sich sehr angenehm im Freien, mit einer wohlschmeckenden Cigarre im Munde. Mag man dies immerhin eine männliche Leidenschaft nennen, ich halte sie für die durchaus schuldloseste, nur würde ich gern sehen, daß alle Welt nur eine gute Havanna rauchte, denn der Dampf einer übelriechenden Cigarre ist in der That mehr als unangenehm, und nichts ist mir fataler, als die Einathmung und der Geruch so schmutziger Dünste.

Unsere Cigarre im Munde, durchschritten wir auch den Königlichen Lustgarten, aber kaum waren wir einige Schritte vorwärts gegangen, so kam die Schildwache auf uns zu, und bat uns nicht eben allzu höflich, ihm zu folgen.

Wohin? fragte ich ganz erstaunt.

Nach dem kleinen Häuschen dort, sagte der Kriegsmann sehr ruhig.

Nach dem kleinen Hause? Wo denn? Ich sehe keins.

Nun, Sie werden es sehen, kommen Sie nur mit.

Sie werden uns sagen, weshalb?

Weil Sie hier rauchen, das ist strenge untersagt.

Und deshalb müssen wir mitgehen?

Allerdings, Sie müssen zwei Thaler Strafe bezahlen.

Nun, wir werden unsere Cigarren wegwerfen. Wir sind Beide Fremde und kennen die preußischen Gesetze nicht.

Das glaube ich Ihnen gern, aber ich muß meiner Ordre folgen und Sie arretiren.

Uns arretiren? Das ist gar köstlich. Weil wir geraucht haben?

Es ist nicht meine Schuld, ich habe so Ordre.

Nun, wenn es nicht anders ist, so werden wir die Strafe bezahlen, aber mit Ihm gehen wir nicht.

Ja, aber Sie müssen. Ich darf kein Geld annehmen, das ist nicht meine Sache. Das müssen Sie mit den anderen Herren in der Wache abmachen.

Nein, sagte ich, wir folgen nicht. Es ist ja eine Narrheit sondergleichen, sich wie Kinder behandeln zu lassen. Es kann ja kein Mensch rathen, daß das Cigarrenrauchen ein Verbrechen ist.

Ich muß Sie sehr bitten, mir keinen Widerstand zu leisten. — Ich darf Sie nicht loslassen, und wenn Sie mir nicht folgen, so muß ich schießen.

Schießen? — Ich lachte hell auf.

Aber der Herr Cerberus wurde grimmig wie ein ächter Eisenfresser und machte wahrhaftig Miene, seinen Worten Nachdruck zu geben. Ich wollte mit der bewaffneten Polizei nicht gern wieder in Conflict kommen, denn der, welchen ich mit einem Berliner Gensd'arm hatte, war mir noch im Gedächtniß. Man wird mit diesen groben Deutschen, die nicht ein Haar von ihrer Ordre weichen wollen, doch nicht im Guten fertig, und mein Begleiter führte mich am Arm dahin, wohin unser Herr, der Soldat, es befahl.

Es mußte komisch genug ausgesehen haben. Der Soldat, welcher vielleicht einiges Mißtrauen gegen uns haben

mochte, befürchtete wohl, daß wir die Flucht ergreifen wollten und folgte uns sehr achtsam, sein Gewehr zum Angriffe bereit haltend.

Aber, was das Sonderbarste war, wir sahen noch keine Spur von dem Hause, wohin er uns führen wollte.

Plötzlich blieb er stehen und sagte uns, daß wir hier hineintreten müßten.

Wir sperrten unsere Augen, so weit es gehen wollte, auf, und sahen — einen Taubenschlag, wirklich einen Taubenschlag, wenigstens so etwas Aehnliches, es war nämlich ein Schilderhaus, welches gerade für einen Mann Platz hatte.

Ich war über diese Art der Behandlung empört, der Zorn stieg mir zu Kopfe, und ich hatte nicht übel Lust — meine Hand war schon gehoben, ich wollte es auf's Aeußerste ankommen lassen. Aber mein Begleiter lachte so seelenvergnügt, als winke ihm mit dem Taubenschlag das Elysium entgegen, er ergriff mich mit beiden Händen und zog mich gewaltsam in den Käfig.

Lassen Sie mich doch, Sie erdrücken mich, rief ich.

Aber, mein Gott, wie können Sie nun noch aus Ihrem Gleichmuth kommen, versetzte er. Sie sehen ja ein, daß die Schildwache hier nur ihre Schuldigkeit thut, und daß sie den Befehlen ihrer Vorgesetzten strictе gehorchen muß.

Aber was soll denn hier aus uns werden? fragte ich.

Sie dürfen nur bis ich abgelöst werde hier bleiben, sagte die Schildwache, dann werden Sie zur Wache geführt und dort wird sich das Weitere finden.

Bis Sie abgelöst werden?

Ja, noch eine Stunde.

Noch eine Stunde?

Je mehr ich mich erzürnte, je mehr lachte mein Beglei-

ter, was meinen Zorn noch mehr anfachte, und er hatte noch die Malice der Schildwache zuzurufen:

Helfen Sie mir nur die kleine Rebellin mit einsperren, sonst macht sie dummes Zeug.

Ich mußte mich nun wohl fügen, da mein Freund selbst an mir zum Verräther wurde. Er zog mich in sein Schneckenhaus, und der Abscheuliche wollte sich die Gelegenheit, welche uns so zusammen zwängte, zu Nutze machen, und dadurch Raum gewinnen, daß er aus uns Beiden wo möglich Eine Person zu machen suchte. Das war mir doch ein wenig zu toll, und da ich einsah, daß ich mich in mein Geschick ergeben müsse, so warf ich meinen Begleiter zum Hause hinaus und erklärte der Schildwache kurz und gut, wenn er den Herrn nicht bei sich halten und strenge bewachen würde, so würde ich unbedingt weiter gehen.

Diese Erklärung wirkte. Lächelnd ging mein Begleiter aus dem Taubenschlage und stellte sich selbst als Wache davor. Wir knüpften nun ein recht artiges, interessantes Gespräch mit einander an, und die Zeit verstrich uns schneller als wir geglaubt. Wir brauchten indessen nicht mehr lange zu harren, denn glücklicher Weise kam der alte Prinz August aus dem Schlosse an uns vorüber. Ich redete ihn an, und er konnte sich des Lachens nicht enthalten, als er mich in meiner miserablen Lage sah. Natürlich wurde ich alsobald befreit, da der Prinz alle Folgen über sich nahm.

Wenn ich Herr wäre, sagte er lächelnd, würde ich Ihnen augenblicklich Ihre Cigarre wieder anzuzünden erlauben. Es thut mir leid, daß Ihnen hier das Vergnügen untersagt ist, dem ich hier ebensowohl entsagen müßte, aber ich will Ihnen einen Rath geben, setzte er hinzu, machen Sie es wie ich, nehmen Sie eine Prise, das überhebt Sie aller Unannehmlichkei-

ten. Sehen Sie, darum wird mich der da, er zeigte auf die Schildwache, die uns, so lange sie konnte, nachsah, nicht in sein schmales Häuschen einsperren.

Und wenn Ew. Königl. Hoheit eine Cigarre zu rauchen belieben, wird es eben so wenig geschehen, versetzte ich.

Nun, ich bin gar nicht sicher davor, sagte der Prinz, ich möchte es nicht darauf ankommen lassen, und es geschieht mir sehr recht, denn die Befehle, die für das Publikum gelten, müssen auch von uns befolgt werden. Na, Sie konnten es allerdings nicht wissen, da sollte am Eingange eine große Warnungstafel stehen. Aber wenn sie auch dort stände — nicht wahr, Sie hätten sich doch mit dieser Lectüre nicht beschäftigt?

Allerdings wohl nicht, versetzte ich, wenn man im Begriffe steht, in ein solches Paradies einzudringen, haßt man jeden Aufenthalt.

Ja, ja, ich weiß, bis dann der Engel dort mit dem feurigen Schwerte kommt.

Nun, ich muß gestehen, entgegnete ich, auf meinen Begleiter zeigend, wenn dieser schlimme Adam hier nicht gewesen wäre, so hätte ich des Engels mit dem feurigen Schwerte wenig geachtet.

Ei, da möchte es mir fast leid thun, daß Sie nicht unsere Ehrmutter Eva gewesen sind, Sie hätten dann vielleicht das Paradies behauptet, und wir säßen noch Alle drinnen.

Ohne Zweifel, sagte ich, denn ich würde überhaupt den Adam gar nicht verführt haben.

Was das anbetrifft, sagte der Prinz lachend, bin ich nicht gläubig genug, und am Ende wäre es sich auch gleich geblieben, ob Sie den Adam oder der Adam Sie verführt hätte.

Wir spannen diese lustige Unterhaltung noch ein Weilchen fort, ich fand den Prinzen sehr liebenswürdig, und wir trenn-

ten uns dann, nachdem ſich Se. Königl. Hoheit noch beſonders erkundigte, wie es mir in Berlin gefiele.

Ich ſagte ihm ganz aufrichtig meine Meinung, die er mit Intereſſe anzuhören ſchien.

Ja, Berlin iſt ſchön, verſetzte er dann, aber ich möchte wohl noch ein Jahrhundert leben; denn ich glaube, Berlin iſt erſt im Anfange ſeiner großſtädtiſchen Entwickelung. Nun, unſere Nachkommen müſſen auch etwas ſehen.

Der Prinz Auguſt ſchien mir damals ſchon über 70 Jahre alt zu ſein, aber er war trotz ſeines vorgerückten Alters noch rüſtig und namentlich ſehr heiter und liebenswürdig, und gegen Damen recht chevaleresque in ſeinem Benehmen. Ich hatte ihm noch ein Paar ſehr angenehme Stunden in Potsdam zu danken, und verließ erſt am Abende dieſe kleine und doch ſo glanzvolle Sommer-Reſidenz des Königs von Preußen.

Nun war es Zeit, daß ich mich zur Abreiſe rüſtete. Meine Freunde beſtürmten mich unaufhörlich mit den Bitten, länger in Berlin zu weilen, ja einige erklärten mir geradezu, daß ſie mich nicht fortlaſſen wollten, das half aber Alles nichts, es drängte mich weiter. Nun entſchloſſen ſich die Herren, mir ein Abſchiedsfeſt zu geben, welches ſie im Hotel de Rome veranſtalten wollten. Es war mir aber das Feſt im Hotel du Nord noch friſch im Gedächtniß, und ich lehnte es ab; man quälte mich aber ſo gewaltig, daß ich endlich dennoch meine Einwilligung gab, aber unter ſehr veränderten Umſtänden.

Meine Freunde, ſo wurde nämlich verabredet, ſollten mir bis Köthen das Geleit geben, dort wollten wir im Gaſthofe eine recht vergnügte Stunde zubringen, und ich wollte dann bis zum andern Morgen in dieſem Städtchen verbleiben und mit dem Frühzug nach Leipzig fahren.

So führten wir es denn auch aus.

Wir verließen mit Extrapost die Stadt, die mir im Entschwinden noch einmal ihren freundlichen Blick zuwarf. Noch einmal sah ich die kühne Amazone auf der Treppe des Museums, den Speer dem Unthiere zugewandt. Ich dachte der Worte des Volkes — es ist eine emancipirte Frau, welche gegen das entsetzlichste Raubthier der Welt, den Mann, ankämpft. In aller Heiterkeit, welche mich umgab, durchzuckten mich die traurigsten Gedanken. Denn glich ich nicht selbst dieser Amazone, welche in einem ewigen Kampfe gegen das Männergeschlecht begriffen war? Welche, noch ein Kind, diesen Kampf begann und ihn unaufhörlich, halb Siegerin, halb überwunden, fortgesetzt hat? — Noch einmal erblickte ich das königliche, majestätische Schloß, aus dem heraus sich das Königreich Preußen aufgebaut hat, wo ein Friedrich der Große als Besieger der halben Welt und ein Napoleon als der Herr seiner Nachkommen geschaltet; noch einmal sah ich das bescheidene Haus Friedrich Wilhelms III., der erst Besiegter, dann Besieger des gewaltigen Napoleons wurde. Ich warf meine Blicke noch einmal auf das stattliche Zeughaus, welches fast den Glanzpunkt der ganzen Residenz bildet. Ich sah die königliche Bibliothek, die Trophäen des Friedens, der Wissenschaft, gegenüber den Trophäen des Krieges; ich sah das rege Leben auf der verwüsteten Stätte des niedergebrannten Opernhauses, und gedachte des Menschlichen, Vergänglichen und des Ewigen, Göttlichen; ich sah die Linden, mit einem Worte, mein Abschiedsblick traf noch einmal das mir mit Blitzesschnelle entschwindende Berlin der Neuzeit, welches seiner Bestimmung, das moderne Athen zu werden, von Tag zu Tag mehr entgegen reift.

Bald war dieses gedankenerregende Bild des schönen, hier concentrirten Berlins meinen Blicken gänzlich entschwunden.

Wir fuhren durch das schöne Potsdamer Thor, um noch einmal Potsdam zu begrüßen. Wir waren bis Köthen hin recht ausgelassen, denn es war heiteres Wetter, meine Begleiter recht an- und aufgeregt, aber bald nach unserer Ankunft in Köthen machte diese Heiterkeit einer etwas unleidlichen Verstimmung Platz. Die Herren waren nämlich an die Bank getreten und hatten bedeutend verloren. Nur Einer von ihnen, nämlich mein Unglücksgefährte im Schilderhause zu Potsdam, fehlte aber noch. Er hatte schon bedeutend verloren, als die Andern die Spielhölle verließen, und schien nun sein letztes Goldstück auf den grünen Tisch werfen zu wollen. Als wir schon bei Tische saßen und die armen Teufel, deren Taschen ein wenig erleichtert worden waren, im Champagner ihren Aerger zu ersticken suchten, kam endlich mein guter Freund mit einem sehr vergnügten Gesichte an. Er hatte den Hut auf eine etwas auffallende Weise in der Hand. Er schien sehr schwer zu sein.

Rathen Sie, was in diesem Hute ist? fragte er nun lächelnd die Gesellschaft.

Haben Sie Krebse gefischt? rief einer der Herren.

Wahrhaftig, das ist gut gerathen! versetzte er, ich habe in der That, meine Herren, Ihre Krebse aufgefischt.

Unsere Krebse?

Ja, sehen Sie nur, ich habe sie alle wieder eingefangen.

Mit diesen Worten stülpte er seinen Hut auf dem Tische um, und die blanken Münzen lagen, ein recht ansehnliches Häuflein, vor den neidischen und erstaunten Blicken der andern Herren goldlächelnd da.

Wie, haben Sie die Bank gesprengt? fragten die Herren allesammt.

Ich habe sie gesprengt, versetzte der Glückliche, und Sie, meine Herren, auf eine Weise gerächt, wie es einem wahren

Freunde zukömmt. Ich habe den Elenden Ihr verlorenes Geld wieder abgenommen. Ich gratulire Ihnen zu dieser Revanche.

Nach solchen Worten hätte man fast glauben sollen, daß der gute Mann eine unerhörte Großmuth auszuüben und den Herren ihren Verlust zu ersetzen im Sinne hatte — aber er ließ sich vom Kellner wohlbedächtig einen Beutel reichen, schüttete sein Geld hinein, packte es in seinen Reisekoffer, und setzte sich nun so ruhig an den Tisch, als wäre nichts vorgefallen.

Indeß ließ er doch ein Paar Dutzend Flaschen Champagner auftragen und bezahlte die ganze Zeche, was gewiß anständig genug und auch Alles war, worauf die Herren Ansprüche machten und machen konnten.

Den besten Vortheil hatte ich von dem Glücke meines Begleiters, denn er sagte mir ein über das andere Mal, daß ich Schuld an seinem Glücke sei, und daß er es mir lohnen würde.

Worin dieser Lohn bestehen sollte? fragte ich etwas mißtrauisch.

Ich werde gegen Sie auf unserer fernern Reise so liebenswürdig sein, versetzte er, so liebenswürdig wie ein junger Gott, und mich nicht eher meiner Verpflichtung gegen Sie für ledig halten, bis der letzte Friedrichsd'or wieder davongelaufen sein wird.

Das sind schöne Aussichten, mein Herr, sagte ich. Ich halte die Liebenswürdigkeit für unangenehm, welche einen so flüchtigen Charakter hat.

Seien Sie unbesorgt, versetzte er, wenn mein Geld fort ist — dann gehe auch ich.

Das war doch wenigstens ein Trost!

Es waren ein Paar heitere Stunden, die wir da in Köthen verlebten. Die Wirkung des Champagners war überraschend — die Herren vergaßen ihr Geld und erinnerten sich dafür an Dinge, die sehr spaßhaft waren. Sie mußten mich in ihrer Erregtheit für einen Geistlichen halten, denn sie begannen so wacker zu beichten, daß meine zwei Ohren vollauf beschäftigt waren, und dennoch hätte ich noch ein Paar Gehülfen anstellen können.

Wenn die Männer einmal offenherzig werden, dann gleichen ihre sonst so hartnäckig verschlossenen Herzen einem geöffneten Ventil, der Dampf strömt siedend heiß heraus, und wir Frauen erfahren dann ohne Mühe, was uns zu verschweigen und zu verbergen die Männer zur Aufgabe ihres Lebens machen.

Der Wein ist der Frauen bester Freund, das behaupte ich, wenn sie ihn nämlich nicht selbst trinken, sondern den Männern allein überlassen. Geht dann das *in vino est veritas* in Erfüllung, dann mögen die Frauen hübsch die Ohren spitzen, und sie werden nie ohne Belehrung die unbewußte Beichte hören.

So trennten wir uns denn endlich sehr spät am Abend recht froh und guter Dinge; am andern Morgen fuhr die Gesellschaft nach Berlin zurück, und ich mit meinem Begleiter nach Leipzig.

Grüßen Sie mir Ihr schönes Berlin, rief ich den Herren zu, ich werde nie die vielen glücklichen Stunden vergessen, welche ich daselbst genossen, ich werde es niemals vergessen, welch einen Schatz von Belehrung ich daselbst eingesammelt. Ja, in der That, Ihre schöne Residenz war für mich eine sehr bedeutungsvolle Lebensstation.

Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Sechster Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.

Breite Straße 30.

Hundertsechszehntes Kapitel.

Die Probe.

Im Hotel. — Der Marquis v. Villier. — Ein Irrthum. — Der nächtliche Besuch. — Ein Blick durch's Schlüsselloch.

Es hatte eben die weltberühmte Messe ihren Anfang genommen, als wir in Leipzig ankamen. Wir stiegen vor dem Hotel de Bavière ab, aber der Wirth erklärte uns mit Bedauern, kein Zimmer mehr zu besitzen, das er uns zur Disposition stellen könnte. Wir fuhren nach dem Hotel de Rome, aber auch hier war Alles, bis auf ein einziges Zimmer, besetzt. Mein Begleiter sah mich mit einer sehr wehmüthigen Mine an, welche so viel sagen wollte, als: ach, wären Sie meine Frau. Ich hatte auch nicht Lust den Abend in Leipzig herum zu kutschiren, und machte ein sehr unzufriedenes Gesicht. Dies schien meinen Freund zu ermuthigen, denn er sagte zu mir: Meine Liebe, die Noth muß beten lehren, wir werden uns auch einmal in Einem Zimmer behelfen können.

Ich machte keine Einwendung und unsere Sachen wurden nach dem leeren Zimmer geschafft.

Mein Freund, sagte ich, als wir wieder allein waren, zu meinem Begleiter, ich wollte Sie nicht gern zum irrenden Ritter

machen, denn ich sehe ein, daß es schwer ist hier ein Obdach zu finden, wir werden also diese Nacht wie ein Paar Wesen, die miteinander vertraut sind, auf Einem Zimmer zubringen. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, sich artig betragen zu wollen, damit ich nicht Veranlassung habe, mich vor die Schwelle dieser Thüre zu legen.

Mein Freund, entzückt über dieses Vertrauen, welches ich ihm bewies, zögerte nicht, mir seine Hand darzureichen und ein gutes Benehmen anzugeloben.

Nachdem dieser wichtige Akt geschlossen war, gingen wir in den Speisesaal, woselbst wir eine zahlreiche Gesellschaft fanden, die aber sämmtlich dem Kaufmannsstande anzugehören schien.

Besonders auffallend war mir ein junger Herr, der einen vortrefflichen Appetit, eine ausgelassene Laune und ein Paar große schwarze Augen hatte, welche ihre Flammen unaufhörlich über den Tisch hinweg auf mich warfen.

Der Herr schien mir bekannt zu sein. Er sprach französisch.

Als wir uns vom Tische erhoben, trat der junge Mann zu mir heran und fragte mich, ob ich nicht Donna Lola Montez sei?

Auf meine Bejahung war er außer sich vor Freude. Er gab sich mir als der Herr Marquis v. Villier zu erkennen, und ich erinnerte mich nun, ihn in Paris häufig gesehen zu haben.

Er theilte mir mit, daß er eine große Reise über Dresden, Wien, nach Italien und Spanien beabsichtige, und forderte mich auf die Reise mit ihm in Gemeinschaft zu machen.

Italien, Spanien, war allerdings auch mein Ziel, und diese Sache paßte vortrefflich; denn kann man wohl einen angenehmern Reisegefährten als einen Franzosen finden?

Gleichwohl hatte ich schon einen Reisegefährten, welcher bis an's Ende der Welt mit mir zu gehen entschlossen schien, und welcher diese neue Compagnonschaft gewiß mit sehr ungünstigen Augen betrachtet haben würde.

Ich sagte also dem Herrn v. Villier, daß mir seine Gesellschaft sehr angenehm sein würde, daß er sich aber mit meinem bisherigen Reisegefährten verständigen müsse.

Wie, Sie haben schon einen Begleiter? fragte der Marquis.

Ja, es ist der Herr dort, neben dem ich meinen Platz hatte.

Der ältliche Herr, welcher Sie unaufhörlich mit seinen Blicken verschlingt?

Der ältliche Herr? Er ist noch nicht vierzig Jahre alt.

Nun, ich denke, das ist alt genug für einen Liebhaber.

Allerdings alt genug für einen Reisegefährten einer jungen Dame, die mehr Schutz und Sicherheit als Liebesfeuer sucht. —

O, was das Letztere anbetrifft, würde ich dem Herrn dort nicht weniger als einem Jünglinge zutrauen.

Das wird sich noch diese Nacht ausweisen, mein Herr.

Diese Nacht?

Ja, ganz gewiß, und wenn der Herr nicht die Probe besteht, nun, dann trenne ich mich von ihm.

Aber, meine schöne Dame, versetzte der junge Mann, so geben Sie doch diesem grimmigen, eifersüchtigen Cicisbeo sofort den Abschied, und versuchen Sie es mit mir. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich die Probe zu Ihrer Zufriedenheit bestehen werde.

Daran zweifle ich, mein Herr!

Wie, Sie zweifeln daran? — Fehlt es mir etwa an irgend etwas, was darauf schließen läßt?

O nein, umgekehrt, Sie scheinen von Allem zu viel zu haben. Zu viel Geist, zu viel Jugend, zu feurige Augen, zu viel Unruhe, zu viel Uebermuth — —

Und das sind keine Dinge, mit denen ich die Probe bestehen könnte? — Nun, ich gestehe, Sie müssen eigenthümliche Anforderungen machen.

Meine Anforderungen sind allerdings ein wenig eigenthümlich, und Sie sind sicher nicht der Mann, der ihnen auf die Dauer genügen würde. Nun, ich werde schon auch einmal mit Ihnen die Probe machen. Der Herr dort wird sich doch am Ende Ihre Gesellschaft gefallen lassen müßen, wenn sie mir gefällt. Sie werden sich hoffentlich miteinander vertragen, wenigstens so lange, bis ich mich im Falle eines vorkommenden Streites für Einen oder den Andern von Ihnen entscheiden kann. In diesem Augenblicke, ich gestehe es, würde mir die Wahl sehr schwierig sein.

Der Herr Marquis sah mich auf eine sehr eigenthümliche Weise an, er bat mich dringend dem Herrn sofort den Abschied zu geben, ich sollte über seine Börse, über seine Person verfügen, ich sollte dem Herrn die Probe erlassen. Er zweifle zwar nicht, daß er sie bestehen würde, aber er würde sie sicher auch bestehen. Kurz, der junge Mann gab mir so viele Versicherungen, und sprach so viele sonderbare Dinge, daß ich ihn gar nicht verstand.

Indessen schien mein Freund jede unserer Bewegungen mit einem argwöhnischen Blicke zu verfolgen, und endlich erhob er sich mißmüthig und trat zu mir heran, mich fragend, ob ich noch die Promenade um die Stadt mit ihm besuchen wolle.

Ich stellte ihm den Herrn v. Villier als einen ehemaligen Bekannten vor, aber ich mußte bei diesem ersten Zusammentreffen schon den Gedanken an ein gutes Einvernehmen zu-

schen diesen beiden Herren aufgeben. Mein Freund sprach nicht geläufig französisch und die Unterhaltung war eben nicht sehr fließend. Eine ziemlich trockene Verbeugung von beiden Seiten leitete ihre Bekanntschaft ein, welche mit einigen nichtssagenden Worten fortgesetzt wurde.

Der Herr Marquis v. Villier, sagte ich zu meinem Freunde, macht dieselbe Reise, die wir uns vorgenommen haben, und es wird uns recht angenehm sein, wenn Sie sich unserer kleinen Gesellschaft anschließen.

Ja, sehr angenehm — ist möglich — sehr angenehm — ich zweifle nicht — Dresden, Wien, Italien, Madrid, sehr hübsche Städte — so lautete die Antwort meines Freundes, welcher jetzt seine Frage, 'ob ich eine Promenade mit ihm machen wolle, wiederholte.

Da es mein Wunsch war, die Nacht, in welcher ich mit meinem Freunde in einem Zimmer zuzubringen gezwungen war, so viel als möglich zu verkürzen, so ging ich gern auf seinen Vorschlag ein. Der Herr Marquis schloß sich uns zu meinem Vergnügen und zu nicht geringem Verdruß meines Freundes an.

Ich hätte ihm den Aerger gern erspart, aber warum ärgerte er sich auch? — Hatte er das Recht, eifersüchtig zu sein? War ich seine Frau oder seine Geliebte? Ich hatte ihn wenigstens nicht zu meinem Liebhaber erklärt, und ging frei und vollkommen unabhängig neben ihm her.

Es war schon sehr spät, als wir nach unserm Hotel zurückkehrten. Der junge Franzose nahm mit einem recht wehmüthigen Blick von mir Abschied, sehr kalt sagten sich die beiden Herren gute Nacht, und ich glaube, bemerkt zu haben, daß sich schon ein nicht geringer Grad der Feindschaft in ihren Blicken aussprach.

Als wir auf unserem Zimmer waren, wurde mein Freund

wieder geſprächiger, aber mein Gott, welch eine eigenthümliche Art von Beredtſamkeit entwickelte ſich bei ihm. Er hielt mir mein Benehmen gegen den Marquis vor. Ich verſetzte ihm ganz ruhig:

Wenn wir gute Freunde bleiben wollen, ſo ſpielen Sie nicht die Rolle eines Mentors, eines Eiferſüchtigen und eines Grämlings, am wenigſten aber die eines Verliebten.

Und welche andere Rolle theilen Sie mir zu, meine Freundin? fragte er etwas ironiſch.

Durchaus nur die eines Reiſegefährten.

Und wie muß man ſich benehmen in dieſer Rolle? fragte er weiter.

Wie ein Mann, der mit ſeines Gleichen einen gemeinſamen Weg geht, und dieſem weder ſeine Herrſchaft, noch ſeine Bevormundung, noch ſeinen Schutz gegen ſeinen eignen Willen aufzwingen darf. Vor allen Dingen, mein Guter, brummen Sie nicht, wir reiſen mit einander, ſo lange es uns gefällt, und trennen uns, ſobald wir uns nicht mehr gefallen.

Dieſe Worte ſchienen meinen Freund wieder etwas zur Vernunft zu bringen, und er ſchickte ſich an, ſich zur Ruhe zu begeben. Er begann damit die Thüre zu verſchließen.

Bitte, laſſen Sie die Thüre nur unverſchloſſen, ſagte ich ihm, wir ſind in einem reſpectablen Hotel, wo uns weder Räuber, noch Schelme incommodiren werden.

Wir wollen bei offner Thüre ſchlafen? fragte mein Freund ganz erſtaunt.

Fürchten Sie ſich denn? fragte ich dagegen.

Nun meinetwegen, verſetzte mein Freund, aber ich ſtehe nicht für die Folgen.

Ich legte mich nun angekleidet auf das Sopha, denn wir hatten nur ein Bette im Zimmer. Mein Freund proteſtirte

aber dagegen, und ich gab seinen Bitten nach, und warf mich angekleidet auf das Bette.

Mein Freund ahmte mir nach, warf sich in seinen Schlafrock, und legte sich auf's Sopha.

Das Licht ließ ich im Zimmer brennen.

Wir wünschten uns gegenseitig gute Nacht, und da ich sehr müde war, schlief ich bald ein.

Ich weiß nicht, wie lange ich recht tief geschlafen haben mochte, ich erwachte plötzlich, denn ich fühlte eine Berührung.

Das Zimmer war ganz dunkel.

Das ist recht erbärmlich von Ihnen, rief ich im höchsten Zorn, wir sind geschiedene Leute. Heißt das sein Ehrenwort halten?

Was ist Ihnen, rief die Stimme meines Freundes, die mir aber von einer ganz anderen Seite herzukommen schien.

Was mir ist? Mein Gott, träume ich denn?

Bitte, beruhigen Sie sich, ich bin es, flüsterte eine Stimme an meinem Bette.

Sie? Wer sind Sie?

Aber es erfolgte keine Antwort, ich hörte nur leise Tritte, die sich mehr und mehr entfernten.

Indessen war mein Freund von seinem Lager aufgesprungen und zündete Licht an.

Wer hat denn das Licht ausgelöscht? fragte ich.

Verzeihen Sie, das that ich selbst, versetzte mein Freund, ich konnte bei dem brennenden Lichte, das mir Ihre schöne Gestalt im verführerischen Zwielichte zeigte, nicht einschlafen, ich löschte es aus und schlief auch gleich darauf ein.

Aber es war Jemand an meinem Bette.

Mein Freund eilte mit dem Lichte aus dem Zimmer, aber

es war im Hause Alles ruhig, und mein Freund versicherte mir, daß ich geträumt haben müsse.

Nein, ich habe ganz deutlich Schritte gehört.

Das schien mir in der That auch so. Aber es fehlt hier nichts. Da liegen unsere Uhren und Börsen ganz unberührt. Ich sagte es Ihnen ja, man muß in einem Hotel nicht bei offener Thüre schlafen.

Indessen ging mir ein eigenthümlicher Gedanke durch den Kopf, und ich beschloß der Sache etwas nachzuspüren.

Am andern Morgen sprach ich den jungen Franzosen, und ich sagte ihm:

Mein Herr, es scheint mir, als bedürfte es bei Ihnen keiner zweiten Probe, denn Sie haben die erste ganz jämmerlich bestanden.

Aber, mein Gott, sagte er, konnte ich denn wissen, daß Sie mit dem Herrn die ganze Nacht in einem Zimmer schlafen würden? Ich horchte an Ihrer Thüre und hörte, daß Alles ganz stille war. Ich lugte durch's Schlüsselloch und sah Sie allein im Bette liegen; da sich in diesem Augenblick Tritte näherten, zog ich mich zurück und wartete, bis der Fremde in seinem Zimmer war, und als ich nun nochmals durch's Schlüsselloch guckte, war Alles finster. Ich faßte ganz mechanisch den Griff der Thüre, und sie ging auf, und da dachte ich — nun wenn eine junge Dame bei offner Thüre und im Finstern schläft, was sollte ich da anders denken — —

Als daß dies durchaus ein Beweis von der Leichtfertigkeit einer Dame und ihrem guten Willen sei, ein Attentat auf ihre nächtliche Ruhe hervorzurufen, zu begünstigen und gut zu heißen. Ist dem nicht so, mein Herr? Aber es freut mich — —

Nein, das dachte ich nicht, fiel der junge Mann ein, ich dachte, daß Sie sich ohne Gesellschaft befänden, und fand diese

Gelegenheit sehr günstig. Verzeihen Sie, daß ich, durch eine männliche Stimme überrascht, so schnell den Rückzug angetreten habe. Ich wollte nur den Skandal um Ihretwillen vermeiden.

Ich soll verzeihen, daß Sie sich zurückgezogen haben? fragte ich ganz erstaunt.

Ja, daß ich meine Probe so schlecht bestanden habe.

Ich verstehe Sie nicht, mein Herr.

Hätten Sie nur nicht so laut gerufen, meine Dame, so würde der alte Cerberus nicht erwacht und die Sache dennoch ganz gut abgemacht worden sein.

Aber welche Sache, mein Herr?

Nun, die Probe.

Wie, Sie wollten Ihre Probe bestehen, indem Sie ungehindert bis zu meiner Schlafstätte drangen und Sie wieder verließen, da Sie Lärm hörten?

Ach, meine Liebe, hätte ich nur ahnen können, daß ich bleiben durfte, ohne Ihr Mißfallen zu erregen — —

Es ist Ihr Glück, mein Herr, daß Sie unbemerkt davon gekommen sind.

Sie geben also zu, daß es unter solchen Umständen nicht möglich war, die Probe zu bestehen?

Sie haben Sie in der That sehr jämmerlich bestanden, und ich muß meinem Freunde die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich wie ein Ehrenmann benommen hat. Er hat dadurch ungemein in meiner Achtung gewonnen. Wenn wir gute Freunde bleiben wollen, so bitte ich Sie, dergleichen nächtliche Reisen in mein Schlafzimmer einzustellen. — Uebrigens vertraue ich mich von nun an ganz dem Schutze meines Freundes.

Der junge Mann schien mich gar nicht zu begreifen und

ſchüttelte den Kopf. Mein Freund trat jetzt zu uns heran und ich gab ihm meinen Arm, da wir uns die Stadt beſehen wollten. Der Herr Marquis begleitete uns diesmal zur großen Freude meines Cicisbeo nicht, jedoch kamen wir darin überein, uns am Mittage an der Table d'hôte wieder zu treffen und das Nähere über unſere Abreiſe feſtzuſetzen.

Der Marquis iſt noch ſehr jung, dachte ich, und er wird ſich hoffentlich beſſern. Ich werde mir ſeine Erziehung ein wenig angelegen ſein laſſen.

Hundertſiebenzehntes Kapitel.

Merkur's Gunſt.

Das kleine Paris. — In und außer der Meſſe. — Die Eiſenbahnen. Poniatowski's Denkmal. — Eine Beſchreibung Napoleon's. — Die Todtenmeſſe. — Das Leipziger Schlachtfeld.

Es iſt in der That ſehr merkwürdig, daß ein ſo kleiner einziger Ort — denn ich glaube ganz Leipzig kann bequem auf den Gensdarmenmarkt in Berlin ſtehen — der Stapelplatz der größten Meſſe der Welt werden konnte. Aber eben dieſelbe Urſache, welche die Felder Leipzigs mit dem Blute zweier der furchtbarſten und entſchiedenſten Schlachten gedüngt hat, hat der Stadt dieſen großen und beneidenswerthen Vortheil verſchafft, ich meine die günſtige Lage im Herzen Deutſchlands und Europa's. Man kann ohne zu übertreiben behaupten, daß, wie in Petersburg die Menſchen in der koloſſalen Stadt und in den immenſen Häuſerreihen förmlich verſchwinden, ſo verſchwindet in Leipzig die Stadt in dieſem ungeheuren Menſchengewoge. Man ſieht in der That weder Häuſer noch Straßen, man merkt nicht den Umfang Leipzigs, es iſt nicht möglich, einen Ueberblick über die Stadt von irgend einem Punkte aus zu gewinnen, ſie erſcheint unendlich vielmal größer, als ſie wirklich iſt,

denn man begegnet auf jedem Schritte irgend einem Hinderniſſe, welches uns zwingt, ſtehen zu bleiben oder auf einem Umwege auszuweichen, und dazu kommen die vielen Buden, welche Straßen in den Straßen, Städte in der Stadt bilden. Und ich glaube wohl, was mir mein Begleiter verſicherte, Leipzig vor und nach der Meſſe gleiche ſich nicht. In der Stadt, welche am Tage nach der Meſſe wie durch Zauber plötzlich kleiner und leerer wird, vermag man ſich dann nicht mehr zurecht zu finden, wenn man ſie nicht außer der Meßzeit ſchon gekannt hat. Ich habe aber noch niemals ein ergötzlicheres, heitereres Leben als hier geſehen. — Die öffentlichen Lokale ſind alle überfüllt, aus jedem derſelben ertönt uns fröhliches Geräuſch, heitere Muſik entgegen. Am Mittage iſt ebenfalls in allen Gaſthöfen, in allen Lokalen Muſik. Wenn an irgend einem Orte, ſo müßte hier dem Gotte Merkur ein Tempel geweiht werden, denn nirgends ſtreut er größeren Segen als in Leipzig aus. Dieſe Stadt führt durch ihre Meſſen ein höchſt behagliches Leben. Sie verdient in der Meßzeit genug, um die übrige Zeit nichts thun zu dürfen, als dieſen Verdienſt zu verzehren. Daher ſind auch die Leipziger ein muthwilliges, leichtſinniges, lebensluſtiges Völkchen, das harmlos und ſorgenlos in den Tag hineinlebt, denn die Meſſe bringt ihnen das Alles von ſelbſt, was ihnen zum Leben nothwendig iſt, und wenn ihre Taſchen leer ſind, ſchüttet Gott Merkur ſein Füllhorn wieder aus. Ich glaube daher, daß des großen, deutſchen Dichters Wort: Leipzig iſt ein klein Paris, ſich nur auf das Leipzig in der Meßzeit beziehen kann, denn es erſchien mir damals wirklich als ein klein Paris, und ich bezog das „Klein" auf die Stadt, das „Paris" auf die Menſchen. Uebrigens fangen die guten Leipziger doch an, ein wenig um ihre Zukunft beſorgt zu ſein. Sie ſehen die Eiſenbahnen, deren nicht

weniger als drei oder vier in Leipzig münden, mit argwöhnischen, ungünstigen Blicken an. Die Eisenbahnen, sagen sie, entführen ihnen die Fremden eben so schnell, als sie diese ihnen zuführen, es bleibe nichts Rechtes mehr in der Stadt sitzen, mit einem Wort, es zeigt sich hier dieselbe Mißstimmung gegen die Eisenbahnen, wie überall, und dies beweist es genugsam, wie tief die Eisenbahnen in das Leben der Menschen eingreifen und alle Verhältnisse umkehren. Die Eisenbahnen sind in unserer Zeit das, was die Erfindung der Buchdruckerkunst dem funfzehnten Jahrhundert ist, sie bereiten einen völligen Umschwung im socialen und commerciellen Leben vor. Das alte Leben paßt zu den Eisenbahnen nicht und wird von der gewaltigen Dampfkraft überflügelt oder zermalmt. Jedenfalls wird durch sie die Herrschaft des Gedankens vorbereitet und die des Säbels beseitigt werden.

An letzteren erinnern übrigens in diesem kleinen Leipzig sehr viele Dinge. In einem Garten sahen wir das Denkmal des polnischen Generals, des tapfern Poniatowski, welcher in der Elster seinen Tod fand. Dieser Tod in dem kleinen Gewässer, welches kaum ein Graben genannt werden kann, erscheint sehr verhängnißvoll. Es wurde mir unheimlich zu Muthe, als ein alter Mann, welcher uns dieses Denkmal zeigte, von den Tagen der Schlacht bei Leipzig erzählte. Damals, sagte er, war hier auch eine große Messe, eine Todtenmesse, da hätten Sie es sehen sollen, wie die Leichen zu Haufen in den Straßen lagen. Ach, und wären es nur Leichen gewesen, aber wie viele Halbtodte und Sterbende befanden sich unter diesen Haufen, und ich habe die vollkommene Ueberzeugung, daß Mancher, der noch lebte und athmete, mit in die Grube gescharrt wurde. Damals habe ich es recht begriffen, wie leicht der Mensch zum Thiere werden kann und dann seines Gleichen

auch wie das Vieh behandelt. Giebt es wohl eine größere Gotteslästerung, als solche Kriegsbrutalität, und dürfen die Menschen die Unsterblichkeit einer Seele in Anspruch nehmen, dürfen sie irgend etwas in sich für göttlich und der Ewigkeit würdig erachten, die mit Wesen ihres eigenen Geschlechtes so verächtlich umgehen? — O, ich habe Gräuelthaten gesehen, und ich glaube wohl, daß dem kleinen Manne im grauen Rocke und mit dem kleinen Hute das Herz geblutet haben muß, als er seine Franzosen wie das Vieh daliegen sah, ohne sich mit dem Bewußtsein einer gewonnenen Schlacht trösten zu können. Ich werde niemals vergessen, fuhr der beredte Alte in einem Zuge fort, ich werde niemals den Blick und das Gesicht des Kaisers vergessen.

Und wie fanden Sie den Kaiser? fragte ich ihn.

Er erschien mir wie ein lebendiges Denkmal, ja wie das Standbild eines Cäsars, welches plötzlich lebendig geworden war. Hätte ich niemals etwas von Napoleon vernommen, sondern ihn nur so inmitten seiner glänzenden Umgebung gesehen, ich würde es herausgefühlt haben, daß er ein großer Mann sein muß.

Von der Sternwarte aus übersah ich die unermeßlichen Ebenen, welche in der Geschichte eine so große Rolle gespielt haben. Hier begann Napoleon das blutige Würfelspiel um die ihm schon aus den Händen gleitende Weltherrschaft. Wie dieser Feldherr mit Einem Schlage Monarchien gewann, so verlor er fast mit Einem Schlage alle seine Eroberungen wieder. — Er war der große Lehrmeister seiner Zeit geworden und hatte nur gesiegt, um seinen Gegnern das Geheimniß seiner Siege zu offenbaren. An seinem großen, universellen Geiste hatte sich das Krämer- und Bagatellen-Europa zu großen Ideen emporgearbeitet. Eine große Idee machte die Re-

volution siegreich, dieselbe Idee legte sie doch endlich gefesselt zu Füßen des früher von ihr überwundenen Europa's. Napoleon brachte die Revolution keineswegs zum Abschluß, er setzte sie unter anderem Namen fort, erst die Restauration brachte sie aber wollte sie wirklich zum Abschluß bringen, aber es ist ihr nicht gelungen, es ist ihr noch heute nicht gelungen, denn das Leben ist in der Gegenwart nichts Anderes als Revolution, als die Gährung eines neuen socialen Geistes, den die Gewissenlosen und Egoisten allein zu ihrem Nutzen auszubeuten, die Schwachen zu beseitigen, die Starken zu tödten trachten. Es ist nur ein Heil gegen diesen revolutionären Geist — — —

Ich glaube, so viele Häuser in Leipzig stehen, so viele historische Monumente giebt es, denn jedes Haus scheint selbst ein solches zu sein. Sie sehen wenigstens so aus, als könnten sie recht viel aus alter Zeit erzählen. Ich habe mir indessen nur von einem etwas erzählen lassen, nämlich von Auerbach's Keller. Wir frühstückten daselbst, und ich hatte Muße genug, mir diesen klassischen Keller anzusehen, dessen Ruf bei Weitem größer ist, als er selbst. Nun, der Teufel mag wohl Platz darin gehabt haben, und eben so ein Dutzend Gäste, mehr aber nicht. Das Sprüchwort, daß man den Teufel nicht an die Wand malen soll, ist hier völlig ignorirt, denn er ist wirklich leibhaftig an die Wand gemalt und hat ein krebsrothes Kostüm. Der Kellner brachte mir ein Buch, eine alte Chronik, in welcher er das Blatt, welches die famose Spukgeschichte enthielt, schon aufgeschlagen hatte. Gar Viele müssen dieses Blatt schon gelesen haben, denn es sah sehr vergriffen aus, die Ecke fehlte schon ganz und gar. Da konnte ich denn die ganze fürchterliche Historie lesen, wie der Teufel auf dem Fasse zum Fenster hinausgeritten ist. Es gehört allerdings viel

Phantasie dazu, dies glaubwürdig zu finden. — Uebrigens beeilte ich mich, aus diesem Keller wieder herauszukommen, denn es kam mir darin „sehr schwül und dumpfig" vor, ob durch die Nähe des Teufels, oder ob dieser darin eine so üble Atmosphäre zurückgelassen hat, oder ob endlich der Keller doch gar zu tief liegt und wenig frische Luft hineindringen läßt, das weiß ich nicht zu sagen. Ich athmete aber wieder freier, als ich draußen war.

Auf dem Wege nach dem Hotel trafen wir unsern Franzosen, mit dem wir nun zurückkehrten und Anstalten zur Abreise trafen, da wir mit dem Mittagszuge nach Dresden wollten. Damit waren wir denn auch sehr bald in Ordnung und eine Stunde später flogen wir auf dem feurigen Dampfrosse nach der sächsischen Residenz.

Hundertachtzehntes Kapitel.

Dresden.

August II. — Das grüne Gewölbe. — Das Nichtschwert. — Pillnitz, Napoleons Geburtsort. — Die sächsische Schweiz. — Der Königstein. — Abschied von Dresden.

Ich war von Berlin aus mit sehr guten Empfehlungen an mehrere einflußreiche Personen in Dresden versehen, und sehr bald hatte ich die Ehre, vor dem Hofe aufzutreten. Mein Aufenthalt in Dresden währte indessen nur kurze Zeit, denn ich muß sagen, daß es mich drängte, nach so langer Abwesenheit mein Vaterland Spanien wieder zu sehen. Ja wahrlich, unser Geschick ist oft sonderbaren Zufällen unterworfen. Gerade in diesem Lande, das ich jetzt zum großen Theil wie im Fluge durchreiste, welches, ich gestehe es, für mich bis jetzt kein besonders günstiges Terrain war, in welchem ich mehr als Frau, denn als Künstlerin Triumphe feierte, sollte mir wenige Jahre später ein Glück erblühen, welches der Glanzpunkt meines Lebens war, welches mich an die Stufen eines glänzenden Thrones brachte, und das noch jetzt wie ein Mährchen, wie ein schönes reizendes Gedicht in meinen Erinnerungen nachlebt. Hätte ich damals ahnen können, was mir in Deutschland bevorstand,

ich würde dieſem Lande eine größere Aufmerkſamkeit geſchenkt haben, ich würde mir mehr Mühe gegeben haben, ein Volk kennen zu lernen, das von ſeinen Fürſten wahrhaft geliebt und väterlich regiert wird. Ich weiß nicht, welch eine Ahnung in mir lebte, welch ein ſchöner Traum von einer glänzenden Zukunft mich umgaukelte, der mich fort und fort von einem Lande in's andere trieb, bis ich die Stätte gefunden hatte, wo ſich dieſe Ahnung dennoch erfüllen, dieſer Traum dennoch verwirklichen ſollte. Damals war es mir immer, als ſollte mich dieſes geahnte Glück in meinem Vaterlande Spanien erreichen, als müßte hier in meinem Schickſale eine ſonderbare und glückliche Wendung eintreten, und ich eilte dieſem ſchönen Lande zu, um mir dieſes Glück zu holen. Ich werde alſo den Zeitraum, welchen ich noch in den verſchiedenen deutſchen Städten verlebte, nur flüchtig berühren, und ſchnell der Zeit zueilen, da ich an der Seite eines Königs die ſchönſten, reinſten und glücklichſten Tage meines wechſelvollen Lebens verbrachte.

Nicht leicht hat mich eine Stadt ſo überraſcht wie Dresden. Ich wußte ja doch, daß die Stadt die Reſidenz eines kleinen Königreichs ſei, aber wenn man von dieſem Königreiche nur die Reſidenz ſieht, bekömmt man eine ſehr große Meinung von ihm. Dieſer Stadt ſieht man es auf den erſten Augenblick an, daß ſie ein Alterthum hat. Aber in ſeiner ganzen Pracht erſcheint Dresden erſt dann, wenn man ſeine paradieſiſche Umgebung kennt und dann weiß, daß die ſächſiſche Reſidenz wie eine Perle im Golde ſitzt.

Die Elbbrücke gewährt ein köſtliches Panorama, und ich hätte mich gern hier öfter verweilt, aber die deutſche Grobheit verleidete mir den Genuß. Man darf nämlich nur an einer beſtimmten Seite der Brücke, rechts oder links, ein- und ausgehen, ſo daß die ſich Begegnenden immer an verſchiedenen

Seiten geben. Man kann als Fremder eine solche Sitte natürlich nicht errathen, und da man mir auf eine etwas unhöfliche Weise eine andere Seite aufdrängen wollte, als die, auf welcher ich zufällig ging, und ich gegen eine solche Despotie protestirte, wäre es mir beinahe so ergangen wie im Potsdamer Schloßgarten.

Dresdens Reichthum an Kunstschätzen hat mich ebenfalls überrascht, und ich habe nur eine deutsche Stadt gefunden, die sich mit Dresden in dieser Beziehung messen kann, nämlich München. Der größte Fürst des sächsischen Volkes scheint August II. zu sein. Seine riesige Reiterstatue, die sich mit der des Churfürsten Friedrich Wilhelm in Berlin und selbst der Peters des Großen in Petersburg messen kann, steht bei der Linden-Allee, einer der schönsten Straßen Dresdens. Dieser Fürst soll ein sehr üppiges Leben geführt und zu den galantesten Fürsten seiner Zeit gehört haben. Man weiß auch in Berlin viel von seinem Besuche am Hofe Friedrich Wilhelm I. zu erzählen, welcher ihm dann mit seinem damals noch kleinen Sohne Friedrich dem Großen einen Gegenbesuch in Dresden abstattete. Diesem Letztern soll es dort sehr gut gefallen haben, aber der Vater beeilte sich ihn diesem üppigen Hofleben wieder zu entführen. Man zeigt verschiedene Dinge, welche von der riesigen Körperstärke dieses Fürsten zeugen, so ein Pferdehufeisen, welches er mit der Hand, wie eine Semmel, entzwei gebrochen haben soll. Der Schmied, welchem dieses Kunststück, das mit den Worten „schlecht Eisen" ausgeführt worden war, ärgerte, machte nun ein stärkeres, an welchem der Churfürst vergebens seine Kraft erprobte. Zufrieden gab er dem Schmied einen Thaler. Der aber rächte sich vortrefflich für sein „zerbrochenes Eisen" und brach den Thaler mit den Worten „schlecht Geld" mitten entzwei. Ein Goldstück,

welches er nun erhielt, widerstand seiner Kraft, und so war auch er befriedigt.

Von dem prächtigen Schatze des sächsischen Königshauses, welcher allein vielleicht das ganze Königreich aufwiegt, will ich nicht sprechen. Ich meine das grüne Gewölbe. Man glaubt sich hier urplötzlich in den unterirdischen Wunderpalast einer mächtigen Fee versetzt. Alle diese Schätze kamen mir wie verzaubert vor, und ich selbst war wie bezaubert von dem Anblicke. Auf welche Weise so kleine Fürsten so große Schätze aufhäufen konnten, ist mir ein Räthsel. Viel Schweiß der Unterthanen scheint eben nicht daran zu haften, sonst würden die Sachsen sich nicht so viel auf ihr grünes Gewölbe zu Gute thun und es allen Fremden anpreisen, und der König würde es nicht so leicht den Blicken des Volkes preisgeben.

Fast eben so viel Vergnügen, als der Anblick des grünen Gewölbes, gewährte mir die Rüstkammer. Die Rüstkammern gewähren dem denkenden Beobachter eben so viel Interesse, als die Tempel der Kunst. Sie bilden gewissermaßen die Folie zu diesen. Nicht ohne zu erschaudern sah ich ein Richtschwert, mit dem nicht weniger als 1100 Köpfe abgeschlagen worden sind. Der Scharfrichter, welcher mit diesem Schwerte 100 Köpfe fällte, erhielt als Lohn dieser Henkertapferkeit — den Doctorhut. Dies Schwert hat namentlich gegen die Ketzer gewühet, es enthält die Inschrift: Cave Calviniane! Hüte Dich Calvinianer!

Dresden ist reich an Palästen, besonders sehenswerth ist der Japanische, welcher eine Sammlung von kostbarem Porcellain enthält, welches bekanntlich in Sachsen sehr vollkommen fabricirt wird. Er enthält auch eine Antikensammlung, in welcher sich die ersten ausgegrabenen Kunstschätze des verschütteten Herkulanum befinden. Es wird mir ganz eigenthümlich

zu Muthe, wenn ich dergleichen Statuen ſehe, welche aus dem Grunde dieſer verſchütteten Stadt hervorgeholt ſind. Man kann ſich unmöglich eine größere Tragödie denken, als die plötzliche Begrabung einer volkreichen Stadt, als dieſes plötzliche Verſchwinden von tauſenden von Gebäuden, mit allem Leben darin. Wie viele Poſſen und wie viel Herzweh, wie viele Sorgen und wie viel Wonne, wie viel Hoffnung und Verzweiflung mag hier das furchtbare Geſchick mit Einem Schlage mitten durchgehauen und mit der glühenden Lawa überſchüttet haben? —

Eben ſo merkwürdig wie der Untergang iſt die Wiederauffindung dieſer Stadt. Iſt das nicht eine merkwürdige Erbſchaft, die der göttliche Fiskus achtzehn Jahrhunderte verwaltete und dann ehrlich wieder auslieferte, und ſicher auch an die rechten Erben, — welche nicht einmal wußten, daß die koſtbare Erbſchaft für ſie dalag? Wer weiß übrigens, ob nicht, wie dieſe Stadt, ſchon einmal eine ganze Welt begraben worden iſt, und auch einmal wieder begraben werden wird, wie ſich denn die Sage vom Untergange der Welt und der Sündfluth bei allen Völkern findet. Luft, Feuer und Waſſer, dieſe drei rieſigen Elemente, von welchen die Erde beſtändig bedroht iſt, ſind keine ſchwachen Gegner derſelben, und bei einer Alliance dieſer drei Weltreiche könnte es ihnen ſo leicht werden, die Erde zu verſchlingen, wie es einem Knaben leicht wird, ſein Butterbrod zu verzehren. Aber freilich — wofür haben wir denn den Regenbogen am Himmel, der uns beſtändig verkündet, daß in der Welt die Elemente noch in Frieden miteinander leben, und das — Europäiſche hätte ich bald geſagt — aber ich meine Weltgleichgewicht, noch nicht geſtört iſt.

Daß ich von Dresden aus einen Ausflug nach der ſächſiſchen Schweiz machte, verſteht ſich von ſelbſt. Gewiſſermaßen

am Eingange derſelben ſteht das berühmte, man könnte auch ſagen das berüchtigte Pillnitz. Hier wurde bekanntlich die erſte Alliance gegen die franzöſiſche Revolution geſchloſſen, welche ſie triumphiren machte; und Napoleon ſoll bei ſeinem Aufenthalte an dieſem Orte geſagt haben: Hier bin ich geboren! — Gewiß ein merkwürdiges Wort: die ganze franzöſiſche Revolution, das ganze Kaiſerreich, der ganze Napoleon liegt darin.

Die ſächſiſche Schweiz, obwohl ſie nur eine ſchwache Copie der Schweiz iſt, belohnt dennoch mit ihren mannigfachen Reizen, und läßt keine Reue über die Reiſe dahin aufkommen. Hier iſt Alles Poeſie, die Wirklichkeit ſowohl als auch die Sagenwelt, welche bei jedem Steine auftaucht. Wie reich begabte Menſchen, ſo ſind auch reich begabte Gegenden voller poetiſcher Adern. Vor Allem intereſſirte mich der Königsſtein, dieſe berühmte Bergveſte, nach welcher ſich auch in dem letzten Dresdner Aufſtande, der durch die Preußen erſtickt wurde, der König mit den Schätzen des grünen Gewölbes geflüchtet hatte. —

Dieſe Feſtung ſoll die Burg eines der furchtbarſten Raubritter geweſen ſein, deſſen Geſchlecht noch jetzt in Preußen blüht. Es iſt die pommerſche Grafenfamilie der Dohna. Dieſe Familie gerieth mit einem andern deutſchen Fürſten in einen Zwiſt, welcher mit ihrer Unterwerfung endete. Den Anlaß ſoll ein — weiblicher Buſen gegeben haben. — Der Fürſt, welcher den Sieg behielt, tanzte nämlich auf einem Feſte mit der Gemahlin des Ritters von Dohna. Im Feuer des Tanzes löſte ſich die Halskrauſe, der ſchöne Buſen der Ritterfrau wurde ſichtbar, und der Fürſt konnte dieſem Anblick nicht widerſtehen und küßte ihn. Nun entbrannte die Fehde. Der kühne Fürſt eroberte die Veſte, die ſpäter in ein Kloſter um-

gewandelt wurde, dann aber nach der Reformation ihre jetzige Bestimmung erhielt. Sie ist Veste, Gefängniß und eine sichere Zuflucht für die königliche Familie und den Schatz in Zeiten der Gefahr.

Auch diese Veste weiß von einem Goldmacher zu erzählen, der hier, weil seine Kunst nicht Stich hielt, gefangen gesetzt wurde, sich aber glücklich von der Veste hinabließ. Leider aber vergaß er es, sich zuvor seiner rothseidenen Strümpfe mit den silbernen Zwickeln zu entledigen, welche Tracht der eines angehenden Predigers, für den er sich ausgab, nicht entsprach. So wurde er erkannt und wieder zurückgebracht. Ob man ihn, wie in Berlin, gehängt oder geköpft oder gerädert hat, hat man mir nicht sagen können.

Einige Stunden von Dresden zeigte man mir auch das Denkmal einer berühmten Schauspielerin*). Im siebenjährigen Kriege, als Friedrich der Große die Stadt, in welcher er ehemals als Gast so gut aufgenommen worden war, mit ungeheuren Bomben begrüßte und fast ganz einäscherte, flüchtete sie sich hierher und starb in großer Dürftigkeit. Aber die Bewohner wollten keine Schauspielerin auf ihrem Gottesacker ruhen lassen! Ob sich die guten Leute wohl dachten, daß der liebe Gott die Schauspieler auch von der Auferstehung ausschließen würde?

Aus dieser kleinen Reise brachte ich sehr angenehme Erinnerungen, welche noch jetzt mit zu den freundlichsten meines Lebens gehören, nach Dresden zurück. Trotz der vorgerückten Jahreszeit war das Wetter doch noch sehr günstig, aber sobald ich wieder in Dresden war, trat ein sehr unangenehmes Regenwetter ein, und da hatte ich denn Muße genug, mir die

*) Die Neuberin?

Theater anzusehen, welche ich überall so sehr rühmen hörte. Man sagte mir, daß sie besser als die Berliner wären. Ich muß gestehen, daß ich dieses für ein nur sehr zweideutiges Lob hielt, denn das Berliner Theater ist für Berlin keineswegs zu gut. Von dem königlichen Theater kann man sagen, daß es keinen Charakter hat, es ist weder volksthümlich, noch antik, weder das Schauspiel, das Trauerspiel, noch das Lustspiel und die Posse treten hier in vollendeter Darstellung hervor.

Es knüpfen sich aber dennoch große Namen an das Berliner Theater, welche nicht allein in Berlin mit Ehren genannt werden, sondern auch in ganz Deutschland. Da ist vor allen Dingen Seydelmann, an dem die Berliner mit einer wahren Pietät hängen. Dieser große Künstler soll aber nicht ohne große Kämpfe bei den Berlinern zu seiner verdienten Anerkennung gelangt sein. Es ging ihm ein großer Ruf vorher, aber der Berliner wollte selbst seine Kritik üben und mit dem Künstler von vorne beginnen. Zudem soll er eine ungeheure Aufregung in der Berliner Recensentenwelt hervorgerufen und diese Theaterprinzessinnen durch sein sicheres Auftreten, das ihn nicht erst um ihre Gunst buhlen ließ, sehr erbittert haben.

Das Publikum blieb bei seinem ersten Auftreten sehr kalt. Dem großen Ruf, welcher von der Stuttgarter Hofbühne dem Künstler vorausgegangen war, entsprach nicht seine Erscheinung. Man fragte sich, worin denn eigentlich bei diesem Manne die große Künstlerschaft bestehe? und begann den Gast, da die andern heimischen Schauspieler das Stück sehr gut darstellten, schon gänzlich zu übersehen, und ihn nach den ersten Akten zu vergessen. Da erschien er im vierten Akte mit einem Male wieder und erregte nun solchen Enthusiasmus, einen solchen stürmischen Beifall, daß das Publikum fast außer sich wurde. —

Nun verſtummten die kleinen Schmutzblätter, welche zuvor nicht Galle genug über dieſen genialen Künſtler ausſchütten konnten, ſie ſchwiegen aus Schaam, während andere würdigere dem Künſtler das Lob ſpendeten, das er durch ſein beſonnenes, ruhiges, charaktervolles Spiel in hohem Grade verdiente.

Dennoch hatte er lange Zeit, als er nach Berlin überſiedelte, mit aller Art gemeiner, niedriger Intriguen zu kämpfen. Denn es fehlt auch in Berlin, wie nirgends, an Leuten, die jedes ſie überragende Talent mit Neid und Mißgunſt betrachten und Alles aufbieten, ihm Feindſchaft zu erregen.

Was das Berliner Publikum anbetrifft, ſo fehlt es in dieſer belebten Reſidenzſtadt gewiß nicht an Leuten, welche Künſtler nach ihrem wahren Werthe zu beurtheilen verſtehen, aber gleichwohl bleibt es wahr, was Alexander von Humboldt von dieſem Berliner Publikum geſagt haben ſoll:

Die Berliner ſitzen im Theater, nicht um ſich an dem Spiel der Schauſpieler zu ergötzen, ſondern als gälte es einen Mord zu richten.

Den Berlinern fehlt die Gutmüthigkeit, die ſelbſt da noch nöthig iſt, wo das Verdienſt keine Nachſicht, ſondern nur Gerechtigkeit in Anſpruch nimmt. Sie ſind leicht enthuſiasmirt, wenn ſie einmal die Laune haben, ſich ſo weit gehen zu laſſen, aber ſie ſind zu eingebildet auf ihren Berliner Urſprung, und opfern der Sucht, geiſtreich zu erſcheinen, ihr geſundes Urtheil und ihre Beſonnenheit.

In Dresden habe ich es allerdings nicht viel anders gefunden. Dresden hatte damals einen großen Dramaturgen, deſſen Ruf in Deutſchland bis jetzt unerreicht geblieben iſt, ich meine Tieck, aber dieſer Herr ſcheint mit dem Publikum eben nicht beſonders zu ſympathiſiren, und dieſes nicht mit ihm.

Im Uebrigen iſt die Dresdener Hofbühne eine der glänzendſt ausgeſtatteten in Deutſchland, wie denn überhaupt dieſe Stadt, wie ich ſchon geſagt habe, mehr als die Reſidenz eines großen, mächtigen Königreiches, als eines ſo kleinen Staates, wie der ſächſiſche, erſcheint.

Ich hätte mich ſehr gern dort länger verweilt, aber meine Freunde drängten weiter, namentlich wollte der junge Marquis ſobald als möglich Italien erreichen, ich ſelbſt brannte vor Begierde dieſes irdiſche Paradies kennen zu lernen, und ſo brachen wir von Dresden auf, nicht ohne eine Menge ſchöner und poetiſcher Eindrücke mit hinweg zu nehmen.

Hundertneunzehntes Kapitel.

Nach Prag.

Ein angenehmer Reisegefährte. Das schwimmende Theater. — Der abgeschnittene Kopf. — Der Ehemann als Hahn.

Mit einem Dresdener Schauspieler fuhren wir nach Prag. Ich erinnere mich seines Namens nicht mehr, er war schon ziemlich bejahrt, aber ein ausgezeichneter Komiker. Er unterhielt uns während der ganzen Reise mit ausgezeichneten Theatergeschichten, von denen ich hier einige der originellsten mittheilen will.

Vor einigen Jahren wollte eine wandernde Schauspielertruppe in einem Dorfe an der Donau auf einem Floß „Robert der Teufel" aufführen. — Die Zuschauer standen am Ufer und warteten gespannt auf das Aufziehen des Vorhanges. Das Personal war schon sämmtlich auf dem Floß versammelt, welches mit einem Taue am Ufer sehr wohl befestigt war. Der Direktor der Truppe saß am Ufer und nahm das Geld in Empfang. Nachdem er eine schon ziemlich volle Kasse hatte, wollte er sich überzeugen, ob auch Alles zum Anfange bereit sei, nahm seine Kasse unter den Arm, bestieg das Floß und verschwand hinter dem Vorhange. Diese günstige Gelegenheit wollte ein

Spaßvogel nicht unbenutzt vorübergehen laſſen, er zerſchnitt unbemerkt das Tau, und mit Erſtaunen ſah das Publikum das ganze Theater ſtromabwärts ſchwimmen. Jedoch war es der Meinung, daß dieſes ſo ſein müſſe und ſah mit Spannung und Ergötzen dieſem Schauſpiele zu. Die Schauſpieler waren weit entfernt, dieſe ſanfte Bewegung zu merken, ſie waren mit ihren Rollen und ihrem Koſtüm gar zu ſehr beſchäftigt. Endlich iſt Alles ganz vortrefflich geordnet, der Director giebt das Zeichen und der Vorhang erhebt ſich. Wie erſtaunt und überraſcht waren nun Alle, kein Publikum vor ſich zu ſehen und eine ganz andere, unbekannte Gegend zu erblicken. Sie waren nämlich, ziemlich weit entfernt vom Dorfe, auf den Sand gerathen. Nun hatte die Künſtlergeſellſchaft nicht wenig Mühe, ſich wieder ſtromaufwärts zu bugſiren, denn das Publikum bezeigte keine Luſt, dem Theater nachzulaufen.

Eine kleine ambulante Theatergeſellſchaft, welche ein ſpeculativer und geſchickter Theaterdirector leitete, kam einſt nach Chalons, einer kleinen Stadt in Frankreich, die zwar ſehr empfänglich iſt, aber gar wenig Geſchmack in Bezug auf das Theaterweſen hat. Der Director verſuchte es, hier mit einem Vaudeville des Palais-Royal-Theaters ſein Glück zu machen, und um das Publikum anzulocken, verkündete er ſeine Vorſtellung auf dem Theaterzettel mit folgenden Worten:

Außerordentliche und erſte Vorſtellung

von

Judith und Holofernes,

ein gar köſtliches Spektakelſtück, das auf dem berühmten Theater des Palais-Royal mit einem ungeheuren, unerhörten und noch nie dageweſenen Beifall gegeben worden iſt. Um dem ſo kunſtſinnigen und aufgeklärten

Publikum zu beweisen, wie sehr er Alles aufbieten wird, es zu befriedigen, hat der Director vom Autor dieses großen Werkes eine neue Ver- und Entwickelung darin anbringen lassen, welche Alles übertrifft, was in diesem Genre bisher geleistet worden ist. Der Director will der Erwartung des Publikums nicht vorgreifen, und bemerkt hier nur, daß er mit einem seiner Figuranten ein besonderes Arrangement getroffen hat, so daß die schöne Judith nunmehr im Stande sein wird, den Kopf des schändlichen und niederträchtigen Holofernes

wirklich abzuschneiden,

und daß dieser

frisch abgeschnittene Kopf

dem Publikum auf einem Barbierbecken höflichst herumgezeigt werden soll.

Zu dieser Anzeige wurde noch folgende Bemerkung hinzugefügt:

Ein verehrtes Publikum wird sich leicht vorstellen können, mit welchen Kosten die Aufführung eines so außerordentlichen Stückes verknüpft ist, und daß nur durch eine Erhöhung der Plätze der große Kostenaufwand einigermaßen zu decken ist.

Nun folgten die Preise der Plätze.

Trotz dieser Erhöhung strömte die ganze Stadt in das Theater und die Einnahme stieg zu einer ganz ungewöhnlichen Höhe.

Die Ungeduld des Publikums war aber so groß, daß es vom Stücke gar nichts hören und sehen wollte, und sobald der Vorhang aufgezogen wurde, erschallte es von allen Seiten: den Schluß! den Schluß! die Entwickelung! die Hinrichtung! den Kopf! den Kopf! —

Als der Director das ungeheure Verlangen nach dem Kopfe sah, war er sehr wohl zufrieden und ließ sich den seinen nicht nehmen. Der Vorhang fiel, gehorsam dem Publikum, und es vergingen nur ein paar Minuten, da wurde er wieder aufgezogen. Alles athmete tief auf, ein tiefes Schweigen trat plötzlich ein, in fieberhafter Spannung blickte das mordlustige, blutdürstige Publikum auf die Bühne hin. Holofernes saß schlummernd auf einem Lehnstuhle, Judith nahete sich mit einem ungeheuren Kavalleriesäbel ganz leise auf den Zehenspitzen dem schlafenden Tyrannen. Sie holt weit aus, führt ihren Hieb mit sicherer Entschlossenheit und der Kopf fällt wirklich in einen Sack, den der Komiker der Truppe bereit hält, während das Blut bis an die Decke spritzt. Es war Alles sehr gut und durchaus natürlich von Statten gegangen, das Publikum war starr vor Staunen, aber eine große Hauptsache war noch zu thun. Noch lag der Kopf nicht in der Barbierschüssel.

Aber auch zu diesem erstaunenswürdigen Akt schreitet man jetzt ohne Aufenthalt.

Der Komiker geht ein paar Mal um den mit einem gelben Teppich behängten Tisch herum, dann tritt er etwas zurück, und siehe da, der Kopf lag wirklich in der Schüssel! Er hatte auch in der That eine Leichenfarbe und einen starren Blick, kurz, es war ein sehr natürlicher Todtenkopf, und das Publikum schauderte.

Aber plötzlich beginnen die Muskeln des Gesichts sich zusammenzuziehen, die Augen schließen sich, und der Kopf nieft, wie ein homerischer Held. Ein allgemeines Erstaunen erhebt sich, der Kopf nieft und nieft immerzu, endlich verschwindet er von der Schüssel, und man sieht jetzt, daß dieser abgeschnittene Todtenkopf noch mit einem Halse, einem Rumpfe, kurz, mit

einem ganzen Menſchen zuſammenhängt, der jetzt vor das Publikum tritt und alſo ſpricht:

Ich bitte ein hochverehrtes Publikum ganz ergebenſt, es zu entſchuldigen, daß ich meinen Kopf wieder aufgeſetzt habe, aber ich konnte es nicht länger aushalten. Ein anderer Figurant, der darüber, daß ich und nicht er den Kopf ſpielen ſollte, aufgebracht und neidiſch war, hat ſich den Spaß gemacht, mir ſeinen Taback auf die Bartſchüſſel zu ſtreuen. Da ich aber durchaus niemals ſchnupfe, iſt er mir in die Naſe geſtiegen. Zweifeln Sie jedoch nicht, hochzuverehrende Anweſende, daß ich ſtets Alles aufbieten werde, Ihren Beifall zu erwerben.

Ein unauslöſchliches Gelächter und Bravorufen folgte dieſen Worten, während der Figurant mit einer dreifachen Verbeugung, den ausgeſtopften Holofernes und den Topf mit rother Farbe unter dem Arm, die Bühne verließ und den Vorhang fallen ließ.

Dieſes Kopfabſchneideſtück ſoll noch oft ganz in derſelben Art der erſten Darſtellung aufgeführt worden ſein. Selbſt das Niesen durfte nicht fehlen, und der Director war auf dem beſten Wege, ein reicher Mann zu werden.

Der berühmte Mime Mazurier, welcher ſehr jung geſtorben iſt, zeigte den Pariſern zuerſt den Jocko, den Polichinell und noch vieles Andere dieſer Art. Er brachte die Einnahme des Theaters der Porte St. Martin auf eine enorme Höhe und war der Liebling des Publikums.

Nachdem Mazurier ſeinem Jocko das Leben gegeben hatte, hat Jemand auf den Einfall gekommen, die Hahnenkämpfe in einem Vaudeville auf's Theater zu bringen, und der Mime Mazurier ſollte den Hahn vorſtellen. Mazurier war über dieſe neue Rolle hoch erfreut, und arbeitete mit Eifer daran, ſie einzuſtudiren.

Er bestellte bei dem geschicktesten Künstler ein Hahnenkostüm mit beweglichen Federn, beweglichen Augen und Sporen. Er stand vor Tagesanbruch auf und studirte in den Hühnerhöfen der Umgegend sein Original. So wie er früher durch ein ähnliches Studium zum Affen geworden war, so verliessen ihn jetzt wieder mehr und mehr seine menschlichen Gewohnheiten, um dem Federvieh möglichst verwandt und ähnlich zu werden. Er hatte sich zu gleicher Zeit einen Gegner aus dem wirklichen Hahnengeschlecht abgerichtet, um mit diesem den Hahnenkampf zu bestehen. Das Publikum erwartete voll Spannung und Ungeduld die Aufführung, und freute sich schon im Voraus auf den Genuß, den ihm sein Liebling bereiten würde. Da aber trat Mazurier's Gattin dazwischen und machte alle diese Hoffnungen zu Schanden. Eines schönen Morgens stand sie mit ihrem Manne zugleich auf und folgte ihm heimlich nach dem Hühnerhof, wo er seine Studien machte. Als sie so plötzlich ihren Mann sich in einen Hahn verwandeln sah, gerieth sie in den heftigsten Zorn, und rief in heftiger Entrüstung:

Ich glaubte, einen Mann geheirathet zu haben, wenigstens besagten dies Deine Papiere, aber ich bin auf das Scheußlichste betrogen worden. Ueber den Affen habe ich mich hinweggesetzt, aber ich leide es nicht, daß Du nun auch noch zu einem Hahne wirst. Wer bürgt mir dafür, daß Du nicht übermorgen ein Puter und noch etwas Aergeres werden kannst?

Mit diesem Veto verband sie die Anzeige, daß sie Mutter zu werden hoffe, und daß es dem Kinde die größte Gefahr bringen könne, wenn sie mit einem Manne auf dem Hühnerhofe leben müsse. Vergebens bemühte sich Mazurier dieses unerwartete Hinderniß zu beseitigen, vergebens versuchte er mit Thränen in den Augen seine Frau von ihren sonderbaren An-

ſichten zu befreien, er mußte ſeinem ſchönſten Triumphe voll Verzweiflung entſagen, denn er zitterte bei dem Gedanken, einen gefiederten Sprößling zu erhalten. Die Proben, welche Mazurier als Hahn abgelegt hat, ſollen alle Erwartungen übertroffen haben.

Was würde aus Mazurier's Ruhm geworden ſein, wenn ſeine Frau bei ſeiner Affenrolle eben ſo unerbittlich geweſen wäre? —

Der groſe Voltaire hatte ſeine Zaire vollendet und aufführen laſſen.

Schon ſechsmal war ſie zur Darſtellung gekommen und bei jeder Darſtellung in der Gunſt des Publikums geſtiegen. Aber dennoch konnte es der Dichter nicht unterlaſſen, immerfort Verbeſſerungen zu machen, welche den Darſtellern des Stückes ſehr läſtig wurden. Sie waren dieſer Veränderungen auch bald ſo überdrüſſig, daß ſie erklärten, Zaire ſei jetzt unverbeſſerlich. Es half dem Dichter nun nichts mehr, daß er verſicherte, er wolle nun die letzten Correcturen machen, die Schauſpieler blieben unerbittlich.

Am hartnäckigſten widerſetzte ſich Dufresne, der den Orosmann ſpielte.

Voltaire, der aber keine Ruhe hatte, bis er noch einmal verbeſſern konnte, fand endlich ein Auskunftsmittel, um zum Ziele zu gelangen.

Dufresne gab ein groſes Mittagsmahl. Plötzlich erſcheint eine ungeheure Paſtete auf dem Tiſche. Der Gaſtgeber iſt ſehr überraſcht, als man ihm mittheilt, daß Herr von Voltaire ſie ſende. Die Gäſte theilen die Ueberraſchung, und wünſchen zu, daß der Inhalt der Paſtete einen eben ſo guten Geſchmack verrathe, als die Werke des Autors. Dufresne bewaffnet ſich

mit einem Messer und hebt die Blätterkrone der Pastete ab, und man erblickt — neun Rebhühner in Trüffeln, von denen jedes ein kleines Blättchen Papier im Schnabel hält, auf welchen der unverbesserliche Voltaire seine Verbesserungen der Zaire niedergeschrieben hatte. Alles ist enthusiasmirt, einer so feinen Bitte konnte man nicht mehr widerstehen, man nahm die Verbesserungen noch an, kam aber zugleich darüber überein, daß die jetzige Veränderung nun auch die allerletzte bleiben sollte.

So kam denn die Zaire auf die Nachwelt.

Dieser angenehme Reisegesellschafter war unermüdlich in seinen Mittheilungen aus der Theaterwelt. Ich lernte durch ihn so manche Persönlichkeiten, so manche Verhältnisse kennen, welche mir bis jetzt unbekannt waren und mir ohne diese Mittheilung vielleicht auch unbekannt geblieben sein würden. Wir waren noch im vollen Zuge, als einer unserer Reisegefährten uns aufmerksam machte, daß wir die österreichische Grenze erreicht hätten. Passen Sie auf, sagte er, gleich werden Sie österreichische Steuerbeamten kennen lernen. Sie müssen sie beobachten, denn es ist ein interessanter Menschenschlag.

Ich fand indessen diesen Menschenschlag durchaus nicht so interessant als neugierig. Er guckte in alle Ecken, Winkel, Kisten und Kasten hinein, als wollte er sich das Beste von unsern Sachen aussuchen. Es fehlte nicht viel, daß ich mit diesen interessanten Leuten in einen unangenehmen Conflict gekommen wäre, welcher durch das Dazwischenkommen des Marquis verhindert wurde. Nach einigen sehr unangenehmen Plackereien wurden wir endlich von einer Neugierde erlöst, welche Alles, was wir an und um uns hatten, zu verschlingen drohte.

Diese Misere hatte ich indessen bald genug vergessen und vergnügt setzten wir unsere Reise fort. Meine beiden Begleiter

hatten sich bis jetzt ganz vortrefflich mit einander vertragen, und ich reichte ihnen zufrieden die Hand, als wir endlich in die alte, berühmte Böhmenstadt, in Prag, munter und wohlbehalten einzogen.

Unser vortrefflicher Reisegefährte, dem wir so viele angenehme Stunden und ich so viel Belehrung zu verdanken hatte, verließ uns jetzt. Er hatte einen intimen Freund in Prag, bei dem er logiren wollte und der ihn erwartete. Doch versprach er, mir dazu behülflich zu sein, wenn ich in Prag auftreten wollte. Dieses Anerbieten nahm ich mit Freuden an, aber ein unangenehmer Vorfall zwischen meinen beiden Freunden veranlaßte mich, Prag nach einem kurzen Aufenthalte wieder zu verlassen, ohne daß ich von der Gefälligkeit des wackern Künstlers Gebrauch machen konnte.

Hundertzwanzigſtes Kapitel.

Ein Kuß und ſeine Folgen.

Prag. Das Verſprechen. — Der Hund. — Auf dem Wiſſehrad. — Der geweihte Herzog. — Libuſſa. — Der Mädchenkrieg. — Folgen eines verſprochenen Kuſſes.

Man mag noch ſo wenig Geſchichte in ſeiner Jugend gelernt haben, man mag ſich noch ſo wenig um die Geographie bekümmert, man mag endlich noch ſo wenig Sinn für Eines wie für das Andere haben, man wird nicht leicht in Bezug auf dieſe merkwürdige Stadt ohne Kenntniſſe ſein. Mit welcher feierlichen Aufmerkſamkeit verweilen wir bei der Geſchichte, wenn ſie von dieſer Stadt zu erzählen beginnt, — denn Alles, was ſie von dieſer Stadt erzählt, iſt groß, erhaben, erſtaunenswerth im Böſen oder im Guten. Es giebt in ganz Europa, etwa Rom ausgenommen, keine Stadt, welche, wenigſtens was mich betrifft, mehr geſchichtliches Intereſſe oder geſchichtlichen Reiz hätte, und dieſer Reiz hat ſich ſeit den Träumen meines Jugendlebens bis zu dem Augenblick erhalten, da ich dieſe Stadt Prag mit allen ihren hiſtoriſchen Erinnerungen in Wirklichkeit vor mir ſah. Es fiel mir augenblicklich ein, wie dieſe Stadt es war, deren Namen mein Gefühl zum erſten Male

gegen die Ungerechtigkeit des Männergeschlechts zur Empörung brachte, und meinem Geiste jene oppositionelle Richtung gab, die mich seitdem den Anmaßungen der Männer gegenüber nie verlassen hat. — Wenn mein Lehrer der Geschichte uns genug von dem rothen Barte des Kaisers Friedrich und den nackten Beinen des Kaisers Heinrich, wenn er uns genug allerlei äußerliche Dinge von den großen und den kleinen Menschen, die Zufall und Geburt an irgend einen hohen Platz gestellt, erzählt hatte, und er dann einmal wieder auf Prag zu sprechen kam, diese Geburtsstätte der Frauen-Emancipation, wo die Mädchen so lange siegreich gegen die übermüthigen Männer kämpften, sie schlugen und vertilgten, dann wurde mir gleich ganz feierlich zu Muthe, und anstatt meinen Lehrer, wie bei seinen andern Erzählungen, auszulachen, blickte ich ihn mit Wohlgefallen, ich möchte fast sagen, mit Liebe an, ich hätte ihn küssen mögen. Zwar glorificirte er den Mädchenkrieg keineswegs, vielmehr setzte er seine Brille, wenn er auf dieses Thema kam, von der Nasenspitze, bis wohin sie allmählig niedergerutscht, wieder auf den Buckel der Nase zurück, und sah uns mit einem Paar fürchterlichen Augen an, aber er erzählte uns doch das Factum — und das war für mich ganz genug. Denn ich machte mir schon damals meine eigene Geschichte. Der gute Herr schloß gewöhnlich: übrigens glaube ich es mit ziemlicher Gewißheit behaupten zu können, daß dieser Mädchenkrieg nichts als eine Sage ist, da man nicht wohl annehmen kann, daß bloße Frauenzimmer sich so lange gegen Männer wehren und sie sogar eine Zeit lang in Schrecken versetzen konnten, selbst wenn sie sich auch beide Brüste abgenommen hätten, was nicht anzunehmen ist, da sie doch, wenn sie auch die Männer zu Sklaven gemacht, und zu allen sonst weiblichen Verrichtungen angehalten hätten, diese nicht zum Säugen

der Kinder hätten gebrauchen können — ich sage also, daß dieser Mädchenkrieg entweder eine reine Sage oder eine bloße Gründung, oder endlich eine Verwechselung mit den Amazonen oder dem Frosch- und Mäusekrieg sein muß, welcher ebenfalls in Deutschland, und wenn ich nicht irre in Böhmen stattgefunden haben soll. — Ich ließ es mir natürlich nicht ausreden, daß diese Begebenheit wirklich stattgefunden habe, und suchte auch meine Mitschülerinnen davon zu überzeugen, indem ich sie belehrte, daß es nichts als Männerneid sei, welcher unserm Geschlecht den allerdings für die Männer gefährlichen Ruhm, sie einst beherrscht und eben so unterdrückt zu haben, wie sie uns jetzt unterdrücken, rauben wolle. — Die Geschichte ist durchaus wahr, so schloß ich, denn sonst würden sich die Herren wohl hüten, uns überhaupt etwas davon zu erzählen. So aber können sie nicht umhin, weil sie fürchten, wir würden diese Geschichte doch erfahren, und sie dann auf eine ganz andere Weise lernen, als durch ihre Darstellung.

Natürlich belächelte ich jetzt, als die schöne Stadt vor meinen Augen lag, manche der naiven Ideen und Träumereien meiner Kindheit, aber auch manche sehr liebe Erinnerung tauchte in mir wieder auf.

Ich fragte natürlich vor Allem nach einem Stücklein Gemälde oder andern Dingen, welche mir etwas von diesem merkwürdigen Mägde- oder Mädchenkrieg erzählen könnten. Die Leute wunderten sich sehr über diese Frage. Sie wunderten sich, daß eine spanische Tänzerin nach solchen, ihnen selbst unbekannten Dingen frage, und begriffen meine geistige Verwandtschaft zu diesen Historien nicht. Alles, was ich zuerst als Antwort erhielt, war ein lächelndes Kopfschütteln. Die Leute wollten nichts von einem noch vorhandenen Denkmal eines Weiberkrieges wissen, manche wußten überhaupt nichts davon

Von den Huſſiten wußten ſie genug, und da ich darauf beharrte, durchaus etwas aufzufinden, was mir wenigſtens ein Zeugniß von der Exiſtenz der Sage geben könnte, ſo unternahmen es meine beiden Reiſegefährten, irgend etwas aufzufinden, aber ſie wollten durchaus irgend einen Lohn für ihre Bemühungen haben.

Worin der beſtehen ſollte? fragte ich, und man gab mir lächelnd zur Antwort, daß man mit einem Dutzend Küſſe die Bemühungen wohl nicht zu hoch anſchlage. Ich ſah ein, daß ich mich zu irgend einer Belohnung verſtehen müſſe, legte mich aufs Handeln und kam endlich mit dem Verſprechen von einem Kuſſe davon.

Nun machten ſich die beiden Herren mit Eifer daran, meinen Wunſch zu realiſiren, und während mein Herr Franzoſe in der Stadt herumſuchte, kam mein anderer Herr Reiſefreund mit triumphirender Miene zu mir und bat mich, ihm auf den Wiſſehrad zu folgen.

Dieſe uralte Burg, welche ehemals den Hauptpunkt der Stadt bildete, iſt jetzt nichts mehr als eine graue Ruine auf einem Felſen, der in die Moldau ſteht und faſt den Endpunkt der Stadt bildet. Hier bei dieſer Ruine, welche ein Klagelied Jeremiä über die verfallene Größe anzuſtimmen ſcheint, haben ſich die Armuth und das Elend eingeniſtet, und ihre kleinen, armen Wohnſtätten aufgebaut. Uebrigens genießt man auf dem höchſten Punkt dieſer Ruine eine herrliche Ausſicht, eine Ausſicht voll Leben und Heiterkeit, was uns mit dem todten Stein vergangener Herrlichkeit, auf welchem wir ſtehen, vollkommen ausſöhnt, denn man ſieht doch wenigſtens, daß die große Vergangenheit einem Erben zugefallen iſt, welcher auf ihr etwas zu machen wußte. So ſagenreich übrigens das ganze Böhmerland iſt, weiß man doch vom Wiſſehrad

nur wenig zu erzählen. Die Geschichte scheint mit der alten Burg zugleich zu Grabe gegangen zu sein, von der jetzt nichts mehr steht, als ein altes Kirchlein, das sehr hinfällig ist. Ich sah darin nichts Bemerkenswerthes, als ein Bild, auf welchem der Herzog und Beherrscher der Böhmen vom St. Petrus gegeißelt wird. Weshalb ihm diese Züchtigung zuerkannt wurde, das erfährt man aus der Unterschrift des Bildes, welche heißt:

„Flagellatus Fridericus, Dux Bohemiae, a S. Petro ob Pagum nomine Czernowitz abalienatum.“ *)

Die Jahreszahl war, wenn ich nicht irre, 1180.

Vor seinem Tode soll dieser Fürst sogar, welcher sich mit der Geistlichkeit nun wieder ausgesöhnt hatte, der Kirche auf dem Wissehrad ein Wappen, welches diese Scene darstellte, übergeben haben. Ich selbst sah das Siegel, welches dieses Wappen führte.

Was war das für eine Zeit, wo sich die Fürsten peitschen ließen, es öffentlich bekundeten und doch bei ihren Völkern den Gehorsam nicht verloren! Freilich, die Geistlichkeit hatte, wie über sie, so auch die Macht über die Völker, die den Fürsten, welche mit ihnen gute Freundschaft hielten und sich, wenn es einmal zum Zwiste kam, für gnädige Strafe bedankten, nicht ungehorsam sein durften.

Zur Zeit der schrecklichen Hussiten sollen nicht weniger als ein Dutzend Kirchen auf dem Wissehrad gestanden haben, welche sie sämmtlich zerstörten. O, diese bösen Ketzer, wohin man sieht in Böhmen, überall weiß man nur entsetzliche Dinge von ihnen zu erzählen.

---

*) Friedrich, Herzog von Böhmen, wird vom heiligen Petrus wegen der Einäscherung des Dorfes Tschernowitz (welches wahrscheinlich einem geistlichen Herrn angehörte) gepeitscht.

Nachdem wir uns die uralte Kirche angesehen hatten, führte mich mein Freund auf den äußersten Felsenvorsprung, welcher sich gegen die Moldau senkt. Hier steht ein Stück Mauer, welches noch ein Ueberrest von der Burg der Libussa sein soll. Noch heute nennt man diese Gemäuer das Bad der Libussa, und auf diesem Felsenzack blieb mein Freund mit einer triumphirenden Miene stehen.

Warum lächeln Sie? fragte ich.

Ich habe Sie hierher geführt, sagte er, und ich bitte mir meinen Dank aus.

Nun, ich bedanke mich.

Das genügt mir nicht, ich verlange meinen Kuß.

Ihren Kuß? Wofür?

Hier an diesen Felsenzack knüpft sich die ganze Wissenschaft von dem Mädchenkrieg, welche man in Prag aufzufinden vermag. Es ist gewiß, daß sich hier die Quelle dieser sonderbaren Geschichte findet. Hier wohnte die Wlasta, die Heldin des Mädchenkrieges, diese furchterliche, kriegerische Amazone, welche dem ganzen Männergeschlecht das Garaus machen wollte. Wäre wahrlich nicht übel gewesen, der liebe Gott hätte dann rein noch einmal von vorn anfangen, und um diese verteufelte Wlasta einen neuen Adam schaffen müssen.

Und wenn sie den nun auch todtgeschlagen hätte? fragte ich.

Ja, das wäre so ein Ding gewesen. Ich weiß nicht, was der liebe Gott dann gemacht hätte, aber ich würde zur Strafe diese Wlasta dann selbst in einen Adam verwandelt und ihm — Eva's Strafe zudictirt haben. — Aber das geht mich nichts an, ich bitte mir meinen Kuß aus.

Keinen Lohn vor vollbrachter Arbeit, versetzte ich, erzählen Sie mir erst, was Sie von diesem Felsen wissen.

Nun, ich sagte Ihnen ja. Hier stand die Burg der Libussa,

welche regierende Königin der Böhmen war. Später heirathete ſie den Przemyſl. Sie hatte aber eine Kammerzofe, die ſehr ſchön und herrlich gebaut, aber auch ſehr rach- und herrſchſüchtig war. Als ihre Herrin ſtarb, verſuchte ſie alle mögliche Zaubereien, welche ſie der kräuter- und zauberkundigen Theka, einer Schweſter der Libuſſa, abgelernt hatte, um den König Przemyſl in ſich verliebt zu machen und ſo Königin von Böhmen zu werden. Aber der König wollte ſie nicht und liebte ſie nicht und widerſtand ihren Zaubereien. Wahrſcheinlich hatte ihm Theka Gegenmittel gegeben, welche ihn gegen den Zauber der Wlaſta ſchützten. Dieſe aber gerieth in heftigen Zorn über den kalten Przemyſl, und ſchwor, ſich für dieſe Kälte und Verhöhnung auf das Fürchterlichſte zu rächen und nicht eher zu raſten, bis ſie dennoch Königin von Böhmen würde. Sie flüchtete ſich nach der andern Seite Prags, welche durch eine große Brücke vom Wiſſehrad getrennt war, und rief alle Frauen und Mädchen auf, ſich unter ihrer Fahne zu verſammeln und mit ihr gemeinſchaftliche Sache gegen die ſchändlichen, treuloſen und herrſchſüchtigen Männer zu machen. Da waren auch Viele, die mit ihren Ehemännern und Geliebten in Uneinigkeit und Haß lebten, die begaben ſich zur Wlaſta, welche ſie bewaffnete und zum Vertilgungskrieg gegen die Männer abrichtete. Sie baute ſich eine feſte Burg, von wo aus ſie das Land überfiel und die Männer, welche in ihre Gewalt kamen, hinrichtete. Den Mädchen ließ ſie die rechte Bruſt, damit ſie beim Bogentragen nicht gehindert ſeien, den Knaben aber den Daumen der rechten Hand abſchneiden, daß ſie den Bogen nicht ſpannen konnten. Gar ſcheußlich waren die Gräuelthaten, welche ſie an den Männern verübte. Sie ſchnitt ihnen Naſen und Ohren ab, ſtürzte ſie von dem Felſen herunter, auf welchem die Mädchenburg ſtand, oder warf ſie in einen tiefen

Prunnen. Alle Ritterburgen rings herum eroberte und zerstörte sie. Darunter befand sich auch die Burg des Ritters Modol, welcher ein Freund des Königs Przemysl war. Die Wlasta schnitt dem Modol den Kopf ab, stellte sich dann auf die Mauer der Burg und stieß in die Trompete. Damit wollte sie dem Könige auf dem Wissehrad ihren Sieg anzeigen. Als der König die kriegerische Jungfrau sah, so dastehend in ihrem silbernen Harnisch, die Fahne in der Hand, da ärgerte er sich zweifach, einmal weil er das schöne Mädchen so verachtet und nicht zur Geiponsin gemacht, das andere Mal aber, weil er sich so verhöhnen lassen mußte. Er schickte nun unter einem tapfern Hauptmanne eine große Heerschaar gegen sie ab. Die sollte die Wlasta um jeden Preis bezwingen und um ihren Kopf bringen. Das geschah denn auch wirklich. Die Burg wurde erstürmt und die Wlasta getödtet. Die übrigen Mädchen aber, welche sich in einer andern Burg festsetzten, wurden ebenfalls bezwungen und ihnen Allen die Köpfe heruntergehauen. So endete diese Geschichte.

Ich hoffe, fuhr mein guter Freund fort, daß Sie nun vollkommen befriedigt sind.

Das heißt mit andern Worten, versetzte ich, daß Sie nun Ihren Lohn empfangen wollen, aber ich muß Ihnen sagen, daß ich in diesem Augenblicke um Nichts in der Welt es über mich gewinnen könnte, Einen von dem Geschlechte zu küssen, welches tapfern Frauen und Mädchen die Köpfe abgeschlagen hat.

Aber mein Gott, was geht das mich an, rief mein guter Freund, bin ich denn darunter gewesen? Seien Sie versichert, daß ich nie so ungalant gewesen wäre. Ich hätte die Mädel alle zu meinen Frauen gemacht, und damit wäre die Sache abgethan gewesen.

Das würden sie sicher für weit schlimmer als das Kopfabhauen gehalten haben.

Ei, was reden Sie da, meine Liebe, der Geschmack ist verschieden, und ich werde doch nicht viel häßlicher als ein Przemysl sein? Indeß, angenommen, ich bin in Ihren Augen weit häßlicher, so hoffe ich, daß Sie Ihr Versprechen einlösen werden. Sonst nehme ich es mir Angesichts der schönen Moldau.

Sie werden sich zufrieden geben, ich habe Ihnen nicht versprochen, daß Sie Ihren Lohn sogleich erhalten sollen. Warten Sie nur, bis der böse Eindruck wieder verwischt ist, welchen Sie durch den Schluß Ihrer Erzählung bei mir hervorgerufen.

Ich kann mich aber auch geirrt haben, fuhr der sinnreiche Mensch fort, es ist möglich, daß die Ritter den rebellischen Mädchen nicht die Köpfe abgehauen, sondern sie wacker geküßt und sie dann gezwungen haben, unter der Schürze, den Kochlöffel in der Hand, Buße zu thun.

Ich warf meinem Begleiter einen sehr bösen Blick zu, als er so sprach, und es half ihm Alles nichts, er mußte sich fügen.

In einer etwas unfreundlichen Stimmung traten wir nun den Rückweg nach unserem Hotel an. Es war Mittag. Unser Freund Franzose war schon dort und wartete sehr ungeduldig auf uns. Ich sah es seinen Blicken an, daß er mir irgend etwas Angenehmes mitzutheilen habe und täuschte mich auch hierin nicht.

Ich habe es gefunden, was Sie suchten, rief er, und — —

Er sah sich um, ob mir auch von Niemandem beobachtet würden, und da er bemerkte, daß wir allein im Gastzimmer waren, wollte er mir ohne Umstände einen Kuß rauben.

Ich stieß ihn aber zurück.

Wie, sagte er, verweigern Sie mir die Bezahlung einer Schuld?

Wofür, mein Herr?

Ich habe zwei Plätze entdeckt — zwei Plätze, die noch aus der Zeit des Mädchenkrieges herrühren.

Das ist nicht wahr, rief mein anderer Freund mit Heftigkeit.

Mein Herr, versetzte der Marquis, ich bitte um etwas mehr Höflichkeit. Ich werde Ihnen zeigen, wie sehr Sie sich irren.

Und wenn auch, rief der Andere, ich bin Ihnen zuvorgekommen. Wir haben schon Alles gesehen und gehört.

Das mag sein. Aber ich bin dennoch in meinem Rechte, ich habe meine Entdeckung auf eigene Faust gemacht und beanspruche meinen Lohn.

Meine Herren, sagte ich, Sie haben gar keinen Grund sich zu ereifern. Theilen Sie mir mit, Herr Marquis, welches die Stellen sind, die Sie mir zeigen wollen. Nicht wahr, sie befinden sich auf dem Wasserrad?

Durchaus nicht.

Aber wo denn?

Haben Sie die Güte, mir zu folgen, und Sie werden sehen, wie sehr ich mich um Sie verdient gemacht habe.

Nun, wohlan, sagte ich, wir wollen alle Drei dorthin aufbrechen, und wenn wir Alles gesehen, dann werde ich mich entscheiden, wer von Ihnen, meine Herren, das Beste aufgefunden hat.

Der Marquis machte ein sehr vergnügtes, der andere nur ein sehr finsteres Gesicht, aber er ging doch mit und

ſchien ſich im Herzen feſt vorzunehmen, dem Franzoſen um jeden Preis die Spitze zu bieten.

Ich geſtehe, daß ich dem jungen Marquis ſehr gern den Vorzug gegeben hätte.

Dennoch nahm ich mir vor, unpartheiiſch zu ſein.

Es iſt doch närriſch, wie luſtig in der Welt oft ernſte Dinge beginnen, wie tragiſch ſich zuweilen das Komiſche entwickelt.

Aus zwei Küſſen, oder vielmehr aus einem verſprochenen Kuſſe entſtand —

Nun, was denn? — — —

Hunderteinundzwanzigstes Kapitel.

Der Hradschin.

Kaiser Rudolph II. — Audienzen im Pferdestall. — Schöne Pragerinnen und schöne Prinzessinnen. — Der heilige Nepomuk. — Unsere Manner. — Der Palast des Herzogs von Friedland. — Streitigkeiten, die ein Kuß verursacht. — Der nachtliche Besuch. — Flucht aus Prag.

Ich war neugierig, zu wissen, was das für Oerter sein würden, die unser Franzose uns zeigen wollte, aber er wollte nicht recht mit der Antwort heraus. Endlich, je näher wir dem Ziele zu kommen schienen, sagte er mir, daß wir weit, weit hinaufsteigen müßten.

Wenn Sie uns auf den Wissehrad führen wollen, sagte ich ihm noch einmal, so sparen Sie Ihre Mühe, dort hat unser Freund mir schon Alles gezeigt, was von der ganzen Geschichte noch da ist.

Bitte, so sagen Sie mir, was Sie gesehen haben? fragte der Franzose.

Nun, die Burg der Königin Libussa, oder wenigstens den Fleck, wo sie ehemals stand.

Ich aber werde Ihnen den Fleck zeigen, wo die Burg der Wlaska, das Schloß Diwin stand.

Und was weiter?

Und die Burg des Ritters Modol, auf welcher die Wlaska zuletzt gehaust hat und getödtet worden ist.

Ich protestire, rief mein anderer Freund, ich habe dieser beiden Dinge schon erwähnt, Sie theilen uns durchaus nichts Neues mit.

Aber Sie haben diese beiden Stellen noch nicht gezeigt, wandte der Franzose ein.

Die beiden Herren geriethen nun in einen so heftigen Wortwechsel, daß ich es aufgeben mußte, diese beiden Punkte zu sehen, zu denen überhaupt höchst beschwerliche Wege führten. Sie appellirten endlich Beide an meine Billigkeit und stellten mir die Entscheidung anheim. Ich versprach ihnen, am Abende den Spruch zu fällen, suchte das gute Vernehmen zwischen ihnen wieder herzustellen, und wir sahen uns nun andere interessante Punkte an, woran es in der merkwürdigen Stadt nicht fehlte.

Da ist vor Allem der Hradschin (von Hrad, Burg), der merkwürdigste Punkt in Prag, ja in ganz Böhmen. Wer hätte jemals etwas von Prag, von Böhmen, von den Hussiten, vom dreißigjährigen Kriege gehört oder gelesen, ohne diesen Namen zu kennen? Diese Burg ist den Pragern das, was den Römern das Kapitol ist.

Haben Sie unsern Hradschin gesehen? das war die Frage, welche mir aus Jedermanns Munde entgegen tönte, als ich kaum eine Stunde in Prag war. Diese Leute begriffen nicht, daß mich noch etwas Anderes in ihrer Stadt mehr interessiren könne. Von den Männern wunderte mich das nicht, daß aber auch die Frauen große Augen machten, als ich ihnen sagte, mich verlange vor allen Dingen, die Punkte zu sehen, welche sich auf den Mädchenkrieg bezogen, das kam mir in der That böhmisch vor.

Ja, der Hradschin ist in der That ein herrliches Gebäude

eine Palast-Stadt. Jahrhunderte ist daran gebaut worden und erst unter Maria Thereſia kam er zur Vollendung. Früher war der Hradschin eine alte Ritterburg, wahrscheinlich der Sitz irgend eines Raubritters, der hier oben sicher genug gehaust haben mag, denn die wilden Huſſiten stürmten sie vierzehn Tage, ohne sie einnehmen zu können. Hier hatte sich Rudolph II. zurückgezogen und eingeschlossen, um mit seinem Tycho Brahe in die Sterne zu gucken, worüber er Alles vergaß, was unter den Sternen passirte, und sein Kaiserthum in Gottes Namen sich selbst regieren ließ oder dem anvertraute, welcher über den Sternen thronte.

Sein Audienzsaal war — der Pferdestall. Ja, er soll sogar hier der Liebe gepflegt haben, und manche hübsche Pragerin kannte die Mysterien dieses Pferdestalles sehr genau. Außer den Sternen beguckte der Kaiser auch sehr gern die Portraits aller der hübschen Prinzeſſinnen seiner Zeit, aber die Prager Mädel mußten ihm halt besser gefallen haben, denn er heirathete keine von ihnen. Derweil nahm ihm sein Bruder Mathias die Krone vom Haupt, was er sehr leicht, während sein Bruder in den Himmel guckte, bewerkstelligen konnte. Mathias war der letzte Monarch, welcher auf dem Hradschin residirte. Bald verlegte er seine Residenz nach Wien, und Prag hörte auf, der wichtigste Punkt im Reiche zu sein.

Ich sah auch das Gefängniß Wenzels des Faulen, und vor Allem das Fenster, durch welches die Räthe Martinitz und Slabata mit ihrem Sekretair Fabricius hinabgestürzt wurden. Und es war ein Glück, daß ich das sah, denn ich glaube, die Prager lassen keinen Fremden aus ihrer Stadt hinaus, wenn er auf die Frage: haben Sie auch das Fenster gesehen? — nicht mit Ja antwortet. Im Schloßgarten steht eine kleine Pyramide, welche dieses Ereigniß anzeigt. Sie hätten im Fal-

len: Jesus Maria! gerufen und diesem frommen Rufe ihre Rettung zu verdanken.

Freilich liegt der Kehricht aus der kaiserlichen Kanzlei nicht mehr da, um die richtige Erklärung dieses Wunders eines ungefährlichen Sturzes von 28 Ellen Tiefe anzudeuten.

Welch eine merkwürdige Vergangenheit geht in diesem Hradschin an unsern Blicken vorüber. Man glaubt hier bald in der frühesten Vorzeit der böhmischen und sogar heidnischen Herzöge, bald mitten in der Hussitenzeit, bald in der eben so furchtbaren Reactionsperiode zu leben, welche dieser folgte. —

Hat man dies Alles gesehen, was an einen so gewaltigen Wechsel der Dinge, an eine so verhängnißreiche Vergangenheit erinnert, und tritt dann aus dem Hradschin, sieht die jetzigen Prager und Böhmen, welche allerdings zumeist Deutsche sind, so ruhig, so bürgerlich, so friedlich einherwandeln, dann muß man die Zähigkeit des Menschengeschlechtes und die wunderbare Wirkung der Zeit bewundern, welche so große Dinge hervorbringt und dann wieder bis fast auf die letzten Spuren verwischt und vergessen läßt.

Das hauptsächlichste Erbtheil der Böhmen aus ihrer Vergangenheit, was sie noch heute besitzen und mit der größten Vorliebe festhalten, ist ihr nationaler Heiliger, bei dem sie segnen und fluchen, mit dem sie lieben und hassen, der heilige Nepomuk.

Hat man sich auf dem Schlosse des Hradschin recht satt gesehen, dann zieht unsere Blicke vor Allem die Kirche zu St. Veit oder der Dom an.

Diese Kirche soll hier schon an 9 Jahrhunderte stehen, und der ruinenartige Eingang läßt in uns über dieses hohe Alter eben keinen Zweifel aufkommen. In diesem Dome befindet sich neben andern merkwürdigen Reliquien das Grabmal des

heiligen Nepomuk. Es hat die Form eines großen Altars, der Heilige selbst kniet in Lebensgröße über dem Sarge, in welchem seine irdischen Ueberreste ruhen. Ein roth damastner Baldachin ruht über dem Ganzen. Dieses Grabmal ist eines der kostbarsten, welches ich je gesehen habe, denn der Werth der massiven silbernen Leuchter, Vasen und anderer Dinge, die das Grabmal umgeben, ist enorm.

Auf die Frage, welche Bewandtniß es mit diesem heiligen Nepomuk habe, erhielt ich von verschiedenen Leuten ganz verschiedene Antworten.

Am interessantesten wurde mir die Geschichte folgender Weise erzählt:

Um die Mitte des 11. Jahrhunderts wurde in dem böhmischen Städtchen Nepomuk ein Knäblein geboren, bei dessen Erscheinen in der Welt sich allerlei Wunder kund thaten. Man ließ das Knäblein sorgsam erziehen und studiren, was denn so gut von Statten ging, daß Nepomuk nach vollendeten Studien eine Predigerstelle in Prag erhielt. In dieser Stellung zeichnete er sich aus, erregte die Aufmerksamkeit der Königin und ward ihr Almosenier und Beichtvater. Bald aber bemerkte der Königin Gemahl, Wenzel IV., gar große Betrübniß und Niedergeschlagenheit an seiner Gemahlin, und er war neugierig, die Ursache davon zu erfahren, denn er vermuthete, daß eine geheime Liebschaft auf seine Gemahlin diese Veränderung hervorgebracht hatte. Er hoffte, dies von ihrem Beichtvater, dem Nepomuk, zu erfahren; der aber war schweigsam wie das Grab und ließ nicht eine verrätherische Sylbe über seine Lippen gehen. Es geschah aber bald darauf, daß dem Könige ein schlecht gebratener Kapaun vorgesetzt wurde, worüber er so sehr in Zorn gerieth, daß er seinen Koch an einen Spieß stecken und lebendig braten ließ. Ueber diese Grausam-

keit machte ihm Nepomuk Vorwürfe, und wurde dafür in's Gefängniß geworfen, aber bald wieder entlassen, da Wenzel noch immer von ihm etwas über seine Gemahlin zu erfahren hoffte. Doch Nepomuk blieb unbeweglich. Da ließ ihn König Wenzel an Händen und Füßen knebeln und Nachts in die Moldau werfen. Aber obwohl diese Unthat keinen Zeugen hatte, als ein Paar Getreue, die sie vollführten, so wurde sie doch am andern Morgen auf eine sehr merkwürdige Weise ruchbar. Man erblickte an der Stelle, wo sein Körper versenkt wurde, flammende Lichter, das Wasser trocknete plötzlich aus und machte ihn sichtbar. Er erhielt nun ein prächtiges Grab und wurde später canonisirt und von ganz Böhmen zum Schutzpatron erhoben.

Das ist die Geschichte.

Komisch kam es mir vor, daß dieses Grab eines Heiligen von einem — kolossalen Hunde bewacht wird, welcher des Nachts in die Kirche eingelassen wird, um die Schätze daselbst zu bewachen. Die werthvolle goldene Lampe, welche über dem Grabmal des Heiligen hängt, soll schon mehremal entwendet worden sein, und deshalb gab man ihm einen Hund zum Wächter.

Ich muß übrigens gestehen, daß ich zu diesem Heiligen, nachdem ich seine Geschichte gehört hatte, ebenfalls mit einer wahren Verehrung aufblickte. Ein Mann, der einer Dame mit einer solchen Verschwiegenheit gedient hat, verdient es wahrlich, in den Heiligenstand versetzt zu werden. Es möchten sehr wenige Männer sein, die eine solche Probe bestehen. Unsere Männer schweigen nicht nur nicht, wenn sie über gewisse Dinge befragt werden, sie plaudern sogar ungefragt. Den guten Nepomuk sollten alle Damen ohne Ausnahme zu ihrem

Schutzpatron machen. Ich habe ihm gern einen Platz in meinem Herzen eingeräumt, obwohl ich keine Schwärmerin bin.

Prag ist so reich an Palästen, wie keine andere Stadt, und was den Reiz derselben noch erhöht, ist, daß die Paläste nicht, so zu sagen, aus dem Boden herausgestampft sind, wie die Paläste in Petersburg und Berlin.

Daß ich mir vor Allen den Palast des stolzen Friedländer Wallenstein, oder wohl richtiger Waldstein, ansah, versteht sich von selbst. Ich wandelte nicht ohne Rührung in diesem heute noch unvollendeten Riesenpalast eines Mannes, dessen thatenreiches Leben auf eine so gewaltsame Weise durchschnitten worden ist. Nicht weniger als hundert Häuser haben diesem Palaste, in welchen sich der schmollende Feldherr zurückgezogen hatte, Platz machen müssen. In dem großen Prunksaale findet man seine Generale in Stein, er selbst figurirt als Apollo in einem Triumphwagen auf einem Deckengemälde.

Außer diesem Waldsteinischen Palaste verdient noch der Lobkowitzische, der Schwarzenbergische, der Lichtensteinische gesehen zu werden.

Es ist in Prag, ich möchte sagen, fast jeder Stein von Interesse. Die vielen Klöster, deren daselbst wohl ein halbes Hundert sein mögen, vor Joseph II waren vielleicht zweimal so viele vorhanden, konnte ich nicht besehen. Ich zog es vor, die Stadt beim Beginn des Abends zu durchstreifen. Die Böhmen sind, trotz ihrer finsteren Geschichte, ein heiteres Völkchen, das für sein Leben gern tanzt, singt und musicirt. Am meisten begegnete ich hier den Melodieen Mozarts, welcher der Lieblingskomponist der Prager zu sein scheint, und der auch lange Zeit in Prag gelebt und daselbst seinen Don Juan und seinen Figaro geschrieben haben soll. Es ist, wie gesagt, kaum glaublich, daß sich so viel Leben und Lebenslust nach so schauer-

lichen Perioden in einer Stadt erhalten konnte, in welcher die Wuth des fanatiſchſten aller Religionskriege und das Schaffot ſo tiefe Wunden geſchlagen haben. Selbſt die Bomben des Philoſophen von Sansſouci ſieht man noch hier und dort in dem Gemäuer ſitzen, aber er ließ es bei dieſer feurigen Begrüßung bewenden, er ſelbſt konnte nicht hineinkommen.

Nach einer recht genußreichen Wanderung kam ich mit meinen Begleitern nach unſerm Hotel zurück. Nun erwartete mich noch ein ſauer Stück Arbeit. Meine beiden Freunde wollten die Entſcheidung, und ich ſollte ihnen nun durchaus den verſprochenen Kuß auszahlen. Ich ging mit ihnen nach meinem Zimmer hinauf, und konnte nach gewiſſenhafter Erwägung aller Umſtände nicht umhin, Jedem meinen Dank für die gehabte Mühe, mir gefällig zu ſein, abzuſtatten. Ich ließ mir denn einen Kuß von Beiden gefallen, und dieſe Angelegenheit wäre damit zu allgemeiner Zufriedenheit beendet geweſen, wenn nicht der junge Franzoſe aus einem Kuſſe ein halbes Dutzend gemacht hätte.

Nun wollte ſein College ihm nichts vorauslaſſen, und ich hatte nicht Luſt, aus einer freiwilligen Belohnung eine unfreiwillige Strafe für mich zu machen. Dies erbitterte meinen Freund, er ſchonte weder den jungen Franzoſen, noch mich. Er warf mir vor, daß ich dieſen mehr als ihn begünſtige, er ging ſogar ſo weit, von mir zu verlangen, daß ich den Marquis von meiner Geſellſchaft ausſchließen und mit ihm allein weiter reiſen ſollte. Dieſe Zumuthung wies ich mit Entrüſtung zurück. Die beiden Herren geriethen heftig an einander und verließen mein Zimmer. Ich dachte wohl, daß dieſe Geſchichte wieder mit einem Duell enden würde, aber ich that nichts, es zu hindern.

Ich war es ſatt, mich in dergleichen Albernheiten zu miſchen,

und da es schon sehr spät war, legte ich mich zu Bette. Mitten in der Nacht entstand ein Geräusch an der Thüre meines Zimmers, es wurde ziemlich heftig gepocht, und als ich mich nach der Ursache dieses unangenehmen Geräusches erkundigte, erkannte ich die Stimme des Marquis.

Was wollen Sie? fragte ich erstaunt. Was soll das bedeuten, mein Herr?

Bitte, haben Sie die Güte, mir zu öffnen, lautete die Antwort, ich habe bei meinem Fortgehen den Schlüssel zu meinem Zimmer bei Ihnen liegen lassen.

Ich sah nach und fand, daß es seine Richtigkeit hatte.

Sie können Ihren Schlüssel erhalten, rief ich dem Marquis zu, aber ich verlange Ihr Ehrenwort, daß Sie kein anderer Grund so spät an meine Thür führt.

Ich gebe es Ihnen.

Nun öffnete ich, reichte ihm den Schlüssel hinaus und wollte meine Thüre wieder schließen, als aber mein Blick auf das Gesicht des jungen Mannes fiel, erschrak ich, und ich konnte nicht umhin, ihn in mein Zimmer zu ziehen.

Was haben Sie gehabt? fragte ich, warum sehen Sie blaß und verstört aus?

O, das ist eine schöne Geschichte! rief er.

Es muß Ihnen in der That etwas Außerordentliches zugestoßen sein, erzählen Sie.

Ich habe unsern Freund — — —

Nun? —

Erschossen! — —

Das ist eine saubere Geschichte! rief ich, aber mein Herr, wie konnten Sie so wahnsinnig sein? Wenn Sie sich durchaus duelliren wollten, so konnten Sie doch wenigstens vorsich-

tiger sein. Aber das Ganze ist eine Tollheit, es ist mehr als Tollheit, es ist Bosheit.

Auf diese heftig ausgesprochenen Vorwürfe fiel der Herr v. Villiers mir zu Füßen. Er beschwor mich hoch und theuer, mit ihm schleunigst die Stadt zu verlassen. Es sei seine Absicht gewesen, sofort allein, ohne mir ein Lebewohl zu sagen, abzureisen, aber da er sich erinnerte, bei mir den Schlüssel vergessen zu haben, war er gezwungen, diesen Entschluß umzustoßen. Er wollte mir dennoch von dem Vorfalle nichts mittheilen, da ich aber von selbst aufmerksam geworden sei, so beschwöre er mich, da ich nun einmal Mitwisserin sei, ihm zu folgen. Die Liebe zu mir habe ihn zu dem Duelle verleitet — und der Tod unseres bisherigen Reisegefährten liege außer seiner Schuld.

Was war da zu thun? Meine Lage war höchst fatal. Ich konnte, da man ja wußte, daß ich zu den fremden Herren gehörte, in die unangenehmste Lage kommen; so sehr ich auch dem Marquis zürnte, fand ich es doch gerathen, mit ihm abzureisen. Er hatte zu seiner Abreise schon Alles, bis auf das Einpacken seiner Effecten, geordnet. Das war aber bald geschehen, eben so rasch war ich fertig, und so verließen wir das schöne Prag mit den drückendsten, unangenehmsten Gefühlen.

Unter solchen Umständen hielten wir es für gerathen, uns nirgends aufzuhalten. Selbst in Wien wollten wir uns nicht verweilen und die italienische Grenze zu gewinnen suchen, indeß trat in dieser Stadt eine so lustige Entwickelung unserer Duelltragödie ein, daß wir ohne Gefahr in dieser prächtigen, gemüthlichen Kaiser-Residenz verweilen durften.

Mein kleiner Herr Marquis war ein sehr großer Schalk.

Hundertzweiundzwanzigstes Kapitel.

Wien.

Der Prater. — Türken. — Wien, Paris, Berlin. — Der Herr von Metternich. — 1813, 1829, 1830, 1848. — Neue Erinnerungen aus alter Zeit.

Als wir, ich möchte fast sagen, athemlos Wien erreicht hatten, als ich diese schöne, volkreiche, lachende Stadt sah, erklärte ich meinem Freunde ganz einfach, daß ich mich hier längere Zeit aufhalten wollte, und daß er in Gottes Namen weiter reisen sollte, wenn er fürchte, in einen schlimmen Prozeß verwickelt zu werden.

Ich werde bleiben, so lange Sie sich hier gefallen, versetzte er, es ist mir ganz gleichgültig, welche Folgen es haben kann.

Aber bedenken Sie doch, wenn Sie als Todtschläger verhaftet werden, entgegnete ich. Man wird Sie gewiß verfolgen, es kann Ihnen den Kopf kosten, denn diese Deutschen verstehen keinen Spaß und ein Duell ist bei ihnen nichts weniger als Mord.

Mag es sein, sagte der junge Mann resignirt, aber ich bleibe wo Sie bleiben.

Dieſer Heroismus gefiel mir, und ich hatte gegen ſein Bleiben nun weiter nichts einzuwenden.

Wir beeilten uns nun, vor allen Dingen mit der ſchönen Kaiſerſtadt Bekanntſchaft zu machen. Wien iſt mehr als irgend eine andere Stadt dem ſchönen Paris ähnlich. Dieſe beiden Städte haben ein gleich ehrwürdiges Alterthum, beide Städte haben ein gleich wechſelvolles Schickſal, beide Städte waren einſt nahe daran, die eine eine engliſche, die andere eine türkiſche Provinzialſtadt zu werden, beide Städte ſind jetzt die Reſidenzen europäiſcher Hauptmächte.

Ich weiß nicht, wie Wien heute ausſehen mag, da es durch das Feuer einer Revolution gegangen iſt und gewiſſermaßen mit dem Degen in der Fauſt von ſeinem rechtmäßigen Monarchen erobert worden iſt. Gewiß hat hierdurch die heitere Lebensluſt, das gemüthliche Treiben dieſer damals ſo herrlichen, glücklichen Stadt etwas verloren, aber ich glaube, der Charakter der Wiener iſt eine ſo unzerſtörbare Lebensluſt, eine ſo gemüthliche Beweglichkeit, daß ſelbſt ſo ſchmerzliche Ereigniſſe nicht im Stande geweſen ſein werden, der Kaiſerſtadt ihre alte Phyſiognomie vor 1848 zu nehmen.

Mein erſter Weg, es war gerade an einem Sonntage, daß ich Wien betrat, war nach dem Prater. Es iſt wahr, der Wiener Prater muß viel von ſeinem Leben, von ſeinen weltberühmten Reizen verloren haben, ſeitdem er an den Eiſenbahnen eine ſo bedeutende Concurrenz gefunden hat. Die Letzteren haben die ſchönen Umgebungen der Stadt dieſer ſo nahe geführt und entführen allſonntäglich ſo viele vergnügungsſüchtige Wiener, welche das Fernere dem Näheren vorziehen, daß man ſich auch ohne die Klagen der Praterwirthe ſehr leicht vorſtellen kann, wie ſehr das Gedränge auf dem Prater abgenommen haben mag. Dennoch iſt dieſer Platz noch immer

intereſſant genug. Und wie mag es dort im Sommer ſein, da ich an einem Herbſttage, es war allerdings gerade ein wunderſchöner Tag, eine ſo große Menſchenzahl aus allen Ständen, Altern und Geſchlechtern bunt durcheinander gemiſcht dort antraf. Der Wiener Prater kam mir wie der Hydepark in London vor. Die verſchiedenartigſten Nationalitäten ſieht man hier durcheinander gemiſcht, und namentlich fielen mir die Türken auf, welche ich hier in nicht geringer Zahl umherſpazieren ſah. Eins von dieſen Allahkindern verfolgte mich mit ſeinen Flammenblicken eine ziemliche Weile, was mich ungemein beluſtigte, meine Begleiter aber ſehr zu geniren ſchien. Mir thaten die armen Teufel leid, wenn ich ſie in den Kaffeehäuſern mit melancholiſcher Miene ſo daſitzen ſah. Sie mochten wohl denken, wie nahe ſie daran geweſen, aus Wien ein zweites Conſtantinopel zu machen, und daß ſie dann hier die Herren geweſen wären und dieſe Raja's oder Chriſten ihre Sklaven, und daß ſie dann auch beſſere und bequemere Sitze gehabt haben würden. Es iſt ihnen abſolut unmöglich, ſo raſch und überhaupt ihre nationale Sitte, mit untergeſchlagenen Beinen zu ſitzen, gänzlich aufzugeben; unſere Divans und Stühle ſind aber auf dieſe Sitte nicht berechnet, und die Türken ſind daher gezwungen, ihr gravitätiſches Sitzen aufzugeben, wenn ſie nicht etwa wie die Schneider auf den breiten Tiſchen ſitzen wollen. Sie behelfen ſich indeß ſo gut es geht, und ich ſah einige dieſer Türken ſitzen mit dem einen Beine untergeſchlagen, das andere zur Erde ſtreckend, das war Alles, wozu ein Wiener Stuhl ſich gebrauchen ließ.

Die Wohlhabenheit der Wiener Bürger ſcheint ſehr allgemein und ſehr groß zu ſein, man ſieht in Wien nur muntere, runde und freundliche Geſichter, man begegnet hier weit mehr Wohlbeleibten als irgendwo. Es iſt gar keine Frage, daß

das Volk in Wien ein besseres Leben hat, als das in Berlin, natürlich fließen auch die Nahrungsquellen in der kaiserlichen Residenz weit reichlicher. Abgesehen davon, daß sie der Mittelpunkt eines bei weitem größeren und reicheren Staates ist, so hat ihre Lage außerdem noch viel vor der Berlins voraus. Auch lebt der Wiener Hof in einem größern Glanze, wie denn überhaupt Oesterreich einen weit reichern Adel als Preußen besitzt. — Wie viele Großen leben nicht in Wien in einer wahrhaft fürstlichen Pracht, wodurch der Bürger doch jedesmal gewinnt.

Schon am ersten Tage hatte ich das Vergnügen, den Fürsten Metternich ganz in der Nähe zu sehen. Dieser greise Diplomat machte auf mich einen bessern Eindruck, als je ein Diplomat gemacht hat. Die Gestalt, der Anstand, das Antlitz, Alles ist an diesem Manne wahrhaft fürstlich. Der Aristokratismus, die Feinheit der Sitten ist diesem Manne angeboren, es ist durchaus nichts Angenommenes, wie es doch bei vielen Diplomaten, die, wenn sie auch keine Carriere so zu sagen von unten auf gemacht haben, doch sehr oft Anstoß erregen, sobald sie sich in der Gesellschaft gekrönter Häupter bewegen. Ich kann davon manche lustige Anekdote erzählen. Aber der Herr von Metternich, der doch nichts mehr als ein bloßer Edelmann war, als er die diplomatische Laufbahn begann, ist ein wahrer Fürst. Damals ahnte man in Wien noch nicht, daß dasselbe Volk, welches diesen Minister damals fast wie den Kaiser verehrte, einige Jahre später seine Gewalt brechen und ihn die Stadt zu verlassen zwingen würde, in der er ein Menschenalter hindurch alles vermögender Gebieter war. Solchem furchtbaren Wechsel des Geschicks sind auch die Großen dieser Erde ausgesetzt, und man erkennt daran nur zu gut, daß nur die Gewalt und die Macht wahrhaft dauerhaft und

befeſtigt genannt werden kann, welche durch ein moraliſches Band zwiſchen Herrſchern und Beherrſchten gehalten wird.

Der Herr von Metternich aber hat gewiß ſeinem Staate, d. h. ſowohl ſeinem Monarchen als dem Volke, ungeheure Dienſte geleiſtet, und es iſt beklagenswerth, daß das Volk dieſe Dienſte und Anſtrengungen ſo leicht vergeſſen konnte. Freilich hat der Fürſt nicht Alles ausposaunt, was er für das Wohl ſeines Landes zu einer Zeit gelitten, da ohne ſeine Aufopferung die Erniedrigung des Volkes noch größer geweſen wäre. Man erinnere ſich an die Napoleoniſche Zeit. Kein Diplomat hatte jemals eine ſchwierigere Stellung, als dieſer ſo undankbar behandelte Fürſt, welcher gerade in der unglückſeligſten Zeit an die Spitze der Geſchäfte berufen wurde. Der Plan zu einer Verſchwägerung des Kaiſerhauſes mit Napoleon ging von ihm aus, und wenn auch das Hauptmotiv durch die boshaften Worte der geiſtreichen Lady Caſtlereagh: „man mußte dem Minotaurus eine öſterreichiſche Jungfrau überliefern, um ihn zu ſättigen", wahr genug bezeichnet wird, ſo war dennoch die Politik des Fürſten klug genug berechnet und durchgeführt.

In einer Zeit, wo die Völker ſo geneigt ſind, das zu vergeſſen, was ihre Großen zu bedrängten Zeiten gethan haben, iſt es nicht überflüſſig, an dieſe Vergangenheit gelegentlich zu erinnern. Herr von Metternich erſchien mir immer als ein ſo merkwürdiger Charakter, daß ich mir ſehr gern von ihm erzählen ließ und mit Intereſſe die Anekdoten aus ſeinem Leben, die ich aus ſehr guter Quelle erfuhr, anhörte.

Nach Unterzeichnung des Waffenſtillſtands von Neumarkt hatte Napoleon bekanntlich ſein Hauptquartier nach Dresden verlegt. Eine Note nach der andern wurde vom Pariſer Kabinet abgeſandt, welche vom Kaiſer Franz die Unterzeichnung

der Präliminarien eines Friedensvertrages verlangten. Herr von Metternich begab ſich mit einem Schreiben ſeines Souveräns nach dem Hauptquartier Napoleons. Die Conferenz währte faſt einen halben Tag. Der Kaiſer ging in ſeiner militäriſchen Kleidung mit großen Schritten in ſeinem Zimmer auf und ab. Dabei waren ſeine Bewegungen lebhaft, ſeine Geberden heftig. Er ergriff ein über das andere Mal ſeinen Hut, legte ihn wieder hin, und warf ſich von Zeit zu Zeit die Stirn mit Schweiß bedeckt, in einen großen Lehnſtuhl: man ſah, daß er ſehr verſtimmt war, und er ſagte zu Herrn von Metternich:

Ihr Kabinet will alſo aus meiner Verlegenheit Nutzen ziehen? Es handelt ſich für Sie darum, zu erfahren, ob Sie mir ohne Schwertſtreich ein Löſegeld abnehmen können, oder genöthigt ſein werden, ſich in die Reihe meiner Feinde zu ſtellen. Nun gut, laſſen Sie hören! Verhandeln wir, ich bin geneigt dazu. Was verlangen Sie?

Der Herr von Metternich theilte dem Kaiſer nun ſeinen Plan mit, der allerdings darauf abzielte, das Uebergewicht Napoleons zurückzudrängen und ein Syſtem aufzuſtellen, welches Oeſterreich, Preußen und Rußland von dem franzöſiſchen Kaiſerreiche vollkommen unabhängig machte. Das hieß mit andern Worten, das ganze coloſſale Gebäude, welches Napoleon von ſeinem ungewöhnlichen Genie und ſeinem außerordentlichen Glücke begünſtigt, aufgebaut hatte, ſeiner Fundamente zu berauben und zum Zuſammenſturz zu nöthigen.

Jemehr von Metternich das Ziel ſeines Kabinets entwickelte jemehr färbte ſich Napoleons marmornes Geſicht mit einem violetten Roth, endlich rief er aus:

Metternich, und ſolche Bedingungen wollen Sie mir auferlegen, ohne den Degen zu ziehen? Kann mein Schwieger-

vater einen solchen Plan billigen? In welche Stellung will man mich denn dem französischen Volke gegenüber versetzen? Metternich, wie viel hat Ihnen England gezahlt, um eine solche Rolle gegen mich zu übernehmen?

Hr. v. Metternich entgegnete auf die beleidigende Rede nicht ein Wort, und da Napoleon in der Lebhaftigkeit seiner Bewegung seinen Hut hatte fallen lassen, bückte sich der österreichische Minister nicht einmal, um ihn aufzuheben. Es trat eine ziemliche Weile ein tiefes Stillschweigen ein. Darauf begann die Unterhaltung wieder in einem ruhigen, kalten Ton, und als endlich Napoleon den Herrn von Metternich verabschiedete, nahm er ihn bei der Hand und sagte: Uebrigens habe ich heute noch nicht mein letztes Wort gesprochen, wir können andere Bedingungen machen.

Seit dieser Unterredung behielt der Herr von Metternich einen tiefen Groll gegen den Kaiser, der in seiner Heftigkeit alle Rücksichten bei Seite gesetzt hatte, welche er der hohen Stellung des Abgesandten schuldig war, und Herr von Metternich war Einer der Ersten, welcher der Regentschaft der Kaiserin, obgleich sie eine Tochter seines Souveräns war, mit Entschiedenheit entgegentrat, und sie auch wirklich hintertrieb.

Die eiserne Konsequenz, welche der Fürst während seiner ganzen politischen Laufbahn bewährte, zeigte er auch noch bei der Restauration in Italien, dieser Achyllesferse des österreichischen Kaiserstaates. Hier beginnt das Melodrama, sagt einer unserer geistreichsten Männer, in das man die Person des Fürsten Metternich gehüllt hat, das rührende Tableau von den unerbittlichen Gefängnissen und Bleidächern Venedigs. Das österreichische Kabinet ist vorsichtig, aber es hat nichts Grausames und Unterdrückendes; und wer jemals mit Herrn von Metternich gesprochen hat, muß sich fragen, ob eine so ruhige, so be-

sonnene Intelligenz jemals ohne Grund einen Akt der Barbarei begehen könne?

Herr von Metternich hatte eben Italien bereist, als das blutige Attentat eines Studenten gegen Kotzebue begangen wurde. Mit der Gunst seines Monarchen überhäuft, mit dem Fürstentitel und reichen Schenkungen, welche sein Vermögen verdreifachten, mit den Orden fast aller europäischen Staaten belohnt, war er ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Achtung. Der Zustand der Gährung in Deutschland war seinem Scharfblicke nicht entgangen, und Er allein war es, auf dessen Anregung der Congreß zu Carlsbad zu Stande kam. Allerdings wurden in diesem Congresse mißtrauische und heftige Maßregeln gegen die deutschen Schulen beschlossen, die politische Polizei wurde durch strengere Gesetze gekräftigt, nichts wurde in diesem Kampfe der Regierungen gegen die Revolutionsideen vernachlässigt oder übersehen, aber nach großen Staatsbewegungen besteht alle Sorge der Regierungen darin, daß sie die Bewegungen wieder zurückdämmen; sie sind dazu durch die Mittelklassen und die öffentliche Meinung gezwungen, welche vor neuen Revolutionen Furcht hat, und — sie haben Recht.

Im Jahre des Congresses zu Carlsbad, 1820, bedrohte die Propaganda die Kronen mit einer socialen Revolution. Im Süden drohte der Aufstand Spaniens und die Cortes, die Proclamation eines noch freisinnigeren Regierungswesens als selbst das englische, in Neapel wurde ebenfalls die Constitution proclamirt; von hier aus ließ sich das Geschrei der Freiheit bis hinauf nach Piemont hören und der König verlor den Thron.

In Paris waren die Emeuten an der Tagesordnung, man konnte sagen, dieses Jahr 1820 war die erste Ausgabe jenes

großen Juliereignisses, das 10 Jahre später ganz Europa erschütterte.

Oesterreich war besonders durch diese Revolutionen bedroht. Neapel und Piemont begrenzen die österreichischen Besitzungen in Italien; die Völker hatten gezeigt, was sie wollten, und die Fürsten erwachten. Es wurde in Troppau und Laibach ein Congreß gehalten, und Herr von Metternich war es wieder, welcher mit einer solchen Entschiedenheit, mit einer so festen Ueberzeugung Unterdrückungsmaßregeln gegen den revolutionären Geist vorschlug, daß alle die Maßnahmen, welche nun von den vereinten Regierungen getroffen wurden, als sein Werk zu betrachten sind.

Auf diese Weise zogen die Völker gegen die Cabinette den Kürzeren. Neapel wurde nach wenigen Märschen erobert und Piemont von den Oestreichern besetzt. Da nun die Niederhaltung der auflodernden Revolution einmal im Schwunge war, befestigte sich das System, das in dem Gedanken einer Aufhebung aller politischen Freiheit seinen Vereinigungspunkt hatte. Die Cabinette erklärten den Regierungen offen den Krieg, welche ihre Verfassungen in der Zeit der allgemeinen Begeisterung nach revolutionären Grundsätzen eingeführt hatten. Der Congreß von Verona, bei welchem Herr von Metternich abermals die Hauptrolle spielte, traf die entschiedensten Bestimmungen. Frankreich wurde beauftragt, die spanischen Cortes zu unterdrücken, so wie Oesterreich den Willen der Allianz gegen Neapel und Piemont ausgeführt hatte. Die Cabinette gewannen überall die Oberhand und die Revolution war nun zwar materiell erstickt, aber leider lebte sie in der Verirrung der Ideen fort.

Da erhielten sie in dem Jahre 1830 ihren Ausdruck, aber Herr von Metternich hütete sich wohl in die Irrthümer der

erſten Coalition gegen die franzöſiſche Revolution zu verfallen, er bewachte mit der ungetheilteſten Aufmerkſamkeit ſeine eigenen Lande, und mit der von ihm gewohnten Conſequenz befolgte er auch jetzt die Grundſätze, welche ſeine langjährige Verwaltung, ſeine politiſche Laufbahn ſo ausgezeichnet hat, nämlich: zur Niederhaltung jeder europäiſchen Bewegung ſich Preußen und Rußland zu nähern, den Geiſt der Propaganda, unter welcher Form er ſich auch zeigen würde, zu bekämpfen; und da er einſah, wie weit verbreitet die revolutionären Ideen waren, hielt er es für nothwendig, nicht bloß den Militäretat, ſondern auch ſeine gewaltigen Polizeimittel zu vermehren. Die Verwaltung wurde ſtrenger, und bei dieſem durch die Nothwendigkeit gebotenen Syſteme abſoluter Niederdrückung des revolutionären Geiſtes konnte es nicht fehlen, daß auch manches Gute, welchem wahre Freiheit entkeimt war, mit zerſtört werden mußte.

So lebte Herr von Metternich, der Mentor unter den Diplomaten, der ſein politiſches Syſtem ſiegend in Europa machte, oder wo es nicht ſo ſtrenge durchzuführen war, ihm doch Achtung und Anerkennung zu verſchaffen wußte. Trotz ſeines vorgerückten Alters hatte er ſich eine erſtaunenswerthe Lebendigkeit und Friſche des Geiſtes erhalten. In Wien genoß er, wie geſagt, alle die Ehren, die man ſeinen ausgezeichneten Verdienſten und Fähigkeiten ſchuldig war, und Niemand hat es wohl damals geahnt, daß eine Zeit kommen würde, welche auch dieſen unerſchütterlichen, beſonnenen und kaltblütigen Geiſt überraſchen und überflügeln würde. Alle ſeine Anſtrengungen, welche der Niederhaltung der revolutionären Ideen gewidmet waren, ſind in dieſen verhängniß- und unheilvollen Jahren zu Schanden gemacht worden, das, was er ein Menſchenalter lang bekämpfte und ſiegreich bekämpfte,

blieb dennoch als Sieger gegen ihn auf dem Platze, und wie war das möglich? — Sollen wir darauf erwiedern: weil die revolutionären Ideen wohl eine Zeit lang niederzuhalten, aber nicht gänzlich auszurotten sind, weil diese Ideen, den Völkern einmal eingeimpft, mit gedoppelter Wuth erwachen, wenn es gelingt, sie zeitweilig niederzudrücken? Ist das nicht die Sprache, welche die Revulotionärs führen, und welche die conservativen Gewalten niemals anerkennen wollen, und — auch nicht anerkennen dürfen? Aber dennoch frage ich, wenn das Jahr 1820 das Jahr 1830 nicht verhindern konnte, und wenn das Jahr 1830 nur ein Vorspiel des Jahres 1848 gewesen, und auch dieses entsetzliche, beispiellose Jahr wieder der Vorläufer eines vielleicht eben so entsetzlichen Jahres sein wird, wenn bis jetzt nichts gegen den revolutionären Geist vermochte, keine Restauration, keine Congresse, keine Allianzen, keine noch so consequenten Systeme, keine Heere, keine Polizei — was wird den Kronen noch zu thun übrig bleiben, um ein solches Jahr zu verhüten? — Concessionen? — Sie werden nichts nützen. Reactionen? Sie werden eben auch nichts nützen. Aber was denn? —

Soll ich als Weib darauf antworten?

Ich habe diese Antwort in einem verhängnißvollen Moment einem gekrönten Haupte gegeben.

Diese Antwort ist vielleicht vergessen.

Das Volk, welches mich so schmachvoll, so undankbar behandelt hat, würde stutzen, hätte es diese Antwort vernommen.

Ja, diese Antwort, welche es werth ist, von allen Völkern und Monarchen gehört zu werden.

Aber es ist die Antwort eines Weibes, und ich werde schweigen.

Hundertdreiundzwanzigſtes Kapitel.

Ein Kaiſer und eine Kaiſerin.

Joſeph II. — Seine Antworten auf ſtolze Reden. — Zwei Grafen und drei Grafinnen. — Maria Thereſia. — Keuſchheitskommiſſionen. — Der auferſtandene Todte.

Ward ich damals in Wien ſo lebhaft und ſo oft an den Herrn von Metternich und ſein Syſtem erinnert, ſo tauchte aber auch gar nicht ſelten die Erinnerung an einen — revolutionären Kaiſer auf. Ich meine Joſeph II. — Das Volk führt dieſen Monarchen ſehr viel im Munde, und ſo verhaßt er bei den Jeſuiten war, ich habe manche nicht ſehr ſchmeichelhafte Aeußerung über ihn gehört, ſo beliebt ſcheint er bei den anderen Klaſſen der Bevölkerung geweſen zu ſein. Man ſagte mir, daß er es war, welcher zuerſt den Prater und den herrlichen Augarten dem Publikum geöffnet hat. Der Adel ſoll dieſe Oeffentlichkeit mit unfreundlichen Augen angeſehen, aber Kaiſer Joſeph geſagt haben: „Wollt' ich immer unter meines Gleichen ſein, ſo müßte ich in der Kapuzinergruft bleiben.“ Daſelbſt werden nämlich die Mitglieder des Regentenhauſes begraben. Als ihm einmal eine Dame auf ſeine Frage, wie viel Kinder ſie habe, antwortete: zwei Grafen und drei Grä-

ſinnen; entgegnete er: „Ich hatte auch einſt ein Mädchen.“ Joſeph II. war gewiß ein nicht minder ausgezeichneter Regent, als ſein Zeitgenoſſe, Friedrich der Große, aber es fehlte ihm dieſes Königs Glück und — Alter. Er hat nicht lange genug gelebt, um dauernd feſtzuhalten, was er begründet.

Seine Mutter, Maria Thereſia, lebt auch noch in gutem Angedenken. Sie war zwar auch nur ein Weib — aber ſie war dennoch Oeſterreichs größter Regent. Haben ſelbſt doch die Ungarn, die damals allerdings noch eine ganz andere Rolle ſpielten, da ſie das Kaiſerreich retten wollten, als 1848, da ſie es an den Rand des Verderbens führten, haben doch ſelbſt dieſe Ungarn damals geſagt: Wir wollen für unſern König ſterben. Und ſie meinten die Kaiſerin ſo gut wie ihren Sohn.

Maria Thereſia verdient ſchon als Mutter der unglücklichen Maria Antoinette, welche in ihrer Jugendſchöne das gekrönte, geheiligte Haupt auf das Schaffot legen mußte, und ein wahres Märtyrerende hatte, die Theilnahme aller Frauen und der Welt. Die unglückliche Tochter hatte am Hofe ihrer Mutter ſicher nicht gelernt, eine Franzöſin zu ſein, und ſie war deshalb in dieſer Stellung, in welche ſie das Schickſal verſetzte, nicht am Platz. Aber wer vermag ſeinem Fatum zu entgehen? Die eben ſo unglückliche Maria Stuart verließ nach dem Tode ihres Gemahls, des Königs von Frankreich, unangetaſtet dieſes Land — um in England ihr ſchönes Haupt auf den Block zu legen.

So hat eine Königin leider ſelbſt das Beiſpiel gegeben, daß ein königliches, gesalbtes Haupt nicht zu gut für das Henkerbeil iſt. Was ſoll man da von dem Volke ſagen? Die Königin Eliſabeth hat ihrer ſonſt ſo glänzenden Geſchichte durch dieſe Hinrichtung einen häßlichen Fleck — und was die Hauptſache iſt — den Völkern ein böſes Beiſpiel gegeben.

Man muß es gestehen, daß sich keine regierende Königin so rein auf dem Thron erhalten hat, wie Maria Thereſia. Eine Schwäche, aber eine recht naive Schwäche war es, daß ſie ſich berufen glaubte, die Keuſchheit ihres Volkes zu überwachen. Aber darin handelte ſie als Weib doch groß, daß ſie eine Verordnung erließ, welche die Beamten und Offiziere von jeder Beförderung ausſchloß, welche einen Liebeshandel eingegangen waren, wo ſie an keine Heirath dachten. Es iſt dadurch gewiß manches Unglück verhütet, manches Mädchen weniger betrogen worden, ſie that mit dieſer Verordnung das, was alle übrigen weiblichen Regenten zu thun unterlaſſen hatten. Sie dachte auch auf dem Thron an ihr Geſchlecht, und wollte es mit der ganzen Macht, die ihr das Scepter verlieh, gegen den Leichtſinn der Männer in Schutz nehmen.

Von dieſem Standpunkt aus betrachtet, ſind die Keuſchheitscommiſſionen, welche ſie einſetzte, und ich möchte ſagen, faſt das Gegentheil von der Jungfernſteuer waren, welche ein preußiſcher König einſetzte, und welche gewiſſermaßen die Keuſchheit beſteuerte, keineswegs ſo lächerlich und abſurd. Ob das wahr iſt, was man mir erzählte, daß die Kaiſerin bei der Geburt ihres Onkels, des nachherigen Kaiſers Franz, nach dem Theater, das ſie ſeit dem Tode ihres Gemahls nicht betreten hatte, geeilt und gerufen haben ſoll: „Der Leopold hat'n Buob'n!“? — Es wäre ein herrlicher Zug.

Jedenfalls wird unſer Geſchlecht nicht ohne innere Befriedigung und Erhebung auf dieſe Regentin ſehen, welche es abermals beweiſt, wie ſehr man uns Unrecht thut, wenn man uns die Befähigung abſpricht, herrſchen und regieren zu können. Nein, wir Frauen ſind nicht da, nur beherrſcht zu werden, es liegt nicht in unſerer Beſtimmung, nur den Männern die Langeweile zu vertreiben, der ſüße Honig zu ſein, welchen

ße in ihren Wermuth träufeln. Mag auch diese Bestimmung eine schöne sein, wenn wir sie aus eigenem Antriebe wählen, die Männer haben nicht die Bestimmung, für uns nur die Bienen zu sein, die aus unserem Kelche den Saft für ihren Honig nehmen, und hinterher — die armen Blumen mit ihren Stacheln verwunden.

Man muß, wenn man Wien genießen will, ein paar gesunde Augen mitbringen, die Ohren sind weniger nothwendig, denn man muß mehr sehen als hören. Man bedarf der Augen, um die stumme Sprache zu verstehen, welche die Dinge hier reden, und auch um die Wiener zu verstehen, bedarf man mehr der Augen. Ich habe nicht leicht ein Völkchen gesehen, welches mehr mit den Augen spräche, als diese gemüthlichen Residenzler. Es liegt etwas ganz Eigenthümliches in ihrer Augensprache, und ich glaube, die meisten Romane — und es mögen deren in Wien an jedem Tage und in jeder Nacht nicht wenige gespielt werden — werden mit den Augen angeknüpft, mit den Augen fortgesponnen und auch so geschlossen. Das weibliche Geschlecht, welches in Wien mit Wahrheit das schöne genannt wird, thut sich ganz besonders mit der Augensprache hervor, und es liegt so viel darin: weder Frechheit noch Koketterie, aber eine Menge angenehmer Dinge. Und dazu die schöne Gestalt, die hübsche, leichte und doch delicate Kleidung. Weniger hübsch sind die Herren, und das Militair gefiel mir nicht so gut wie das preußische, seine Haltung ist weniger elegant, und ich sah hier überhaupt bei Weitem nicht so viele Uniformen wie in Berlin. Dafür schienen mir aber die österreichischen Offiziere kräftiger zu sein und sich im Ganzen mit den Bürgern freundlicher zu stellen.

Bald hätte mein Herr Marquis mit einem dieser Offiziere ein Duell gehabt. Wir waren nämlich in einer Restauration,

wo wir ein sehr gutes, ächt wienerisches Frühstück zu uns nahmen. Wir tranken guten Ungarwein, welcher eben so feurig wie das Volk ist, unter welchem er wächst. Einige Offiziere, welche nicht weit von unserem Tische saßen, ließen sich die Kapaunen und den Wein ebenfalls trefflich schmecken, denn die wiener Kinnbacken scheinen mir die beste Construction von der Welt zu haben. Die Herren evangelisten nicht, während ihre Sprachorgane von denen des Gaumens in Banden gehalten und beherrscht wurden, mit ihren Augen eine Unterhaltung mit mir anzuknüpfen. Es ist nicht meine Art, die meinigen verschämt niederzuschlagen, sie blitzen wenn sie Feuer fangen, und meinem Marquis sagte die Unverschämtheit, wie er es nannte, namentlich des einen der Offiziere nicht besonders zu. Schon wollte er aufstehen, um Händel zu beginnen, ich hielt ihn aber zurück und sagte ihm, daß Jederman seine Augen habe, um sie auf Gegenstände zu richten, welche ihm gefielen, und daß er, wenn er sich nicht sofort beruhige, kein Gegenstand mehr für die meinen sein würde. Diese Worte wirkten und besänftigten ihn. Wir verzehrten unser Frühstück und wollten eben aufbrechen, als ein Herr ins Zimmer trat, bei dessen Anblick ich einer Ohnmacht nahe war.

Um Himmelswillen was ist Ihnen? fragte der Marquis, welcher den Eintretenden noch nicht bemerkt hatte.

Folgt uns der Schatten eines Getödteten, fragte ich, oder was ist das?

Der Schatten eines Getödteten?

Sehen Sie denn den Herrn dort nicht, den sie erschossen haben?

Dieser Herr trat jetzt mit freundlicher Miene auf mich zu, und mir die Hand reichend sagte er:

Habe Sie halt doch schnell genug eingeholt.

Der Herr Marquis lachte laut auf.

Mein Herr, sagte ich sehr böse, Sie haben mich belogen und mir unnütze Sorgen verursacht, ich finde ein solches Verfahren ganz unverantwortlich.

Der Herr Marquis lachte noch immer fort.

Was soll das heißen? fragte der wieder Lebendiggewordene.

Haben Sie kein Duell mit dem Marquis gehabt? fragte ich.

Ach ja, das war ein komisches Duell.

So bitte ich mir diese saubere Geschichte aufzuklären.

Kommen Sie nur, sagte der Marquis, lassen Sie uns dies Lokal verlassen, Sie sollen Alles erfahren.

Wir brachen auf und der Marquis klärte mir dann die Geschichte von dem unglücklichen Duell folgendermaßen auf:

Als die beiden Herren mich an jenem Abend in Prag verlassen hatten, beabsichtigten sie allerdings, trotz der Nacht, sich zu duelliren. Mein Berliner Freund holte aus seinem Zimmer zwei Pistolen, und sie gingen einen passenden Ort zu suchen. Unterwegs wurden sie aber überfallen und zwar von zwei — Nymphen, von denen mein Berliner Freund die Eine so schön fand, daß er seine Pistolen vergaß und sie begleitete. Der Herr Marquis fand die Andere nicht schön genug, um ihr seine Nacht zu opfern und zog es vor, nach seinem Hotel zurückzugehen. — Unterwegs kam er aber mit einem betrunkenen Menschen in Streit, welcher mit dessen Arretirung endete. Daher kam es, daß er so derangirt aussah. Der Einfall ein Duell vorzugeben und mich gewissermaßen seinem Nebenbuhler zu entführen, kam ihm plötzlich, als ich mich über sein Aussehen verwunderte und theilnehmend nach der Ursache fragte.

Nachdem ich dies gehört, konnte ich dem Marquis nicht mehr zürnen, der andere Herr schien wohl einzusehen, daß es ihn lächerlich machen würde, nach seiner Prager Affaire mit

einer Straßennymphe noch ferner den Eifersüchtigen zu spielen und von mir Küsse zu verlangen. Er suchte, so gut es eben anging, aus der Rolle eines Liebhabers zu der eines Freundes überzugehen, und überließ dem Marquis die erstere allein, und nach einigen Tagen befreite er uns ganz von seiner Gesellschaft, da er seinen Entschluß änderte, und statt nach Italien zu reisen es vorzog Constantinopel zu besuchen.

Ich glaube wohl, daß er sich in Constantinopel besser gefallen haben mag, als in irgend einer andern europäischen Stadt. Vielleicht ist er auch aus einer großen Vorliebe zu dem türkischen Serailleben zur mohamedanischen Religion übergetreten.

Hundertvierundzwanzigstes Kapitel.

Wiener Theater.

Das Burgtheater. — Das Theater an der Wien. — Carl. — Raimund. — Theaterscenen. —

Wien hat bei Weitem mehr Theater als Berlin, es mögen ihrer wohl deren fünf sein, aber nur das Hoftheater ist vorzüglich und überhaupt das erste Theater in Deutschland. Die andern Theater, welche sich in den Vorstädten befinden, befassen sich fast nur mit dem Lustspiel niederer Gattung und mit Localpossen, eines auch besonders mit der Oper. Es leben übrigens in Wien die bedeutendsten dramatischen Künstler Deutschlands, denn man zieht die außerordentlichen Talente hierher, ohne Rücksicht auf die pecuniären Opfer. Das Hoftheater ist besonders mit großartigen Mitteln ausgestattet, und sie scheinen hier besser verwandt zu werden als irgendwo. Man giebt sie für die Kunst und das Publikum, nicht für den besondern, oft launenhaften Geschmack der Direction aus. Die Theater der Vorstädte sehen aber weniger auf die Kunst, als auf ihre Kasse, und die Wiener sind zufrieden wenn sie — nur lachen können, und für diese Lachmuskeln wird eben auch reichlich gesorgt. Es giebt hier eine Menge Leute die eine ganz eigen-

thümliche Carriere beim Theater gemacht haben. Unter diesen steht der Director des Theaters an der Wien, der Herr Carl oben an, der seiner Zeit sehr bekannt war, und es vortrefflich verstand, die Wiener anzuziehen und dafür stets volle Casse einzuziehen und einen für einen Theaterdirector ungewöhnlichen Reichthum zu erwerben.

Dieser Mann mag jetzt in Deutschland und Wien vielleicht gänzlich verschollen sein, vielleicht schon längst nicht mehr den Lebendigen angehörigen, aber sein Lebenslauf ist merkwürdig genug und ich will hier eine kleine Skizze seines Lebens mittheilen.

Carl war der Sohn eines Wiener Banquiers und zwar eines Edelmanns, des Baron von Pernbaum. Er trat zuerst in den Militairdienst, wie fast alle junge Adeligen in Deutschland, nahm aber bald seinen Abschied, legte seinen Familiennamen ab, und ging auf's Theater. In München trat er zuerst auf. Er soll aber nichts weniger als gefallen haben. Er spielte im Fache der Liebhaber und hatte von allen Erfordernissen dieser Rollen, kein einziges. Er stieß mit der Zunge an, seine Gesichsbildung war marquirt und unschön, und dabei hatte er eine mißtönende Stimme. Aber bald wurde er auf eine andere Bahn gedrängt, in welcher er besser an seinem Platze war. Es sollte nämlich ein neues Wiener Lustspiel gegeben werden. Aber der Theater Director sah sich vergebens nach dem Schauspieler um, welcher die Titelrolle übernehmen konnte, denn sie war im Wiener Dialect geschrieben. Da fiel er auf Carl, trug ihm die Rolle an, und dieser war zwar im Anfange sehr stutzig, da er den Carl Moor und den Don Carlos mit einem alten lächerlichen Gecken vertauschen sollte, nahm aber doch die Rolle an. Carl machte in dieser Rolle solches Glück, daß man eigene Stücke für ihn schuf, um

ihn in ähnlichen Rollen dem Publikum vorzuführen. Nun schritt man dazu, ein eignes Theater für dieses Genre von Possen und Lustspielen zu gründen. Carl wurde Director und leitete seine Bühne mit ungeheurem Glück, so daß er in kurzer Zeit so weit war, sich ein Haus kaufen und Pferde und Wagen nebst vielen Bedienten halten zu können.

Damit nicht zufrieden baute er noch ein zweites Theater, zu welchem Unternehmen er sogar bedeutende Vorschüsse aus der Schatulle des Königs erhielt. Als aber der König starb und die Theilnahme für seine Unternehmungen bei dessen Nachfolger nicht im gleichen Maße vorhanden war, kam er auf einen höchst originellen Einfall, dem Staate, dessen Ungunst er nicht tragen wollte, den Rücken zu kehren.

Er schiffte sich nämlich mit seiner ganzen Truppe auf einem Floße ein, schwamm die Donau hinab nach der Kaiserstadt hin, und gab an einem dortigen Theater mehrere Wochen hindurch Gastrollen.

Sein Debüt gefiel, unter ungeheurem Jubel der lustigen Wiener Bevölkerung fuhr er nach geendetem Gastspiel auf seinem Floße wieder ab, jedoch nur um in München seine Angelegenheiten zu ordnen und recht bald nach dem heitern Wien wieder zurückzukehren.

Als dies geschehen war, übernahm er die Direction des Theaters an der Wien, sein Glück blieb ihm treu, und so ward er bald fast alleiniger Eigenthümer des schönen Theatergebäudes und anderer bedeutender Besitzungen. Ja, eine ganze Straße, die nach ihm Carlstraße heißt, soll von ihm bebaut sein.

Man findet aber nicht viel Leute, die ein solches Glück gemacht haben, und es macht sich in Wien wie in ganz Deutschland noch immer der Spruch geltend, den ich so oft von Künstlern vernommen habe: Die Kunst geht betteln. Carl

war nie als ein Kunſtler anerkannt worden, es war ihm nur darum zu thun, reich zu werden, deshalb war ihm die Kunſt nur ein Mittel zum Zweck. Im Ganzen ſoll er eben nicht viel gethan haben, das Theater zu heben, vielmehr ſoll ſein Einfluß viel dazu beigetragen haben, die dramatiſche Kunſt in Wien in Verfall zu bringen und den Geſchmack des Publikums zu verſchlechtern.

Auch von dem Schauſpieler Raimund hörte ich ſehr viel in Wien, und er ſchien noch immer der Lieblingsdichter, wie ehemals der Lieblingsſchauſpieler der lachluſtigen Wiener zu ſein. Ich hörte ſeine Geſchichte von einem Wiener, und es war mir kaum begreiflich, wie dieſer Mann, welcher mit dem verſtorbenen Schauſpieler in durchaus keiner Verwandtſchaft ſtand, bei dieſer Erzählung faſt Thränen vergießen konnte. Er klärte mir aber dieſes Räthſel mit den Worten auf:

Als der gute Raimund noch lebte, da brauchte ich nur Morgens den Theaterzettel anzuſehen, um den ganzen Tag über getröſtet und vergnügt zu ſein. Ich vergaß all' mein Leid — worin dieſes beſtand, ſagte mir der Wiener nicht — all' meinen Kummer, und ſagte mir: Du wirſt Abends den göttlichen Raimund ſehen und Dich in Vergeſſenheit tauchen, und ein paar Stunden das Glück genießen nichts zu thun, als zu lachen und Dir den Bauch zu halten. Dieſer Raimund war eine Art Berauſchung für mich, und es wird mir, nachdem er geſtorben, nichts übrig bleiben — als es ihm nachzumachen.

Gerade das Geſpräch mit dieſem Manne bewog mich, ein Raimundſches Stück zu ſehen, das einen Tag ſpäter gegeben wurde. Ich fand es nicht ohne Reiz, aber daß ſolche Stücke hier gern geſehen wurden, charakteriſirte mir doch die Wiener, die, ich möchte ſagen, faſt halbe Türken ſind und das Phantaſtiſche lieben. Es iſt ſonderbar genug, daß eine ſo auffal-

lende Verschiedenheit zwischen einem und demselben Volke herrschen kann. Der Franzose z. B. ist überall Franzose, mag man den von Paris oder den Franzosen einer Provinzialstadt nehmen, höchstens, daß er sich in der Art, sich zu benehmen und zu bewegen, etwas unterscheidet, eben so ist der Italiener immer und überall Italiener, und dasselbe gilt von den andern Nationen, aber der Deutsche in Berlin und der Deutsche in Wien scheint durchaus nicht ein und derselben Nationalität anzugehören, so verschieden ist der Charakter, Leben, Sitte und Anschauungsweise in diesen beiden Städten. In Wien schien mir indessen Alles mehr stabil zu sein, wie denn auch der Wiener selbst ruhig und gemessen ist und so zu sagen seine Rechnung mit der Zukunft abgeschlossen zu haben scheint. 's giebt nur a Kaiserstadt, 's giebt nur a Wien, hörte ich oft sagen, Wien scheint den Leuten den höchsten Gipfel menschlicher Größe erreicht zu haben, glänzender, glücklicher, glauben sie, könnte ihre kaiserliche Residenz nicht mehr werden. Berlin ist aber noch immer im Werden, die Berliner gestehn sich ein, daß sie den Gipfel weltstädtischer Größe noch nicht erklimmt haben, und sie sind daher weit entfernt, sich in der behaglichen, gemüthlichen und selbstzufriedenen Ruhe einzuwiegen, die nur Erworbenes erhalten und genießen will. Daher glaube ich auch, daß Berlin noch eine große Zukunft haben wird, Wien aber wird von seiner großen Vergangenheit zehren, bis es vielleicht einmal aufhören wird — das alte Wien zu sein. Ob aber dann das neue Wien sich mit Berlin wird messen können, das scheint mir eine große Frage zu sein.

Hundertfünfundzwanzigſtes Kapitel.

Ein Stückchen Machiavellismus.

Die Politik des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. — Wallenſtein und Guſtav Adolph. — Der Herzog von Lauenburg. — Napoleon's Sohn. — Marie Louiſe. — Die Politik und die Frauen. — Antwort eines Diplomaten.

Ich erinnere mich, daß am Hofe ſeiner Majeſtät des Königs von Baiern im Jahre 1816 ein Buch ungemein viel Senſation erregte, welches über die Politik des öſterreichiſchen Kaiſerthums ſehr wenig ſchmeichelhafte Aufſchlüſſe brachte. Dies Buch war in England erſchienen, von einem Polen niedergeſchrieben und war ein wahres Pamphlet. Beſonders ſchlecht kommen die Deutſchen darin weg.

Als ich ſpäter von dieſem Buche hörte, war ich um ſo begieriger, es kennen zu lernen, da ich in ſo vielen Städten des öſterreichiſchen Kaiſerthums mich aufgehalten hatte und die öſterreichiſche Regierung mir ſtets als ein Muſter guter Regierung vorgeſchwebt hatte.

Ich fand überall die Unterthanen zufrieden mit ihren Zuſtänden, ich fand ſie wohlhabend und heiter, ich fand den Despotismus Metternichs milde und aufgeklärt und den zu regierenden Völkern vollkommen angemeſſen.

Ich fand Künste und Wissenschaften überall befördert und beschützt, ich fand die Strafen selbst väterlich milde angewandt, ich fand endlich Land und Volk so regiert, wie man unter damaligen Umständen und bei der merkwürdigen Beschaffenheit des Staates nur nach allerhöchster Weisheit zu regieren vermochte.

Es schien mir wohl natürlich und menschlich, daß es einzelne Unzufriedene gab, aber das Land überhaupt konnte sich glücklich preisen, so regiert zu werden, und ich glaube, es wurde auch anerkannt.

Mit dieser Ueberzeugung empörte ich mich gegen Sätze, die nur der größte Frevel in die Welt schleudern, die größte Befangenheit für glaubwürdig halten konnte.

Ich will Einiges davon mittheilen, der Leser mag seine Gedankenstriche, Ausrufungszeichen und Fragezeichen selbst hinzusetzen.

Die Fürsten Europa's, ohne Ausnahme, machen Wallfahrten nach Wien, um sich in das Heiligthum ihrer Erlösung einführen, in die Geheimnisse der monarchischen und absoluten Regierung einweihen und sich bewegen zu lassen, eine Akte zu unterzeichnen, welche, wie die Kaiser behaupten, für das Bestehen aller Monarchen nützlich und nothwendig ist, die aber nur das Haus Habsburg in Ungarn, Böhmen, Polen und Italien schützt und sicher stellt.

In Gemäßheit eines organischen Statuts der Familie Habsburg sind alle Erzherzöge verbunden, ein Handwerk zu erlernen. Franz I. war ein Siegellackmacher und der Kaiser Ferdinand I. ist ein Drechsler.

Dieses Statut hat den Zweck, einen positiven speculirenden Geist in der Familie zu erhalten.

Der Kaiser ist das Haupt seiner Familie, er ist verbunden,

alle legitimen Mitglieder derſelben zu erhalten, andrerſeits aber können dieſe keine legitime Heirath ohne Zuſtimmung ihres Oberhauptes eingehen.

Ehebündniſſe, welche von den Erzherzögen oder Erzherzoginnen ohne dieſe Einwilligung geſchloſſen werden, heißen morganatiſche und die Kinder aus dieſen Ehen bekommen den Titel Baron oder Baroneſſe.

Der Erzherzog Johann ſchloß eine morganatiſche Ehe mit der Tochter eines Poſtmeiſters, die ihn mit zwei kleinen Baronen beſchenkte.

Dieſer Erzherzog hat ſich nicht der Gunſt ſeiner Familie in einem beſondern Grade zu erfreuen.

Der Kaiſer Ferdinand I. ſoll bis zu ſeinem achtzehnten oder zwanzigſten Jahre einen gewiſſen Grad von Geiſt und Unabhängigkeit des Charakters gezeigt haben. Es ward von ihm prophezeiht, daß er, wenn er auf den Thron käme, nicht dem unveränderlichen Syſtem ſeines Vaters, Franz I., folgen würde, ſo daß ſowohl ſein Vater als auch Metternich ihm nicht geneigt waren, und vielmehr wünſchten, daß Franz Carl der zweite Sohn, der alle ſyſtematiſchen Eigenſchaften ſeines Vaters geerbt hatte, dieſem auf dem Throne nachfolgen möchte.

Als der Erzherzog Ferdinand eines Tages in Geſellſchaft ſeines Vaters, Metternichs und anderer Cavaliere auf der Jagd war, wäre er beinahe durch einen Schuß getödtet worden. Der Meuchelmörder aber ward niemals entdeckt.

Ein anderes Mal feuerte ein öſterreichiſcher Offizier aus einer Entfernung von nur wenigen Schritten ein Piſtol auf ihn ab, fehlte ihn aber ebenfalls.

Dieſer Mann ward allerdings ergriffen, aber man fand, daß er einen Anfall von Wahnſinn gehabt habe.

Zähe Beſtändigkeit bei guten und böſen Schickſalen, gründ-

liche Menschenkenntniß, die Ueberzeugung von menschlichen Schwächen und Vergehungen, die Weisheit, alle Religionen als wesentliche Triebfedern der innern und äußern Politik zu würdigen, der gänzliche Mangel an Großmuth, an höheren Gefühlen der Sympathie und des Mitleidens mit der menschlichen Natur und an jeder Liebe zu eitlem Ruhm, die Enthaltung von jeder Rache, welche die Grenze der umsichtigen Maßregeln dieses kalten Egoismus, welche man Politik nennt, überschreiten könnte — die List, ein uneingeschränktes Vertrauen auf die Treue der Unterthanen und auf ihr eigenes göttliches Recht zu heucheln, wodurch sie jenes allgemeine, stets wachsame Mißtrauen verhüllen, welches aus der innern Ueberzeugung hervorgeht, daß sie nur durch das Recht der Gewalt regieren, das sind die erblichen Eigenschaften der Dynastie der Kaiser im Allgemeinen und zugleich die unterscheidenden Kennzeichen ihres Regierungssystems.

Die einzige Leidenschaft, die sie kennen, und welche alle andern absorbirt und ersetzt, ist die Liebe zum Gold, oder vielmehr der habsüchtige, unersättliche Durst nach demselben, welches sie als ihren Gott und als das einzige Ziel und Zweck ihrer Regierung und Eroberung betrachten.

Die knauserigste, bis auf den höchsten Grad schmutzigen Geizes getriebene Sparsamkeit ist nur die Folge dieser Vorliebe.

Die Kaiser bewahren in eigner Person den Schlüssel zu ihren Schätzen, sie allein kennen die Gesammtsumme der in ihren Kellern versteckten Millionen.

Das Geheimniß, in welches die Triebfedern der Politik der Kaiser gehüllt sind, bildet einen großen Theil ihrer Macht, und nur durch die politische Geschicklichkeit, welche sie bei Handhabung ihrer Angelegenheiten entwickeln, haben sie sich

auf ihren hohen Standpunkt erhoben und auf demſelben erhalten. —

Alle Groberungen, welche andere Völker und ihre Monarchen gemacht haben, verdankten dieſe der Tapferkeit ihrer Armeen und haben ſie mit Blut und Geld erkauft. Die Kaiſer verdanken ihre Erwerbungen nur Heirathen, Unterhandlungen und großentheils ihren Treuloſigkeiten.

Preußen z. B. überragt den Kaiſerſtaat ſo viel an Moral, als dieſer Staat Preußen an Hülfsquellen und Länderfläche.

In ihren Expeditionen und im offenen Kampfe, wo Strategie und Talent nöthig waren, ſind die Kaiſer ſelten glücklich geweſen.

Sie haben ſelten Siege mit den Waffen gewonnen, ſondern immer dadurch geſiegt, daß ſie verborgene Einflüſſe mit in's Spiel zogen und durch ſchlaue, unterirdiſche Strategie gewöhnlich über ihren Gegner triumphirten.

Sie ſind niemals verzweifelt, wie ſchlecht auch ihre Stellung geweſen ſein mag. Mehr als einmal hat ihre Monarchie während der letzten zwei Jahrhunderte auf dem Punkte geſtanden, durch den Verluſt unglücklicher Schlachten zu zerfallen und in den Staub zu ſtürzen, und mehr als einmal ſind ſie auf dem krummen Pfade, wo Liſt mehr gilt als Stärke, endlich doch noch ſiegreich hervorgegangen.

König Heinrich IV. von Frankreich hatte die Abſicht, den Krieg gegen Oeſtreich zu eröffnen und ward am Vorabend des beabſichtigten Feldzuges von einer Hand getroffen, die eine geheimnißvolle Macht gegen ihn bewaffnet hatte. Oeſtreich ward durch einen Dolchſtoß gerettet, das Volk hatte Verdacht gegen den Kaiſer und die Jeſuiten.

Nach der Julirevolution und während der revolutionären Bewegung in Italien faßte Kaiſer Franz I. Verdacht gegen

seinen Enkel, den Herzog von Reichstadt, und dieser Enkel starb sofort. In Wien ging das Gerücht, er sei vergiftet worden.

Der protestantische Bund drohte den Ruin der österreichischen Monarchie. Der berühmte östreichische General Wallenstein, Herzog von Friedland, warb auf seine eignen Kosten eine Armee von 80,000 Mann an und rettete den Thron, der aber, sobald er den Feind los war, sich sehr undankbar erwies.

Als aber Gustav Adolph die Feindseligkeiten wieder aufnahm, bat der Kaiser den General Wallenstein, das Kommando wieder zu übernehmen und ging so demüthigende Bedingungen ein, daß der General so wichtig wie der Kaiser wurde.

So kam es denn so, daß dieser Kaiser Sieg und Niederlage für gleich gefährlich halten mußte.

Unter diesen Umständen desertirte Franz Albert, Herzog von Lauenburg und östreichischer General, von der kaiserlichen Armee und ging in das feindliche Lager Gustav Adolphs, wo er Dienste nahm.

Durch die Verstellung und Schmeichelei, welche dem deutschen Adel so eigenthümlich sind, wußte Lauenburg das Herz des Helden zu gewinnen und ward sein intimer Günstling.

In der Schlacht bei Lützen verirrten sich Gustav Adolph und sein Günstling, der Herzog von Lauenburg, und fielen einigen in einem Hinterhalte liegenden Oestreichern in die Hände, welche den König mit Säbelhieben und Musketenschüssen massakrirten, seinen Begleiter aber mit heiler Haut davon ließen. Der Herzog von Lauenburg, welcher nach jener Schlacht sich ohne Zeitverlust nach Wien begab, erhielt von seinem Kaiser zur Belohnung den Oberbefehl über die schlesische Armee.

Nachdem der schwedische Held gefallen war, kam Wallenstein an die Reihe.

Der Kaiser Ferdinand, als ihm die Nachricht von seinem Tode hinterbracht wurde, brach den Vorschriften Machiavell's getreu in Thränen aus, um seine Unschuld zu beweisen, ließ in den Kirchen von Wien Messen lesen und belohnte hinterher die Mörder, welchen er Gnadenketten, Kammerherrnschlüssel, Diplome, Würden und Rittergüter verlieh.

Eine Thatsache aber, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Welt verdient, und nur wenigen Forschern aufgefallen ist, ist der vorhergesehene und berechnete Zusammenhang der Ereignisse der Jahre 1811—1815, als der natürlichen Wirkungen der im Jahre 1810 zu Stande gekommenen Thatsachen.

Die Freundschaft deutscher Fürsten ist für Frankreich und dessen Fürsten stets gefährlicher und unheilvoller erfunden worden, als ihre Feindschaft.

Nach tausend verlorenen Gefechten wechselte der besiegte und gedemüthigte Kaiser seine Politik.

Aus dem unversöhnlichsten Feinde Napoleon's, der er auch wirklich war, ward er plötzlich, dem Anscheine nach, dessen zuverlässigster Freund und nächster Verwandter.

Man müßte nicht die mindesten Kenntnisse von der menschlichen Natur haben, wenn man annehmen wollte, ein besiegter Feind könne so schnell der aufrichtige Freund seines Besiegers werden.

Es war Selbsttäuschung, zu glauben, daß die Habsburger nicht die Mittel suchten, ihre Demüthigung zu rächen.

Unmittelbar nach dieser Heirath hörte man von Deutschen den Sturz Napoleon's und den Ruin Frankreichs verkünden, so völlig waren sie überzeugt, daß diese Heirath nur eine Schlinge von Seiten ihres Kaisers sei.

Nachdem die österreichische Monarchie zu ihrem alten Glanze wieder gelangt war und die Erzherzogin Marie Louise ihre Rolle

ausgespielt hatte, kehrte sie nach Wien zurück, um von der heiligen Allianz das Herzogthum Parma als Belohnung für ihre edelmüthige Anhänglichkeit zu empfangen. Um zu beweisen, daß ihre Verheirathung mit Napoleon eine bloße diplomatische Angelegenheit gewesen sei, schickte sie ihm, als er sich auf der Insel Elba befand, eine Scheidungsacte.

Im Allgemeinen ist die österreichische Politik geduldig und leidenschaftlos.

Sie macht nie einen Versuch, die Humanität oder uneigennützige Freundschaft, oder die Ehre und Würde der Nation zu vertheidigen.

Die Kaiser fechten nur, um ihre Schätze zu vermehren oder zu bewahren, und selbst dann handeln sie auch ostensible oder direkter Weise selten allein.

Sie besitzen die Gabe, andere feurigere oder eitlere Monarchen und Völker durch Hinweisung auf ihre Ohnmacht und vor Allem auf ihre erheuchelte Demuth zu bewegen, für sie in die Schranken zu treten, während sie sich öffentlich bloß einmischen, um die Beute zu theilen oder ausschließlich Besitz davon zu nehmen.

Es giebt wenig Schriftsteller, welche bei Vergleichung der österreichischen Regierung mit der türkischen oder russischen, in Bezug auf Humanität und Freiheit, der ersteren nicht den Vorzug geben würden, dies ist jedoch ein grober Irrthum. —

Die Czaren stellen, indem sie sich persönlich in die Angelegenheiten mischen und Entscheidungen in ihrem Namen geben, ihre Leidenschaften und Schwächen blos und compromittiren durch ihre Gewaltthätigkeit den Nimbus ihrer Unfehlbarkeit und Heiligkeit, zuweilen zeigen sie aber doch Mitleid und belohnen stets ausgezeichnete Militärdienste und Anhänglichkeit an ihre Person auf die freigebigste Weise. In Oesterreich im

Gegentheile iſt der Despotismus dynaſtiſch und geſetzlich, der Name des Kaiſers wird bei keiner Entſcheidung ausgeſprochen: Alles geſchieht im Namen des Geſetzes, der Kaiſer ſelbſt verſteckt ſich hinter ſeinen Befehl. Die entſetzlichſten Grauſamkeiten werden im Namen des Geſetzes begangen. Der Kaiſer zeigt niemals Milde, weil nicht er, ſondern das Geſetz verurtheilt.

In Rußland lehrt man, daß der Czar das Recht hat, zu thun, was ihm beliebt, in Oeſtreich wird das Volk gelehrt und überredet, daß der Kaiſer blos thun kann, was das Geſetz befiehlt.

Das iſt das Urtheil, was in dem merkwürdigen Buche über den Kaiſerſtaat gefällt wird, es ſollen aber noch ganz andere Dinge darin ſtehen, die uns die Regierung dieſes Staates ſo darſtellen, wie nur eine Regierung zur Zeit der größten Barbarei ſein kann. So unmoraliſcher Mittel eine Regierung fähig zu halten, von der ich ſelbſt, da wo ſie am beſten gekannt iſt und am genaueſten beurtheilt werden kann, nur das Beſte hörte, gränzt an das Abſurde, und die öſterreichiſche Regierung hatte durch das verächtliche Stillſchweigen, welches ſie dieſen abgeſchmackten Beſchuldigungen gegenüber beobachtete, zur Genüge gezeigt, daß ſie ſolche nicht zu fürchten braucht.

Ich erinnere mich des Urtheils eines hochgeſtellten und einflußreichen Diplomaten des Kaiſerſtaates, welcher nicht etwa ein Deutſcher, ſondern von böhmiſcher Herkunft war. Als ich ihm ſogar einige Stellen, welche die Regierung der außerdeutſchen Bevölkerung gegenüber der niedrigſten Motive bezüchtigte, vorhielt, ſagte er mit feinem Lächeln:

Es hat ſchon oft ein Schriftſteller mehr Lügen und falſche Anſichten drucken laſſen, als ein ganzes Jahrhundert geglaubt hat. Weil die Macht, eben weil ſie die Macht iſt, Alles ver-

mag, iſt es leicht von ihr geſagt, daß ſie Böſes thut. Die Völker aber wiſſen wohl, daß ſich mehr böſe Dinge erdichten als ausführen laſſen. Solche Entſtellungen der Motive und der Thatſachen muß man unbeachtet laſſen, um zu zeigen, wie wenig ſie uns angehen.

Sehr wahr, verſetzte ich, die Politik iſt wie die Frauen. Je liebenswürdiger, ſicherer und offner ſie ſind, je mehr Sünden ſchiebt man ihnen in die Schuhe, und je weniger Böſes man an ihnen zu entdecken vermag, je ſchlimmer werden ſie dargeſtellt. Der Leumund und die Geſchwätzigkeit wollen ſtets ihre Opfer haben, und wen könnten ſie dazu auserſehen, wenn nicht die, von denen ſie wiſſen, daß ſie auf dergleichen — ſchweigen werden.

Wie aber, wenn die Zeitgenoſſen ſo Geſchichte ſchreiben und mit ſolcher Befangenheit die Politik der Gegenwart ohne Widerlegung ſchildern, was ſoll dann aus dem berühmten Satze werden:

Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht!?

Hundertſechsundzwanzigſtes Kapitel.

Der Paſcha von drei Roßſchweifen.

Eine junge Frau und ein alter Mann. — Der Vater als Wächter der ehelichen Treue ſeiner Tochter. — Die Masterade. — Paſcha und Domino. — Die Verſchwörung. — Die betrogenen Alten. — Gutes Ende eines böſen Spiels. — Verluſt und Gewinn. — Ein Freund ſtatt eines Liebhabers. — Abſchied von Wien.

Ich machte kurz vor meiner Abreiſe in Wien die Bekanntſchaft einer Dame, welche noch ſehr jung und ungemein ſchön war. Sie war eine geborne Wienerin und von guter Herkunft. Aber ihr Vater war leidenſchaftlich dem Spiele ergeben und hatte ſein ganzes Vermögen dieſer Leidenſchaft geopfert. Die Mutter war aus Gram über dieſen Verluſt, welcher ſie in die armſeligſte Lage verſetzte, geſtorben. So ſtand denn die einzige Tochter, ohne irgend einen Anhalt, von allen Hilfsquellen entblößt, in der Welt, aber ſie hatte vom lieben Gott ein Gnadengeſchenk erhalten, welches ſie wenigſtens theilweiſe mit ihrem Geſchick wieder auszuſöhnen vermochte — eine ungewöhnliche Schönheit. Ihr ſpeculativer Vater, welcher zwar ſein Vermögen, aber mit dieſem keineswegs ſeine unglückſelige Leidenſchaft verloren hatte, wollte aus dieſer Schönheit ſeines einzigen Kindes ſeinen Nutzen ziehen, und ſeinen unausgeſetzten

Bemühungen gelang es auch, das arme Mädchen an einen Graukopf zu verkaufen, welcher Handel ihn nicht nur aller Sorgen für die Zukunft seiner Tochter enthob, sondern ihm noch ein Erkleckliches für seine eigene Person einbrachte. Diesem Mädchenverkauf ward allerdings der Name Ehe gegeben; die Unglückliche ward nach der vorgeschriebenen Ceremonie dem Graukopf angetraut, und er führte als siebenzigjähriger Greis das siebenzehnjährige Mädchen vom Traualtar in die Brautkammer, nannte sie seine Frau, seine Gattin, und glaubte nun das Recht, sie allein und ausschließlich zu besitzen, vor Gott und Menschen erworben zu haben.

Ich lernte das arme Mädchen oder vielmehr die arme Frau bald nach dieser unnatürlichen Verbindung kennen.

Diese Bekanntschaft entstand in Folge einer jener vielen Zufälligkeiten, die das Geschick anzuordnen scheint, um verwandte Seelen zu einander zu führen, damit sie sich durch gegenseitige Tröstung und Liebe vor Verzweiflung retten.

Die junge Frau weinte bitterlich, als sie mir ihr unglückliches Geschick mittheilte.

Aber warum haben Sie sich nicht gesträubt, fragte ich, den Alten zu heirathen?

Mein Gott, das habe ich ja genug gethan. Ich habe meinem Vater wohl zehnmal versichert, daß ich den Alten nicht heirathen würde.

Sie hätten lieber fliehen sollen, wandte ich ein.

Das läßt sich leichter sagen, als ausführen; woher sollte ich die Mittel nehmen?

O, es hätte sich schon ein Ritter gefunden; giebt es denn in Wien keine jungen Leute, die so hübsche Mädchen gern entführen? Aber freilich ist solchen Entführern auch nicht immer zu trauen, man kommt von der Charybdis in die Scylla.

Ach, ich hatte durchaus keinen Bekannten.

Keinen Bekannten? Keinen Freund, dem Sie sich anvertrauen konnten? Nun, ich begreife, Sie haben gewiß nicht längst die Pension verlassen?

Ich war niemals in der Pension, aber mein Vater hielt mich immer eingeschlossen, er sagte: er würde mich erst freilassen, wenn ich Frau wäre.

Und aus Ueberdruß dieser Gefangenschaft haben Sie sich endlich einer andern gefügt?

Nein, nicht gerade deshalb, aber mein Vater sagte mir, wenn ich ihm nicht gehorche, wollte er mich und sich zugleich um's Leben bringen, er habe auf diese Verheirathung seine und meine Zukunft, sein ganzes Lebensglück gebaut.

Arme Frau! — Sie sind das Opfer eines hartherzigen Vaters. Aber trösten Sie sich, Ihr alter Graukopf wird hoffentlich bald sterben.

Ach nein, er wird viel länger leben als ich.

Aber Sie haben doch wenigstens die Mittel, mein Kind, sich einigermaßen für das Ihrer Jugend zugefügte Unrecht zu entschädigen.

Wie soll ich das anfangen? Der Alte ist so eifersüchtig, daß er mich fast keinen Augenblick ohne Bewachung läßt.

Aber Sie werden auch die Mittel haben, diesen Wächter zu blenden, indem Sie ihn bestechen.

Nein, es ist Alles vergebens, ich bin rettungslos verloren und meine Lage wird mir mit jedem Tage, mit jeder Stunde unerträglicher.

Sie sind zu zaghaft, meine Liebe, Sie sind schön und reich, und mit diesen beiden Schlüsseln sollten Sie sich nicht die Thuren Ihres Kerkers öffnen können? Es sollte Ihnen nicht möglich sein, einen närrischen, blödsinnigen Alten zu betrügen?

Ach, der Alte iſt durchaus nicht blödſinnig.

Er iſt ganz gewiß blödſinnig, da er ſich eine ſo junge Frau genommen hat. Er mußte es voraus wiſſen, daß Sie ihn betrügen würden.

O, davor hat er ſich geſichert.

Gehen Sie niemals allein aus?

Niemals.

Nicht einmal nach dem Bade?

Ich habe das Bad in meinem Hauſe.

Nun, aber doch wenigſtens nach der Kirche?

Auch dahin darf ich nicht allein gehen.

Wer begleitet Sie denn?

Mein Mann oder mein Vater.

Ihr Vater?

O, der bewacht mich gut. Bei dem geringſten Argwohn, hat ihm mein Mann erklärt, zu dem ich ihm Veranlaſſung geben würde, bei der allerkleinſten Untreue wollte er mich verſtoßen, und in dieſem Falle wird mein Vater der Rente verluſtig, welche ihm mein Mann alljährlich auszahlt. Kann er nun einen beſſern Wächter meiner Treue als meinen Vater haben? Mich zu bewachen und von jeder Untreue abzuhalten iſt meines Vaters einziges Geſchäft, dafür erhält er ſeine Rente, und er kann nun wieder ſpielen, wie zuvor.

Das iſt abſcheulich — aber es muß Ihnen geholfen werden.

Sie ſehen, daß ich mit keinem Herrn ſprechen darf. Sobald ſich mir ein junger oder ein alter Mann nähert, tritt mein Vater hinzu und nimmt für mich das Wort.

Aber Sie werden doch das nicht dulden und nicht ſchweigen.

Mein Vater ſagt: verzeihen Sie, dieſe Dame iſt meine Tochter, und ſie hat das Unglück blödſinnig zu ſein. Ich er-

röthe und ſchweige vor Zorn und Scham, während mich Diejenigen, welche mich angeredet haben, mit einem mitleidsvollen Blicke verlaſſen. —

Das iſt zu arg, alle meine Empfindungen empören ſich gegen dieſen unnatürlichen Vater, aber Sie müſſen ihm durchaus zeigen, welche Rechte Sie als Frau und als Weib beanſpruchen dürfen, Sie müſſen ſich von dieſer Sclaverei emancipiren.

Ach, Sie müſſen den Blick meines Vaters ſehen, wenn ich nur die geringſte Miene, ihm zu widerſprechen, mache. Ich weiß, daß er zum Aeußerſten entſchloſſen iſt, ſeine Augen brauchen mir nicht erſt zu ſagen: Du unterwirfſt Dich unbedingt, oder ich tödte mich und Dich.

Nun, meine Liebe, die Wahl zwiſchen dieſen beiden Dingen würde mir nicht ſchwer werden, ich glaube Ihr Leben iſt ſo düſter, daß es der Tod nur lichter, wenigſtens nicht finſterer machen kann. Und wenn Sie ſich zum Aeußerſten entſchließen, iſt immer noch eine Möglichkeit vorhanden, daß das Glück, welches ſo oft dem Muthigen hilft, auch Ihnen einen Ausweg zeigt.

Wie aber ſoll ich das anfangen, meine Theure?

Beſuchen Sie keine Maskerade?

Ich habe noch nie eine beſucht, und ich glaube nicht, daß man es mir geſtatten wird, einem ſo gefährlichen Vergnügen beizuwohnen.

Das mag ſein, aber Ende dieſer Woche wird eine glänzende Maskerade im Theater ſtattfinden; erklären Sie Ihrem Gemahl entſchieden, daß Sie dieſe Maskerade mitmachen wollen.

Wenn es mir erlaubt wird, eine Maskerade zu beſuchen, wird es ſicher nur unter der einzigen Bedingung geſchehen,

daß mich mein Vater begleite, und dann habe ich wieder nichts gewonnen.

Sie werden dabei sehr viel gewinnen.

Glauben Sie das nicht, ich kenne den Alten und meinen Vater besser.

Das mag sein, aber Sie werden dennoch zum Ziele kommen, wenn Sie nur auf meinen Plan eingehen wollen.

Lassen Sie hören.

Wir haben Beide so ziemlich, ich möchte fast sagen, sehr genau einen und denselben Wuchs.

Ich glaube.

Lassen Sie sehen, stellen Sie sich hierher, ganz recht, auch unsere Größe ist genau dieselbe, ebenso ähnlich ist unsere Haltung, nur ist die meine etwas zuversichtlicher, aber das thut nichts zur Sache, — es paßt Alles vortrefflich, und wenn Sie nicht gar zu unentschlossen sein werden, muß unser Plan gelingen.

Ich begreife Sie noch nicht.

Nun — ich will Sie entführen.

Sie wollen mich entführen?

Gefällt Ihnen der Plan nicht? Ziehen Sie es vor, die Gefangene eines geldgierigen Vaters und die Sklavin eines boshaften Graukopfs zu sein?

Aber, mein Gott, wohin wollen Sie mich führen?

Ich reise nach Italien, Sie begleiten mich.

Aber ich habe kein Vermögen, wovon wollen wir leben?

Man ist nie arm, wenn man schön ist. Es werden sich schon genug junge Leute finden, die sich in Sie verlieben, und Sie heirathen, wer Ihnen gefällt. Wenn dies übrigens auch nicht sogleich geschieht, ich habe Mittel genug, Sie zu erhalten.

Und mein Vater?

BAYERISCHE STAATS-

Wie? Haben Sie etwa mit einem Menschen Mitleid, der einen so nichtswürdigen Mißbrauch mit den geheiligten Rechten treibt, welch' ihm die Natur verliehen?

Es ist doch immer mein Vater, ich möchte nicht die Veranlassung seines Todes sein.

Proben und ausführen sind zwei verschiedene Dinge, ich bin überzeugt, daß Ihr Vater nicht daran denken wird, sich das Leben zu nehmen, ein Mann seiner Art findet immer die Mittel, seine Leidenschaft zu befriedigen.

Und wie wollen Sie es anfangen — — —

Sie zu entführen? — Mein Plan ist höchst einfach, und deshalb ist er gut und leicht ausführbar: wir verständigen uns jetzt über die Kleidung, die Sie tragen werden, und alles Uebrige macht sich dann von selbst. Sie haben nur eine Sache dabei zu thun, der Maske zu folgen, welche Sie entführen und welche einen türkischen Pascha vorstellen wird.

Einen türkischen Pascha?

Diese Verkleidung wird mein Freund, der junge Marquis von Villier, annehmen, ihm folgen Sie, Sie können sich ihm furchtlos anvertrauen. Er wird Sie nach meiner Wohnung führen und Sie sollen daselbst nicht lange auf mich warten dürfen.

Das ist sehr abenteuerlich — es ist ein junger Marquis dabei — —

Schreckt Sie das etwa zurück? — Ist ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren fürchterlicher, als ein eifersüchtiger Alter von siebenzig?

Ich will mir die Sache überlegen.

Gut, überlegen Sie es sich, meine Liebe, und theilen Sie mir Ihren Entschluß mit, wählen Sie zugleich das Costüm, damit ich, im Falle Sie auf meinen Plan eingehen wollen, die

nöthigen Vorbereitungen rechtzeitig treffen kann. Sein Sie aus Liebe zu Ihrem seelenlosen Vater nicht gar zu grausam gegen sich selbst, glauben Sie aber mit der Zeit Ihre Lage verbessern oder sich in solche besser hinein leben zu können, nun, so tragen Sie Ihr Kreuz mit Geduld, es kömmt Alles auf die eigene Kraft und den eigenen Willen an.

Mit diesen Worten verließ ich die hübsche, unglückliche Frau, welche wahrlich der Kindheit näher als der Ehe stand. Unsere nächste Zusammenkunft war auf den andern Tag festgesetzt. Wir wohnten nämlich in einem und demselben Hause und hatten einen gemeinschaftlichen Garten, in welchem wir uns ziemlich ungenirt sprechen konnten. Es war ja Winter, und der Alte schien keine große Lust zu haben, seiner Frau in den Garten zu folgen, da er ja oben aus dem Fenster ein wachsames Auge auf sie haben konnte. Daß sie mit andern Frauen sprach, schien man ihr nicht wehren zu wollen. Welche Einfalt! — Wie oft sind die Frauen für die Tugend und die Treue der Frauen gefährlicher, als die Männer, und wenn es gilt eine junge Frau gegen die unnatürliche Tyrannei eines Strohkopfs und eines Vaters zugleich zu schützen, wird sich nicht jede Frau aus diesem Schutze, dessen die Bedrückte so bedürftig ist, eine heilige Pflicht machen?

Am andern Tage zur bestimmten Zeit traf ich mit meiner armen jungen Freundin wieder zusammen, ich sah es ihr an, daß sie geweint hatte, und sie theilte mir mit, daß ihr Mann sie nicht auf die Maskerade gehen lassen wolle, sie habe aber ihm erklärt, sie würde dennoch gehen. Sie sei noch jung und habe ein Recht dazu, die Welt, welche auch für sie da sei, zu genießen. Sie habe einen Mann, nicht aber einen Gefängnißwärter geheirathet, sie sei in die Ehe, aber nicht in einen Käfig getreten. Sie würde also gehen, und wenn man sie von jedem

Vergnügen zurückzuhalten ſuche, dann werde ſie zeigen, daß ſie kein willenloſes Kind, ſondern eine Frau ſei.

Ich freute mich eben ſo ſehr über dieſe Erklärung, als ihr Mann, wie ſie mir ſagte, davon betroffen wurde. Sie zweifelte nun nicht, daß derſelbe ſich mit ihrem Vater beſprechen würde, und ſie verſprach mir, am andern Tage das Reſultat, welches dieſe Unterredung ohne Zweifel herbeiführen mußte, mitzutheilen.

Dieſes Reſultat war zwar ein halber Sieg, der aber doch unſerm Plan ſehr ſtörend entgegenwirkte. Man geſtattete der jungen Frau, die Maskerade zu beſuchen, aber ihr Vater ſollte ſie begleiten und — das Koſtüm für ſie wählen.

Das wäre nun ſo weit recht gut geweſen, wenn wir nur gewußt hätten, welches er wählen würde, aber der Abſcheuliche wollte nichts davon verlauten laſſen, und wir konnten darauf gefaßt ſein, daß er bis zum letzten Augenblicke ſie in Ungewißheit laſſen würde.

Man mußte alſo von Neuem Oppoſition machen, und meine junge Freundin hatte nun auch Muth genug gefunden, auf der begonnenen Bahn fortzufahren.

Sie erklärte alſo ihrem Cerberus geradezu, daß ſie über das zu wählende Koſtüm allein entſcheiden würde. Wir waren darin überein gekommen, ein veilchenblaues Atlaskleid anzuziehen, über welches wir einen Domino von weißem Atlas ziehen wollten, auch alles Uebrige an unſerer Kleidung wollten wir ganz übereinſtimmend wählen. Ich übernahm es, die Anzüge in Ordnung zu bringen, die Masken zu beſtellen und ihr die für ſie beſtimmte Kleidung zuzuſenden.

Nach dieſer Verabredung kamen wir noch einmal zuſammen. Die junge Frau hatte ihren Willen durchgeſetzt. Den Betheuerungen ihres Vaters, er würde dieſe Auflehnung gegen

seinen Willen nicht dulden, setzte sie die bestimmte Erklärung entgegen, sich um seinen Widerspruch nicht kümmern zu wollen, und er gab endlich nach.

Durch diesen vollständigen Sieg ermuthigt, faßte sie ein Herz zu ferneren Schritten. Sie sagte mir: Meine Liebe, ich will es versuchen, bevor ich meinen Mann verlasse und meinen Vater unglücklich mache, ob ich ihn nicht bestimmen kann, mir freie Hand zu lassen. Ich werde, um seine Lage nicht zu verschlimmern, meinem Manne gegenüber die Alte bleiben, aber von meinem Vater verlange ich Nachsicht, er soll meinen Freuden nicht hindernd in den Weg treten, er soll mir nicht ferner den Weg versperren.

Ich fand diesen Vorsatz zu vernünftig, zu edel, um ihm Widerstand entgegen zu setzen. Wir studirten uns nun einen kleinen Roman ein. Mein Freund, der Marquis, welchem ich die Geschichte meiner jungen Freundin mitgetheilt hatte, nahm lebhaften Antheil an ihr, und erklärte sich zu jeder Handlung bereit, die ihr nützen und ihr Schicksal erleichtern konnte. Er wählte eine Charaktermaske und zwar die eines Pascha's. — Unser Roman versprach recht interessant zu werden und wir konnten kaum den Tag der Maskerade erwarten.

Endlich waren wir so weit.

Der verhängnißvolle Augenblick war da. Ich hatte eine andere Kleidung an als meine Freundin, jedoch hatte ich Kleid, Domino und Maske, welches mich zur Doppelgängerin meiner Freundin machen sollte, für den entscheidenden Moment in Reserve.

Bald sah ich in dem bunten Maskengewühle meine junge Freundin, auch ihren Vater erkannte ich, er blieb ihr beständig zur Seite und wandte kein Auge von seiner im Saale herumflatternden Tochter ab.

Nun näherte ſich ihr der Paſcha. Mit türkiſcher Gravität begrüßte er ſie, erfaßte ihren Arm und führte ſie im Geſpräch fort, der Alte folgte ihnen Schritt für Schritt. Ich folgte ebenfalls in einiger Entfernung dieſer Gruppe.

Nachdem ſich die beiden jungen Leute ein Weilchen unterhalten hatten, ſteckte der Paſcha meiner Freundin eine Blume zu, an deren Stengel ein beſchriebenes Blättchen befeſtigt war, und entfernte ſich.

Gleich darauf trat ihr Vater zu ihr und verlangte die Blume zu ſehen. Sie löſte das Blättchen ab, und gab ihm die Blume. Er verlangte aber auch das Blättchen. Sie hatte den Inhalt, welchen ſie ſchon kannte zum Scheine geleſen, und übergab nun dem Vater nach einigem Sträuben das Verlangte.

Das Zettelchen enthielt die Worte:

Um elf Uhr, meine Schöne, finden Sie Ihren Paſcha an dem Haupteingange des Saales. Er hofft nicht vergebens zu warten.

Der Alte zerriß zornig das Blättchen, führte ſeine Tochter in ein Nebenzimmer und blieb dort eine gute Viertelſtunde mit ihr.

Als ſie wieder im großen Saale erſchien, näherte ſich ihr der Paſcha wieder, flatterte abermals mit der jungen Frau eine Weile im Saale herum und verließ ſie dann.

Ich folgte ihm.

Nun, wie geht es der Armen? fragte ich.

Sie hat einen heftigen Auftritt mit dem Alten gehabt, er wollte ſie zwingen ſofort die Maskerade zu verlaſſen. Sie weigerte ſich aber entſchieden. Er ließ die fürchterlichſten Drohungen aus, und ſie gab ihm dagegen die Erklärung, welche ſie mit Ihnen verabredet hat. Er wurde ſehr betroffen. Jedenfalls hat ihre energiſche Oppoſition eine gute Wirkung

gehabt. Der Alte hat zwar seiner Tochter noch nicht nachgegeben und sie mit seinen gewöhnlichen Drohungen verlassen. Aber er scheint jetzt mit sich zu Rathe zu gehen und zu überlegen. Der Alte ist ein Schlaukopf, der sich vor Übereilung wohl zu hüten weiß. Wenigstens hat er die eine Drohung, mit mir anzubinden, sobald ich mich seiner Tochter wieder nähern würde, noch nicht ausgeführt. Wir müssen die Entwickelung abwarten, ich werde aber seine Geduld auf eine harte Probe setzen. Wenn ich Sie jetzt verlasse, dann führe ich die junge Frau, welche mir sehr gut gefällt, in ein abgelegenes Zimmer. Sie wird sich demaskiren, ich muß durchaus ihr Gesicht sehen.

Sie! Sie! sagte ich mit dem Finger drohend, Sie scheinen den Roman um jeden Preis ausspielen zu wollen. Ich hoffe, daß Sie Ihrer Rolle nicht untreu und über unsern Plan nicht hinausgehen werden.

Zittern Sie für mich? fragte der Marquis mit schelmischem Lächeln.

O nein, ich bin weit entfernt, auf Sie eifersüchtig zu sein, es soll mir im Gegentheil sehr lieb sein, wenn Sie die Arme ein wenig zu trösten vermögen.

Sie sind sehr uneigennützig.

Ich gönne dem Unglück seine Freuden.

Ein Beweis wie wenig gut Sie mir sind.

Ich hasse die Tyrannei der Männer, wenn es ihre Unterdrückung gilt, bin ich jeglichen Opfers fähig.

Nach diesem Zwiegespräch trennten wir uns wieder. Mein Freund trat in den Saal zurück, ich folgte ihm.

Bald darauf hatte er die junge Frau wieder gefunden und wollte sich mit ihr entfernen.

Der Alte trat jetzt ihre entschlossen zu ihm heran.

Ich näherte mich der Gruppe und konnte ihren Wortwechsel hören.

Mein Herr, sagte der Alte, ich dulde kein Charmiren mit meiner Tochter.

Das wird wohl von dem Wunsche und dem Willen dieser Dame abhängen, versetzte mein Freund.

Ich hoffe, daß Sie den Willen ihres Vaters respectiren werden, entgegnete der Alte.

Ihre Tochter ist verheirathet und sie hat hier von Niemandem Befehle anzunehmen.

Ich aber verbiete meiner Tochter, mit Ihnen ferner zu reden.

Es kommt ganz auf Ihre Tochter an, ob sie sich diesem Befehle fügen will.

Nein, mein Herr, ich werde mich diesem Befehle nicht fügen, versetzte die junge Frau mit bestimmter Stimme.

So kommen Sie.

Du bleibst hier! rief der Alte und faßte den Arm seiner Tochter. Wirst Du es etwa vor, hier Skandal zu machen?

Wie Sie wollen, versetzte seine Tochter, ich bin hierhergekommen, um mich zu amüsiren, nicht um eine stumme Zuschauerin zu machen.

Kommen Sie, sagte der Pascha, und führte die junge Frau fort.

Der Alte ließ sie gehen, aber er warf einen sehr häßlichen Blick auf den Pascha.

Ich verfolgte ihn genau mit meinen Augen. Er ging eine Weile nachdenkend im Saale herum, auf diese Energie seiner Tochter schien er doch nicht gefaßt gewesen zu sein, gleichwohl mußte er es für besser gefunden haben, es lieber mit seinem alten Schwiegersohne, als mit seiner Tochter zu halten. Konnte

er wissen, ob nicht der eifersüchtige Alte noch einen heimlichen Wächter bestellt hatte? Er ging endlich entschlossen durch die Zimmerreihe. Ich folgte ihm wieder. Er öffnete das Kabinet, in welches sich der Pascha und seine Tochter zurückgezogen hatten. Sie war demaskirt, die Beiden saßen wie ein verliebtes Pärchen. Der Alte sagte kein Wort und verschwand. Er hatte den Ballsaal verlassen.

Nun war es Zeit.

Wir waren, von dem Alten befreit, nun alle Drei bei einander.

Ich habe nun Alles versucht, sagte die junge Frau, mein Vater will von seiner Handlungsweise nicht ablassen, er hat es mir entschieden erklärt und sein Benehmen beweist es, daß er meinen Widerstand um jeden Preis brechen wird.

Sie haben nun keine Wahl mehr, versetzte ich, wir müssen jetzt anfangen, wo wir hätten enden sollen. Wahrscheinlich ruft Ihr Vater Ihren Alten herbei, und Ihrem Manne gegenüber können Sie Ihren Widerstand nicht fortsetzen. Wenigstens wird man Alles aufbieten, Sie von hier fortzubringen.

Entschließen wir uns rasch, sagte der Pascha, welcher von der jungen Frau ganz entzückt zu sein schien. Wir verlassen den Saal, Sie fahren mit mir nach meiner Wohnung.

Die Entfernung meines Vaters, wandte die junge Frau ein, deren Sache jetzt gänzlich verändert und die alle Zaghaftigkeit bei Seite gesetzt zu haben schien, vereinfacht unsern Plan. Ich möchte doch selbst gern die Entwickelung mit ansehen. Lassen Sie uns unsere Kleider mit einander tauschen, dann kann ich ungefährdet hier bleiben.

Aber wie leicht ist es möglich, sagte ich, daß Ihr Vater mich bemerkt und beobachtet hat, und dann ist eine Entdeckung nicht unwahrscheinlich.

Dann verlaſſen wir jetzt zuſammen den Saal, und der Knoten iſt gelöſt.

Ich ſah meinen Freund fragend an, der ganz nachdenklich daſtand.

Dem widerſetze ich mich, ſagte er endlich, überlaſſen Sie es mir, meine Damen, den Roman auszuſpielen. Ich bleibe jedenfalls hier. Sie aber, meine Damen, werde ich nach meiner Wohnung führen, woſelbſt Sie meine Zurückkunft erwarten können.

Bleiben Sie, ſo bleiben wir auch, ſagte ich, ich habe ebenfalls meine Rolle noch nicht zu Ende geſpielt und ich hoffe, daß dieſes nicht ohne Vortheil für Sie geſchehen wird.

Nun denn laſſen wir es dabei bewenden, ſagte die junge Frau, wir tauſchen mit unſern Kleidern. Mein Vater war viel zu ſehr mit mir und dem Herrn Marquis beſchäftigt, als daß er noch ein Auge für andere Perſonen haben konnte.

Sie haben recht, laſſen Sie uns keine Zeit verlieren.

Wir gingen nun in ein Ankleidezimmer, und die Metamorphoſe war bald geſchehen. Ich ſah mit einer recht behaglichen Spannung der Entwickelung dieſer Intrigue entgegen.

Es währte nicht allzulange, als der Vater der jungen Frau mit zwei andern maskirten Perſonen in den Saal trat.

Ich glaubte in dem Einen den Alten zu erkennen, wenigſtens deutete ſeine Haltung und ſein Gang auf ein hohes Alter. Der andere konnte irgend ein verkappter Poliziſt ſein, denn in Oeſterreich miſcht ſich die Polizei ſelbſt in die Familienverhältniſſe, wenn ihre Hülfe begehrt wird.

Wir drei Verſchworenen flatterten, jeder auf ſeine eigene Fauſt, im Saale herum.

Wir waren alſo drei gegen drei.

Ich konnte auch ſagen, wir waren unſerer nur drei gegen einen einzigen, und zwar einen der mächtigſten Staaten, wir

hatten es zugleich mit seinen übermächtigen Gesetzen zu thun, welche dem Vater und dem Gatten so viele und große, der Frau und dem Kinde so geringe dürftige und ohnmächtige Rechte geben.

Wer von uns wird aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen? dachte ich bei mir.

Nur ein wenig Geduld. Es muß sich bald zeigen.

Die drei Herren suchten und fanden bald, was sie suchten.

Der Pascha und ich, wir begegneten uns und gingen Arm in Arm im Saale umher.

Bald darauf trat der Vater der jungen Frau zu uns heran und sagte mit energischer Stimme:

Wenn Du Dich nicht vor aller Welt blamiren willst, so folge mir sofort. Ich habe Deinen Mann herbeigerufen und ihn bis jetzt noch zurückgehalten, mit Strenge gegen Dich aufzutreten. Siehe, dort steht er, Du wirst ihn schon erkennen. Und Sie, mein Herr, setzte er, zu dem Marquis gewandt, hinzu, ich hoffe, daß Sie es nicht weiter treiben und meine Tochter vor einem beschämenden Eclat, bei dem auch Ihre Ehre dulden würde, bewahren werden.

Ich sagte kein Wort; ich hatte wohl Ursache dazu.

Mein Herr, sagte der Pascha mit der gemüthlichsten Ruhe, Sie können sich nur selbst blamiren, wenn Sie Ihr so höchst exzentrisches Benehmen fortsetzen. Ich bin, wie Sie sehen, ein Türke, aber ein wirklicher Türke, und zwar ein Pascha von drei Roßschweifen, mein Costüm ist kein erborgtes. Es wird mir daher nicht schaden, wenn ich den hübschen Frauen hold bin, es ist Brauch in meinem Vaterlande, deren mehrere zu gleicher Zeit zu haben. Also lassen Sie uns in Ruhe, ich werde Ihnen aber nicht böse sein, wenn Sie mir Ihre Tochter, in welche ich wahrhaft verliebt bin, zur Frau geben wollen.

Das iſt zu arg! rief der Alte.

Und warum iſt das zu arg, mein Herr? Iſt es nicht geſcheuter, einen jungen als einen alten Mann zum Schwiegerſohne zu haben? Wollen Sie denn durchaus das Unglück Ihrer Tochter? So laſſen Sie ihr doch wenigſtens einigen Erſatz für das Elend, in welches Sie das arme Kind verſetzt haben. —

Mein Herr, für dieſe Frechheit werden Sie mir Rechenſchaft geben, ſtammelte der Alte, und Du folge mir endlich. Meine Geduld iſt zu Ende.

Er ergriff heftig meinen Arm, den ich ihm aber wieder entzog.

Nun, ſagte der Alte, Du willſt es, ſo mag es ſein.

Er entfernte ſich, und wir verließen eiligſt den Saal und zogen uns in eins der entfernteſten Gemächer zurück.

Wir bemerkten wohl, daß uns drei Herren folgten, und benutzten die kurze Zeit uns tüchtig auszulachen.

Dann nahmen wir endlich auf dem Sopha Platz und ſaßen ganz traulich nebeneinander.

Die Herren traten zu uns in's Zimmer, welches ſie hinter ſich vorſichtig zuſchloſſen.

Jetzt trat der Herr Ehemann in die Scene und hielt eine Anrede an mich. Es war mir unmöglich auf die Länge auszuhalten, ich erfaßte die Hand meines Freundes und wollte ihn fortführen. Aber augenblicklich donnerte mir ein dreifaches Veto entgegen und ſechs Arme packten mich zu gleicher Zeit.

Das heißt doch den Spaß zu weit treiben, rief ich endlich mit verſtellter Entrüſtung und ließ meine Maske, wie zufällig von meinem Geſichte abgleiten.

Man denke sich die Bestürzung und Ueberraschung der beiden Alten, als sie eine fremde Physiognomie sahen.

Lachend entfernten wir uns und ließen die Verdutzten in ihrer Verlegenheit wie die Narren stehen.

Im Saale trennten wir uns augenblicklich wieder. Ich flanierte lustig und heiter wie ein Schmetterling umher, hütete mich aber wohl, mit meiner jungen Freundin zu sprechen, welche alle Schüchternheit abgelegt hatte und sich mit den Masken ganz gut zu amüsiren schien.

Bald sah ich die Alten wieder, welche im Saale herumliefen, um ihre entflohene Gefangene aufzufinden; ich hatte noch einige Male das Vergnügen, von den Alten erfaßt zu werden, welche noch immer an eine Doppelgängerin glaubten.

Ich ergötzte mich jedesmal an seiner Verlegenheit.

Endlich schlug die Stunde der Demaskirung.

Auf diesen Augenblick schienen die Alten inbrünstig zu warten.

Aber wir fanden es inzwischen für gerathen, diese Zeit nicht abzuwarten, und ich fuhr mit meiner Freundin nach des Marquis Wohnung. Er selbst blieb im Ballsaale zurück. —

Wie diese poissirliche Geschichte nun endete? —

Sie endete über alle Erwartung gut.

Als die Alten vergebens nach meiner Freundin suchten, schienen sie zu glauben, daß sie bereits nach Hause gefahren sei.

Der alte Ehemann fand es ebenfalls für gerathen, nach Hause zurückzukehren, doch hatte er dem Schwiegervater zuvor die bittersten Vorwürfe gemacht, und dabei Einiges von Entziehung der Rente fallen lassen.

Der Vater blieb zurück, denn es konnte ja auch möglich sein, daß sich seine Tochter wieder einfinden würde.

Jedenfalls, ſetzte er voraus, hat ſie die Gelegenheit dieſes fatalen Maskenballes nur zu gut benutzt, ihrem Manne untreu zu werden, und ich bin verloren.

In dieſer zerknirſchten und traurigen Stimmung fühlte er plötzlich eine Hand, die ſich auf ſeine Schultern legte.

Er wandte ſich um und erkannte nicht ohne Verlegenheit den Paſcha von drei Roßſchweifen.

Mein Herr, ſagte er, ich habe eine ſehr wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu beſprechen. Haben Sie die Güte mir in ein andres Zimmer zu folgen.

Erſtaunt folgte ihm der Alte.

Mein Herr, fuhr der Paſcha fort, als er ſich mit dem Alten allein befand, Sie haben eine ſehr ſchöne Tochter, aber leider einen ſehr häßlichen Schwiegerſohn. Ich bin zwar kein Paſcha, aber Marquis, und ich glaube nicht zweifeln zu dürfen, daß mein Vermögen, über welches ich völlig unabhängig verfüge, dem ihres Schwiegerſohns wenigſtens gleichkommt. Auf jeden Fall biete ich genug, Ihnen unbedingt die Mittel zu gewähren, deren Sie zu einem Standesgemäßen, ſorgenloſen Leben bedürfen. Ich mache, wie geſagt, die Gewährung einer Rente von keiner Bedingung abhängig. Sie brauchen ſich durchaus nicht dem ſchwierigen Geſchäfte zu unterziehen, eine junge, liebenswürdige und lebensluſtige Dame zu bewachen. Dieſem Berufe würde ich ganz allein, ohne allen Nachtheil für Sie, obliegen. Uebrigens glaube ich, daß Ihre Tochter für mich die Neigung hegt, welche jede Disharmonie zwiſchen uns unmöglich machen wird, und ich bin ſo glücklich, noch jung genug zu ſein, den Lebensanforderungen einer jungen Frau genügen zu können. Alſo kurz zur Sache: Wollen Sie mir Ihre Tochter geben?

Meine Tochter —? stammelte der Alte, welcher nicht wußte, was er zu dieser Eröffnung sagen sollte.

Doch mein Freund beeilte sich, ihm das Räthsel aufzuklären, und der Vater, welcher eine Scheidung mit dem Alten gar leicht hielt, gab am Ende mit Freuden zu einem Vorschlage seine Einwilligung, welcher seine Lage so sehr verbesserte.

Nachdem sie nun über die Ausführung dieses Planes das Nähere verabredet hatten, trennten sich die beiden Männer im besten Einvernehmen, Jeder für sein Theil mit der Entwickelung des Romans vollkommen zufrieden.

Wir erwarteten indessen mit Spannung den Herrn Pascha.

Liebe Lola, sagte der Marquis, als er zu uns eintrat, mit einer feierlichen Stimme, die ich an ihm gar nicht gewohnt bin. Sie haben es sich selbst und Ihrer Großmuth beizumessen, daß Sie heute um einen Liebhaber ärmer geworden sind.

Ich werde mich leicht trösten können, versetzte ich, denn ich habe Sie niemals als solchen betrachtet. Ich hielt Sie für einen Freund, und den werden Sie mir hoffentlich auch bleiben.

Bis an's Ende aller Tage, versetzte der junge Mann mit herzlichem Händedruck.

Nun aber die Erklärung! bat ich.

Der Marquis erzählte die Unterredung mit dem Vater seiner Freundin, welche verlegen die Augen niederschlug. Sie war wirklich reizend. Das Pärchen sank sich in die Arme und küßte sich herzlich satt.

Nun aber müssen wir aufbrechen, sagte er endlich, wir müssen uns trennen, um uns bald auf ewig wieder zu vereinen. Ich habe Ihrem Vater versprochen, Sie ihm sofort zuzuführen, in diesem Fall sind Sie vor üblem Leumund gesichert. Man wird sagen, Sie haben es bei Ihrem Manne, der Sie durch

grenzenlose Eifersucht tyrannisirt, nicht länger aushalten können, und Sie werden bei Ihrem Vater so lange bleiben, bis die Scheidung erfolgt ist, und dann —

Und dann heirathen Sie, und mich lassen Sie indessen in Gottes Namen allein nach Italien und Spanien reisen, wandte ich ein.

Das ist gar nicht nöthig, meine Freundin, sagte der Marquis, bleiben Sie in Wien, bis die Sache abgemacht ist, dann begleiten wir Sie.

Trotzdem, sagte ich, beunruhigen Sie sich nicht, es wird mir an Begleitern nicht fehlen, wenn ich deren suche. Sie wissen ja selbst, wie viele sich mir schon angeboten haben. Aber ich werde allein reisen, und mal wieder die ganze Welt sehen, frei und ungebunden. —

Ich hielt Wort und verließ bald nach diesem kleinen Roman das schöne Wien.

Aber ich nahm das schöne Bewußtsein mit auf den Weg, das Glück einer jungen Frau befördert, ein armes Weib von doppelter Tyrannei befreit zu haben.

Ja wahrlich, wenn wir Frauen uns nur stets uneigennützig die Hand zur Hülfe reichen wollten, wir würden dadurch mächtig werden und sehr viel Unglück verhindern, sehr viel Glück hervorrufen können, aber ich wiederhole:

Wir Frauen üben gegenseitig an uns selbst die größte Tyrannei aus.

Hundertsiebenundzwanzigstes Kapitel.

Venedig.

Julius Geschick. — Italiens Zukunft. — In Venedig. — Der St. Markusplatz. — Der Dogenpalast. — Die Seufzerbrücke. — Die Bleigefängnisse. — Die Bleidecker. — Das Arsenal. — Die Marterwerkzeuge. — Trophäen aus Constantinopel. — Byron's Haus. — In der Gondel.

Meine Reise von Wien bis nach dem classischen Italien war voll Abwechslung und angenehmer Erlebnisse. Ich bin mit Männern zusammen gekommen, welche in der Geschichte unserer Tage eine Rolle spielen, ich habe die Städte gesehen, die ehrwürdig sind durch ihre geschichtlichen Erinnerungen, durch ihre Kunstschätze, die sie bergen, durch das Schicksal, von welchem sie in früherer Zeit und in der Gegenwart betroffen worden sind. Ich habe Rom, Venedig, Neapel und Mailand gesehen, ich habe mich in allen diesen Städten längere Zeit aufgehalten, und ich könnte einige Bände füllen mit den Anschauungen, die ich daselbst gewonnen, den Erfahrungen, welche ich daselbst gemacht, den Empfindungen, welche diese Städte mit ihr Geschick in mir erweckt haben. Ich habe in Rom den Papst, der damals noch vergöttert wurde, und den Clerus kennen gelernt, ich habe das Kapitol gesehen, diesen ewigen

Thron der Weltherrschaft in der ewigen Stadt, ich habe in dem großen, steinernen Buche gelesen, welches die Weltgeschichte umfaßt, die ganze Weltgeschichte mit ihren schrecklichen Verirrungen, ihren blutigen Kämpfen, ihren erhabenen Ideen, ihren großen Geistern und kleinen Menschen. — Ich habe das Land kennen gelernt, welches gleichsam das verzogene Kind der Natur ist, welches von ihren Gaben die herrlichsten und kostbarsten erhalten hat, das Land, in welchem die Bewohner die Bedürfnisse ohne Anstrengung erhalten, das Land, welches Ansprüche darauf hat, ein wirkliches Paradies zu sein, und welches dennoch ist getaucht in Blut, heimgesucht von dem grausamsten Elend, welches nicht aufgehört hat, der Tummelplatz der Leidenschaften zu sein, in welchem keine anderen Stimmen hörbar waren, als das Donnern der Kanonen, das Klirren der Ketten, das Anathema derjenigen, welche den Segen und den Fluch zu ihren Waffen machen.

Wenn man von einem solchen Lande erzählen will, wird man von dem magischen Geschicke desselben übermannt, seine entsetzliche Geschichte schwebt uns wie ein Gespenst, wie ein drohender Schatten unaufhörlich vor Augen, man wagt es nicht, von Ruinen, Blut und Hochgericht umgeben, an seine profanen Erlebnisse zu denken, ja man erschrickt, wenn man an die schönen, glühend dunklen Augen der lebenslustigen Italienerinnen und Italiener denkt, welche neben und über Vulkanen schlafen, welche scherzen zwischen den zerstümmelten Meisterwerken des Alterthums, zwischen den gigantischen Trümmern einer gigantischen Vorzeit und den neuerbauten Citadellen und den Galgen der Gegenwart, auf der Lava und neben den Wogen einer revolutionären Gährung, — aber die Italiener nun sind eben Italiener, sie sind es gewohnt zu leben und zu sterben

auf Vulkanen, auf Trümmern, auf untergegangenen Städten und Welten. —

Freilich sah 1811 die Gegenwart Italiens noch nicht so trübe wie heute aus, die Bewegungen der Napoleonischen Zeit mit ihren schlimmen Nachwehen schienen ziemlich verschmerzt zu sein, aber dennoch war die Stimmung des Landes im Ganzen eine sehr düstere, freilich mehr in den obern Schichten der Gesellschaft. Ich kann hier nur wiederholen, was der große Amerikaner von diesem unglücklichen Lande gesagt hat: die Natur scheint Italien zu einem für sich bestehenden Ganzen bestimmt zu haben, es sollte ein einziges Land und Reich, kein zerstückeltes, zerrissenes sein. Seine Bevölkerung redet dieselbe Sprache, seine Grenzen umgiebt das Meer, und durch ein Bollwerk hoher Gebirge ist es von dem übrigen Europa abgeschieden, seine so beträchtliche Ausdehnung, seine alte Geschichte, seine abgeschlossene Lage, sein durchaus verschiedenes Interesse, Alles scheint auf das große Ziel einer einigen Verschmelzung seiner gewaltsam getrennten Landestheile abzuzwecken. Dieses soll auch der Plan Napoleons gewesen sein. Anstatt aber ein engverbundenes, für sich bestehendes und selbstständiges Reich zu sein, ist das Land in mehr als ein halbes Dutzend Staaten zerstückelt. Eins der größten und vielleicht das einzige Hinderniß der Vereinigung sämmtlicher italienischen Staaten in ein einziges Reich liegt in dem erblich fortgepflanzten Haß und Mißtrauen der Einwohner der einzelnen Länder gegeneinander.

Die Gesetze und Gewohnheiten der einzelnen italienischen Staaten haben so viele kleine und kleinliche Abweichungen von einander, daß die Wünsche der Patrioten hauptsächlich auf eine föderative Republik hindeuten, wie etwa die Schweiz. Früher oder später wird Italien unvermeidlich ein einzelner

Staat werden. Dies ist eine Folge, die aus den bestehenden Verhältnissen unabwendbar hervorgehen muß, obschon die Mittel wodurch dies bewirkt werden konnte, bis jetzt noch Wenigen einleuchten möchten. Als eine für sich bestehende Nation müßte Italien, welches 18 — 20 Millionen Bewohner zählt, über das mittelländische und das adriatische Meer herrschen, aber ebendieses Umstandes wegen möchte die Eifersucht Frankreichs und Englands der Vereinigung der italienischen Staaten weit mehr Hindernisse in den Weg legen, als die östreichische Uebermacht. Wenn daher auch eine föderative Republik zu Stande käme, so würde Englands und Frankreichs Tendenz darauf gerichtet sein, die einzelnen conföderirten Staaten mit einander zu entzweien und hieraus ergiebt sich schon, daß eine föderative Republik nicht das geeignete Mittel zur dauernden Consolidation Italiens sein dürfe.

Doch ich will es versuchen, einen Blick von den traurigen politischen Zuständen der Gegenwart abzulenken, und ein Paar Blätter aus dem merkwürdigen Geschichtsbuche aufschlagen. Es ist möglich, daß, wenn ich mich so vieler todter Dinge erinnere, die einst lebten und blühten, auch an mich selbst wieder gedenke, die jetzt noch lebt und liebt — aber dereinst, gleich diesen schönen vergangenen todten Dingen, ebenfalls der Vergangenheit angehören wird.

Nun, das Sterben ist an sich kein trostloser Gedanke; beerben uns doch Menschen, die gleich uns aus Fleisch und Blut bestehen, die leben, schaffen und wieder sterben, bis wir Alle, Alle in den Schooß unsers Herrn Vater Adam zurückgekehrt sein werden — und was dann unser Herr Vater mit uns und sich selbst beginnen wird?

Ja, da liegt's — muß ich mit dem großen Britten sagen. Ich spreche zuerst von Venedig, dieser alten Dogenstadt.

dieser dereinstigen Beherrscherin des Meeres, welche jetzt von Radetzky beherrscht wird.

Ich hatte mir Venedig immer als eine Stadt ohne Straßen gedacht und war nicht wenig überrascht, deren eine ziemliche Anzahl zu finden. Ich sah den berühmten St. Markusplatz, welcher von großartigen Palästen umgeben ist, die alle ein höchst pittoreskes Aussehen haben. Es kam mir, als ich sie so von dem Mondschein, dessen Wirkung mir niemals so zauberhaft vorgekommen ist, beleuchtet sah, wie versteinerte Riesen vor. Es sind nur wenige von diesen Palästen, die nicht schon ein Jahrtausend hier Wache halten. Und nun die alte St. Markuskirche, welche diesen Palästen gegenüber steht. Es wurde mir bei ihrem Anblick ganz komisch zu Muthe! — Der alte Dogenpalast kam mir wie ein Märchen aus Tausend und Eine Nacht vor, all die schönen und entsetzlichen Bilder, welche sich an diesen Palast knüpfen, tauchten in meiner Erinnerung auf.

Von der Seite des Dogenpalastes, welche nach dem Meere geht, kam ich nach dem berühmten oder berüchtigten „Broglio" — berühmt und berüchtigt zugleich ist fast alles Merkwürdige in Venedig — einem Bogengang, durch welchen ehemals nur der hohe Adel gehen durfte. Das war doch eine ächt republikanische Auszeichnung. Durch diesen Broglio gelangt man zu einer Brücke, die über einen Kanal führt. Diese Brücke, oder vielmehr dieser bedeckte Gang verbindet den Palast mit den Gefängnissen jenseits des Kanals. Es ist die berüchtigte — Seufzerbrücke. Wer kann sie, ohne zu seufzen und der armen Schlachtopfer, welche darüber zum Tode schreiten mußten, zu gedenken, ansehen! — Von der Seufzerbrücke sieht man nach den unter dem Wasser ausgemauerten Gefängnissen, welche sich an der Seite des Wasserthores befinden, nach einem Blick in

die finstere Tiefe richtet man das Auge gern wieder zu dem schönen Himmel Venedigs empor — aber ach — da sieht man die furchtbaren Bleidächer und wendet sich mit Grausen von diesem Platze weg.

Demungeachtet ertönte vom St. Markusplatze die schönste Musik. — Ich horchte auf. Es war keine italienische, es war deutsche Militärmusik. Es wurde mir sonderbar um's Herz. Eine klagende, elegische Musik würde in diesem Venedig besser am Platze sein. Aber was kümmern den Deutschen Venedigs Trümmer? Was kümmert ihn das Bruchstück vergangener Herrlichkeit? Was kümmert ihn Italien? Er gebietet in der alten Lagunenstadt, und während die schwarzen Gondeln wie Särge durch die Kanäle gleiten, während die Stadt ringsum von Todesstille umgeben ist, ertönt auf dem St. Markusplatz die rauschende Militärmusik der Oestreicher, welcher das Volk in bunten Gruppen zuhorcht, still, ohne Regung der Freude oder des Schmerzes.

Venedig ist in der That still und todt, nur auf dem St. Markusplatz ist Leben, hier sieht man Fremde aller Nationen, Türken, Engländer, Franzosen, Deutsche die herrliche Abendluft Venedigs genießen. Darunter erblickt man viele sinnige Physiognomien, denn wer in dieser Stadt lebt, wird von den gewichtigen Gedanken, welche sie erweckt, unwillkührlich hingerissen.

Es lag nicht in meiner Absicht, länger als einige Tage in Venedig zu verweilen, aber ein Zufall ließ mich meinen Entschluß ändern. Als mir nämlich im Gasthofe das Fremdenbuch vorgelegt wurde, bemerkte ich einen mir sehr bekannten Namen darin. Der Herr, welchem dieser Name angehörte, hatte bereits das Hotel verlassen und ein Haus auf dem St. Markusplatze bezogen. Ich sandte ihm meine Adresse und am

andern Tage besuchte er mich. Es war ein junger Russe. Er redete mir so lange zu, bis ich ihm das Versprechen gab, noch einige Tage in Venedig zu bleiben und dann in seiner Gesellschaft die Reise fortzusetzen. Dafür versprach er mir, mir das Leben in Venedig so angenehm als möglich zu machen.

Obwohl mein guter Freund sein Versprechen hielt, wurde mir dennoch die Zeit in der Dogenstadt sehr lang. Ich sah mir noch alle Merkwürdigkeiten an, namentlich das Innere des Dogenpalastes, welches seinem Aeußern entspricht. Dieser Palast birgt viele Kunstschätze, worunter sich auch einige Meisterstücke von Titian befinden. Man kann überhaupt keinen Schritt in Venedig thun, ohne an seine alte Größe erinnert zu werden. Nirgend, Rom ausgenommen, drängt sich die Vergangenheit so gewaltsam unserer Phantasie auf. Hier sind Trophäen aus Constantinopel, welche uns plötzlich daran erinnern, daß diese Stadt noch vor einigen Jahrhunderten eine christliche gewesen. Ist es nicht merkwürdig, daß man, nachdem man solche ungeheuren Anstrengungen gemacht, das asiatische Jerusalem den Türken zu entreißen, welches niemals christlich war, obgleich diese Stadt das Grab des Stifters des Christenthums birgt, eine europäische Stadt, wie Constantinopel, in die Hände der Türken fallen ließ und daß sich nicht ganz Europa wappnete, diese herrliche Stadt wieder zu gewinnen? Freilich dankte man damals Gott, daß die Türken Europa in Ruhe ließen und war sehr zufrieden, daß man einen polnischen Helden fand, welcher verhinderte, daß sogar Wien türkisch wurde.

Im Arsenal von Venedig hängen auch noch einige Zeugen der ehemaligen Größe der Lagunenstadt, alte verblichene Fahnen, die sie unter ihren alten Heldendogen erbeutet hat, man sieht aber auch noch die schrecklichen Folterwerkzeuge, die ehemals hier sehr fleißig in Anwendung gebracht wurden, denn

wo gab es eine schlimmere Inquisition, als hier? Nur, nachdem man diese Werkzeuge gesehen hat, vermag man sich mit dem Gedanken des gegenwärtigen Verfalls dieser Stadt zu versöhnen und man ärgert sich weniger, daß jetzt der östreichische Adler da seine Fittige entfaltet, wo ehemals der Löwe seinen Schweif hob und seine Mähnen schüttelte.

Das Haus, in welchem der ausschweifende und geniale Byron wohnte, vergaß ich auch nicht zu sehen. Unser Cicerone — ich hab alle diese Dinge mit meinem russischen Freunde — erzählte uns eine Menge erbaulicher Anekdoten von seinen Liebesabenteuern, deren er hier unzählige gehabt haben soll. Aber diese Cicerone's wissen aus Allem Etwas zu machen. Diese Leute sind namentlich durch die vielen hierherkommenden Engländer verwöhnt, die gar nicht müde werden, sich von ihrem großen Byron tausend Dinge erzählen zu lassen, von denen neunhundertneunundneunzig erlogen sind. Aber man befriedigt doch ihre Neugierde, und die Venetianer sprechen so gerne von der Vergangenheit — es ist Alles, was sie haben. —

Mein Russe hatte die Leidenschaft, die Abende auf der Gondel herumzufahren. Ich leistete ihm jedoch nur selten Gesellschaft und zog es vor, meine Zeit auf dem St. Markusplatz zu verbringen. Man fährt übrigens in diesen Gondeln wie in einem Wagen. Denn sie haben Zelte, und wenn man die Vorhänge derselben schließt, sitzt man wie in seinem Boudoir. Gar manch verliebtes Pärchen schaukelt auf diese Weise jedem neugierigen Blicke entzogen, auf den Kanälen herum. Die Liebesintriguen werden durch diese schwimmenden Boudoirs außerordentlich begünstigt.

Nach einem 14tägigen Aufenthalt verließen wir endlich Venedig. Mein Freund Russe wurde der Gondeln doch endlich überdrüssig. Er sehnte sich wieder danach in einem Wa-

gen auf dem Fußboden herumzujagen und das Geräusch der Räder zu hören. Es muß allerdings besonders einem Petersburger seltsam vorkommen, in einer großen Stadt nicht eine Equipage und kein Pferd zu sehen. —

Die Equipagen der Venetianer sind die Gondeln, mit welchen die Reichen eben solchen Luxus treiben, wie er anderswo mit den Equipagen getrieben wird. So lästig auch das Straßengeräusch in den großen Städten werden kann, so wird doch auch in Venedig die Stille lästig, welche dadurch hervorgebracht wird, daß man niemals einen Wagen rollen hört, und ich und mein Begleiter freuten uns wirklich recht sehr, als wir einmal wieder in einem Wagen saßen und das so lang entbehrte Geräusch wieder vernahmen.

So lebe denn wohl, du gefesselter venetianischer Löwe, du hast einmal wieder den Kampf mit dem Adler gewagt, aber dir waren die Mähnen während deiner Gefangenschaft nicht gewachsen, deine Kraft ist wahrscheinlich auf immer dahin. So sehr du dich auch krümmen magst unter den Krallen des Adlers, du bist besiegt!

Hundertachtundzwanzigſtes Kapitel.

Loretto.

Die Santa Caſa. — Merkwürdige Geſchichte derſelben. — Der Schatz der heiligen Jungfrau. — Ihre Toilette. — Sonſt und Jetzt. — Ankunft in Rom. —

Kurz vor Ferrara ſahen wir zum letzten Male den öſtreichiſchen Adler und ein öſtreichiſches Zollhaus, die Stadt Ferrara gehört zum Kirchenſtaat. So waren wir denn jetzt im Lande des heiligen Vaters.

Ferrara iſt eine der größten Städte Italiens, aber ſie iſt öde und menſchenleer. Das Schloß der ehemaligen Herzöge von Eſte ſieht düſter und unheimlich aus, wie ein Gefängniß. Hier wurde einſt Taſſo gefangen gehalten. Wir hielten uns in Ferrara nicht lange auf, denn der Aufenthalt in dieſer Stadt gewährt nichts Angenehmes; es iſt peinlich, in einer großen Stadt zu ſein, in welcher im buchſtäblichen Sinne des Wortes die Straßen mit Gras bewachſen ſind.

Bedeutend kleiner als Ferrara iſt die Stadt Loretto, aber dieſes Städtchen ſieht bei Weitem freundlicher aus und iſt auch belebter. Früher ſoll der Menſchenſtrom hierher noch viel bedeutender geweſen ſein, aber die Menſchen waren ehe-

mals auch weit gläubiger und religiöser als jetzt. Seitdem die Welt so ganz und gar von der Ketzerei angesteckt ist, wird nichts Heiliges mehr recht geachtet, selbst die Santa Casa hat ihre Anziehungskraft verloren. So klagte nämlich unser Cicerone, welcher uns nach der Santa Casa oder dem heiligen Hause führte. Diese Santa Casa ist nichts anderes, als das Haus — Josephs. Dieses Haus, hat nur Ein Fenster, durch welches der Engel hereingekommen sein soll, die Geburt Christi zu verkünden. Es ist aus Backsteinen gebaut und von sehr ärmlichem, dürftigem Aussehen, aber kostbar ist die Umhüllung, in welche man das Häuschen hineingesetzt hat. Der marmorne Fußboden in und außerhalb des heiligen Hauses ist schon bedeutend abgenutzt. Die Pilgrimme pflegen nämlich auf den Knieen an den marmornen Wänden außerhalb und im Innern auf dem Fußboden herum zu kriechen, von diesem Rutschen haben die Wände eine Höhlung bekommen, die am besten bekundet, wie ungeheuer der Zudrang hier ehemals gewesen sein muß.

Da das Haus sich ganz in seiner ursprünglichen Einrichtung, die es zur Zeit Josephs hatte, befindet, so enthält es noch verschiedene Dinge, die sehr heilig gehalten werden. Das Muttergottesbild, welches aus Cedernholz vom Libanon geschnitzt sein soll, ist durch ein silbernes Gitterwerk von den übrigen Gegenständen abgesondert.

Diese Mutter Gottes, welcher die Kirche von Loretto gewidmet ist, hat viel Aehnlichkeit mit den Marienbildern, welche ich in Petersburg und Moskau sah. Ich glaubte zuerst, die ironische Mutter Gottes zu sehen. Sie hat ein sehr gebräuntes Gesicht und sah einem barbarischen Götzenbilde bei Weitem ähnlicher, als dem Ideale, welches wir uns von der Christusmutter zu machen pflegen. —

Ich bin überzeugt, daß nicht wenige profane Menschenkinder und namentlich Frauen die Christusmutter von Loreto beneidet haben, denn wohl keine Prinzessin, keine Königin besitzt eine prachtvollere Toilette, welche in einem großen Schrein bewahrt wird. Ihre Kleider bestehen aus den kostbarsten Stoffen und sind mit Gold und Juwelen reich besetzt. Ebenso wertvoll ist ihr Schmuck, welcher aus den schönsten und prachtvollsten Perlen und Armbändern besteht. Aber hiermit ist der Reichtum der heiligen Mutter nicht zu Ende. Sie besitzt noch eine Menge nützlicher und wertvoller Gegenstände, und erhält deren noch immer mehr. Denn Souveräne und reiche Privatpersonen beeifern sich ihren Schatz zu vermehren.

Auch steht der heiligen Jungfrau eine ganze Spezereikammer zur Verfügung, welche wie eine Bibliothek eingerichtet ist, mit dem Unterschiede, daß die Reposituren statt der Bücher Fächer enthalten, an denen sich Stellen aus der heiligen Schrift und herrliche Zeichnungen von Raphael befinden. Jeden Sonntag und an den hohen Festtagen wird die Jungfrau umgekleidet und geputzt, was mit großer Feierlichkeit geschieht. Ganz Loretto ist dann in der Kirche versammelt, welche sehr geräumig ist und außer dem heiligen Hause, welches gerade in der Mitte der Kirche steht, wohl noch an zwanzig Kapellen enthält.

So reich übrigens der Schatz der Santa Casa gegenwärtig ist, soll er ehemals dennoch bei Weitem größer und kostbarer gewesen sein. Die Franzosen, denen so viel in die Schuhe geschoben wird, sollen auch diesen Schatz fortgebracht haben. Es ist aber anzunehmen, daß andere Hände dabei thätig gewesen sind, denn man wird den Schatz wohl nicht bis zu ihrer Ankunft da liegen gelassen haben. Unser Cicerone wurde sehr traurig, als er uns mit kläglicher Stimme von

dieser ehemaligen Herrlichkeit der Santa Casa erzählte. Ja, sagte er, unsere Frau zu Loretto besaß ehemals größere Schätze, als alle europäischen Könige und Königinnen. Sie konnte wohl dreimal täglich ihre Prachtgewänder wechseln, und ihre Renten betrugen mehr als 10,000 Kronen jährlich. Er zeigte uns auch das Verzeichniß von den Schätzen, welche die heilige Jungfrau ehemals besaß.

In der Kapelle hingen eine Menge silberner und goldener Lampen, welche zum Theil funfzig, achtzig und über hundert Pfund Gewicht hatten. Zur Rechten des Marienbildes stand ein aus massivem Golde gegossener Engel, welcher der Maria ein Herz überreichte. Die Gemahlin des Königs Jacob II. von England hatte ihn der Maria verehrt, um sich von ihr einen Prinzen zu erbitten, den sie dann auch wirklich erhalten hat. Auf der anderen Seite befand sich ein silberner Engel. Ein ähnlicher silberner Engel, welcher nicht weniger als dreihundert Pfund wog, stand ihr gegenüber. Er hielt ein goldenes Kind von vierundzwanzig Pfund Gewicht auf seinen Armen.

Alle diese Schätze und noch unzählige andere von ungeheurem Werthe sind jetzt verschwunden. Wo sie jetzt sein mögen? — Den Franzosen hat man sicher nichts in die Hände fallen lassen. Die italienische Geistlichkeit wußte ihre Schätze zu hüten. Und man konnte es ja wissen, daß die Franzosen, sobald sie den italienischen Boden betraten, auch hierher kommen würden. —

Die Geschichte von der Transportirung der Santa Casa vom heiligen Lande nach Loretto klingt sehr wunderbar, und es mag Jeder mit sich selbst abmachen, ob sie glaubwürdig sei oder nicht. Bei Gott ist nichts unmöglich, das ist wahr, und wer einmal an Wunder glaubt, kann auch an dieses Wunder glauben.

Die wunderbare Geſchichte iſt in verſchiedenen Sprachen an den Mauern der Kirche zu leſen, auch erhält man die Erzählung derſelben für einen ſehr geringen Preis. Dieſer zufolge iſt die Santa Caſa wirklich das Haus, in welchem die heilige Jungfrau geboren worden iſt. Es war in einer Straße zu Nazareth und wurde im Jahre 1291 von Engeln nach Trofato getragen, ſpäter kam es nach Recanati, wo ſich die Bäume bei Annäherung des heiligen Hauſes ehrfurchtsvoll gebückt haben ſollen.

Aber die Räuber jener Gegend bedrohten die zahlreichen frommen, zum heiligen Hauſe wallfahrenden Pilgrimme mit den größten Gefahren. Der Ort, an welchen es jetzt verſetzt wurde, war eben nicht glücklicher gewählt, und es wurde abermals durch die Lüfte entführt und nach ſeinem jetzigen Platz hingetragen.

Es fehlt nicht an mannigfachen Beweiſen für die Glaubwürdigkeit dieſer Erzählung, und dieſe Beweiſe ſind in der That ſehr überzeugend — wenn ſie bewieſen werden können. — In Nazareth ſoll nämlich das Haus wirklich plötzlich verſchwunden und nur das Fundament deſſelben zurückgeblieben ſein. Die einzelnen Bruchſtücke am Fundamente paſſen genau in die des Hauſes. Auch das Baumaterial, das Raumverhältniß ſoll genau daſſelbe ſein, u. ſ. w.

Wir ließen uns dies Alles geſagt ſein und glaubten daran, was uns glaubwürdig ſchien, d. h. — Nichts.

Nachdem wir eine Nacht in Loretto zugebracht hatten, machten wir uns wieder auf und ſetzten unſere Reiſe nach der einigen Stadt faſt ohne Aufenthalt fort. Die Städte, welche wir paſſirten, Vicenia, Macerata, Tolentino, Spoleto, Terni und Marei boten nichts beſonders Bemerkungswerthes dar. Freilich läßt ſich von jeder dieſer Städte etwas erzählen, denn

es giebt ja in Italien faſt keinen Flecken, an welchen ſich nicht irgend ein hiſtoriſches Intereſſe knüpfte.

Aber auf das höchſte erregt und bewegt wurde ich, als ich endlich die alte, für die Welt ſo verhängnißvolle Siebenhügelſtadt vor mir ſah. Je näher wir dieſer Stadt kamen, je mehr häuften ſich die alten, hiſtoriſchen Monumente, die vor ihr her ausgeſtreut ſind. Ich wurde von dieſer Unzahl großartiger Gegenſtände überwältigt, und ein heiliger Schauer durchrieſelte mich, als ich durch die **Porta del Popolo** in die claſſiſchſte Stadt des Erdbodens einfuhr.

Welch ein Contraſt der Vergangenheit und der Gegenwart, des Lebens und der Ruinen, der Zerſtörung und des Schaffens, der Einöde und des Paradieſes, der Campagne und Rom!

Hundertneunundzwanzigſtes Kapitel.

Rom.

Der Faſching. — Theater. — Maskerade. — Confettigeſchütz. — Moccoletti. — Der Corſo. — Das Wettrennen. — Nach dem Faſching. — Feierliche Ceremonien.

Wenn man, wie ich in Rom, gerade während der Faſchingszeit ankommt, dann vergißt man einen Augenblick, daß man in einer Stadt iſt, die eigentlich nur der Schatten desjenigen Rom iſt, welches vor 2000 Jahren die Weltherrſcherinn war. Man vergißt es, daß man ſich in einer Stadt bewegt, die auf den Trümmern und zwiſchen den Trümmern und dem Schutte einer andern ſteht, man vergißt es, daß man ſich unter einem Volke bewegt, welches der Erinnerung und ſeiner großen Vergangenheit gehört, welches zwar der Erbe, aber nicht der Nachkömmling jenes Volkes iſt, welches den Erdball erzittern machte und zu deſſen Untergange die größte aller Völkerrevolutionen, die Völkerwanderung eintreten mußte.

Man verliert ſonach einen Augenblick den Sinn für das geweſene Rom, das es doch hauptſächlich iſt, was wir in Rom ſuchen, und lebt ganz und gar mit der Gegenwart und in der Gegenwart. Man wirft ſich in das belebte tolle Gewühl und die große Glocke, welche den Anfang des Faſchings ver-

ländet, wirkt auf uns so elektrisch, als vernähme man die Posaune zur Auferstehung. In der That scheint das ernste düstere Rom bei diesem Klange wie aus langem Schlummer zu erwachen, es rüttelt sich aus seinen Träumereien auf und wird nochmal wieder Rom, wenn auch nicht das alte, so doch immer das einzige, ewige Rom.

Plötzlich läßt die geistliche Strenge nach, mit welcher der Papst regiert, die Vergnügungen kommen auf die Tagesordnung, die Schauspielhäuser öffnen sich, die Ballette, die Opern finden statt, die Masken durchschwärmen die Straßen und die Ballsäle.

Alle öffentlichen Maskeraden werden nur in den Theatern gehalten, und es gewährt kein kleines Vergnügen, sich unter diesen Masken zu bewegen. Man sieht Charaktermasken aller Art, aber der Domino für die ernsthaften Leute, welche nur beobachten wollen, und der Arlechino für die Leute, die gern lachen und Andere lachen machen wollen, sind ziemlich vorherrschend, vor Allem aber sind die drolligen Einfälle und Launen belustigend, welchen sich die Italiener und die lebenslustigen Fremden in dieser Zeit privilegirter Ausgelassenheit mit ganzer Seele hingeben. Die verschiedenen Scenerien auf den Straßen übertreffen alle Einbildung und Vorstellung, welche man sich vom römischen Carneval, ohne ihn gesehen zu haben, machen kann. Glaubt man doch manchmal nur zu träumen, selbst wenn man mitten darin ist. Da sieht man die hohen Herrschaften maskirt in ihren Karossen herumfahren. Die darin sitzen, sind maskirt, die Bedienten sind maskirt, der Kutscher auf dem Bocke ist maskirt, nicht selten sind sogar die Pferde maskirt. Nur zu dieser Zeit erkennt man, welche Laune, welcher Geist in diesen sonst so trüben, ernsten Italienern sprudelt. — Dieses tolle Gewirre wird noch besonders durch die

Sitte beluſtigend, ſich gegenſeitig zu ſchießen mit — Confetti. Früher ſchoß man ſich mit Erbſen, jedenfalls iſt die gegenwärtige Sitte vorzuziehen. Beſonders bunt ſieht es auf dem Corſo aus, wo ſich alles Leben concentrirt, die Fenſter ſind daſelbſt dicht beſetzt von Zuſchauerinnen, man ſieht die herrlichſten Frauengeſtalten, welche Bekannten die zierlichſten Kußhändchen zuwerfen, ja ſich nicht ſelten gegenſeitig mit Confettiwürfen begrüßen.

Die ſogenannten Pferderennen unterbrechen dieſe Luſtbarkeit. Die Pferde werden dann ohne Reiter durch das dichte Volksgewühl, welches dann plötzlich eine Gaſſe macht, getrieben. Aber es werden ihnen lederne Riemen am Rückengeſchirr unter dem Gurt und dem Schwanzriemen feſtgeſchnallt. Dieſe Riemen ſind mit kurzen Eiſenſtacheln verſehen, welche die Sporen erſetzen, denn ſie ſtacheln die Pferde genugſam an, wenn ſie ſolche während des Laufs berühren.

Es ſind gewöhnlich nur hohe und fürſtliche Perſonen, welche dieſes Wettrennen veranſtalten. Sie laſſen ihre Pferde zu dieſem Zweck beſonders abrichten und gebrauchen ſie nur an dieſen Tagen. Ehemals beſtand der Preis für das gewinnende Pferd in einem Stück Brocat, von zwanzig bis dreißig Ducaten an Werth, welches die Juden liefern mußten. Man trug es dann auf einer Stange unter Trompetenſchall durch den Corſo, und der Gewinner gab es ſeinen Stallbedienten preis. Ich entſinne mich in dieſem Augenblicke nicht, wie es jetzt damit gehalten wird, ich glaube daß der Preis einfach in einer gewiſſen mäßigen Geldſumme ausgezahlt wird.

Beſonders ergötzlich iſt das Schauſpiel, mit welchem der Faſching beſchließt.

Sobald nämlich die Sonne untergegangen iſt, ſo nimmt Jedermann ein Windlicht oder wohl auch zwei, welche aus

Wachskerzen oder Pechfackeln bestehen. Die Belustigung, welche Mocoletti genannt wird, besteht nun darin, daß Jeder danach trachtet, seinem Nebenmanne oder dem ihm Begegnenden sein Licht auszublasen, während er seine eigene Kerze oder Fackel vor dem Auslöschen zu hüten sucht. Hieraus entstehen die drolligsten Neckereien, die oft sehr weit getrieben werden. Ich sah gewöhnliche Masken auf den Wagen fürstlicher Personen hinaufspringen und ihnen die Fackeln auslöschen, welche man wieder rasch anzuzünden suchte, denn brennend müssen die Lichter stets erhalten werden, das ist Ehrensache für Jedermann. Selbst von Balkonen herab führen die Schönen ihre Attentate gegen die vorüberhuschenden Fackeln- und Kerzenträger aus. Man gießt Wasser, Wein und andere Substanzen über die Flammen aus und trachtet sie auf diese Weise auszulöschen. Die Fußgänger bewaffnen sich mit Lichtknechten, die an langen Stöcken befestigt sind und welche sie mit eben solcher Kunstfertigkeit zu schwingen verstehen, wie der Beduine seine Schlinge, der Wallfischfänger seine Harpune. Nicht selten sah ich junge Leute triumphirend dieses Manöver ausführen, während ihren Fackeln von andern Fußgängern, die hinter ihnen gingen, dasselbe Schicksal bereitet wurde. Oft werden die Leute von zwei Seiten zugleich angegriffen, doch geschieht gegen die Fronte nur ein Scheinangriff, um der Flamme von der andern Seite desto sicherer beizukommen, kurz es werden unzählige Neckereien mit diesem unschuldigen Spiele verbunden, welches zwar kindisch erscheint, aber doch, wenn man ihm eine Weile zuschaut, etwas recht Gemüthliches hat, dem Unterhaltung und Interesse nicht abzusprechen ist. Auf den rauschenden, lärmenden Carneval folgt die Fastenzeit. Wie durch einen Zauberschlag scheint die eben noch so belebte wogende Stadt sich in den Schlaf zu senken. Dann folgen den Schnurren und

Possen, die bis jetzt ihren tollen Spuk getrieben haben, die geistvollen, grandiosen Ceremonien, die uns erst jetzt daran erinnern daß wir uns in einem Kirchenstaate, im Mittelpunkte der christlichen, freilich jetzt nur der christkatholischen Welt befinden.

Der Palmsonntag wird besonders feierlich begangen. Der Papst theilt in der sixtinischen Kapelle die Palmen aus. — Die Kardinäle sitzen zur Rechten des Altars, die Diaconi zur Linken und die sogenannten Schleppenträger sitzen zu ihren Füßen. Sobald die Ceremonie beginnt, vertauschen die Kardinäle ihre langen, violetten Röcke und ihre kurzen Hermelinmäntel mit ihren reichen Meßgewändern, ihre Köpfe bedecken sie mit Mützen, welche aus silbernem Rohr bestehen. Der Papst reicht ihnen nun die Palmen dar, welche sie später ihren Schleppenträgern geben. Befinden sich Fremde von Distinction anwesend, so erhalten diese Oelzweige, an welche ausgetrocknete Palmenblätter kreuzweise gebunden sind und welche man Crocetti nennt. Diese Fremden müssen dabei ihren Hut und Degen ablegen, auf halbem Wege eine Verbeugung machen, auf eine niedere Stufe des Thrones knien und den auf einer höhere Stufe stehenden rechten Fuß oder Pantoffel des Papstes küssen. Dann empfangen sie den Oelzweig. Mit diesen Palmen und Oelzweigen geht nun die ganze Versammlung in dem großen Saale des päpstlichen Palastes in Prozession herum und kehrt dann wieder in die Kapelle zurück, woselbst die Kardinäle ihre Meßgewänder ablegen und ihre erste Kleidung wieder anziehen. So wohnen sie der Messe bei. Während der Messe räuchert ein Geistlicher, der Decan der Kardinäle dreimal, die andern zweimal. Ist die Messe zu Ende, so umarmen sich die Kardinäle und geben sich den Friedenskuß.

Noch feierlicher geht es am grünen Donnerstage zu. An

diesem Tage hält der Papst oder der Kardinaldecanus das Hochamt in der Peterskirche ab. Sämmtliche Kardinäle sind dabei anwesend und sitzen wie bei der Austheilung der Palmen. Die Prinzen stehen zu beiden Seiten des Thrones. Nach abgehaltener Messe geht die ganze Prozession in die pauliniſche Kapelle des Vatikans, wo vom Kardinaldecan das heilige Sacrament ausgestellt wird. Hierauf begiebt sich der Papst nach dem Balkon über dem Eingang der Peterskirche und ertheilt öffentlich vor dem versammelten Volke der ganzen katholischen Christenheit den Segen, zugleich fallen alle Anwesenden auf die Kniee, die Kanonen werden gelöst, die Truppen defiliren mit klingendem Spiel vor dem Papste und geben eine Salve, und zu gleicher Zeit ertönt das Glockengeläut von sämmtlichen Thürmen der Stadt.

Man kann sich keinen Begriff von der Feierlichkeit dieser Scene machen, und es haben mir selbst Protestanten, die sich zu den Freigeistern zählen, eingestanden, daß sie von dem Eindruck, welchen sie auf ihr Gemüth hervorgebracht hat, ganz übermannt worden sind.

Ehemals, da die katholische Religion noch die Herrschaft über alle Gemüther und Seelen hatte, muß diese Scene noch ergreifender gewesen sein. Denn ein Kardinal las die Bulle **Coena Domini** ab, zerriß sie dann und warf sie nebst den ausgelöschten Kerzen auf die Straße hinab, zugleich that der Papst alle Ketzer in den Bann. Das Verlesen der Bulle ist aber seit dem Jahre 1770 abgeschafft worden.

Hat der Papst den allgemeinen Segen ertheilt, dann wäscht er selbst oder der Kardinaldecan zwölf armen, gewöhnlich fremden Priestern, welche nach Rom gepilgert sind, im Saale des Vaticans die Füße. Ein Jeder erhält zu dieser Ceremonie ein Priestergewand, ein Chorhemde und eine goldene und silberne

Münze. Dann werden ſie geſpeiſt und die Kardinäle tragen ihnen das Eſſen auf. Was ſie nicht verzehren, nehmen ſie mit weg. Hierauf ſetzen ſich die Kardinäle ſelbſt an die Tafel und nehmen ein Deſert von Zuckerwerk und eingemachten Früchten ein. —

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſich am Charfreitag die Feierlichkeiten noch mehr ſteigern. Wie am Tage zuvor wird in der ſixtiniſchen Kapelle ein Hochamt gehalten, und die Kardinäle ſpeiſen hierauf wieder öffentlich. Sie ſitzen der Reihe nach an der Wand, wie die Mönche in den Speiſeſälen der Klöſter zu ſitzen pflegen. Nach Tiſch wird das Miſerere geſungen. Dann begeben ſich die Kardinäle nach der Peterskirche und knieen in einem Zirkel nieder. Einer der Domherren hält ihnen dann drei Reliquien, die Lanze, das Schweißtuch und ein Stück vom Kreuze Chriſti vor und ertheilt ihnen den Segen. Früher folgten dann die Prozeſſionen von bußfertigen Sündern, welche aber, ſo viel ich weiß, jetzt nicht mehr ſtattfinden.

Von fünf Uhr Nachmittags bis Abends ſitzt der Kardinalpönitentiarius auf einem fünf Stufen erhöheten hölzernen Throne, welcher jedoch, um vor dem Zudrange des Volkes geſchützt zu ſein, mit einem Geländer umgeben iſt. Dies heißt das Tribunal der Pönitenz. Der Kardinal hört auf ſeinem Thron nämlich Beichte und berührt während der Zeit der Beichte Jeden mit einem langen Stecken. Durch dieſe Berührung erlangen die Beichtenden auf hundert Tage Indulgenz.

Am erſten Oſtertage ertheilt der Papſt abermals vom Balcon der Peterskirche herab ſeinen Segen. Er trägt die päpſtliche Krone und ſitzt auf einem Throne. Nach Verleſung einiger Gebete erhebt ſich der Papſt und ertheilt unter dem Donner der Kanonen ſeinen Segen. Ein Kardinal wirft Indulgenzzettel unter das Volk, und dann begiebt ſich der Papſt

nach seinem Palaste zurück, woselbst den angesehenen Fremden ein Frühstück gegeben wird. Am Abend dieses Tages ist der Corso von den glänzendsten Equipagen belebt, die ganze Stadt ist dann gewissermaßen in Gala.

Was das Malerische dieser feierlichen Tage noch besonders hebt, das ist der Zufluß von den vielen Pilgrimmen, welche sich zu dieser Zeit in Rom einfinden. Die Straßen und Kirchen sind stets von ihnen angefüllt. — Die meisten von ihnen tragen einen Kittel, kurzen Mantel und Hut von schwarzer Wachsleinwand. Ueber den Schultern hängt ihnen ein kleiner Almosenkasten und ein Krug. In der Hand haben sie einen langen Stab.

Es ist aber auch wahrlich eine mühselige Reise werth, an diesen Tagen Rom und namentlich die Peterskirche zu sehen. Die hundert silbernen Kerzen, welche sonst beständig bei dem Grabe des Apostels Petrus brennen, sind zwar an diesen Tagen ausgelöscht, dafür aber wird vor dem Baldachin des Altars ein Kreuz von zwanzig Fuß Höhe emporgerichtet und mit mehreren hundert Lampen erleuchtet. — Der Anblick der Kirche ist dann wahrhaft majestätisch.

Ueberhaupt übertrifft die Illumination des Doms Alles, was ich bisher der Art gesehen habe. Der große, ungeheure Dom war ganz und gar von Lampen erleuchtet. — Diese Lampen waren so angebracht, daß alle Hauptzüge desselben, so wie der Façade, der Kirche und der Collonaden hervortraten. Bewundernswerth aber ist die Schnelligkeit, mit welcher diese Unzahl von Lampen angezündet wurden. Es schien die Sache eines Moments zu sein, Flamme reihte sich im Nu an Flamme, und wie durch Zauberschlag tritt das riesige Gebäude aus seiner

Finsterniß hervor und scheint von einem Lichtmeer umwogt zu werden. —

Eben so prachtvoll sind die Feuerwerke auf der Engelburg, man glaubt wirklich an diesem Tage in einem Feenreich zu leben, und es erschien mir gar nicht auffällig, daß ich an diesem Tage selbst Religionsspötter und Freigeister mit Achtung von den Ceremonien der katholischen Kirche sprechen hörte welche sich in solcher Majestät den Augen der Gläubigen darstelle.

So viel ist gewiß, dieser Tag hat schon manchen Freigeist bekehrt, manchen Spötter verstummen, manchen Protestanten beschämt gemacht.

Wenn ich es unterlasse, noch andere Dinge von Rom zu berichten, so geschieht es aus dem Grund, — weil ich nicht im neuen, als im alten Rom gelebt habe. Wenn es mich auch nicht wenig interessirte, wo der beredte Cicero gewohnt, wo der Felsen war, von welchem man die Staatsverbrecher hinabgestürzt, wo ein Nero und ein Caligula gehaust, wo, mit einem Wort, die Trümmer der verfallenen Größe des Römerreichs sich noch heute vorfinden, so interessirte mich doch das Leben zwischen und auf den Ruinen nicht weniger, als das wüste Nachtleben unter den Ruinen. Ich wollte in Rom leben und genießen und ich habe in keiner Stadt so viel interessante Abenteuer erlebt, als in der classischen Roma. Aber ich übergehe sie, denn ich kann nur mit dem tiefsten Schmerz und Bedauern an eine Zeit denken, in welcher ich so viele glückliche Menschen kennen lernte, die heute, nach kaum sechs Jahren entweder zu den Todten oder zu den Unglücklichen oder — zu den Betrogenen gehören. Ich habe aber auch einige Mitglieder der Familie kennen gelernt, auf welcher noch jetzt der Glanz eines großen Namens ruht, welche, zum zweiten Male

berufen scheint, Frankreich von dem Abgrunde der nimmer rastenden Revolution zu retten — ich meine die Familie Bonaparte. In Bezug auf die Mitglieder dieser berühmten Familie, welche einst die erste Rolle in der Welt spielte und noch jetzt durch ihre Verschwägerungen den ersten Familien Europa's angehört, kann ich dem vollkommen beistimmen, was der große Amerikaner, der so eben seine Augen geschlossen, bei verschiedenen Gelegenheiten gesagt und geschrieben hat.

Sehr viele Mitglieder der bonapartischen Familie leben in Italien, namentlich in Rom und Florenz. Der Graf von Saint Leu ist einer der schönsten Männer seines Alters, doch liegt das Einnehmende seines Aeußern mehr noch in der Liebenswürdigkeit, die sich in seinen Zügen ausdrückt, als in diesen Zügen selbst, wie wohl es ihnen nicht an edeln und regelmäßigen Umrissen fehlt. Ich erinnere mich kaum eines mehr Vertrauen und Zuneigung einflößenden Angesichts, und so ruhig und würdevoll sein Benehmen ist, so herzlich und anspruchslos ist er im Umgange. Fast sollte man ihn für größer als seinen Bruder Napoleon halten, doch er ist kaum von mittler Größe und sein körperliches Ansehen ist dabei gedrungen und edig.

Der Graf von Survilliers ist klein von Wuchs und hat Anlage zur Fettleibigkeit, dabei ist er zwar ein recht hübscher Mann von vorzüglich einnehmenden Zügen, doch ist er keineswegs so liebenswürdig wie sein Bruder. Der Prinz von Canino nämlich, Lucian, ist größer als sein Bruder, dabei von schmächtigem Wuchs und hat eine entschieden italienische Physiognomie, welche Schlauheit, Raschheit und Lebhaftigkeit auszeichnet. Der Prinz von Montfort, nämlich Jerôme, ist kurz und schmächtig gebaut und ähnelt seinem Bruder Lucian mehr als alle übrigen. Er soll am meisten im Ausdruck seiner Gesichts-

züge seinem Bruder Napoleon ähnlich sein; meines Dafürhaltens aber, wenn ich nach Brustbildern und andern Nachbildungen urtheilen darf, hat Louis noch am Meisten von den edeln Umrissen des kaiserlichen Antlitzes. So weit ich die einzelnen Familien-Mitglieder kennen lernte, kann ich sie sämmtlich nicht anders als für talentvolle und wohlunterrichtete Männer halten. Der Graf von Saint Leu macht in Florenz ein stattliches Haus, er besitzt eine schöne Villa und sein Palast in der Stadt ist ganz seinem jetzigen Range und seinen früheren Verhältnissen angemessen. Seine Umgebung nannte ihn sogar Ew. Majestät, und noch immer ist in seinem Verkehr mit anderen einiger Ueberrest von königlicher Etiquette nicht ganz zu verkennen.

Der Exkönig Joseph nahm den Titel eines Grafen von Survilliers an, nach einem kleinen Dörfchen auf dem Gute Monfontaine, welches vormals sein Eigenthum war. Louis nannte sich ebenfalls nach einem früher besessenen Landgute Graf von Saint Leu. Seine Gattin Hortensia ward Herzogin von Saint Leu genannt, während er selbst den Titel eines Grafen beibehielt. Lucian ist durch den Papst zum Prinzen von Canino gemacht worden, und auf dieselbe Weise erhielt sein ältester Sohn Carl den Titel eines Prinzen von Musignano. Jerôme wurde von seinem Schwager, dem Könige von Baiern, zum Prinzen von Montfort erhoben. Joseph hat keinen Sohn, aber zwei Töchter, nämlich die Fürstin von Musignano und die Prinzessin Charlotte, die Wittwe ihres Vetters Napoleon, des ältesten Sohnes von Louis. Lucian hat mehrere Kinder von verschiedenen Frauen. Jerôme hat ebenfalls mehrere Kinder, eins von Mrs. Patterson und die übrigen von der Prinzessin von Würtemberg. Die ganze Familie ist durch vorzügliche Gaben ausgezeichnet.

Die Mutter Napoleons, oder, wie sie genannt wurde, Madame Mère, war eine schmächtige und magere alte Dame und außer ihren herrlichen schwarzen Augen hatte sie nur wenige Ueberreste ehemaliger Schönheit. Sie mag vielleicht mannigfache, weibliche Talente besessen haben, in ihrem Umgange war sie ungemein einfach. Sie hatte in ihren besondern und außerordentlichen Lebensverhältnissen viel Energie und Thatkraft bezeigt, doch mag das ihr zugewandte Lob vielfach übertrieben worden sein. Sie besaß ein Brustbild ihres Mannes, welches durchaus bonapartische Züge hat, aber kein einziger ihrer Söhne war ihr wirklich ähnlich. In jedem andern Verhältnisse wäre sie vorzüglich geeignet gewesen, eine achtungswerthe Dame vom Lande vorzustellen, — wie etwa eine Frau, die so spät in die große Welt eintritt, daß sie sich nicht mehr in die Gebräuche und in das Benehmen zu finden vermag. Ihr Französisch war ein italienisches, und ihr Italienisch nichts weniger als gut. Sie war still, einfach, anspruchslos — eine schlichte Frau.

Charakteristisch ist die Anekdote, welche man mir von dem Prinzen Napoleon Bonaparte, dem ältesten Sohne des Grafen von Saint Leu erzählte.

Als Ludwig nemlich dem holländischen Königsthron entsagte geschah dies zu Gunsten dieses Prinzen, welcher demnach die wenigen Tage, welche die Abreise seines Vaters und die Einverleibung Hollands mit Frankreich wegnahm, Titularkönig war. Obgleich er nur noch ein kleiner Knabe war, so wurde er doch genöthigt mehre Glückwunschsreden zu seiner Thronbesteigung anzuhören, das Einzige, wodurch sich seine kurze Regierung auszeichnete. So wurde er auch eines Morgens aufgefordert, eine Deputation zu empfangen, als er im Begriff war, sich über einiges Zuckerwerk herzumachen, auf welches er sehr begierig war und welches ihm vortrefflich gut

ſchmeckte. Während nun der Redner der Deputation Vieles von den Tugenden des vom Schauplatz abgetretenen Königs ſprach, wirkte der Gedanke an ſeine Entbehrung, d. h. an die Entbehrung des Zuckerwerks, an deſſen gänzlicher Verzehrung der Prinz durch die Deputation behindert wurde, ſo mächtig auf dieſen ein, daß er in Thränen ausbrach. Sämmtliche Höflinge überboten ſich nun in Ausrufungen des Entzückens über das vortreffliche Gemüth des Prinzen, während dieſer nichts anderes erwartete, als einen Verweis wegen ſeines kindiſchen Benehmens.

Wie oft mögen dieſe Höflinge den Fürſten und Prinzen etwas zu lachen geben, wie oft mögen ſolche Maskeraden geſpielt werden! —

Hundertdreißigſtes Kapitel.

Neapel.

Capua. — Ankunft in Neapel. — Der Golf. — Neapels Geſchichte. — Straßen- und Volksleben. — Die Lazzaroni.

Nach einem Aufenthalt von vier Wochen verließ ich Rom, um mich nach Neapel zu begeben. Ich kam bei den berüchtigten pontiniſchen Sümpfen vorbei und machte einen kleinen Abweg, um das berüchtigte Capua kennen zu lernen. Das alte Capua iſt es aber nicht mehr, denn es iſt gänzlich zerſtört worden, das neue Capua liegt am Volturno, zehn Meilen von der See, in nur geringer Entfernung von dem alten. — Das heutige Capua zählt ungefähr fünftauſend Einwohner. Die Gegend um die Stadt gehört zu den fruchtbarſten und ſchönſten Länderſtrecken Italiens, und es iſt demnach erklärlich, daß dieſes Capua dives, wie es die Römer nannten, Hannibal's Helden verweichlichte und ihn ſelbſt, den grimmigen Haſſer Roms, in ſeine üppige Umarmung zog, wodurch Rom gerettet wurde.

Hannibal zog die Einwohner durch das Verſprechen, ihre Stadt zur Hauptſtadt Italiens zu machen, auf ſeine Seite, die Römer rächten ſich aber, machten faſt alle Einwohner zu Sklaven und ließen die Häupter der Stadt hinrichten. Genſerich,

der König der Vandalen, verwüſtete ſpäter die Stadt dergeſtalt, daß von ihr nichts als der Name übrig blieb, welchen die neue Stadt, die aus den Trümmern der alten entſtand, behielt. Die Stadt ſelbſt gewährt übrigens jetzt einen ſehr traurigen Anblick. Sie ſieht ſehr armſelig aus, hat holprige, krumme Gaſſen und unanſehnliche Häuſer — kurz, dieſes alte, verrufene, üppige und wolluſtige Capua — ſieht jetzt wie eine ergraute Kokette aus, nichts erinnert mehr an den Freudentaumel, den man in ihren Mauern genoß.

Neapel iſt ſicher eine der merkwürdigſten Städte Italiens. Es giebt nicht leicht eine Stadt, welche ſo wechſelreiche Schickſale durchlebt hat, und ich will ihre Geſchichte in Kürze mittheilen, da Neapel jetzt wieder die Augen der ganzen Welt auf ſich zieht.

Neapel galt ſchon zu den Zeiten der Römer für einen der reizendſten Plätze, und die reichen Römer wählten die Küſte dieſer Stadt zu ihren Sommervergnügungen. Hannibal verſuchte vergebens dieſe Stadt zu bezwingen, die Einwohner leiſteten den Römern Beiſtand und wurden bis unter den Kaiſern als deren Bundesgenoſſen geachtet, dann aber in eine römiſche Kolonie verwandelt. Die Stadt behielt ihre griechiſche Sprache, Sitten und Gebräuche.

Genſerich zerſtörte die Gegend um Neapel, die Stadt aber blieb verſchont. Endlich aber mußte ſie ſich doch den Gothen unterwerfen. Beliſar wollte ſie einnehmen, die Einwohner aber wehrten ſich hartnäckig, bis ſie mit ſtürmender Hand erobert und beinahe ruinirt ward. Sie erholte ſich bald, mußte aber von Attila eine neue Belagerung ausſtehen, dieſem nahm ſie der General Narſes weg, und ſie blieb eine geraume Zeit unter dem Schutz der orientaliſchen Kaiſer, hatte aber eigene Herzöge und genoß einen ziemlichen Grad der Unabhängigkeit. Im neunten Jahrhundert verheerten die Sarazenen die ganze Ge-

gend, verſchonten aber Neapel, weil die Herzöge einen Bund mit ihnen gemacht hatten.

In den folgenden Zeiten waren im Neapolitaniſchen zwiſchen den Städten und den kleinen Regenten beſtändige Unruhen, bis einige derſelben die vom heiligen Lande zurückkehrenden Normannen zu Hülfe riefen, denen das Land ſo wohl gefiel, daß ſie zwar die Sarazenen und Lombarden hinausjagten, aber ſich ſelbſt darin feſtſetzten und ein eigenes Reich errichteten. Die normänniſchen Grafen griffen immer weiter um ſich, bis Papſt Urban II. den Grafen Roger II. nebſt ſeinen Nachkommen zu gebornen Legaten von Sicilien ernannte. Roger bemächtigte ſich nach und nach aller Theile, welche jetzt das Königreich beider Sicilien ausmachen, nahm 1130 den königlichen Titel an und empfing vom Papſte die Belehnung. Nach Wilhelms III. Tode war Conſtantia, Kaiſer Heinrichs VI. Gemahlin, die rechtmäßige Erbin dieſer Reiche, welche ſie ihrem Sohne, dem Kaiſer Friedrich II., teſtamentariſch vermachte. Nach deſſen Sohn, Kaiſer Conrads IV. Tode bemächtigte ſich des letztern natürlicher Sohn, Manfred, des Reichs, allein die Päpſte, welche dem ſchwäbiſchen Hauſe nicht wohl wollten, lockten den Grafen Carl von Anjou nach Neapel und boten ihm die Krone an. Manfred blieb in einer Schlacht und der junge Conradin, ein Sohn Conrads IV., welchen die Neapolitaner als rechtmäßigen Erben zu Hülfe riefen, ward gefangen, und der Graf Carl ließ ihm auf offnen Markte den Kopf abſchlagen.

Carl nahm darauf ſein Reich vom Papſte zum Lehen, und mit der Zeit bezahlten die Könige alljährlich am Petrustage demſelben einen weißen Zelter nebſt einem Beutel mit ſiebentauſend Dukaten. Dieſes Geſchenk hat ſich bis zur neueſten Zeit erhalten, iſt aber, ſo viel wie ich weiß, gegenwärtig abgekommen.

Carl verließ indeß Sicilien bald wieder, denn die Ein-

wohner verschworen sich am dritten Ostertage, wenn man zur Vesper lauten würde, alle Franzosen umzubringen. Diese entsetzliche Verschwörung, die nur in der Bartholomäusnacht ihres Gleichen findet, wurde auch wirklich ausgeführt, und die Sicilianer unterwarfen sich nun dem Könige Peter von Aragonien. Karls Nachkommen behaupteten aber den Thron von Neapel, bis die Königin Johanna den Ludwig von Anjou, Bruder Karls V. von Frankreich, zum Erben einsetzte. Aber Papst Urban VI. krönte den Herzog Karl von Durazzo zum Könige, welcher die Königin Johanna ersticken ließ. Sein Sohn Ladislaus, der von seinem Vater auch das Königreich Ungarn geerbt hatte, überließ Neapel seiner Schwester Johanna II., welche das Reich dem Könige Alphonsus von Aragonien und Sicilien vermachte. Es wurden also jetzt Neapel und Aragonien wieder vereinigt. Dem letzten Könige des aragonischen Stammes nahm es Ferdinand Katholicus, König von Spanien und Ludwig XII., welcher die Rechte des Hauses Anjou geltend machen wollte, ab. Die Theilung war von kurzer Dauer, weil ersterer ein näheres Recht als Sohn Johanns II. von Aragonien zu haben behauptete und die Franzosen zum Lande hinausjagte.

Von da an blieb Neapel über hundert Jahre bei Spanien und zwar bis zum Anfange des Successionskrieges. Die Spanier ließen es durch Statthalter regieren und drückten das Volk zum Theil durch unbillige Auflagen. Einer derselben, der Herzog von Arcos, legte eine Abgabe auf die Gartenfrüchte, worüber im Jahre 1647 ein großer Tumult entstand, bei welchem sich der berühmte Fischer Masaniello besonders hervorthat. Nachdem dieser achtzehn Tage mit einer unumschränkten Gewalt regiert hatte, sich durch sein herrisches und grausames Betragen bei dem Volke verhaßt gemacht und viele Zeichen

von Wahnwitz gegeben hatte, ward er im Karmeliterkloster erschossen. Heinrich von Lothringen, Herzog von Gauche, machte nun den Versuch sich Neapels zu bemächtigen, er ward aber gefangen genommen und nach Spanien abgeführt.

Im Successionskriege nahm König Philipp V. von Anjou Besitz von Neapel, ward aber im Jahre 1707 durch die kaiserl. Armee verjagt, und es verblieb nun im Frieden zu Baden 1714 bei dem Hause Oestreich, bis sich die Spanier im Jahre 1736 abermals beider Reiche bemächtigten. Neapel hatte von nun an eigene Regenten und sein Schicksal bis auf die kurze Periode der Muratschen Herrschaft nichts Außerordentliches mehr. Ich glaube aber, daß dieser kurze Abriß der Geschichte Neapels es zur Genüge darthut, daß nicht leicht eine Stadt blutigere Scenen und schlimmere Wechselfälle durchlebt hat, als dieses Neapel. —

Und dieses Neapel ist trotz Allem noch heute so wunderschön und prachtvoll wie ehemals, noch heute ist es ein wahres Paradies zu nennen, ja, was mich betrifft, ziehe ich den Aufenthalt in Neapel dem Leben in Rom bei Weitem vor. Die Stadt liegt in einem Golf, der sechs Meilen breit und eben so tief ist, und gleichsam durch die Insel Capri, die gegen Süden liegt, verschlossen wird. Der Golf ist in der Runde mit Landhäusern und Garten besetzt. In einiger Entfernung erhebt sich der Vesuv. Auf der einen Seite liegen Herculanum und Pompeji, auf der andern die merkwürdige Grotte von Posilippo, die Solfatara, die Grotte del Cane, mit einem Worte, die Aussicht über den Golf von Neapel hat ihres Gleichen nicht in der ganzen Welt.

Einen sehr großen Theil des Ufers von dem Meerbusen von Neapel nimmt die Stadt selbst ein. Sie erhebt sich wie ein Amphitheater prachtvoll gegen die Berge hin, und man

erblickt den herrlichsten Prospect, welcher eine Abwechselung von Palästen, Kirchen, Castellen und Gärten darstellt. Von der See her präsentirt sich dieses reizende Panorama am schönsten. Es ist daher den Neapolitanern sehr wohl zu verzeihen, daß sie für ihre feenhafte Stadt sehr eingenommen sind und das stolze Sprüchwort im Munde führen:

Vedi Napoli e poi mori.

Zur Rechten endet sich der Golf dieser Stadt mit dem misenischen Vorgebirge und zur Linken mit dem Capo di Massa, welches ehemals von einem Tempel der Minerva den Namen führte. In der Mitte dieser beiden Vorgebirge liegt die Insel Capri, welche die Aussicht in's weite Meer und zugleich die Einförmigkeit unterbricht, welche den meisten Seeprospecten eigenthümlich ist.

Gegen Mitternacht von Neapel wird die Aussicht durch den Berg oder ehemals so genannten Hügel des Virgils, Monte Vergino und durch den Berg Tisato, welche beide Berge das Amphitheater der Stadt formiren, eingeschlossen, jedoch sieht man auch einen Anfang der Terra di Lavoro, oder der schönen Ebene, welche die Alten das glückselige Campanien hießen und für das herrlichste Land der Welt hielten. Der kleine Fluß Sebeto kommt von den Hügeln bei Nola, und nachdem er einen großen Strich durch sein Wasser fruchtbar gemacht, fällt er unter der Brücke der heiligen Magdalena auf der Morgenseite von Neapel in die See.

Neapel hatte vormals so hohe Mauern, daß Hannibal deshalb nicht wagte, die Stadt zu belagern. Diese Mauern wurden von den Gothen zerstört, von Belisar wieder aufgebaut, im dreizehnten Jahrhundert abermals niedergerissen, vom Papste Innocenz IV. aber wieder hergestellt. König Carl I. von An-

jen legte theils zur Vertheidigung, theils um die Stadt besser im Zaum zu halten, das sogenannte neue Castell an. Nun war das ehemalige Parthenopa zu einer ansehnlichen Stadt angewachsen, und blühte immer mehr empor.

Man sollte wirklich nicht sterben oder vielmehr sich nicht eher zu Ruhe setzen, bis man Neapel gesehen hat. Man behält das Bild von dieser Stadt für sein ganzes Leben, und ich kann das Urtheil eines berühmten Reisenden vom Anblick des Golf von Neapel nur bestätigen.

Die Bucht scheint bei ruhigem Wetter gleichsam eingeschlummert mit den tausend Kähnen und andern Fahrzeugen von allen Größen auf ihrer reinen, glatten Fluth. Diese regungslose Ruhe stimmt wunderbar mit dem lieblichen Anblick der ganzen herrlichen Umgegend. Die Berge scheinen in träumerisches Nachsinnen eingewiegt, die Luft erfüllt eine schläfrige Stille, während die mannigfachen Gegenstände umher, in den Nachgenuß historischer Erinnerungen versunken, unsere Blicke mehr zu verweilen als umherzuschweifen einladen. Dies Alles giebt ein Bild unbeweglicher Vergangenheit, ein Zurückfallen aus der thätigen Gegenwart in längst entschwundene Zeiten, deren wechselnde Scenen nur wie luftige Träume über der Ruhe des Schlummers walten und in malerischer Verknüpfung mit den glänzenden Erscheinungen der Gegenwart über die tiefe Bläue des ruhigen Wasserspiegels schweben.

Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß wenigstens hunderte von Fischerkähnen allein auf der glatten Wasserfläche trieben. Eine lange Reihe derselben erstreckte sich von der Nähe der Stadt bis in die Ferne in der Richtung nach Capri, und kein einziger schien sich zu bewegen. Außer den eigenthümlichen Formen und der großen Mannigfaltigkeit dieser Fahrzeuge, einer kaum übersehbaren Menge von Kähnen, außer dem ru-

hig erhabenen Landschaftenwechsel und dem wunderlieblichen Anblick des Meeres, kommt noch eine Küstengegend hinzu, dicht umstellt mit den redenden Zeugen einer überreichen Vergangenheit, mit den zahlreichen Gästen aus grauem Alterthum, welche die Zauber der Erinnerung mit den Annehmlichkeiten der Gegenwart verknüpfen. Dieser bezaubernde und unbeschreibliche Anblick, diese Vermischung so vieler einzelner Schönheiten zu einem einzigen harmonischen Gemälde, diese Verschmelzung einzelner Züge und Farbenübergänge, in welche kein störender Gedanke hemmend eindringt, belebt das Ganze mit dem Reiz des Idealischen, das mit der Wirklichkeit in so vielfältigen Beziehungen übereinstimmt, wie ich noch nie etwas Aehnliches gesehen habe, noch jemals hoffen darf sonst irgendwo zu erblicken.

In der Stadt selbst verdient vor Allem das Campo Santo Erwähnung: Dieses Campo Santo ist nämlich der öffentliche, das heißt der Armen-Begräbnißplatz. Es ist dieser für Neapel von großer Wichtigkeit. Es stirbt nämlich ein großer Theil der Einwohner von Neapel in den Spitälern, und sehr viele sterben, ohne die zu ihrer Bestattung nöthigen Mittel zu hinterlassen. Man mußte sich also nach einem Platze umsehen, auf welchem man so viele Arme und Dürftige mit den möglichst wenigen Kosten bestatten konnte, und dieser Platz ist der Campo Santo.

Wenn man die socialen Zustände des neapolitanischen Lebens sehr genau charakterisiren will, — so darf man nur von diesem Campo Santo erzählen.

Er liegt außerhalb der Stadt, doch ziemlich nahe, und ist von hohen Mauern umgeben. Eine kleine Kapelle befindet sich am Eingange derselben. Der große Platz ist eine ungeheure Höhle, welche man durch Ausgrabung der Erde gebildet hat.

und diese Höhle ist mit fast vierhundert Gewölben versehen. Diese Gewölbe haben oberhalb sämmtlich eine Oeffnung, welche mit einem Stein, welcher sie genau schließt, versehen ist. An jedem Stein befindet sich in der Mitte ein Ring mit einem beweglichen Hebel, welcher auf Rädern läuft, und zu jeder Zeit auf und nieder gelassen werden kann. Hierher also werden die Leichname auf bedeckten Karren gebracht, und durch die Oeffnung mittelst des beweglichen Hebels ohne Weiteres hineingeworfen, darauf wieder die Leichname mit gebrannten Kalk bedeckt, und die Oeffnung wieder geschlossen. Nach einem Jahr ist von dem Leichnam nichts mehr, als einige lose Knochen übrig. Diese werden in ein Beinhaus geworfen, und so ist immer Platz für neue Ankömmlinge da.

Als ich den Wunsch zu erkennen gab, das Innere dieser Höhle zu sehen, legte der Küster, welcher in der Kapelle des Campo Santo Wache hielt, den Hebel an den Deckel eines Gewölbes, welches eben geschlossen werden sollte. Ich blickte durch die Oeffnung, zog mich aber schnell vor dem scheußlichen Anblick zurück, welcher sich mir dargeboten hatte. Wohl ein paar Tuzend Leichname, welche größtentheils völlig unbekleidet waren, lagen hier in der größten Unordnung durch und über einander. Wahrlich, das neapolitanische Familienleben auf den offnen Straßen, wo die Leute beiderlei Geschlechts, oft mehr als halbnackend, ebenfalls so bunt gemischt sind, spiegelt sich in dieser Todtengruft sehr getreulich ab.

Auf dem Molo von Neapel und der ganzen Strecke längs dem Wasser, von Castell Nuovo an bis an die östliche Seite der Stadt, hausen die glücklichen Bettler, welche in der neuen Geschichte Neapels einmal wieder eine Rolle spielen, — die Lazzaroni. Das Leben und Treiben dieser Menschenklasse, deren hauptsächliches Bedürfniß Neapels blauer Himmel und

seine glühende Sonne ist, ist hinlänglich bekannt. Es ist durchaus nicht übertrieben, wenn man sagt: Zanken, Lachen, Kochen, Schäkern, Essen, Trinken, Schlafen, kurz, alle gewohnten Beschäftigungen des Lebens und des Hauses werden von ihnen unter freiem Himmel abgethan. Die Straßen sind die Häuser der Lazzaroni, und ihre ganze Arbeit besteht darin, mit dem Rücken auf dem Boden zu liegen und allenfalls die Hand einem Fremden entgegenzustrecken.

Ich habe bei vielen dieser gewissermaßen von der Natur priveligirten Faullenzer und Tagediebe die herrlichste Stimme gefunden. Ueberhaupt sind diese Leute, wenn auch ihre menschlichen Bedürfnisse bis auf ein Minimum reducirt sind, doch im Allgemeinen nicht ohne Talente. Die neapolitanischen Proletarier, durch harte Sorgen nicht gedrückt, die selbst des Schneiders und des Schusters entbehren können, ohne hierdurch sonderlich belästigt zu werden, die nicht in Verzweiflung aufschreien und Himmel und Hölle in Bewegung setzen, wenn sie der Wirth wegen rückständiger Miethe vor die Thür setzt, die nicht verlegen sind, woher sie für den Winter das Holz nehmen sollen, denen der liebe Gott dieses Alles gegeben hat und giebt, diese Proletarier sind Könige gegen die Bettler aller anderen Länder zu nennen, und man findet bei ihnen wirkliche Poesie, während man bei jenen nur das Elend findet. —

Ich kannte in Neapel einen der berühmtesten Sänger Italiens kennen, dessen Eltern Lazzaroni waren. Die Gewinnsucht hatte sie veranlaßt, ihn und seinen Bruder castriren zu lassen. Die beiden Knaben wurden dann in ein Conservatorium gegeben, um daselbst zu Sängern ausgebildet zu werden. Bei dem Einen gelang es, der jüngere Bruder aber bekam keine Stimme und hatte überhaupt kein Talent für irgend ein Instrument. Er wählte deshalb den Priesterstand. Das Merkwürdigste ist, daß

diese beiden Brüder den tödtlichsten Haß auf einander geworfen hatten, und der Grund dieser Todfeindschaft war — eine Liebschaft.

Der Sänger, welcher mir diese Geschichte mittheilte, zeigte mir auch das Mädchen, in welches sich die beiden jungen Leute seiner Zeit verliebt hatten, d. h. das junge Mädchen war inzwischen eine alte Matrone geworden, obwohl sie noch immer die bella donna genannt wurde. Der junge Sänger war längst kein Junger mehr, wiewohl seine Stimme nicht gealtert hatte, und der Priester tröstete sich mit der Ehelosigkeit, welche ihm sein Stand auferlegte, — aber der Haß war noch immer derselbe geblieben. Beide Brüder lebten in Neapel und sie wichen sich gegenseitig aus, wo sie sich begegneten.

Aber mein Gott, fragte ich den Sänger, wie ist es möglich, daß ein Haß so lange andauern kann, der doch eigentlich gar keinen Grund hat. Weder Sie, noch Ihr Herr Bruder konnten die bella donna heirathen, hatten Sie da Ursache auf einander eifersüchtig zu sein? —

O, sehr viel Ursache, versetzte der Sänger bitter lächelnd.

Ich muß gestehen, daß ich das nicht begreife.

Der Sänger ließ mich nun einen Blick in eine Empfindungswelt thun, die mir in der That noch neu war. Ich sah ein, wie natürlich diese ganze Geschichte von dem Haß zweier Brüder war, und ich lernte nebenbei auch, daß Castraten sich verlieben können, und daß die platonische Liebe keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört.

Der gute Sänger war mir durch seine bedeutenden und hohen Verbindungen sehr nützlich, es kostete mich wenig Mühe, ein Engagement zu erhalten, ich war kaum acht Tage in Neapel, als ich auftrat.

Von den vielen Theatern in Neapel ist das von St. Carlo

das schönste. Es ist außerordentlich groß und hängt mit dem königlichen Palaste vermittelst einer bedeckten Gallerie zusammen. Es hat sehr breite Treppen und bequeme Gänge, so daß bei dem Ausgange kein Gedränge entsteht. Die Logen sind simpel, aber gut verziert und so groß, daß die Damen nach italienischer Art darin spielen und Besuche annehmen können. Der gar zu große Umfang macht, daß die Stimmen sich verlieren. Siebenzig Logen gehören den vornehmsten Familien in Neapel an, welche sie ohne Erlaubniß des Königs nicht aufgeben dürfen.

Die italienischen Ballets haben keinen Zusammenhang mit der Oper, sondern sind mehr pantominische Tänze. Die Italiener lieben mehr die hohen Sprünge und Kapriolen. Ich war wirklich erstaunt, als ich Italienerinnen in Neapel tanzen sah. Neapel ist auch die einzige Stadt in Italien, in welcher den Mönchen der Besuch der Oper nicht verboten ist.

Bevor ich Neapel verließ, um mich von hier nach Paris und von dort nach Madrid zu begeben, besuchte ich Neapels Umgebung und namentlich machte ich eine Wallfahrt nach den beiden Städten, in welchen man wie in einem Schattenreiche wandelt

Die Empfindung beim Eintritt in diese unterirdischen Städte ist derjenigen gleich, welche wir bei der Einsteigung in ein Bergwerk haben. Es ist Schade, daß die ausgegrabenen Häuser ihrer Geräthe beraubt sind, der Anblick würde dann jedenfalls noch interessanter sein, und ich möchte sagen, feierlicher. — Jedenfalls hat sich die neapolitanische Regierung, welche keine Kosten spart, um die unterirdischen Schätze der beiden verschütteten Städte zu Tage zu fördern, um die Wissenschaft sehr verdient gemacht.

Ich besah die beiden Städte in Begleitung des neapolita-

zuschen Sängers, welcher auch die Güte hatte, mich nach dem Museum zu führen, woselbst die ausgegrabenen Kunstschätze aufgestellt sind. Wir sahen da einen Gegenstand in den verschiedensten Gestalten, welcher kein besonderes Licht auf die Ehrbarkeit der alten Römerinnen wirft. Wenn solche Sachen auf den Toiletten der Damen lagen, dann muß die Sittenlosigkeit der Römer in der That classisch gewesen sein.

Ich konnte nicht umhin, einige Bemerkungen darüber zu machen, und der Castrat sagte bitter lächelnd:

Was wollen diese Sachen beweisen? Die Lüsternheit ist oft bei denen am größten, welche am wenigsten haben. —

Hunderteinunddreißigſtes Kapitel

Eine Reiſe-Geſchichte.

Italieniſche table d'hôte. — Tavola rotonda. — Herr Léger. — Mißgeſchick zu Waſſer und zu Lande. — In Genua. — In Florenz. — In Rom. Enttäuſchungen über Enttäuſchungen. — Räuberüberfall. — Nehmt ein Exempel d'ran. —

Kurz vor meiner Abreiſe von Neapel lernte ich an der table d'hôte einen Franzoſen kennen, der die jämmerlichſte Figur machte, welche ich je an einem Reiſenden geſehen. Wir wurden mit einander bekannt, und er machte mich bald zur Vertrauten ſeiner Leiden; doch ehe ich die unglückliche Geſchichte dieſes Reiſeluſtigen mittheile, will ich Einiges über eine italieniſche table d'hôte, die von der anderer Länder ſich durch verſchiedene charakteriſtiſche Eigenheiten unterſcheidet, aufzeichnen.

Die tavola rotonda, die runde Tafel, ſo nennen die Italiener die table d'hôte, bietet dem Reiſenden das Bild einer improviſirten Familie, ſagte Piazza mit Recht, welche durch die Ungezwungenheit des Geſprächs und die Ausſchließung der Etikette, der Kriecherei, der Hunde, der Katzen, der Dichter von Profeſſion und ähnlicher geſellſchaftlicher Plagen eine große Annehmlichkeit erhält. Wer gern einen Blick in die

große laterna magica der Gesellschaft wirft, kann nicht leicht eine bessere Gelegenheit zur Beobachtung finden, als die runde Tafel, an welcher gewöhnlich die Gäste zahlreicher sind, als die aufgetischten Speisen, die nach den strengsten Regeln der Homöopathie zertheilt werden.

Jeder Postwagen, jedes Miethsfuhrwerk, das bei einem Wirthshause oder Gasthofe anhält, wo zu einem bestimmten Preise an der runden Tafel gespeist wird, führt seinen Antheil von Essern ab oder zu, von denen einige unterwegs durch die Bande der Sympathie oder Freundschaft verbunden worden sind, nicht etwa, weil sie Gelegenheit gefunden haben, sich gegenseitig kennen zu lernen, sondern weil sie in einem Wagen, mit demselben Conducteur, mit denselben Pferden gereist sind, weil sie dieselbe Langeweile und denselben Appetit fühlen.

An jeder runden Tafel, deren Anordnung in der Regel von vieler Umsicht zeugt, findet sich ein Gast oder wie man ihn sonst nennen will, den der Hôtelbesitzer unentgeldlich speist, entweder damit derselbe bei Tische die Honneurs mache, oder um Beweis seiner offiziellen Gefälligkeit und Willfährigkeit zu geben.

Dieser emeritirte Tischgenosse ist öfter mit dem Amt des Tranchirens bekleidet, wenn er auch nie anatomische Studien gemacht hat; in solchem Falle weiß er durch die Tradition, wie die Materie, so lehren die Mathematiker, in's Unendliche getheilt werden könne. Oefter ist er auch nur als Argus angestellt, und er verfolgt mit drohenden und fiskalischen Blicken die Aufwärter, um zu erspähen, ob nicht ein Gast, der nur für eine Person bezahlt, für zwei ißt. Wenn er die Portionen mit dem muthmaßlichen Appetit des Gastes oder die Größe derselben mit dem Körperumfange des Essenden vergleicht, und er einen merkbaren Unterschied zwischen beiden entdeckt, so fordert er ihn auf eine feine Weise auf, sich zu be-

dienen, in der oft eitlen Hoffnung, demſelben einen großartigen Zug der Mäßigung zu entlocken. Man ſollte glauben, es ſei ihm der Zehnte von den Ueberbleibſeln verſprochen, die er durch dieſes Syſtem der Winke, der Drohungen und der heuchleriſchen Aufforderungen vom Untergange rettet. Für den Reiſenden giebt es zur Mittagszeit keinen gefährlicheren Feind, als dieſen Hausfreund.

In zweiter Reihe finden wir den Abonnenten, ebenfalls einen gefährlichen Tiſchgenoſſen, denn er kennt längſt die Quantität der Speiſen; er beſucht die Küche und beſchnüffelt alle Töpfe, ehe er ſich an den Tiſch ſetzt; er ſteht in freundſchaftlichen Beziehungen zum Koche und läßt ſich von dieſem alle Geheimniſſe ſeiner edlen Kunſt mittheilen. Für ihn iſt keine Illuſion mehr möglich; eben ſo unmöglich iſt es, ihn zu betrügen; er kennt das Geheimniß jeder Speiſe, die ſchwachen Stellen jeder Schüſſel. Die Küche hat für ihn ſo wenig Zauber, wie das Leben für Lord Byron; er iſt der Byron der tavola rotonda. Dieſer ehrenwerthe Mann, der an den Anblick immer neuer Geſichter gewöhnt iſt, hat die löbliche Gewohnheit, die Reiſenden mit allen Merkwürdigkeiten der Gegend bekannt zu machen: er empfiehlt ihnen, die Säulenhalle von St. Lorenzo und den Friedensbogen zu beſichtigen, er führt ſie nach der Eiſenbahn außerhalb des neuen Thores und verſpricht ihnen, daß ſie oder ihre Söhne auch einſt die Eiſenbahn von Mailand nach Venedig ſehen würden.

Unter den Reiſenden findet man gewöhnlich einen dicken Franzoſen, einen Mann zwiſchen vierzig und funfzig Jahren, Kaufmann, Fabrikant, Literat, Grundeigenthümer, der aufmerkſam die Phyſiognomie des Kellners, die Decke und die Möbeln des Saales, die Kleider der Anweſenden betrachtet

um Materialien zu einer Geſchichte der Sitten und Gebräuche in Italien zu ſammeln.

Engländer findet man ſelten an der runden Tafel, entweder ſind ſie reich und ſpeiſen in ihren Zimmern, oder ihre Mittel ſind beſchränkt und ſie treten untereinander zuſammen: da kann man Vater, Mutter, Söhne und Töchter, alle hochgewachſen und rothwangig, mit Kamaſchen und feſt aufgedrückten Hüten durch den Speiſeſaal ziehen ſehen, um ſich in einem benachbarten Kabinette einzuſchließen. Sie thun dies theils aus angeborner Menſchenſcheu, theils, um zu ſparen, obgleich ſie ſich hierin täuſchen. In ihrem einſamen Zimmer müſſen ſie doppelt ſo viel wie an der runden Tafel bezahlen, aber das thut nichts, die Engländer ſind ſo ſehr an das Speiſen nach der Karte gewöhnt, daß ſie glauben würden, gar nicht gegeſſen zu haben, wenn ſie nicht ſo äßen. Sie kommen nach Italien theils aus Oeconomie, theils um die Künſte zu ſtudiren, die ſchöne Sonne zu genießen und um einen Bart und einen Schnurrbart zu tragen. Letzteres gilt natürlich nur von den Männern. Uebrigens ſind ſiezufrieden, wenn ſie ein Stück alten Marmors mit nach Alt-England bringen, und es liegt ihnen der Gedanke fern, etwas über ihren Aufenthalt auf der Halbinſel drucken zu laſſen. Viele engliche Reiſende ſtrömen auch nach dem Continent, um ſich für einen billigern Preis, als in Großbritannien, zu ruiniren. —

An der runden Tafel ſitzt die Freude, die Seele jeder Geſellſchaft, das wunderbare Weſen, das die Alten Momus genannt haben würden, das aber ſpätere Jahrhunderte mit dem Namen des Spaßmachers getauft haben. Er dreht Kügelchen aus Brod, verſchluckt ſie und zieht ſie wieder aus der Luftröhre hervor, er macht Büſten, Statuetten aus dieſem Stoffe, dann ſchneidet er einige Stücke Brod, legt ſie auf die innere Seite

der linken Hand, giebt derſelben einen Stoß mit der rechten und ſchleudert das Brod mit wunderbarer Geſchicklichkeit in den Mund. Wenn er dies vollführt hat, füllt er ſeinen Becher mit Waſſer, hält ihn mit der linken Hand auf dem Tiſche feſt benetzt den Zeigefinger der rechten Hand, ſtreicht leiſe über den Rand des Glaſes hin und entlockt demſelben auf dieſe Weiſe einen kreiſchenden Ton, der alle Anweſenden mit Grauſen erfüllt. —

Die Damen bitten ihn, von dieſer Uebung abzuſtehen, aber er ſetzt ſie beharrlich fort.

Das iſt mit wenigen Abweichungen der Anblick, den eine runde Tafel darbietet. Was unter dem Tiſche vorgeht, bleibt natürlich ein tiefes Geheimniß, wenn nicht etwa ein liebeglühender und unternehmender Jüngling einem friedfertigen Tiſchgenoſſen auf die Zehen tritt, weil er mit den Füßen einer hübſchen Nachbarin in Berührung zu kommen ſuchte. Im Uebrigen führen die Liebesregungen, welche unter den Speiſedünſten der runden Tafel ſchnell erblühen, ſelten weiter als bis zum Druck der Hand oder des Kuſſes. Der eine Theil ſetzt ja in der nächſten Nacht ſeine Reiſe fort, und Gott weiß, ob man ſich vor der allgemeinen Verſammlung im Thale Joſaphat je wiederſehen wird. Die Galanterien dieſer Art gleichen einer unvollendeten Romanze, ſie führen nicht zum höchſten Entzücken, aber ſie laſſen auch keine Thränen zurück. —

An einer ſolchen **tavola rotonda** war es, daß ich die Bekanntſchaft mit einem Franzoſen machte, welcher ſich Léger nannte. Herr Léger, Modewaarenhändler in der Straße St. Denis, ein in ſeinem Stande geachteter Mann, war dabei auch in ſeinem Hauſe glücklich, denn ſeine junge und ziemlich hübſche Frau hatte immer den zärtlichen Blicken ſeiner Kunden und den höflichen Artigkeiten ſeines erſten Commis, des Herrn Courtois

der seinen Namen durch sein feines Benehmen rechtfertigte, widerstanden. Herr Léger hatte in der That Alles, was Glück und Reichthum bedingen. Wenn er nicht viel Zeit hatte, so besaß er dagegen allgemeinen Menschenverstand genug, um seine Angelegenheiten geschickt zu leiten. Unglücklicherweise faßte er den Gedanken, Italien zu besuchen. Da er in seinem jugendlichen Eifer, trotz seiner Gicht, sich auf den Beinen stark genug fühlte, bis zur äußersten Spitze des Stiefels dieser Halbinsel vorzudringen, so bildete er sich ein, daß die Natur ihn zum Reisenden geschaffen habe. Er suchte sich nun diejenigen Sprachen und Wissenschaften in kürzester Frist anzueignen, welche zum Verständniß der Merkwürdigkeiten Italiens unumgänglich nöthig sind, und obgleich er es hierin nicht weit brachte, kündigte er dennoch nach einigen Monaten seiner Frau an, daß er verreisen und erst nach einem halben Jahre wiederkehren würde, und nahm von seinem Magazin freudig Abschied mit den frohen Worten: Ich gehe nach Rom.

Das Sprüchwort sagt, jeder Weg führt nach Rom. Unser Pariser wählte das Meer als die kürzeste und angenehmste Reise, er ist bisher nur auf dem süßen Wasser der Seine gefahren, und es schien ihm ein Fest, sich auf der salzigen Woge des Mittelländischen Meeres zu schaukeln. Er schiffte sich also zu Marseille ein auf einem Dampfschiffe, das „der Dante" hieß, und das für ihn eine wahre Hölle ward. Anfangs versuchte er es noch, auf dem Verdeck umherzugehen, aber da er den Matrosenschritt nicht hatte, so konnte er sich nicht lange stehend erhalten. Er legte sich nun in's Bett, und nach mehrerer Gefahren lief der Dante endlich ohne Schaden in den Hafen von Genua ein.

Man trug den armen Léger aus dem Schiffe nach dem nächsten Gasthaus. Wie Antäus bekam er seine Kräfte wieder, als er die Erde berührte. —

Der Dante fuhr am andern Morgen wieder ab, und Herr Léger, der seinen Platz bis nach Neapel bezahlt hatte, ließ lieber das Geld dafür fahren, als daß er selber mitfuhr und sich wieder in den Kreis seiner Seequalen begab. Nach Besichtigung seiner Effecten durch die Mauth und nach Visirung seines Passes durch die Polizei, nothwendige Ceremonien, die ihn einen halben Tag kosteten, wollte er seine Gänge abmachen aber es regnete wie mit Strömen, und er mußte sich einen Regenschirm kaufen, ein Stück Möbel, dessen er unter Italiens Himmel bestimmt gänzlich entbehren zu können geglaubt hatte. Bis auf die Haut durchnäßt, kehrte er am Abend in seine Wohnung zurück, von seinem Enthusiasmus für Italien schon bedeutend abgekühlt. —

Herr Léger opferte noch drei Tage dem Besuche der Paläste, Kirchen, Museen und der Bibliotheken, aber er hatte weder Geschmack, noch das nöthige Wissen, um die Schönheit der Meisterwerke der Kunst oder den Werth der Bücher und Manuscripte zu schätzen. Dennoch wollte er für einen Kenner gelten, und jede seiner Bemerkungen erweckte auf den Lippen Derjenigen, mit welchen er redete, ein boshaftes Lächeln, welches er als Zeichen des Beifalls ansah. Er unterschied keine architektonische Ordnung, keine Maler- und Bildhauerschule, er verwirrte alle Gegenstände, alle Namen, alle Data, verwechselte das Antike mit dem Modernen, das Heilige mit dem Profanen, machte den Palladio zum Vorgänger des Vitruvius, hielt eine Kleopatra für eine Lucretia, einen Cato für einen Cäsar, einen Komödianten für einen Kardinal, mit einem Worte, seine ganze Unterhaltung war nur ein Pandämonium von Verwechslungen, Widersprüchen und Anachronismen.

Begierig, viel und schnell, anstatt wenig, aber genau zu sehen, beeilte er sich nach Florenz abzureisen. Der Weg dahin

der faſt beſtändig an den Apenninen und dem mittelländiſchen Meere hinführt, iſt einer von denjenigen, welche die Natur ganz beſonders für die Augen des Malers oder des Dichters geſchaffen zu haben ſcheint, aber unſer einfacher Handelsmann war weder das eine noch das andere. Obgleich er die heftigen Stöße ſeines kleinen Wagens dem Uebelkeit erregenden Schwanken des Dante vorzog, ſo ſchien ihm doch der Weg von einer verzweifelnden Einförmigkeit zu ſein. Zwar kehrte er in ſeinem allzugerechten Groll gegen das Meer mit Abſcheu ſeine Blicke von dieſem verfluchten Elemente ab, deſſen bloßer Anblick ihm die Seekrankheit wieder zugezogen haben würde, und dadurch gingen für ihn die mannigfachen Wirkungen von Schatten und Licht verloren, welche die Wolken und die Sonne hervorbringen, indem ihr Bild ſich auf dem beweglichen Spiegel der Wellen bricht.

Er hatte nun Muße genug, ſeine einſamen Gedanken ſeinem Vaterlande wieder zuzuwenden, er erinnerte ſich mit einem Anflug von Reue an ſeine Wochenarbeiten und an ſeine Sonntagsvergnügungen. Dieſe traurigen Gedanken begleiteten ihn bis nach Florenz, wo er, kaum angelangt, von einer Schaar von Eckenſtehern umringt wurde, die ſich ſeines Felleiſens bemächtigten und ſich um ſeine Perſon riſſen, indem Jeder ihn nach einem andern Gaſthofe führen wollte. In der Hoffnung, ihre ihm aufgedrungene Zuvorkommenheit von ſich zu weiſen, gab er ſich für einen Einwohner der Stadt aus und ſchrie ihnen aus vollem Halſe zu: **io sono italiano**; aber ſeine Ausſprache ſtrafte ſeine Worte Lügen, und Alle erwiederten ihm: Ja wohl, ein vollkommener Italiener, **signore francese!** Ruhig ließ er ſich nun in einen Gaſthof ſchleppen, wo noch an demſelben Tage ein Unglücklicher, wie ein Bettler gekleidet — es war ein Dichter — ihm demüthig ein Sonnet vorlas, welches

seine Ankunft in Florenz pries, und ihm freigebig die Titel Genie, Excellenz und Hoheit ertheilte. Da das Sonnet mit dem Lobe der Mildthätigkeit schloß, und der armselige Verfasser, nachdem er es ihm überreicht hatte, immer seine Hand ausstreckte, so begriff er den Sinn der poetischen Bittschrift, und belohnte ihn reichlicher, als es ein wirklicher italienischer Fürst gethan haben würde.

Die reichen Reisenden nachzuahmen, miethete er sich einen Wagen, um Florenz auf eine schicklichere und bequemere Weise zu besehen, denn die sitzende Lebensweise im Magazin hatte ihm das Fußwandern verleidet. Mit der Miethung eines Wagens verband er die eines Cicerone, eines Führers, der eben so lügenhaft ist, als eine Reisebeschreibung, weil beide die gewöhnlichsten Dinge wie göttliche Wunder preisen. Dieser Cicerone, der gewöhnlich mit einer unerschütterlichen Kaltblütigkeit die Gothik der Trümmer, welche den Zweifel der gelehrtesten Akademiker erregten, bestätigte, verschonte ihn auch nicht mit einem verfallenen Aquaduct, mit einem zertrümmerten Säulenkapitol, noch mit dem Arm und dem Bein einer verstümmelten Statue: er schleppte ihn in alle Gallerien, in alle Paläste, und der Anblick so vieler Gegenstände wirkte auf seinen Geist wie eine Zauberlaterne und ließ ihm keine Zeit, seine Erinnerungen zu klassifiziren oder seiner Empfindungen sich bewußt zu werden. Der Kopf des Herrn Léger war nicht stark genug, um dem beständigen, selbst durch seine Mannigfaltigkeit einförmigen Schauspiel zu widerstehen.

Um sich am Abend von den Beschwerden des Tages zu erholen, ging er in's Theater. Da er nur im Concert Musards und in dem Cirque Olympique seinen musikalischen Lehrkursus durchgemacht hatte, so muß man voraussetzen, daß er für das italienische Genre nicht vorbereitet war, auch schlief er

oft mitten in der Cavatine der Prima Donna ein, und erwachte erst durch den Lärm des Schlußchorus. Allerdings muß man dabei nicht vergessen, daß das Repertoire der italienischen Theater nicht sehr mannigfaltig ist, und daß er vierzehn Tage hinter einander dieselbe Oper von derselben Truppe hören mußte. Vergeblich hoffte er, daß die Aufführung eines Lustspiels in seine vermeintlichen theatralischen Genüsse eine Abwechslung bringen würde, aber die Geschwindigkeit der Darstellung und seine geringe Bekanntschaft mit dem italienischen Sprach-Idiom hinderten ihn, die Intrigue des Stücks zu begreifen, das jedoch nichts Anderes war, als die fast buchstäbliche Uebersetzung eines Vaudevilles von dem Theater des Gymnase.

Bei dem bloßen Namen Florenz hatte er sich eine heitere, lachende Stadt gedacht, die wie ein Blumenstrauß an den Ufern des Arno liege, und er traf nur Häuser an, die wie Festungen aussahen und noch etwas von der drohenden, trotzigen Physiognomie ihrer ehemaligen Herren an sich trugen. Im Allgemeinen hatte er sich auf eine Reise von immer neuen Empfindungen gefaßt gemacht, und schon bereute er seinen doppelten Verlust an Zeit und Geld, denn er war durchaus nicht Künstler und also rechnete er.

Mitten unter den Täuschungen beklagte er sich über das Stillschweigen seiner Frau; endlich empfing er einen Brief, in welchem sie ihm, so sehr sie auch die Sehnsucht, ihn wiederzusehen, ausdrückte, doch schrieb, daß er sich auf den thätigen Eifer des Herrn Courtois verlassen könne, mit welchem sie alle Abende die Rechnungen des Tages in Ordnung brächte. Herr Léger hatte noch nicht Gelegenheit gehabt eifersüchtig zu sein, aber seine eheliche Zärtlichkeit entrüstete sich ein wenig über die Vertraulichkeit, welche aus dieser Gemeinschaft der Arbeit zwischen seiner Frau und seinem ersten Commis ent-

ſprang. Was ſollte er thun? — Welche Schande, wenn er vor der beſtimmten Zeit zurückkehrte! dadurch würde er der Meinung von ſeiner Bildung bei ſeinen Pariſer Freunden einen harten Stoß gegeben haben. Alſo er blieb.

Rom, das Magazin aller gefallenen Größen, enttäuſchte ihn vollends durch ſeinen düſtern Anblick und durch ſeine traurigen Ruinen. Das Coliſeum ſchien ihm nur ein verworrener Haufe alter Steine. Trotz dem gab ſich der Pariſer Modewaarenhändler das Anſehen eines gelehrten Alterthumsforſchers! Man kann ſich leicht vorſtellen, welchen Albernheiten ihn ſeine Unwiſſenheit ausſetzte.

Da er gehört hatte, daß mehrere Maler das Geheimniß beſeſſen hatten, Gemälde großer Meiſter zu entdecken, welche ſie wohlfeil gekauft und theuer wieder verkauft hätten, ſo unternahm er auch dieſe Gattung von Speculation, nur mit dem Unterſchiede, daß er ſchlechte Copieen ſehr theuer kaufte, welche man ihm für vortreffliche Orginale ausgab und welche er zu behalten gezwungen war. Er verſtand ſich beſſer darauf, die Leinwand, die zu Rouen fabrizirt wird, zu beurtheilen, als die Leinwand, welche von Correggio oder Rafael bemalt war.

Sein Cicerone, der ſeine anmaßende Unwiſſenheit geſchickt ausbeutete, verſtand ſich mit den Trödlern, die ihm ihre ſchlechten Münzen und falſchen Moſaiken theuer aufnöthigten. Eines Tages führte er ihn auf ein unbebautes Feld, auf welchem eine Ausgrabung angekündigt worden war. Die Arbeiter ſtellten ſich, als ſuchten ſie noch etwas, ihre Hacke ſchlug lange ohne etwas zu finden; endlich fühlten ſie einen Widerſtand und hielten an. O, Wunder! Man grub ſorgfältig eine Statuette der Fortuna aus, welche mit dem edlen Roſt des Alterthums bedeckt zu ſein ſchien. Alle Umſtehenden ſchrieen und jubelten darüber, und man fing ſogleich an, ſie zu verauktioniren. Herr

Léger welcher glaubte, daß die Fortuna für ihn ein Schatz sein würde, bot so hoch, daß sie ihm zugeschlagen wurde. Aber dieses ehrwürdige Meisterwerk, dem er ein Alter von wenigstens zweitausend Jahren zuschrieb, war nur erst ein paar Tage vorher dort eingegraben worden. Man machte sich über den Alterthumskenner lustig, welcher trotz seines friedfertigen Charakters hierüber so in Zorn gerieth, daß es zwischen ihm und einem der Spötter zum Duelle kam, bei welchem Herr Léger, der besser mit der Elle, als mit Pistolen umzugehen wußte, den Kürzern zog.

Aber mit diesem unangenehmen Vorfalle war das Märtyrerthum des armen Kaufmanns noch nicht zu Ende.

Bereute er es auch nicht, sich zu hoch erhoben zu haben, indem er bis in den Knopf der Peterskirche stieg, von wo ihn ein Schwindel beinahe herab geworfen hätte, so hatte er doch alle Ursache, es zu bereuen, zu tief hinabgestiegen zu sein, indem er sich in den Katakomben verirrte, die ihn als einen neuen Märtyrer leicht hätten begraben können.

Als er aus dem unterirdischen Rom wieder an das Licht der Lebenden emporgestiegen war, athmete er jene schlechte Luft (**aria cattiva**) ein, die im Herbste so gefährlich ist, und verfiel dadurch in ein Fieber, das ihn, im Verein mit dem Arzte, drei Wochen lang an das Bett fesselte.

Ein Brief von seiner Frau verdoppelte noch die Langeweile seiner Einsamkeit; er bemerkte, daß sie in Verlegenheit war, wie sie von seinen Angelegenheiten und seinem ersten Commis zu ihm sprechen sollte, und daß sie, anstatt sich über seine Abwesenheit zu beklagen, ihn fast aufforderte, seine Rückkehr zu verschieben. Wie groß auch sein bis dahin begründetes Vertrauen auf die feste Tugend seiner Frau war, so machte doch der kluge Reisende die Bemerkung, daß, wenn die anwesenden

Ehemänner von ihren Frauen manchmal Unrecht leiden, die abwesenden sich der Gefahr aussetzen, dieses Unrecht noch zu vergrößern. Aber konnte er Italien früher verlassen, als er versprochen hatte heimzukehren? Er verließ eiligst Rom und reiste nach Neapel. Italien ist das Land der Widersprüche. Von der Stadt der Ruhe und des Schweigens ging er in die Stadt der Bewegung und des Lebens, denn von allen Städten der Halbinsel ist Neapel die geräuschvollste, die schreiendste und die am meisten gestikulirende. Er hatte daher Mühe, sich an das Neapolitanische Getöse, gegen welches der Lärmen in seiner Straße St. Denis fast Ruhe war, zu gewöhnen. Da er zum Uebermaß seines Unglücks sich eingebildet hatte, daß man in der Nähe des Vesuvs die Strenge der Jahreszeiten nicht fühlte, so hatte er keinen Mantel, kein Winterzeug zu sich genommen, so daß er die Dichter und Enthusiasten verfluchte, welche von einem ewigen Frühling Italiens sprechen. Dennoch konnte Herr Léger nicht umhin, den Vesuv zu besteigen, denn welchen Spöttereien, welchem Hohngelächter würde er sich preisgegeben haben, wenn er seinen Freunden daheim hätte gestehen müssen, daß er den Vesuv nicht bestiegen habe. Also hinauf trotz rauher Winde und Sicht, aber der arme Teufel kam dennoch nicht hinauf, auf halbem Wege glitt er aus, und ohne die Unterstützung seines Führers wäre er rettungslos verloren gewesen. Dadurch abgeschreckt, eilte er das Gebirge rascher hinunter, als er hinangeklimmt war.

Endlich, nachdem sich der arme Teufel so oft zwischen der Charybdis und Scylla befunden hatte, waren die sechs Monate seiner Abwesenheit von Paris richtig verflossen, und Léger machte sich auf die Rückreise. Aber noch war sein Geschick nicht erfüllt, das Maaß seines Unglücks nicht voll. Er fuhr per Post nach Rom zurück, und obgleich dieselbe, welche

ſtarke Summen Geldes bei ſich führte, von vier Dragonern escortirt war, wurde ſie dennoch von Räubern überfallen und geplündert. Der arme Léger wurde ſeiner Effecten beraubt und in's Gebirge geſchleppt. Man verſuchte von ihm ein großes Löſegeld zu erpreſſen, und dachte ihn im Weigerungsfalle ſeiner beiden Ohren zu berauben, nur mit der größten Mühe und nach einigen Tagen entſetzlicher Angſt gelang es ihm den Händen der Räuber zu entkommen.

Abgezehrt, elend, verhungert, zerlumpt betrat er endlich den Boden ſeiner Heimath wieder. Wie freute er ſich auf ſeinen heimiſchen Heerd, auf ſein Weib, auf die behagliche Ruhe ſeines Comtoirlebens nach ſo vielen überſtandenen Fährlichkeiten; je näher er ſeinem Hauſe kam, je mehr klopfte ihm das Herz. Endlich, endlich, war er da, — aber Entſetzen, ſein Magazin war verſchloſſen und verſiegelt. Er erkundigte ſich bei ſeinem nächſten Nachbarn nach der Urſache, ſtatt aller Antwort gab ihm dieſer ein Zeitungsblatt, in welchem folgender Artikel ſtand:

Man ſpricht von dem Falliſſement des Herrn L . . . ., des eichen Kaufmanns in der Straße St. Denis. Seit langer Zeit hat er die Flucht ergriffen, um den Verfolgungen ſeiner Gläubiger zu entgehen. Man glaubt, daß er ſich nach Italien geflüchtet hat.

Dieſe Nachricht traf ihn wie ein Donnerſchlag, aber das Schlimmſte ſollte er noch erfahren. Seine Frau und ſein Commis Courtois hatten durch allzugewagte Speculationen mit ſeinem Gelde ſeinen Kredit compromittirt und ſich zuſammen mit dem Reſt ſeines baaren Vermögens aus dem Staube gemacht. Da Léger ein rechtſchaffener Mann war, beklagte man ihn allgemein, aber das war auch Alles. Das Opfer einer Laune, die ihm ſo theuer zu ſtehen gekommen war, ſah er ſich genöthigt, in derſelben Straße, wo er Chef des Hauſes geweſen

war, einfacher Commis zu werden. Mit so großem Unglück büßte dieser arme Mann seine Sucht, ein Gelehrter zu heißen und Italien's Alterthümer kennen zu lernen.

Das Schicksal des Herrn Léger steht sicher nicht vereinzelt da, die Wuth, Italien zu bereisen hat die Engländer, die Franzosen, die Deutschen ergriffen, und man ließe sich ihre Thorheiten schon gefallen, wenn diese Leute nicht die unglückselige Manie hätten, Jedem, der ihnen begegnet, mit dem sie zufällig zusammen kommen, von dieser Reise und deren außerordentlichen Resultaten zu erzählen.

Ich habe ebenfalls Italien bereist und mich daselbst lange genug aufgehalten, um dieses schöne Land hinlänglich kennen zu lernen, aber ich muß gestehen, die interessanteste Seite Italiens ist eben die, daß man in diesem Eldorado mehr Narren kennen lernt, als in allen übrigen Ländern der Erde zusammen. Ich glaube, die guten Italiener würden um vieles glücklicher sein, wenn sie weniger der Gegenstand der allgemeinen Neugierde wären.

Abgesehen von der Störung, welche mir beim Genuß dieses auf die Erde gefallenen Stück Himmels von den vielen europäischen Reisegecken, welche sich in Italien ein **Rendez-vous** geben, und welchen auch ich zu begegnen das Unglück hatte, verursacht worden ist, habe ich in keinem Lande reinere, tiefere Freuden genossen, als in dem unglücklichen Mutterlande der Kunst. Mein Leben floß mir dahin wie ein poetischer Traum, und ich verließ Italien mit dem festen Entschlusse, später einmal wieder dahin zurückzukehren.

Hundertzweiunddreißigſtes Kapitel.

In den Tuilerieen.

Der Tanz bei den Franzoſen. — Balle. — Ein Ball in den Tuilerieen. — Nationalgarden. — Der König Louis Philipp und die Prinzen.

Zum dritten Male in meinem Leben betrat ich Paris. — Da ich in dieſem Jahre noch Spanien beſuchen wollte, konnte ich nicht lange in Paris verweilen. Doch benutzte ich die kurze Zeit, meine früheren Bekanntſchaften, welche mir von Nutzen ſein konnten, zu erneuern. Ich trat in Paris einige Male auf und hatte das Vergnügen, ſtets mit demſelben Wohlwollen aufgenommen zu werden. Ich machte die Bekanntſchaft der einflußreichſten Journaliſten, aber iſt es nöthig, ſich in Paris auf die Journaliſten zu ſtützen? Iſt die ganze franzöſiſche Nation nicht für das Tanzen und die Tänzerinnen begeiſtert? Wenn man von den Franzoſen behauptet, daß ſie ſich mit magerer Suppe und geſchmorten Froſchkeulen abſpeiſen ließen, ſagt ein geiſtreicher Schriftſteller, ſo iſt das freilich eine ſehr gewöhnliche Schmähung, die aber durch die Speiſekarte der pariſer Reſtaurateure hinlänglich wiederlegt wird, gewiß aber iſt es keine Unwahrheit, wenn man von ihnen ſagt, daß ſie leidenſchaftliche Tanzliebhaber ſind, daß ſie das Tanzen dem Eſſen,

dem Trinken, dem Schlafen, der Unterhaltung und ſelbſt der Muſik vorziehen, daß der größte Theil ihrer Beluſtigungen und Beſchäftigungen durch Tanz ausgefüllt wird.

Bei einer Hochzeit tanzt die Braut die ganze Nacht hindurch, bis die erſten Strahlen der Morgenſonne durch die Fenſtervorhänge hereinbrechen. Bei einer Taufe überläßt die junge Mutter das Kind, deſſen Geburt die Gäſte feiern helfen, der Sorgfalt einer Amme, und nimmt am Tanze ſo lange Theil bis ſie ganz erſchöpft in das Sopha ſinkt, um ſich auszuruhen. Bei den Geburtstagen der Mutter, des Vaters, der Großeltern der Kinder ordnet man nicht, wie in England, ein Mittagsmahl oder wie in manchen Kantonen des ſchönen, alten Helvetiens ein Abendeſſen, ſondern eine Tanzbeluſtigung an. In England trägt die Hausfrau die größte Sorge, daß bei ſolchen Geburtstagsfeierlichkeiten die Tafel auch recht hübſch ausſehe, reich beſetzt und glänzend erleuchtet ſei, in Frankreich ſtehen auf einem Seitentiſch eine kalte Paſtete, einige Schalen von Reismilch oder Bouillon, ein wenig warmer Punſch und einige kleine Kuchen; das ſind die ganzen Erfriſchungen, die man bei dem großen Vergnügen des Abends, beim Tanze darbietet. Der Engländer ſchickt bei einer Abendgeſellſchaft ſeine Sparpfennige zum Paſtetenbäcker, der Franzoſe zu den Spielleuten.

Woher kömmt das? Es iſt den Leuten angeboren. Der Franzoſe tanzt, weil es einmal in ſeiner Natur liegt. Und wenn wir die Stufenleiter hinanſteigen, vom Bettler zum Arbeiter, in der Hauptſtadt wie in den Provinzen, was iſt das Hauptvergnügen des Bauern, des Tagelöhners und des Handwerkers von dem an, der hinter der Pflugſchaar hergeht, bis zu dem, der zu Lyon ſo geſchickt und geſchmackvoll zu weben verſteht, bei allen Feſten des Dorfs und Bezirks, der Familie, der Schenke, zu Hauſe und auf Beſuchen? Nichts Anderes als der Tanz.

Kein Frauenzimmer in Frankreich läßt vom Tanzen, bis ihre Beine und Füße nicht mehr fort wollen. Auch graue Haare und Runzeln sind kein Hinderniß: wer nicht mehr walzen kann, tanzt doch die Quadrille noch mit, und wer die Pas nicht mehr machen kann, läuft doch noch mit und macht den Strohmann, wie beim Whistspiel. In andern Ländern giebt es gewiß Millionen junger Damen, die nicht tanzen können, in Frankreich aber geht das A. B. C. und das Tanzen Hand in Hand, und ein Herr Professor Albert hat sich bei den Franzosen einen guten Namen gemacht, weil er in einer Schrift über die Sittlichkeit des Tanzes dargethan, daß der Tanz besonders dazu geeignet sei, die geistigen wie die moralischen Fähigkeiten und Kräfte des Menschen zu vervollkommnen.

Wer keinem ländlichen Feste in Frankreich beigewohnt hat, kann sich keine Vorstellung machen von der Schönheit und malerischen Lebendigkeit solcher Scenen. Das Fest von Ville d'Avray, etwa zwei Meilen von Paris, ist ein herrliches Musterbild dieser Art von Lustbarkeiten. Nicht etwa alte häßliche Mützen findet man da, nicht abgetragene Damen-Shawls, nicht schmutzige Putzlappen: nein, Häubchen so weiß wie Schnee, Fichüs so nett und schwellend wie ein Blumenbeet im July, zierliche, saubere, knappe Kleider und Füßchen, so niedlich und in so feinen Strümpfen und Schuhen, wie die der elegantesten Gräfin auf den londoner Almacks-Bällen. Und wie sie tanzen! Mit ihren ganzen Augen und Herzen, mit ihren ganzen Füßen und Beinen, mit ihrer ganzen schlanken, kegelförmigen Taille und ihrem glückseligen, munteren Antlitz, nach den Tönen zahlloser Violinen und allerlei lustiger, wenn auch manchmal nicht gerade harmonirender Instrumente.

Das Tanzen der arbeitenden Klassen, der Dienstboten und Landleute unter freiem Himmel ist ganz einzig in seiner Art.

Ich habe viele Länder bereist, viele Tänzer und Tänze gesehen, aber die arbeitenden Klassen und Dienstboten in Frankreich übertreffen alle anderen in ihrer Liebe zu diesem Vergnügen. — Die Männer hängen eben so sehr daran, wie das schöne Geschlecht: frisch und munter sind sie am Morgen wieder um die gewöhnliche Stunde an der Arbeit und verrichten unverdrossen, es koste was es wolle, ihre Geschäfte in der Wirthschaft, in der Fabrik oder am Ladentisch, wenn sie auch eine lange Nacht hindurch in stets kreisender Bewegung gewesen sind.

Die politischen Ereignisse der letzten funfzig Jahre in Frankreich haben den Character der französischen Bälle und des französischen Tanzes ganz umgewandelt. Die Tracht ist eine ganz andere geworden, die Toilette hat sich geändert, die Art des Empfangs ist nicht mehr dieselbe, die Einladung geschieht in anderer Form; die Vorstellung, sei der König oder wer sonst der Wirth, ist traulicher und bürgerlicher geworden. Ich spreche natürlich von der Zeit, da Ludwig Philipp noch auf dem französischen Throne saß und Niemand daran zweifelte, daß er als König von Frankreich sterben würde. Heute sieht es allerdings wiederum etwas sehr verwandelt aus, aber Frankreich lebt auch heute nur provisorisch, d. h. es sucht sich nur bei Athem zu erhalten, um über die Zeit der Krankheit hinwegzukommen.

Ich hatte Gelegenheit, bei meinem damaligen Aufenthalt in Paris einen Ball zu besuchen, welcher den National-Garden von Paris, diesem Adel von 1845, gegeben wurde. Es war in den Tuilerieen. Frankreich hatte damals keine andere Aristokratie, als die des Geldes. Die Fould's, Lefebvre's und Rothschild's waren damals und sind noch heute der hohe Adel von Frankreich. Und doch, welch edles, königliches Benehmen hatte Ludwig Philipp! Frau van Genlis sagte: Er war dazu

geboren, ein König zu sein. Hierin war sie Prophetin. Wenn sie aber hinzufügte, er würde schlecht dazu taugen, so bewies sie keine tiefe Menschenkenntniß. Die Freunde Karls hatten Unrecht, als sie sagten, dieser sei der letzte französische Edelmann. Das ist nicht wahr, es gab nie einen feineren Hofmann, nie einen vollendeteren Edelmann, als Ludwig Philipp es war.

Die französische Nationaltracht, sagt Herr Manguin, ist ein schwarzer Frack. Und so ist es und war es damals in der That. Ein Ball in den Tuilerieen machte jedoch hiervon eine Ausnahme. Es waren dort eine Unzahl National-Gardisten anwesend, und mancher unglückselige Bürger, der achtundvierzig Stunden im Arrest gewesen war, weil er sich einmal über das andere geweigert, auf die Wache zu ziehen, putzte, wenn er zum Ball in den Tuilerieen eingeladen wurde, blank sein Messing und Zinn, bürstete seinen blauen Rock, polirte seine versilberten Knöpfe, ließ sich seine besten Beinkleider so weiß waschen, wie der Mont blanc im Januar, und kutschirte in einem Kabriolet für 30 Sous, in Handschuhen von Pirot und Stiefeln von Cancannan nach dem Königlichen Schloß, wo er ganz ungenirt sich bewegte und lustiger war, als er es in einem Schilderhause je sein konnte.

Es wäre auch sehr ungerecht, wollte man nicht eingestehen, daß die Tracht der französischen National-Garden allerliebst war. Ein Mensch, dessen Hauptgeschäft darin bestand, auf andere ehrliche Leute Glossen zu machen, und der dafür einst derb gezüchtigt wurde, sagte: Frauen und Wäsche sehen bei Licht am besten aus. Das ist eine Ansicht, wegen welcher ich mit dem Herrn nicht rechten will, aber so viel ist gewiß, daß die National-Gardisten und ihr Anzug am besten in den Tuilerieen bei Kerzenlicht aussahen. Man kann sich gar nichts Anmuthigeres den-

ten, als das Weiß, Roth und Blau auf einem Tuilerieen-Balle, und jeder Beschauer war auch von dem Anblick entzückt.

Die Kavallerie der National-Garde war mit Federbüschen geschmückt, und die Offiziere sahen wie die Stutzer von ehemals aus, als es noch Mode war, den ganzen Vormittag Köpfe abzuschneiden und die ganze Nacht hindurch nach der bezauberten Melodie von ça ira oder der Marseillaise zu tanzen. Ich habe keineswegs die Absicht, hiedurch beweisen zu wollen, daß die Kavallerie-Offiziere der Pariser National-Garde in irgend einer andern Hinsicht als im Tantyismus, Robespierres gewesen seien; unschuldigere, harmlosere und unschädlichere Wesen, als diese Offiziere, konnten auf der ganzen Oberfläche der bewohnten Erde nicht vorhanden sein. Die Kavallerie-Offiziere der National-Garde betrachteten dies als eine Nothwendigkeit, ja als einen Theil ihrer Dienstpflicht, einen Schnurrbart zu tragen, dessen beide Enden geschmackvoll gedreht waren, gelbe Glacé-Handschuhe, die sie nie zweimal anzogen, gefaltete schwarze Atlas-Cravatten, die so breit und bequem wie ihre constitutionellen Privilegien waren, und mit Patentwichse blank geputzte Lederstiefeln, die so eng waren, daß sich jede Ader und jedes Hühnerauge auf der Oberfläche deutlich abdrückte. Sie waren die Aristokraten der National-Gardisten, mochten sie nun Schweine-Schlächter oder Schreiber bei den Actien und Mäklern gewesen sein. Mochten sie auf gemietheten Rossen einherstolziren und manche bedeutende Auseinandersetzung mit ihren Schuh- und Handschuhmachern durchzufechten haben, mochten sie immerhin das ganze Jahr hindurch hinter ihrem Ladentische Gingham verkaufen, was schadete dieses? — sobald sie sich im Dienste befanden, auf die Wache zogen, zu Pferde eine Revüe mitmachten oder in den Palast eingeladen wurden, bildeten sie die Elite der französischen Aristokratie, und was ihnen

an Verstand, Rang, Familie, Talenten oder Muth abging, ersetzten sie reichlich durch Tressen, Fransen und Federn, und so erblickte ich die ehrenwerten Leute mit ihren Kindern und Frauen, Großvätern und Onkeln auf einem Ball in den Tuilerieen.

Wie hübsch sahen sie aus, als ich die große Treppe hinaufgestiegen und eingetreten war. Der Saal der hundert Schweizer war nicht mehr wie sonst bei ähnlichen Gelegenheiten mit der aus jungen Edelleuten bestehenden Leibwache des Königs, sondern mit Pariser National-Gardisten und einigen Linienſoldaten angefüllt, und überall erblickte man die hübsch gekleideten, nett aussehenden Stutzer aus der Feder- und Frauen-Schule der Kavallericabtheilung. Wie waren sie bemüht gut zu tanzen, wie strebten sie danach, mit der Musik genau Takt zu halten, wie gleichgültig stellten sie sich gegen die Erfrischungen, mit denen man sie überschüttete, und wie nachlässig benahmen sie sich gegen die vornehmen Damen, wenn sie dieselben zum Tanz aufforderten, als ob ihnen diese eher eine Gunst damit erweisen sollten, ihre Aufforderung abzulehnen, als sie anzunehmen.

Die Tuilerieen von 1845 waren nicht mehr die Tuilerieen von ehemals. Ludwig Philipp liebte Hammer und Kelle, zur Zeit des Kaisers waren die Zimmer voller Seide, Sammet, Marmor, Vergoldung, Gemälde und Bilderwerk, unter Ludwig Philipp wurden sie aber bei Weitem glänzender. Die große Treppe, obgleich in ihrer Bauart unverändert, wurde sehr verschönert, die nach dem Garten hinausgehenden offenen, äußeren Gallerieen waren verschlossen, auch wurden das Königliche Parterre und mit Rasen ausgefütterte Gräben zunächst dem Garten angelegt, um das Volk von dem Palaste fern zu halten, mit der innern Einrichtung in den Zimmern und Sälen waren

große Veränderungen vorgenommen worden, und wenn gleich der Adelsſaal noch ſein reiches Getäfel mit den alten Schlachten und Siegen hatte, ſo fehlte doch der Adel, um darin zu antichambriren. Der Friedensſaal ſtellte noch immer die Zeit, den Frühling, die Fülle und den Ruhm dar, aber er war in jeder Einſicht weit prächtiger als in früheren Tagen. Die Dekorirung des Thronſaales war noch eben ſo ſchön, ja noch ſchöner als jemals, und wenn auch die Lilien verſchwunden waren, welche einſt um den Thron prangten, ſo war doch das Tafelwerk von ehemals noch vorhanden, welches die Religion vorſtellte, wie ſie Frankreich beſchützte, und man mußte nur wünſchen, daß das alſo beſchützte Volk ſeine Beſchützerin nimmer vergäße.

Ludwig Philipp hatte der Rückſeite des Schloſſes ihr alterthümliches Anſehen geraubt, indem er an Thüren und Fenſtern die moderne Architektur einführte, und ſo war hier in Folge ſeines Geſchmacks für das Nette und Behagliche ein wunderliches Gemiſch der gemauerten Bauart von 1830 und der ſteinernen und gemeißelten des ſechszehnten Jahrhunderts entſtanden. Aber die innere Einrichtung der Tuilerieen hatte einen ganz andern Charakter. Da war Alles beibehalten, was den Palaſt eines alten Königsgeſchlechts bezeichnet, verbunden mit allen Annehmlichkeiten, Bedürfniſſen und Zierden der neueren Zeit. Zwar konnte die Waſchtoilette des Königs minder wohlfeil, die Bettſtelle etwas weniger rumpelhaft ſein, aber Ludwig Philipp ſchlief neben ſeiner Königin, und die eine Hälfte ſeines Bettes war ſo hart, wie es zu ſein pflegt, wenn man im Lager oder auf dem Schlachtfelde ſchläft, wogegen die für ſeine Königliche Gemahlin beſtimmte Hälfte an Weiche den Betten zu Neapel und den beſten Eiderdaunenpfühlen der Königinnen nichts nachgab. Ludwig Philipp hatte alle ſeine Söhne daran

gewöhnt, mit einfacher Koſt ſich zu begnügen, und hart zu ſchlafen. Eine Matratze war ihr Bett, ein hartes Brett ihre Matratze. Die Schlafzimmer der Prinzeſſinnen waren ſo ſchlicht wie die eines Landmädchens und von Ueppigkeit war nichts zu ſehen.

Dieſe Orleans'ſchen Mädchen, ſagte die Herzogin von Berry, als dieſelben einſt auf einem Hofball alle in einfachen weißen Mouſſelin gekleidet erſchienen, ſahen am beſten aus auf dem ganzen Ball. Es ſind die niedlichſten Mädchen in Frankreich. Und wahrlich, die Herzogin hatte Recht. Als die Königin der Belgier noch zu Hauſe war, und die verſtorbene Herzogin von Würtemberg noch lebte, konnte mit ihrer noch unverheiratheten Schweſter Clementine zuſammen kein lieblicheres Trio vom Pas-de-Calais bis zum Golf von Biscaya gefunden werden. So ſagte alle Welt, welche nur irgendwo dieſes liebliche Schweſternpaar geſehen hatte.

Ludwig Philipp galt damals noch für einen der beſten Taktiker. Als bei der denkwürdigen Eröffnung der Kammern im Jahre 1830 Carl X. beim Hinaufſteigen auf den Stufen des Thrones ſeinen Königshut mit dem Straußenfederbuſch fallen ließ, hob der Herzog von Orleans ihn auf und ſagte, ihn dem Könige überreichend: Möge er lange Zeit von Ew. Majeſtät getragen werden. Aber ſchon wurden die Worte: „Revolution" und „der Herzog von Orleans" von Sevarn, Dupin und Perin geflüſtert. Als die Revolution von 1830 mit ihren Kanonaden und Barrikaden alle Throne überraſchte und die Beherzten erbleichten, da ergriff Ludwig Philipp die Flaſche mit ſchlechtem Wein, welche ein Mann aus dem Volke an der Barrière St. Martin ihm zum Trinken darbot und führte ſie mit den Worten: „La France et son bonheur!" an ſeine

Lippen. Es wären noch unzählige Beispiele anzuführen, welche darthun würden, wie sehr Ludwig Philipp den so lange genossenen Ruhm eines guten Politikers verdiente.

„Sie sind meine Kameraden," hatte der König vor etwa fünf Minuten gesagt, als er mit Einigen von der Demokratie der auf dem Balle versammelten National-Garden in Berührung kam. Diese Worte machten sie nicht zu seinen Kameraden, aber es schmeichelte ihrer Eitelkeit und entwaffnete ihre Gereiztheit. Und nun einen Blick auf jene jungen Prinzen, die in der langen Gallerie voll Licht, Gemälden, Gold, Glanz, Marmor und Schönheit, in der wir uns befinden, sich von uns bei verbeugt haben: man betrachte sie nur. Der Herzog von Nemours spricht mit der Tochter eines Banquiers, nicht eines von der ersten, sondern von der zweiten Klasse, von denen, die keine Note von tausend Pfund ohne zweitägige Vorherbenachrichtigung auswechseln können, und doch, wie leutselig plaudert er mit ihr. Er ist der hübscheste Mann zu Pferde, welchen ich jemals sah, und jetzt, als Cavallerie-Offizier der National-Garde gekleidet, ist er ein wahres Kleinod von Soldaten. Es wundert mich gar nicht, daß er das hübscheste Mädchen in Deutschland erobert hat. „Heil seinen lieben Augen", sagte eine junge Engländerin, als er so eben an uns vorüberging. Der Herzog von Nemours bedauerte die Ereignisse von 1830, er beklagte es, daß sein Vater auf den Thron berufen wurde, ihn schmerzte der Untergang der erblichen Pairie, die durch jene Revolution vernichtet ward, es that ihm wehe, als man die Herzogin von Berry verhaftete und gefangen setzte, und er sympathisirt nicht mit der demokratisch-politischen Schule in irgend einem Theile der Welt. Er unterhält sich eben wieder mit der Tochter eines Generals, für die er die aufrichtigste Hochachtung hegte. Wie sie erröthet! Er aber ist so kühl,

so würdevoll, und des Entzückens, welches er erregt, wenigstens scheinbar sich so unbewußt, als wäre er nicht jung, nicht hübsch, nicht brav, edelmüthig und gut. Sie soll so eben mit ihm tanzen. Aber der General wünscht ihn fern. Es hat nichts zu sagen, der Herzog ist eben so ehrenhaft, als galant und zierlich, wie irgend einer seiner Vorfahren, deren Namen er so rühmlich führt.

Der Herzog von Aumale, obgleich er ein ihm vom Prinzen von Conde vermachtes, bedeutendes, eigenes Vermögen besitzt, folgt doch der Tactik seines Vaters und ist in das Costüm des Tages gekleidet; er ist Infanterie-Offizier der Nationalgarde. Man erzählte sich eine Geschichte von diesem jungen Herzoge von Aumale, die ihm sehr zur Ehre gereicht. Als die Deputirtenkammer so unzart war, die Dotation, welche der König für den Herzog von Nemours von ihr verlangte, mit einer gewissen Majorität zu verwerfen, eilte der Herzog von Aumale nach dem königlichen Schloß, erschien vor dem König und erbot sich, dieselbe Summe, die von dem Lande verlangt worden war, für seinen geliebten Bruder zur Verfügung des Monarchen zu stellen. Ludwig Philipp umarmte ihn und sagte: Nun, wir wollen sehen, mein Sohn. Der Herzog von Aumale ist ein etwas nachdenklich aussehender junger Mann, er studirt fleißig, hat Preise am Gymnasium Heinrich IV. davongetragen und liebt das Vergnügen weniger, als seine Brüder. Aber er ist eben so brav, wie der beste unter ihnen und wird auf dem Schlachtfelde eben so tapfer sein, wie sein leider so früh verstorbener Bruder, der edle Herzog von Orleans. Doch wir mögen ihn lieber, wie heute Abend, auf einen Ball in den Tuilerieen sehen. Der Herzog hat Madame Thiers zum Tanze aufgefordert — mehr ein Compliment für sie, als für ihren Gatten, denn sie ist hübsch und er liebt keineswegs die Demokratie

oder den Krieg. Sein Erzieher war ein Feuilletonist des Journal des Debats, und zwar einer der geistreichsten und lebendigsten. Herr Thiers ist heute Abend Nationalgardist, aber wenn Frankreich lauter solche Gardisten hätte, wie er einer ist, so müßte es 5 Millionen Soldaten ausheben, um seine Grenzen zu vertheidigen, denn Europa kann nicht lange ungestraft verhöhnt werden. Mit Madame Thiers spricht es sich viel angenehmer, als mit ihrem aufgeregten dictatorischen Gemahl. Sie versteht sich so vortrefflich auf das leichte Geschwätz, welches für die Unterhaltung in einem Ballsaal so wesentlich ist, wogegen er stets alle seine Segel beisetzt und mit vollen Backen über Politik, Parteien, Presse, Eisenbahnen und über sich selbst spricht. Madame Thiers tanzt auch sehr gut, während ihre entzückte Mutter, Madame Dosm, den General Jacqueminot hofirt, und allen Prinzen völlige Liebeserklärungen macht.

Der junge Prinz von Joinville ist nicht hier. Er ist selten daheim. Der König will, daß er kein auf dem Lande herumhungernder Matrose sein soll, er verdient sich alle seine Grade, wie jeder andere Offizier, und kann es im Erklettern des Mastkorbes dem Besten gleichthun. Schade, daß er sich heute nicht auf dem Balle der Tuilerieen befindet, denn er ist ein lustiger Bursche und ein Fürst unter den Tänzern, aber ihn hält die Pflicht gefesselt, und so muß man seine Gegenwart entbehren.

Der jüngste des männlichen Zweiges der Familie ist der Herzog von Montpensier. Er ist noch nicht allzu lange aus der Aufsicht der Tante und Mutter aufgetaucht, vielleicht weil er der jüngste ist; aber die Familie liebt ihn ganz besonders. Er plaudert dort mit der Gräfin Flahault, einer lieben, bewundernswürdigen Engländerin. Die Orleans sprechen alle

englisch und schätzen die englische Nation. Die Gräfin ist mit einem braven Franzosen aus der besten Schule verheirathet, einem ächten Freunde Ludwig Philipp's und einem wahren Verehrer alles Guten und Rechten. Der Herzog von Montpensier wird die Gräfin zur nächsten Quadrille führen, und wir wollen ihm mit den Augen folgen.

Die Gallerie ist gefüllt, die Erleuchtung glänzend, die Gemälde köstlich, die Statuen prächtig, das Ganze gleicht einem Feenreich, und die Farben sind so brillant, wie die Federn des Paradiesvogels. Niemand gab je so reiche Feste in Allem, was die Sinne reizt, als Ludwig Philipp. Aber die alten Familien Frankreichs konnte er nicht um sich sammeln. Er konnte sich nicht, wie Ludwig **XVIII.**, mit den Söhnen der Aristokratie des Landes umgeben. Er konnte die Stellung nicht ändern, in die nicht er selbst, sondern die Umstände ihn versetzt hatten. Wenn seine Aristokratie aus den Mittelklassen bestand, so war das nicht seine Schuld. Er gab die königlichsten Feste, wenn auch dem mindest loyalen Volke, aber niemals war seit den Tagen Ludwigs **XIV.** größere Pracht in Versailles, St. Cloud, Eu, Neuilly oder den Tuilerieen entfaltet worden. Ich kannte manche namhafte Männer, welche die Feste Napoleons gesehen und allen höchsten Glanz der letzten funfzig Jahren in Frankreich geschaut haben, aber Alle waren einstimmig der Meinung, daß Ludwig Philipps Unterhaltungen den Vorzug verdienten.

So eben kommt der König, begleitet von der Königin und der jüngsten Prinzessin. Sie machen die Runde durch die Gallerie. Die Musik spielt die Marseillaise. Das ist nicht die Melodie, die der König als ein Orleans und als Edelmann liebt; aber es ist die Melodie seiner Gäste, denn es sind die Bürger hier, die ihn zum Könige machten. Der König hatte

ſeit einiger Zeit ſehr gealtert, doch hielt er ſich noch immer gerade und aufrecht, er lächelte durch die Falten ſeines Antlitzes und ſah trotz ſeiner Sorgen heiter aus. Er ſchien alle ſeine Gäſte zu kennen, und doch war dies unmöglich. Was ſagt er? Er wendet ſich ſo eben zu den General Jacqueminot. „Der Anblick iſt entzückend, mein lieber General," ſagte er, „ich bin nie glücklicher, als wenn meine Nationalgarden mich umgeben." „Und ihre Familien," ſetzte die Königin mit ſanftem, bezauberndem Tone hinzu. Das iſt dem General genug. fort eilt er, des Königs und der Königin freundliche Worte durch die ganze Verſammlung zu verbreiten, ſchon ſind die beiden Phraſen im Munde der anweſenden Tauſende und die Muſik beginnt das franzöſiſche Lied:

„Où peut on être mieux, qu'au sein de sa famille?"

Die Königin lächelte mehr als ſie ſprach. Sie war ganz Anmuth, ganz Freundlichkeit, aber ihr Lächeln vermochte ihre geheime Sorge nicht zu verhüllen. Dieſe Sorge war die Furcht vor Dolchen und Piſtolen; nicht um ihres eigenen Lebens willen, ſondern vor Denen, die gegen das Leben ihres Gemahls gerichtet waren. Ihr Daſein war eine fortdauernde, unauslöſchliche Angſt. Daheim fürchtete ſie das Eindringen einer bewaffneten Bande, draußen ſtößte jeder Ton ihr Schrecken ein. in jedem Antlitz ſah ſie einen Verräther. Und doch ward ſie von Allen geliebt, die ihr nahe kamen. Ich lernte ein paar Franzöſinnen kennen, die ihr die Aufwartung gemacht hatten. um eine Gunſt für ihren Sohn und Bruder zu erbitten. Obgleich ſie ihnen eine beſtimmte Stunde feſtgeſetzt hatte, war ſie doch nicht pünktlich. Endlich kam ſie. „Ich bitte um Entſchuldigung, daß ich ſo unhöflich erſcheinen muß," ſagte die

Königin, „ich bitte sehr um Entschuldigung, meine Damen, es war nicht Achtlosigkeit von mir, ich versichere Sie, sondern Ueberhäufung mit Geschäften.“ Die Damen trugen ihre Sachen vor. „Ich werde thun, was ich kann,“ sagte sie, „gewiß, ich werde, aber Sie glauben nicht, wie gering mein Einfluß ist; es geht Alles von den Ministern aus, wie Sie wissen. Der König würde weit mehr thun, als er thut, wenn er es könnte; allein, Sie wissen, in constitutionellen Monarchieen geschieht Alles durch die Minister.“

Es ist bekannt, wie sehr die Königin ihre Kinder liebt. Es wird erzählt, daß, als der König der Belgier nach mehreren Jahren der Trennung seinem früheren Freunde, dem Herzoge von Orleans, der nun König war, einen Besuch abstattete, dieser zu ihm sagte: „Nun, wohl, Ihnen fehlt eine Frau; ich habe drei nette Töchter. Meine Louise ist eine schöne Blondine, meine Marie eine schwarzgelockte Brünette, meine Clementine wäre vielleicht für Sie zu jung, aber Sie sollen sie alle sehen, und es müßte schlimm zugehen, wenn Ihnen nicht eine gefiele.“ Die Wahl war nicht schwer zu treffen, die schöne sanfte Louise wurde Königin der Belgier.

Des Königs Schwester, Madame Adelaide, war unzertrennlich von Seiner Majestät, in so manchem bedrängten Augenblicke stählte ihn schon ihre Herzhaftigkeit, und ihre kühnen, kräftigen Rathschläge wurden jederzeit von ihm wohlgefällig aufgenommen. Sie betete ihre Nichten und Neffen an, bezeugte sich gegen sie sehr großmüthig, und ward von allen auf das zärtlichste und achtungsvollste behandelt. Doch liebte sie die Pariser nicht, war keine Anhängerin der Revolution von 1830, und war kalt in ihrem ganzen Wesen, obgleich von mildthätigem Charakter. „Nie einem Aufruhr etwas nachgeben“ war stets ihr Rath an den König, auch ein anderer ihrer Ge-

danken war dem Könige immer gegenwärtig: „Besser, Du stirbst auf dem Blocke, mein Bruder, als in einer Gosse.“ Die Pariser liebten auch diese Dame nicht, die Herzogin von Berry war beliebter, darüber aber kann man sich gar nicht wundern, denn die Mutter des Herzogs von Bordeaux war so fröhlich, so munter, so unbegrenzt freigebig, so witzig und so eingenommen für Feste, Bälle, Gastmähler, Theater und Tanz, daß man ihr den Beinamen der königlichen Pariserin gegeben hat. Madame Adelaide überschaute mit Ruhe die Gegenwart, sie wußte, daß der Beifall von heute sich leicht den nächsten Tag in Verwünschungen verwandelt, und daß, welche heute: „es lebe der König!“ rufen, morgen irgend wen anders leben lassen. Die Marseillaise liebte sie gar nicht und sie war froh, wenn die letzte Reihe der Quadrillen ertönte, die von dem herrlichsten Orchester angeführt wurden, in welchem die ersten Talente und die schönsten Instrumente vereinigt waren.

Obgleich der Ball in den Tuilerieen eigentlich nur ein Ball der Nationalgarde war, so waren doch noch viele Andere gegenwärtig, die man nicht zu ihnen, noch zu ihren Frauen und Töchtern zählen konnte. Es wurde bei diesen Bällen, auf denen sich oft mehr als [illegible] Personen befanden, überhaupt nicht sehr streng genommen. Dennoch fehlte dem Feste nichts von dem königlichen Glanze, welchen man an Ludwig Philipps Hof bei solchen Gelegenheiten gewohnt war. Welche Mannigfaltigkeit von eingemachten Früchten, überzuckerten Orangen, Wallnüssen und Mandeln, welche Fülle von kühlenden Getränken und Sonnets, von Eis in jeder Farbe und Art, von Kuchen in jeder Form und Mischung wird jetzt von Bedienten in Scharlach-Livree und weißen seidenen Strümpfen, auf goldenen und silbernen Tabletten an die versammelten Gäste

herumgereicht. Nie kann es irgendwo reichlicher und doch, es klingt seltsam, aber es ist so, nirgends sparsamer hergegangen sein. Ludwig Philipp machte das Alles durch Zuschlag an den Mindestbietenden. Der niedrigste Preis wird angenommen, doch wehe dem Entrepreneur, der seinen Kontrakt schmutzig und bettelhaft erfüllen wollte; er würde nie wieder zum Mitbieten zugelassen werden. Wohlfeil, aber gut, sparsam aber reichlich war der Grundsatz, der den König bei allen Anordnungen seiner Civilliste leitete.

Was die Beleuchtung anbetrifft, so war gewiß der Palast nie so tageshell, wie jetzt. Es wurden dreimal so viel Lichter verbrannt, als in einer früheren Zeit. Auch dies war eine Sache des Kontrakts, und so mußte es sein. Denn da die Kammern einem so edlen Prinzen, wie der Herzog von Nemours, ein Heirathsgut verweigert hatten, so hatte der König nicht viel Hoffnung, daß die Deputirten die Schulden der Civilliste bezahlen würden. Und Ludwig Philipp hatte, zu seiner Ehre sei es gesagt, bedeutende Schulden. Seit seiner Thronbesteigung beschuldigte man ihn, daß er auf niedrige Weise zusammenspare und sein Vermögen im Auslande und in fremden Papieren anlege, um sich für den Tag der Revolution zu sichern, der noch bei seinen Lebzeiten erscheinen könnte. Das war eine ungerechte, schändliche Lüge. Die Civilliste war sehr verschuldet. Odilon Barrot wußte dies so gut wie Dupin, Mauguin so gut wie Lafayette, und doch schwatzten Barrot und Mauguin vom Reichthum des Königs, um ihn unpopulär zu machen, obgleich sie sehr wohl wußten, wie viel Anleihen derselbe seit seiner Thronbesteigung hat machen müssen.

Die königliche Familie hat sich nun entfernt. Es ist bald zwölf Uhr, aber die Prinzen bleiben noch, um ihrer Tanzlust

genug zu thun und den Nationalgarden zu Gefallen, die ſie noch immer Kameraden nennen. Der Tanz iſt nun weit geräuſchvoller, ausgelaſſener und anhaltender, als bisher. Das Eis macht warmen Getränken Platz, es wird Punſch, Glühwein und gewürzteres Konfekt herumgereicht. Die Muſik iſt entzückend. Niemand ſieht ermüdet aus, noch Keiner ſcheint des Tanzes genug zu haben. Da walzen ſie hin, jetzt geht es an's Galloppiren. O, welch' ein Wirbel, welche Hitze, welches Geſchwirre, welch' ein Lärm! Die Prinzen ſind mit die Luſtigſten und der ernſte Herzog von Nemours plaudert in einem fort Spaniſch mit der niedlichſten Dame im ganzen Saal. O, über den Schalk! Mit trockner Miene ſieht er auf all' die hübſchen Mädchen, und ſie ſchauen Alle nach ihm, als wären ſie in ihn verliebt. Die Nacht rückt vor. Stunde auf Stunde verfließt. Es iſt Zeit aufzubrechen. Alle Prinzen ſind fort, nur der Herzog von Nemours verweilt noch, jetzt ſcheint er ein Zeichen des Aufbruchs geben zu wollen, nun, wohlan, es iſt Zeit. Man trennt ſich mit heiterm und erhitztem Geſichte, es iſt nicht Einer, der nicht eine freundliche Erinnerung an dieſen Abend mit nach Hauſe nähme. Auf baldiges Wiederſehen an dieſem Ort! —

Ja, auf baldiges Wiederſehen! — — —

Wie viel Jahre ſind ſeit dem verſchwunden? — Wo iſt der königliche Geſetzgeber? Liegt er nicht in der Gruft in einem fremden Lande? — Wo iſt die königliche Schweſter, die ſolche energiſchen Vorſchläge gegen den Aufruhr machte? Wo ſind die königlichen Prinzen, welche Frankreich ſo ſehr zu lieben ſchienen? Wo ſind die Freunde, die Nationalgarden, welche an dieſem Abend ihr donnerndes: „Es lebe der König!" ertönen ließen? Wo ſind ſie Alle? —

Und was iſt aus den königlichen Tuilerieen geworden? —

Und was wird ferner aus dieſem Paris, aus dieſem Frankreich werden, das ſich heute einen König wählt und ihn morgen verjagt; das ſich heute einem Prinzen in die Arme wirft und morgen gegen ihn conſpirirt, aus dieſem Frankreich, das ſeit funfzig Jahren um Jahrtauſende gealtert und dennoch immer das junge, leichtſinnige, kokette Frankreich geblieben iſt? —

Was wird aus dieſem Frankreich werden? — —

Hundertdreiunddreißigſtes Kapitel.

Der Naſenprophet.

Drei Sonderlinge. — Der Arzt und Advokat. — Hetzjagd im Garten. — Eine Prophezeiung, die eingetroffen iſt. — Lord L... — Nach Madrid. —

Trotz vielfacher Aufforderung, länger in Paris zu verweilen, beeilte ich mich, die franzöſiſche Reſidenzſtadt zu verlaſſen, um meine Reiſe nach Spanien anzutreten. Ich bewohnte damals die Straße Rivoli, und muß, ehe ich Paris verlaſſe, noch ein paar Sonderlinge gedenken, welche daſelbſt ihren Ruheplatz aufgeſchlagen hatten, und die ich ſehr genau kannte.

Der Eine war der Lord R..., der ſich fortwährend weigerte, ſein Haus, das ſchönſte in der Straße, in gerade Richtung bringen zu laſſen. Um nun die Ruhe zu erlangen, um derentwillen er ſich in Frankreich niedergelaſſen hatte, ging er folgendermaßen zu Werke.

Auf den letzten ſtrengen Befehl der Baukommiſſion, ſein Haus abzutreten, ließ er ſeinen Arzt und ſeinen Anwalt rufen, denn der Lord hatte mit dieſen beiden Herren ſehr viel zu thun, weil ihn beſtändig die Gicht und allerlei leibliche Beſchwerden plagten, und der Anwalt war natürlich einem Manne, der ſo großes Vermögen beſaß, eben ſo unentbehrlich. Dieſe beiden

Herren erſchienen alſo vor dem edlen Lord, welcher ſeinen Anwalt folgendermaßen anredete:

Die Stadt Paris will mir durchaus mein Haus nehmen, um die Straße gerade legen zu laſſen; ich habe mich hartnäckig geweigert, man droht aber, mich auf dem Rechtswege zur Uebergabe meines Hauſes zwingen zu wollen. Ich wünſche alſo von Ihnen zu erfahren, wie lange Sie, wenn man gegen mich den Prozeß beginnt, dieſen hinausziehen können?

Der Advokat überlegte die Sache ſo genau als möglich und ſagte dann:

Mylord können auf drei Jahre mit Zuverſichtlichkeit rechnen, vielleicht aber gelingt es mir, ſelbſt noch über dieſe Zeit hinaus zu kommen.

Gut, antwortete der Lord und wandte ſich nun an ſeinen Arzt mit der Frage:

Da Sie mich ſchon ſeit vielen Jahren behandeln, werden Sie mit meiner Conſtitution und meinen körperlichen Leiden vertraut genug ſein, um mir ſagen zu können, wie lange ich noch zu leben habe?

Der Arzt wurde ſehr verlegen und zögerte mit der Antwort, die Frage war auch darnach.

Ich glaube, Sie kennen mich gut genug, ſagte der Lord ein wenig ungeduldig, um mir auf meine Frage die Wahrheit zu ſagen. Sprechen Sie ohne Scheu, deshalb habe ich Sie zu mir gebeten.

Es iſt nicht zu leugnen, verſetzte nun der Arzt, daß Ihre ſonſt ſehr kräftige Conſtitution durch die fortwährenden Leiden ſehr angegriffen iſt und daß Ihre Lebenskraft aller Wahrſcheinlichkeit — — —

Wie lange werde ich alſo noch leben? fiel der Lord mit Ungeduld ein.

Noch vier Jahr, hoffe ich, verſetzte der Arzt.

Meine Herren, ſagte der Lord nun mit der größten Ruhe. Sie weichen um ein Jahr ab. Suchen Sie ſich darüber zu vereinigen, damit wir grade Rechnung haben.

Der Arzt hatte Unrecht und der Advokat nicht Recht. Zwei Jahre nach dieſem Vorfalle ſtarb der edle Lord und ließ auf dieſe Weiſe ſeine Gegner den Prozeß gewinnen, welchen er jetzt nicht mehr verlor.

Der andere Sonderling war ebenfalls ein Engländer. Ihn plagte auch die Gicht. Dabei aber war er ein leidenſchaftlicher Jäger, und er wollte dieſer ſelbſt bei ſeinem jetzigen Körperzuſtande nicht entſagen. —

Er wohnte alſo auf einem Räderſeſſel, den zwei Bedienten lenkten, der Jagd bei, die in — ſeinem Garten veranſtaltet wurde. Ein zahmes Schwein, das durch die Fürſorge ſeines Hausbofmeiſters ſchwarz gefärbt war, mußte das Wild vertreten, welches dann auch bald unter den Kugeln des ſeltſamen Jägers zuſammenſank.

Dieſer Lord beſaß von einem Familienvermächtniſſe eine bedeutende Rente, doch beſagte die Klauſel, daß er ſeinen Aufenthalt in England nehmen müſſe.

Der Lord haßte aber, wie viele ſeiner Landsleute, den heimathlichen Boden, wanderte aus, um jedoch der Klauſel zu genügen, reiſte er alljährlich nach Dower, und ſobald er den engliſchen Boden betreten hatte, gab er dem erſten Beſten, welchem er begegnete, fünf Guineen, unter der Bedingung daß er Streit mit Jemanden ſuche, was ſich natürlich ſehr leicht machte. Nach den erſten Puffen nahm der Lord den Händelſucher beim Kragen und ſchleppte ihn vor den Sheriff, woſelbſt er gegen ihn zeugte. Nachdem er auf dieſe originelle Weiſe einen unwiderleglichen Beweis von ſeiner Anweſenheit

in England amtlich niedergelegt hatte, kehrte er sofort nach Frankreich zurück. —

Außer diesen beiden Herren muß ich noch eines anderen Asiaten erwähnen, welcher ebenfalls ein Sonderling war und sich damit beschäftigte, den Leuten zu wahrsagen — aus der Nasenspitze. — Man wird natürlich nicht erst fragen, ob dieser Mann nicht auch ein Engländer gewesen sei. Er hatte eine wahre Manie, die Nasenspitzen, welche ihm besonders gefielen, zu betrachten. Ich wurde durch einen besonderen Zufall ebenfalls sein Opfer. Tag für Tag traf ich diesen Menschen an verschiedenen öffentlichen Orten, wohin ich mich stets allein zu begeben pflegte. Er setzte sich gewöhnlich mir gerade gegenüber und endlich hat er auch kurz und gut, daß ich ihm Zutritt in meinem Hause gewähren möchte. Ich glaubte, daß der Herr sich in meine kleine Person vergafft habe, das war aber, wie er mir selbst eingestand, durchaus nicht der Fall, er wollte sich nur ausschließlich mit meiner Nase zu schaffen machen. — Dieser närrische Kauz war unermeßlich reich, und die Verwandten hatten ihn schon einmal in ein Tollhaus einsperren lassen, weil ihn seine Nasenmanie sehr oft in kostbare Injurienprozesse verwickelte, er fand aber Gelegenheit zu entkommen und lebte in Frankreich ganz unangefochten und, bis auf seine Nasenattentate auch ganz vernünftig

Ich konnte nicht umhin, seinen zudringlichen Bitten nachzugeben, und erlaubte ihm den Besuch. Ich habe mich mit diesem Manne oftmals besser unterhalten, als mit gewissen sehr superklugen Leuten, die in der Welt für weise Salomone gelten. Ehe ich Paris verließ, that er, nachdem er meine Nase wohl an 10 Minuten sehr ernst betrachtet hatte, seinen Orakelspruch, den ich damals belachte, aber man möge staunen über die närrischen Zufälle, welche so oft den närrischen Leuten Recht geben, der Herr Nasenprophet sagte mir:

Sie reisen nach Spanien und hoffen dort Ihr Glück zu machen? Sie werden dort nicht viel Rosen pflücken. — Der Kompaß Ihrer Nase steuert nach einem andern Lande zu, in welchem Sie auf eine sehr hohe Stufe gelangen werden.

Wohin? fragte ich lachend.

Nach Deutschland.

Nach Deutschland? Nimmermehr, ich liebe dieses Land nicht, ich gehe nicht wieder nach Deutschland.

Sie werden dennoch gehen.

Nein, ich gehe nicht. Ich hoffe in meinem Vaterlande Spanien, wo es so schön ist, zu bleiben.

Sie werden sich hüten, in dem Lande zu bleiben, in welchem Sie nur die Aussicht haben, eine — Banditenfürstin zu werden.

Nun, das ist doch etwas, sagte ich lachend.

Lachen Sie nicht, rief der Nasenprophet mit einer feierlichen Stimme, ehe ein Jahr vergeht, sind Sie in Deutschland.

Wo?

An den Stufen eines Thrones.

Ich frage, in welchem deutschen Lande?

Habe ich Ihnen nicht genug gesagt, liebe Gräfin? — Ich weiß nicht mehr, ich müßte lügen.

Ich bin später noch einmal mit diesem Manne zusammen getroffen, er fiel mir vor Freuden um den Hals, ohne daß ich mich dieser väterlichen Liebkosung erwehren konnte, ich mußte ihm erlauben, von meiner Nase eine Abzeichnung nehmen zu lassen, und er gab mir das Versprechen, mir noch einmal zu weissagen.

Ich werde von dem sonderbaren Menschen später noch sprechen. Genug, ich verließ Paris mit der Aussicht, in Spanien eine Banditenfürstin und in Deutschland eine Gräfin zu werden.

Und dies Alles sollte binnen Jahresfrist eintreten.

Zwischen Himmel und Erde ist nichts unmöglich, pflegte einer meiner Freunde oft zu sagen, und er hatte Recht.

Wir Menschen stecken zwischen lauter Wundern und Räthseln, und dennoch bilden wir arme Pygmäen uns Wunder was auf unsre Klugheit und Menschheit ein.

Was wären wir aber, wenn wir das nicht hätten, was uns allein den Schleier aller Räthsel ein wenig lüftet?

Was wären wir ohne Gott? —

Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Siebenter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.

Breite Straße 30.

Hundertvierunddreißigstes Kapitel.

In Barcelona.

Spanien. — Sitten und Charakter. — Staatsmänner und Soldaten. — Eine Lobrede auf die Unwissenheit.

Abermals bestieg ich in Marseille das Schiff, um mich den verrätherischen Wellen anzuvertrauen, jedoch ohne Gefährde erreichte ich Catalonien, die erste und bedeutendste spanische Provinz. Als ich dieses herrliche Land erreichte, welchem die Natur Alles zugestanden hat, um es zu einem der glücklichsten Europas zu machen, und welches dennoch so elend, so unglücklich ist, mußte ich unwillkührlich seufzen, — denn dieses schöne, unglückliche Land war ja mein Vaterland. — Ich mußte seufzen als ich an seine Geschichte gedachte, an seine ehemalige Größe und an seinen jetzigen Verfall.

Von der zweiten Hälfte des funfzehnten bis zum Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts war Spanien fünf Menschenalter hindurch unbedingt die wichtigste, die erste Nation Europas. In dieser Zeit bereicherte es die Erde mit einer neuen Welt, erzeugte Helden, welche sich den Ruhm der größten Feldherren erwarben, diktirte den Höfen der Könige und Fürsten die Gesetze der Mode und Etikette, beherrschte die Niederlande

durch Heirathsbande, Italien und Portugal durch Eroberung, Deutschland durch die freie Wahl der Nation, Frankreich durch dessen Schwäche und innere Zwistigkeiten, und wurde England einen Augenblick gefährlich und drohte seine Seemacht zu vernichten. Spanien warf Frankreichs Könige in seine Gefängnisse, seine Krieger zogen in Paris ein, seine Sprache und sein Genie übten nicht unbedeutenden Einfluß auf die europäische Literatur aus. Da aber kam die Stunde des Falles, von dem sich das Land nie wieder erholen sollte.

Unter der Herrschaft der Bourbonen begrub sich Spanien bis zum Anfange der französischen Revolution in seine Halbinsel. Der spanische Gesandte versuchte es, den König von Frankreich zu retten, aber Gott hatte den Märtyrertod über ihn verhängt. Man vermag die Pläne der Vorsehung nicht umzuändern, wenn die Stunde der Umwandlung für die Völker geschlagen hat. Karl IV. wurde 1778 auf den spanischen Thron berufen, an seiner Seite stand der Emporkömmling Godoy, welcher in Paris 30 Jahre lang Melonen pflanzte, nachdem er ein Königreich auf die Straße geworfen hat. Napoleon bemächtigte sich der Halbinsel und spielte mit Godoy eine Komödie, welche an das italienische Mittelalter erinnert und von dem Geiste Machiavells eingegeben zu sein schien. Dieser schändlichen Komödie folgen die Metzeleien vom 2. Mai in Madrid, die ganze Nation erhebt sich, heldenkühn widerstrebt sie dem großen Imperator, vor dessen Schlachtenblick die ganze Welt erbebte, die größten Heere auseinander stoben, und Spanien zeigt zuerst, daß auch ein Napoleon nicht unüberwindlich sei, wenn sich eine Nation in wahrhafter Begeisterung für ihre Unabhängigkeit gegen ihn erhebt.

So oft man über Spanien spricht, verfällt man in einen großen Irrthum, weil man gewöhnlich von der Idee ausgeht.

den rechten Maßstab gefunden zu haben, indem man seine Bewohner nach den Begriffen, die man von anderen kultivirten Nationen hat, beurtheilt. Selbst Napoleon theilte diese so allgemeine Täuschung, er glaubte die Iberier besiegen zu können, wie die Germanen, durch Gewalt und Verführung, aber er verrechnete sich. Die Spanier sind christliche Araber, sie haben etwas Wildes und Ueberraschendes, das Mischlingsblut des Kantabrers, des Karthagers, Römers, Vandalen und Mauren, das in ihren Adern fließt, pulsirt nicht wie anderes Blut. Sie sind thatkräftig, träg und gravitätisch, und dies Alles zugleich. Aber jede träge Nation ist gravitätisch, denn diejenigen, welche nicht arbeiten, betrachten sich als Oberherren derer, welche arbeiten, sagt der Verfasser des **Esprit des lois.**

Die Spanier, die eine sehr hohe Meinung von sich selbst haben, bilden sich über Recht und Unrecht nicht dieselben Begriffe, wie andere Völker. Ein Hirt jenseits der Pyrenäen, an der Spitze seiner Heerde, genießt der unbeschränktesten persönlichen Freiheit. Und diese Ungebundenheit ist es, welche in diesem Lande der Freiheit schadet. Was nützen die politischen Rechte einem Menschen, der sich um sie nicht kümmert, der zur Richtschnur seines Lebens das Sprüchwort macht: „**Oveja de casta, pasto de gracia, hijo de casa**“*), einem Menschen, der, wie der Beduine, mit seiner Stutzbüchse bewaffnet und von seinen Schaafheerden begleitet, zu seiner Existenz nur einer Eichel, einer Feige oder Olive bedarf? Der Majo an den Ufern des Guadalquivir unterscheidet niemals die Sache von der Person und bringt jede Meinungssonderung auf die Alternative zurück: „Tödte oder stirb“.

Dieser Typus ist dem Iberischen Charakter so tief eingeprägt,

*) Ein Schaf, eine Mahlzeit umsonst, ein Kind des Hauses.

daß der modernisirte Theil der Bevölkerung, ungeachtet er die neueren Ideen aufgenommen hat, mit der Hinneigung zu diesen, dennoch seinem eigenthümlichen Charakter treu bleibt. Wer hätte es z. B. jemals geglaubt, daß die Spanier Priester ermorden könnten? Und dennoch haben dieses ohne Gewissensscrupeln und mit Verleugnung aller Pietät die Liberalen gethan. Und wie bedeutend ist nicht das Ansehen der Geistlichkeit von jeher in Spanien gewesen? In dieser Beziehung kommt kein Volk dem spanischen gleich. Und dennoch wagte man die Geistlichkeit zu tödten? Aber in Spanien ist einmal, man liebe oder hasse, tödten das Natürlichste, durch den Tod schmeichelt man sich, Alles zu erreichen. Die Abenteurer, welche mit dem Schwerte in der Hand bis an den Gurt im Wasser standen, um den Ocean zu erobern, schienen Amerika seinen ursprünglichen Einöden wieder überliefern zu wollen; der Spanier begehrte die Herrschaft der Welt, aber eine entvölkerte.

Zu diesem unbändigen Despotismus des Charakters gesellt sich durch einen merkwürdigen Contrast der Natur eine Beimischung von Apathischem und Komischem, von Trägheit und Aufschneiderei. Wenn z. B. in den Bürgerkriegen die eine Partei einen Sieg erkämpft hat, glaubt Ihr, daß sie ihn verfolgen wird? Keineswegs, sie hält inne, berechnet ihren errungenen Vortheil und beginnt, ihn vor den Augen der Welt prahlerisch zu übertreiben, ihre Siege zu besingen, Guitarre zu spielen und sich an der Sonne zu wärmen. Der Geschlagene zieht sich indessen bedächtig zurück und benimmt sich wie Einer, der gesiegt hat. So verläuft eine Kette von Begebenheiten ohne Resultat. Wenn die Angreifenden eine Stadt nicht heute nehmen, so werden sie dieselbe morgen, übermorgen, nach zehn Jahren — oder auch sie werden sie gar nicht

einnehmen. Was liegt daran? Die Hidalgos sagen, daß sie 600 Jahre gebraucht haben, um die Mauren zu vertreiben.

Die Spanier wundern sich selbst über ihre grenzenlose Geduld. Diese Geduld, sich von Generation auf Generation übertragend, ist zuletzt ein Familienschild geworden, der nicht mehr schützt und als alterthümlicher Schmuck der erblichen Uebel des Landes paradirt. Das abgelebte Spanien glaubt sich noch immer unverwundbar, wie der alte Einsiedler des Klosters St. Martin zwischen Sagunt und Carthagena. Nach dem Berichte eines alten Schriftstellers nämlich, fanden die Soldaten des Königs Löwegild das Kloster verlassen, den Abt ausgenommen, der zwar vom Alter gebeugt, aber nichts desto weniger sehr frisch an Jugend und Gesundheit war. Ein Soldat wollte ihm den Kopf abschneiden, fiel aber rücklings zu Boden und gab seinen Geist auf.

Die Staatsmänner dieser Nation theilen die Fehler der Soldaten. In den dringendsten Umständen beschäftigen sie sich mit nichtssagenden Maßregeln, halten schülerhafte Reden, hauen mit dem Munde Alles in Stücke, nur daß die Thaten, welche man darauf erwartet, ausbleiben. Wie geht das zu? Sind sie beschränkt oder feige? — Keins von beidem: sie sind Spanier. Sie legen einen anderen Maßstab den Ereignissen an, sie überlassen es der Zeit, die Verhältnisse zu entwirren, deren Ausgang ihnen keine Unruhe macht. Der Vater läßt ohne Furcht oder Bedauern sein Leben auf seinen Sohn übergehen, und der Sohn lebt seinerseits wie der Vater gelebt hat. So wird sich in einigen Jahrhunderten zur Zufriedenheit der Lebenden das Ereigniß lösen, das die Längstverstorbenen ihnen als Vermächtniß hinterlassen haben, und das bei einem anderen Volke in acht Tagen entschieden wäre.

Hinter allen Ereignissen, selbst den bedeutsamsten, steckt

die Gleichgültigkeit der Menge, nur von weitem machen ſie viel Geräuſch. Wenn eine Revolution ausbricht oder eine feindliche Partei naht, verſchließt man ſeine Thore und läßt ſie wie einen Schwarm Heuſchrecken vorüberziehen. Man iſt für Niemand. Don Carlos konnte keine Stadt einnehmen, Marie Chriſtine nicht die Landbewohner zur Erhebung bringen. Uebrigens haben die Spanier zu allen Zeiten die Waffen für Gegenkönige, welche um die Krone buhlten, ergriffen. Iſt der Krieg aus, ſo kehrt Jeder, ohne daß ſich etwas geändert hat, zum Gehorſam oder vielmehr zu ſeinem gewöhnlichen Leben zurück, was in Spanien das Einzige iſt, was niemals ſeine Verfaſſung ändert, ſchon deshalb weniger als in anderen Ländern, weil die Dörfer ſehr vereinzelt liegen, und der Handel nur ſporadiſch von Karavanen über kahle Ebenen und unbewohnte Berge getrieben wird.

Welche Zukunft Spanien noch bevorſteht, wer könnte davon etwas ahnen? — Aber ſo troſtlos die gegenwärtige Lage meines Vaterlandes auch iſt, das iſt gewiß, daß auch für dieſes die Zeit nicht mehr fern ſein wird, wo die Erkenntniß die Nation durchdrungen hat, daß der Staat, welcher gedeihen will, nur auf zwei Elementen beruhen kann: auf Arbeit und Ruhe.

Nie habe ich eine ſo intereſſante Reiſe gemacht wie die von Toulouſe nach Barcelona. Zu meiner Reiſegeſellſchaft gehörten ein Engländer und ein Franzoſe, beide Herren waren nicht mehr jung, aber ſehr geiſtreich und hatten die ſonderbarſten Einfälle und Ideen. Im Anfange unſerer Bekanntſchaft ſprachen dieſe Herren, ſo ziemlich wie alle Männer in Gegenwart von Damen ſprechen, — galante Phraſen, welche darauf berechnet waren, mich eitel und dankbar gegen die Lobesſpenden zu machen, und wenn ein weibliches Herz ſich zur Dankbarkeit

verpflichtet fühlt, dann ist es bald verliebt. So rechneten diese Herren, sie gewahrten aber bald ihren Irrthum, und es zeugte mir von ihrem Geist, daß sie es so bald inne wurden, welchen Ton sie anstimmen mußten, um mir zu gefallen. So lenkte sich denn das Gespräch auf die verschiedensten und ernsthaftesten Gegenstände, und wir wurden durch diesen Austausch unserer Ideen bessere Freunde, als wir wohl sonst je geworden wären.

Als ich einige Worte von der Unwissenheit meiner Landsleute fallen ließ und Spanien deshalb beklagte, versetzte der Franzose ganz ernst: Seien Sie froh, daß Ihre Landsleute nicht bessere Schulen haben und nicht so viel lernen, als wir Franzosen. Glauben Sie mir, das Lernen und Wissen des Volkes, des Menschen überhaupt führt zu Nichts. Wenn wir überhaupt noch eine Hoffnung haben, daß unsere altersschwache Gesellschaft sich verjüngen könnte, so würde dieses nur auf dem einen Wege der Verdummung geschehen können. Der Mensch stirbt, wenn er am klügsten und am schwächsten ist, der Zustand der Dinge ändert sich bei allen Völkern, wenn sie auf der höchsten Stufe der Bildung und in Folge dieser der Schwäche stehen, — sie gehen unter, sind untauglich für die Regeneration.

Ich will zugeben, wandte ich ein, daß ein dummes Volk glücklicher lebt, als ein aufgeklärtes, gleichwohl aber ist es doch die Pflicht einer jeden Regierung, für die zunehmende Bildung des Volkes durch genügende Bildungsanstalten zu sorgen.

Ich halte dies nicht für die Pflicht der Regierung, versetzte der Franzose, denn ich sehe nicht ein, warum die irdische Regierung gegen den Willen der göttlichen handeln sollte?

Sie glauben also, daß es Gottes Wille und Absicht ist, daß die Menschen in Unwissenheit erhalten werden?

Ganz gewiß. Ich öffne die Bibel und finde, daß unser Urvater aus dem irdischen Paradiese vertrieben wurde, weil er sich durch seinen Gaumen zu dem schwarzen Verbrechen verleiten ließ, Früchte vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen zu essen. Das Wissen wurde demnach ursprünglich von Gott selbst verworfen und bestraft. Ohne diese Begier Alles zu wissen, welche Adam und Eva auf uns treulichst vererbt haben, würde die Menschheit in ewiger Glückseligkeit gelebt haben, unter der einzigen Bedingung, mit einigen Annehmlichkeiten und mit einer weit größern Anzahl von Leiden unbekannt zu bleiben. Die Natur wollte es anders: indem sie uns Augen zum Sehen, Ohren zum Hören, Gehirn zum Denken, einen Mund zum Sprechen verlieh, gab sie uns alle Mittel Belehrung zu empfangen und mitzutheilen. Doch ist es erwiesen, daß unser Glück in gleichem Maße mit unserer Bildung gestiegen ist? Ich halte mich an die alte Ueberlieferung, welche ein goldenes Zeitalter an die Wiege des Menschengeschlechts setzt. Und warum war der Mensch damals glücklicher? Weil er die herrlichen Güter der Natur genoß, ohne ihre Ursachen erforschen zu wollen. Später haben sich die Wissenschaften eingefunden und mit ihnen die Kriege der Gelehrten, und wie oft achtet man heute als Wahrheit, was morgen als Irrthum verworfen wird? Welche widersprechenden Ansichten, ehe man das Feststehen der Sonne und die Bewegung der Erde erkannt hat! Ist man in der Staatswissenschaft über die beste Regierungsform einig geworden? Ein Volk zieht die monarchische vor, welche einen Herrscher, ein anderes die demokratische welche Tausende bestimmt. Bleibt in der Metaphysik die menschliche Seele nicht ein ewig ungelöstes, ewig unlösbares Räthsel? Sind selbst die Grundsätze der Moral bei allen Völkern begriffen? In Indien verbrennen sich die Weiber auf dem Scheiterhaufen

ihrer Männer, um sich der Möglichkeit zu berauben, ihnen untreu zu werden. In Europa lassen die Frauen ihre Gatten ruhig vorangehen und suchen sich sobald als möglich einen Trost unter den Lebendigen. Während der Gebildete die Achtung vor seinen Aeltern als eine heilige Pflicht ansieht, halten die Wilden es für einen Verdienst, ihre Väter durch Keulenschläge zu tödten, unter dem Vorwande, ihnen die Bürde des Alters abzunehmen. Ueberall Zweifel, Verwirrung, Widersprüche der Ansichten.

Diese Auffassung des zweifelhaften Werthes unserer Bildung hatte vielen Reiz für mich und ich ahnte damals noch nicht, daß ich einige Monate später über fast dasselbe Thema mit einem Könige sprechen würde, ich ließ daher den guten Franzosen, welcher einmal im Flusse war, ohne ihn durch Unterbrechungen zu stören, fortreden. Es hatte sich eine ganze Gesellschaft um uns versammelt, um diese Philippica gegen das Wissen mit anzuhören. —

Selbst die Wissenschaften, so fuhr nun der Franzose fort, selbst die Wissenschaften im engeren Sinne sind dem Irrthume unterworfen und führen mannigfache Nachtheile mit sich. Ich kenne kein erhabeneres Studium, als das der Astronomie; doch bei steter Betrachtung des Firmamentes stumpft man sich die Sehorgane ab, wenn man sich nicht durch das ewige Anstaunen der Pracht des gestirnten Himmels den Verstand verwirrt, oder gar, bei materialistischer Auffassung, zum Atheisten wird. Während man betrachtet, was am Himmel sich ereignet, vergißt man, und oft sehr zu seinem Nachtheil, was auf der Erde vorgeht. Dies beweist der Astrolog der Fabel, welcher den Mond betrachtet und während dessen in einen Graben stürzt.

Hat die Leidenschaft für naturwissenschaftliche Forschungen und Reisen nicht Opfer wie Plinius, La Peyrouse und so viele Andere dahingerafft? Hat Christoph Columbus den Ruhm, eine Welt entdeckt zu haben, die nicht einmal seinen Namen trägt, nicht in Fesseln gebüßt?

Ist die Medizin die heilbringendste oder verderblichste aller Wissenschaften? Noch ist die Frage nicht gelöst, so viel mancher Hippokrates unserer Tage dagegen einwenden wird. Noch steht es nicht fest, ob sie nicht bloß dazu da ist, das menschliche Leben noch zu verkürzen, welches ohne sie so kurz ist; ob nicht das menschliche Leben in der Urzeit nur darum so lang war, weil die Natur sich selbst half, ohne die abenteuerlichen Eingriffe der Kunst. Vielleicht wurde Methusalem nur neunhundert Jahre alt, weil es damals noch keine medizinischen Facultäten gab!

Die Erfindung des Pulvers erhöht den Reiz unserer öffentlichen Feste, indem es dieselben durch prachtvolle Feuerwerke krönt; doch diesem feierlichen Vergnügen stehen die Schlachtfelder gegenüber, auf denen die Völker durch dieselbe Erfindung nur schneller und sicherer sich gegenseitig morden lernen.

Vor Erfindung der Buchdruckerkunst hat der menschliche Geist die Iliade, die Aeneide und so viele andere Gedichte hervorgebracht, welche einen nicht üblen Erfolg gehabt haben, ohne durch Zeitungsinsertionen, die Zeile zu dreißig Sous, und durch Anschläge an den Straßenecken angepriesen zu werden. Die Presse mag allerdings zur Ausbreitung der Wahrheit und des Geistes genützt haben, doch sie hat eben so sehr den Unverstand und die Lüge gefördert, welche früher mit dem Worte verhallten, jetzt aber in den Büchern verewigt werden. —

Die Industrie rühmt sich ihrer hohen Fortschritte. Doch

ehe man den Dampf auf unseren Flüssen und unseren Eisenbahnen in Anwendung gebracht hatte, hätte die Regierung zahlreiche Gesellschaften zur Versicherung gegen die Explosion gründen oder wenigstens das Geheimniß erfinden sollen, auseinandergerissene Arme und Beine, welche sie eine so liebliche Reise durch die Luft machen läßt, ohne Schmerz wieder zusammen zu fügen.

Ueberhaupt ist ein sehr wesentlicher Fehler unseres Jahrhunderts der Hochmuth, welcher meint, die Menschheit sei seit sechs Jahrtausenden im Dunkeln gewandelt, und uns allein sei die Ehre aufbehalten, alle Künste, alle Wissenschaften, alle Wahrheiten zu entdecken. Die gegenwärtige Erziehung vergrößert diesen Fehler: sie behandelt die Kinder wie Erwachsene. Lateinisch, Griechisch, Deutsch, Englisch, Geschichte, Philosophie, Grammatik, Mathematik, Chemie folgen auf einander, ohne alle Ordnung und Methode; so gleiten sie über die Oberfläche ihres Gedächtnisses hin, anstatt in ihren Geist einzudringen. Auf diese Weise erhalten wir die vielen, ich sage nicht halben Gelehrten, dies wäre doch Etwas, die Viertheile, Zehntheile, die Bruchtheile von Gelehrten, welche sich mit dem leisesten Anfluge der oberflächlichsten Bildung begnügen. Früher lernte die Jugend weniger auf einmal, doch sie lernte mehr.

Die Erziehungsanstalten für Mädchen sind von diesem Vorwurfe nicht weniger frei, als unsere Gymnasien. Die jungen Damen kommen mit so vielfachen Talenten in den Sprachen, der Musik, der Malerei und der Tanzkunst aus denselben zurück, daß ihre Liebhaber sich fast scheuen, sie zu heirathen, aus Furcht, daß sie in vielen Dingen bereits zu viel wissen.

So scheint die Wissenschaftlichkeit unserer Tage für beide Geschlechter gleich gefährlich zu sein, ungeachtet aber der zwei-

fellosen Nachtheile der Bildung bin ich dennoch weit entfernt, die Unwissenheit als Gegengift gegen dieselbe zu empfehlen, ich will nur einige Lichtseiten derselben aufdecken.

Zuerst behaupte ich, daß es eine Naturnothwendigkeit sei, jede menschliche Bestrebung in gewisse Grenzen einzuschließen. Mag auch Virgil in melodischen Versen ausrufen: Glücklich der Weise, der die Gesetze der Natur kennt! Das Evangelium, das die im Geiste Einfältigen glücklich preist und ihnen das Himmelreich verspricht, scheint eine mehr trostreiche und allgemein-anwendbare Lehre aufzustellen, denn aller Vervollkommnung ungeachtet sind die im Geiste Einfältigen hienieden noch so bei Weitem die Mehrzahl, daß die Schaaren der Auserwählten dort oben sehr groß sein müssen. Und leben sie nicht auf Erden selbst wirklich schon glücklicher, als die Wissenden, die Heiterkeit, Ruhe und die Gesundheit verlieren, um am Ende mit Sokrates einzugestehen: Wir wissen nichts? —

Es fehlte mir nicht an tausend anderen Gründen, die Unwissenheit zu Ehren zu bringen und dem nie rastenden Streben nach Wissen den Stab zu brechen und seine Nutzlosigkeit, ja Schädlichkeit nachzuweisen. Uns zu lieben, uns zu bemitleiden, uns gegenseitig zu unterstützen, das ist die Weisheit, in deren Besitz wir uns so schnell als möglich setzen müssen, uns gegenseitig zu hassen, zu schmähen, zu beleidigen und vor Allem zu langweilen, das sind die Mängel, mit denen es ehrenvoll ist, nicht bekannt zu sein, das ist die wahre Unwissenheit, welche die Menschheit beglücken würde und welche herrschen wird, sobald die Menschheit aufhören wird, eine Welt von Gelehrten und Ueberklugen sein zu wollen.

Ein ungeheurer Applaus folgte dieser Deduction des geistreichen Franzosen. Ein lebhaftes Gespräch, oder vielmehr

ein Streit für und wider erhob ſich unter unſerer Reiſegeſellſchaft; was mich betrifft, ich konnte nicht umhin, dem Franzoſen zu ſagen:

Sie haben Recht: — unſer Geſchlecht glaubt zu klug zu ſein, zu viel zu wiſſen, und es weiß wirklich und lernt zu viel, — um auf dieſe Weiſe fort beſtehen zu können. Ich glaube, wir würden einen großen Schritt vorwärts zum Glück machen, wenn wir uns mit Ernſt daran machten, — Nichts mehr zu lernen und Vieles zu vergeſſen.

Hundertfünfunddreißigſtes Kapitel.

Barcelona.

Die ermordeten Mönche. — Eine Stierhetze. — Der Hingerichtete. Meine Entführung durch einen Banditen.

Barcelona iſt die Hauptſtadt Cataloniens, eine wahrhaft große Stadt voll Betriebſamkeit, wie es deren nicht viele in Spanien giebt. Deshalb iſt auch der politiſche Einfluß dieſer Stadt ſehr bedeutungsvoll, und die Regierung pflegt bei Allem, was ſie thut, beſonders auf die Stimmung in dieſer Stadt Rückſicht zu nehmen. Barcelona hat über 160,000 Einwohner; mehr als 60,000 Arbeiter ſind in den Werkſtätten thätig und ſpinnen die aus Amerika, den Baleariſchen Inſeln oder aus Cuba eingeführte Baumwolle, oder wandeln die Seidenfäden aus Valencia und Murcia in Stoffe um.

Die Stadt an ſich gewährt einen recht guten Anblick und würde noch weit ſchöner ausſehen, wenn ſich in den letzten Bürgerkriegen die Carliſten und Chriſtinos nicht um die Wette beeifert hätten, die berühmteſten Gebäude niederzubrennen und mit einem wahren Vandalismus zu zerſtören, was ſich ihnen entgegenſtellte. Namentlich ſind die Klöſter von Barcelona

dieſer Wuth erlegen, was in Rückſicht auf die literariſchen Schätze, welche ſie bergen, gewiß ſehr zu bedauern iſt. Die Stadt hat einige freie Plätze, das Volk von Barcelona aber Nichts dabei gewonnen. —

Da ich mich einige Zeit in Barcelona aufzuhalten gedachte, miethete ich mir eine feſte Wohnung auf der Rambla, meine beiden Reiſegefährten, der Franzoſe und der Engländer, nahmen in demſelben Hauſe ihr Logis. Ich wohnte nun in der nächſten Nähe des Opernhauſes, auf welchem ich aufzutreten die beſte Gelegenheit hatte. Der Director des Theaters machte mir ſchon an dem Tage meiner Ankunft die Aufwartung und lud mich auf die höflichſte Weiſe zu ein paar Vorſtellungen ein.

Bald nach meiner Ankunft fand in Barcelona eines der merkwürdigen Volksfeſte ſtatt, welches ganz allein den Charakter der Spanier und ihren Bildungsgrad bekundet. Es ſollte nämlich eine Stierhetze aufgeführt werden. Die Stierhetzen ſind für den Spanier das, was die Gladiatorenkämpfe für den Römer waren und ich glaube, es iſt bei Weitem leichter, dem Spanier die freiſinnigſte Conſtitution, als dieſe Stierhetzen zu nehmen. Barcelona trug damals noch ſehr ſichtbare Spuren der Gefährlichkeit der Stierhetzen, ſelbſt wenn ſie dem Volke nicht genommen werden, d. h. wenn ſie ſtattfinden und gegen ſeine Erwartung ausfallen. Es waren damals zehn Jahre verſtrichen, ſeitdem ſich die unglückſelige Geſchichte ereignet hatte. Die Stiere waren nämlich nicht wild genug geworden, und das Volk ſucht bei dieſen ſchrecklichen Beluſtigungen den Reiz in der größtmöglichen Aufſtachelung der Stiere. Getäuſcht in ſeiner Erwartung, nahm es plötzlich die Stelle des Stieres ein, es ſtürzte wuthſchnaubend über das Amphitheater her, aber hiermit nicht zufrieden, und nach an-

deren Opfern dürstend, bedurfte es nur eines Fingerzeiges, um den Zorn des Volkes jedwedem Dinge zuzulenken. Es gab nur zu viele Leute in Barcelona, welchen die Klöster mit ihren reichen Einkünften ein Dorn im Auge waren, diese sprachen den verhängnißvollen Ruf aus: Nach den Klöstern! und nun begannen die abscheulichsten Mordscenen, welche die Geschichte der Revolutionen je gesehen hat. Mehr als ein halbes Dutzend Klöster wurden zerstört und sämmtliche Mönche, die sich nicht rasch genug retten konnten, niedergemetzelt. Nur mit der größten Mühe wurden die Nonnenklöster der Volkswuth entzogen, aber sie wurden fast sämmtlich aufgehoben.

Ich begreife nicht, wie diese Kämpfe den Spanierinnen so vielen Reiz gewähren können, denn das Amphitheater war mit Damen angefüllt. Diese Stierkämpfe enden in der Regel sehr tragisch, entweder der Stier oder der Matador stirbt. Einer muß auf dem Platze bleiben, — denn die Spanier werden, wie gesagt, über Nichts wüthiger, als wenn die Stiergefechte gegen ihr Erwarten ausfallen.

Ich fand vier Torreadores*) in der Arena und zwei Picadores mit ihren langen Piken zu Pferde. Diese suchten die Stiere zur höchsten Wuth zu reizen, und das ist die Hauptsache bei dem ganzen Spaß. Die Stiere sind ungereizt sehr gutmüthige, wenigstens, wie es mir vorkam, sehr phlegmatische Thiere, die man nicht leicht aus ihrer Ruhe bringt. Wirklich wurden auch vier bis fünf dieser Thiere wieder abgeführt, welche trotz aller Reizungen zahm blieben. Das Volk wurde schon gewaltig unruhig, obwohl die Torreadores Alles aufboten, ihre gehörnten Gegner aus ihrer stoischen Gelassenheit zu bringen. Man warf ihnen mit Pulver gefüllte Wurf-

*) Ausfampen.

spieße in das Fell des Rückens, die sich dann entluden, aber Alles war umsonst. Das Volk machte wenig Umstände und fing an, was es zur Hand hatte, Stühle und andere Dinge, in die Arena zu werfen. Da trat der Matador, der Anführer der Torreadores an die Loge des Bürgermeisters von Barcelona und bat sich die Erlaubniß aus, den Stier zu tödten. Hierauf ließ sich ein allgemeines beifälliges Gemurmel hören, der Sturm legte sich und der Matador zog sein Schwert, um dem Stier den Kopf zu spalten. Aber der arme Teufel konnte selbst sein letztes Pater noster beten, oder vielmehr er konnte es nicht, der Stier ließ ihm nicht Zeit dazu. Das Thier schien das blanke Schwert mehr als die Speere zu fürchten und zu verstehen, daß es sich diesmal um Leben und Tod handele. Es rannte gegen den Kämpen an, welcher nicht Zeit zu dem rettenden Sprung über die Barriere hatte, und durchbohrte ihm die Seite. Der Matador wurde auf den Tod verwundet hinweggetragen und starb auch bald darauf. Mit diesem tragischen Vorfalle war aber das Stiergefecht noch keineswegs zu Ende, es wurden noch andere Stiere herbeigeführt und der Kampf begann von Neuem. Das Volk jedoch schien an diesem Abend durchaus nicht befriedigt zu sein, der Tumult brach wieder los, namentlich begann es gegen das Ende des Kampfes sehr wild zu werden, und ich selbst wäre fast sehr übel dabei weggekommen, denn mein Nachbar hinter mir wollte mir durchaus meinen Stuhl nehmen, um ihn ebenfalls als Zeichen seiner Unzufriedenheit in die Arena zu schleudern. Meine Begleiter hatten ihre Stühle schon geopfert, aber ich selbst bezeigte keine Lust, dem Ende dieser Geschichte stehend zuzusehen, und behauptete meinen Stuhl. Darüber wurde der Spanier böse, war aber dennoch galant genug, den Streit mit einem Compliment zu enden, als ich ihm sagte, daß er die Lehne

meines Stuhles nehmen könne. Er brach dann wirklich ein Stück meines Stuhles ab und schleuderte es in die Arena. Nachdem das Volk genug Tumult angerichtet hatte, verließ es das Amphitheater, dessen Besitzer den größten Schaden davon hatte.

Es schien, als sollte ich in Barcelona alle möglichen gräßlichen Schauspiele sehen. So wohnte ich auch einer Hinrichtung mit bei. Der Held derselben war nur ein Räuber, welches so ziemlich der zehnte Mann in Spanien ist. Er war bereits schon fünfmal erwischt und immer wieder losgelassen worden, und man hätte ihn jedenfalls auch zum sechsten Male wieder entwischen lassen, wenn die Bevölkerung nicht energisch dagegen protestirt hätte. Mit dem Entwischen der Spitzbuben und Räuber wird nämlich in Spanien ein sehr einträglicher Handel getrieben, und zwar von keinem Andern, als den Richtern oder den Alkalden selbst. Diesem nämlich kommt ein Drittheil von allen den Schätzen zu, welche bei einem gefangenen Räuber vorgefunden werden. Es liegt also mehr in seinem Interesse, die eingefangenen Banditen gegen die Gesellschaft wieder loszulassen, als sie zu hängen oder zu erschießen. Auf diese Weise hat der Alkalde die Aussicht, abermals ein Theil von dem Raube zu erlangen, welchen der freigelassene Räuber wieder gewinnt. Denn dieser ist entweder unvorsichtig oder dankbar genug, sich einmal wieder einfangen zu lassen — um wieder zu entspringen. Dieses Spiel wird sehr oft bis ins Unendliche wiederholt. Nun kann man sich ein Bild von dem Rechtszustande in Spanien machen, und man wird es sehr natürlich finden, daß viele Leute, wenn sie nur eine Abendgesellschaft besuchen, nicht anders als mit Pistolen bewaffnet das Haus verlassen. Der Spanier selbst geht fast nie anders als bewaffnet aus, selbst der Bauer nicht. Gewöhnlich besteht

diese Waffe in einem Messer, einem sogenannten Brodmesser, das zu tragen jedem Spanier erlaubt ist. Ein Mord mit einem solchen Messer wird von dem Gesetze nicht sehr strenge bestraft, weil er im Zorne, ohne Absicht, geschehen sein kann. Mordet aber ein Spanier Jemanden mit einer anderen Waffe, die dem Spanier nicht zu tragen erlaubt ist und also auch gewöhnlich von ihm nicht getragen wird, so setzt dieses eine Absicht, einen überlegten Mord voraus, und der Mörder wird eben als Mörder bestraft, d. h. wenn die Gerechtigkeit nicht das Auge zudrückt. Aber diese drückt in Spanien beständig die Augen zu, und wenn die Römer in anderer Absicht die Göttin Justitia mit verbundenen Augen darstellten, so haben die Spanier gewiß nicht Unrecht, auch ihre Göttin der Gerechtigkeit so darzustellen, denn sie ist in der That völlig blind oder blinzelt höchstens so ein bischen von der Seite um zuzusehen, wie schwer die Hand des Maleficanten wiegt. Die Räuber und die Schurken sind aber oft sehr reiche Leute, die dieses Anblinzeln nicht zu scheuen haben.

Es geschehen in keinem Lande traurigere Verbrechen, als in Spanien, und doch kann man mit Fug und Recht behaupten, es giebt kein edleres Volk als das Spanische. Der Spanier ist stolz, und selbst der gewöhnlichste Mann bewahrt dem Höchsten gegenüber sein Selbstgefühl und läßt sich nie herab, vor ihm zu kriechen. Spanien fehlt nur eine gute Regierung und Ruhe; unter diesen beiden Umständen würde sich das von der Natur so herrlich gesegnete Land sehr bald erheben.

Eine feste, energische und vor Allem gesicherte Regierung müßte zuerst den Richterstand purificiren, und dann würden auch die Räubereien und die Räuber ein Ende nehmen, und es würden keine Gerichtsscenen Statt finden, wie mir deren verschiedene mitgetheilt worden sind.

So wurde kurz vor meiner Ankunft in Barcelona ein Mörder ergriffen, welcher den Mord nicht mit dem gewöhnlichen Messer, welches die Spanier tragen, sondern mit einem andern begangen hatte. Dies ist also der erste Punkt, um welchen sich die Unterhandlung dreht. Der Mörder wird vor den Richter geführt, und dieser beginnt das Verhör und läßt es zu Protokoll nehmen. Der Mörder ist ein ziemlich wohlhabender Mann, und der Richter spricht das fürchterliche Wort **un cultiello** *) aus und will fortfahren.

Per cortar pan **), setzt der erschrockene Mörder hinzu und wirft eine Hand voll Geld auf den Tisch.

Un cultiello, wiederholt der Richter sehr bedeutungsvoll.

Der Mörder opfert eine zweite Hand voll Geld.

Aber zum dritten Male ertönt das ominöse **un cultiello**, und zum dritten Male greift der Mörder in die Tasche, die jetzt vollkommen ausgeleert wird, nun erst ertönt auch von Seiten des Richters:

Per cortar pan.

Es giebt keine schlimmere Menschenrace in Spanien, als die sogenannten Scrivanos, welche Richter, Gerichtsschreiber und Notarien in einer Person sind. Durch die Hände dieser gewissenlosen Leute geht aber eine Unmasse von Geschäften, und ihre demoralisirende Einwirkung auf die Bevölkerung ist unvermeidlich.

Der Räuber, dessen Hinrichtung ich, ohne es zu wollen, mit ansah, hatte zuletzt einen Geistlichen geplündert und sich hinterher von ihm Absolution ertheilen lassen, er wurde eingefangen und da er in der Umgegend von Barcelona sehr übel

*) Ein Messer.

**) Um Brod zu schneiden, ein Brodmesser.

berüchtigt war, denn er gehörte nicht zu den noblern Banditen, welche ſtets mächtige Bekanntſchaften haben, ſo wurde auf ſeine Hinrichtung gedrungen und der Alkalde mußte ſich entſchließen, ihn ſo zu bewachen, daß er nicht entwiſchen konnte. Der Delinquent wurde gehängt und ſtarb mit der größten Ruhe, auf mich machte dieſe erſte Hinrichtung, welche ich ſah, einen entſetzlichen Eindruck. Ich fühlte mich noch acht Tage ſpäter unwohl, und der Galgen und das klappernde Gebein des Räubers ſchwebten mir beſtändig vor den Augen. Einer meiner Reiſegefährten, der Engländer, hatte der Hinrichtung ebenfalls beigewohnt, und er ſah ſich Alles mit der prüfenden und denkenden Miene eines Kunſtkenners an. Die Studien, die man am Fuße eines Schaffottes macht, ſagte er, ſind die für das Leben der Menſchheit am wichtigſten, und ich mache eine Reiſe von hundert Meilen, wenn ich weiß, wo irgend eine Hinrichtung ſtattfindet. Ich bin dem Zufall ſehr dankbar dafür, daß er mir eine ſo ſchöne Gelegenheit gegeben hat, auch einmal einen Spanier richten zu ſehen, nachdem ich einen Engländer, Deutſchen, Schweden, Franzoſen, Italiener und Schweizer auf dem Schaffotte betrachtet habe.

Mein Freund Engländer ſollte bald noch mehr Gelegenheit finden, dem Zufall dankbar zu ſein, denn in Madrid wurden während unſerer Anweſenheit fünf politiſche Verbrecher auf einmal gehängt, und er hatte das Vergnügen, die Execution vom beſten Standpunkt aus zu betrachten.

Auch einige Schauſpiele, d. h. Volksſchauſpiele ſah ich mir mit an. Meinen Reiſegefährten konnte ich nur einmal dazu vermögen, dieſe Stücke mit anzuſehen. Wenn man nicht gar lange von Paris, London, Berlin, Dresden und Wien entfernt iſt, wenn man ſo eben einen Fauſt, Kabale und Liebe, einen König Lear geſehen hat, und dann in das Theater von Bar-

celona tritt und ein geiſtliches Stück aufführen ſieht, dann wird es dem Zuſchauer allerdings etwas ſeltſam zu Muthe. Man glaubt ſich urplötzlich in die Zeit der Völkerkindheit zurück verſetzt, man vergißt es, daß man ſich in einem Staate befindet, der dereinſt zwei Welten beſaß, der einen Columbus hervorgebracht und noch heute zu den civiliſirten Staaten Europas gezählt wird.

So ſah ich unter Andern ein Stück, welches Gott weiß wie nach Barcelona gekommen iſt, denn es iſt wohl kaum ſpaniſchen Urſprungs, welches betitelt war:

Der erſchaffene, gefallene und aufgerichtete Menſch. Ein ſehr moraliſches Singſpiel.

Im erſten Acte erſcheint der liebe Gott ſelbſt in höchſt eigener Perſon. Er hat einen Schlafrock an und trägt eine mächtige — Perrücke, ganz gegen die ſpaniſche Gewohnheit, dabei raucht er eine Cigarre, was natürlich für eine ſpaniſche Majeſtät unerläßlich iſt. Der liebe Gott iſt bei ſeiner nichtigſten häuslichen Arbeit beſchäftigt, er hat nämlich nichts Geringeres vor, als den Menſchen zu erſchaffen, der Herr Adam ſoll alſo geboren werden. Die Geburt eines Menſchen iſt auf dem Theater gewiß ſehr ſchwierig darzuſtellen, aber die Sache ging ganz vortrefflich von Statten. Man ſah einen Klumpen Erde am Boden liegen, der Herrgott im Schlafrock blies ihm aus Kräften ſeinen Odem ein, und plötzlich brach aus dem Erdhügel ein Adam hervor, wie das Hühnchen aus dem Ei. Der Herr Adam war ein ganz paſſabel hübſcher Mann, mit rabenſchwarzem Haar und Schnurrbart, und zugleich zeigt unſer Urvater ein recht hübſches Talent und eine gute Stimme und ſingt mit dem lieben Gott ein Duett:

Himmel, Erde, Thiere, Meer,
Ja, des großen Gottes Heer:

Was bekomm' ich in's Geſicht,
Leb' ich oder leb' ich nicht?'

Darauf verſetzt der liebe Gott:

So lebe denn, Du Bild nach mir,
Dich ſchmücke aller Tugend Zier,
Mach Dich zum Herrn der Weſen all',
Doch hüt' Dich vor dem Sündenfall.

Adam verſpricht alles Mögliche, ſieht ſich Alles an und bricht endlich in die Klage aus:

Was hilft es mir, mir fehlt das Weib,
Ich hab' zu wenig Zeitvertreib,
Mit wem, Allvater, ſoll ich ſpaßen?
Kann doch nicht mit den Lämmern grasen.

Nun erhört ihn der liebe Gott und erſchafft die Eva. Natürlich wird dieſes wieder ganz bibliſch treu dargeſtellt. Damit ſchließt der erſte Act. Das Publikum zeigte ſich unzufrieden, als der Vorhang fiel, und machte einen Höllenſpectakel bis der Vorhang wieder aufgezogen wurde. Es wollte immer ſchauen und womöglich konnte das Stück ohne Unterbrechung fortgeſpielt werden. Ich habe niemals ein unruhigeres Publikum als das ſpaniſche gefunden.

In dieſem zweiten Act verband ſich der Teufel mit den böſen Geiſtern, die unter ſeinem Commando ſtehen, um den Adam gegen den lieben Gott aufzuhetzen, welcher ihm, dem Teufel, ſo übel mitgeſpielt hatte. Mit folgenden Worten, welche er in einem tiefen Baß ſingt, ruft er die Höllengeiſter zu ſich:

Ihr Teufel heraus
Mit Rache und Graus,

Seid eilend, nicht faul
Und haltet das Maul!

Im dritten Act wird die arme Eva vom Teufel coram genommen. Er weiß ſie ganz ſataniſch klug zu beſchwatzen, bis ſie ihm endlich nachgiebt und von der verbotenen Frucht genießt. Mit folgenden Worten ſucht ſie nun ihren Ehegemahl Adam zu verführen:

Ja nur, mein Schätzchen, es ſchadet Dir nicht,
Denn dieſe Frucht heilt von der Gicht,
Und gewiß, ſie wird uns dann geben
Ein göttliches Leben.

Dieſen ſüßen Worten kann Adam nicht widerſtehen, er nimmt und ißt und ſingt darauf:

Der Schmack iſt gut, doch weh, wer brachte
Dich Kind dazu, daß Du ſo ſachte
Den Apfel brachſt?

Eva:

Ja, wer? die Schlange.

Adam:

O, weh! O, weh! mir wird ſo bange.

Im vierten Act wird nun das arme Menſchenpaar aus dem Garten Eden verjagt. Der Engel erſcheint mit einem Paar gewaltigen Flügeln und einem rieſigen Schwerdte, das der tapfere Cid ſeiner Zeit getragen zu haben ſcheint. Der Schauplatz verändert ſich in ein wüſtes überdorntes Feld, wo Salvator in einer außerordentlich hellen Maſchine erſcheint und die um Erbarmen flehende Sünde begnadigt.

Ich verließ nicht eben ſehr erbaut von dieſer Komödie, welche einer Farce ſehr ähnlich ſah, das Theater. Als ich

nach Hause kam, fand ich einen Brief vor. Wie ich gewöhnlich that, besah ich mir die Handschrift, ehe ich den Brief öffnete, sie war mir völlig unbekannt. Ich erbrach ihn nun und fand folgenden lakonischen Inhalt:

„Donna!
Ich sah Sie und liebte Sie!
Madras."

Dieser Brief, diese Liebeserklärung war in der That höchst originell, aber ich fand sie doch ein wenig unverschämt. Daß der Herr Madras sagte oder schrieb: ich kam und sah, klang das nicht, als vertraute er darauf bald hinzufügen zu können: ich siegte, um so dem großen Cäsar mit seinem veni, vidi, vici vollständig nachahmen zu können? Mein guter Herr Madras, dachte ich bei mir, mögen Sie immerhin kommen, Sie sollen dennoch, was meine Eroberung anbetrifft, kein Cäsar werden.

Ich zeigte den Brief meinen Reisegefährten und sie lachten. Wahrhaftig, riefen sie, dieser Brief ist spanisch, der Herr Madras hätte nur hinzusetzen sollen: und ich muß Sie besitzen, um jeden Preis.

Warten Sie nur, versetzte ich, das wird noch kommen.

Das wird noch kommen? — Glauben Sie, daß der Herr Madras noch einmal an Sie schreiben wird.

Nein, er wird nicht schreiben.

Er wird Sie besuchen?

Das ist möglich.

Dann schlage ich vor, sagte der Franzose, daß wir uns mit diesem Narren, der sich Madras nennt, einen Spaß machen.

Mein Herr Franzose, versetzte ich, dieser närrische Herr Madras wird wohl schwerlich irgend Jemandem einen Spaß mit sich erlauben.

Sie kennen den Schreiber also? fragte der Franzose erstaunt.

Ich habe Ihnen gesagt, daß ich ihn nicht kenne, aber ich kenne die Spanier und verstehe die Leute zu beurtheilen, welche an unbekannte Damen schreiben: „ich sah Sie und liebte Sie."

Als ich am andern Tage, an welchem ich in Barcelona aufgetreten war, aus dem Theater trat, näherte sich mir ein großer Mann, welcher sich tief in seinen Mantel verhüllt hatte und folgte meinen Schritten bis zu meiner Wohnung. Der Franzose, welcher mich führte, sagte lächelnd:

Sehen Sie, liebe Lola, Ihren Spanier dort, denn ich wette darauf, es ist Herr Madras.

Zu unserm Erstaunen vertauschte der Verhüllte kurz vor meiner Wohnung seine Stellung. Statt uns zu folgen, schritt er uns voran, blieb bei der Thüre meines Hauses stehen und schien mich dort zu erwarten.

Finden Sie das nicht auch spanisch? fragte ich meinen Begleiter lachend.

Ich habe allerdings ein, versetzte dieser, daß ich mit dem Herrn da spanisch sprechen muß, denn ich glaube, wenn wir ihn gewähren lassen, wird er am Ende gar Ihnen voraus — —

Nun, warum reden Sie nicht weiter?

Weil der Herr Madras, wenn es nämlich der Herr Madras ist, und er scheint es auch jedenfalls zu sein, mich eben mit einem paar Augen ansah, die ich außer bei ihm, nur noch einmal im Leben gesehen habe.

Und wer hatte solche Augen? —

Ein Spitzbube von Italiener, welcher mich auf meiner Reise durch Italien plünderte und mir hinterher noch den guten Rath gab, mich vor den Spitzbuben zu hüten.

Dieser Vergleich ist nicht sehr schmeichelhaft für den Herrn

dort, aber bitte, vollenden Sie doch Ihre Rede, bis wie weit glauben Sie, daß er seine Unverschämtheit treiben werde?

Nun, ich glaube, daß der Herr Madras so fein sein wird, sich diesen Abend als Ihren Kammerdiener zu empfehlen.

Das ist wohl möglich.

Und Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich den Laffchen von Ihrer Thüre zurückweise.

Ganz und gar nicht.

Wir waren jetzt bei meiner Wohnung, der Unbekannte hielt, wie eine Schildwache, Posten, da jedoch mehrere Leute in dem Hause wohnten, ließ sich dagegen nichts sagen. Wir mußten es sogar dulden, daß er mit uns zugleich in's Haus trat, und wir glaubten schon, durch diese Keckheit irre geführt, daß wir uns in der That geirrt hätten und der Fremde irgend Jemanden im Hause besuchen wollte. Doch nicht lange währte diese Täuschung, der Fremde blieb mit uns zugleich bei der Thüre meiner Wohnung stehen und schien darauf zu warten, bis sie geöffnet würde.

Nun wurde es meinem Begleiter doch zu arg und ziemlich barsch fragte er den Fremden, wen er in diesem Hause suche.

Ich suche Niemanden, versetzte der Fremde sehr ruhig.

Niemanden? rief der Franzose mit höhnischem Lachen, aber ich glaube, daß Sie nichts desto weniger in einem fremden Hause sind.

Das ist wohl möglich, sagte der Spanier ganz ruhig.

Aber was wollen Sie hier? fragte der Franzose, es ist diese Dame, welche hier wohnt und welche mir sagt, daß sie nicht die Ehre hat, Sie zu kennen.

Eben deshalb bin ich hier, versetzte der Spanier, um diese Dame kennen zu lernen.

Das ist eine sehr eigenthümliche Art und mindestens eine

sehr schlecht gewählte Zeit, die Bekanntschaft einer jungen Dame machen zu wollen.

Es ist meine Art, mein Herr, und die Zeit ist so gut gewählt, als es mir die Umstände erlauben.

Ich aber werde mir erlauben, Sie hinauszuwerfen, rief der Franzose endlich, da er nicht länger mehr an sich halten konnte.

Der Spanier warf auf den jungen Franzosen einen stolzen verächtlichen Blick und wandte sich an mich.

Ich gestehe, daß mir der Spanier trotz Allem sehr wohl gefiel, und daß ich nicht umhin konnte, sein stolzes, ruhiges Benehmen in einer so mißlichen Situation zu bewundern.

Mich zog von je her das Außerordentliche an, nur dieses hatte Reiz für mich, und so konnte es nicht fehlen, daß ich sehr zweifelhaft war, wie ich mich gegen diesen kühnen Spanier benehmen sollte. Allerdings war seine Handlungsweise eine unschickliche, aber konnte ihn nicht irgend eine wichtige Angelegenheit zu einem so späten und ungewöhnlichen Besuche drängen? Ich mußte doch erst hören. Gleichwohl hätte ich Unrecht gethan, das Verfahren des Fremden dem jungen Franzosen gegenüber zu billigen. Ich sagte also:

Mein Herr, es scheint mir hier ein Irrthum vorzuwalten; mein Name ist Lola Montez, und ich glaube nicht, daß Sie mich sprechen wollen.

Sie und keine Andere, meine Dame, versetzte der Spanier, ich bitte Sie, mir auf einige Minuten Gehör zu geben.

So treten Sie näher.

Ich ließ den Fremden eintreten, mein Freund Franzose schien darüber sehr ungehalten zu sein und zu überlegen, ob er mit dem Spanier zu mir hineintreten, oder ihn lieber zum Hause hinauswerfen sollte. Das Letztere wäre ihm aber sicher

sehr schlecht bekommen, denn der Spanier war ihm an Kräften weit überlegen, und er schien überhaupt nicht der Mann zu sein, der sich von irgend Jemandem ungestraft aus dem Hause hinauswerfen ließ.

Die beiden Herren traten also in meine Wohnung, den Spanier führte ich indessen in ein anderes Zimmer und erwartete seine Eröffnung.

Ich komme im Auftrage meines Herrn, sagte jetzt der Spanier und überreichte mir ein versiegeltes Packet.

Und wer ist Ihr Herr? fragte ich erstaunt, denn dieser stolze Spanier schien mir keinen anderen Herrn, als einen König haben zu können.

Bitte, öffnen Sie den Brief, versetzte der Spanier.

Das that ich. Das Packet enthielt einen prachtvollen Brillantschmuck, welchem ein Brief beigelegt war, der folgenden Inhalt hatte:

„Heißgeliebte Donna!

Ich werfe mich Ihnen zu Füßen, o möchten Sie nicht ohne Wohlgefallen meine Huldigung annehmen.

Madras."

Aber mein Gott, wer ist dieser Herr Madras? fragte ich.

Morgen, meine Dame, werden Sie ihn sehen, sobald Sie es wünschen.

Nun, so sagen Sie Ihrem Herrn, daß ich bis Mittag zu empfangen pflege.

Es ist meinem Herrn unmöglich, Sie zu besuchen, aber wenn Sie sich meiner Führung anvertrauen wollen, dann werde ich die Ehre haben, Sie nach seiner Behausung zu begleiten.

Wie, Sie muthen mir zu, einen mir völlig unbekannten Herrn zu besuchen?

Es ist ein Spanier, meine Donna.

Dieſe Worte wurden mit einem ſolchen Stolze ausgeſprochen, daß ich an dem chevalereſken Charakter des Herrn Madras nicht zweifeln konnte, dennoch kam mir dieſe Geſchichte etwas ſonderbar und ſehr abenteuerlich vor, das war es aber gerade, was mich beſtimmte.

Mein Herr, ſagte ich, ich muß geſtehen, daß es jedenfalls ein ſonderbares Verlangen von Seiten des Herrn Madras iſt, daß ich ihn beſuchen ſolle, bringen Sie ihm dieſen Schmuck und dieſen Brief zurück und meine Antwort dazu, daß es in aller Welt nicht Sitte iſt, daß die Damen Herren beſuchen, um ſich — Liebeserklärungen zu holen.

Sie wollen alſo nicht kommen, meine Donna? fragte der Spanier ſehr erſtaunt.

Ganz gewiß nicht, mein Herr.

Ich aber habe Auftrag, Sie unter allen Umſtänden zu ihm zu führen.

Thun Sie das, mein Herr, ſagte ich lachend, denn bei dieſem Menſchen ſetzte mich nichts mehr in Erſtaunen.

Gut, Morgen gegen Abend, meine Dame.

Wann es Ihnen gefällig iſt, mein Herr, denn es ſcheint mir, daß Sie über mich ganz nach Ihrem und Ihres Herrn Willen verfügen können.

Der Spanier war weit entfernt, ſich von dieſer Ironie aus ſeinem Gleichmuth bringen zu laſſen.

Morgen gegen Abend, um ſechs Uhr, werde ich die Ehre haben, Sie wieder zu ſehen.

Mit dieſen Worten und einer ſtolzen, doch ſehr reſpektvollen Verbeugung verließ er mich.

Bitte, nehmen Sie doch das Paket wieder mit, rief ich ihm nach, als ich bemerkte, daß er Schmuck und Brief liegen gelaſſen hatte.

Der Spanier sah sich um und sagte: Das sind Dinge, die ich meinem Herrn nicht wieder bringen darf.

Bringen Sie solche, wem Sie wollen.

Es ist Ihr Eigenthum.

Mit diesen Worten entfernte sich der räthselhafte Mensch.

Während dieser Unterhaltung war der Franzose in dem Zimmer, welches an das Audienzzimmer stieß, ungeduldig auf und niedergegangen, jedoch schien er dann und wann gelauscht zu haben, denn er trat mit einem sehr närrischen Gesichte nach der Entfernung des Spaniers zu mir hinein und sagte piquirt:

Ich gratulire Ihnen, meine Liebe.

Wozu, mein Herr, wenn ich fragen darf?

Nun, zu Ihrem neuen Liebhaber.

Mein Herr, sagte ich zu dem Franzosen, ich bitte Sie, Morgen gegen Abend um sechs Uhr bei mir zu sein, denn um diese Zeit wird mich der neue Liebhaber entführen.

Und was soll ich dabei machen?

Nun, ich hoffe, daß Sie Mannes genug sein werden, es verhindern zu können.

Ich bin wohl Mannes genug, meine Liebe, doch nicht Ihr Mann, habe ich ein Recht, Sie zu hindern, sich entführen zu lassen?

Und haben Sie ein Recht, mein Herr, mir eine solche Sottise zu sagen?

Sottise? —

Wenn ich mich entführen lassen will, bedarf ich keines Ritters, mein Herr.

Wenn man sich nicht entführen lassen will, oder wenn man einen Liebhaber nicht will, so nimmt man auch keinen Schmuck von ihm an.

Der Schmuck gefällt mir besser, als Sie, mein Herr.

Daran zweifle ich keinen Augenblick, wahrscheinlich auch der Geber.

Das ist zu erwarten, es kommt darauf an, vielleicht, wenn ich ihn sehe.

Sie haben ihn noch nicht gesehen.

Wahrscheinlich nicht, mein Herr.

Ist denn der Schmuck nicht von dem verrückten Spanier? —

Die Spanier sind stolz, — aber sie haben ihren Verstand, Herr Franzose.

Das glaubte ich, als ich Sie kennen lernte, ich schloß von einer Spanierin auf die Spanier, jetzt schließe ich umgekehrt.

Daran thun Sie sehr Recht.

Gute Nacht, Donna.

Gute Nacht, Monsieur.

Dieser Abschied des Franzosen hatte viel Moral für mich, und ich hoffte, er würde mich und ich ihn bis zum anderen Tage vergessen haben, aber er fand sich wieder ein, und ich muß sagen, daß ich aus dieser seiner Rückkehr noch eine größere Moral zog, die Moral nämlich, daß, wenn die Männer eifersüchtig sind, man am besten thut, — gegen sie gleichgültig zu sein.

Je mehr Treue, je mehr Liebe man den Eifersüchtigen angelobt, desto mehr tyrannisiren uns diese Männer. Die Eifersucht ist nichts als die Leidenschaft, — überall sich selbst zu sehen.

Wenn es eine gerechte Strafe für diese Art Leute giebt, so ist es einzig und allein diese, — in ihren Schatten verwandelt zu werden. — Das wäre eine Metamorphose für einen Ovid. —

Hundertsechsunddreißigstes Kapitel.

Noch eine Entführung.

Ein Stückchen Biographie eines Spaniers. — Madras. — Die Guardia. — Der Ritter. — Erwartung und Täuschung.

Am anderen Tage erhielt ich ein Billet vom Theaterdirector, welcher mich einlud, ihn am selben Tage um fünf Uhr zu besuchen. Um diese Zeit also begab ich mich zu ihm hin, fand ihn aber zu meinem Erstaunen nicht zu Hause. Als ich zurückfuhr, war ich so in Gedanken versunken, daß es mir nicht einfiel, einen Blick auf die Straße zu thun, ich hätte dann bemerkt, daß mein Kutscher einen anderen Weg nahm, und die Straßen immer menschenleerer wurden, endlich erwachte ich aus meinen Träumereien und wunderte mich, daß ich noch nicht am Ziele war. Ich erkannte, daß der Kutscher sich geirrt haben müsse, und rief und klopfte an das Fenster, aber der Mensch war taub und trieb die Pferde, die schon schnell genug gingen, immer noch mehr an. Wir passirten eben ein Thor und befanden uns plötzlich auf der Landstraße, die Pferde liefen im Galopp, und ich glaubte, daß sie mit dem angetrunkenen Kutscher durchgingen. Ich setzte mich resignirt in den

Wagen, da ich wußte, wie gefährlich es iſt, unter ſolchen Umſtänden hinauszuſpringen, und wartete den Ausgang ab. Plötzlich hörte ich einen gellenden Pfiff, der Wagen fuhr langſamer, ich ließ den Schlag hinunter, und nun fiel es mir mit einem Male wie Schuppen von den Augen. Neben meinem Wagen ſchritt ein Mann einher, den ich ſogleich erkannte, es war Niemand anders, als der Abgeſandte des Herrn Madras. —

Der Wagen hielt, und der Fremde wollte hineinſteigen, indeß ich hinauszuſpringen verſuchte, aber ich wurde mit nervigen Armen zurückgehalten. Bleiben Sie nur, ſagte der Fremde, es wird Ihnen nichts geſchehen, wovor Sie ſich zu fürchten brauchen.

Mein Herr, verſetzte ich, ich habe nicht geglaubt, daß Sie ſo unchevaleresque gegen eine Dame ſein könnten, ich befehle Ihnen, mich ſofort nach meiner Wohnung zurückfahren zu laſſen.

Meine Schöne, verſetzte der Fremde, hier auf der Landſtraße hat nur Einer zu befehlen, und das iſt Herr Madras.

O, es iſt nicht ehrenhaft, alſo mit einer Dame zu verfahren, verſetzte ich bitter, der Herr Madras konnte es anders anfangen, wenn er mich durchaus ſehen wollte.

Nicht doch, meine Schöne, verſetzte der Fremde lächelnd, es genügt dem Herrn Madras durchaus nicht, Sie zu ſehen; ich glaube wohl, daß er einen Heirathsantrag für Sie in petto hat, er will durchaus Ihre ganze kleine, niedliche Perſon, mit Einem Worte, er will, daß Sie Madame Madras werden.

Ich ſah nach dieſen freundlichen Eröffnungen ein, daß ich es mit einem Spitzbuben zu thun hatte, daß dieſer ſtolze Spanier ſich dazu hergegeben hatte, ein Helfershelfer zu ſein, und überlegte meine Handlungsweiſe. Ich hielt es für ge-

rathen, alle Aengſtlichkeit bei Seite zu ſetzen, und aus dem unfreiwilligen Abenteuer gewiſſermaßen ein freiwilliges zu machen.

Da ich einmal auf eine ſo unzarte Weiſe gezwungen werde, mit dem Herrn Madras Bekanntſchaft zu machen, ſagte ich zu dem Fremden, ſo möchte ich doch von Ihnen erfahren, was dieſer Herr Madras iſt, ich wünſchte ſehr, daß er mir gefiele.

Haben Sie gütigſt nur ein wenig Geduld, Sie werden ihn bald ſehen; ſeien Sie übrigens verſichert, daß er einem ſehr ehrenwerthen Stande angehört.

Dieſe Verſicherung war Alles, was ich von meinem gewaltſamen Begleiter über ſeinen Herrn erfahren konnte, und ich kam endlich auf den Gedanken, daß der Herr Madras kein Anderer ſei, als eben derſelbe Herr, der jetzt an meiner Seite ſaß.

Wenn dieſer Menſch Herr Madras wäre, dachte ich bei mir, ſo hätte dieſer räthſelhafte Liebhaber allerdings zwei liebenswürdige Eigenſchaften: Juwelen und Verwegenheit, Eigenſchaften, die aus einem Manne Alles machen laſſen, was ſich eine Frau wünſchen kann.

Wenn dich alſo dieſer Mann durchaus heirathen will, warum ſollteſt du dich dem widerſetzen?

Er kann ſicher nur vom hohen Adel ſein, wenn er ſich auch ſchlichtweg Madras nennt. Jedenfalls iſt er mehr, als ſein Name ſagt.

Vor allen Dingen mußte ich hinter dieſes Geheimniß kommen, und ich entſchloß mich, den gordiſchen Knoten mit dem Alexanderſchwerte durchzuhauen.

Mein Herr, ſagte ich, wenn Sie ſich wirklich rühmen dürfen, diejenige Galanterie zu beſitzen, welche meinen Landsleuten ſprüchwörtlich eigenthümlich iſt, ſo geben Sie mir offene Antwort auf eine offene Frage.

Meine Schöne, Sie werden sich nicht betrogen finden, wenn Sie mir Vertrauen schenken. —

Sind Sie selbst Herr Madras?

Der Fremde schien von dieser Frage sehr überrascht zu sein. Er sah mich eine Weile sehr groß an und antwortete mit feinem Lächeln:

Und wenn ich es wäre?

Nun, dann würde ich zuerst nach den Gründen fragen, warum Sie auf eine so geheimnißvolle Art um meine Neigung werben, warum Sie sich erniedrigen, warum Sie zur Gewalt schreiten, da Sie Alles besitzen, was Ihnen eine freundliche Aufnahme bei mir versprechen konnte.

Meine Dame, versetzte der Fremde, Ihre Sprache ist allerdings sehr offen, aber eine aufrichtige Frage ist immer viel leichter, als eine Antwort, ich habe mit dieser erst einige Stunden später hervortreten wollen. Wir werden dann in einer kleinen Stadt sein, wo ein kleines Häuschen steht, oder vielmehr eine ärmliche Hütte, in der meine Eltern wohnen und in welcher ich geboren wurde. Ich heiße in der That Madras, meine Dame, Madras und nichts mehr, Sie irren sehr, wenn Sie hinter diesem Namen ein Incognito suchen, ich bin weder Fürst, noch sonst ein großer Herr, — ich bin — ja, meine Dame, Sie sollen sehen, wie offen ich gegen Sie bin — — —

Mein räthselhafter Liebhaber hielt plötzlich inne. Ich hörte, daß sich uns ein Pferdegetrapp näherte, und Madras zog plötzlich ein Pistol unter seinem Rocke hervor und rief dem Kutscher mit drohender Stimme zu: Ich jage Dir eine Kugel durch den Kopf, wenn Du nicht auf jede Frage, welche die Leute, die sich uns jetzt nähern, an Dich richten werden, antwortest: Ich bin ein Engländer, ich verstehe kein Spanisch.

Darauf wandte sich Madras an mich.

Meine Donna, sagte er, es nähert sich uns die Guardia, haben Sie die Güte, Ihren Schleier überzuwerfen, ich bin der General Zastroza und Sie meine Gattin.

Und wenn ich der Guardia nun sagen werde, daß Sie der Herr Madras sind, und daß ich wünsche, daß man mich aus Ihren Händen befreie?

Meine Schöne, sagte Madras und sah mich mit einem Blicke an, in welchem die verzweifelste Entschlossenheit lag, Sie werden das nicht sagen.

In diesem Augenblick sprengten mehrere Reiter an den Wagen heran, Madras schlug seinen Mantel zurück, und eine Generals Uniform wurde sichtbar.

Ich erkannte die Guardia.

Madras reichte ihnen einige Münze, und die Guardia sprengte ehrfurchtsvoll grüßend weiter.

Mich konnte dies nicht in Erstaunen setzen, denn obgleich die Guardia die spanische Gensdarmerie ist, der der Schutz der Reisenden und die Bewachung der Landstraßen obliegt, und hierfür natürlich von der Regierung besoldet wird, so läßt sie sich von den Reisenden dennoch diesen Schutz privatim bezahlen. Sie streckt jedem die Hand entgegen und fordert, wenn sie nicht ein freiwilliges Geschenk erhält.

Das ist allerdings spanisch, aber in Spanien ist leider Alles spanisch; hätte dieses unglückliche Land eine bessere Regierung, es würde, wie gesagt, bei seinem braven Volke, eins der glücklichsten der Erde sein.

Madras warf mir einen dankbaren Blick zu, als die Guardia vorüber war, aber ich gestehe gern, daß ich ihn gar nicht verdiente, die Begegnung mit der Guardia, diese ganze sonderbare Scene war so rasch vorübergegangen, daß mir kaum Zeit zu einem Entschlusse blieb. —

Wir sind noch nicht fertig, sagte Madras, Sie haben noch eine härtere Probe zu bestehen. Bitte, werfen Sie sich ganz in den Hintergrnnd des Wagens zurück.

Mein Herr, sagte ich, Sie sind mir den Schluß Ihrer Erklärung schuldig geblieben, Sie wollten mir entdecken, welchem Stande Sie angehören.

Machen Sie es von irgend einer Bedingung abhängig, mich zu retten? fragte Madras.

Ja, von dieser.

Nun, wohlan, ich bin — Bandit.

Ich muß gestehen, daß mich dieses entsetzliche Wort nicht überraschte, ich hatte es erwartet, aber das Wort Bandit bedeutet bei den verworrenen, revolutionären Zuständen Spaniens oft eben nichts Anderes als Parteigänger, Gegner der bestehenden Regierung, Carlist, oder damals ein Anhanger Espartero's. Sah Madras wie ein Bandit, d. h. wie ein gemeiner Bandit aus? Aus seinen stolzen, edlen Zügen leuchtete eine großherzige Seele hervor, ich konnte diesem Manne nichts Gemeines, nichts Niedriges zutrauen, es war mir nicht möglich, trotz seinem Bekenntnisse, gegen ihn Abscheu zu empfinden.

Madras, sagte ich, ich werde Sie nicht verrathen, so ungebührlich Sie auch gegen mich gehandelt haben, aber ich verlange von Ihnen, daß Sie mir das Versprechen geben, mich, sobald die Gefahr vorüber, sofort nach Barcelona zurückfahren zu lassen.

Und wenn ich Ihnen dieses Versprechen gebe, würden Sie nicht glauben, daß es mir die Furcht erpreßt hat?

Ich glaube, daß Sie die Furcht nicht kennen.

Ich danke Ihnen für diesen Glauben; aber ich bitte Sie, mir freiwillig nach dem nächsten Orte zu folgen, ich verspreche,

Sie am andern Tage, und wenn Sie darauf beſtehen, noch in dieſer Nacht nach Barcelona zurückzubringen.

Ich bin es zufrieden.

Kaum hatte ich dieſe Worte geendet, ſo ſprengte ein Reiter an unſeren Wagen heran.

Er gehörte nicht zur Guardia.

Ich erkannte ſeine Stimme, es war der Franzoſe.

Madras ſchien ihn ebenfalls zu erkennen, er runzelte die Stirn, aber plötzlich folgte der Ausdruck jener ſtolzen Kälte wieder, durch welche dieſer Mann ſo ſehr zu imponiren wußte; der Franzoſe warf einen Blick in den Wagen, ſo ſehr ich mich auch zu verbergen wußte, erkannte mich dennoch ſein ſcharfes Auge, und er rief mir mit zorniger Stimme zu:

Es ſcheint, daß es ſehr unnütz war, Ihretwegen Befürchtung zu haben, und Himmel und Hölle zu Ihrer Befreiung in Bewegung zu ſetzen, ich finde aber eine ſolche Heuchelei ſehr abſcheulich.

Keine Sottiſen, mein Herr, rief Madras, dieſe Dame befindet ſich unter meinem Schutze, und, ſich zur Guardia wendend, ſagte er: was ſteht zu Ihren Dienſten?

Dieſe Worte wurden durch einige Realen unterſtützt, und die Guardia wandte ſich wieder zur Stadt und ſprengte davon.

Wünſchen Sie noch etwas von mir? fragte der Spanier den Franzoſen.

Ich wünſche zu hören, ob Ihnen die Donna freiwillig gefolgt iſt, ſagte dieſer.

Durchaus nicht, mein Herr, verſetzte Madras mit der größten Ruhe, Sie thaten ganz Recht, zu ihrer Hülfe herbeizukommen.

Sie haben es nun gehört, ſagte ich zu dem Franzoſen, ich bin dieſem Herrn nicht freiwillig von Barcelona gefolgt, aber

ich erkläre Ihnen, daß ich nun freiwillig folge, wohin er will; haben Sie die Güte, sich meinetwegen nicht zu beunruhigen, ich werde noch in dieser Nacht nach der Stadt zurückkehren.

In diesem Falle wünsche ich glückliche Reise, sagte der Franzose mit einem spöttischen Lächeln, hinter welchem er seine innere Wuth zu verbergen suchte, aber ich bitte Sie um Ihre Adresse, mein Herr.

Mit Vergnügen, versetzte der Spanier und reichte dem Franzosen eine Karte.

Dieser sprengte nun ebenfalls davon, und wir fuhren ungehindert weiter.

Die Rolle, die ich bei dieser Affaire spielte, war allerdings eine mir aufgezwungene. Ich hatte ja alle Ursache, gegen den Franzosen dankbar und erkenntlich zu sein, aber es giebt Lagen, in welchen man mehr das thut, was der Moment, als das, was die Ueberlegung eingiebt. Man folgt fast unbewußt dem Impuls des Augenblicks und erst, wenn die Verwickelung vorüber ist, beginnt man über das nachzudenken, was man hätte thun können und sollen.

So war ich denn mit einem Male die Gefährtin eines Banditen geworden, aber ich muß wiederholen, daß ich selbst nicht daran glaubte, daß es mir unmöglich war, diesen Mann für einen Verbrecher zu halten, und daß ich entschlossen war, mir Aufschluß über einen Charakter zu verschaffen, welcher, so räthselhaft er auch mir erschien, dennoch nicht geeignet war, Mißtrauen oder Furcht einzuflößen.

Ich erfuhr auch bald, daß ich mich hierin nicht getäuscht hatte, denn Madras erzählte mir seine Geschichte, mit welcher er zu Ende war, als wir unseren Bestimmungsort erreichten.

Kurz nach dem Einfall der Carlisten, an einem heiteren Nachmittage, saß ein Mann auf einem Felsen, der die Heer-

straße in einiger Entfernung von Pahaban in Alt-Castilien beherrschte. Sein Kostüm unterschied sich nicht von demjenigen, das die Bauern des nördlichen Spaniens gewöhnlich tragen. Ein sombrero*) beschattete die Gesichtszüge, welche sich durch den Ausdruck ihrer Kühnheit und Energie auszeichneten. Neben ihm auf der Erde lag eine lange Flinte, und sein mit Patronen angefüllter Gurt war außerdem noch mit einem großen Messerdolche versehen.

Die Straße von Burgos bildet hier, von einer doppelten Felsenreihe eingeschlossen, einen Engpaß, der von steilen Abgründen rings umgeben ist. Von dem hohen Gipfel dieses seines Observatoriums aus streifte das Auge des Mannes weit umher und konnte auf diese Weise Alles in der Ferne leicht unterscheiden, während er selbst unbeweglich auf dem Felsen liegend, dessen dunkelröthliche Farbe von der seiner Kleidung kaum zu unterscheiden war, gewissermaßen völlig unsichtbar blieb, und es fast unmöglich gewesen wäre, ihn hier zu entdecken. Drei Stunden verflossen, ohne daß Etwas auf der Landstraße seine Aufmerksamkeit zu fesseln vermochte. Ein Landmann, der seine Ochsen antrieb, die vor einen jener elenden, altfränkischen Wagen gespannt waren und deren klägliches Aussehen laut genug verkündete, daß ihr Besitzer sich eben nicht sehr darum bekümmerte, sie zu füttern; ferner ein Dorfgeistlicher, dessen Füße in den Steigbügeln, oder vielmehr in den zu beiden Seiten seiner Mauleselin herabhängenden Schachteln fast eingeschlossen waren; Bauern und Bäuerinnen, Mauleseltreiber — Alles dieses schien nicht das zu sein, was er erwartete, denn schon begann er, nach der am Horizonte sich herabneigenden Sonne

*) Hut mit breitem Rande.

hinblickend, mehrere deutliche Zeichen der Ungeduld von ſich zu geben und dann und wann energiſche Flüche auszuſtoßen.

Plötzlich richtete er ſich empor, und mit der einen Hand eine Art Augenſchirm bildend, warf er einen ſcharfen Blick auf die Einbiegung der Landſtraße. In dieſem Momente rückte ein Trupp Reiter heran, denen ein Zug von Gabel- und bedeckten Wagen unmittelbar folgte. Ein zweites Piquet Cavallerie hinter dem Convoi beſchloß den Zug und bildete mit dem Vortrab eine Eskorte von ungefähr ſechszig Mann. Nachdem das Detachement den Winkel der Straße paſſirt hatte, der beinahe eine Meile vom Felſenpoſten entfernt war, ergriff der Spanier ſeine Flinte und ſprang, einer Gemſe gleich, von Fels zu Fels in eine tiefe Schlucht hinab, die ungefähr hundert Schritt davon lag. Hier, unter einem dichten Gebüſche, hielten ſich vierzig Mann verborgen, die zum großen Theil aus Bauern beſtanden, obgleich Einige unter ihnen durch ihr beinahe militäriſches Koſtüm und das feine Tuch, in das ſie gekleidet waren, einer höheren Klaſſe anzugehören ſchienen. Sie waren Alle bewaffnet, der Eine mit einer Muskete, der Andere mit einer Jagdflinte, und der Dritte mit der Nationalwaffe, der Stutzbüchſe. Einige hatten ſich den Reizen der Sieſta dahingegeben, Andere dampften ihre unvergänglichen Cigaritos, wieder Andere hatten ſich um zwei Spieler her gruppirt, die, mit ſchmutzigen Karten ſpielend, darauf erpicht waren, einige **pesetas** zu gewinnen oder zu verlieren; aber kaum vernahmen ſie die Stimme ihres Waffenbruders, als ſie alleſammt ſich erhoben, und Spieler ſo wohl, als Raucher verſammelten ſich um ihn her.

A los armas! muchachos*)! rief Jener, der Lohn iſt nahe.

*) Zu den Waffen, Burſche.

in einer halben Stunde werden die Christinos in dem Engpaß sein, es ist Zeit, Euren Angriffsposten zu besetzen.

Viva Madras! lautete die Antwort, und indem sie ihre Waffen ergriffen, folgten sie dem kühnen Abenteurer, der, seine Laufbahn damals erst beginnend, später ein so ausgezeichneter Parteiführer des Don Carlos wurde.

Das Convoi, das sich dem Engpasse näherte, hatte noch drei Meilen bis nach Arcada zurückzulegen, wo sich dreitausend Mann unter den Befehlen Rentzorpas befanden; ein Theil des Transportes war für dieses Corps bestimmt, während das Uebrige weiter abgeführt werden sollte. Die Eskorte, unter den Befehlen eines Lieutenants, bestand aus einem Detachement eines Dragoner-Corps.

Als der Vortrab der kleinen Colonne den Mittelpunkt des Engpasses erreicht hatte, bemerkte der Offizier gegen seine Waffengefährten, wie leicht hier eine Hand voll entschlossener Krieger eine ganze Armee aufzuhalten im Stande wäre; dieser Ort, fügte er hinzu, wäre für einen Hinterhalt gar nicht übel gewählt, auch würde ich mich keineswegs so ruhig auf meinem Sattel befinden, wenn ich wüßte, daß Guerilla-Haufen herumstreifen, aber, Gott sei Dank, diese ganze Provinz ist gegenwärtig von Banditen gesäubert — — —

Er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als ein ungeheures Felsstück von unsichtbarer Hand aus der Höhe herabgeschleudert wurde, den unglücklichen Offizier traf und ihn nebst seinem Pferde zerschmetterte. Zu derselben Zeit ließ sich ein Musketenfeuer vernehmen, und ein Dutzend Dragoner wurden auf der Straße tödtlich verwundet, während die Uebrigen, durch den plötzlichen Angriff in Verwirrung gebracht, vergeblich bemüht waren, den verborgenen Feind aufzusuchen, der ihnen ein solches Verderben bereitet hatte; von allen Seiten

erblickte man schroffe Felsen, aber kein menschliches Wesen ließ sich sehen. Nur durch eine enge Oeffnung, hinter den Gebüschen von Rosmarin, die hie und da die Abgründe begrenzten, gewahrte man ein kupferfarbiges Gesicht, das bald wieder verschwand. Kaum war der Dampf des ersten Feuers vorüber, als schon ein zweites nachfolgte, und zwar diesmal begleitet von einem Steinhagel und vielen vereinzelten Schüssen von allen Felsenspitzen herab. Die meisten Kugeln trafen: sie rissen entweder die Menschen oder die Pferde hinweg, denn obgleich die Karlisten zum großen Theil aus noch jungen Leuten bestanden, so waren es doch entweder gelernte Jäger oder contrabandistos, also vortreffliche Schützen. Uebrigens wußte, durch die Krümmungen des Engpasses und durch die lange Reihe der Wagen getrennt, der Nachtrab des Trupps nichts von dem, was vorn vorgefallen war, und als ein Sergeant, das Feuer vernehmend, herbeieilte, um sich darüber zu belehren, fiel eben der Letzte von jenen Dragonern und die Kassenwächter unter den mörderischen Kugeln der Guerilleros.

Man durfte nicht daran denken, etwa mit dem Convoi wieder umzukehren, denn die Straßen sind zu eng, und überdies, wenn man den Gedanken auch ausführte, was wäre das Resultat davon gewesen? Der bereits zurückgelegte Weg war eben so lang, als der, welcher noch zu machen übrig blieb. Der Unteroffizier, dem nunmehr das Kommando zugefallen, beschloß daher, sich an der Spitze der Colonne zur Wehr zu setzen; er ließ seine Leute absitzen und rückte entschlossen gegen den Feind los; — doch welcher vergebliche Muth! — Er beschleunigte nur seinen Untergang, so wie den der tapfern Krieger, die ihm folgten. Kaum hatten sie funfzig Schritt zurückgelegt, als aus einer Schlucht am Fuße des Gebirges ein mörderisches Feuer drang. Zugleich fielen die Banditen, den ersten Augenblick der

Verwirrung benutzend, nähend über die noch Lebenden unter dem feindlichen Haufen her, der Kampf dauerte nicht lange, Bajonett und Dolch hatten ihm bald ein Ende gemacht.

Der Abend nahete heran, auf hundert Christinos waren in diesem Treffen gegen fünfunddreißig, durch die Beschaffenheit des Terrains geschützte, Bergleute geblieben. Sie gewannen bald die Ueberzeugung, daß sie keinen Feind lebendig auf dem Schlachtfelde zurückgelassen hatten, hierauf banden sie die erbeuteten Pferde hinter die Wagen, trieben die Maulesel durch Zuruf und Peitsche an, und das Convoi, dem Madras und seine Gefährten auf den so eben erbeuteten Pferden voraneilten, verließ den Engpaß.

Ungefähr eine Meile weit verfolgten sie die Landstraße, aber bei der ersten Einbiegung derselben schlugen sie den Querpfad ein, und nach Ablauf einer Stunde befanden sie sich in der Mitte einer unabsehlichen Sumpfgegend, sodann verließen sie den Weg und wandten sich einer Gruppe von Häusern zu. Es war ein Dorf, dessen Wohngebäude zwar, gleich allen denen der spanischen Gebirgsleute, aus Stein aufgeführt waren, übrigens aber ein so elendes Aussehen hatten, daß es mit den abgehärmten, ausgehungerten Mienen der vor den Thüren lagernden Frauen und Kinder vollkommen übereinstimmte. Beim Herannahen des Reiterzuges fuhren die Weiber, Greise und Kinder erschrocken auf, aber die Bestürzung verwandelte sich bald in Freude, als sie wohlbekannte Gestalten erblickten.

Es wurde Halt gemacht, Madras sprang vom Pferde, öffnete einen Wagen und zog einen Koffer hervor, der zwar klein, aber so schwer war, daß er alle seine Kräfte anstrengen mußte, um denselben von der Stelle zu bewegen. Er warf ihn voll Ungeduld unter Verwünschungen zur Erde, so daß der Koffer durch den heftigen Stoß zerbrach, und Tausende von

Goldstücken sogleich von allen Seiten auf den Boden rollten, die übrigen Wagen waren mit verschiedenen für den Gebrauch der Offiziere und der Armee bestimmten Gegenständen angefüllt. Es waren Uniformen, Epaulettes, schöne Posamentierarbeiten, kurz Alles, was zur kompletten Equipirung eines reichen Generalstabes dient: ein militairischer Luxus den die Gebirgsbewohner mit jener Verachtung betrachteten, wie sie bei Leuten, die mit den Bedürfnissen der Civilisation noch unbekannt sind, gewöhnlich ist. —

Unterdessen hatte Madras die Erfahrensten unter seinen Waffenbrüdern zu einem Rathe versammelt. Es mußte dafür gesorgt werden, die Leute in Sicherheit zu bringen. Verschiedene Pläne wurden vorgeschlagen, unter denen der ausführbarste zu sein schien, sich nach den Gebirgsketten zu begeben, wo es an Höhlen und geheimen Schlupfwinkeln nicht fehlte und man den Schatz einstweilen bequem verbergen konnte, bis man Mittel und Wege fand, sich zu dem Hauptchor der Carlisten durchzuschlagen. Allein die Pferde und Maulesel schienen bereits von dem Marsche so ermüdet, daß es fast unmöglich war, sich unmittelbar auf den Weg zu begeben. Die selbst für Fußgänger zu beschwerlichen Wege waren für die Wagen fast unzugänglich, und es wäre sehr unvorsichtig gewesen, sich in die engen und steilen Gebirgspässe hineinzuwagen, wo der geringste Zufall, der Sturz einer Maulesel in oder das Rütteln eines Wagens die Sicherheit des ganzen Zuges gefährden konnte. Was hätte auch übrigens zu einer solchen Eile bewegen sollen? Die nächste Garnison lag ja drei Meilen entfernt, und es war aller Wahrscheinlichkeit nach anzunehmen, daß dieselbe vor dem andern Morgen von dem Angriffe und der Wegnahme des Convoi's nichts erführe. Es ward demnach bestimmt, vor drei Uhr des Morgens nicht aufzubrechen, man

gab Befehl abzuspannen, und die Pferde sowohl wie die Maulesel wurden in die Ställe gebracht oder unter die Schuppen vertheilt, die man mit Futter und Stroh versehen hatte. Madras wachte selbst über die Ausführung seiner Befehle. Er ließ den Schatzkasten wieder zunageln, auf den Wagen laden und ordnete eine Wache für denselben an, um jeden Plünderungsversuch von demselben abzuhalten. Aber er hielt es für unnütz, Vorposten auszustellen, in der Ueberzeugung, daß er nichts zu fürchten habe. Ohne Zweifel würde er sich nicht für so sicher gehalten haben, wenn nicht ein während des Kampfes vorgefallenes wichtiges Ereigniß ihm entgangen wäre.

Als nämlich der Kampf begonnen hatte, war das Pferd des Kriegscommissärs, beim Anblick der von der Höhe herabrollenden Felsstücke, plötzlich scheu geworden, es bäumte sich, fing an wild umherzuspringen, und ging endlich durch. Der Kriegscommissär hatte diesem Umstande sein Leben zu verdanken, die unregelmäßigen Bewegungen seines Pferdes hatten ihn den todbringenden Kugeln entzogen, und nachdem er es vergeblich versucht, sein Thier zu beherrschen, gab er endlich nach und erreichte bald Arcada. Das Erste, was er hier unternahm, war, den General von dem, was vorgefallen, in Kenntniß zu setzen. Aber, sei es nun eine Folge des Schreckens oder eine Wirkung der Einbildungskraft, der kleine Haufe wuchs in seinem Berichte zu einem großen Armeecorps heran. Woher eine feindliche Armee in der Nachbarschaft? Es schien unbegreiflich, indeß glaubte der General nichts desto weniger, daß man vorsichtig handeln müsse, er stellte sich an die Spitze von sechs Schwadronen Kavallerie und brach auf, nachdem er einem Corps der Infanterie den Befehl ertheilt hatte, ihm in der Nähe zu folgen.

Madras hatte sich, nachdem er seine Anordnungen beendigt,

auf ein Bette geworfen, wo er alsbald einschlief. Aber kaum hatte er zwei Stunden Schlafes genossen, als ihn der Lärm von Feuergewehren aufweckte. Er stürzte an's Fenster. Welch ein Anblick bot sich seinem Auge dar! Zwei Schwadronen Husaren umzingelten das Haus, auf der Landstraße, bis zum Sumpfe, und selbst auf dem Wege, den er am Tage vorher mit seinen Waffengefährten zurückgelegt, pflanzte sich eine lange Reihe von Reitergruppen auf, um sich dem Weibe gegenüber in Schlachtordnung zu stellen. Die Proviantwagen waren bereits von den Franzosen wieder genommen, und die Männer, welche dieselben wahrscheinlich mit zu wenig Aufmerksamkeit bewacht hatten, waren überfallen und getödtet worden, noch ehe sie Zeit gehabt, ihre Gewehre zu entladen, um Lärm zu schlagen. Jeder Andere, als Madras, wäre in Verzweiflung gerathen oder vom Schrecken niedergeschlagen worden.

An der Spitze der Kolonne, die sich in der Eile aufgepflanzt hatte, befand sich, umgeben von seinem Generalstabe, der christinische General auf einem prächtig angeschirrten Pferde. Es war ein junger Mann, dessen Züge, wenn auch nicht regelmäßig schön, doch einen angenehmen freien Ausdruck hatten und dessen militärische Gewandtheit sich unter einer mit Tressen reich besetzten Uniform höchst vortheilhaft ausnahm. In diesem Offizier erkannte Madras Espartero, der damals schon einen bedeutenden Ruf hatte und später bis zur Würde eines Herzogs und Regenten von Spanien emporstieg.

Der Vollmond beleuchtete die Gegend, wo diese kriegerischen Rüstungen vor sich gingen, und es bedurfte nur eines flüchtigen Augenblicks für Madras, um alle diese Details zu überschauen. Auf die Ordre des Offiziers setzte ein Theil der Kavallerie ab und fing an, die Häuser zu durchsuchen. Bald

vernahm Madras, wie die hölzerne Treppe, die zu seinem Zimmer führte, unter den Tritten der Heraufströmenden knarrte. Es war keine Zeit mehr, zu überlegen, er stieß auf den plumpen Balkon vor seinem Fenster, den der Schatten des Hauses in Dunkel gehüllt hatte; unter demselben befanden sich mehrere Feinde, die mit ihren Pferden hin und her kreuzten, um jede Flucht nach außen zu verhindern, während ihre Kameraden das Innere durchsuchten. Der Balkon war ungefähr zwanzig Fuß hoch. Madras hielt sich einen Augenblick in der Luft schwebend mit den Händen an dem hölzernen Geländer, sodann stürzte er ganz in der Nähe einer der Schildwachen auf den Füßen herab. Bevor noch der Soldat Zeit hatte, den Kopf umzuwenden, wurde er unter den Bauch seines Pferdes hingestreckt, und Madras sprang behend auf den Sattel des Thieres, fuhr wie ein Blitz zwischen dem General und seinem Generalstabe hin, und galoppirte nach dem Gebirge zu.

Alles dieses war so plötzlich vor sich gegangen, daß Madras bereits einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hatte, ehe man daran dachte, ihn zu verfolgen. Bald aber setzten sich an zwanzig Dragoner in Bewegung, und somit begann eine der abenteuerlichsten Jagden, die der Mensch gegen den Menschen unternommen. Beim Mondlicht konnte das feindliche Corps den Flüchtling sowohl, als die ihm nachsetzenden Reiter auf ihren verschiedenen Evolutionen deutlich verfolgen. Voraus Madras mit entblößtem Haupte, mit seinen langen, schwarzen, vom Winde aufgeregten Haaren, ohne Unterlaß sein Pferd mit dem Zaume peitschend, um dessen Lauf zu beschleunigen; hinter ihm, und zwar in verschiedenen Abständen, die Dragoner, von denen nur zwei einige Aussicht zu haben schienen, ihn einzuholen. Als sie ungefähr in der Mitte der Ebene angekommen waren, war einer der letzteren, da er sich nur in einer geringen Ent-

fernung von dem Flüchtlinge befand, ein Piſtol aus dem Sattel und gab Feuer. Allein die Kugel verfehlte ihr Ziel, ſie flog über Madras Haupt hinweg, der, ſich daran erinnernd, daß er auch Piſtolen unter ſeinem Sattel hatte, ſeinerſeits auf den Feind feuerte; der Huſar fiel, und das Pferd machte in der Nähe ſeines verwundeten Herrn plötzlich Halt.

Hierauf begann Madras wieder mit verdoppelter Anſtrengung ſeinen Ritt fortzuſetzen. Ein glücklicher Zufall hatte ihm gerade das Pferd zugeführt, das der beſte Renner der Schwadron war, ſo daß er ſich dadurch im Stande ſah, zum zweiten Male einen Vorſprung vor ſeinen Feinden zu gewinnen. Nur ein Offizier hatte den Augenblick des durch den Kampf verurſachten Aufenthalts benutzt, um ſich dem Flüchtling zu nähern. Madras warf ſich jetzt in einen mit Kieſelſteinen dicht beſäten und mit wilden Aepfel- und Pflaumenbäumen bedeckten Engpaß, deren herabhängende Zweige den Durchgang erſchwerten. er war genöthigt, ſich auf den Nacken ſeines Pferdes niederzubeugen, da er ſonſt Gefahr lief, am Kopfe oder im Geſicht verletzt zu werden, indeſſen hoffte er, daß man aufhören würde, ihn auf einem ſo beſchwerlichen Wege zu verfolgen. Allein ſeine Hoffnung war vergeblich, ſtets vernahm er hinter ſich die Hufſchläge eines Renners, der ihm von Zeit zu Zeit ſich näherte. Da er nunmehr überzeugt war, daß er ohne Kampf dem Feinde nicht entwiſchen könne, ſo ſann er auf eine Kriegsliſt, die es ihm möglich machte, den Vortheil, den ein wohlbewaffneter Dragoner über einen unbewaffneten Mann voraus hatte, zu neutraliſiren.

Als er an einer ſteilen Krümmung der Straße angekommen war, ließ er ſein Pferd plötzlich umkehren und Front machen, und zwar mit ſo großer Schnelligkeit und Gewandheit, daß ſein Gegner im wahren Sinne des Wortes ihm unter d

Arme fiel, ohne daß er im Stande gewesen wäre, von dem Säbel Gebrauch zu machen, den er gezückt in die Hand hielt. Der Dragoner versuchte es zwar, mit dem Feinde zu ringen, allein wäre seine Kraft auch noch zweimal so groß gewesen, als sie es wirklich war, so hätte er doch gegen die eisernen Muskeln des Flüchtlings nichts ausrichten können, zwischen dessen Armen er, wie in einer Schraube, eingeklemmt war. Beide stürzten zusammen von ihren Pferden auf den Boden herab und im Niederfallen erfaßte Madras die Wange des Gegners mit den Zähnen und begann trotz einem Bullenbeißer zu beißen. Hierauf, als er sah, daß Jener, vom Schmerze gereinigt, sich loszuwinden suchte, um mit seinem Säbel auszuholen, ließ er plötzlich seine Beute fahren und versetzte ihn mit dem Fuße einen gefährlichen Stoß in den Leib. Das Horn eines Stieres von Murcia hätte keine schrecklichere Wunde hervorbringen können.

Als drei Minuten später die Andern ankamen, fanden sie hier das Pferd keuchend neben ihrem Kameraden, der eben den letzten Seufzer aushauchte, und das Geräusch eines galoppirenden Renners verlor sich allmälig in der Ferne im Gebirge. Sie kehrten nach Arcada zurück, und Madras, durch den unglücklichen Ausgang seines Vorhabens keineswegs entmuthigt, erschien bald wieder auf dem Schlachtfelde, wo er an der Spitze einer zahlreichen Bande durch neue Heldenthaten und große Erfolge seine Waffengefährten rächte, die von ihren Gegnern als Repressalien für die Niedermetzelung der Kassenbedeckung sämmtlich getödtet worden waren.

Nachdem die Karlisten ihre Sache gänzlich verloren hatten blieb für Madras nichts übrig, als Spanien zu verlassen, aber er zog es vor, auf eigene Hand den Krieg gegen die Königin fortzusetzen. Als Bandit verfolgt, leistete er dennoch der Re-

gierung beharrlich Widerstand, bis diese, da sie ihn nie und nirgends erreichen konnte, ihm große Versprechungen machte, um ihn zu gewinnen. Er ging die Bedingungen ein und wurde eine der besten Stützen des Regenten, bis dieser selbst von seinem hohen Posten durch eine Contrerevolution gestürzt wurde das Land, in welchem er einige Jahre fast unumschränkt regiert hatte, als Flüchtling und Geächteter verlassen mußte, und in England ein Asyl fand, wo ihn bald Vergessenheit, das Loos gefallener Größen, dem Auge der Geschichte entzog.

Madras aber, ein hartnäckiger Kopf, der zwar die Gebieter oder vielmehr die Sache, der er diente, wechselte, verließ sie aber dann noch nicht, wenn sie schon völlig verloren war. Es lag in seiner unbeugsamen Natur, bis zum Aeußersten auszuharren, und je gefahrbringender seine Lage wurde, je hartnäckiger hielt er darin aus. Er versuchte also wiederum, auf eigene Hand für den Regenten zu handeln und ihm die Rückkehr möglich zu machen. Das wußte die Regierung und suchte sich seiner zu bemächtigen.

Das war die Periode, in welcher mich dieser kühne Abenteurer kennen lernte, d. h. er hatte die Verwegenheit, sich in Barcelona aufzuhalten und das Theater zu besuchen, wo er mich tanzen sah, und, wie er mir gestand, den Entschluß faßte, sich meiner um jeden Preis zu bemächtigen, und mich dahin zu bringen, ihm freiwillig nach England und von dort nach Amerika zu folgen, woselbst er von seinen erworbenen Schätzen gemächlich leben zu können hoffte.

Nachdem ich dieses vernommen hatte, konnte ich mich dennoch trotz aller Achtung vor einem solchen männlichen Charakter nicht sobald entschließen, ihm eine bestimmte zusagende Antwort zu geben. Ich forderte eine achttägige Frist zur Bedenkzeit, und Madras hielt Wort, er führte mich noch in der-

ſelben Nacht nach Barcelona zurück und ſagte mir, daß er nach acht Tagen wiederkehren würde, ſich die Antwort zu holen, welche für ſein ganzes Leben entſcheiden ſollte.

Der Herr Franzoſe, welcher wahrſcheinlich eine Begegnung mit dem tapfern Madras fürchtete, war inzwiſchen noch am ſelben Morgen von Barcelona abgereiſt, nicht ohne mir einen Brief zurückzulaſſen, der voll Schmähungen war, über welche ich nur lächeln konnte. Ich wünſchte dem armen Menſchen eine glückliche Reiſe. Er gehörte zu denjenigen meiner Freunde, die man, vergeſſen zu haben, niemals bedauert.

Hundertsiebenunddreißigstes Kapitel

Ein Namensvetter.

Der Engländer. — Die Stierhetze. — Montes der Matador. — Isabellens Rüstung. — Das Escurial. — Eine merkwürdige Liebesgeschichte aus alter Zeit.

Die acht Tage waren verstrichen, — ohne daß ich einen bestimmten Entschluß gefaßt hatte. Ich wollte Madras noch einmal sehen, mit ihm noch einmal sprechen, aber dann mich auch sofort entscheiden. Aber Madras kam nicht. Es vergingen nochmals acht Tage, ich erhielt nicht einmal einen Brief. Ich durchlas die Zeitungen, um vielleicht durch diese irgendwie Nachricht über ihn zu erhalten, aber so viele schlimme Dinge in meinem unglücklichen Vaterlande auch vorgingen, von so vielen Unglücklichen und Verurtheilten die Zeitungen auch Nachricht brachten, weder unter den Glücklichen noch unter den Unglücklichen fand ich den Namen Madras.

Dieser Mann, der so hartnäckig haßt und so hartnäckig liebt, hat dich nicht vergessen, dachte ich, Madras ist nicht der Mann, der sein Leben an eine Laune, an einen Einfall, an eine Eintagsneigung setzt, es muß ihm durchaus etwas zugestoßen sein, was ihn zu kommen hindert; indeß ich wartete

vergebens noch acht Tage, und als er noch nicht kam, betrachtete ich seine Neigung, der er mit so großer Aufopferung anhing, wie einen romantischen Traum, der Name Madras lebte in meiner Seele fort wie eine schöne, poetische Erinnerung.

Welch' eine entsetzliche Weihe sollte diese Erinnerung noch erhalten!

Ich verließ also Barcelona und wählte den kürzesten Weg nach Madrid, wohin mir der eine meiner Reisegefährten, der Engländer, längst voraus geeilt war.

Ich traf daselbst wieder mit ihm zusammen.

Sie kommen gerade zu einer sehr schönen Zeit, sagte er, als ich in demselben Hotel abstieg, welches er schon in Beschlag genommen hatte, zu einer glücklichen Stunde.

So, sagte ich, von diesem Enthusiasmus des sonst so kalten Engländers betroffen, was giebt es denn hier? Wird der große Matador Montes ein Stiergefecht abhalten?

Das nicht.

Wollen die Herren von Madrid wieder einmal eine Revolution machen?

Das nicht.

Nun, vielleicht giebt es einen neuen Finanzminister?

Auch das nicht.

Nun, dann mag es der Guckuk rathen.

Ei, Sie rathen doch sonst so gut.

Freilich, Räthsel, in denen Vernunft steckt.

Nun, ich denke, mein Räthsel hat Vernunft genug.

Auch möglich, vielleicht zu viel für mich.

Nun, das Bekenntniß verdient alle Anerkennung, und nun sollen Sie es auch wissen: in drei Tagen findet hier wieder eine Hinrichtung statt.

Ich weiß nicht, weshalb mich dieſe doch an ſich ſo gleichgültige Mittheilung wie ein Blitz traf.

Nennen Sie das zur glücklichen Stunde in eine Stadt kommen? fragte ich ſehr verdrießlich.

Ei, der tauſend, ich denke. Nehmen Sie doch Raiſon an, es werden fünf Leute auf einmal hingerichtet, und zwar ſämmtlich gehängt, und noch dazu befindet ſich darunter ein ſehr berühmter Spanier, einer der gefürchteſten Banditen, nun, das wird wieder ein ſchönes Studium. Erſt ſtudirt man die Phyſiognomie, dann die Art und Weiſe, wie ſich ein ſolcher Mann Angeſichts eines gewiſſen nahen und gewaltſamen Todes benimmt, kurz, man lernt dabei unendlich viel in Bezug auf die Anwendung der Todesſtrafen, ihre Nützlichkeit, ihre Nothwendigkeit, ihre Verſchiedenheit, das ſind Studien, mein Kind, von denen man zum Heil der ganzen Menſchheit einmal Gebrauch machen kann. Ich habe mir ſchon einen ſehr ſchönen Platz ganz in der Nähe gekauft und hoffe, auch noch einen für Sie zu erlangen.

Ich forſchte nun nach dem Namen der Todescandidaten und hörte lauter Namen, die ich nicht kannte und von denen ich niemals etwas vernommen hatte, das dämpfte ein wenig meine mir unerklärliche Aufregung, und ich machte mich nun mit dem närriſchen Engländer auf den Weg, um Madrid kennen zu lernen. —

Madrid iſt ſchon oft genug von Reiſenden beſchrieben worden, es will mich aber bedünken, daß nur ſehr wenige Beſchreibungen der Wahrheit die Ehre geben. — Madrid hat allerdings im Ganzen ziemlich enge Straßen, nur die Straße Alcala hat eine anſehnliche Breite; eben ſo hat Madrid nicht viele anſehnliche Paläſte aufzuweiſen, aber die Häuſer ſehen in der Regel wirklich Paläſten ähnlich, ſo groß ſind ſie. Der

Prado in Madrid ist bekannt, das Gedränge der Fußgänger und der Equipagen ist daselbst so groß, wie in Berlin unter den Linden, oder in Petersburg am englischen Kai oder auf der Newská-Perspective. Ein Spaziergang auf dem Prado gehört daher zu den angenehmsten Dingen, die man in Madrid genießen kann. Auffallend war mir eine Erscheinung, wie sie sich auch in Petersburg darbietet. Spanien ist kein Militairstaat, und dennoch habe ich nirgend so viele besternte und decorirte Personen gesehen, wenn ich nicht eben Petersburg ausnehme.

Es giebt wohl nicht noch eine civilisirte Nation, welche so wie Spanien noch ganz im Mittelalter steckt, das gilt von ihm in allen Beziehungen, und ich habe schon gesagt, daß dieses ebensowohl vom Theaterwesen gilt. Die Theater in Madrid sind, wie in ganz Spanien, niemals überfüllt, dasselbe läßt sich aber nicht von dem Amphitheater vor dem Alcala-Thore in Madrid sagen, welches, trotz dem daß es über zehntausend Menschen fassen kann, doch jedesmal überfüllt ist. An jedem Montage finden diese Stiergefechte statt, und die großen Matadore, d. h. die Klopffechter, welche die Stiere am besten zu reizen und am tapfersten zu erlegen verstehen, genießen in Spanien ein ebenso großes Ansehen, wie anderswo die großen und berühmten Künstler und Gelehrten. Damals war es der große Montes, welcher in ganz Spanien berühmt war, und dessen Namen alle Welt mit der höchsten Achtung aussprach. Ja, ich selbst hatte der zufälligen Aehnlichkeit meines Namens mit dem des großen Matadors eine sehr große Zuvorkommenheit und einige kleine Vortheile, die mir bei meinem Auftreten auf dem Theater de la Cruz sehr gut zu Statten kamen, zu verdanken. Der Theaterdirector rechnete sogar auf diese zufällige Namensvetterschaft und versprach sich ein volles Haus,

und er hatte ſich darin nicht getäuſcht, denn jeder beeilte ſich, eine Verwandte des großen Montes tanzen zu ſehen.

Natürlich verlangte es ſchon die Dankbarkeit, daß ich ebenfalls ſobald als möglich das Amphitheater beſuchte, um meinen unfreiwilligen Verwandten im Glanze ſeines Ruhmes zu ſehen. Ich fand einen athletiſch gebauten Mann mit einem ausdrucksvollen Geſichte und großen ſchwarzen, leuchtenden Augen, welche mit denen der Stiere um die Wette glänzten. Montes war nicht mehr ganz jung, ich ſchätzte ſein Alter auf 45 Jahre, aber dennoch war er voll Gewandheit und Grazie, eine wahrhaft männliche Schönheit. Ihn ſo in ſeinem phantaſtiſchen Anzuge mit den wilden, aufgeregten Beſtien gleichſam ſpielend zu ſehen, gewährte keinen kleinen Genuß. Es liegt nun einmal im Menſchen, durch das Gefährliche angezogen zu werden, es liegt in jeder Menſchenſeele, ſelbſt in der zarteſten, wie mir ſcheint, etwas Diaboliſches, welches an dem Schrecklichen Reiz findet, wenn es in Sicherheit genoſſen werden kann. Hieraus auch erklärt ſich die Vorliebe der Spanier für dergleichen Schauſpiele, und man kann ſich nicht wundern, daß Montes namentlich der Liebling der Damen iſt, die bei ſeinen Vorſtellungen ſich noch zahlreicher als die Männer einfinden.

Montes trug eine mit Silber beſetzte, ich möchte lieber ſagen, bedeckte Jacke, rothe mit Silber beſetzte Beinkleider, über die Schultern herab hing ihm ein kurzer Mantel, welcher bei ſeinen Kämpfen mit den Stieren eine große Rolle ſpielt. Bewunderungswürdig im hohen Grade iſt nun die Gewandheit und Muskelkraft, welche er entfaltet, und nicht allein ſich ſelbſt ſchützt er gegen die Angriffe des wilden Thieres, er bewacht zugleich ſeine Mitkämpfer, die Torreadores, und ſchützt ſie ſobald ſie ſich in Gefahr befinden. Nachdem er eine Zeitlang ſeine Geſchicklichkeit gezeigt und den Stier zur höchſten Wuth

entflammt hatte, so daß man jeden Augenblick fürchten mußte, ihn, von seinen Hörnern durchbohrt in seinem Blute fallen zu sehen, versetzte er dem Thiere plötzlich einen heftigen Stoß in das Genick, daß es verröchelnd am Boden lag.

Nun erscholl nicht enden wollender Beifall, Montes war der König des Augenblicks, und es gab keine Person in ganz Spanien, welche in diesem Augenblick im Stande gewesen wäre, die Aufmerksamkeit von dem Matadore ab und auf sich zu lenken.

Nachdem ich dem großen Montes meinen Tribut der Bewunderung gezahlt hatte, machte ich mich daran, andere Merkwürdigkeiten der spanischen Residenzstadt zu sehen: Ich sah die Rüstkammer mit ihren merkwürdigen Waffen alter classischer Waffenschmiede. Zur Zeit, als die Kanonen noch nicht das letzte Auskunftsmittel, oder, wie man zu sagen pflegt, die **ultima ratio regum** der streitenden Mächte war, spielten die Waffen eine noch bei weitem größere Rolle, als heut zu Tage, wo das Pulver vorherrschend ist, und es gab Waffenschmiede, die zu einem großen und, wenn man sich so ausdrücken darf, classischen Rufe gelangten. Die Alten setzten, wie bekannt, sogar einen ihrer Hauptgötter, zum Waffenschmied ein, und Vulkans Harnische und Schilde sind berühmt. Im sechszehnten Jahrhundert thaten es die Waffenschmiede in Toledo allen andern zuvor, und es wird mit den Waffen von dieser hohen Herkunft ein eben solcher Handel und auch ein eben solcher Betrug getrieben, wie mit den griechischen und römischen Antiken.

Ich sah die Rüstung, welche die Königin Isabella bei der Belagerung von Granada trug, auch ihren Wagen sah ich, der zwar ganz schwarz, aber auf das Bunteste verziert ist. Ein anderer Wagen, welcher ganz von Eisen und mit Bronze be-

ſchlagen iſt, gehörte Ferdinand VII. Auch einige Waffen von Ferdinand Cortez und Franz Pizarro wurden mir gezeigt, und ich dachte daran, wie rubig mir dieſe Waffen vorgezeigt wurden, mit denen ein paar heldenmüthige, thatkräftige Männer Spaniens eine ganze Welt eroberten, deren Schätze dieſes Land zum reichſten der Erde hätten machen müſſen. Aber was hat Spanien von allen ſeinen Schätzen noch aufzuweiſen? — Wahrlich, was eine intolerante Regierung aus einem Lande machen kann, davon liefert Spanien ein trauriges Beiſpiel. Ferdinand der Katholiſche hat die edle Blume der arabiſchen Literatur in Spanien erſtickt, Philipp II. hat ſein Land den Jeſuiten und der Inquiſition preisgegeben und Frankreich, England, Preußen haben dieſen Ländern einer Intoleranz ihren Flor verdanken, indem dieſe Staaten vernünftig genug waren, Spaniens Beiſpiel unnachgeahmt zu laſſen.

Daß ich das Escurial ſah, verſteht ſich von ſelbſt. Ich fuhr in Begleitung meines Engländers auf einem mit vier Maulthieren beſpannten Wagen dahin. Wir brauchten einen ganzen Tag, um dieſe kleine Reiſe zu machen, und ich ärgere mich ſehr, als ich mich erinnere, daß ich von Berlin nach Sansſouci kaum dreiviertel Stunden gebrauche. Für dieſen Aerger und die unangenehme, ſchläfrige Reiſe, die mir mein Reiſegefährte durch Beſchreibung aller Einrichtungen, die er in ſeinem Leben geſehen hatte, abzukürzen ſuchte, entſchädigte mich Escurial nicht ganz.

Das Escurial iſt ein ſo rieſenhaftes Gebäude, daß man es nicht ohne Staunen anſehen kann und bewundern muß, ſelbſt wenn man von Rom kommt. Die Kirche, welche dem heiligen Laurentius gewidmet, hat die Form eines Roſtes. In dieſer Kirche ſtarb Philipp II. eines langſamen, qualvollen Todes, aber ſein Schmerzenslager war ſo eingerichtet, daß

er von demselben aus auf den Altar der Kirche schauen konnte. Drei Jahre lang mußte dieser Mann so gefesselt auf seinem Schmerzenslager daliegen, bis er endlich todesmatt und gefoltert von den entsetzlichsten Phantasien die Welt verließ, welche er selbst mit allen denkbaren Schrecken erfüllt hatte.

Im Escurial machte ich auch eine neue Bekanntschaft. Wir trafen daselbst mit einem Amerikaner zusammen, welcher jung, ungemein geistreich und aufgeweckt war. Ich mußte herzlich lachen, wie gut er die Passion meines Freundes auszubeuten wußte, indem er ihm eine Menge Kopfabschneidegeschichtchen erzählte, die er in Amerika gesehen haben wollte, an denen aber, wie er mir später versicherte, kein wahres Wort war. Indessen gewährte mir seine Unterhaltung vielen Spaß, und wir kehrten vergnügter nach Madrid zurück, als wir von dort abgereist waren.

Interessant war mir ein alter französischer Rechtshandel, welchen der junge Amerikaner, welcher sich lange in Paris aufgehalten hatte, uns kurz vor unserer Ankunft in Madrid erzählte. Wir sprachen nämlich von den Frauen, der Ehe und vom Wein, von welchen Dingen noch, die zu diesem alltäglichen Kapitel gehören, und dies führte den Amerikaner auf seinen Rechtshandel.

In einem Artikel des französischen Gesetzbuches, welcher 1639 von Ludwig **XIII.** bestätigt wurde, heißt es nämlich:

„Jeder, der eine minderjährige Person unter fünf und zwanzig Jahren unter einem Heirathsversprechen oder irgend einem andern Vorwande ohne Wissen, Willen und ausdrückliche Zustimmung des Vaters, der Mutter, oder der Vormünder verführt hat, soll mit dem Tode bestraft werden, ohne Hoffnung auf Begnadigung und Verzeihung, ungeachtet aller vorgebrachten Einwilligungen, die die Minderjährige zu derselben

Entführung oder schon vorher gegeben haben möge. Und auf gleiche Weise sollen alle diejenigen mit außerordentlicher Strafe belegt werden, die an der besagten Entführung Theil genommen und die ihren Rath, Gelegenheit, und Beistand in irgend einer Art dazu hergegeben haben."

Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts verliebte sich ein junger Edelmann, aus Suez in der Normandie, als Student zu Angers in die ungefähr zwanzig Jahr alte Tochter eines Bürgers von Angers, in Renée Corbeau welche, da sie sah, daß Jener von ihren Reizen so eingenommen sei, sich ein Eheversprechen von ihm geben ließ. Renée, die, im Vertrauen auf dies Versprechen, den Bitten ihres Liebhabers nachgab, konnte bald die Folgen ihrer geheimen Verbindung nicht mehr verbergen. Die Mutter bemerkte es und theilte es ihrem Gatten mit. Unter ähnlichen Umständen werden oft die Eltern zu Tyrannen gegen ihre eigenen Kinder, die Eltern unserer Renée Corbeau waren dagegen besser berathen. Nachdem sie lange mit einander überlegt, wie sie den jungen Edelmann zur Erfüllung seines Eheversprechens nöthigen könnten, ward endlich in Verabredung mit ihrer Tochter folgender Entschluß gefaßt. Es sollte heißen, daß Vater und Mutter an dem nächsten Tage zehn Meilen von Angers verreisten, und die Tochter sollte ihrem Liebhaber ein trauliches Rendezvous geben. Also geschah es auch, Vater und Mutter waren verreist, und der junge Student fand sich bei seiner Geliebten ein. Aber bald ward derselbe in seiner heimlichen Unterredung durch ein ungewöhnliches Geräusch gestört. Die Thüre des Zimmers öffnete sich plötzlich, und Vater und Mutter, in Begleitung von Notarien und Zeugen, kamen herbei, um die frische That zu konstatiren. Der junge Mann, der sich im Netze gefangen sah, trug keinen Augenblick Bedenken, er bekannte sogleich im Beisein der Zeugen,

daß Renée seine Frau sei, daß er sie zu heirathen versprochen, und erbot sich, auf der Stelle den Ehekontract zu unterzeichnen. Der Notar hatte denselben bereits abgefaßt, und der Rechtsact ward unmittelbar darauf durch die Unterschrift der Parteien vollzogen.

Nach diesem Vorfalle suchte sich der junge Edelmann, wie man leicht vermuthen kann, den Blicken und üblen Nachreden aller jungen und alten Gevatterinnen der guten Stadt Angers bald zu entziehen. Als gut gearteter Sohn reiste er geraden Weges nach Séez zu seinem Vater, um ihn von seinem Abenteuer in Kenntniß zu setzen. Dieser mißbilligte nun die ohne seine Einwilligung geschlossene Ehe, und so kläglich der Sohn auch that, blieb der Vater doch unerschütterlich, er wollte seinem Adelsstande in der Person seines Kindes nichts vergeben. Der junge Mann trat, sei es aus eigenem Antriebe oder auf die Einwirkung seines Vaters, um sich außer Stande zu setzen, den geschlossenen Ehevertrag zu erfüllen, in den geistlichen Stand und nahm die Weihen an.

Inzwischen erfuhr die Familie Corbeau, nachdem sie lange Zeit die Ankunft des Verlobten vergeblich erwartet hatte, was mit demselben vorgegangen war. Sogleich reichte der beleidigte Vater beim Kriminalrichter von Angers eine Klage ein. Derselbe stellte, dem Gesetze gemäß, gegen den Ex-Studenten die Untersuchung wegen des Verbrechens der Verführung an und erkannte auf einen Verhaftsbefehl gegen ihn. Der junge Mann appellirte gegen dieses Erkenntniß beim Parlament, allein er verlor seinen Prozeß. Das Parlament verurtheilte den Studenten von Séez zum Strange, wofern er nicht lieber das Mädchen heirathen wollte.

Der letztere Zusatz scheint im Widerspruch mit den über den Gegenstand ergangenen königlichen Ordonnanzen zu stehen,

da diese die Ehe zwischen dem Verführer und der Verführten verbieten; indessen wird jene Klausel jedem Todesurtheil wegen des Verbrechens der Entführung und Verführung hinzugefügt und gründet sich auf eine besondere Bestimmung des kanonischen Rechtes.

Jedenfalls würde der unglückliche Edelmann es vorgezogen haben, lieber zur Hochzeit, als zum Galgen zu gehen, allein wegen der heiligen Weihe war es ihm unmöglich, zu heirathen; er sah sich demnach genöthigt, das Urtheil anzuerkennen und die Execution in's Werk setzen zu lassen. Das ganze Volk war vor dem Gerichtshofe versammelt, mitten auf dem Platze sah man den Galgen aufgerichtet, eine schwarze Fahne flatterte oberhalb des rothangestrichenen Schaffots. Die Menge beklagte den Unglücklichen und tadelte die Strenge des Urtheils. Zu allen Zeiten haben die Menschen die Vergehungen der Liebe leicht entschuldigt. Nur einige alte bigotte Jungfern, die ohne Zweifel für ihre eigene Unschuld besorgt waren, billigten die barbarische Justiz und glaubten genug zu thun, indem sie in ihren Gebeten den Verurtheilten der Barmherzigkeit Gottes empfahlen. Der arme Sünder ward in die Kapelle abgeführt, wo er mitten unter einer Menge Büßender das Abendmahl nahm. Der in eine rothe Kappe gehüllte Scharfrichter kniete neben dem Opfer nieder und mischte seine Stimme unter den traurigen Gesang der Anwesenden.

In diesem Augenblicke erschien plötzlich Renée Corbeau, von Liebe und Mitleiden für ihren Geliebten durchdrungen, sie zieht durch die Schaar der Thürsteher und tritt in das Zimmer ein, wo der Gerichtshof versammelt ist, sie wirft sich schluchzend zu den Füßen der Richter nieder und hält eine begeisterte Anrede an sie, um den jungen Mann zu entschuldigen. Sie klagt sich selbst wegen des Unglücks an, das er

leidet, und bittet, wofern man ja dabei beharren ſollte, ihn zu tödten, daß man ſie mit ihm zugleich das Schaffot beſteigen laſſe, da ſie auch die Miſſethat zugleich mit ihm verübt habe. Sie fleht demüthig zum Gerichtshofe, Mitleiden mit ſeiner unerfahrenen Jugend zu haben, und ſagt, daß es noch ein Mittel gäbe, den jungen Mann zu retten, der Gerechtigkeit zu genügen und zugleich ihre beleidigten Eltern zu befriedigen. Wenn auch der Verurtheilte die Weihen empfangen habe, fügte ſie hinzu, ſo könnte er doch Dispenſation erhalten, um zu heirathen, und Gott ſcheine in ſeiner Güte und Barmherzigkeit gerade auch zu dieſem Zwecke den Legaten von Rom hergeſandt zu haben, der in einigen Tagen herkommen würde; der Legat habe die Machtvollkommenheit von Seiten des Papſtes, er vermöge das Vergehen des jungen Mannes zu ſühnen, ihn der Weihen zu entbinden, und ſomit ihm die Fähigkeit zu ertheilen, ſich zu verheirathen und die Wahl zu vollziehen, die ihm zufolge des Urtheils freigeſtellt ſei.

Sie ſprach mit ſo rührenden Worten, daß auch der Gerichtshof davon bewegt wurde, und obgleich nach der Strenge der Kriminalordnung die Todesurtheile an demſelben Tage, an dem ſie ausgeſprochen, auch vollſtreckt werden ſollten, erging dennoch die Verordnung, daß, bevor man diesmal die Execution in's Werk ſetze, der Verurtheilte noch mit ſich zu Rathe gehen möge.

Als der Legat, der nachmalige Papſt Leo XI, den Bericht über die Sache vernommen hatte, fand er, nachdem er ſich mit den Doctoren und Prälaten, die ihn begleiteten, darüber beſprochen hatte, den vorliegenden Fall ſo abſcheulich und ſündlich, daß er den Verurtheilten keiner Verzeihung würdig hielt. Vergebens unternahmen es die vornehmſten Herren des Reichs, ſo wie die ſchönſten Damen, ſich für den unglück-

lichen jungen Mann und das muthvolle Mädchen zu verwenden; keine Bitten vermochten, den Priester zu erweichen und ihn zur Gewährung der Dispenſation zu vermögen.

Endlich nahm ſich der König ſelbſt der Sache an, und nur auf dieſe Fürbitte des Königs ergab ſich der Legat. In Folge der Dispenſation entſchloß ſich der junge Mann, zur Ehe zu ſchreiten. Die Wahl konnte ihm eben nicht ſchwer werden. Die jungen Leute wurden nun in derſelben Kapelle getraut, welche Zeugin der Todesangſt des Bräutigams geweſen war.

Bald darauf führte der junge Edelmann ſeine Gattin nach ſeiner Heimath zu Séez ab, wo er mit ihr in der ſchönſten Eintracht und der glücklichſten Häuslichkeit lebte.

Hundertachtunddreißigstes Kapitel.

Madras.

Das Schaffot.

Mein Engländer hatte richtig noch einen Platz für mich erwischt, und ich mußte es mir schon gefallen lassen, sehr nahe dem Schaffotte der Execution mit beizuwohnen. Es sollten, wie gesagt, fünf Verbrecher, sämmtlich wegen politischer Vergehungen, gehängt werden.

Der Engländer holte mich schon fast gleich nach Mitternacht aus meiner Behausung ab. Ich sollte mir einmal eine Hinrichtung nach seiner Meinung recht gründlich ansehen und alle Vorbereitungen zu derselben studiren. Ich hatte zwar anfänglich sehr wenig Lust zu einem solchen Studium, konnte aber nicht umhin, seinem hartnäckigen Zureden endlich nachzugeben und ihm vollkommen freie Hand zu lassen. Er hatte sogar mit der Familie, in deren Hause wir unseren Standpunkt nehmen sollten, verabredet, daß wir die Nacht daselbst zubringen würden. Das schlug ich aber entschieden aus und sagte nur zu, daß er mich, so früh er für gut befände ab-

holen könne. Freilich verließ ich mich bei diesem Versprechen auf die Gewohnheit des Engländers, welche mir bekannt war. Ich wußte, daß er nur sehr spät das Bett verließ, und hoffte also gemächlich ausschlafen zu können. Man denke sich nun mein Erstaunen, als ich gleich nach Mitternacht von diesem sonderbaren Menschen allarmirt wurde und nun gut oder böse ihm folgen mußte.

Ich fand in dem fremden Hause Alles zu unserem Empfange vorbereitet. Wahrlich, man mußte glauben, daß es hier irgend eine angenehme Feierlichkeit gelte. Das Haus war außerordentlich festlich geschmückt und der Tisch war mit jenem vortrefflichen Nationaltrank der Spanier besetzt, welchen sie gut zu bereiten verstehen. Die Chokolade ist den Spaniern, was den Russen der Thee ist, und so wurden wir denn auch gleich mit diesem angenehmen Getränke regalirt.

Während wir nun in aller Gemächlichkeit den süßen Trank schlürften, hörten wir das Pochen der Hämmer, deren sich die Zimmerleute zur Errichtung des Schaffots bedienten, und wurden so unaufhörlich an die tragische Scene erinnert, welche so bald unter unseren Augen vorgehen sollte. Bei dem düsteren Schein der Lampen konnten wir nur gleichsam instinktmäßig ihre Arbeit verfolgen, aber man konnte leicht bemerken, daß eine lange Gewohnheit, oder wahrscheinlicher der Instinkt des Handwerks, diese Arbeitsleute gegen ihr Werk ganz gleichgültig machte, obgleich das, was sie thaten, das Vorspiel einer schauerlichen Tragödie war. Während sie das Schnellbrett zurecht legten, auf welches die unglücklichen Verurtheilten sich stellen sollten, sprachen und lachten sie, als ob sie eben die Bretter zu einem Theater für den Harlequin bearbeitet hätten. Links von uns, wo sich eine Kirche befand, waren andere Handwerker nicht minder thätig, unter der Leitung der Polizei Bar-

rieren quer über die Straßen zu errichten, um die Menge in Sectionen zu theilen. Aus der Stärke der Pfähle und aus der Art, wie man sie in die Erde befestigte, errieth man das ganze Interesse, welches das Werk dieses Tages einflößen mußte. An der Stelle, über welche hinauszugehen dem Publikum verboten war, entdeckte man die stärksten Pfähle.

Je mehr das Tageslicht den Platz erhellte, um so deutlicher konnten wir das Wogen des Volkes erkennen, das aus allen anliegenden Straßen herbeiströmte, auch hatten die Arbeiter, obgleich von den Polizeibeamten zur Eile angespornt, kaum Zeit gehabt, ihre Arbeiten zu beendigen, als schon die Zuschauer um sie eine dichte Masse bildeten. Bald erfuhr man, daß während der Nacht zwei Kavallerie-Regimenter in den Umgebungen des Gefängnisses aufgestellt waren, ohne daß man den Ort anzugeben wußte, an welchem sie standen. Das Gefängniß befand sich ebenfalls nahe dem Schaffote, aber ich konnte nicht die geringste Spur von dieser verborgenen Macht entdecken. Es schien mir wohl, als erkannte ich etwas, wie eine Offiziers-Uniform, hinter einer Thür, die einen Augenblick geöffnet wurde, um einen berittenen Courier einzulassen, aber gewiß hätte Niemand sagen können, wo die Soldaten waren, noch, wie hoch sich ihre Zahl belief, obgleich überall die Meinung herrschte, daß beträchtliche Heeres-Abtheilungen außerdem noch anrücken würden, wenn ihr geheimnißvoller und präventiver Einfluß nicht hinreichen sollte, dem Ungestüm des Volkes Einhalt zu thun; glücklicherweise herrschten Ordnung und Schweigen fast allgemein.

Während der ganzen Zeit, welche zwischen dem Tagesanbruch und der Ankunft der Verurtheilten verfloß, vernahm man ein Summen, das dem Gemurmel der Woge glich, das unter einem tropischen Klima sich leise erhebt, wenn die

launenhaften Stöße des Landwindes ihren so fernen Ton an unser Ohr tragen, daß man nicht sagen kann, ob es das Rauschen der Palmenblätter oder der leichte Wellenschlag des Meeres zwischen den Kieseln und Korallen des einsamen Ufers ist.

Die verhängnißvolle Stunde nahte; schon war in dem Zimmer, in welchem ich mich befand, das Vertrauen auf uns selbst geschwunden, wir sprachen nicht mehr mit derselben Unbefangenheit, sondern mit leiser Stimme und mit zitternder Unsicherheit. ich und alle Frauen im Hause waren besonders sehr verstimmt, und ich bereute es, hierher gekommen zu sein und wünschte wieder nach Hause zu gehen, dies war jedoch jetzt ein Ding der Unmöglichkeit. Zwei Herren schienen anfänglich auch geneigt, sich zurückzuziehen; aber da man nicht daran denken konnte, sich durch die dicht gedrängte Masse des Volkes durchzuschlagen, so gaben sie ihren Plan bald auf und sprachen sich und den Damen zu dem bevorstehenden Trauerspiele Muth ein. Nur mein Begleiter hatte nicht die entfernteste Absicht, vom Platze zu weichen, trotzdem, daß sein Puls immer räschere Schläge that und ihm das Blut auf Augenblicke in's Gesicht stieg, so sehr beschäftigte ihn die Zurüstung zu dem furchtbaren Drama und das Studium der Physiognomien, welche wir in der ersten Reihe der Menge unterscheiden konnten. Auch wuchs meine Neugierde von Augenblick zu Augenblick, so daß endlich mein Zartgefühl der gewaltsamen Aufregung wich, die sich meiner bemächtigte.

Ungefähr um acht Uhr strengte sich die Sonne vergebens an, durch die Nebelschicht zu dringen, welche sich an diesem Tage um den Himmel zu Madrid gelagert hatte. Das Pochen der Hämmer auf dem Schaffot und längs der Barrièren hörte nach und nach auf; die Arbeiter verschwanden, und wir konnten rechts und links nur noch eine dichte Masse von Köpfen

bemerken. Auf den Dächern der Häuser und an allen Fenstern war kein Platz leer, und doch herrschte in diesem ängstlichen Augenblicke ein so tiefes Schweigen, daß, wenn wir die Augen schlossen, wir hätten denken können, die Straßen seien ganz öde.

Eine Viertelstunde vor acht Uhr fing die Glocke auf der Gefängnißkirche ihr dumpfes Grabgeläute an, alle Blicke wendeten sich nach der Thür des Gefängnisses, eine Plattform führte von dieser Thür auf das Schaffot, das mit einer schwarzen Decke überzogen und mit Sägespänen bestreut war. Die ersten Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit fesselten, waren die fünf Särge, welche von dem Henker und seinen Gehülfen unter dem Galgen parallel aufgestellt waren. An dem oberen Ende des ersten Sarges, der ohne Zweifel für den Anführer der Verschworenen bestimmt war, stand ein Holzblock, der für den Akt des Kopfabschneidens dienen sollte. Eine oder zwei Minuten vor der letzten Stunde, die für diese unglücklichen Menschen schlagen sollte, bestieg ein Geistlicher langsam das Schaffot und las dabei das Gebet, unmittelbar folgten ihm die Verurtheilten, ich strengte mich an, seine Gesichtszüge genau zu erkennen, und ein Schrei der schmerzlichsten Ueberraschung entfloh meinen Lippen.

Es war Madras. — — —

Aber hätte ich in diesem Augenblick wohl irgend Jemandem eingestehen mögen, daß ich mit diesem Manne, der den schnödesten Henkertod in diesem Augenblick sterben sollte, irgend eine Verbindung, wenn auch der unschuldigsten Art, gehabt? Ich hatte dazu nicht den Muth, und so verdammte ich mich selbst, mit starrem Blick der schrecklichen Vernichtung eines Menschenlebens zuzuschauen, das würdig war, — den Heldentod zu sterben.

Madras, der, wie mir nun klar wurde, allerdings noch einen andern Namen führte, ſtieg mit feſten Schritten auf das Schaffot und nahm am untern Ende des Sarges den ihm vom Henker angewieſenen Platz ein, dann lenkte er ſeine Blicke ruhig, und ohne daß die geringſte Aufregung in ſeinen Zügen ſichtbar war, bald nach dieſer, bald nach jener Seite. Seine Hände ſchienen feſtgeknebelt und ſeine Ellenbogen auf dem Rücken gegen einander gebunden zu ſein; das eine Ende des Strickes, der dazu dienen ſollte, ihn zu hängen, war zu einer Schleife zuſammengelegt und lag auf ſeinem Halſe, der bis auf die Schultern entblößt war, das andere Ende war auf die Hände herabgerollt.

Mit meiner Lorgnette konnte ich nicht die geringſte Veränderung in ſeinen Zügen entdecken, die einzige Bewegung, welche einer Aufregung gleichen konnte, zeigte ſich, als er den Fuß auf das Schaffot geſetzt hatte.

In dieſem Augenblick war die Sonne mitten durch den Nebel ſichtbar geworden, und Madras erhob ſeine Augen mit einem melancholiſchen Gefühle, als wenn er mit Schmerzen daran gedacht hätte, daß er zum letzten Male das Licht des Tages erblickte. Hierauf wandte er ſich nach dem Volke, aus deſſen Mitte ſich ein leiſes Murmeln erhob, deſſen Sinn zweideutig war, da es weder Beifall, noch Haß, ſondern nur, wie ich glaube, ganz einfach das Erſtaunen ausdrückte, auf einmal den Mann zu ſehen, der ſeit einiger Zeit die Phantaſie ſo lebhaft beſchäftigte. Vielleicht iſt es wahr, daß die Menge, die, ſchauluſtig und immer beſorgt, es möchte ein Umſtand ihr Vergnügen unterbrechen, ihre Erwartung täuſchen, zu ſolchen Scenen herbeiſtrömt, eine Art wilder Genugthuung empfindet, wenn ſie endlich den Hauptheldeu bemerkt.

Von dem Dache eines Hauſes rief eine Stimme: Gott

segne Dich! Madras machte hierauf eine leichte Verbeugung, aber der Mann, welcher die Execution leitete, hieß ihn, sich umzukehren, so daß sein Gesicht nach einer Straße gerichtet war, wo verhältnißmäßig weniger Menschen standen. Madras unterwarf sich ohne Widerstand dieser Veränderung seiner Stellung und sprach einige Worte, welche wir aber nicht verstehen konnten. Er schien sich zu entschuldigen, daß er nicht wüßte, wie er sich in einer für ihn so neuen Lage benehmen sollte. Er machte keine Bewegung mehr, nur drehte er sich noch ein oder zweimal um und ließ seine Blicke von einem Fenster zum andern schweifen, als ob er dort vergeblich nach Sympathie gesucht hätte.

Ich verbarg mich, so viel ich konnte, so daß ich von dem Unglücklichen nicht bemerkt wurde.

Man darf bei Beurtheilung dieser Unglücklichen nicht vergessen, daß, wenn sie auch wegen ihrer Verschwörung gegen die Regierung mit Recht den Tod verdient hatten, sie in der vollen Ueberzeugung gehandelt haben konnten, nicht bloß nach einem redlichen, sondern sogar sehr patriotischen Ziele gestrebt zu haben. Ich denke nicht daran, ihr Verbrechen in gutem Lichte darzustellen, aber können wir nicht, ohne inkonsequent zu sein, für diese so sehr befangenen und irregeführten Männer, welche sich einer großen und ehrenvollen Sache geopfert zu haben glaubten, stets eine Sympathie empfinden? Zwar wurden in dem Kampfe, der ihrer Verhaftung vorausging, einige Polizeibeamte und Soldaten getödtet; wären sie nicht des Hochverraths überführt worden, so würden sie wegen Todschlags verurtheilt und mit Recht zum Tode geführt worden sein. Aber dieser Umstand kann zufällig genannt werden, er lag nicht in ihrem Plane, und ihr Verbrechen, so abscheulich es auch sein mochte, gehörte doch zu einer Klasse von Ver-

brechen, welche nach der Meinung der Welt von jenen Attentaten verschieden war, die durch die gemeine Liebe zum Gelde oder durch teuflische Rachsucht eingegeben werden.

Man kann also nicht zweifeln, daß diese durch das Gericht des Landes verurtheilten Männer, bei ihrer männlichen Zuversicht in ihren letzten Augenblicken, nicht bloß die Ueberzeugung ihres durch Zufall verrathenen Patriotismus, sondern auch noch das Vertrauen auf das sympathische Mitleid des Volkes hatten, das hier versammelt war, um sie sterben zu sehen. Und doch hatten sie zuversichtlich nicht die mindeste Aussicht auf Befreiung; im Gegentheil, das Volk von einer durch ihre viele politischen Verurtheilungen verhaßten Regierung befreit, wenn auch mit der bestehenden ebenfalls unzufrieden, hätte bei ihrer Befreiung sicher unthätig zugeschaut.

Zwei bis drei Minuten nachher erschien ein anderer der Mitschuldigen auf dem Schaffotte und nahm seinen Platz neben seinem Chef ein. Er stieg hastig und mit aufgeregter Miene die Leiter hinauf und war augenscheinlich im Innern sehr bewegt. Er sah mehrmals auf die Menge, lehnte aber, wie Madras, höflich, aber entschieden jede Unterredung mit dem Geistlichen ab. Bald wurde der zweite Verurtheilte auf einmal fast unbeweglich, und ich merkte an seinem Ausdrucke, daß er schon eine Vorempfindung von der unglücklichen Katastrophe hatte, die bald folgen sollte. Während dieser Zeit beobachtete das Publikum ein feierliches Schweigen. Das Gemurmel hatte sich gelegt, Niemand rührte sich, aber in dieser dicht gedrängten Menge hätte sich auch Niemand rühren können.

Nun kam der dritte Verurtheilte, dessen Betragen von dem der Uebrigen so verschieden war, daß ich ihn, wenn es unter diesen Umständen nicht unmöglich gewesen wäre, für betrunken gehalten haben würde. Indem er sich gegen die Kirche

wandte, grüßte er dreimal das Volk, sprach viel und wollte die Versammlung anreden. Madras aber bat ihn mit der Miene eines Mannes, der es gewohnt ist, daß ihm Andere gehorchen, mehrmals ruhig zu bleiben.

Dieser dritte Verurtheilte schien so sorglos oder so leichtsinnig zu sein, daß es sogar unschicklich aussah; als er mit dem Fuße den Sarg berührte, in den er bald gelegt werden sollte, hätte man glauben sollen, er sei ohne alles moralische Gefühl, doch dies Alles schien nur eine äußere Täuschung zu sein, den Abend zuvor hatte er noch drei Briefe geschrieben, einen an seine Frau, einen an seine Tochter, und einen an seinen kleinen Sohn, den er, wie aus seinem Briefe hervorgeht, sehr liebte. Man kann die Echtheit dieser Dokumente nicht in Zweifel ziehen; sie zeigen uns erstens, daß man die Menschen nicht nach dem äußern Schein beurtheilen soll, dann daß die besten Empfindungen unserer Natur höchst selten bekannt werden, wenn sie von Menschen niederen Ranges ausgesprochen werden. Gesetzt, der folgende Brief wäre von einem vornehmen Demokraten in dem Augenblicke, wo er auf dem Schaffotte für das Verbrechen des Hochverrathes büßen sollte, geschrieben worden, so würde er die Menschen weit lebhafter interessirt haben, als der Brief dieses unbedeutenden Verurtheilten.

Mein lieber kleiner William, ich hoffe, daß Du zu der Zeit, wenn Dein Vater nur Staub und Asche sein wird, diese Zeilen wirst lesen können. Mein liebes Kind, ich hoffe, daß Du das unglückliche Ende Deines armen Vaters in Deinem Herzen bewahren und kein Vertrauen auf die Menschen setzen wirst, denn die Betrügerei, die Verdorbenheit und die List der Menschen gehen über alle Begriffe. Mein liebes Kind, ich hoffe, daß Du ein braver Mann in der Gesellschaft werden wirst, und ich

bin der Meinung, daß der Weg, welchen Du einschlagen mußt, darin besteht, rechtschaffen, vernünftig, arbeitsam und aufrichtig in Deinen Handlungen zu sein, und Deinen Nächsten das zu thun, was Du wünschest, daß sie für Dich thun sollen. Mein liebes Kind, setze Dein Vertrauen auf Gott und mißtraue jeder spitzfindigen und schmeichlerischen Zunge. Mein liebes Kind, sei ein gutes, sanftes Kind, gehorche Deiner Mutter und nenne sie ... und sei gegen Deine Schwester ein zärtlicher Bruder. Mein liebes Kind, ich hoffe, daß Du meine letzten Lehren befolgen wirst. Von der Hand Deines zärtlichen und unglücklichen Vaters.

Wer wollte nach der Lectüre dieser rührenden Zeilen die Wirkung verkennen, die solche und in einem solchen Augenblick geschriebenen Ermahnungen hervorbringen müssen!

Nun erschien ein Mohr, welcher der Einzige unter den fünf Unglücklichen war, der einige Spuren von Reue oder, wie man es nennt, von Unruhe zeigte. Er hatte wenigstens eine sehr traurige Miene, es schien mir, als ob er zitterte, als er sich neben diejenigen stellte, deren Verbrechen und Verurtheilung er getheilt hatte. Sein Schritt war jedoch fest, und er grüßte achtungsvoll die Menge, als er auf dem Schaffotte angekommen war, aber er sprach nicht ein einziges Wort. Er allein ließ sich ohne Widerstreben seine Mütze bis über die Augen hinabziehen und gab sogar sein Taschentuch her, das er in der Hand hielt, um es sich um das Gesicht binden zu lassen.

Endlich kam im grellen Widerspruch mit dem armen Schwarzen ein Mann, der höchst leichtfertig zu sein schien, denn nachdem er seinen Platz erhalten hatte, nahm er ganz gleichgültig eine Prise Taback und schleuderte mit einer trotzigen Miene seine Schuhe weit von sich; dies that er, wie es schien,

m seine Großmutter Lügen zu strafen, die ihm, da sie früh-
tig in ihm seine Galgennatur entdeckt und das Schicksal
rmuthet hatte, dem er bestimmt sein würde, prophezeit hatte,
ß er in seinen Schuhen sterben würde.

Der Henker, der von Anfang bis zu Ende sich sehr unge-
ickt zeigte, stieg hierauf, mittelst einer Leiter, bis an den
uerbalken des Galgens, an welchem er das Ende des Strickes
festigte, dessen Schleife vorher um den Hals des unglücklichen
Madras gelegen hatte. Es gewährte ein peinliches Gefühl,
n Strick so ungeschickt an dem Balken befestigt zu sehen, daß
an jeden Augenblick, daß er nachgeben würde, befürchten
ußte. Nachdem endlich die fünf Stricke, so gut es eben ging,
festigt waren, und der Henker herabgestiegen war, näherte
der Geistliche und bemühte sich mit lebhafter Theilnahme,
n fünf Unglücklichen religiöse Tröstung zuzusprechen. Mit
snahme des reuigen Negers zeigte Keiner die geringste
igung, den dargebotenen Trost anzunehmen. Einer, ich er-
nere mich nicht mehr, welcher, antwortete sogar spöttisch dem
ester, worauf ihm Madras befahl, seine Zunge im Zaum
halten. Vermuthlich durch diese verständigen Worte er-
uthigt, wandte sich der Priester nun nochmals an Madras,
r jedoch mit dem Kopfe schüttelte und ihm erwiderte: „Es
rgeblich, mein Herr, ich bitte Sie, mich nicht zu belästigen"
er etwas Aehnliches.

Einige Minuten später vernahm ich ganz deutlich, wie
dras zu seinem nächsten Nachbarn sagte: „Bald werden
das große Geheimniß kennen lernen," diese Worte wur-
mit einer festen Stimme ausgesprochen, und ich muß sagen,
das ganze Betragen in seinen letzten Augenblicken dem
rakter dieses Mannes entsprach, der sich für den Märtyrer
r guten, politischen Sache hielt. —

Nachdem der Henker Alles beendet hatte, was auf dem Schaffotte zu thun war, nahm derselbe die Leiter weg und lehnte sie neben einen Riegel, welcher das Schnellbrett, auf welchem die fünf Verurtheilten standen, in seiner horizontalen Lage hielt; aber ehe er diesen Posten einnahm, zog er über ihre Augen die Mütze, mit welcher man gewöhnlich den Kopf derjenigen bedeckt, welche die große Reise in die Ewigkeit thun sollen.

Der Geistliche war vor ihnen stehen geblieben, mit einer nicht geöffneten kleinen Bibel in der Hand, aber die Finger, die zwischen den Blättern staken, bezeichneten die verschiedenen Stellen, die er aufgesucht hatte, um die Aufmerksamkeit dieser Unglücklichen in Anspruch zu nehmen.

Das Todeszeichen sollte gegeben werden, die Menge, die es wußte, beobachtete das feierlichste Schweigen, so weit als ihre gedrängten Reihen sich erstreckten, und ich glaubte, indem ich diese so erschreckende Scene überschaute, daß ich das Klopfen meines Herzens hören konnte. Noch einige Secunden, und diese fünf menschlichen Wesen, jetzt noch voll Leben und im Besitz aller Fähigkeiten der vernünftigen Kreaturen, sollten weiter nichts als eine unbelebte Masse bilden, und ihre Seelen sollten, nur wußten nicht wohin, entfliehen. Aber welches auch die Gedanken über diesen ernsten Gegenstand sein mochten, es war vielleicht Niemand in dieser Menge, der nicht den Eindruck des schrecklichen Beispiels, das ihm gegeben werden sollte, empfunden hätte. Auch in unserm Zimmer war, der meinigen nicht zu gedenken, die Aufregung sehr stark, die Frauen, welche eins der Fenster besetzt hielten, wurden immer unruhiger und sanken in Ohnmacht, und die Männer waren nahe daran ihrem Beispiel zu folgen.

Ich weiß nicht mehr, worin das Zeichen bestand; ehe der

verborgene Riegel zurückgeschoben wurde, schien die Plattform, worauf Madras und die vier Andern standen, fest und eben zu sein; der eifrige Geistliche fuhr fort mit lauter Stimme zu beten, während der Henker ihnen die Mützen tief herabdrückte. Bis jetzt waren die um ihren Hals geschlungenen Stricke so lose, daß der Bogen der Schleife zur Hälfte auf ihren Rücken herabfiel, aber einen Augenblick darauf war das Zeichen gegeben, und Alles war verändert: — eine Leere hatte sich plötzlich unter ihren Füßen geöffnet, und von ihren Körpern, die herabgesunken waren, sah man nur noch den obern Theil von der Taille bis an die Schultern. So gewaltsam war die Erschütterung, daß die Stricke steif gespannt waren, wie Eisenstangen, und von dem Gewicht dieser hängenden Körper knarrte das Zimmerwerk des Schaffots wie der Kiel eines Schiffes.

Die Journale erzählten, vermuthlich um mehr Wirkung hervorzubringen, von den letzten Zuckungen dieser Unglücklichen, aber nichts dergleichen war für uns sichtbar, die wir noch nicht dreißig Klafter von dem Galgen entfernt standen, und ich bin überzeugt, daß der Tod die augenblickliche Wirkung der gewaltsamen Verrenkung war, welche der perpendikuläre Fall von mehr als drei Fuß in den Nackenwirbeln verursachte. Was mir am meisten an den Gehängten auffiel, war die drehende und entsetzlich anzusehende Bewegung, welche an einigen dieser Körper die Stricke hervorbrachten, die, da sie noch neu waren, natürlich bei dieser plötzlichen Spannung sich aufrollten.

Das Schauspiel, welches der Platz noch eine Stunde nach der Hinrichtung darbot, war im höchsten Grade feierlich und schrecklich. Obgleich es in dieser Menge einige verstockte Herzen geben mochte, die unempfindlich blieben, so konnte doch die Mehrzahl nicht ohne innere Regung noch eine Stunde lang diese fünf Körper an dem Galgen hängen sehen. Ich

bleibe daher überzeugt, theils nach meinen persönlichen Empfindungen, theils nach dem, was ich über die sichtbaren Eindrücke der Menge urtheilen konnte, daß die moralische Lehre, der einzige Zweck, den das Gesetz durch solche Beispiele beabsichtigt, so wirksam war, als sie es nur sein konnte.

Auch habe ich von einem ausgezeichneten Beobachter, der die Menschen und die Sitten verschiedener Länder verglichen hat, sagen hören, daß, wie empörend die Todesstrafen auch seien, sie dennoch, wenn sie auch von einem zweifelhaften Nutzen sind, wenigstens den Vortheil haben, daß sie durch die öffentliche Hinrichtung der Masse beweisen, daß eine Regierung im Lande bestehe, die stark genug sei, dem Gesetze Achtung zu verschaffen. Nur darf die Hinrichtung wegen Hochverraths nicht lange dauern, sondern sie sollte sich mit dem begnügen, was ich eben beschrieben habe, ohne noch Umstände hinzuzufügen, welche den Eindruck auf das Volk schwächen und sogar das Interesse der Zuschauer dem Opfer zuwenden könnten. Je strenger die Gerechtigkeit ist, um so weniger muß sie als Rächerin erscheinen. Zufolge dieses Prinzips muß sich auch der Kriminalrichter bei dem Verhöre nicht nur ruhig und gelassen, sondern auch dem Angeklagten günstig zeigen, nicht etwa aus Zartgefühl gegen das Verbrechen, sondern einzig um die Sympathie des Volkes demjenigen zu erhalten, der in seinem Namen herrscht und regiert.

In den Ländern, wo die Obrigkeit, als öffentlicher Ankläger auftretend, durch verfängliche Fragen den Angeklagten zu verwirren und in traurige Widersprüche zu verwickeln sucht, ist es unmöglich, daß das Publikum auf Seiten des Gerichts sei. Nach demselben Prinzipe würde man Unrecht haben, wenn man verlangte, daß nach der Vollziehung eines Todesurtheils die Masse des Volkes sich nicht gekränkt fühlen sollte, wenn

es gegen alles Schicklichkeitsgefühl die Körper der Unglücklichen, die durch den Verlust ihres Lebens dem Gerichte schon Genugthuung gegeben haben, noch verstümmeln sähe

So geschah es in England bei einer politischen Hinrichtung ähnlicher Art, — die Hingerichteten hatten den Versuch gemacht, die sämmtlichen Minister zu ermorden, — daß man die Leichen in ihre Särge legte, aus denen man blos die Köpfe hervorragen sah. Nun erschien eine widerwärtige Gestalt mit einer schwarzen Maske und einem Messer in der Hand. Mittelst dieses unpassenden Instruments fing der Mann mit der Maske an, die Köpfe von den Leichnamen abzuschneiden, eine Operation, die die härtesten und lautesten Verwünschungen des Volkes hervorrief. Das Volk hatte Recht, man kann sich nichts Gehässigeres denken.

Vielleicht ist es gerecht, einen Unterschied zwischen Hochverrath und den übrigen Verbrechen zu machen, aber wenn der Unterschied nur in der Kopfabschneidung, die aus der Zeit der Barbarei überkommen ist, bestehen soll, so sollten wir sie nicht noch empörender machen, als sie in den Zeiten ihres Ursprungs war. Wenn der Kopf eines Verräthers einmal von seinem Rumpfe getrennt werden muß, so thue man es mit einem breiten und scharfen Beile, und der Scharfrichter sei mit einem imponirenden Kostüm bekleidet, es darf kein Mann mit einem Fleischmesser sein, wie dieser maskirte Würger im Matrosenanzuge, der den größten Unwillen erregte. Man präge sich fest den Gedanken ein, daß es nicht die Enthauptung an sich ist, welche Eindruck auf das Volk macht, sondern die Feierlichkeit des Aktes, der das Verbrechen des Hochverrathes von dem anderen Verbrechen unterscheidet. Es kann also von einer guten Wirkung sein, wenn man den Körper eines Verräthers eben so behandelt, wie den Rumpf eines wilden Thie-

res, und nicht wie die Hülle einer unſterblichen Seele. Eine ſolche Barbarei muß die Achtung des Volkes vor dem Geſetze und vor der Gerechtigkeit des Landes vermindern.

Der Henker hob in England jeden abgeſchnittenen Kopf bei den Haaren empor und rief: Dies iſt der Kopf eines Verräthers. Dieſer Theil der Ceromonie verfehlte wiederum ſeinen Eindruck nicht, das Volk äußerte nur durch ein ſtarkes Gemurmel ſeine lebhafte Aufregung.

Als die Hinrichtung, deren Zeuge ich faſt wider meinen Willen ſein mußte, zu Ende war, fühlte ich meine Kräfte ſchwinden und ich erinnerte mich nun erſt wieder daran, daß ſo eben ein Mann gewaltſam das Leben verloren, den ich ſo vielen Männern, die ich bisher kennen gelernt habe, und die Alle in hoher Achtung ſtehen, vorzuziehen im Begriffe ſtand. — Meine Aufregung war während des traurigen Aktes ſo groß, daß ich wohl ſah, aber dabei nicht dachte. Ich war hingeriſſen von dem ſchrecklichen Anblicke, einen Mann, der während ſeines Lebens ſo viel Muth und Kühnheit bewieſen hatte, wie ein willenloſes Ding ſterben zu ſehen. Es war nicht, daß mein Herz für dieſen Mann ſchlug, mein Herz blieb vielmehr ganz kalt dabei, denn ich hatte nur Achtung, nicht Liebe für den Hingerichteten empfunden, und ich zwang mich, bis zum letzten Augenblicke auszuharren, und aus dieſem Akte menſchlicher Gerechtigkeit den Nutzen zu ziehen, den ich wirklich daraus gezogen habe. Als ich aber wieder daheim in meinem Zimmer war, da war es wieder der Menſch Madras, welcher vor meine Seele trat, und ich konnte nicht umhin, ihm eine aufrichtige Thräne der Theilnahme zu widmen. —

Hundertneunundddreißigstes Kapitel.

Große Männer.

Herr Munoz und die Königin Christine. — Don Antonio di Ulloa. — Der Theodolith. — Engländer, Spanier und Schwede. — Der König von Schweden und sein großer Künstler.

Nach diesem, ich möchte fast sagen tragischen Anfang in Madrid hatte ich nicht viel Lust, mich lange daselbst aufzuhalten. Ich trat einige Mal auf und erntete einen ungewöhnlichen Beifall. Ich machte die Erfahrung, daß meine Landsleute nicht geringere Enthusiasten sind, als die Franzosen, und ich hatte mehr als je mit der Eifersucht von Männern zu kämpfen, die ich kaum einmal gesehen hatte. Namentlich machte ich viel Bekanntschaften mit Herren vom Hofe, die mir von der Königin Isabella, ihrer königlichen Mutter Christine, und Munoz allerliebste Dinge mittheilten, die ich aber schon um deshalb mit Stillschweigen übergehe, weil ich erkannt habe, daß niemals Königinnen mehr der Verläumdung ausgesetzt waren, als diese beide spanischen Königinnen.

Auch den Herrn Munoz lernte ich kennen und ich fand diesen Mann ganz so liebenswürdig, wie ich ihn mir gedacht hatte. Die Königin ist zu geistreich, zu liebenswürdig, um

einen Mann von so geringer Herkunft bis fast auf die Stufen eines Thrones zu erheben, wenn er nicht eben die Eigenschaften besäße, die einen Mann zu einem Könige machen, von welcher Herkunft und Abstammung er auch sei, und es ist ein Beweis von dem guten Charakter ihres Gemahls, daß er in Spanien sehr wenige persönliche Feinde hat, die doch denjenigen niemals fehlen, welche aus dem Dunkeln in den Glanz der hohen, vornehmen Welt versetzt werden.

Außer dieser Bekanntschaft mit einem so vielfach bespöttelten und doch eben so beneideten Manne habe ich noch eine sehr interessante Bekanntschaft mit einem Nachkommen des berühmten **Antonio di Ulloa** gemacht, welcher mir von diesem seinem großen Vorfahren eine recht liebliche Geschichte mittheilte. Ich will sehen, ob ich sie möglichst getreu wieder geben kann:

Der berühmte englische Mechanikus und Instrumentenmacher Graham, dessen so vortreffliche mathematische Instrumente in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Gelehrten aller Weltgegenden die Mittel an die Hand gaben, die Physik, Astronomie und überhaupt alle mathematischen Wissenschaften durch genaue Untersuchungen und Messungen zu fördern, hatte eine lebhafte Freundschaft für einen Schweden gefaßt, der aus seinem Vaterlande nach London gekommen war, um sich in Grahams Kunst unter seiner Anleitung zu vervollkommnen. Der englische Meister, obschon stolz, war in dieser Beziehung sehr willfährig, aber sein aufbrausender Charakter gewann oft die Oberhand über ihn. Der Schwede, ein ruhiger und besonnener Mann, hatte bald diese Eigenschaft seines Freundes erkannt und vermied sorgfältig, ihn durch Widerspruch aufzureizen. —

Eines Tages unternahmen beide Künstler einen Ausflug

nach Greenwich, um einen neuen, von Graham verfertigten Theodolithen zu probiren. Die breite Themse war mit Booten und Schiffen aller Art bedeckt, deren Bewegungen mehr oder minder von Fluth oder Ebbe abhingen, denn in jener Zeit durchschnitt noch kein Dampfboot den Spiegel jenes vielbeschifften Stromes, weitgedehnte Wasserberge hinter sich, und in der Luft einen nachschwebenden Rauchstreifen zurücklassend. Als die Mechaniker ihr Boot bestiegen und die Fahrt begonnen hatten, trafen Sie einige Seeoffiziere, die Graham kannten. Man grüßte sich, und da die Offiziere den Zweck des Ausflugs der Mechaniker erfuhren, baten sie um Erlaubniß, dem Experimente beiwohnen zu dürfen, und wendeten ihr Fahrzeug um. —

Nach der Ankunft in Greenwich wurde der Theodolith auf der Sternwarte schnell aufgestellt, und alle Anwesenden umringten ihn. Graham ließ seine stolzen und befriedigten Blicke bald auf seiner schönen Arbeit, bald auf der Versammlung ruhen. Alle lobten und bewunderten ihn, nur Einer nicht, ein Spanier. Dieser betrachtete das Instrument schweigend und prüfend. Aber er war ja ein Ausländer, ein Fremder, der natürlich wenig von der Kunst der Schifffahrt und den mathematischen Erfindungen verstehen konnte, durch welche Graham sich für den Haupturheber und Erhalter des blühenden Zustandes und der Ueberlegenheit der Englischen Marine ansah. Graham richtete den Tubus des Theodolithen auf ein Landhaus, welches dem Lord Sommerset gehörte, und sagte, er wolle die Entfernung zwischen jenem und dem Thurm der St. Paulskirche berechnen, dessen Kuppel, erglänzend im Sonnenschein, aus der grauen Rauchwolke emporragte, die London gewöhnlich bedeckt. Der Schwede nahm an der Berechnung Theil, und bald war sie fertig; selbstzufrieden rechnete Gra-

ham den Abstandswinkel aus, aber das Resultat machte ihn bestürzt.

Gott verdamm' mich, sagte er, betrachtete das Instrument noch einmal, durchlief genau alle Ziffern auf der Metallplatte und in der Berechnung, und brach endlich in die Worte aus: Lord Sommerset's Landhaus ist sechszehn Meilen von der Paulskirche entfernt, so viel ist gewiß!

Sechszehn Meilen? versetzten einige Offiziere, man rechnet gewöhnlich nur zehn.

Gott verdamm' mich, — es sind sechszehn! rief Graham, rechnen Sie einmal, Sir Topham.

Der Aufgeforderte brachte mit Benutzung des Theodolithen dasselbe Resultat heraus.

Der Schwede machte ebenfalls noch einen Versuch und sagte dann endlich: Der Fehler liegt nicht an uns, — wir haben richtig gerechnet, aber die Gradeintheilung am Instrument ist falsch.

Nein, das ist unmöglich, rief Graham.

Unmöglich! riefen die Offiziere einstimmig.

Und das wagt ein Fremdling, der von mir das Beste gelernt hat, was er kann, mir in's Gesicht zu sagen? fuhr Graham fort, den funkelnden Blick auf den Schweden gerichtet.

Verzeiht, Meister Graham, versetzte dieser, ich bezeichnete eine Unrichtigkeit, die ich am Instrumente entdeckt zu haben glaubte; ich hatte aber keineswegs die Absicht, einen so vortrefflichen Künstler zu beleidigen.

Ha, ich kenne Euch, rief Graham im vollen Zorne, Ihr glaubt nicht nur, meine Arbeiten kritisiren zu dürfen, Ihr bildet Euch auch ein, sie eben so gut machen zu können, wie ich. Kommt mir nie wieder vor die Augen! Geht, wohin es Euch

beliebt, aber geht gleich! Wenn ich heim komme, will ich Ruhe in meinem Hause haben. Treff' ich Euch noch einmal in London, so — Gott verdamm' mich! — — —

Das Wort erstickte ihm vor Wuth im Munde, er knirschte mit den Zähnen und schlug sich mit der geballten Faust vor die Stirn. Die Englischen Offiziere betrachteten den dreisten Schweden halb mit Erstaunen, halb mit Theilnahme.

Es thut mir leid, sagte dieser mit betrübter Stimme, daß Meister Graham, in welchem ich sowohl, wie die ganze Welt, den geschicktesten Mann in seinem Fache verehre, eine Bemerkung über einen wissenschaftlichen Gegenstand so übel aufnimmt, den man ganz ruhig und ohne jegliche Aufwallung am besten erörtern könnte. Aber ich kenne Meister Graham's Charakter. Ich werde abreisen und mich schriftlich für alle Freundschaft, die ich früher erfahren habe, bei ihm bedanken.

Nein! rief dieser mit steigender Erbitterung, vorher soll die Sache auf der Stelle von den hier anwesenden Herren entschieden werden, die sämmtlich ihr Fach verstehen. Habt Ihr Recht, so — — so — — darüber werde ich hernach sprechen.

Der Spanier, der den Streit stillschweigend mit angehört hatte, trat jetzt dicht an das Instrument, obgleich ihn Graham mit einem verächtlichen, wüthigen Blicke maß. Die Offiziere, welche ihn wohl zu kennen schienen, sahen mit Spannung seinem Ausspruche als dem eines kompetenten Richters entgegen.

Nachdem er das Instrument einige Minuten mit Aufmerksamkeit betrachtet hatte, sagte er gemessenen Tones: Jener junge Mann hat Recht, — der Theodolith ist falsch.

Das versteht Ihr nicht, rief der erhitzte Graham.

Der Spanier warf einen stolzen Blick auf ihn, drehte ihm den Rücken und reichte dem Schweden die Hand.

Da Graham einige beleidigende Worte gegen den Spanier herausstieß, beeilten sich die Offiziere, ihn zum Schweigen zu bringen; doch der empörte Meister legte die Hand an sein Degengefäß und schwor dem Schweden Tod und Verderben.

Man war in jener Zeit eben nicht geneigt, Ehrensachen auszuweichen. Kurze Zeit nachher befand sich die Gesellschaft an einer entlegenen Stelle im Park hinter der Sternwarte, und der Spanier rief den beiden Künstlern die verhängnißvollen Worte zu: Bindet die Klingen! — Los! —

Graham war der geschicktere Fechter, der Schwede jedoch der ruhigere. Nach einem kurzen Zweikampf durchstach der Schwede mit seiner Klinge den Rockärmel Graham's, und als dieser eine Bewegung mit dem Arme machte, zerbrach die feine Stahlklinge des Schweden. In demselben Augenblick machte Graham einen heftigen Ausfall auf die Brust seines jetzt entwaffneten Gegners, doch sprang der Spanier herzu und erklärte das Duell für beendet. Die Offiziere stimmten ihm bei.

Aber Graham war noch ganz eben so erbittert, wie vorher, und der Schwede mußte sich entschließen, wie tief es ihn auch schmerzte, abzureisen. Man kehrte mit dem unglücklichen Instrument nach den Booten zurück, einige Offiziere begleiteten Graham, die übrigen aber gesellten sich zum Schweden, an dessen Seite der Spanier sich ernst und würdevoll niederließ.

Am andern Morgen segelte der Schwede seiner Heimath zu.

Er hieß Daniel Ockström. — — — — — — — — — — —

Der Kronprinz von Schweden, Adolf Fredrik, welcher von 1751—1770 regierte, war äußerst geschickt im Drechseln und unterhielt sich damit, die künstlichsten Arbeiten in Holz, Elfenbein und Schildpatt anzufertigen. Er besuchte oft den berühmten Mechanikus und Anfertiger mathematischer Instrumente,

Eckström, welcher ihm die meisten seiner feinen und oft höchst kunstreich zusammengesetzten Instrumente lieferte. Er hatte wohl bemerkt, daß Eckström's finanzielle Verhältnisse nicht die besten waren, doch stand es mit denen Adolf Fredrik's auch nicht besonders. Der redliche Eckström war nicht einer von denjenigen, die unter allen Umständen ihren eigenen Vortheil wahrzunehmen verstehen; es kam ihm mehr darauf an, seine Instrumente wirklich gut und brauchbar zu machen, als einen guten Preis dafür zu erhalten. Er sagte zum Kronprinzen: Oeffentliche Anstalten, knapp besoldete Beamte, und unbemittelte Studenten sind meine häufigsten Kunden; soll ich sie durch hohe Preise drücken und abschrecken?

In dem nämlichen Jahre, in welchem Adolf Fredrik den Schwedischen Thron bestieg, wurde Stockholm von einem berühmten Gelehrten, dem Spanischen Marine-Offizier, Don **Antonio di Ulloa** besucht, der seinen Namen durch seine Gradmessungen in Süd-Amerika und durch die Herstellung vieler Einrichtungen und Verbesserungen beim Spanischen Heerwesen unsterblich gemacht hatte. Sein hoher Rang und seine ausgezeichneten Kenntnisse machten ihn zu einem gefeierten Gaste des Schwedischen Hofes. Der König ging oft in bürgerlicher Kleidung und ohne irgend ein Gefolge mit ihm spazieren.

Als man eines Tages in den Salons der geistreichen Königin Louise Ulrike über die wissenschaftlichen Vermessungen des Spaniers unter dem Aequator sprach, erzählte derselbe, er habe vor mehreren Jahren in London die Bekanntschaft eines Schwedischen Mechanikers gemacht, der schon damals eine große Geschicklichkeit, besonders aber ein höchst sicheres Urtheil in wissenschaftlichen Dingen bewiesen habe; er erwähnte zugleich eines Zwistes, der zu einem Duell zwischen dem Schweden und dem berühmten Graham geführt. Der König lächelte und

fragte, ob Don Antonio jenen Mann zu ſehen wünſche, er wohne in Stockholm und habe hier eine Werkſtätte.

Noch an demſelben Tage begab ſich der König mit ſeinem Gaſte zu Eckſtröm. Sein bekümmertes und niedergeſchlagenes Geſicht erheiterte ſich beim Eintritt des hohen Beſuchs. Kaum hatte er einen Blick auf den Spanier geworfen, als er, vor Ueberraſchung und Freude erröthend, auf ihn zueilte. Don Antonio begrüßte ihn mit ächt ſpaniſcher Grandezza, wobei ſeine Augen jedoch verriethen, daß er ſeinen früheren Bekannten mit Vergnügen wiederſah, und fragte: Haben Sie vielleicht einen Theodolithen fertig, mein Herr? —

Eckſtröm führte die Kunden in ein Zimmer, wo er ſeine fertigen Inſtrumente ſtehen hatte. Es waren ihrer nicht viele, aber der Spanier fand ſie ausgezeichnet und erklärte, nirgend ſo vortreffliche Arbeit geſehen zu haben. Er beſtellte ſogleich mehrere Inſtrumente für das neue Obſervatorium zu Cadix, deſſen Anlegung er veranlaßt hatte.

Dieſe Beſtellung kam dem beſcheidenen Künſtler in ſeinen gedrückten Umſtänden höchſt gelegen, und er vermochte nicht, ſeine Freude darüber zurückzuhalten. Der König ſelbſt bemerkte, es ſei eine Ehre für's Land, daß ein Mann von Don Antonio's Kenntniſſen und Berühmtheit eine ſchwediſche Arbeit ſo rühmend anerkenne, und noch in Gegenwart des Spaniers ernannte er ſeinen Schützling dafür mit einem jährlichen Gehalt von 6000 Thalern Kupfermünze zum Director aller Königlichen Werkſtätten zur Anfertigung mathematiſcher Inſtrumente.

Eckſtröm's Freude war unbeſchreiblich groß, aber ſie äußerte ſich auf eine etwas ſeltſame Weiſe. Sein Geſicht glühte und er blickte unruhig und verlegen um ſich. Endlich griff er nach ſeinem Hut und ſchien nicht übel Luſt zu haben, ſeine

Gäste allein zu lassen. Der König bemerkte dies und fragte: Wohin so eilig, mein lieber Eckström? —

Dieser erröthete noch mehr, stammelte einige unverständliche Worte, und schien in der peinlichsten Verlegenheit. Endlich sagte er: Wenn ich Ew. Majestät denn nicht vorenthalten darf, was mich auf eine so unhöfliche Weise nach meinem Hut greifen ließ, so will ich bekennen, daß ich im ersten Augenblicke meines Glücks keinen andern Gedanken hatte, als es meiner — — meinem Freunde, — — dem Sekretär Elvins mitzutheilen.

Ach, versetzte der König, ich kenne den Elvins, aber er macht sich nichts aus Neuigkeiten; er saß vor einigen Jahren, vertieft in seine mathematischen Berechnungen, auf seinem Zimmer und hörte nicht, daß sich die empörten Dalekarlier unter seinem Fenster den ganzen Tag mit dem Militär herumschossen, sondern erfuhr dies erst am nächsten Morgen von seiner Wirthschafterin. Doch jetzt erinnere ich mich, — Elvins hat ja wohl eine hübsche Schwester? — —

Eckström schlug die Augen nieder. Schön! Schön, sagte der König mit jenem Tone von Herzlichkeit, der ihn so liebenswürdig machte, wenn er es wollte, und den sein Sohn Gustav III. von ihm erbte, es macht mir doppelt Freude zum Glück zweier Menschen beigetragen zu haben.

Auch Don Antonio erklärte auf herzliche Weise seine Theilnahme an Eckström's Glück.

Der edle Spanier, welcher alle Instrumente in Schweden bestellte, hob die tief verfallene Spanische Marine wieder so empor, daß sie im Stande war, noch einmal kräftig aufzutreten, und daß selbst ihr Untergang bei Trafalgar ihr wenigstens Ehre, wenn auch nicht den Sieg verschaffte.

Hundertvierzigſtes Kapitel.

In München.

Ich und meine Gegner.

Nachdem ich Madrid verlaſſen hatte, bereiſte ich Spanien noch einige Monate in der Kreuz und der Quer. Ich ſah meine Geburtsſtadt Sevilla, ich ſah das Haus, in welchem ich geboren worden war, und welche Gefühle ergriffen mich! — Welch' ein Leben voller Wechſelfälle, voller Ereigniſſe, voller Erfahrungen lag zwiſchen dieſen beiden Momenten, da ich Sevilla als Kind verließ und jetzt wiederkehrte! Wie ein Traum ging mein vergangenes Leben an meiner Erinnerung vorüber, und welche Zukunft erwartete mich noch! — Sagte nicht Solon: Niemand iſt vor ſeinem Tode glücklich?. — Und ich war noch ſo jung, ſo viel ich auch erfahren hatte.

Ich geſtehe, daß ich mit etwas erleichtertem Herzen Spanien verließ. Ich kam durch Gegenden und Städte, welche die Spuren der Bürgerkriege an ſich trugen, welche Spanien in einer Reihe von Jahren verwüſtet hatten. Dieſer Anblick berührte mich ſehr ſchmerzhaft, es erfüllte mich mit Trauer, ein Land, welches von der Natur ſo reich begabt iſt, in ſo tiefem Elend zu ſehen. Ich athmete, wie geſagt, freier auf, als

ich endlich wieder die französische Grenze erreichte, als ich wieder auf französischem Boden stand, auf dem Boden eines Landes, welchem drei Revolutionen von so zerstörenden Folgen dennoch nichts von seiner Macht, seinem Einflusse, — von seinem klassischen Leichtsinne rauben konnten.

Bis Paris reiste ich fast ohne Aufenthalt, nur in Bordeaux verweilte ich mich, denn ich konnte nicht umhin, in dieser Stadt des Tanzes die Bühne zu betreten. Diese Stadt hat bekanntlich eines der prächtigsten Theater der Welt. Der Herzog von Richelieu verausgabte mehr als drei Millionen für seinen Bau, welcher drei Jahre währte. — Das Ballet von Bordeaux genießt seit langer Zeit einen außerordentlichen Ruf, und es fehlt fast bei keiner Vorstellung. Ich hatte alle Ursache, mit meinem Empfange sehr zufrieden zu sein, und der Beifall, welcher mir daselbst in so reichlichem Maße zu Theil wurde, wird noch lange in meinem Gedächtnisse leben.

In Paris hielt ich mich diesmal nur vierzehn Tage auf. Ich fand die alten Menschen, aber sehr viele neue Dinge. Denn in Paris ändert sich mit jedem Tage etwas. Wie könnten sonst die Pariser leben? — Wenn sich nichts Neues mehr machen will, dann wird ein wenig Revolution gemacht, ein Attentat auf die Regierung, auf das Ministerium, welches zuweilen mit dem Sturze der Dynastie endet und ganz Europa erschüttert.

So verließ ich Paris, um zum zweiten Male Deutschland zu betreten, welches in Bezug auf seine Loyalität den besten Ruf von der Welt hat.

In Baden machte ich sehr traurige Erfahrungen, welche im grellsten Contraste zu den Prophezeihungen meines Nasenpropheten standen, und endlich nach vielen und manchen an-

genehmen Erlebnissen kam ich gegen Ende September 1846 in München an.

Wenn ich mich daran erinnere, da ich zum ersten Male durch die Straßen dieser schönen, imposanten Stadt schritt, welche ein poetischer, geistreicher und kunstsinniger König mit so herrlichen Baudenkmälern geziert hat, da ich eine Fremde, Unbekannte, eine arme Ballettänzerin zum Theater-Intendanten ging, an seine Thür pochte und kalt empfangen wurde, da mir auf meine Bitte, mir ein Debüt zu gestatten, mit einem höflichen, aber kalten Nein geantwortet wurde; und wenn ich mich dann erinnere, wie bald nachher ich der Gegenstand einer allgemeinen, aber bittern Aufmerksamkeit wurde, dann erscheint mir diese ganze, wunderbare Epoche meines Lebens wie ein toller Fastnachtsspuk. —

Die Leser mögen nur bei Darstellung dieser Ereignisse, welche ihren Privat-Character verlieren und der Geschichte angehören, nicht vergessen, daß ich selbst eigentlich Nichts gethan habe, um einem Verhältnisse, welches mich so sehr beglückte, einen öffentlichen Character zu geben, daß ich von einer Partei gewaltsam in den Strudel von Ereignissen hineingezogen wurde, die zu veranlassen durchaus außer meinem Willen lag.

Ohne Gewissensbisse gehe ich an die Enthüllung eines so wichtigen Abschnittes meines Lebens, das nur guten Ideen, guten Absichten geweiht gewesen ist.

Ich stehe vor mir selbst vollkommen gerechtfertigt da.

Zu einer Macht gelangt, welche fast die einer Königin war, habe ich mich rein von allen Intriguen gehalten, zu denen so oft diejenigen ihre Zuflucht nehmen, welche eine erlangte hohe Stellung um jeden Preis behaupten wollen. —

Ich habe nichts gethan, nichts gedacht, was dem Volke

zum Unheil, zum Unglücke gereichen konnte, dessen König mich mit seiner großmüthigen Huld beglückte.

Ich habe meinen Einfluß, wenn ich jemals solchen im geringen Maße ausübte, nur dazu benutzt, Gutes zu thun, den Bösen zu verzeihen, und dem üblen Leumund, welcher mich auf jegliche Weise zu schmähen und in den Augen des Volkes herabzuwürdigen versuchte, mit Verachtung zu begegnen.

Die zwei Jahre eines Lebens an der Seite eines Königs sind ohne allen Vorwurf für mich und den Königlichen Herrn, der so innig für sein Volk fühlte und es mit einer Liebe umfaßte, die leider nur zu oft von denjenigen falsch gedeutet wurde, welche Liebe zum Könige heuchelten, und denen dennoch nichts mehr am Herzen lag, als die Königliche Gewalt in den Augen des Volkes herabzusetzen, zu begeifern, und diese Herabwürdigung für ihre selbstsüchtigen Zwecke auszubeuten.

Ich werde dies alles darstellen *sine ira et studio*, denn ich bin weit entfernt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ich will nur gerecht gegen mich und den Königlichen Gebieter sein, der so gute, edle und erhabene Absichten hatte, und gleichwohl so schlechten Dank erhielt. —

Wahrlich, die Könige sind zu bedauern.

Scheint es nicht, als glaubten gewisse Leute das Recht zu besitzen, ihre Neigungen, ihre Liebe, ihren Haß auf diejenigen Gegenstände zu lenken, die sie in ihrer frevelhaften Eigensucht lieben oder hassen? —

Als dürfe ein König kein eignes Herz besitzen, keine Neigungen, die seiner Individualität entsprangen, als müßte ein König aufhören, ein Mensch zu sein, und unter allen Umständen sich von den Augen, Ohren, Empfindungen, Wünschen und Absichten, und kämen sie aus der getrübtesten Quelle, abhängig machen.

Wie man an der Seite eines Königs empfinden muß, ich werde es Euch lehren, ja, ich werde es Euch zeigen, die Ihr, — die Ihr Euch mit so vieler Heuchelei die Stützen des Thrones nennt, — mit so nichtswürdiger Insinuation beleidigt habt, die Ihr vor den Augen Deutschlands, Europas als ein verworfenes Wesen dargestellt habt, — welches um die Liebe eines Königs buhlte, um nichts aus ihr zu machen, als eine reiche Quelle zur Befriedigung thörichter Eitelkeit.

Ich werde mich auch in diesem Verhältnisse zeigen, wie immer, so wie ich bin, nicht schlechter, nicht besser.

Ihr sollt nicht den Triumph haben, Ihr Männer der Verschwörung, die Ihr Liebe für das heuchelt, was Ihr zu verderben oder doch wenigstens ohnmächtig zu machen trachtet. Ihr sollt nicht den Triumph haben, sage ich, daß ich mich wie einen Engel hinzustellen strebe, der eitler Dinge nicht fähig wäre, die jedem Menschenherzen anhaften, bis er in finsterm Grabe ruht!

Aber ich werde zeigen, daß ich unendlich viel besser bin, als diejenigen, welche mit dem Rufe das Volk zu entflammen suchten: Steinigt sie.

Möchte der hochherzige König, wenn er von diesen Zeilen Kunde erhält, sich erinnern:

> Wie Lola Montez zu jeder Zeit die wahre Größe, die Erhabenheit des Gemüths und Charakters, den wahren Mannesstolz- und Muth höher geachtet hat, als alle Schätze, mit denen sich nichtige, neidische Eitelkeit brüstet und ein Glück zu erkaufen und zu erkünsteln sucht, welches, da ihm die innere Befriedigung, der innere Werth gebricht, zum Unheile derjenigen ausschlägt, die sich mit solchem Glücke zu täuschen und einzulullen suchen.

Hunderteinundvierzigstes Kapitel.

Die öffentlichen Zustände Bayerns bei meinem Erscheinen.

Bevor ich näher auf meine Münchener Erlebnisse eingehe, welche ich dem Urtheile des billig denkenden und edleren Theils des Publicums anheimgebe, erlaube ich mir eine geschichtliche Skizze der bayrischen öffentlichen Zustände zu geben, von denen ich freilich damals, als ich dieses Land zum ersten Male betrat, keine Ahnung hatte, und die mich überhaupt nur nach und nach ein glücklicher Takt herausfühlen ließ.

Ich bediene mich zu diesem Zwecke der geistreichen Feder des Dr. Erdmann, der, wenn er auch keineswegs als mein Freund, so doch als ein erklärter Gegner derjenigen Partei erscheint, die an meinem Sturze arbeitete, und deren Sturz nicht ich veranlaßte, wie das Land glaubte und die Presse verbreitete, sondern die ohne mein Hinzuthun in die Grube stürzte, welche sie für mich gegraben hatte.

Werfen wir einen Blick auf die Rolle, welche Bayern in den früheren religiösen Kämpfen gespielt hat, so sehen wir es auf der Seite des Pabstthumes, alliirt mit den Interessen der

katholischen Kirche, wenn auch theilweise hierin seinem eigenen Interesse dienend. Bayern war von jeher bis nach der Reformation guelfisch-katholisch und die Seele der gegen die Unionen der Protestanten sich bildenden Ligue. Der von Seite der Kirche 1773 aufgehobene und 1814 wieder sanctionirte Orden der Jesuiten hatte hier seine Wirksamkeit und seinen Einfluß nie ganz aufgegeben, war 1777 bereits wieder in schönster Blüthe und machte sich besonders bemerkbar im Processe gegen den von Weishaupt gestifteten Illuminatenorden, auf den wir später nochmals kommen werden. Die Anklage, derselbe sei politisch gefährlich gewesen, hat sich nicht begründen lassen, und erschien auch seine Aufhebung gesetzlich und rechtmäßig, weil dieser Orden einen geheimen Staat im Staate bildete, so konnte man doch die Art nicht billigen, mit der man verfuhr, — aber so viel ist gewiß: durch seine Tendenz der Veredlung und Aufklärung der Menschheit, welche über die kirchliche Zerrissenheit gehoben werden sollte, war er der gefährlichste Feind des Jesuitismus, dessen Form er annahm, um ihn selbst zu überwinden, das heißt: den materiellen Teufel durch den formellen auszutreiben. Solch ein Plan jedoch mußte in jener Zeit scheitern, wo der Jesuitismus noch zu mächtige Arme hatte, und neben großen inneren Kämpfen unter der traurigsten Beengung der Denk-, Gewissens- und Preßfreiheit eine totale Verfinsterung hereinzubrechen drohte.

Zum Glück für Bayern ging aber ein Stern auf, der als König Maximilian Joseph (1799 bis 1825), dessen Milde, Herablassung und Menschenfreundlichkeit noch immer in herzlicher Erinnerung fortlebt. Er war es, der zuerst den Funken der Humanität und Intelligenz zur Flamme anzufachen suchte in jener kalten Winternacht. Er war es, der die Toleranz eines Friedrich und Joseph auch auf bayerischen Boden verpflanzen

rollte, gegenüber gräulicher Intoleranz. Den heftigsten Widerstand fand er da, wo ihn Joseph II. zu finden fürchtete, wenn er in seinem Toleranzedicte sagt: „Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viele werde zu überwinden haben, und daß die meisten von denen herkommen, die sich deine Priester nennen.“ Diesen heftigen Widerstand fand er an den Jesuiten, an den von ihnen beeinflußten Korporationen und Personen, sonst überhaupt an der katholischen Kirche. Hören wir, was ein damals lebender katholischer Schriftsteller, Dr. Prentel, Professor der Theologie in Würzburg, in seinem Kirchenrecht S. 76 sagt. „Bayern war „ein rein katholisches Land, und die Grundsätze der Duldung, „früherhin von Friedrich dem Großen und andern weisen Regenten zur offenbaren Beförderung des öffentlichen Wohlstandes aufgestellt, und von Kaiser Joseph, wiewohl unter ungünstigen Umständen und unerwarteten Schwierigkeiten, in „Oesterreich nachgeahmt, hatten in Bayern nicht Wurzel geschlagen; schon seine bei der Reformation angenommene Stellung und gespielte Rolle, seine landständische Verfassung, die „Denkungsart seiner Einwohner und eine mächtige Geistlichkeit, die unter fremden Bischöfen stand, schienen sich entgegenzusetzen. Noch im Jahre 1801 gab es Protestationen gegen „die bürgerliche Aufnahme von Protestanten in die Hauptstadt.“ Dieses Letztere bezieht sich auf die Weigerung des Münchner Magistrates und der bayrischen Landstände, den Kaufmann Koch und Weinwirth Michel, Beide reformirter Konfession, als Bürger aufzunehmen, obwohl Maximilian Joseph in einem Edict vom 10ten Januar 1800 erklärt hatte, es solle die Ansäßigmachung nicht mehr vom katholischen Bekenntniß abhängig gemacht werden. Nur die energischsten Maßregeln und ernstesten Drohungen von Seiten der Landesdirection konnten

den widerspenstigen und satanischen Sinn jener Korporationen beugen. Es ist dies hinlänglich, um einen Geschmack von dem Geiste zu geben, der damals herrschend war, aber noch heutzutage hört man hin und wieder sich klagend äußern: „Wäre nur damals der Magistrat beharrlicher gewesen, München erfreute sich einer blos katholischen Bevölkerung (es sind deren nun mehrere Tausende)," obwohl der gebildete Theil der Münchner Bürgerschaft tolerant und friedliebend ist.

Maximilian Joseph lebte also im Kampfe mit einer verletzenden Geistlichkeit, wenn er Volksbildung zu heben, den Obscurantismus und die Intoleranz zu verbannen suchte. Indem er einen neuen Geist einleitete, hat er für Bayern viel gethan; ihm verdankt es seine Verfassung oder Constitution, wodurch für Person und Eigenthum Sicherheit, für Denk-, Gewissens- und Preßfreiheit freiere Normen, für die drei christlichen Confessionen ungehärmte Religionsübung und gleiche Berechtigung im Staatsbürgerthum zugesichert wurden. Die katholische Kirchenverfassung wurde durch das 1817 mit Pius VII. geschlossene Concordat organisirt. Für die Protestanten wurde eine Consistorialverfassung gegründet. Die Erziehungs- und wissenschaftlichen Bildungsanstalten wurden verbessert und geregelt. In allen Zweigen der Verwaltung machte er seinen wohlthätigen Einfluß geltend, und so hat er das unbestrittene Verdienst, Bayern aus dem Roben herausgearbeitet und den Grundsätzen der Toleranz, Humanität und Intelligenz Raum zur weiteren Entwickelung gegeben zu haben. Das ist's, was ihn in der Erinnerung eines jeden humanen Bayern unvergeßlich macht, denn schwer ist jeder Grundbau, wo so harter Boden und ungünstiges Terrain vorhanden ist.

Das war im Ganzen die Lage der Dinge bis zum Concordat. Schon seit der Wiedereinsetzung (1813—1814) des

in Savona 1809 von Napoleon gefangen gehaltenen Papſt Pius VII., des bekannten Wiederherſtellers des Jeſuitenordens, hatte zwar die römiſche Curie angefangen, ihr verlornes hierarchiſches Gebiet wieder zu erobern, aber in Bayern wurden die dazu geeigneten Anknüpfungspunkte hauptſächlich mit dem Concordate gegeben. Die in der Verfaſſung ausgeſprochene gleiche Berechtigung der Proteſtanten war ein Gegenſtand, der Papſt Pius VII. zu jenen principiellen Beſchwerden im Jahre 1819 Veranlaſſung gab, deren wir ſchon früher Erwähnung gethan haben, und worin die Parität der proteſtantiſchen und katholiſchen Confeſſion als Verführerin zum religiöſen Indifferentismus, zur Verletzung der Wahrheit und Sanctionirung des Irrthumes hingeſtellt wird. Es wird ſich im Laufe dieſer Darſtellung klar erweiſen, worin der Kampf des Katholicismus und Proteſtantismus auf dem politiſchen und kirchlichen Gebiete in Bayern ſeine Baſis habe. Der alte Streit iſt es zwiſchen Kirche und Staat, der ſich dieſes Mal unter der Form eines Streites zwiſchen Concordat und Verfaſſung darſtellt. Die Geſchichte hat erwieſen, daß Tractate des Staates mit der Curie von jeher den Staat in Verlegenheit gebracht haben, indem die Curie nur dann und ſo pactirte, wenn ſie im Hintergrunde ihren Vortheil ſah. Dieſen Hintergrund hatte man bei Schließung des Concordates von Seite des Staates entweder nicht erkannt oder in verhängnißvoller Nachgiebigkeit gering geachtet, oder man war wirklich überliſtet worden. Offenbar aber iſt jenes Concordat ſchon an ſich ein Vorzug, den man der katholiſchen Kirche bewilligt hat, man erkannte die katholiſche Kirche als dem Staate ebenbürtige Macht an, mit der man einen Vertrag ſchließen muß, um nicht gefährdet zu ſein, während die proteſtantiſche Kirche, weder als

Macht anerkannt, noch gefürchtet, solch einen Vorzug nicht genoß. So war denn das Concordat der Stein, welchen die katholische Kirche in das Gebiet der Verfassung warf, es war der Stein, welchen der Protestantismus zu schleppen hatte, es war der Stein, der den constitutionellen Fortschritt hemmte, es war der Stein des Anstoßes zwischen Katholiken und Protestanten, der Eckstein, auf den bis in die neuesten Zeiten herein die ultramontane Partei und das mit ihr verwachsene Abel'sche Ministerium ihr Gebäude gegründet haben. Ob Constitution, ob Concordat — das sind die principiellen Fragen, welche die politisch-kirchliche Geschichte Bayern's zu lösen suchte. Ob das Concordat der Verfassung zu weichen habe, oder umgekehrt — darin ruht der Kampf der katholischen und protestantischen Kirche in Bayern. Gelöst ist diese Frage noch nicht: Abel's Verwaltung hat entschieden dem Concordat gehuldigt. Der Landtag von 1846 hat noch nichts abgeschlossen, doch wird und muß dieser Gegenstand auf dem nächsten Landtage zur ernstesten Berathung kommen müssen, ob zur Entscheidung, das heißt, zu einer Entscheidung, die allgemein versöhnt, das ist zweifelhaft, so lange einzelnen Kirchen Prärogative zuerkannt werden.

Man sieht daraus, daß es schon ein Fehler war, überhaupt nur ein Concordat zu schließen; es mehren sich aber die Bedenklichkeiten, wenn wir den Inhalt des bayerischen Kirchenvertrages kritisch mustern. Schon im ersten Artikel heißt es: „Die römisch-katholisch-apostolische Reli„gion wird in dem ganzen Umfange des Königreichs „Bayern und in den dazu gehörigen Gebieten un„versehrt mit jenen Rechten und **Prärogativen** er„halten werden, welche sie nach göttlicher Anord„nung und den kanonischen Satzungen zu genießen

„hat.“ Dieser Artikel spricht also von Vorrechten, welche die römische Curie sich ausbedungen, und welche n[illegible]göttlicher Anordnung und obendrein nach den kanonischen Satzungen zu genießen sind, und der kanonischen Satzungen sind doch viele, sehr viele, aus den ältesten und finstersten Zeiten des Christenthums, Satzungen, die hier hauptsächlich gegen die Ketzer gerichtet sind. So hat man denn mit wenigen Federzügen eine Welt von Ansprüchen zugegeben und, um einen Volksausdruck zu gebrauchen, die Katze im Sacke gekauft. Daß diese Prärogative mit der in der Verfassung ausgesprochenen Parität nicht übereinstimmten, sahen die Protestanten natürlich ein, und es erfolgten sofort von ihrer Seite Adressen und Bitten an den Thron um Aufrechthaltung und Sicherstellung des Rechtszustandes der protestantischen Kirche und ihrer in der Constitution erworbenen Rechte. Maximilian Joseph, dem es mit jener Parität in jedem Falle Ernst war, gab folgende beruhigende Erklärung in einem Rescript vom 12. März 1818: „Daß Allerhöchstdieselben nicht nur alle in Bezie„hung auf die kirchlichen Verhältnisse der protest„antischen Gemeinde erlassenen früheren Edicte „und Verordnungen aufrecht erhalten, sondern „auch denselben gegen jeden Einfluß der katholi„schen Geistlichkeit volle Sicherheit verschaffen „werden, und daß daher Se. Königl. Majestät nun„mehr auch erwarten, daß im Vertrauen auf die „bekannten hierdurch bestätigten Grundsätze Ihrer „Regierung in Religionsangelegenheiten keinen „weiteren Besorgnissen werde Raum gegeben wer„den.“ Die römische Curie blieb jedoch auch nicht unthätig, um sich aller Concessionen im Concordate so viel als möglich zu versichern, und so erschien denn am 15. September 1821

eine Verordnung, den Vollzug des Concordates betreffend, worin nicht nur, ohne alle Bezugnahme auf die Staatsverfassung, wie der Criminalist und Staatsrath von Feuerbach bemerkte, uneingeschränkt, befohlen wurde, daß dieses als Staatsgesetz geltende Concordat in allen seinen Theilen in volle Ausübung gebracht werden solle, und allen Behörden obliege, sich genau nach seinen Bestimmungen zu achten, sondern auch hinsichtlich des auf die Verfassung abzulegenden Eides Folgendes verordnet ist: „Zugleich „fügen wir zur Beseitigung aller Mißverständnisse „über den Gegenstand und die Beschaffenheit des „von unseren katholischen Unterthanen auf die „Constitution abzulegenden Eides die Erklärung „bei, daß, indem wir unseren getreuen Unterthanen die Constitution gegeben haben, unsere Absicht nicht gewesen sei, dem Gewissen derselben „im Geringsten einen Zwang anzuthun; daß daher „nach den Bestimmungen der Constitutionen selbst „der von unseren katholischen Unterthanen auf „dieselbe abzulegende Eid lediglich sich auf die „bürgerlichen Verhältnisse beziehe, und daß sie „dadurch zu Nichts werden verbindlich gemacht „werden, was den göttlichen Gesetzen oder den katholischen Kirchensatzungen entgegen wäre."

Wer sieht hier nicht die Machinationen der römischen Curie, einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus die constitutionelle Gleichstellung umgangen oder aus dem Wege geräumt werden könne? Wer erkennt in dem Concordat und der darauf folgenden Vollzugsverordnung, worin die Staatspflichten auf das Gewissen reducirt werden, nicht eine stets vorräthige Angriffs- und Vertheidungswaffe der katholischen

Kirche, dem Staate und der protestantischen Kirche gegenüber? O das Gewissen! es giebt ein gutes, ein böses, ein enges, ein weites, ein strenges, ein zartes, ein leichtsinniges, ein schlafendes, ein wachendes und auferwecktes, sogar ein protestantisches und katholisches Gewissen. Die Geschichte der Religion lehrt, daß oft der größte Fanatismus, die entschiedenste Intoleranz zur Gewissenssache wurde: die Ketzer auszurotten erschien als heilige Pflicht. Das Gewissen in letzter Instanz ist der Pabst, in erster der Beichtvater. Auf solch breiter Basis kann das Concordat über die Verfassung gestellt werden, und diese letztere gilt überhaupt nur insoweit, als sie dem Concordat conform ist. So wird die Parität zur offenbaren Ungleichheit, und die katholische Kirche könnte, wenn sie die Macht besäße, laut Vertrag einen kirchlichen Absolutismus üben.

Erst aber seit den Kölner Ereignissen zeigte die katholische Kirche eine kühnere Stirne in ihren hierarchischen Ansprüchen, welche unter den früheren Ministerien und von den jeder Intoleranz abgeneigten Regenten Maximilian und Ludwig stets gemißbilligt worden waren und auch in dem größten Theile der Bevölkerung keine Sympathien für sich gehabt hatten. Zwar sind auch früher einzelne Tribulationen hin und wieder vorgekommen, wie in Ingolstadt, wo man einer protestantischen Kirchengemeinde keine Kirche einräumen wollte, oder in der alten Universitätsstadt Landshut, wo der Magistrat die Errichtung eines bleibenden protestantischen Gottesdienstes zu verhindern suchte und in einer an die höchste Stelle gerichteten Eingabe die merkwürdigen Worte geäußert haben soll: „die Stadt habe in der letzten Zeit Unglück genug gehabt und wünsche mit diesem neuen verschont zu werden," oder in Amberg, wo man den Protestanten ohne Gotteshaus eine von den dreizehn Kirchen im nächsten Umkreis

nicht überließ, — aber im Ganzen herrschte doch der Geist der Toleranz und Friedseligkeit zwischen den beiden Confessionen, gehegt, gepflegt und bewacht von oben, und selbst in der Geistlichkeit lodert im Ganzen nicht jenes ultramontane Begehr oder der göttliche, vom heiligen Geiste geleitete Instinct des Görres.

Der eigentliche Wendepunkt der Lage der Dinge in Bayern trat mit dem Kölner Ereigniß ein, oder, wie die Ultramontanen sagen, mit der Erhebung der katholischen Kirche gegen das bureaukratische System in Deutschland, mit dem Erwachen jenes katholischen Geistes und göttlichen Instincts, in welchem die historisch-politischen Blätter die Gegenwart Gottes sehen. In jene Zeit fällt auch der Wechsel des bayerischen Ministeriums, bei welchem Herr von Abel statt des Fürsten von Wallerstein die Leitung des Landes übernahm. Das von nun an bestehende Verhältniß der Lage der Dinge zu der früheren bezeichneten die historisch-politischen Blätter treffend mit den Worten: „Der Fürst Wallerstein sei der letzte Minister der alten Ordnung gewesen, mit dem jetzigen Minister habe eine neue, mit der Veränderung des katholischen Bewußtseins in der Weltlage verknüpfte Ordnung begonnen, gegen welche von Seite der alten nun rückgewirkt werden sollte."

Von dieser Zeit an ist der latente Krankheitsstoff, welcher bisher durch Palliativmittel niedergehalten worden war, offen zum Ausbruche gekommen und hat die Lebensprincipe des bayerischen Staates angegriffen. Die im Keime vorhandenen inneren Zerwürfnisse entwickelten sich, indem die katholische Kirche durch ihre Siege am Rhein sich mächtig genug fühlte, an der Isar einen Kampf zu wagen. Das Abel'sche Ministerium diente der ultramontanen Partei zur Stütze, wie denn dieselbe offen sagt, Abel habe gleich von vornherein in kirchlichen Dingen auf feste principienhafte Weise zu verfahren, die büreau-

kratiſchen Feſſeln zu löſen und die werthesten politiſchen und moraliſchen Principien zu vertreten. Das Weſen des Kampfes beſtand lediglich darin, die ganze ſeit Maximilian hervorgetretene Ordnung der Dinge von Bayern in kirchlich-politiſcher Beziehung anzutaſten und in Zweifel zu ziehen. Die Verfaſſung oder, um im Abel'ſchen Sinne zu ſprechen, der Geiſt der Verfaſſung ſollte unter das Concordat gebeugt werden. Das, was man büreaukratiſche Willkühr nannte, war demnach nur ein Euphemismus, weſentlich aber nichts Anderes, als der Streit der katholiſchen Kirche gegen die Rechte des Staates auf kirchlichem Boden, der Streit zwiſchen Concordat und Conſtitution. Die proteſtantiſche Bevölkerung konnte in dem von nun an befolgten Syſteme nur einen Feind des heiligen Princips der Parität erkennen und trat vor den Thron mit ihren Beſchwerden über Verletzung der verfaſſungsmäßigen Rechte der proteſtantiſchen Kirche. Dahin gehören die Beſchwerden über die Kniebeugungsordre, über die Verletzung der verfaſſungsmäßigen Rechte der Generalſynoden, über Connivenz gegen katholiſche Geiſtliche bei Converſionen und Unterrichtsertheilungen an Minderjährige. Es entſtand Bitterkeit in den Gemüthern bei adminiſtrativen Abſchlägen wegen Bildung neuer Gemeinden, wegen Beſchränkung des Gottesdienſtes zerſtreut lebender Proteſtanten und ähnlicher Plackereien, deren wir ſchon früher Erwähnung gethan haben. Unter den Proteſtanten war es einmal zur Ueberzeugung geworden, der Miniſter fördere nur katholiſche Intereſſen, und beeinträchtige die proteſtantiſchen und ſtaatlichen. Die Kniebeugungsordre, das proteſtantiſche Bewußtſein verletzend, erſchien als Demüthigung des Proteſtantismus, als erlaſſen zur Erhöhung des Glanzes des katholiſchen Cultus; gegen die dogmatiſchen Bedenken war der militäriſche Geſichtspunkt nicht ſtichhaltig

So veranlaßte diese Ordre bittere Polemik im In- und Auslande, in Journalen und Broschüren. Sie veranlaßte Petitionen und heftige Kammerdiscussionen. Die Beanstandung der Competenz der Synoden rief ein schwer zu beseitigendes Mißtrauen hervor. Die Verweigerung der Bestrafung eines katholischen Geistlichen, auf die Beschwerde bezüglich des Uebertritts und der Unterrichtsertheilung an Minderjährige, begründet auf der Basis der Gewissensfreiheit erschien als Convenienz gegen die katholischen Geistlichen, als einseitige Förderung der katholischen Kirche. Die gelegentlichen anderen Verfügungen bei Organisationen von neuen protestantischen Gemeinden wurden nur als kränkende Beschränkungen des Protestantismus, als ultramontane Bosheit angesehen. So erkannte man denn auch das Verbot des Gustav-Adolph-Vereins nicht als aus politischen Gründen hervorgegangen, sondern, so wenig auch dieser Verein dem Fortschritte der Zeit entsprechen mochte, als dahin abzweckend, die bayerische protestantische Kirche von dem Gesammtstamme des deutschen Protestantismus loszureißen, ihr den Saft aus jener gemeinsamen Wurzel zu entziehen oder sie in ihrer Isolirung leichter mit dem katholischen Fluidum electrisiren zu können. Rechnet man nun ferner hin und wieder vorkommende Gehässigkeiten der katholischen Geistlichkeiten hierher, wie bei der Beisetzung der verstorbenen Königin Caroline, wo die protestantische Geistlichkeit, obwohl die Königinwittwe der protestantischen Religion angehört hat, in der Theatinerkirche als das fünfte Rad am Wagen erschien und überhaupt mit Zurücksetzung behandelt wurde; wie bei der protestantischen Gemahlin des Fürsten von Thurn und Taxis, deren Leib in die Fürstengruft von Sanct Emmeram aufzunehmen, dem zarten Gewissen der Regensburger Geistlichkeit suspect erschienen sein soll; ruft man

ſich ferner die kriegeriſchen Kanzelvorträge des Predigers Eberhard zu München in's Gedächtniß, womit vielleicht ein weiter zu ſpinnender Streit über die gemiſchten Ehen eingeleitet werden ſollte; bringt man endlich die durch den Görres'ſchen Anaſtaſius inficirte Journal- und Broſchürenliteratur in Anſchlag, welche, wie die Sion, die Aſchaffenburgerzeitung, die hiſtoriſch politiſchen Blätter, die Augsburger Poſtzeitung, den reinſten Ultramontanismus predigend, theils über die Siege des Katholicismus frohlockten, die oberſte Verwaltung encouragirten, theils mit hämiſch-giftiger Polemik die proteſtantiſche Oppoſition der Widerſpenſtigkeit gegen die Staatsgewalt und des politiſchen Radicalismus beſchuldigten, ähnlich dem Abel'ſchen Verfahren bei den Kammerverhandlungen, — ſo bekommt man einen Begriff von der gegenſeitigen Stellung der katholiſchen und proteſtantiſchen Confeſſion, ſowohl in den Kreiſen der höheren Geſellſchaft als im gewöhnlich bürgerlichen Leben, ſowohl von Seite des Miniſteriums als von Seite der leitenden Behörden der katholiſchen und proteſtantiſchen Kirche.

So war denn alles Vertrauen auf das Abel'ſche Miniſterium in den proteſtantiſchen Gemüthern gewichen; es erſchien als ein guelfiſches, als Träger des Ultramontanismus, verhaßt dem Zeitgeiſt, ſtreitend mit der Natur und Aufgabe des bayeriſchen Staates. So kam Bayern beim ganzen Auslande in den Ruf und den Vorwurf des pfäffiſchen Obſcurantismus; durch die Preſſe wurde das, was blos Korporationen, Behörden, Parteien und ihre Leiter verſchuldeten, auf's ganze Land übergetragen, und es erging dem armen Bayern, der ohnedem ſchon genug geſchlagen war, wie dem Böotier, von dem der Dichter ſagt:

„Vervecum ex patria crassoque sub aëre natus.“

Hundertzweiundvierzigstes Kapitel.

Meine erste Unterredung mit dem Könige.

Der Intendant des Hoftheaters. — Abschlägiger Bescheid. — Audienz beim Könige. — Mein Portrait. — Ohrfeigenhistorien.

So waren die Verhältnisse, als ich, eine völlig Uneingeweihte in alle diese Controversen, in München auftrat. Ich war nichts als eine Tänzerin, und wollte auch in München nichts anderes sein. Einer meiner ersten Gänge war also zum Theater-Intendanten der Münchner Hofbühne, aber es gelang mir nicht, diesen Herren für meine Bedingungen, die gewiß nicht zu hoch geschraubt waren, zu gewinnen. Nach einer Unterhaltung, die wohl eine gute halbe Stunde gewährt haben mochte, verließ ich ihn ohne Hoffnung, in der bairischen Residenz meinen Zweck zu erreichen.

Aber ich gehöre nicht zu denjenigen Frauen, welche von ihrem Eifer für einen Vorsatz ablassen, so bald sich ihnen ein ernstliches Hinderniß in den Weg stellt. Gänzlich unbekannt, vom deutschen Journalismus fast ganz ignorirt, ohne irgend einen mächtigen Schutz, dessen ich mich doch mehr oder weniger in allen Ländern, welche ich bisher besucht, zu erfreuen hatte, kam mir die unter solchen Umständen gewiß natürliche Idee, — mich direct an den König zu wenden.

Ich schrieb also an Sr. Majestät und bat um eine Audienz, und sie wurde mir zu Theil.

Obwohl ich mich noch genau der Unterredung erinnere, welcher ich von Sr. Majestät gewürdigt zu werden das Glück hatte, so will ich doch nur im Allgemeinen sagen, daß diese erste Audienz eine Quelle der glücklichsten Empfindungen für mich war.

Sr. Majestät sprachen mit mir mit der größten Leutseligkeit und fragten nach meiner Herkunft, und ich nahm keinen Anstand zu versetzen:

Sire, ich bin von spanischem Geblüt, und an meiner Wiege wurde es mir nicht vorgesungen, daß ich dereinst als Balletänzerin fast ganz Europa durchirren sollte, ich würde lügen, wollte ich sagen, durchtanzen. Denn, obwohl dem Tanze bis zur Leidenschaft ergeben, habe ich dennoch erfahren, daß das Leben einer Tänzerin mehr über Dornen als über Rosen führt. Mein Leben — und ich bin, wie sie sehen, noch weit entfernt, von der Jugend als von einer Vergangenheit reden zu müssen — ist reich an den Wechselfällen des Geschickes, durch welches der Himmel oft diejenigen, welche er liebt, und wohl auch oft diejenigen, welche er haßt, zu führen pflegt. Aber ich beklage mich nicht, denn in welche Verhältnisse auch immer die Vorsehung mich bringen mag, niemals wird mir das Vertrauen auf ihren Beistand schwinden, und ich weiß, daß es Menschen, daß es Herzen giebt, welche um so mehr das Unglück schützen, als sie der Allgütige glücklich gemacht.

Nachdem ich diese Worte gesprochen hatte, blickte mich der König wohlwollend an und sagte:

Was mich betrifft, meine liebe Donna, gehöre ich zwar nicht zu den Glücklichen, denn noch vieles fehlt, daß mein Herz befriedigt sei, aber ich bin doch so glücklich, Ihnen Ihren Wunsch gewähren zu können.

Nachdem Sr. Majestät ein paar Zeilen niedergeschrieben hatten, fuhren Sie fort:

Sie sind also Spanierin?

Ich bin Andalusierin, Sire, Sevilla ist meine Geburtsstadt, aber ich habe meine Vaterstadt fast nicht gekannt, da ich sie als ein Kind verlassen mußte. Als ich sie vor einigen Monaten wieder sah, waren wir uns beide gegenseitig sehr fremd, ich mußte meiner Erinnerung Gewalt anthun, um selbst die Gegenstände wieder zu erkennen, welche mit meinen ersten Tagen in einiger Beziehung standen, und von denen meine Eltern mir zuweilen erzählt hatten.

Ich beklage Ihre Landsleute, sagte nach einer Weile der König, sie können aus der Revolution gar nicht heraus kommen, was soll bei diesen Zuständen aus dem armen Lande werden? —

Sire, versetzte ich, meine Landsleute sind brav und loyal, und mein Vaterland würde glücklich sein, hätte es Kraft und Energie genug, sich von zwei Uebeln zu befreien.

Und die wären? fragte der König.

Nach meiner Ansicht, Sire, müßte Spanien weniger bigott und mehr wahrhaft fromm, weniger liberal und mehr verständig sein.

Ach ja, sagte der König ein wenig bitter lächelnd, da mögen Sie Recht haben, meine liebe Donna, aber Sie haben da ein Uebel genannt, welches nicht allein in Spanien die Quelle vielen Unglücks ist.

Wir waren unwillkührlich auf das politische Terrain gekommen, aber wir verließen auch sofort dieses Thema wieder, und nachdem der König noch einige huldvolle Fragen an mich gerichtet hatte, entließ er mich unter den gnädigsten Ausdrücken.

Ich traf auf manchen spöttischen, auf manchen neugierigen

Blick, als ich aus den Gemächern Sr. Majestät kam. Die Unterredung war nicht ganz kurz, und ich bemerkte wohl, daß mir diese Audienz sehr rasch Freunde und Feinde geschaffen hatte, und doch war es nichts, als das allerdings erhabene Bewußtsein, an einem gütigen, milden Könige einen Beschützer gefunden zu haben, welches ich von dieser Audienz mit hinfort nahm.

Bald darauf erhielt ich ein sehr höfliches Schreiben vom Theater-Intendanten. Meinem Gesuch an ihn wurde vollständig nachgegeben, ja, es wurde mir nicht undeutlich zu verstehen gegeben, daß mir, selbst bei höher gesteigerten Forderungen, nichts entgegen stehe.

So war denn diese Angelegenheit bald zu meiner Zufriedenheit beigelegt, und ich hatte einige Tage darauf das Vergnügen, vor dem Münchener Publicum aufzutreten.

Die Hindernisse, welche mir entgegen traten, die Art und Weise ihrer Beseitigung durch die Güte des Königs waren, ich weiß nicht wie, dem Publicum schnell bekannt geworden, war das eine Veranlassung, mir mit einer Kälte zu begegnen, die ich allerdings nicht erwartet hatte? —

Ist es, daß man es eine Ausländerin, eine Fremde sollte fühlen lassen, daß sie vor den Augen des Königs Gnade gefunden hatte?

Oder waren schon jetzt gewisse Einflüsse thätig gewesen, mich in der Meinung des Publikums herabzusetzen?

Trotz dem trat ich zum zweiten und dritten Male auf, aber ich wurde immer mit derselben Kälte empfangen, obwohl es schon an Stimmen nicht fehlte, die mich gegen geheime Intrigue und Verläumdungen in Schutz nahmen.

Doch was that es mir?

Ich konnte mir die Gunst des Publikums nicht erwerben,

aber es gab doch Einen in Baiern, welcher mich mit Wohlwollen überschüttete, und dieser Eine galt mir mehr als das Publikum.

Nach dem dritten Male trat ich nicht wieder auf, aber bald wußte es ganz Baiern, daß ich unter dem persönlichen Schutze seines Königs stand.

Vielleicht hätte sich das Volk sehr wenig mit meiner Person beschäftigt, hätte es nicht im Interesse einer Partei gelegen, mich dem Volke gewissermaßen aufzudrängen. Man haßte nicht die Künstlerin, aber man haßte die Person, welche ein persönliches Verhältniß für politische Zwecke nicht ausbeuten wollte.

Da man sich umsonst bemüht, mich zu benutzen, wollte man mich verderben. — Ich kann wohl sagen, daß ich von allen Seiten mit ungünstigen Augen betrachtet wurde. Die jesuitische ultramontane Partei haßte mich, die liberale Partei liebte mich eben so wenig.

Es ist dies gewiß ein ehrenvolles Zeugniß für meine Stellung dem Könige gegenüber. Ich wollte ein edles Herz nicht zum Spielball der Parteien machen, und erst als man mich reizte, fühlte auch ich, — daß ich ein Weib sei. —

Die Journale, welche mich früher ignorirten, fingen plötzlich an, sich ungemein viel mit meiner Person zu befassen, die deutsche Presse, welche mich bisher nicht kennen wollte, erging sich nun in allerlei Hypothesen über meine Herkunft und meine Person überhaupt.

Ich bin nicht mehr eitel, als andere Frauen, vielleicht etwas weniger, aber ich muß gestehen, daß meiner Eitelkeit sehr wenig geschmeichelt wurde. Das Günstigste, was die deutsche Presse über mich schrieb, und was keinen kleinen Beisatz von Ironie hat, ist ungefähr in den folgenden Worten enthalten:

Wer Lola Montez eigentlich sei, woher sie stamme u. s. w.,

darüber zerbrechen sich alle in- und ausländischen Journale den Kopf. Es dünkt uns dies sehr gleichgültig zu sein, denn wozu sollen Taufscheine, polizeiliche Aufenthaltskarten, Genealogien denn eigentlich dienen? Sie können den Werth einer Person weder schmälern, noch erhöhen, und gerade dieses ekelhafte Forschen nach dem Ursprung und das hienach geformte Urtheil beurkundet den lächerlichen Zopf, der unserem Zeitalter, obwohl es ihn sorgfältig zu verbergen sucht, anhängt. Ob sie als Lola Montez in Spanien das Licht der Welt erblickt, oder als Betsey James in Irland, ob sie eine Landsmännin Cid's, oder O'Connell's sei, ob sie die Kunst des Ballettanzes, oder des Rossebändigens geübt, das kann im Grunde in ihrer Beurtheilung nichts wiegen. Wenn sie unstet und flüchtig in Madrid, Paris, London, Berlin, Kalisch, Warschau, Petersburg, Leipzig, Baden-Baden, Homburg, München auftaucht, so ist dies Künstlerleben und Künstlerneigung. Wenn sie, ein weiblicher Ulysses, oft sonderbare Fata bestand, mit Notabilitäten in Berührung kommt, zuweilen der polizeilichen Zartheit, wie in Berlin, Warschau, Baden-Baden aus dem Wege geht, wenn einer ihrer Verehrer das Unglück hat, ihretwegen erschossen zu werden, wenn sie mit ächt spanischer Herzhaftigkeit über einem polnischen Gensd'armen die Reitgerte schwingt, so zeigt dies Alles nur, daß ihr romantischer Character die Grenzen des gewöhnlichen Philisterlebens und der mit Unrecht zugemutheten engen weiblichen Sphäre zuweilen überschritt.

Lola Montez bleibt bei dem Allem eine ausgezeichnete Persönlichkeit. Leib und Seele hat ihr die Natur herrlich ausgestattet. Man denke sich eine schlanke und zartgliedrige Figur, mit reizenden, interessanten Gesichtszügen, tiefblauen Augen und blendend schwarzen Haaren, zartrothem Teint, mit

edler gebietender Stirn, Augenbraunen, welche Muth und Entſchloſſenheit verrathen, mit ſprechendem, liebfreundlichem Munde, in welchem Zähne ſtehen, wie eine Perlenreih' am Faden hängt. Die zierlichſte Hand, der niedlichſte Fuß ſetzt dieſes holde Frauenweſen in Bewegung. Es iſt der Mühe werth, zu ſehen, mit welcher Grazie und indianiſchen Muskuloſität ſie den Wagen beſteigt und verläßt, welcher ſie von ihrer jetzigen Wohnung in der Thereſienſtraße in das ihr vom Könige zugedachte, vom Grund aus neu erbaut werdende Palais in der Barrerſtraße täglich führt. Dort leitet ſie den Feinbau, denn ſie weiß, was Geſchmack und Pracht ſei. Haltung und Bewegung iſt würdevoll. Nichts gleicht dem Feuer ihrer Beredtſamkeit, das ſie auf die holdſeligſte Weiſe zu mildern weiß. Auch ihre Feinde müſſen geſtehen, daß man ſich in ihrer Nähe von ihrer Perſönlichkeit gefangen fühle, ihren Reizen kann Niemand widerſtehen, und ſelbſt dann, wenn ſie, äußerſt reizbarer Natur, in Leidenſchaft und Zorn geräth, in welchem ſie häufig thätlich wird, iſt ſie eine liebenswürdige Amazone. Sie iſt Liebhaberin eines regen Lebens; in ihren Zimmern duften die ausgeſuchteſten und herrlichſten Blumen; Sing- und Schauvögel beleben die Räume, Katzen und Hunde haben Bürgerrecht in ihrem Hauſe. Sie ſelbſt weiß ſich auf das Geſchmackvollſte zu kleiden, ihre Toilette iſt reizend, und wenn es gilt, iſt ihr nichts prächtig genug.

Wie ihr Leib, ſo hat auch ihre Seele herrliche Vorzüge. Sie iſt voll Geiſt und Witz, ihre Converſation iſt lebhaft, anregend, friſch. Keine Hofdame vermag es ihr im Scharfſinn zuvorzuthun. Ahnend weiß ſie, wer ihr Feind iſt, auch wenn er ſich hinter einer Larve zu verbergen ſucht. Sie durchſchaut die Pläne ihrer Gegner, noch ehe ſie denken entdeckt zu ſein, und weiß dann mit ſolcher Gewandtheit Minen und Gegenmi-

nen zu graben, daß ſie in ihren Netzen ſich verſtricken und in ihre eigenen Gruben fallen. Man ſieht, daß die Natur Vorſorge getroffen, ein Weſen zu ſchützen, welches einem Character und Temparamente gemäß in mancherlei Difficultäten ſich begeben muß. Es iſt die Nothwehr des gedrückten, verfolgten, überall beſchränkten weiblichen Geſchlechts. Wer mag es Lola verargen, wenn ſie ihre Vorzüge dazu benutzt, um auf ihre Art glücklich zu ſein?

So lautet dieſe ſonderbare Vertheidigung, die manches unrichtige Factum enthält, ich will aber genau acceptiren, was ſie ſchmeichelhaftes für mich ſagt.

Ich nehme Komplimente an, wenn ſie auch nicht aufrichtig gemeint ſind, in einer Welt, die ſich ſo oft an der Wahrheit verſündigt, iſt es gut, ſie aus jedem Gefäße entgegen zu nehmen.

Aber luſtig iſt es fürwahr, daß dieſelbe geiſtreiche Feder, welche ich ſchon einmal für mich habe ſchreiben laſſen, das deutſche Publikum neben dem tiefen Ernſt ſeiner hiſtoriſchen Darſtellung und den wichtigſten Fragen mit einer Ohrfeigenhiſtorie unterhält, als wäre dieſe gleichſam das erläuternde Portrait zu der obigen Beſchreibung.

Ich aber frage die Männer, womit wir Frauen es denn eigentlich verſchuldet haben, daß wir ihnen gegenüber dazu ſollten verdammt ſein, ſtets die Lämmer zu ſein, welche ſich niemals daran erinnern dürfen, daß die Wange eines Mannes für die Frauen nicht immer zum Küſſen da iſt? —

Wenn der Zorn der Brutalität begegnet, ſo glaube ich, hat er ein Recht dazu.

Und ich glaube, es gehört nicht zu den Staatsactionen, Jemandem eine Ohrfeige zu geben. Iſt das etwas, worüber ſich das ſtarke Geſchlecht beklagen kann, was auch nur der Mittheilung werth wäre, wenn eine Frau, die man eben deß-

halb, weil sie nur eine Frau ist, beleidigen zu können glaubt, diese Beleidigung mit einer Ohrfeige zurückweist?

Darüber nun sollte das Münchener Publikum empört sein.

Lächerliche Farce!

Welche Meinung man auch immer von einem Volke haben mag, so ist es, denke ich, dennoch absurd, zu glauben, daß das Münchener Volk um ein Paar Ohrfeigen willen eine Revolution zu machen im Stande sei, oder daß diese nur den geringsten Beweggrund zu einer solchen hätten abgeben können.

Ich denke von einem Volke besser.

Doch ich will die possirliche Geschichte, wie sich der Herr Verfasser ausdrückt, hier folgen lassen:

Wir glauben unseren Lesern nicht lästig zu werden, wenn wir in den Kreis unserer Berichte auch solche Thatsachen aufnehmen, welche spaßiger und possirlicher Natur sind. Zumal bilden diese Facta, was man kaum denken sollte, einen Hauptgrund, warum Münchens edle Bevölkerung so herzlich erbost über unsere Heldin war. Diese Facta sind die so hart berüchtigten und bezüchtigten Ohrfeigengeschichten. Wir erzählen dieselben so, wie sie uns am Meisten authentisch erscheinen, und wollen dem Leser recht gerne seine Kritik und sein Urtheil darüber belassen. So lächerlich nun aber diese Geschichten scheinen mögen, so haben sie doch auch eine ernste Seite, denn wenigstens eine derselben griff in ihren Folgen etwas tiefer in das Practische ein, indem die Versetzung eines Beamten dadurch bedingt war.

Eine Ohrfeige erhielt von Lola ein Practikant aus der Veterinärschule in München, der ihren erkrankten Hund in Behandlung hatte. Nachdem letzterer eine Zeit lang in des Thierarztes Spital gewesen und, wie es überhaupt Spitalkranken ergeht, nicht gesund geworden war, kam Lola in Ver-

son und erkundigte sich nach dem Schicksale ihres Lieblings. Etwas brüsque und dictatorisch erklärte der Arzt, das Thier sei keineswegs schon hergestellt, vielmehr sei die Krankheit etwas heftiger geworden. Entrüstet über diesen Gleichmuth und vielleicht auch über die schwache Heilkunst, welche sich als starke preist, vielleicht auch aus Mitleiden mit den vermehrten Schmerzen des Thieres gab sie dem Arzte eine Ohrfeige und nahm unverzüglich ihren Hund zu sich. Daß derselbe durch häusliche Pflege wiederhergestellt wurde, erhellt aus einem späteren Factum, bei welchem jener Hund nochmals seine Rolle spielt. Als der Practikant polizeiliche Ahndung wegen dieser Realinjurie ansprechen wollte, soll der König ein Handbillet an den Director der Veterinärschule geschrieben haben, und befreite auf diese Weise Lola von der Hand ihres drohenden Peinigers.

Eine zweite Ohrfeige bekam der Packknecht des Ingolstädter Boten, der eben mit Aufladen von Gütern beschäftigt war und einen großen, starken Hund zur Seite hatte. Zufällig passirte Lola, von zwei Herren begleitet, diese Straße. Ihr Hund, eine schöne schwarze Dogge, mochte Miene machen, den Hund des Packknechtes anzufallen. Der Packknecht schlug deßhalb ohne Weiteres mit einer Hadart nach dem Hunde Lola's, worauf Letztere blitzschnell auf den Packknecht eindrang und ihm eine derbe Ohrfeige versetzte. Derselbe war ganz consternirt, eine solche heroische Dame zu sehen, und verhielt sich ruhig. Nicht so das Publicum, welches sich während dieses Schauspieles in Masse versammelt hatte. Des Auflaufs halber begab sich Lola in einen Silberladen und mußte dort geduldig verharren, bis die lächerlich-tobend sich geberdende Menge nach Dazwischenkunft von einer Anzahl Gensd'armen und selbst des Polizeicommissärs auseinanderging. Der Packknecht

verklagte zwar Lola bei der Polizeibehörde wegen der erlittenen Injurie, in Anſehung aber, daß der Schlag ihn electro-magnetiſch durchzuckt und gerade keine eigentlich großen Schmerzen verurſacht habe, begnügte er ſich mit einigen Reichsthalern Schmerzensgeld und ſtand von der weiteren Verfolgung der Sache ab. So endete auch dieſer Spaß ohne fernere Folgen für Lola, und der König ſoll ſogar über dieſe Geſchichte herzlich gelacht und die Heldin wegen ihres Muthes belobt haben. Anders ſprachen die gekränkten Einwohner München's. Mit Pathos hörte man Männer und Frauen in die Worte des Unmuthes ausbrechen: „So weit iſt es gekommen, daß dieſe Fremde bayeriſche Bürger ungeſtraft ſchlagen kann!" Fürwahr, der Caſus macht mich lachen!

Die dritte Ohrfeigengeſchichte ereignete ſich auf folgende Art. Während der diesjährigen Faſchingstage wollte Lola's Kammerdiener als Maske bei einem Privatball im Gaſthof zum goldenen Hirſchen in München hospitiren. Havard, der Gaſtgeber, bemerkte ihm, daß die Geſellſchaft eine geſchloſſene ſei, und letztere ſelbſt wies die Maske auf eine wenig freundliche Art hinaus. Hierauf verfügte ſich Lola, welche, was hier bemerkt werden muß, im goldenen Hirſchen, wenigſtens in dem dazu gehörigen gegenüberliegenden Gebäude wohnte, in Perſon zum Gaſtgeber und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er die übliche Maskenfreiheit während der Faſchingszeit ſo wenig reſpectire, zumal ſie ja eine Mitbewohnerin des Hauſes und ſogar als Fremde zu betrachten ſei. Im Wortwechſel erhielt endlich Havard eine Ohrfeige; eine zweite erhielt endlich der Kleidermacher Riehle, welcher ſich unberufen in die Streitſache miſchte. Während Havard die Injurie nicht erwiderte, ſuchte ſich jedoch Riehle durch Repreſſalien zu entſchädigen, verſetzte der ſchönen Dame mehrere Streiche auf die Wange und ſuchte

seine männliche Kraft durch Hinauswerfen zu zeigen. Die Sache, welche polizeilich anhängig wurde, endete damit, daß über Lola und den Schneider Arreststrafe ausgesprochen wurde, über Lola wegen Realinjurie, über den Schneider wegen unberufener Einmischung. Beide wurden jedoch durch die Gnade des Königs von der Arreststrafe entbunden. Havard soll diesen Handel nicht weiter verfolgt haben. Lola verließ gleich des anderen Tages ihre Wohnung und zog in die Thereſienſtraße.

Eine folgenreichere Ohrfeige erhielt endlich ein Poſtpacker, welcher ihr, als ſie in ein Poſtlocal eintreten wollte, um ſich über etwas ihr ſehr wichtiges zu erkundigen, den Eingang etwas brüsque verſagte. Der Poſtpacker verklagte Lola bei der Polizei wegen beleidigter Amtsehre. Sie wurde mittelſt Schreibens von letzterer citirt. Im Zorne und Aerger, daß ſie ſich perſönlich ſtellen und überhaupt ſo viel mit der Polizei zu ſchaffen haben ſolle, zerriß ſie das Citationsſchreiben, durch welchen neuen Act der Selbſtäußerung die Sache noch ſchlimmer angeſehen wurde. Der Handel wurde nämlich, wie man zu ſagen pflegt, criminell und erſchien als Widerſetzlichkeit und Verachtung gegen die ſtaatliche Behörde. Wir laſſen es dahingeſtellt, ob es abſolut nothwendig war, dieſes Vergehen als criminell und als dolus anzuſehen, oder vielmehr als etwas im augenblicklichen Aufwallen des Zornes Geſchehenes, da, wie ſchon bemerkt, Lola ſehr reizbaren Temperamentes iſt. Wir berichten blos, daß dieſe allerdings ſcharfe Auffaſſung der Sache dem damaligen Polizeidirector, Freiherrn von Pechmann, von hoher Stelle ſehr übel ausgelegt wurde. Derſelbe war bekanntlich nach dem Ableben des Freiherrn von Karg-Bebenburg erſt kurz an ſeine Stelle berufen worden, und war früher Landrichter in Landshut. Man ſagt, der König habe, bei jener Ueberweiſung der Sache zum Stadtgerichte, den Frei-

herrn von Pechmann vor ſich kommen laſſen, um ein Referat zu vernehmen oder ſie günſtiger zu geſtalten. Im Laufe des Geſpräches habe er ihn unter Anderem gefragt, was denn eigentlich das Volk dazu ſage, Freiherr von Pechmann habe ſich auf dieſe Frage zuerſt zurückhaltend benommen, dann aber, aufgefordert, unverhohlen zu ſein, geantwortet: „Majeſtät! Sie haben die ſchönſte Perle aus Ihrer Krone verloren, die Liebe Ihres Volkes!“ Darauf habe der König ſchnell erwiedert: „Fort! fort! in Landshut iſt auch eine gute Luft.“ Somit hatte Freiherr von Pechmann aufgehört, Polizeidirector in München zu ſein, und wurde wieder an ſeine Stelle als Landrichter in Landshut zurückverſetzt, die Polizeidirection aber erhielt der Polizeicommiſſär Mark. — Weitere unangenehme Folgen hatte auch dieſer Handel für Lola nicht. Ihre Zurechnungsfähigkeit erſchien aus mehreren Gründen für eine zu verhängende Strafe nicht hinlänglich, dieweil, wie aus einem angeblichen Gutachten des königlichen Leibarztes unwiderleglich hervorgehen ſoll, ſie damals, ſich in temporären intereſſanten Umſtänden befindend, äußerſt gereizt geweſen iſt. So wich auch dieſe Trübſal, und Lola iſt ein aus der Aſche hervorgehender Phönix.

Was ſoll man nun zu allen dieſen Vorfällen ſagen? Soll man ſie mit dem ſtrengen Ernſte einer Jury beaugapfeln? Ich fürchte, man ahme dann Don Quixote nach, der Windmühlen für Rieſen hält. Jedes Ding hat zwei Seiten, die ſtrenge und die milde. Das Alterthum hat zwei Philoſophen gehabt, von denen der eine über alles lachte, der andere über alles weinte. Man kann in einer Laterna Magica die freundlichſten Figuren zu entſetzlichen Schreckbildern umgeſtalten. Man kann durch verſchiedene Schlüſſe in dem kleinſten moraliſchen Fehler eine Sünde gegen Gott erkennen. Offenbar

ſpielen in dergleichen Urtheile gar oft fremde Strahlen hinein, und es iſt ein alter Satz: Wer liebt, verzeiht. Wer demnach haßt, ſieht gerne Alles ſchwarz: kleine Fehler werden zu großen, kleine Vergehen zu Verbrechen, Uebereilungen zu Bosheiten, Eigenſinn zur Empörung. Lola iſt, wie ſchon geſagt, von reizbarem, leicht in Zorn aufwallendem Temperament, einer Gemüthsverfaſſung, die leicht zur Reibung mit anderen Perſonen, zur Selbſthülfe und ſomit zur polizeilichen Sphäre führt. Ihr Charakter iſt chevaleresque, hat einen Anflug von Romantik; ſie hat Muth und Entſchloſſenheit. Bei all dieſen Eigenſchaften ſind Colliſionen leicht möglich. Würde Lola ein Liebling des Volkes ſein, ſo würde man ſich ſolche Dinge mit heiterem Scherze erzählen. So aber iſt das Publikum gegen ſie eingenommen, und die luſtigen Tagesereigniſſe werden zu blutigen Thaten, zu tief traurigen Vorfällen, zu heilloſen Gewaltthätigkeiten. Ja, man läßt ſich in kindiſch-lächerlichem Pathos ſo weit treiben, das man das bayeriſche Bürgerthum als von einer Fremden hart und arg verletzt ſich vor die Seele führt. Difficile est, satyram non scribere! — Lola iſt nicht in Allem zu rechtfertigen, wie denn leidenſchaftlicher Zorn Niemand, am wenigſten einer Dame, zu rathen iſt, aber bekennen müſſen wir zur Steuer der Wahrheit, daß Einem von der wenig gebildeten Klaſſe in München oft mit eclatanter Grobheit begegnet wird. So hat vielleicht jener Packknecht des Ingolſtädter Boten ſein Schickſal verdient. Man hat für ein ſo rohes Betragen in München ſelbſt ein Wort, das Wort „protzenhaft". Unter Protz aber verſteht man eine Kröte und im figürlichen Sinne einen Menſchen, der mit großer Wohlhabenheit eine bedeutende Genährtheit des Körpers, Ungenährtheit des Geiſtes und erſtaunliche Grobheit verbindet, und dieſe Eigenſchaften finden ſich faſt in allen Ständen; leider wird

man ſelbſt auf Aemtern nicht immer mit der gebührenden und ſo wohl anſtehenden Feinheit behandelt, was hier nicht das erſte Mal, ſondern bekanntlich ſchon öfter gerügt worden iſt. Strenge Amtstreue iſt lobenswerth, aber ſie paare ſich mit Höflichkeit! Hiernach wird ein Theil jener obigen Facta zu entſcheiden ſein.

Nur ein Wort müſſen wir über Freiherrn von Pechmann's Verſetzung vernehmen laſſen. Verdienten ſeine Worte: „Majeſtät! Sie haben die ſchönſte Perle aus Ihrer Krone verloren, die Liebe Ihres Volkes!" eine ſolche Strafe? Leſen wir in der Seele des Königs richtig, ſo fand dieſelbe in dieſer Aeußerung keinen amtlichen, ſondern einen perſönlichen Charakter, eine Parteiergreifung gegen des Königs Benehmen. Ich ſchweige, denn die Sache iſt fein, und grobe Hände dürfen ſie nicht faſſen.

Die Leſer werden die Frage an mich richten, ob dieſe poſſirlichen Geſchichten wahr ſeien, und ich werde darauf antworten:

Ich habe allerdings ſo manche Ohrfeige in meinem Leben ausgetheilt, — aber ich habe niemals ein Tagebuch darüber geführt, auch habe ich es verſäumt, mir Quittungen über den Empfang geben zu laſſen, man wird es alſo erklärlich finden, wenn ich nicht mehr genau weiß, ob ich mit den oben genannten Perſonen wirklich in die oben beſchriebene Colliſion gerathen bin.

Dieſen oder jenen Umſtand aber, welcher mir zufällig noch erinnerlich iſt, zu berichten, halte ich wie geſagt nicht der Mühe werth.

Ich habe mich jetzt mit ernſtern Gegenſtänden zu beſchäftigen.

Führen wir den Griffel weiter.

Hundertdreiundvierzigstes Kapitel.

Sittlichkeits-Theorie meiner Vertheidiger.

Es ist wohl selten über das Verhältniß einer Frau zu einem Könige so viel Gerede gewesen, wie über das, in welchem zu dem Könige von Bayern zu stehn ich einige Jahre lang das Glück hatte. Man sehe die Zeitgeschichte aller Jahrhunderte, man sehe sich um auf allen Thronen der Erde und gebe sich darüber Antwort, ob es so Unerhörtes sei, daß ein König liebe, und daß eine Frau von ihm geliebt werde, welche nicht wie er auf einem Throne geboren ist. — Ich wenigstens glaube mich vollkommen über die Scrupel hinwegsetzen zu können, welche zwar auch das bürgerliche Gesetzbuch hat, welche aber sicherlich nicht der natürlichen Moral entnommen sind. —

Als mir der König zum ersten Male erklärte, daß er mich lieb gewonnen, daß er es gern sehen würde, wenn ich länger in seiner Residenz verweilte, daß ich nicht nöthig haben sollte, von den Almosen des wetterwendischen Volks-Beifalls zu leben, daß ich immerdar rechnen könnte auf seinen Schutz, auf sein Herz, — da dachte ich nur Eins: der, welcher so mit Dir spricht, ist ein König.

Ich kümmerte mich wirklich in diesem Augenblicke um nichts, was außerhalb dieses wohlthuenden Gedankens lag, ich fragte nicht: haben Ew. Majestät nicht schon eine Gemahlin, und soll ich etwa die Ehre haben, Ihre Maitresse zu sein? — Sind Ew. Majestät nicht etwa schon zu alt für ein solches Verhältniß? Und erlaubt es auch das Volk, Sire, Ihre Gunst einem fremden, unbekannten Wesen zu schenken, welches Ihnen Interesse einflößt? Alle diese Gedanken blieben mir vollkommen fremd, und was ich dem Könige auf seine mich so beglückenden Worte erwiderte, lautete einfach:

Sire, ich habe den schönsten Augenblick meines Lebens erreicht in dem Momente, wo zu mir ein König sagte: ich schütze Dich, Verlassene; ich danke Ew. Majestät für das kostbare Asyl, welches Sie mir darbieten, und wenn die Dankbarkeit nicht gänzlich auf Erden entschwunden ist, so rechnen Sie darauf, daß mein Leben, meine Gedanken, mein Herz, mit einem Wort, daß Lola Montez Ihnen angehören wird, so lange sie unter den Lebenden sein wird.

Wie gern glaube ich Ihnen, meine liebe Lola, sagte der König mit wehmüthigem Lächeln, ich glaube an die Wahrheit Ihrer Empfindungen und an die Worte, welche Sie ihnen leihen, ich möchte auch wohl einmal erfahren, wie sich die wahre, aufrichtige Dankbarkeit gegen einen König ausspricht, o, glauben Sie, meine liebe Lola, wir Könige haben das wenig beneidenswerthe Schicksal, oft für das Unrecht, was wir unwissentlich thun, gelobt, für das Gute aber, was wir mit Bewußtsein ausführen, getadelt zu werden. Dankbarkeit, den Königen gezollt, ist eine seltene Herzensgabe. O, es ist wohl schwer, ein König zu sein, so sehr er auch um den Glanz des Thrones beneidet wird.

Sire, versetzte ich, Niemand weiß das besser zu würdigen,

als ich; ich habe die Diplomatie der Heuchler und Schmeichler kennen gelernt, ich habe die Höflinge kennen gelernt, welche den Thron in Beschlag nehmen, arm an Werken der Liebe und der Menschlichkeit, durch welche sie dem Throne und sich zugleich nützlich sein könnten, und das Volk, Sire, das Volk hat sich ja deshalb Königen unterworfen, weil es weiß, wie viel leichter es ist, daß Alle von Einem Gerechtigkeit erhalten, als Einer von Allen.

Es ist nur Eines, meine liebe Lola, um das wir in der That zu beneiden sind, das ist die glückliche Lage, welche uns gestattet, denen rücksichtslos Gutes zu thun, welche wir lieben, und denen zu verzeihen, welche uns hassen.

Sire, gab ich bewegt von diesem Edelmuth zur Antwort, das sind die Ideen, welche ich mir stets von einem Könige gemacht habe und — von einer Königin. Sire, mein Loos hat mich schon mehr als einmal an die Stufen eines Thrones geführt, ich konnte greifen nach dem Diadem, aber es war in einem Welttheile, in einem Lande, wo die Frauen Sklavinnen sind.

Nach diesen Worten forderte mich der König auf, ihm die Geschichte meines Lebens in Indien mitzutheilen, ich that dies mit der größten Bereitwilligkeit, und der König verließ mich, indem er mir in Bezug auf meine Zukunft die huldvollsten Zusicherungen gab.

Das war der Anfang eines Verhältnisses, das für mich die Quelle so großer Leiden und Freuden wurde.

Ich habe nie geglaubt, daß die Schritte eines Königs mit so mißtrauischen Augen betrachtet würden; daß man den Einfluß eines weiblichen Wesens mehr als den aller Männer fürchte, und es ist komisch genug, wie viele Mühe sich die Leute gaben, das Verhältniß des Königs mit mir zu tadeln.

Selbst diejenigen, welche mit unbefangenen Augen sahen und dieses Verhältniß offen vor dem Lande vertheidigten, mischten in ihre Mittheilungen so viel Ironie, daß sich nichts lustiger lesen läßt, als diese so genannten Apologien. Ich will einige davon des Spaßes halber hier anführen:

Es giebt eine rohe und gemeine Welt, welche, wo es einigermaßen thunlich ist, nur eine schmutzige Seite zu finden und hervorzukehren weiß. Man braucht jedoch kein Libertin zu sein, um gewisse galante Abenteuer nicht auf der Wagschale der strengen Kritik zu wiegen. Wird es ja als eine christliche Tugend hingestellt, von Andern das Beste zu glauben und in der Beurtheilung mild und leidenschaftslos zu sein. Zudem sind gerade oft die strengsten Mückenseiger die größten Kameelverschlucker, indem sie in gewissen Sachen den Zügel der sogenannten Sittlichkeit sehr straff ziehen, für andere Zwecke aber ihn sehr lax halten. Es kommt dabei die alte Frage auf's Tapet, was denn eigentlich Sittlichkeit sei. Ich will den Begriff derselben, wie er in mir zur Ueberzeugung geworden ist, nun keineswegs der Welt aufdringen, auch hier nicht einmal soll er die Basis einer Apologie des Königs bilden, aber mit vollem Rechte glaube ich, verlangen zu können, daß man eine mildere Auffassung nicht kalt und ungläubig von sich abweise und so sich unter die Reihen der gemeinen rohen Kritiker mische.

Hochgestellte Personen sind der Kritik am Meisten ausgesetzt, und wem ein wichtiges Amt übertragen ist, über den werden die verschiedensten Stimmen je nach dem politischen oder kirchlichen Systeme laut werden. Unbestritten, lobenswerth und von jedem Vernünftigen wohl anerkannt ist des Königs Sinn für antike Schönheit, und hier hat sich derselbe gewiß ein Denkmal erbaut, dauernder als Erz. Haben andere Fürsten auf Militär und Kasernen ungeheure Summen vergeudet, so

war es eine liebe theure Privatneigung des bayerischen Fürsten, die Kunst zu beschützen und ihre Schätze der gewiß einst dankbaren Nachwelt aufzubewahren. Es ist überflüssig, aller der Bauten und Kunstsammlungen Erwähnung zu thun, welche durch ihn an's Licht kamen.

Sinn für Schönheit und Geschmack für Kunst adeln in der That das Herz des Königs, sie stehen aber auch in einem gewissen Contrast mit den Eigenschaften eines christlichen Fürsten. Um offen zu sprechen: das strenge Christenthum schließt eigentlich die Kunst aus. Man lasse sich nicht beirren mit dem Einwurf, die christliche Religion habe ja die Kunst gefördert, und noch heute heiligen sie dieselbe durch die Ausschmückung ihrer Tempel. Illusion ist es! ein täuschendes Quiproquo. Nicht die Kunst will die Kirche fördern, sondern sie will sich fördern durch die Kunst; nicht die Kunst will sie heiligen, sondern sich will sie schmücken durch die Kunst. Diese Andeutungen mögen hier genügen und haben nur den Zweck, auf ein Phänomen hinzuweisen, welches zu erklären ein interessanter Gegenstand wäre. Ein Contrast ist es, zugleich der Kunst und Kirche in Wahrheit anzugehören. Es ist kaum zu bezweifeln, daß der König aufrichtig den Grazien opfert. Seine Liebe zu ihnen ist ungeheuchelt, und der Beweis dafür könnte von hundert Seiten, sowie von seinen Gedichten geliefert werden. Der König hat also Individualität, wo Welt, Menschenthum, Griechenthum, Kunstschönheit hineinragt. Das ist wichtig, es ist ein Schlüssel zu seinem Privatleben. Schönheit weiß er zu schätzen, Schönheit weiß er anzubeten, für Schönheit lebt er, in ihr webt er. Wo aber die Grazien ihren Wohnsitz aufgeschlagen, da darf auch Aphrodite nahen. Tretet, ihr Schwergläubigen, in die Residenz, durchschreitet die sinnig ausgeschmückten Gemächer! Dort werdet ihr auch einen Saal finden, wel-

cher der Schönheitssaal heißt. Abgebildet von Meisterhand sind dort die herrlichsten Frauengestalten, und ihr holdes Antlitz leuchtet euch gleich der Sonne am Frühlingsmorgen entgegen. Dort prangt auch Lola's Bildniß in Lebensgröße. Keiner zulieb, und Keiner zuleid, aber sie ist die Perle unter den Perlen, die Blume unter den Blumen. Von Stieler's Hand ist dieses Meisterwerk der Schöpfung. Zwar soll das Gemälde des Königs Kunstgefühl nicht ganz befriedigt, und er soll Stieler sogar, auf der Straße mit ihm zusammentreffend, gesagt haben: „Stieler, Euer Pinsel wird alt!“ Aber wo das Leben spricht, muß ja die Kunst zurückstehen.

Noch kaum je für ein schönes Frauenwesen war der König so enthusiastisch gestimmt, wie für Lola, und mit Hinweisung auf den Eingang in diesem Kapitel kann mit voller Wahrheit behauptet werden, es umschlinge Beide ein seeliſches Band. Ihre Zuneigung ist zugleich Freundschaft. Daher schreibt es sich, daß Lola mehr Einfluß auf den König hat, als ein gewöhnliches Verhältniß zu thun pflegt. Dadurch erklären sich die gewaltigen Veränderungen, welche in jüngster Zeit stattfanden. Es spricht der Geist zum Geiste, die Seele zur Seele, und ich denke, vor der Heiligkeit eines solchen Verhältnisses müßte jedes falsche Licht, boshafterweise hinübergespielt, verschwinden. Wenigstens ändert es nichts in der wahren Sachlage.

Daß ein König durch solche Huldigungen die schönste Perle aus seiner Krone verliere, wie Freiherr von Pechmann dem Volke in den Mund legt, wäre eine sehr abenteuerliche Sache. Ueberhaupt ist ja in gewissen Dingen die Person des Fürsten von seiner Würde zu trennen. Der König ist auch Privatmann und Cavalier. Wie lächerlich müßte ein Buch ausfallen, welches zum Zweck hätte, darzuthun, wie Alles und Jedes, was der Fürst treibe, eigentlich Staatssache sei. Wahrscheinlich

müßte er dann eſſen und trinken, um ſich dem Staate zu erhalten; ſpazierengehen, um ſich für Staatsgeſchäfte neu zu ſtärken; heirathen, um einen Thronerben zu haben u. ſ. w. Da wäre ja der König gar nichts Anderes, als der Knecht der Knechte, zugleich Triebrad und getriebenes Rad. Und was nicht ſtreng in die Staatsmaſchine paßte, das müßte er bleiben laſſen. Lieblingsneigungen, Privatvergnügungen wären unzuläſſig. Wer aber in aller Welt möchte da noch König ſein! Das große Publicum urtheilt in dieſen Dingen, wie bekannt, engherzig; es weiß nicht, was es fordern darf und ſoll. Es glaubt, der Fürſt müſſe ebenſo bürgerlich zurückgezogen leben, als der ſchlichte Handwerksmann. Es murrt über ein ſchönes Geſpann, über eine fürſtliche Tafel, über ein prächtiges Palais, und nennt es überſchwenglichen Luxus. Und hat ein Fürſt nun gar Sinn für weibliche Schönheit, ſucht er außer dem häuslichen Kreiſe Nahrung für ſeinen Geiſt, Labung für ſein Herz, Befriedigung des Freundſchaftstriebes, da iſt es aus, da iſt Feuer im Dach, da wankt des Staates Säule, da ſinkt des Reiches Grundbau. Alles iſt verloren, ſelbſt die ſchönſte Perle der Krone, des Volkes Liebe. Aber nur eine Nacht Geduld, und zauberiſch hat ſich Alles wieder eingeſtellt. Als nach den tumultuariſchen Auftritten am 1. März der König zum erſtenmale wieder im Theater erſchien, wurde er mit jauchzendem Vivat empfangen und begrüßt. Hat das Publicum gemurrt über das Verhältniß des Königs zu Lola, ſo vergeſſe man nicht, daß es ebenſo unzufrieden iſt mit ſeinen herrlichen Kunſtbauten und, wie es ſich auszudrücken pflegt, mit ſeiner Geldverſchwendung auf Kunſtſchätze, daß es ſich aufhält über ſeine Reiſen, die er der Geſundheit wegen unternimmt. Hier zeigt ſich das Publicum tyranniſch, und ſeine Unzufriedenheit iſt unrecht.

Die Welt iſt noch keineswegs darüber im Reinen, was denn eigentlich Sittlichkeit ſei. Man frage einen chriſtlichen Prieſter, und er wird den Beſcheid geben: Kreuzige dein Fleiſch, d. h. unterdrücke deine natürlichen Neigungen, befriedige nicht deine natürlichen Bedürfniſſe! Gottlob, daß dieſer Zuruf von den Wenigſten beachtet wird, denn im Punkte ſolcher Sittlichkeit irren alle mannigfaltig von dem chriſtlichen Pfade ab. Auch würde die Welt, wäre ſolcher Grundſatz ſtreng durchgeführt, gar bald, wenn nicht ein Leichenacker, doch wenigſtens ein Kloſter ſein, und man würde jenen erdfahlen, häßlichen, lebendigen Menſchengerippen begegnen, wie ſie uns Holzſchnitte aus dem Mittelalter zeigen. Anderes iſt das, was ein ſogenannter ehrſamer chriſtlicher Bürger Sittlichkeit heißt. Er hielte es für Sünde, Sonntags eine Meſſe oder Predigt zu verſäumen. Neben der Sättigung ſeiner Seele vergißt er jedoch Eſſen und Trinken nicht und weiß ſich für Faſten und Kaſteiungen mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern, die er in dem Herrn erzeugt, weidlich zu entſchädigen. Auch decket ja ein ſolcher frommer Kirchengang der Sünden Menge. Zu kleines Brod, zu leichtes Gewicht will Sühnung haben, und iſt eine große vonnöthen, ſo läßt er ſich's angelegen ſein, Mitglied eines Pietiſtenconventikels oder einer Roſenkranzbrüderſchaft zu ſein. Man erzählt wenigſtens, daß ein Bäcker in Nürnberg, der bei den Brüdern in Chriſto einen ziemlich heiligen Geruch hatte, öfters wegen zu kleinen Brodes polizeilich abgewandelt worden ſei. — Anders definirt ein Frauenherz die Sittlichkeit. Ein kleines Rendez-vous vor, noch lieber nach der Meſſe oder Predigt vergiebt ſich das Gewiſſen leicht, und gar oft zaubert die Phantaſie an die Stelle der hölzernen Augen des Heiligenbildes ſchöne, friſche, blaue, braune oder ſchwarze lebendige Augen des Geliebten. **Relata refero.** In

Burnet's Reisebeschreibung wird erzählt, daß nicht allein die italienischen Maler ihre Geliebten in Gestalt der heiligen Jungfrau Maria vorgestellt, sondern auch die Mönche und Nonnen ihre Liebeshändel also fortzusetzen suchten, daß sich zum Exempel der Mönch in Gestalt des heiligen Antonius, die Nonne in Gestalt der heiligen Catharina von Siene malen ließen, und diese Bilder unter einander auswechselten, damit ein Jeder in seinem Kloster unter der Maske seines Heiligen seinen Liebsten anbeten könne.

Es giebt aber auch eine junge Generation, welche sich sittlich und practisch von strengchristlichen Principien lossagt, dieweil sie bei strenger Durchführung derselben würden aufhören müssen, leibliche Wesen, Familienglieder, Staatsbürger, — Menschen zu sein. Denn was bliebe auch den wahren, specifischen Christen, die Halbchristen und humanisirten Christen schließe ich aus, was bliebe, sage ich, jenen Christen, wenn sie das sein wollen, was ächte christliche Priester ihnen sagen, übrig, als sich zu kasteien, sich zu kreuzigen, sich zu geißeln, — sich zu verstümmeln, ja zum religiösen Selbstmorde zu schreiten. Das Christenthum befiehlt Gewaltthätigkeit gegen die angeborne Natur. Diese junge Generation mag noch über die wahren und ewigen Gesetze der Sittlichkeit im Unklaren sein, mag die Grenze überspringen, welche die Natureinfalt, das Naturmaaß gesetzt, aber sie ist sich in ihrem dunklen Drange des rechten Weges wohl bewußt. Wenn der heilige Augustin sich nicht gescheut hat zu sagen, daß die Tugenden der Heiden glänzende Laster seien, so möchte man im gekränkten natürlichen Gefühle bei der näheren Beschauung der christlichen Tugend sagen, daß man offenbare Laster der Christen als verborgene Tugenden anzusehen habe.

Wozu denn nun aber dies Alles? fragst du, lieber Leser. Wie kommt es, daß die durch Lola Montez in jüngster Zeit zu München herbeigeführten Ereignisse einen Sittlichkeits-Prolog nöthig haben? Sehr natürlich! denn auch hier sprach vornehmlich die christliche Sittlichkeitstheorie, bald in ganzer, bald in halber Gestalt ihr Verdammungsurtheil, und was man bei einer jeden anderen Hofdame stillschweigend übergangen hätte, das wurde bei ihr als schwarze Schattenseite gierig hervorgezogen und mit bitterer Schmähung belegt. Die Schönheit hat das Unglück, beneidet zu werden, natürliche Reize trifft Verfolgung, und eine alte Dame, die ihr Gutes genossen hat in diesem Leben, predigt einer jungen, von weniger anziehendem Aeußeren, gar zu gerne Zurückgezogenheit. Das große Publikum schrie und tobte wild durcheinander, motivirte seinen Unwillen durch kleine Nebeninteressen, beneidete Lola's irdisches Glück, und war — das Organ kirchlicher und aristokratischer Umtriebe

Hundertvierundvierzigstes Kapitel.

Ein geheimnißvoller Mann.

Der Besuch. — Rechtfertigung der Jesuiten. — Meine Ungläubigkeit. — Man bemüht sich vergebens, mich zu gewinnen.

Große Räder werden gar häufig durch kleinere getrieben. Dies ist ein Satz, welcher in der Pragmatik der Geschichte nicht außer Acht zu lassen ist, es ist ein Schlüssel, welcher die geheimen Laboratorien aufschließt. Von vielen wichtigen geschichtlichen Ereignissen wissen wir, daß sie oft durch scheinbar kleine Momente herbeigeführt worden sind. Es haben besonders die Frauen eine viel wichtigere Rolle gespielt, als gewöhnlich angenommen wird. In der Kirche und im Staat, in der Dogmatik und Politik läßt sich allerwärts und zu allen Zeiten ihr Einfluß nachweisen.

Auch in den jüngsten Münchener Ereignissen, welche der Gegenstand dieser unserer Betrachtung sind, spielt eine Dame. Durch sie werden Veränderungen vermittelt in kirchlicher und staatlicher Beziehung, welche man nicht für möglich gehalten hätte, und zwar so schnell und unerwartet, daß die Partei, welche der Schlag traf, rein den Kopf verlor und sich für den Augenblick weder zu rathen, noch zu helfen wußte. Sonst immer

ſchlau und vorſichtig, hinterliſtig und umſichtig, iſt ſie dieſes Mal zu plump aufgetreten und hat durch allzu ungeſtümes Sichgebärden die Schlinge nur noch feſter zugezogen, in welche ſie gerathen war.

Warum aber, fragt man mit Recht, iſt vorzüglich die Kirche auf die Kampfarena herabgeſtiegen und hat den Handſchuh aufgehoben, den ihr ein holdes Kind von Eva's Geſchlecht hingeworfen? Es wäre vielleicht beſſer geweſen für ihre Sache, zu ſchweigen und zu dulden, abzuwarten, bis eine beſſere Ausſicht zum Siege käme und eine günſtigere Wendung der Umſtände einträte. Die Vorſehung wollte es anders. Ihr Gott hat ſie mit Blindheit geſchlagen: ihre pharaoniſche Verhärtung hat ſie verſtrickt in ihre eigenen Fäden. Wem's wohl geht, der überſchreitet das Maß. Wer feſt zu ſtehen glaubt, der wagt. Es iſt ja doch nichts Anderes, um was es ſich hier handelt, als um den alten Erisapfel, um den Streit zwiſchen Krone und Ring, Scepter und Biſchofſtab. Beide ſpielen wie Katz und Maus, und mag die Einigkeit noch ſo gegründet ſcheinen, ſo bricht das Feuer der Zwietracht doch immer aus ſeiner Latenz hervor. Es bedarf nur einer kleinen Zugluft, und der offene Ausbruch iſt da.

Man würde ſich irren, wenn man glaubte, etwaige galante Abenteuer hätten den wahren Anſtoß zum Kampfe gegeben. Wie konnte die Kirche ſo engherzig ſein, ſie, die in Chriſti Verdienſt einen ſo reichen Schatz zur Abſolution beſitzt, ſie, welche die Macht hat, zu binden und zu löſen, und möchte ſolche Galanterien ſo ernſt und ſtreng nehmen, wie ſie ſie wirklich genommen hat. Die Geſchichte beweiſt, daß ſie oft gräulichen Sachen durch die Finger geſehen und Indulgenz hat angedeihen laſſen. Offenbar muß die Baſis der Feindſchaft und des Haſſes tiefer liegen. Es giebt nämlich eine Todſünde,

welche die Kirche nie verzeihen kann, ſie iſt die Sünde wider den heiligen Geiſt der Kirche. Dieſe aber beſteht darin, daß man ſich nicht als Organ, Mittel und Werkzeug für jeſuitiſche Zwecke und Machinationen brauchen läßt. Da iſt's aus mit dem Frieden, da verſiegt der Schatz des Verdienſtes Chriſti, da giebt es keine Indulgenzen und Abſolutionen. Hier beginnt vielmehr der geheime und der offene Krieg, und hundert Arme ſind geſchäftig, das Kreuz aufzurichten, hundert Stimmen in Bereitſchaft, das „Kreuzige" ertönen zu laſſen.

Mit dieſen Worten leitet mein Freund die Indignatsgeſchichte ein, eine Angelegenheit, welche, obwohl ſie nur meine unbedeutende Perſon betraf, ganz Bayern, ja ich kann wohl ſagen, ganz Deutſchland in Feuer und Flammen verſetzte.

Es liegt in dieſen Worten dieſelbe Ironie, aber es liegt in ihnen auch dieſelbe Wahrheit — ich verzeihe die Eine der Andern wegen.

Kaum hatten diejenigen, welche dem Könige ſehr nahe ſtanden, erfahren, welcher Art der Schutz war, deſſen ich mich zu erfreuen hatte, ſo wurde von Vielen dieſer Herrn der Calcul gemacht, welchen die Staatsmänner Frankreichs zu einer Zeit machten, als eine Dübarry, Maintenon die Zügel der Regierung in der Hand hielten. Man wollte durch das Weib den Herrn beherrſchen. Ich habe ſchon erwähnt, daß ich mit der Politik Bayerns völlig unvertraut war, und daß ich es durchaus nicht für nothwendig hielt, mich ex officio mit ihr zu beſchäftigen. Sie beſchäftigte mich in dem Grade, in welchem ein gebildetes Herz ſich überall und immer um die geſellſchaftlichen Zuſtände einer Nation bekümmert. Mehr nicht. Ich war daher nicht wenig erſtaunt, als eines Tages ein Herr zu mir in's Zimmer trat, welcher nach der Art, in welcher er ſich bewegte, ein Herr von hoher Stellung ſein mußte. Er

that ſo ungezwungen, ſo vertraulich, und dennoch ſo überaus fein und höflich mit mir, daß ich, ehe ich mich deſſen verſah, mit ihm in ein tiefes Geſpräch gerieth. —

Der Inhalt dieſes Geſprächs war Bayern.

Im Anfange wurde mir der Zweck des Beſuches dieſes unbekannten Mannes nicht recht klar, ja, wir geriethen ſo in Disput, daß ich es vergaß, daß ich ihn heute zum erſten Male ſah. Wir ſprachen anfänglich von gar vielen Dingen, aber der Fremde wußte das Geſpräch mit großer Geſchicklichkeit auf die Jeſuiten zu lenken und bei dieſem Gegenſtande feſtzuhalten.

Ich ſprach, wie immer, meine Meinung unverhohlen aus. Ich lobte die Jeſuiten nicht und wußte nicht viel Gutes von ihnen. Ich bekannte mich mit Leib und Seele zu der Kirche, in welcher ich erzogen war, aber ich zeigte keine Liebe für die ſtarren Feſſeln des Ultramontanismus. Ich zeigte mich mit einem Worte als eine proteſtantiſche Katholikin. Ich bin religiös, aber nicht bigott, ich bin fromm, aber nicht abergläubiſch, ich verabſcheue die Menſchen, welche aus Roſenkränzen Feſſeln, welche den unbedingten Gehorſam zur Aufgabe einer Menſchenſeele machen, den Glauben an Gott in einen Glauben an die Dummheit verkehren. Ich liebe alſo die Jeſuiten nicht und mache, wie geſagt, kein Hehl daraus.

Der fremde Herr war aber anderer Meinung und er ſagte mir ganz dreiſt:

Wenn Sie, Donna, die Jeſuiten nicht lieben, obwohl Sie eine gute Katholikin ſind, ſo iſt bei dem Grade ihres Verſtandes anzunehmen, daß Sie die Jeſuiten nicht kennen, oder — erlauben Sie mir dieſen Ausdruck, daß Sie ſolche nur aus dem Geſchwätze ihrer Feinde kennen, welche die Jeſuiten niemals mit einem hiſtoriſchen Auge betrachtet haben.

Wenn dieſes hiſtoriſche Auge, mein Herr, verſetzte ich lächelnd, nur nicht die Brille eines blöden Alten iſt.

Der Fremde ſchien ſich über dieſe Antwort nicht wenig zu ärgern, aber er hatte Feinheit genug, ſeine Empfindlichkeit nicht merken zu laſſen, und er bat mich, ihm aufzuzählen, was die Jeſuiten eigentlich Schlechtes begangen hätten.

Ich ſagte ihm ſehr Vieles.

Und der Herr verſetzte mir auf alle meine Beſchuldigungen ſehr ruhig:

Das beweiſen Sie mir.

Soll ich Ihnen beweiſen, fragte ich, daß ſie die entſetzliche Bartholomäusnacht veranlaßt haben? —

Soll ich Ihnen auch beweiſen, daß ſie es verſchuldet haben, daß mein armes Vaterland, einſt das mächtigſte Land der Erde, durch ſie in den tiefſten Verfall gerathen iſt?

Soll ich Ihnen auch beweiſen, daß ſie es ſind, welchen wir das fürchterliche Geſchenk der Inquiſition zu verdanken haben? Die Inquiſition, mein Herr, es bedarf nicht mehr, als dieſes entſetzliche Wort auszuſprechen, um dem Jeſuitismus für alle Zeit den Fluch der Menſchheit aufzubürden und ihn verabſcheuungswürdig zu machen.

Der Jeſuitismus und die Religion überhaupt, verſetzte der Fremde, ſind ſo unſchuldig an der Bartholomäusnacht, als die Freiheit an der großen Reihe der Morde zur Zeit der Republik während eines Zeitraums von dritthalb Jahren. Weder die Freiheit, noch der Glaube brauchen ſich einen Thron auf Leichen zu errichten, um ihre Macht zu befeſtigen. Der Hof von Frankreich hatte nur ſeinen Feind ſchlagen wollen; der große Haufe benutzte dieſe Gelegenheit, und machte es wie der Hof. Die Jeſuiten haben allerdings den in der Geſchichte unvergänglichen Ruhm erworben, in ſchlimmer Zeit, wo die Religion und

die menſchliche Geſellſchaft, wo Thron und Glaube in der größten Gefahr ſchwebten, dieſer Gefahr glücklich entgegengearbeitet und ſie gewiſſermaßen für alle Zeiten beſeitigt zu haben.

Der Jeſuitismus hat ſeine Märtyrer aufzuweiſen, würdige Nachahmer Chriſti, Märtyrer, die einen Huß und andere unglückliche Ketzer bei Weitem überſtrahlen.

Aber niemals hat er zu ſo ſcheußlichen Mitteln, wie die Inquiſition gegriffen, die Inquiſition iſt keine religiöſe, ſondern ein rein politiſche Inſtitution.

Als die verderbliche Irrlehre von England, Deutſchland und Frankreich aus ſich auch über Spanien ergoß und in Sevilla und Valladolid Boden gewann, traten allerdings als ihre erſten und ernſteſten Gegner nur Jeſuiten auf. Mit aller Macht ihrer Beredſamkeit bekämpften und entlarvten ſie ſolche. Als die Sektirer ſahen, daß ſie den Jeſuiten nicht beikommen konnten, beſchuldigten ſie ſolche der Vorliebe für das Lutherthum, welches zu bekämpfen gerade die Aufgabe ihres Lebens war.

Dieſe Beſchuldigung aber half ihnen nichts, man konnte die Jeſuiten nicht mit dem San Benito bekleidet ſehen, und der Erzbiſchof von Sevilla, der damalige Großinquiſitor erklärte in einer offiziellen Urkunde ſeines Tribunals die Orthodoxie der Söhne Loyola's für unantaſtbar und berief ſogar den Jeſuiten Don Valdez zur Mitübernahme ſeines furchtbaren Amtes.

Aber der Jeſuit ſchlug es aus.

Die Jeſuiten, damals noch im Anfange ihres Werkes, hätten durch die Hülfe der Inquiſition ſchnell zur Herrſchaft gelangen können, aber ſie wollten lieber dieſes Amt nicht übernehmen, deſſen furchtbare Strenge ihre ſprüchwörtlich gewordene Güte gemildert haben würde. —

Der Irrlehre hatte man ſie nicht überführen können. Die

Ketzerei verzweifelte, auf diesem Wege zum Ziele zu gelangen, und sprengte nunmehr das Gerücht aus, die Jesuiten seien Diener der Inquisition. Alle Grausamkeiten derselben wurden von nun an ihnen aufgebürdet. Die Sektirer hatten es nicht dahin bringen können, die Jesuiten auf den Scheiterhaufen zu bringen, jetzt erklärten sie solche für Errichter des Holzstoßes.

Der Orden hielt diese Verläumdung so abgeschmackt, daß er dagegen sich zu verwahren für unnöthig hielt. Daran that er Unrecht.

Ist die Bosheit erregt, so darf man sie niemals durch Stillschweigen, welches sie mißbraucht, noch mehr Raum gewinnen lassen. Der Orden aber schwieg, und so schloß man, wenn auch in diesen Beschuldigungen Lüge und Uebertreibung nicht zu leugnen sei, so erweise dieses Stillschweigen, daß irgend etwas Wahres zum Grunde liegen müsse. So blieben die Jesuiten in dem Gerede, daß sie sich der Inquisition zur Durchführung ihrer Zwecke bedienten. Aber alle Beschuldigungen, welche man gegen diesen unvergleichlichen Orden geschleudert hat, sind aus der Luft gegriffen. Dieser Orden theilt das Schicksal aller derjenigen, welche in aufgeregten, gesetzlosen Zeiten, in denen alles Bestehende zu zerfallen droht, sich diesem zerstörenden Geiste feindselig und furchtbar gezeigt haben, — er wird gehaßt.

Nachdem der Fremde so gesprochen hatte, begann er zu den Zuständen der Gegenwart überzugehen. Er suchte mir zu beweisen, welch eine große Aehnlichkeit zwischen den Epochen des Ausbruchs der Reformationskriege und der Gegenwart herrsche, und sagte mir, daß sich diejenigen Sterblichen, welche sich dem Geiste der Jetztzeit entgegenstämmten und ihn niederzuhalten strebten, eben so verdient machten um die Ordnung

und um die menſchliche Geſellſchaft, als die Jeſuiten ſich damals verdient gemacht hätten. —

Man darf nicht vergeſſen, daß man, als ich dieſe Unterredung hatte, das Jahr 1817 ſchrieb. Ich hatte noch keine Zeit, wie die von 1848 erlebt. Die Revolution von 1830 hatte ich als ein Kind erlebt, ich wußte damals noch nicht wie heute, was in der That großartige Principien, wie die der Jeſuiten, in Zeiten wie die unſeren bedeuten. Alles, was ich damals bald begriff, war, daß es in Bayern zwei Parteien gab, von denen die eine am Ruder war, die andere aber mancherlei Zurückſetzungen erfahren hatte; daß die regierende Partei die kleinere und allgemein verhaßt war, das wurde mir ſehr bald begreiflich, denn wenn ſie eine wirkliche reelle Macht geweſen wäre, hätte ſie wohl nöthig gehabt, ſich um mich zu bewerben, da ich mich um ſie nicht kümmerte?

Aber man ging recht ſchlau zu Werke.

Man ſandte mir alſo jenen fremden Herrn, den ich nicht nennen will, weil ich es nicht liebe, diejenigen, welche unglücklich ſind, noch mehr bloß zu ſtellen, um meine Geſinnung zu ſondiren.

Man ſprach mit mir von Politik, vom Katholizismus, von den Ultramontanen, vom Jeſuitismus.

Ich zeigte mich als gute Katholikin und als ſchlechte Jeſuitin.

Man verſuchte mich zu beſſern.

Ich fragte, wie ich beſſer werden könnte? —

Sie müſſen in unſere Lehre gehen.

In Ihre Lehre, meine Herren? Nun, wohlan ich will den Verſuch machen, ich möchte doch wiſſen, wohin es führen wird.

Sie ſagen alſo, die Jeſuiten waren gute Menſchen, Sie

haben das arme Amerika vom Untergange gerettet, ſie haben das Loos der Indier erträglich gemacht, ſie haben vor drei Jahrhunderten verhindert, was heute kaum mehr ohne ein Wunder, welches nur die Jeſuiten verrichten können, zu verhindern iſt. Sie haben für die Sache der Religion, die doch auch die Sache der Könige iſt, für die Sache der geſetzlichen Ordnung, welche doch ebenfalls die Sache der Könige iſt, unzählige Märtyrer gehabt, ich will Ihnen das Alles glauben, da Sie es, wie ich nicht zweifle, ſchwarz auf weiß beſitzen, — nun was ſoll ich mehr thun? Geht noch etwas über den Glauben? —

Ja wohl, es wäre auch gut, wenn Sie es Andere ebenfalls glauben machten.

Andere? Was kümmert mich der Glaube Anderer? Es iſt lächerlich, ſich darum zu quälen. Und ich tauge vollends nicht dazu, ich habe in meinem Leben mehr Heiden, als Gläubige gemacht.

Spotten Sie nicht, meine Schöne, wurde mir zur Antwort, es handelt ſich hier um nichts Geringes, bedenken Sie Ihre Stellung — —

Meine Stellung? —

Sie ſind die Geliebte eines Königs.

Was thut das hier zur Sache?

Sie gehen mit uns oder Sie gehen — —

Warten Sie, meine Herren, einen Augenblick verziehen Sie, meine Antwort währt nicht länger —

Ich gehe nicht mit Ihnen, — und Sie gehen.

So wurden mir denn gewaltſam die Augen aufgeriſſen und ich erkannte bald, was es hieß, einem Könige nahe ſtehen.

Ja, ich geſtehe es, ich war mir kaum klar über dieſes Verhältniß, ich war noch geneigt, Alles für einen Traum zu halten, als ſich ſchon Menſchen zu mir herandrängten, Män-

ner, welche, wie man zu ſagen pflegt, von Stande und von Stellung waren, um dieſes Verhältniß nach beſten Kräften für ſich auszubeuten.

Ich habe es nur zu ſehr erkannt, von welchen Egoiſten ein König umlagert iſt.

Ich habe es erkannt, wie viele Herren verlangen, daß ein König erſt an ſie, an ihre armſelige Perſonen denke, bevor er an ſein Volk denken kann, — und dennoch ſagen dieſe Herren gern: Alles für das Volk! —

Ja, Alles für das Volk, ſagten auch die Herren Miniſter zu München, für das Volk wollten ſie gemeinſchaftliche Sache mit mir machen, für das Volk wollten ſie gegen mich ſein.

Ich ſagte lachend zu ſeiner Majeſtät:

Sire, haben Sie keine Krone für mich? Ich möchte wohl eine Krone haben.

Und was wollen Sie damit beginnen? fragte der König huldvoll lächelnd.

Ich möchte Ihre Miniſter daran probiren.

Meine Miniſter? —

Ihre Miniſter lieben mich nicht, Sire, vielleicht gewinnen Sie mehr Neigung zu mir, wenn ich eine Krone trage.

Meine liebe Lola, verſetzte der König, Sie ſollen eine Krone haben, ich gebe Ihnen mein königliches Wort darauf.

Es waren nur ein paar Worte, welche mir der König da an jenem Abende geſagt hatte.

Es war ein Scherz von mir, ein närriſcher Einfall, die Laune eines Kindes.

Ich forderte eine Krone, und der König ſagte:

Sie ſollen eine Krone haben.

Wie verhängnißvoll ſind dieſe Worte geworden!

Damals zwar hatte ich keine Ahnung von der Tragweite

meines ſonderbaren Einfalls und ich ſchlief am Abende ruhig ein und träumte von nichts, als von Kronen.

Aber leider ſchliefen meine Feinde eben ſo unruhig und träumten von nichts, als der Tänzerin.

Wie konnte eine Tänzerin ſo frech ſein — das Herz eines Königs zu gewinnen.

Wie konnte eine Tänzerin ſich ſo vergeſſen — eine Krone zu fordern.

Wie konnte eine Tänzerin es wagen, andere Geſinnung zu hegen, als die conſtitutionellen Miniſter eines Königs, — der ſie liebte.

Dieſen Herren war die Liebe zu viel, ſie verſtehen nur den Haß.

Sie konnten nicht ſehen, daß ein König liebte, und noch weniger, daß er geliebt wurde.

Ja — Sire.

Ich habe nicht gelogen mit meinen Empfindungen, ich habe Sie geliebt, geliebt mit ganzer Seele, weil Sie ein ganzer König waren.

Ich habe Sie geliebt in der Fülle Ihrer Macht, in der Fülle Ihres edlen, poetiſchen Herzens; — was vermag ein Herz wie das Ihre, wenn es unter dem Purpur ſchlägt.

O, dieſe gemeinen Naturen, welche ſich ſelbſt brandmarken, indem ſie meine Ideen mit frivoler Satyre darſtellten, ſie haben nie daran gedacht, welch einen heiligen Zauber das Wort König auf ein weibliches Herz ausüben kann, welches, geſchaffen zu beglücken, durch die geſellſchaftliche Stellung zu allen Zeiten verdammt war — unglücklich zu ſein. —

Warum ſollte es mich nicht beglücken, als ein König mir eine Krone verſprochen hatte?

Wahrlich, es mußte wohl ein großes Unglück für Bayern

ſein, daß ſich ſo große Herren bemüheten, mir dieſe Krone zu entziehen.

Eine Gräfin mehr in Bayern! meine Herren Miniſter.

Eine Gräfin mehr; — wird deshalb das Volk unglücklich werden?

Und dieſe Gräfin, das ſage ich Ihnen, wird nicht die allerſchlechteſte ſein.

Sehen Sie ſich um unter ihren Gräfinnen, ſehen Sie, wie viel Liebe ſie für ihren königlichen Herrn, wie viel Dankbarkeit ſie für empfangene Wohlthaten hegen, und ſagen Sie mir, wie viel edleres Blut in ihren Adern rollt, als in den meinen, um mich einer gräflichen Krone unwürdig zu erklären. —

Aber das Volk wollte nicht, daß Sie eine Krone ſeines Landes tragen.

Ah — das Volk! —

Seht nur! — Wenn Etwas nicht nach den Plänen und den Wünſchen dieſer Herren geſchieht, — gleich kommen ſie mit dem Volke.

Wie wenig denken ſie bei anderen Gelegenheiten an dieſes arme Volk.

Ja wahrlich, ein armes, bedauernswürdiges Volk! — —

Und ein armer, bedauernswürdiger König! —

Wenn ſich ſolche Herren zwiſchen Volk und König ſtellen, — dann muß wohl beiden Unrecht geſchehen.

Von allen Seiten iſt man mit dieſen Miniſtern unzufrieden, natürlich dieſe Herren hüten ſich wohl, es dem Könige zu ſagen:

Entlaſſe uns, Herr, das Volk will nicht mit uns gehen und wir nicht mit ihm. Wir wollen alſo weichen; — die Liebe deines Volkes iſt das Höchſte.

Wenn aber der König eine Neigung faßt, die ſo menſch-

lich, ſo natürlich iſt, von der man auch nicht das geringſte Aufſehen machen ſollte; wenn der König eine Tänzerin zur Gräfin machen will, — dann ſchreit man Zeter, dann geſchieht Alles im Intereſſe des Volkes, dann iſt dieſe Liebe die ſchönſte Perle am Königlichen Diadem.

Und Ihr wollt, daß ich ſchweigen ſoll?

Ich werde mit meinem Königlichen Freunde reden, wie ich mit Euch rede.

Dieſe Miniſter ſind falſch!

Dieſe Miniſter — — —

O, Ihr wißt, daß ich Euch raſch durchſchaute.

Geht nur Euren Gang, — ich werde den meinigen gehen.

Hundertfünfundvierzigſtes Kapitel.

Eine Krone

Die Indigenatsgeſchichte. — Widerſtand des Staatsrathes. — Conſtitutionelle Formen. — Ein Urtheil. —

So lange der König von Bayern, unbewegt von irgend einer Form, ganz nach dem Ermeſſen ſeines Herzens handeln konnte, gewahrte er den Widerſtand wenig, welcher ihm, in Bezug auf meine Perſon, in den Weg trat; hätte ich damals das conſtitutionelle Gewebe Bayern's verſtanden, ich würde dem Könige geſagt haben:

Sire — laſſen Sie mich ohne Krone glücklich ſein.

Aber ich wußte, wie geſagt, noch nicht, daß die Conſtitution die Könige von Bayern bei Adelsverleihungen von ihren Unterthanen abhängig macht; hätte es mir der König geſagt, ich würde ihn, hätte er dabei beharren wollen, jedenfalls auf den Sturm aufmerkſam gemacht haben, der ſich bei dieſer Gelegenheit gegen mich erhob, denn ich kannte bereits meine Leute.

Es war übrigens gut, daß es ſo und nicht anders kam, denn ich, die man beim Volke durch Ausſtreuung der abſurdeſten Gerüchte verhaßt zu machen ſuchte, wurde ſeine Wohl-

thäterin, indem ich es von einer Regierung befreite, die sein Interesse sehr wenig beachtete, obwohl die Herren Minister den König glauben machten, — die Stimmung des Volkes sei vortrefflich.

Ja wohl, das Volk liebte seinen König.

Aber einen Herrn von Abel und Consorten? —

Ja wahrlich, niemals hat ein König wahrer seine Stimmung ausgesprochen, als in dem schönen Sonnet:

Ihr habt mich aus dem Paradies getrieben,
Für immer habet ihr es mir umgittert,
Die ihr des Lebens Tage mir verbittert;
Doch macht ihr mich nicht hassen, matt zu lieben.

Die Festigkeit, sie ist noch nicht zersplittert,
Ob mir der Jugend Jahre gleich zerstieben,
Ist ungeschwächt der Jugend Kraft geblieben:
Ihr, die ihr knechten mich gewollt, erzittert!

Mit dem, wie ihr gen mich seid, giebt's kein Gleichniß,
Die eig'nen Thaten haben euch gerichtet,
Des Undanks, der Verleumdungen Verzeichniß.

Die Wolken flieh'n, der Himmel ist gelichtet,
Ich preis' es, das entscheidende Ereigniß,
Das eure Macht auf ewig hat zernichtet.

Bevor ich erzähle, wie die bekannte Indigenatsgeschichte von Seiten der feindlichen Partei aufgefaßt wurde, will ich aus Freundesmund einen Bericht über diese Angelegenheit bringen, welcher wieder ganz erbaulich klingt:

Um Lola einen Beweis seiner Huld zu geben, hatte der König beschlossen, ihr das Bayerische Indigenat zuzuwenden. Daß er auf einen so heftigen Widerstand von Seite des

Staatsraths stoße, durch welchen die Indigenatsverleihung begutachtet werden sollte, wie er wirklich gestoßen ist, hatte der König in der That nicht geahnt oder vermuthet. In der Ansicht, daß man einer Sache nicht so große Wichtigkeit und Bedeutsamkeit beimesse, die doch mehr ein Herzenswunsch und Beweis seiner Huld war, hatte der König dem Staatsrathe seine Willensmeinung zur Begutachtung vorgelegt, wie es die constitutionellen Normen verlangten. Welch' ein unerhörtes Schauspiel aber wird nun der Welt zum Besten gegeben! Der einfache Gnadenakt dünkt den Männern, welchen die oberste Berathung der Staatsangelegenheiten übergeben ist, ein dem Volke in die Hand gereichtes Messer, die Stränge der Staatsmaschine abzuschneiden; er dünkt ihnen eine der gefährlichsten Concessionen, welche die Ruhe des Reichs gefährden; er dünkt ihnen eine Calamität, das heißt ein unheilschwangerer Akt der Willkühr; er dünkt ihnen als etwas, was alle constitutionellen Bande löse, Gesetz, Recht und Ordnung unter die Füße trete. Bei solcher Wichtigkeit der Sache, die man voraussetzte oder sich imaginirte, glaubte der Staatsrath seine Gewissenhaftigkeit dem Könige oder vielmehr dem Volke gegenüber zeigen zu müssen, und in seiner Sitzung vom 7. Februar begutachtete er die Indigenatsverleihung an Lola verneinend. So war denn ein Wurf gefallen, der Unklares zur Klarheit, Schwankendes zur Festigkeit, geheime Feindschaft zu offener bringen sollte. Es schwanden die falschen Lichter, es fiel die Ueberkleidung, es ward heller Tag. Lassen wir es vorläufig dahingestellt, ob der Staatsrath seine Nichtentsprechung auf einen gültigen Grund basiren konnte, und nehmen wir an, er habe dem Volke gegenüber Gewissenhaftigkeit zeigen wollen — Beides aber wird durch eine juristische Erörterung, die wir beibringen, sogleich näher beleuchtet werden — so kann

uns andrerseits auch nicht entgehen, daß man eine Sache, welche offenbar die Wichtigkeit nicht hatte, unter das Vergrößerungsglas setzte

In seiner Sitzung vom 8. Februar soll blos der Staatsrath Georg von Maurer, lutherischer Confession, und derselbe, welcher nach dem Memorandum die Indigenatssache als die größte Calamität hinstellte, sich für dieselbe entschieden haben. Man will dies mit seiner späteren Ernennung zum Justizminister in Verbindung bringen.

Ueber das verneinende Gutachten des Staatsrathes war der König, wie sich leicht denken läßt, äußerst verwundert. Als Staatsmann mußte er jedenfalls erkennen, daß, wie sich sogleich herausstellen wird, dasselbe einer gültigen Basis ermangle, indem durch diese Verleihung kein Landesgesetz und kein Recht verletzt wurde; aber als König fühlte er um so tiefer diese Niederlage seiner Willensneigung und, was noch mehr ist, er sah in dieser ganzen Begutachtung eine dürftig überkleidete Demonstration, eine Demonstration gegen sein Verhältniß mit Lola. Hier schaute der König gewiß ganz klar.

Es war diese verneinende Begutachtung des Staatsrathes jedoch nicht der einzige Widerstand, den der König erfuhr; bald sollte er auch auf einen zweiten stoßen. Da die Verleihung des Indigenats durch königliches Decret constitutionell sanktionirt ist, so fand es der König für gut, auch gegen das Gutachten seines Staatsrathes Lola das Indigenat zu verleihen. Im Geiste der constitutionellen Normen mußte aber das Decret von einem der Minister contrasignirt sein. Da trat nun wiederum eine Weigerung ein, die um so fataler war, als sie gleichfalls den Schein der Popularität hatte. Es war eine zweite Demonstration, ebenso demüthigend für die königliche Würde, als die erstere, ebenso wenig gültig basirt als sie, in-

dem ja bei dieſer Contraſignatur keine Verantwortlichkeit zu fürchten war. Der König befand ſich in einiger Verlegenheit. Wahrung der Popularität und der königlichen Würde ſtand ſich gegenüber. Der König fühlte ſich allein, und hier beginnt vielleicht die Wirkſamkeit Lola's, obwohl wir damit nicht ſagen wollen, der König ſei blos eine paſſive, eine geleitete Perſon geweſen, wie die geſtürzte Partei die Leute ſo gerne glauben machen möchte. Die ganze Welt kennt die Unbeugſamkeit des Königs, wenn er einmal zum Entſchluß gekommen; ſeinen Scharfſinn hat er bei den jüngſten Ereigniſſen bewieſen, wo ſeine Hand ſtets den Rechten erfaßte und noch erfaßt. Unbeſchadet alles deſſen aber war doch Lola ein Haltpunkt, eine Stütze für ihn, wenn ſie gleich in einzelnen Fällen weichherziger als ihr Ludwig war, und, wie die Fama berichtet, um die Nichtentlaſſung des Univerſitäts-Profeſſors von Laſaulx, wiewohl vergebens, beim König, als er bei ihr war, fußfällig gebeten haben ſoll.

Des Königs Entſchluß war von da an zur Reife gekommen. Schon verbreitete ſich im Publikum das Gerücht, das Miniſterium werde entlaſſen. Man ſagt, was ich jedoch nicht vertreten will, der König habe nach jener Verweigerung der Contraſignatur an den Miniſter des Innern von Abel, an den Finanzminiſter Grafen von Seinsheim, an den Juſtizminiſter von Schrenk und an den Kriegsminiſter von Stumpenberg ein Handbillet ergehen laſſen, worin er ihnen nochmals die Sache zu bedenken gab. Der Miniſter des Aeußeren, Graf von **Berg**, hatte vom Könige Urlaub bekommen, und es iſt nicht bekannt, wie er in dieſer Sache der Contraſignatur geſtimmt war.

Betrachten wir dieſen Schritt als einen Verſuch der Ausgleichung, ſo ließ ſich leicht vorausſehen, daß dieſer zu keinem

genügenden Resultate führen würde. Die Störung war einmal an einem Stadium angelangt, wo Alles in der Klemme war und Niemand mehr rückwärts schreiten konnte. Die Minister hatten einmal eine factische Demonstration gegeben und den Nimbus der Popularität um ihre Häupter geschwungen; ein Krebsgang wäre lächerlich gewesen: das Dilemma hätte zu der alten Verwicklung nur noch eine neue hinzugefügt. Zudem war der Riß ja tiefer, der faule Fleck lag noch wo anders, als in der politischen Sphäre.

Es fragt sich nun, in welchem Verhältniß das Benehmen des Staatsraths und des Ministeriums, das heißt, die Begutachtung des Indigenats und die Verweigerung der Contrasignatur, zu den constitutionellen Normen in Bayern stand. In der Voraussetzung, daß die Leser die hier einschlägigen Verordnungen in der Verfassungsurkunde nicht kennen, möchten folgende Notizen nicht unerwünscht sein, indem durch sie mehr Licht und Einsicht in die Sache gebracht wird. Es diene demnach Folgendes zur Unterweisung:

Der volle Genuß aller bürgerlichen, öffentlichen und Privatrechte in Bayern ist durch das Indigenat bedingt, welches entweder durch Geburt, oder durch Naturalisation erworben wird.

Durch Naturalisation erhält das Einzeborneurecht neben anderen Fällen auch derjenige, dem es „durch ein besonderes, nach erfolgter Vernehmung des Staatsrathes ausgefertigtes königliches Decret" beigelegt wird. Der Staatsrath aber hat hierbei keine entscheidende Stimme und der König kann gegen das von der Majorität abgegebene, ja selbst einstimmige Gutachten dieser Behörde das Indigenat ertheilen.

Dieser schon früher vorgekommene Fall trat nun neuerdings bei Anlaß des Indigenatsgesuchs der Sennora Lola

Montez ein. Der Staatsrath sprach sich, wie man sagt, mit Ausnahme einer einzigen Stimme für die Nichtentsprechung aus; der König dagegen fand für gut, gegen das Gutachten seines Staatsraths der gedachten Sennora das Indigenat zu verleihen. Als er jedoch das betreffende Decret dem Ministerium zur Contrasignatur vorlegte, verweigerte Letzteres dieselbe.

Es fragt sich nun, ob diese Verweigerung einen gültigen Grund hatte, und hierüber ist Folgendes zu erörtern:

In dem Wesen einer constitutionellen Monarchie liegt es, daß die Minister nicht blos der Person des Königs, sondern auch den Stellvertretern des Volkes, den Kammern, verantwortlich sind. Diese auch in der Bayerischen Verfassung ausdrücklich anerkannte Verantwortlichkeit der höchsten Staatsbeamten bezieht sich auf die Gesetzmäßigkeit oder Uebereinstimmung der Regierungshandlungen mit der Verfassung und den Gesetzen des Staates. Damit aber für alle Regierungsacte die grundgesetzliche, ministerielle Verantwortlichkeit bestehe, bedürfen alle vom Monarchen ausgehenden Verfügungen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung eines der höchsten Staatsbeamten. Hieraus ergiebt sich von selbst das Recht des Letzteren, einer allerhöchsten Verfügung, die eine Verletzung der Verfassung oder der Gesetze des Staats enthielte, die Contrasignatur zu verweigern.

Betrachten wir nun die königliche Verleihung des Indigenats an Sennora Lola Montez, so liegt in dieser allerhöchsten Verfügung weder hinsichtlich der Form, noch hinsichtlich des Inhalts eine solche Verletzung. In ersterer Beziehung nicht, weil der Staatsrath hierüber vernommen wurde, und in letzterer Beziehung nicht, weil dadurch kein Recht verletzt wurde. Keiner der Minister hatte daher zu befürchten, für die Contrasignirung des königlichen Decrets von den Ständen ver-

antwortlich gemacht zu werden; somit entbehrt ihre Verweigerung jedes gültigen Grundes und stellt sich als rein willkürlich dar.

Aus dieser kurzen Erörterung kann ersehen werden, daß die Begutachtung des Staatsraths und die Verweigerung der Contrasignatur nicht so unbedingt den Anspruch auf Popularität machen konnten, den sie wirklich machten. Es war, wie gesagt, eine Demonstration, deren Wurzel wo anders lag: Popularität hatte nur den Schein für sich und war, wie sich später noch klarer herausstellen wird, nur eine Appellation an das Volk. Bei solcher Sachlage war natürlich eine friedliche Ausgleichung ganz und gar nicht möglich. Auch war der Weg der Friedfertigkeit keineswegs der der feindseligen Partei. Man hatte einmal angefangen, energischer zu verfahren, und wollte erst abwarten, wie die gewählten Mittel anschlügen. Eine Krankheit, dachte man, weicht nicht auf die erste Medicin, und wer einen Schritt gethan hat, muß auch den zweiten thun. So konnten die Minister keinen andern Weg einschlagen, als sich an den König zu wenden und, im Falle der Nichtsinnesänderung, ihn um ihre Entlassung zu bitten, somit von der Bühne abzutreten. Es war dies der richtigste Weg, den sie gehen konnten. Wäre ihr Entlassungsgesuch, was sich freilich nicht erwarten ließ, da der König bereits klar und entschlossen war, nicht angenommen worden, so hätte die Gegenpartei ein gewisses Feld gewonnen, von welchem aus sie hätte weiter agiren und neue Vortheile erringen können. Das Entlassungsgesuch aber mußte erfolgen, weil man wohl einsah, daß man ohne die Sinnesänderung des Königs sich nicht mehr halten konnte. Entscheidung, Gewißheit war absolut nothwendig.

So entstand nun das höchst merkwürdige Memorandum, ein ministerielles Actenstück, das in neuerer Zeit wohl nicht

seines Gleichen hat. Es wird darin die ministerielle Lage herbeigeführt durch die Indigenatsfrage, geschildert, und das Entlassungsgesuch auf eine Art motivirt, welche die ernstesten Betrachtungen veranlaßt. Es wird auf eine imaginirte Stimmung des Landes hingewiesen, das Familienleben herbeigezogen, das Nationalgefühl in die Waagschale gelegt, der Gegenstand der Neigung des Königs herabgewürdigt, das Bischofthum in die Schranken gerufen, die Kirche als Institution vorgeführt, die Polizei als kraftlos hingestellt, die feindselige Journalistik gebilligt, die allgemeine Verbreitung der Unzufriedenheit mit Eifer erwähnt, das Königthum als bedroht und geächtet erklärt, das Selbstlob nicht gespart, die bewaffnete Macht zu bedenken gegeben, die Zukunft umdüstert, der Landtag hereingezogen, und das Alles mit einer Loyalität, einem Schmerzgefühle, einer Ergebenheit, einer Pflichttreue, daß man nicht weiß, worüber man mehr erstaunen soll, ob über die Materie oder über die Form. Wir werden in dieses Actenstück später noch besonders die Sonde der Kritik senken und wollen sehen, ob die Ansicht der Dinge, wie wir sie genommen haben, dadurch nicht auf das Bestimmteste, Klarste und Schneidendste bewiesen wird. Deshalb glauben wir, dieses Memorandum in keinem Fall unsern Lesern vorenthalten zu dürfen, und es wird dies nach getreuem Texte im nächsten Kapitel geschehen.

Hundertsechsundvierzigstes Kapitel.

Das Memorandum.

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!
Allergnädigster König und Herr!

Es giebt Augenblicke im öffentlichen Leben, in welchen den Männern, die das unschätzbare Vertrauen ihres Monarchen zur obersten Leitung der Staatsverwaltung in ihren verschiedenen Zweigen berufen hat, nur noch die betrübende Wahl offen steht, entweder der Erfüllung der heiligsten, durch den geleisteten Eid, durch Treue, Anhänglichkeit und heiße Dankbarkeit besiegelten Pflichten zu entsagen, oder, in gewissenhafter Erfüllung dieser Pflichten, die schmerzliche Gefahr des Mißfallens ihres geliebten Monarchen nicht zu beachten.

In dieser Lage sehen die treugehorsamst Unterzeichneten durch den Allerhöchsten Beschluß, der Sennora Lola Montez das bayerische Indigenat durch Königliches Decret zu verleihen, sich versetzt, und sie Alle sind eines Verrathes an den Euerer Königlichen Majestät gelobten heiligsten Pflichten unfähig, — ihr Entschluß konnte daher nicht schwanken.

Diese Indigenatsverleihung ward in der Staatsrathssitzung vom 8. d. M. vom Königlichen Staatsrathe v. Maurer

als die größte Calamität, die über Bayern kommen kann, laut und oftmals bezeichnet.

Diese Ueberzeugung ward von dem ganzen Staatsrathe getheilt, sie ist der Ausdruck der Gesinnung aller treuen Unterthanen Euerer Königlichen Majestät, und es hat nicht erst einer Staatsrathssitzung bedurft, um eben diese Ueberzeugung in den treugehorsamst Unterzeichneten nur zu unerschüttert zu begründen.

Seit dem Monat October v. J. sind die Augen des ganzen Landes auf München gerichtet, und es haben sich in allen Theilen Bayern's über das, was hier vorgeht und was beinahe den ausschließlichen Gegenstand des Gespräches im Inneren der Familien, wie an allen öffentlichen Orten bildet, Urtheile festgesetzt, und es ist aus diesen Urtheilen eine Stimmung erwachsen, die zu den bedenklichsten gehört.

Die Ehrfurcht vor dem Monarchen wird mehr und mehr in den Gemüthern ausgetilgt, weil nur noch Aeußerungen des bittersten Tadels und der lautesten Mißbilligung vernommen werden; dabei ist das Nationalgefühl auf das Tiefste verletzt, weil Bayern sich von einer Fremden, deren Ruf in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt ist, regiert glaubt, und so mancher Thatsache gegenüber nichts diesen Glauben zu entwurzeln vermag.

Männer, wie der Bischof von Augsburg, dessen Treue und Anhänglichkeit an Euere Königliche Majestät über jeden Zweifel erhaben sind, vergießen über das, was vorgeht, und über die täglich sich mehr entwickelnden Folgen bittere Thränen, und die treugehorsamst unterzeichneten Minister des Inneren und der Finanzen sind selbst Augen- und Ohrenzeugen der heißen Thränen und bitteren Klagen des genannten Bischofs gewesen.

Der Fürstbischof von Breslau hatte kaum von einem hier

verbreiteten Gerüchte, er habe ein das fragliche Verhältniß entschuldigendes Gutachten abgegeben, Kenntniß erlangt, als er augenblicklich einen Brief hierher erließ mit der Aufforderung, diese Sache, wo immer davon gesprochen würde, auf das Bestimmteste als unwahr zu erklären und seine entschiedene Mißbilligung der Vorgänge auszusprechen. Sein Schreiben ist hier kein Geheimniß mehr und wird bald im ganzen Lande bekannt sein, und welches ist die Wirkung? — Die ausländischen Blätter bringen täglich die schmerzlichsten Anecdoten und die herabwürdigendsten Angriffe gegen Euere Königliche Majestät.

Das anliegende Stück Nr. 5. der Ulmer Chronik enthält eine Probe davon. Alle polizeiliche Aufsicht vermag die Einbringung solcher Blätter nicht zu verhindern. Sie werden verbreitet und mit Gier verschlungen. Der Eindruck, der in den Gemüthern lebt, kann nicht zweifelhaft sein, er erneut sich täglich und wird bald nie und durch nichts mehr erlöscht werden können. Eine gleiche Stimmung besteht von Berchtesgaden und Passau bis Aschaffenburg und Zweibrücken, ja sie ist über ganz Europa verbreitet, sie ist ganz dieselbe in der Hütte des Armen, wie im Palaste des Reichen.

Es ist nicht blos der Ruhm und das Glück der Regierung Euerer Königlichen Majestät, es ist die Sache des Königthums, die auf dem Spiele steht. Daher das Frohlocken Derer, die auf den Umsturz der Throne hinarbeiten, und die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, das Königthum in der öffentlichen Meinung zu verderben.

Daher aber auch der tiefe Schmerz und die Verzweiflung aller derer, die Euerer Königlichen Majestät mit treuer Liebe anhangen, und die über den Gefahren, denen das Königthum vielleicht zu keiner Zeit in größerem Maßstabe ausgesetzt ge-

wesen ist, die Augen nicht verschließen. Dabei liegt es außer dem Bereiche menschlicher Kräfte, auf die Länge zu verhüten und zu verhindern, daß die Rückwirkungen dessen, was vorgeht, nicht mehr und mehr auch auf die bewaffnete Macht übergehen, und wo soll eine Hülfe gefunden werden, wenn auch dieses ungeheuere Uebel einträte, wenn auch dieses Bollwerk schwankte? —

Was die treugehorsamst Unterzeichneten hier mit gebrochenem Herzen in tiefster Ehrfurcht vorzutragen wagen, beruht nicht auf Gespensterseherei, es ist das traurige Ergebniß der Beobachtungen, welches sich Jeder in seinem Wirkungskreise täglich seit Monaten hat machen müssen. Was unter solchen Verhältnissen vom nächsten Landtage zu erwarten sei, liegt offen am Tage. Unberechenbar sind die letzten Folgen seiner Verhandlungen, wenn sie mit solchem Eindrucke gepflogen werden. Jeder der treugehorsamst Unterzeichneten ist bereit, in jedem Augenblicke Gut und Blut für Euere Königliche Majestät freudig zu opfern. Aber deshalb ist es ihnen eine doppelt heilige Pflicht, Euerer Königlichen Majestät die Gefahren offen darzulegen, welche mit jedem Tage wachsen, und Allerhöchstdieselben zu beschwören, ihre flehentliche Bitte um die Gewährung der einzigen hier möglichen Hülfe zu erhören und dem unseligen Gedanken zu entsagen, als sei es Leidenschaft oder Widerstand, die nur gegen solche Verhältnisse gerichtet ist, durch welche jeder treue Bayer untergraben sieht, was ihm vor Allem am Herzen liegt: den Ruhm, die Macht und das Glück, die ganze Zukunft seines geliebten Königs. Die treugehorsamst Unterzeichneten haben die Folgen des Schrittes, zu welchem die treueste und innigste Anhänglichkeit an Euere Königliche Majestät, die Erkenntniß der unberechenbaren Wichtigkeit des Augenblickes allein sie vermocht hat, nach allen

Richtungen gar wohl erwogen; sie wissen und sind davon durchdrungen, daß, wenn Euere Königliche Majestät ihr heißes Flehen nicht zu erhören geruhen, ihre Wirksamkeit auf der Stelle, zu welcher sie die Gnade und das Vertrauen ihres geliebten Monarchen berufen hat, beendet, und dann nur noch eine Pflicht auf dieser Stelle zu erfüllen ihnen übrig ist, die Pflicht, Euere Königliche Majestät um die Enthebung von der Führung der ihnen anvertrauten Ministerien, wenn auch mit tiefstem Schmerzgefühle, ehrfurchtsvollst zu bitten.

In allertiefster Ehrfurcht und mit unverbrüchlicher Treue und Anhänglichkeit ꝛc.

v. Abel, v. Gumppenberg, Graf Seinsheim, v. Schrenk.

Hundertsechsundvierzigstes Kapitel.

Glossen zum Memorandum von mir und Andern.

Das Memorandum, welches wir so eben mitgetheilt haben, soll aus der Feder des Ministers von Abel geflossen sein, worauf wir jedoch keinen besonderen Werth legen wollen, insofern dieses Actenstück, wenn es nicht gemeinsam berathen und entworfen wurde, durch Unterschrift das Eigenthum jedes einzelnen der vier Minister wird. Ferner müssen wir erwähnen, daß dasselbe ungemein schnell und in vielen Abschriften unter dem Publikum sich verbreitete, daß man demnach, wie doch sonst zu geschehen pflegt, kein besonderes Geheimniß daraus machte. Man appellirte offenbar an die Sympathie des Volkes und wollte auf indirecte Weise in ihm Stütze und Hülfe haben.

Betrachtet man dieses Actenstück leicht und oberflächlich, so möchte man sich allerdings von dem Scheine der Gutmüthigkeit, Pflichttreue und Loyalität berücken lassen. Allein es kommt mir dasselbe wie die Zunge eines Löwen vor, welche im Lecken blutig verwundet. Es hat Aehnlichkeit mit einem spielenden Tigerthier, dessen Krallen sich in's Fleisch einschlagen. Da, wo die schwächste Seite ist, werden die schärfsten und schneidendsten Worte gewählt, was mit den sonstigen

Aeußerungen der Ehrfurcht ganz sonderbar contrastirt. Gleich von vorn herein wird die Verleihung des Indigenats an Lola Montez ein Verrath genannt. Von der Gewandheit einer ministeriellen Feder ließe sich denn doch erwarten, daß sie den nämlichen Gedanken auf mildere und nicht minder entschiedene Weise hätte ausdrücken können, wenn man so gewollt hätte. Aber man wollte das nicht, es lag in der Absicht, Indigenat und Verrath auf Eine Linie zu stellen. Sapienti sat!

Daß gerade des königlichen Staatsraths von Maurer Aeußerung, diese Indigenatsverleihung sei die größte Calamität, die über Bayern kommen könne, hervorgehoben wird, scheint mehr als zufällig zu sein. Man erinnere sich, daß Herr von Maurer Protestant und, wenn die Sage begründet, derjenige gewesen sei, welcher allein für dieselbe gestimmt habe. Um Jemanden wehe zu thun, muß man ihm jede Stütze rauben.

Im Verlaufe heißt es, daß im ganzen Lande, im Innern der Familien, an allen öffentlichen Plätzen sich eine Stimmung offenbare, die zu den bedenklichsten gehöre. Hier wird sichtlich übertrieben. Die Feder ergeht sich in Floskeln, der Geschichtschreiber wird Novellist. Wie kann er wissen, was in ganz Bayern, im Innern der Familien, an allen öffentlichen Plätzen gesprochen wird? Da müßte Jeder Jeden verrathen haben. Im Gegentheil ist bekannt, daß man lieber den Gegenstand im Gespräche vermied. Allein der Verfasser will einmal die bedenklichste Stimmung. Und was heißt denn bedenklichst? Eine Stimmung, die revolutionärer Natur ist? Eine solche hat in der That nur ein Gespensterseher entdecken können. Denn, haben die Vorfälle in München auch Unmuth erregt, so war doch derselbe keineswegs ein so bedenk-

licher. Man ſucht Niemanden hinter dem Ofen, wenn man nicht ſelbſt dahinter geſteckt, ſagt ein Sprichwort.

Ferner ward geſagt, daß die Ehrfurcht vor dem Monarchen mehr und mehr in den Gemüthern ausgetilgt werde, daß der bitterſte Tadel, die lauteſte Mißbilligung, die tiefſte Verletzung des Nationalgefühls obwalte, daß jene Fremde in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt ſei. So dem Könige gegenüber, vor dem man Ehrfurcht zu hegen vorgiebt, von dem Gegenſtand ſeiner Verehrung zu ſprechen, iſt — frech und unverſchämt. Hier iſt alle Decenz verſchwunden, alle Rückſicht vor der Majeſtät. Die grellſten Tinten ſind gewählt.

Von der härteſten Schmähung wird zu der weinerlichſten Rührung übergegangen und erzählt, daß der Biſchof von Augsburg (Herr Dr. Richarz) und der Fürſtbiſchof von Breslau (Herr von Diepenbrok), jener in heiße Thränen, dieſer in entſchiedene Mißbilligung ſich ergoſſen hätte, daß das Schreiben des Letzteren bald dem ganzen Lande kein Geheimniß mehr ſein werde. Das mag ſein, aber eine gewiſſe kirchliche Partei hat eine Rolle geſpielt und ſpielt ſie noch, welche keineswegs Vertrauen erwecken konnte. Wir kennen jene geiſtlichen Perſönlichkeiten nicht und wollen uns deshalb eines Urtheils enthalten, doch will uns jene allgemeine Verbreitung des fürſtbiſchöflichen Schreibens nicht recht gefallen.

Noch weniger aber will uns munden, daß die Miniſter ihrem Memorandum eine Nummer der Ulmer Chronik beilegen, von der ſie ſagen, daß ſie die herabwürdigendſten Angriffe gegen die Königliche Majeſtät enthielte. Das iſt viel, ſehr viel. Man ſagt es nicht allein, ſondern legt das Blatt auch bei. Manchmal werden Artikel dieſer Art von Hände geſchrieben, die man in der Nähe ſuchen muß.

Weiter vernimmt man, daß die polizeiliche Aufſicht nicht

mehr genüge. **Risum teneatis amici!** Censur, Preßbeschränkung, Beschlagnahme waren unter dem Ministerium Herrn von Abel's in der größten Blüthe, und nun will sie abfallen.

Ferner heißt es: die Sache des Königthum's steht auf dem Spiele. Dieses wird mit dem Frohlocken derer in Verbindung gesetzt, die auf den Umsturz der Throne hinarbeiten. Es wird von einer Verzweiflung gesprochen, die sich der treusten Anhänger des Königthums bemächtige. Es sind dies die alten Theatercoups, die sich durch das ganze Memorandum hindurchziehen, es sind die bekannten Uebertreibungen. Nur ein Passus, der von einer Rückwirkung dessen, was vorgeht, auf die bewaffnete Macht spricht, fällt wieder grell herein, eine leise Drohung läßt sich kaum darin verkennen; es wird sogar gefragt, wo Hülfe gefunden werden solle, wenn auch dieses ungeheure Uebel einträte, wenn auch dieses Bollwerk schwankte. Der erste März hat dieses Bedenken nicht bestätigt.

Man sieht, daß die Minister der Vorwurf der Gespensterseherei recht wohl treffe, den sie gegen das Ende des Memorandums von sich abzuweisen suchten, und was den nächsten Landtag betrifft, so sieht jeder Bayer, dem Fortschritt zu Licht und gesetzlicher Freiheit am Herzen liegt, demselben mit fröhlicheren Hoffnungen entgegen, als er seit den letzten Jahren zu thun vermochte.

So ist denn, wie Jedem leicht ersichtlich ist, der nur einigermaßen hinter die Larve zu blicken vermag, das Memorandum ein Ausfluß der bittersten Galle, die sich in der letzten Zeit angehäuft. Mit Unredlichkeit wird ein revolutionärer Zustand Bayern's imaginirt und die Unzufriedenheit des Volkes bis zur Fratze verkehrt. Offenbar vergrößerte man auf rednerische Weise die Störungen, um dieselben entweder wirklich auf diese Höhe zu treiben, da man das Memorandum so schnell und

weit als möglich im Volke verbreitete, oder um den König durch einen Popanz zu schrecken. Dies Alles ist unwürdig für Männer, die mit Wahrheitsliebe, Gewissenhaftigkeit und Biederkeit Hand in Hand gehen wollen. Das Memorandum ist in der That nichts Anderes, als eine herausfordernde Demonstration, welche das Schwert in die Waagschale legt und mit drohender Geberde den König zur Unterwürfigkeit zwingen will. In ihr ist ein Trotz, ein diabolischer Geist, der sagen will: „Wage Dich anzutasten, was Du antasten willst, es wäre aus mit Dir, denn Dein Feind hat Waffen in der Hand gegen welche es keine Hülfe giebt." Das Alles wird nun mit heuchlerischen Worten überkleidet, mit den Versicherungen der Ehrfurcht, der Ergebenheit und liebevollsten Theilnahme. Aber diese Worte sind Lüge und Schein und werden durch die Maßlosigkeit des innern Grimmes, der aus seiner Verhüllung hervortritt, Lügen gestraft.

Oben haben wir das Verhältniß des Königs zu Lola auseinandergesetzt, inwieweit und inwiefern das Publikum damit unzufrieden war. Tiefer eingreifende Störungen waren nicht vorhanden, sie kamen erst, als die ultramontane Partei sich nicht mehr in ihrer scheinbaren Geduld erhalten konnte und sofort ihrem Grimme freien Lauf ließ. Es hat sich das Volk nie von Lola regieren gelassen, wie das Memorandum in gehässiger Weise und bosshafter Absicht sagt. Es sind für eine solche Behauptung keine genügenden Anknüpfungspunkte vorhanden; wohl aber mögen wir der Vorsehung danken, daß durch Lola eine Aenderung der Dinge eingeleitet worden ist. Die feindselige Partei hat sich selbst gestürzt, indem sie in Siegesgewohnheit das Feld nicht räumen wollte und in der Sucht neue Vortheile zu erringen, ganz aus seiner Stellung verdrängt wurde. Das ist das Wahre an der Sache.

Gehört das etwa mit zum constitutionellen System, daß ein König nicht mehr die Freiheit haben darf, seinen Herzensneigungen folgen zu dürfen? Oder hielten die Herren Minister und ihr geistiger Anhang, die Herrn Bischöfe und wie sie noch heißen mögen, eine andere Freundin für den König in petto, etwa ein liebe, fromme Schwester, welche es besser verstand, wie man das Herz eines Königs im Interesse einer Partei lenke?

Hatte der König nicht Recht, über eine Vorstellung böse zu sein, welche in der Geschichte unerhört ist?

Hat es je das Pabstthum, hatten es je die Päbste, frage ich, in der Zeit ihrer größten Gewalt gewagt, so mit Königen zu sprechen?

Hatte man gewagt, so mit einem Heinrich **VIII.** zu reden? —

Hatte man gewagt, so mit einem Heinrich **IV.** zu reden, als er seine geliebte Gabriele besuchte?

Hatte man gewagt, so mit einem Ludwig **XIV.** zu sprechen?

Hatte man gewagt, so mit einem Friedrich Wilhelm **II.** von Preußen zu reden?

Das war allerdings ein Protestant, aber hatten sich etwa seine Minister herausgenommen, ihm seine Neigungen vorzuwerfen und ihm deshalb mit dem Abfall des Volkes und des Heeres zu drohen?

Wahrlich! — das ist unerhört in der Geschichte.

Was that die Kirche, als Könige — und wenn es schlechte Könige gab, so ist daran noch nicht das Königsthum schuld — ihre Frauen hinrichten ließen oder selbst hinrichteten?

Sie that nichts.

Es giebt Sünder, die nur Gott bestrafen kann.

Es giebt auch Sünder, die zu bestrafen Gott allein das Recht und die Macht hat.

Zu solchen Sündern gehören auch schlechte Könige.

Aber einem Monarchen mit dem Abfall seines Volkes, seines Heeres zu drohen, weil er seine Neigung einer fremden Dame zugewandt, — das ist wahrlich tragi-komisch.

Als ich die Mittheilung des merkwürdigen Actenstücks vernahm, da konnte ich nichts anders thun, — als entsetzlich lachen.

Wahrlich ich mußte die Mäßigung eines so tief gekränkten Königs bewundern, welcher nichts that, als sagen:

Wir wollen sehen, ob ich es bin oder die Minister, welche mein Heer und mein Volk mehr liebt. Sie mögen gehen.

Bald nach diesen ministeriellen Krisen und Vorfällen im Staatsrathe las man im amtlichen Blatte, Regierungsblatt, folgende königliche Verfügungen:

1) Se. Majestät der König haben unterm 16. Februar l. J. geruht, dem bisherigen Minister des Innern, Staatsrath Carl v. Abel, die von ihm nachgesuchte Enthebung von der Leitung Allerhöchst Ihres Ministeriums des Innern, unter dem Ausdrucke Allerhöchst Ihrer vollen Anerkennung der von ihm während seiner langjährigen treuen und anhänglichen Dienstesleistung erworbenen Verdienste, allergnädigst zu ertheilen, ihn zugleich als Staatsrath im ordentlichen Dienste in zeitliche Quiescenz zu versetzen und denselben zu Allerhöchst Ihrem Staatsrathe im außerordentlichen Dienste zu ernennen. Reg.-Bl. Nr. 5. S. 99.

2) Se. Majestät der König haben unterm 18. Februar den bisherigen Präsidenten der Regierung von Niederbayern, J. P. v. Zenetti, mit 1. März zu Allerhöchst Ihrem Staatsrath im ordentlichen Dienst in provisorischer Eigenschaft zu befördern und denselben zugleich mit besagtem Tage, nach §. 3 der

IX. Verfassungsbeilage, zum Verweser Allerhöchst Ihres Ministeriums des Innern zu ernennen geruht.

3) Se. Majestät der König haben unterm 21. Februar, das Gesuch des Finanzministers, Grafen Karl v. Seinsheim, allergnädigst genehmigend, geruht, denselben von der Stelle eines Finanzministers zu entheben und ihn ferner in seiner Dienstes-Eigenschaft als Staatsrath im ordentlichen Dienste zu belassen. Reg.-Bl. Nr. 9. S. 177.

4) Se. Majestät der König haben unterm 24. Februar, das Gesuch des Justizministers Freiherrn Karl v. Schrenk, allergnädigst genehmigend, geruht, denselben von der Stelle eines Justizministers und Ministers des Innern für die kirchlichen Angelegenheiten, so wie von der provisorisch bekleideten Stelle eines Staatsraths zu entheben. Reg.-Bl. Nr. 9. S. 177.

5) Unterm 24. Februar wurde der bisherige Präsident der Regierung der Oberpfalz und Regensburg, Friedrich Freiherr von Zu-Rhein, mit dem 1. März zum Staatsrath im ordentlichen Dienste in provisorischer Eigenschaft befördert und zugleich mit dem besagten Tage nach §. 3 der IX. Verfassungsbeilage zum Verweser des Finanzministeriums ernannt, demselben auch, auf so lange der König nicht anders verfügt, die Führung des Ministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten übertragen. Reg.-Bl. Nr. 9. S. 178.

6) Unterm 24. Februar wurde dem Staatsrath im ordentlichen Dienste, Georg v. Maurer, vom 1. März angefangen, die Verwesung des Justizministeriums nach §. 3 der IX. Verfassungsbeilage übertragen. Reg.-Bl. Nr. 9. S. 178.

7) Unterm 24. Februar wurde das Gesuch des Kriegsministers Anton Freiherr v. Gumppenberg genehmigt, denselben von der Stelle eines Kriegsministers zu entsetzen. Reg.-Bl. Nr. 10. S. 221.

s) Unterm 21. Februar wurde der General-Major und Brigadier, Bernhard Freiherr von Hohenlohe, zum Verweser des Kriegsministeriums ernannt. Reg.-Bl. No. 10. S. 221.

y) Unterm 21. Februar wurde der Staatsrath im ordentlichen Dienst und Präsident der Regierung von Oberbayern, von Hermann, in beiden Eigenschaften in Ruhestand versetzt. Reg.-Bl. No. 10 S. 221. Derselbe wurde unterm 1. März wieder in die Klasse der Staatsräthe im außerordentlichen Dienst eingereiht. Reg.-Bl. No. 10 S. 222.

So war denn endlich Entscheidung eingetreten, sagt mein Freund. Mit rücksichtsloser Hand zerschnitt der König das Gewebe, in welches man ihn hatte hüllen wollen. Nicht angebissen hatte er an den Köder, unter dem die Angel verborgen war. Der Coup der ultramontanen Partei hatte das erwünschte Resultat nicht. Der König hatte sich keinen Schrecken einjagen lassen, und das Altweibergeschwätz mit loser, giftiger Zunge verhallte spurlos in der Luft. Das Verhältniß mit Lola blieb das alte, ja es blieb noch fester und enger, je gewaltiger man sich anstrengte, an demselben zu zerren, es zu zerreißen. Man sagt, der König, durch die vielen Aergernisse und widerlichen Feindseligkeiten von Unpäßlichkeiten heimgesucht, habe einen großen Theil des Morgens allein gearbeitet und fast Niemanden vor sich gelassen, als Lola, welcher er sogar den Schlüssel zum geheimen Gang, in sein Kabinet führend, anvertraute. Den kranken König besuchte sie alle Tage und verweilte bei ihm oft stundenlang. Von dort aus ergingen die königlichen Verordnungen über die Entlassung der alten Minister und von der Ernennung der neuen. Von dort an scheint dem König ein klares Licht aufgegangen zu sein über die ganze Lage des Reiches. Er erkannte nun die Ränke und hinterlistigen Machinationen der ultramontanen Partei.

und es reifte in ihm der feste Entschluß, mit energischer Hand dieses Bühnenwerk zu zertrümmern und, koste es was es wolle, ihrem finsteren Wirken ein Ende zu machen.

Es ist starker Verdacht vorhanden, daß das Abel'sche Ministerium schon früher im Credite des Königs gesunken war, wodurch die hin und wieder auftauchenden Gerüchte von ministeriellen Veränderungen Licht erhielten. So viel ist gewiß: dem Könige fing vor Abel zu grauen an, indem eine innere Stimme ihm sagte, er habe durch seine Politik ihm die Sympathie des Volkes entrissen und durch eine diabolische Sophistik die Constitution untergraben. Fühlte er sich auf diese Weise gebunden, so mußte eine von den Ultramontanen selbst herbeigeführte Krisis ihm willkommen sein, denn, indem er hier Entschiedenheit zeigte, konnte er den Kreis verlassen, in den er gebannt war.

Daß das Auge des Königs weiter sah, als auf seine ministerielle Umgebung, bezeugt die Quieszirung des Staatsraths und Regierungspräsidenten von Oberbayern (München) von Hormann. Bei der Indigenatsgeschichte betheiligt, stand er zudem auf der ultramontanen Seite. Zum ersten Male taucht diese Persönlichkeit vor uns auf, die bei den politischen Untersuchungen, welche 1833 über Studirende ergangen waren, mit wahrer Lust sich lieber für das „Schuldig", als für das „Unschuldig" aussprach. Mehr Thränen sind über ihn geweint, mehr Seufzer ausgehaucht worden, in Familienwohnungen und in Kirchen, als der Bischof von Augsburg über den König geweint hat. O! das Schicksal ist gerecht, und seine Werkzeuge werden oft geschmiedet da, wo man es nicht erwartet.

Ob das neue Ministerium seine Aufgabe kenne und den Anforderungen einer neuen Aera in Bayern gewachsen sein werde, das wird die Zukunft lehren. Sehen wir in der Sache

klar, so reicht ein Juste-milieu nicht hin. Wollte er dieses System ergreifen, so wäre es nur ein interimistisches. Mit gespannter Erwartung sieht Alles der ferneren Entwickelung der Ereignisse entgegen, denn das, was von nun an geschieht, ist nicht allein das Eigenthum Bayern's, sondern von ganz Deutschland.

Ja, in der That, es hat sich nach der Entlassung der Herren Minister weder ein rebellisches Heer, noch ein rebellisches Volk zeigen wollen, so viele Mühe man sich auch von gewissen Seiten her gegeben hat. Der Tumult vom 1. März war ein künstlich erregter, und es war einer der lächerlichsten Auftritte, der lächerlichsten Krawalle, welche es je gegeben hat.

Davon später.

Hundertſiebenundvierzigſtes Kapitel.

Krieg den Männern.

Eine Unterredung mit dem Könige. Was ich als Königin thun würde. Die Stellung der Frauen. Urtheile der Philoſophen. Königliche Gedanken.

Sie ſind fort, ſagte der König, als er mich nach der Entlaſſung des Miniſteriums beſuchte, ich glaube nicht, daß ſich das Land darüber entrüſten wird.

Sie ſind fort, — und ich erhalte meine Krone, ſagte ich lächelnd.

Lola, Sie bedürfen der Krone nicht — um eine Königin zu ſein.

Sire, ich habe immer gehört, daß mit der Macht, mit dem Anſehen auch die Würde, der Muth und die Zuverſicht wachſe.

Das iſt möglich, meine liebe Lola, aber Ihnen kann wirklich die Krone zu allen dieſen Eigenſchaften nichts hinzufügen.

Sie ſind ſehr gütig, Sire, aber ich glaube, wenn ich eine Königin wäre, die Lola Montez würde doch nicht mehr die Lola Montez ſein.

Und was würden Sie, was wollten Sie dann anders ſein?

Ja, Sire, wäre ich als eine Königin geboren, ich hätte die Uebel des Krieges über den Erdball getragen und mich mit allen Königen geſchlagen.

Auch mit mir, Lola? fragte der König lachend.

Auch mit Ihnen, Sire.

Und weshalb?

Weil ich als eine Königin auf der ganzen Welt kein Gesetz geduldet haben würde, welches den Männern mehr als den Frauen erlaubt.

Aber woher hätten Sie die Soldaten nehmen wollen, welche Sie bei einem Unternehmen, das auf den Untergang ihres Geschlechts abzielt, unterstützt hätten?

Sire, erlauben Sie mir, daß ich lache.

So viel Sie wollen, sonderbares Wesen, — aber was haben Sie gegen meinen Einwand?

Gegen Ihren Einwand, Sire, habe ich das, daß ich meine, die Soldaten haben oft genug den Despoten, welche ihr Geschlecht unterdrückten, die Hand geboten.

Das ist etwas Anderes, — diese Unterdrückung galt dem Feinde, nicht dem Manne.

Und das, was ich beabsichtige, gilt dem Rechte, nicht der Tyrannei.

Finden Sie wirklich, daß das Weib gegen den Mann in der menschlichen Gesellschaft so sehr zurückgesetzt ist, und daß, wenn dies der Fall wäre, nur ein vernichtender Krieg diese Ungleichheit heben könnte?

Allerdings, Sire, versetzte ich, ist es bei civilisirten Völkern nicht mehr ganz so schlimm, nur in dem Zustande der Barbarei ist das Weib völlig unterdrückt, hier ist es mehr die Magd, als die Gehülfin, mehr die Sklavin, als die Genossin des Mannes. Die Frau befindet sich unter denjenigen, bei denen kriegerische Tapferkeit fast die einzige Basis der Macht ist, und von denen geistige Gaben kaum anerkannt werden, in einer Stellung, die nothwendiger Weise ihrer nur geringen

phyſiſchen Kraft zukommt. Dieſen Umſtand bemerkt man auch jetzt noch unter den niedrigſten und den wenigſt gebildeten Klaſſen der civiliſirten Welt. Es iſt überall die Tyrannei der Kraft über die Schwäche. Aber daſſelbe gehäſſige Princip erklärt die Herabwürdigung des Weibes überall und wo eine Verbeſſerung ihrer Lage ſtattfindet, da wird man erkennen, daß ſie dieſelbe durch den Umſtand erkauft hat, daß der Mann in Bezug auf ſeine Bequemlichkeit in größerem Maßſtabe von ihrer bereitwilligen Hülfe abhängig ward. —

Dieſes traurige Kapitel in der Geſchichte des Menſchengeſchlechts, ſagte der König, paßt zu wenig auf die gegenwärtige ſociale Stellung der gebildeten Frauen in den civiliſirten Staaten, als daß es nöthig wäre, die Geſetzgebung umzuſtoßen. Wenn das Weib auf der unterſten Stufe der Civiliſation am meiſten unterdrückt und herabgewürdigt wird, und wenn bei fortſchreitender Civiliſation ſeine Lage ſich verbeſſert, ſo iſt es ein natürlicher Schluß, daß die allgemeine Tendenz der Civiliſation darin beſteht, der Ungleichheit der beiden Geſchlechter abzuhelfen, und die Uebermacht des Mannes einzuſchränken. Es iſt auch wahr und ich gebe es gerne zu, daß wir dem Fortſchreiten der Civiliſation keine Grenzen ſetzen können, daß das ganze Menſchengeſchlecht ihren Fortſchritt wünſchen muß und daß ihre Tendenz nicht iſt, die menſchliche Natur einzuzwängen und zu verſchlechtern, wie es Rouſſeau alberner Weiſe behauptet hat, ſondern alle ihre beſten Fähigkeiten zu entwickeln und ſie mehr zu dem zu machen, was ſie ſein ſollten. Man kann deshalb mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß, da der rechtmäßige Gang der Civiliſation dahin ſtrebt, das Weib mit dem Manne auf gleiche Höhe zu ſtellen, ſie damit aufhören wird oder aufhören ſollte, daß ſie die Gleichheit der Geſchlechter

an Macht und Einfluß auf die Angelegenheiten der Welt begründet.

Und daß Alles, warf ich ein, was diese Gleichheit verhindert, eine ungerechte Contravention gegen die Absichten der Vorsehung ist.

Dieser Schluß hat zwar einige Wahrscheinlichkeit, sagte der König, aber er ist dennoch unrichtig. Die Civilisation verbessert die Lage des Weibes, weil sie den Einfluß der physischen Kraft im Verhältniß zur geistigen vermindert, und weil das Weib dem Manne an Macht des Verstandes ähnlicher ist, als an Kraft des Körpers. Daraus erfolgt jedoch nicht, daß sie an geistigen Fähigkeiten ihm gleich ist, oder daß die Höhe, zu welcher ihre Stellung durch den Fortschritt der Civilisation erhoben werden kann, nicht ihre Grenzen haben könne, die von vollständiger Gleichheit weit entfernt sind.

Ich habe, Sire, tüchtige Gewährsmänner für die Theorie der geistigen Gleichheit beider Geschlechter, wandte ich ein: Plato sagt: Von Natur ist der Mann dem Weibe nicht überlegen, außer an physischer Stärke, und Voltaire meint, daß die Frauen alle Talente, außer der Gabe der Erfindung, mit den Männern gemein haben.

Bei aller schuldigen Ehrfurcht vor diesen hohen Gewährsmännern, versetzte der König, kann ich doch nicht ganz Ihre Ansichten annehmen, liebe Lola und ich will Ihnen die Worte des Philosophen Montaigne, die mir zufällig im Gedächtnisse sind, anführen, er sagt: Ich behaupte, daß Männer und Frauen in dieselbe Form gegossen sind; außer dem Unterschiede der Erziehung und Beschäftigung findet kein großer Unterschied zwischen ihnen statt. Plato beruft beide Geschlechter zu gemeinschaftlichen Studien, Uebungen, Kriegs- und Friedensämtern und Geschäften in seiner Republik und der Philosoph

Antiſthenes hob zwiſchen den weiblichen und männlichen Tugenden allen Unterſchied auf. Es iſt weit leichter, ſagt Montaigne am Schluß, das eine Geſchlecht zu beſchuldigen, als das andere zu entſchuldigen. Das Sprüchwort ſagt: Ein Eſel heißt den anderen ein Langohr. Aber trotz allen dieſen Ausſprüchen, meine liebe Lola, werden Sie doch nicht leugnen, daß große Unterſchiede, mögen ſie nun der Erziehung oder der Natur zugeſchrieben werden, zwiſchen der moraliſchen und geiſtigen Charakteriſtik der beiden Geſchlechter beſtehen, die Frauen haben weniger aktiven und mehr paſſiven Muth, als die Männer. Sie haben mehr Reizbarkeit der Nerven und daneben alle jene Eigenſchaften, welche dieſe Reizbarkeit in's Leben ruft. Sie ſind enthuſiaſtiſcher, ihre Sympathie iſt lebhafter; ſie beſitzen in höherem Grade die Fähigkeit, kleinliche Umſtände wahrzunehmen. Dagegen ſtehen ſie dem Manne im zuſammenhängenden und logiſchen Denken nach; ſie ſind weniger unparteiiſch, weniger fähig, ihre Gefühle ihrem Urtheile zu unterwerfen und ſich ſelbſt von Vorurtheilen fern zu halten. Sie beſitzen weniger die Gabe, allgemeine Begriffe zu bilden, ſie ſind einer fortgeſetzten und concentrirten Aufmerkſamkeit weniger fähig, und obwohl ihre Geduld der der Männer nicht nachſteht, vielleicht dieſe noch übertrifft, ſo iſt ihre Ausdauer doch geringer.

Das mag in einzelnen Fällen ſeine Richtigkeit haben, entgegnete ich, aber ich bleibe doch bei meiner Behauptung, daß dieſe Unterſchiede das Reſultat der geſellſchaftlichen Stellung, nicht der angeborenen Eigenthümlichkeit der Frauen iſt.

Nun, ich ſehe wohl ein, ſagte der König lachend, daß Sie unter allen Umſtänden auf den Krieg beharren würden. Der liebe Gott wird dies wohl eingeſehen haben, indem er Ihnen eine Krone verſagte, die — es mag nun ſein, wie es

wolle, gewiß niemals auf einem ſchöneren Haupte geſeſſen haben würde. Nun, ich freue mich, meine liebe Lola, daß Gott mir die Macht gegeben hat, Ihnen wenigſtens eine Krone niederen Ranges verleihen zu können. Ich hoffe, daß ich in meinem Reiche noch ſo viel König bin, dies durchſetzen zu können.

Der gute König hatte Recht — er ſetzte es durch, aber welch' ein Kelch voll Bitterkeit mußte dieſe edle, hochherzige Natur noch leeren, ehe ſie dieſes Verſprechen erfüllen konnte.

O, Ihr ſcheinheiligen Königsfreunde, wenn Ihr doch endlich lernen wolltet, was es heißt — königlich geſinnt zu ſein!

Hundertachtundvierzigstes Kapitel

Der Widerstand der Universität.

Dr. v. Lasaulx. — v. Philips. — Dr Döllinger. — Görres

Die Sache des Widerstandes gegen den Königlichen Herrn war mit der Entlassung des Ministeriums keineswegs aufgehoben. Man hatte noch andere Mittel und man wollte sie Alle erst erschöpfen, ehe man sich verloren gab. Es war allerdings nur noch der Widerstand der Verzweiflung — aber diese Verzweiflung war wahrlich böse genug gemeint.

Als die Verhältnisse diesen Grad der Reifheit erlangt hatten, so schreibt mein Freund, hätte man glauben sollen, die Lust zu weiteren Agitationen sei abgestumpft. Der Ultramontanismus steckt sein Schwert nicht so schnell in die Scheide, und wenn er im Großen nicht mehr handeln kann, so legt er sich auf das Detail. War er auch im Haupttreffen unterlegen, so that er sich doch noch auf ein wohl verschanztes Lager etwas zu Gute. Von dort aus wagte er kleinere Ausfälle, Vorpostengefechte und machte seiner Kampfbegierde in Plänkereien Luft. Der kleine Krieg war nun sein Plan.

Dieſes Mal war es der Sitz der Wiſſenſchaften, an dem die Waffen geſchmiedet wurden — die Univerſität oder vielmehr ihr Senat. Soviel hatte ja der Miniſter von Abel für die Pflege und das Gedeihen der Wiſſenſchaften gethan; ſo viele Verdienſte hatte er ſich ja um Licht und Aufklärung erworben — er war ein treuer Freund, Beſchützer und Eiferer für Religion geweſen — wer hätte ſo undankbar ſein können, ſolche Verdienſte zu überſehen, zu verkennen, zu mißachten?! — Im Unglücke zeigt ſich der Freund. So dachten jene Männer der Wiſſenſchaft, in ihrem geweihten Gremium, und Einer nahm das Wort und ſprach: „Auf, und laſſet uns das tiefgebeugte Haupt des edlen Märtyrers mit Lorbeeren und unverwelklichen Immortellen umſchlingen! Der Gute verdient es. Laſſet uns ihm ein Zeugniß geben, wie ſehr wir ihn achten und lieben, und wie hart ſein Verluſt unſer Herz verwundet. Traun! wir ſehen einer bittern Zukunft entgegen, und gebunden wird von nun an unſere Zunge ſein bei der Verkündigung der Wahrheit. Iſt er auch geſunken in der Gunſt des irdiſchen Königs, nicht geſunken iſt er in der unſrigen, dieweil wir dienen einem Herrn, der über Alle Herr iſt, und dem wir vor Allen gehorchen müſſen, treffe uns auch gleich Jenen die Ungnade, und das Alles um jenes Götzenweibes willen. So ſprach der Redner, und Viele winkten ihm Beifall zu. Die Hand griff zur Feder, und man beſchloß eine Adreſſe, worin die Profeſſoren dem abgetretenen Miniſter ihre Zufriedenheit bezeugen und wegen ſeines Verfahrens beloben wollten.

Bei ſolchen Gelegenheiten finden ſich in der Regel verſchiedene Stimmungen. Eine Partei theilt den Enthuſiasmus

nicht, findet die Sache entweder sehr gleichgültig und unnöthig, oder sie ist sogar dagegen eingenommen. Eine zweite Fraction ist begeistert, stimmt ganz und gar bei, aber sie bezähmt dabei ihre Zunge und läßt sich von einer gewissen Weltklugheit und scheinbaren Leidenschaftslosigkeit beherrschen. Eine dritte endlich führt das Wort, schafft die That, läuft, rennt, schreit und kennt keine Rücksicht mehr. Wer zu dieser letztern und zu der zweiten Klasse gehört habe, ist genugsam bekannt. Der Hauptagitator bei dieser Adreßgeschichte war Professor Dr. von Lasaulx, Philolog; er war es, der hauptsächlich das Wort führte und jene abermalige Demonstration vertrat. Neben ihm figurirten Professor Dr. von Philips, Jurist, Professor Dr. von Moy, Jurist, Professor Dr. Höfler, Historiker. Standen nun noch andere renommirte Ultramontanisten nicht im Vordertreffen, so lugten sie doch aus dem Hintergrunde hervor, riethen, warnten, lockten, mäßigten das theilweise junge Volk. Der alte Nestor, der Fuchs — der Leser weiß schon, wen ich meine, doch ich will ihn nennen — Görres, der mit dem Rosenkranze die Sünden des Radicalismus seiner Jugend abbüßt, der Hercules am Spinnrocken der Kirche, der den sanften Tritt des Maulthieres dem raschen Schritt des Götterrosses vorzog, verhielt sich ruhig, dirigirte aber um so mehr hinter der Bühne. Auch der Protestantenfresser Dr. Döllinger, Theolog, schwieg, wenn er auch im Stillen sann und wirkte. Noch viele Andere könnten wir nennen, deren Name im Buche der Rechtgläubigkeit verzeichnet ist, aber es genügt die Angabe der oben Genannten, um zu zeigen, wer die Hand im Spiele hatte.

So ward denn der Friede abermals gestört. Die ultramontane Partei hatte wiederum ihrem Grimme freien Lauf gelassen, und so gleichgültig, so natürlich Manchem jene Adresse

ſcheinen möchte, ſo liegt in ihr dennoch eine gewaltige Demonſtration. Wenn der König Grund hatte, den Miniſter von Abel, obwohl auf ſein Geſuch, von ſeiner Stelle zu entheben, wenn ſogar viel Anlaß vorhanden war, die oberſte leitende Behörde zu verändern, ſo war es vom Senat auf's Wenigſte unſchicklich, gerade zu dieſer Zeit und unter ſolchen Umſtänden der Majeſtät ſich gegenüber zu ſtellen, und den zu loben, der von ihr entlaſſen war. Man ſieht hier abermals für wie feſt ſich jene Partei halten mußte, um ſolch einen Streich auszuüben. Man vergeſſe nicht, daß jene Profeſſoren die Lehrer und nächſten Leiter von Jünglingen waren, auf welche jene Demonſtration einen entſchiedenen Eindruck machen mußte. Es iſt bekannt, daß die Studirenden leicht gereizt und bei einer gewiſſen jugendlichen Unüberlegtheit zu Schritten hingeriſſen werden können, die oft von bedauernswerthen Folgen ſind. So wenig man aber den König reſpectirte, eben ſo wenig beachtete man ſeine Stellung zu den Studirenden; und betrachtet man die weiteren Ereigniſſe, welche erfolgten, ſo iſt ſtarker Verdacht vorhanden, daß man jene ſtudirende Jugend enthuſiasmiren und in's Spiel ziehen wollte. Und wäre auch dieſes nicht der Fall, ſo iſt ſchon die Rückſichtsloſigkeit tadelnswerth genug, mit welcher man verfuhr. Das Publikum mußte nicht minder über ſolche Schritte betroffen ſein. Wie kann ein Inſtitut des Staates, und dieſes iſt der Senat, entſchuldigt werden, wenn er in einem kritiſchen Zeitpunkte, anſtatt ſich paſſiv zu verhalten, Oel in's Feuerr goß. Ein Miniſterwechſel iſt in der Regel ein ſolcher Zeitpunkt, und daß er ein kritiſcher war, möchte aus dem Bisherigen zu erſehen ſein.

Um aber zur Endgeſchichte jener Adreſſe zu kommen, ſo haben wir Folgendes zu berichten. Jene Vorgänge im Senate wurden dem Könige hinterbracht, der, wie leicht zu vermuthen

iſt, dieſe neue Demonſtration nicht gleichgültig anſah, vielmehr höchſt aufgebracht darüber war, ſchon in Rückſicht der Folgen, die daraus erwachſen konnten. Kein Vernünftiger kann ihm verdenken, wenn er dieſem heilloſen Unweſen von kurzer Hand zu ſteuern ſuchte und vor allen Dingen dem Hauptagitator zur Rechenſchaft zog. Dies war bekanntlich Profeſſor von Lafaulx; auf höheren Befehl mußte er ſogleich ſeine Vorleſungen einſtellen, was er ſofort den Studirenden durch Anſchlag am ſchwarzen Brette bekannt machte. Dies war der Anlaß zu neuen Störungen, von denen wir ſogleich berichten werden, den tumultariſchen Auftritten am 1. März.

Hundertneunundvierzigstes Kapitel.

Merkwürdige Actenstücke, welche noch völlig unbekannt sind.

So weit waren also die Sachen gediehen, aber die feindliche Partei war noch weit entfernt sich schon für vollkommen geschlagen zu halten. Es war wirklich spaßhaft mit anzusehen, wie weit ihre Intriguen und Verblendungen gingen. Man glaubte noch immer der König würde sich einschüchtern lassen, ja man bot Alles auf, um mich einzuschüchtern und mich dazu zu bewegen, das Feld freiwillig zu räumen.

Lächerliche Zumuthung.

Als hätten diese Herren nicht schon Gelegenheit genug gehabt, meinen Muth und meine Beharrlichkeit zu erproben.

Ich werde im Nachstehenden einige geschichtliche Actenstücke mittheilen, welche sicherlich in irgend einem großen Staatsarchive aufbewahrt zu werden verdienen, ich besitze solcher Actenstücke eine große Menge, und sie werden ein Zeugniß geben von der Gesinnung eines deutschen Volksstammes gegen eine Dame, von der man sagte, daß sie beim Volke verhaßt sei. Doch von diesen Actenstücken später, jetzt wollen wir erst einige anderer Natur produciren.

Das eine, natürlich in der Form eines Briefes, war in französischer Sprache, doch sehr fehlerhaft, geschrieben, indeß schienen mir diese Fehler so gewaltsam zu sein, daß ich die Vermuthung nicht unterdrücken konnte, daß dieser Brief absichtlich so geschrieben sei, um den Glauben zu erregen, daß ihn ein gewöhnlicher, der Sprache unkundiger Mensch geschrieben habe.

Also der Brief:

An die Tänzerin Lola Montez aus Spanien.

Fräulein! — Ein Freund spricht zu Ihnen, ganz gewiß ein Freund, ein wahrer aufrichtiger Bayer, welcher nicht viel Umstände macht und spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Also zur Sache. Sie halten es mit unserm König, das weiß die Welt. Nu — was unser König thut, ist gut, denn unser König, das muß man ihm lassen, ist ein ganz tüchtiger Mann, aber es ist nicht Recht, es ist nicht Recht, sag ich, daß Sie sich in unsern Staat mischen, nein das geht über die Liebschaft, das ist über die private Weltordnung. Der Staat ist öffentliche Sache, aber Sie sind keine öffentliche Sache, darum braucht sich kein Mensch zu kümmern, aber um unsern Staat brauchen Sie sich auch nicht zu kümmern, das werden wir Bayern uns ohne Bescheidenheit höflichst verbitten. Lassen Sie man den König ganz allein machen, der weiß schon was Recht ist, ob er weiß. Sie brauchen ihm in Nichts zu rathen. Der ist allein klug genug, und dann, wenn er etwas wissen will, wozu hat er seine Minister? Ja, wozu sind die Herren Minister da, die so schweres Geld kosten? Ach — da liegt der Hund begraben. Ja, da liegt er. Sie haben unserem König gerathen, die Minister abzu-

thun, unsern Herrn Abel, ja Sie sind der Kain geworden, welcher unsern Abel erschlagen hat, es ist eine saubere Geschichte, das wird schlimm werden. Ich sage Ihnen als Freund, denn ich bin immer ein Freund von den hübschen Frauen, und zumal einem solchen Teufel wie Sie sind, und unser guter König hat — das muß ich beiläufig sagen — einen guten Geschmack, ich sage Ihnen also als Freund, solche Sachen können wir Bayern durchaus nicht dulden. Se — glauben Sie, daß es bei uns auch spanisch hergeht? Katholisch allerdings, aber nicht spanisch. — Wir Bayern tragen zwar keine Messer, aber Knüppel und wenn es nicht so recht will, dann geht's druf los. Also darnach haben Sie sich zu richten. Minister müssen da sein, das geht Sie nichts an, was unsere Minister sind und thun, und ich rathe Ihnen als Freund, machen Sie, daß Sie München verlassen, und daß wir unsere Minister wieder kriegen, sonst giebt es ein Unglück in Bayern, ein großes Unglück. Denken Sie sich, hübsches Frauenzimmer, wenn nun eines Tages, oder möglich, daß es auch in der Nacht ist, ein Paar baumstarke Kerle, — Sie kennen uns Bayern — zu Ihnen kommen und noch dazu ein Paar große Knüppel mitbringen und sagen: Meine schöne Lola, wir zerbrechen Ihnen Arm und Bein, Sie werden künftig nicht mehr tanzen können in Paris und Rom, in Lissabon und Dublin, in Warschau und Constantinopel, und Sie werden künftig keinen Mann mehr mit mit ihren Sirenen-Armen umgittern können, wie den Vogel Kolibri in Ihrem Indien. Nanu, was meinen Sie dazu? — Was unser König thut, das geht uns nichts an, denn dafür ist er unser König und es soll uns Keiner kommen und sagen, daß wir Bayern ihm nicht mit Leib und Seele ergeben

ſind — aber Sie — pfui — Sie müſſen fort, weil Sie unſeren Miniſtern nicht grün ſind. Und Miniſter müſſen wir haben — das ſage ich Ihnen als Ihr guter Freund, und wenn wir binnen 24 Stunden unſern Abel nicht wieder haben, dann wird es Ihnen, Eva, ſchlecht gehen. Das ſage ich Ihnen ſchließlich. Es wird ſehr ſchrecklich werden, Blut wird in Strömen fließen, ich bürge für Nichts nicht.

Ihr guter Freund,
ein braver Bayer,
hinter dem Millionen Gleichgeſinnte ſtehen.

Ein zweiter Brief lautete wie folgt:

An die Dame Lola Montez,
hochwohlgeborene Gräfin.

Ich habe mich recht ſehr gefreut, Frau Gräfin, daß Sie unſere Miniſter zum — gejagt haben. Gott weiß, welch ein Leidweſen ſie über unſer gutes Land gebracht haben. Heil unſerm lieben, guten König, daß er ſich nicht hat irre führen laſſen von den Kapuzen und den Jeſuiten, und Sie haben mit zu dieſem glücklichen Umſchwung beigetragen. Seien Sie verſichert, das ganze Land iſt Ihnen dankbar dafür, denn es hätte doch Niemand außer Ihnen den Muth gehabt, dem Könige die Augen zu öffnen und ihm zu ſagen, wie dieſe Herren gewirthſchaftet und wie ſie Alles aufgeboten haben aus unſerm ſchönen Lande ein groſſes Kloſter und eine Jeſuitenſchule zu machen. Als ich gehört habe, wie furchtlos Sie dem Könige Alles entdeckt und wie Sie den Wölfen, welche Ihnen Fangeiſen ſtellten, die Larve abgezogen haben, da lachte mir das Herz und ich umarmte meine ſchlimmſten Feinde, welche ſchon ſeit Jahr und Tag in meinem Schuldbuche ſtehen. Und das bin ich nicht allein. Das

ganze Land jubelt auf und weint vor Freuden und Alles sagt, unsere Lola; ja, in der That, Sie haben sich um das ganze Bayerische Volk verdient gemacht, daß es mit Recht sagen kann: unsere Lola.

Und dafür sein Sie und unser guter König hundertfach gesegnet und wenn Sie einmal unserer bedürfen, dann denken Sie nur, daß wir in Ihrer Schuld stehen, und fahren Sie so fort, dann wird das ganze Land sich eine Ehre daraus machen, Sie als seine liebste, beste Bürgerin zu betrachten.

Der Bürger H. K....
für sich und im Namen vieler Anderer.

Bei diesen beiden Briefen blieb es aber nicht, ich führe nur diese beiden an, weil sie nach verschiedenen Richtungen auslaufend, das bayerische Volk und die damalige Volksstimmung charakterisiren. Ich habe außer diesen beiden Briefen noch eine Menge Zuschriften erhalten, von welchen die meisten die Gesinnung des zweiten Briefes hatten, doch kann ich nicht leugnen, daß auch in Art des ersten Briefes, nur in einer noch etwas gröberen Form, noch einige an mich gerichtet wurden. Ich habe dem Könige natürlich nur diejenigen gezeigt, welche ihm besonders angenehm sein mußten, ich muß aber zugleich sagen, daß, wie grob und gemein die Sprache auch immer war, in welcher bayerische Bürger an mich schrieben, doch niemals die Ehrfurcht gegen den König außer Augen gelassen wurde, und ich bestätige nochmals, daß, so traurig auch die Erfahrungen waren, welche ich in Deutschland gemacht habe, ich doch gefunden habe, daß es in der ganzen Welt kein loyaleres Volk giebt, als das Deutsche.

Mögen die Könige und Fürsten, welche heut Deutschland regieren, stets diese Erfahrung bestätigt finden.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Memoiren

der

Lola Montez

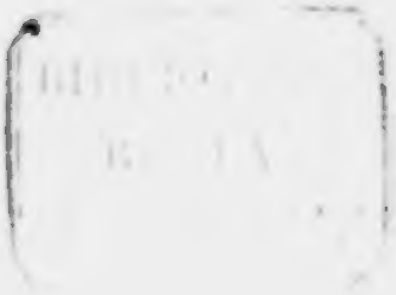
(Gräfin v. Landsfeld).

Achter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schulze's Buchdruckerei.

Breite Straße 30.



Hundertundfünfzigstes Kapitel.

Der erste März.

Der erste März des Jahres 1817 war einer der bewegtesten Tage meines Lebens. Zum ersten Male während meines unruhigen Lebens war ich inmitten eines Volkstumultes, ja ich war der Mittelpunkt, das Ziel desselben. Wirklich war es der zu Boden geschlagenen ultramontanen Partei gelungen, einen Volkstumult zu erregen, aber er verfehlte vollkommen sein Ziel, theils weil die Gesammtmasse des Volkes durchaus kein Interesse dabei hatte, mit zu spielen, theils aber auch, weil sich der König von Bayern so fest und muthvoll, als menschlich und milde zeigte.

So weit hatten es die Herren gebracht, deren zweites Wort Liebe und Anhänglichkeit an das Königsthum heißt.

Als der Lärm und der Tumult näher und näher an meine Wohnung heranbrauste, waren einige wenige Freunde und — Feinde bei mir versammelt. Die Letzteren nannten sich zwar auch meine Freunde, — aber es war diese Freundschaft nichts als eine Larve, denn das, was diese Herren mir und dem Könige riethen, war genau das, was uns, hätten wir es befolgt, in's Verderben gebracht haben würde.

Was ſie uns riethen?

Geben Sie dem Volke nach, ſagten ſie, ſonſt ſind Sie verloren, ſonſt iſt der Thron verloren.

Meine Herren, verſetzte ich, es iſt Nichts verloren, ſo lange wir den Kopf behalten, und ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde den meinigen nicht verlieren.

Aber den Thron, bedenken Sie den Thron, den König.

Meine Herren, glauben Sie, daß dieſe Handvoll Menſchen im Stande ſind, einen Thron zu erſchüttern, einem Könige zu ſchaden, der der Wohlthäter ſeines Volkes und der aus einem erlauchten Hauſe ſtammt, welches mit Bayern identiſch iſt? —

O, Sie kennen das Volk nicht, verſetzte man mir, das Volk vergißt alle Wohlthaten, wenn es erregt und zornig iſt.

Meine Herren, das Volk iſt, wie Sie Alle ſind; je mehr man ihm giebt, je mehr nimmt es ſich, — aber was mich betrifft, ich gebe Ihnen mein Wort, ich mache nicht das kleinſte Zugeſtändniß.

Hören Sie den Tumult? Es wird immer ärger.

Es iſt ein Spaß.

Ein Spaß?! — Das könnte ein blutiger Spaß werden, wir können Sie nicht ſchützen.

Das iſt auch gar nicht nöthig, meine Herren, ich ſchütze mich ſelber.

Mit dieſen Worten nahm ich ein paar Piſtolen von der Wand, welche geladen da hingen.

So ſchritt ich an's Fenſter.

Um Gottes Willen, was wollen ſie beginnen?

Laſſen Sie mich, meine Herren, ich will dem Volke nur zeigen, daß es mich gerüſtet findet, ich will das Volk fragen, ob es wirklich die Abſicht hegt, mich zu inſultiren.

Laſſen Sie die Piſtolen, es iſt um Sie geſchehen, wenn Sie das Volk, welches wie ein gereizter Löwe iſt, noch mehr erbittern.

Ein paar Schüſſe, und Sie werden ſehen, wie zahm dieſer Löwe ſein wird.

Sie kennen das Volk nicht.

Meine Wohnung war in dieſem Augenblicke von einer unabſehbaren Menſchenmaſſe umringt, ich ſchaute furchtlos auf die Menge und ich erkannte, daß die meiſten dieſer Leute mehr aus Neugierde, als aus böſer Abſicht hier verſammelt waren. Es fehlte der Impuls zu einer ernſten Feindſchaft gegen mich. Ich legte die Piſtolen bei Seite und ſagte meinen Freunden:

Dieſe Leute da unten haben durchaus nichts gegen mich, ſie ſind unſchuldig an dem Spektakel und ich bin überzeugt, daß ich ungehindert mich in ihre Mitte begeben kann.

Mit dieſen Worten ließ ich meinen Kammerdiener Champagner bringen, füllte die Gläſer und trat mit einem vollen Glaſe an's Fenſter:

Auf das Wohl des bayeriſchen Volkes! rief ich hinunter und leerte mein Glas.

Ein grenzenloſer Jubel folgte auf dieſe Handlung.

Meine Herren, ſagte ich zu den Anweſenden, fürchten Sie noch für den Thron und mich?

Die Herren ſahen ſich ſtumm und verlegen einander an.

Der Tiſch war mit Confectüren aller Art beſetzt, ich nahm einige Hände voll davon und warf ſie unter die Menge.

Das iſt Hohn! Das iſt Hohn! hörte ich eine Stimme rufen, Rache, Rache an dieſem Weibe! —

Die Herren erblaßten abermals.

Fürchten Sie nichts, ſagte ich lächelnd, treten Sie an's

Fenster. Sie werden sehen, wie wenig Sympathie dieser Schreier findet.

Indessen hatten es mehrere meiner vermeintlichen Freunde für gut befunden, sich hinweg zu schleichen, wahrscheinlich hielten sie mich für ein Kind des Todes und wollten ihre Haut in Sicherheit bringen.

Sie hatten Recht, die armen Tröpfe; solche Leute sind am besten bei Hochzeitsfeierlichkeiten und Kindtaufsschmausen aufgehoben.

Nachdem das Volk eine gute Weile sich auf seine Weise vor meiner Wohnung amüsirt hatte, machte es Anstalt, wieder nach Hause zu gehen, als ich mitten hindurch den König voll Ernst und Würde schreiten sah.

Meine Herren, rief ich abermals triumphierend, sehen Sie doch, in welch großer Gefahr der Thron und der König schwebt, Se. Majestät gehen mitten durch das tobende Volk. Sie sind ohne alle Bedeckung, das Volk erkennt ihn und sehen Sie doch, wie ehrfurchtsvoll es von allen Seiten grüßt.

Weiß das Volk nicht, daß der König jetzt gerade zu mir geht? —

Ach, Sie kennen das Volk nicht, meine Herren.

Muth! Muth! Muth! Und Sie machen aus dem Volke, was Sie wollen.

In diesem Moment trat der König zu mir in's Zimmer.

Aengstigen Sie sich nicht, Lola, sagte er zu mir, es sind alle Anstalten für Ihre Sicherheit getroffen.

Sire, versetzte ich, ich war keinen Augenblick für meine Sicherheit besorgt, denn dieses arme Volk, welches da unten steht, weiß nicht recht, was es will, ich denke aber, daß es, wie an Aufrührern, so auch nicht an einsichtsvollen Patrioten fehlen wird, welche das Volk über seine wahren Interessen aufklären

werden. Was mich betrifft, ich stehe mit diesem Volke ganz gut und ich glaube nicht, daß es noch zu ernsten Auftritten kommen werde.

Das Militair ist im Anzug, sagte der König, das Volk wird bald zerstreut sein, denn wenn ich auch gleich Ihnen an keine schlimmen Absichten, die Ruhe der Stadt ernstlich zu stören, glaube, so darf man doch dergleichen Ungebührlichkeiten nicht dulden. Ich werde mit aller Strenge gegen die Urheber dieses Tumultes verfahren.

Majestät, versetzte ich, ich glaube, daß die wahren Urheber schon stark genug bestraft sind, und daß der mißlungene Erfolg noch eine größere Strafe und zugleich die allergrößte Beschämung für sie sein werde.

In diesem Augenblick hörte man Militär heranrücken, der König und ich, wir traten an's Fenster und bemerkten, wie es mit leichter Mühe, ohne ernstliche Attaquen, die Straße säuberte, das Volk ging willig auseinander und in wenigen Minuten war die Straße fast menschenleer.

Der König befahl, daß, der größern Sicherheit wegen, eine Wache vor meiner Wohnung bleiben sollte, ich protestirte zwar dagegen, denn ich hielt mich wirklich für vollkommen sicher, aber der König beharrte bei seinem Willen.

Eine Stunde später war die Stadt ganz ruhig.

Der König verharrte an diesem merkwürdigen Abende noch sehr lange bei mir; seine Ruhe, seine Festigkeit, seine Milde, seine Menschlichkeit waren bewundernswerth.

Das Volk weiß nicht, was es thut! sagte er mehrere Male mit wehmüthiger Stimme. Ach, wie leicht sind doch die Völker zu verführen, die wir Könige regieren.

Wahrlich, ein Gott wacht über uns, wie würden wir sonst

unbetroffen bleiben von den tausenden Gefahren, welche unsere Throne umlauern.

Wie schrecklich kann dieses Volk werden, welches jetzt so ruhig in seinen Häusern ist.

Was vermag das Gesetz gegen ein Volk, welches den festen Willen, es zu übertreten, hat.

Das Gesetz vermag nichts, sagte ich, — aber das Bajonnet Alles.

Glauben Sie das nicht, versetzte der König tief bewegt, das Bajonnet vermag für die Dauer eben so wenig; — es ist eine andere Macht, welche die gesalbten Häupter schützt.

Und die wäre, Sire? fragte ich.

Es ist die Nothwendigkeit der Ruhe, das Gefühl der Selbsterhaltung. In dieser Welt ist Einer auf den Andern angewiesen — nicht der Untergang der Menschen, die Bedürfnisse des Lebens und der Lebendigen vielmehr erhalten die Welt.

Es hatten sich nach und nach noch einige Personen von Rang bei uns eingefunden, und die Unterhaltung wurde sehr lebhaft und interessant.

Unwillkührlich concentrirte sie sich um die Revolution.

Wir sprachen von den Ursachen und den Folgen der Revolutionen, von den Mitteln, mit welchen sie bekämpft werden müßten; es wurden interessante Geschichten erzählt.

Plötzlich warf Einer aus der Gesellschaft, es war der Herr v. R.... welcher damals im Auftrage des Königs von Hannover in München war, die Frage auf, ob wohl für die nächste Zeit eine Revolution zu befürchten sei?

Die Frage wurde nur sehr bedingungsweise bejaht, und zwar nur für Frankreich, für Deutschland aber entschieden verneint.

Wer hätte damals wohl geahnt, daß ein Jahr ſpäter die Geſchichte eine ſo ganz andere Antwort geben würde!

Ich erinnere mich noch ſehr genau der Worte, welche ich damals an die Geſellſchaft richtete:

Die Revolutionen, meine Herren, ſagte ich, kommen immer, wenn man ſie am wenigſten vermuthet, und ſie können nur dadurch verhütet werden, daß man ſtets auf ſie gefaßt iſt.

Das wäre ein trauriges Loos für die Regierungen, ſagte Herr v. B.

Da möge jeder Andere, nur ich nicht, König ſein, ſagte der König, und glauben Sie, fügte er dann hinzu, daß die Liebe des Volkes zum Throne nicht in der That die ſicherſte Schutzwehr gegen Revolutionen iſt?

Sire, verſetzte ich, ich glaube, daß das Volk nichts liebt, — was ihm nicht gleicht. Ich hoffe mehr von ſeiner Furcht, als von ſeiner Liebe, mehr von ſeiner Gewohnheit, als von ſeiner Neigung.

Ich gebe Ihnen Recht, ſagte der Herr v. B..., wenn die Furcht nicht wäre, — die Geſellſchaft würde ſofort in der gründlichſten Auflöſung begriffen ſein, aber die Furcht iſt, was ſie zuſammenhält. Ich erinnere mich eines deutſchen, einbändigen Werkes, „König und Narr" betitelt — der Name des Verfaſſers iſt mir entfallen — welches in einem ſehr poſſirlichen Geſpräche, welches ein als Narr verkleideter Gauner mit dem Könige Heinrich VIII. von England führt, jenen ſprechen läßt:

Unter uns geſagt, ſind die Spitzbuben doch eigentlich die nützlichſten Bürger im Staate, und ein König iſt ihnen zu großem Danke verpflichtet, denn, wenn's lauter fromme, ehrliche Leute gäbe, ſo könnten ſich dieſe wohl ſelbſt regieren. Wozu

wäre ein König noch nöthig, wenn die Leute keine Furcht vor einander hätten? Heißa, ich möchte König ſein!

Was dann? fragte Heinrich VIII.

Ich würde, verſetzte der vermeintliche Narr, wie Pharao jeden Judenknaben, ſo jeden Jungen, der kein angeborenes Talent zum Spitzbuben hätte, ohne Weiteres in die Themſe werfen laſſen. Das wäre Politik, denn, wie geſagt, die ehrlichen Leute machen einen König ganz überflüſſig.

Dieſe Worte, welche ein Gauner in ſeinem Intereſſe einem Könige ſagte, fuhr Herr v. B... fort, haben mich immer ſehr amüſirt, denn ſie enthalten ungemein viel Wahres. Die Furcht iſt die beſte Stütze der Throne, die Liebe iſt dabei allerdings nicht zu verachten und es iſt gut, wenn man ſich dieſe zu erwerben weiß. Aber, wenn auch nichts leichter iſt, als die Liebe des Volkes zu erwerben, — ſo iſt es doch eben ſo leicht, ſeinen Haß zu erregen; nichts iſt unbeſtändiger, als die Meinung, die Geſinnung des Volkes; auf dieſe zu bauen, heißt auf dem Nacken eines Löwen ſchlafen oder neben einer Schlange liegen.

Der König war ſehr nachdenklich geworden, ſein poetiſches Gemüth nahm ſich mit Wärme des Volkes an, und ich erkannte ſchon damals, wie hart das Herz dieſes Königs von dem Undank ſeines Volkes betroffen werden mußte.

Ja wahrlich, der Herr v. B... hatte ſehr Recht, es giebt nichts Unbeſtändigeres, als die Neigung eines Volkes.

Hunderteinundfunfzigſtes Kapitel.

Was die Deutſche und die Franzöſiſche Preſſe von mir nach den Märzereigniſſen ſchrieb.

Darſtellung der Ereigniſſe des 1. März. — Beurtheilung meines Benehmens während derſelben. — Herr Beneden und die franzöſiſchen Journaliſten.

Die Ereigniſſe in München hatten in Deutſchland und auch im benachbarten Frankreich nicht wenig Eclat gemacht. Die Franzöſiſchen Journaliſten kannten mich beſſer, als das Deutſche Volk und die Deutſchen Journaliſten, und ſie waren daher gerechter gegen mich. Doch muß ich geſtehen, daß mich die deutſche Preſſe nach den Märzereigniſſen weniger ſchmähte, als früher, und daß ſie ihre Schmähungen in ausländiſche, d. h. Franzöſiſche Blätter zu ergießen ſuchte, deren Redacteure aber theils mich, wie geſagt, zu gut kannten, um ungerecht gegen mich zu ſein, theils auch zu tactvoll waren, um Deutſchen Schmähartikeln ihre Spalten zu leihen. Es wird den Leſern von Intereſſe ſein, zu ſehen, wie ſich die Preſſe gerirte, während das Bayriſche Volk, nachdem ſich der künſtlich erregte Tumult gelegt hatte und die Beſonnenheit wiedergekehrt war, ſich gegen mich dankbar bewies und mich als die Urheberin ſeiner Freiheit pries; obwohl ich allen Dank, als mir nicht

gebührend, zurückwies und es tausendmal wiederholte, daß ich der Politik fern stand, daß ich mich wenigstens nicht direct bei allen diesen Vorgängen betheiligt und der König Alles aus eigener, höchsten Entschließung gethan hatte. Wie mir das Volk in vielfachen Zuschriften seine Gesinnung zu erkennen gab, davon später. Sprechen wir zuerst von der Presse.

Vor Allem will ich das anführen, was mein guter Freund von den Vorgängen des 1. März erzählt, welches durch das, was ich oben selbst davon erzählt habe, seine Berichtigung finden wird.

Prüfen wir die bisherigen Schritte der ultramontanen Partei, so läßt sich ohne Verletzung der Wahrheit sagen, sie habe, wenn sie auch nicht direct an das Volk appellirte, doch dessen lebendigere Theilnahme an den Tagesereignissen gewünscht, und so viel ihr, ohne den Nimbus der Loyalität gänzlich zu verlieren, möglich war, auf die größere Activität desselben eingewirkt.

Was soll man dazu sagen, wenn, wie bekannt geworden ist, die Geistlichen Beichtenden am Schlusse der sacramentalen Handlung an's Herz legten, für den König zu beten, daß die heilige Jungfrau seinen Sinn abkehren möge von der ungläubigen Lola. Da haben wir den teuflischen Jesuitismus, der unter der Form der Religiosität seine Bosheit und seinen Ingrimm offenbart und die Menschenliebe in der schändlichsten Absicht mißbraucht. Bei der Pariser Bluthochzeit haben ebenfalls Wochen vorher die Priester im Beichtstuhle den Beichtenden Bittgebete als Genugthuung auferlegt, daß Gott doch alle Ketzer vertilgen möge. Der Mißbrauch, welcher durch die christliche Kirche hindurch mit dem Beichtstuhle getrieben worden, ist zu bekannt, als daß ich nur noch ein Wort darüber

verlieren sollte. Er dünkt mir, wenn Kirche und Staat feindlich einander gegenüberstehen, eines der gefährlichsten Institute, eine wahre Waffenschmiede.

Die Demonstrationen des Staatsraths, des Ministeriums, des Senates haben offenbar stark auf das Volk gewirkt, indem sie dem vorhandenen leichten Unmuth desselben eine ganz specielle politische und kirchliche Färbung gaben. Ist einmal eine solche da, so können durch die unbedeutendsten Vorfälle tumultuarische Auftritte erfolgen. Man mag die Sache betrachten, wie man will, so ist der größte Verdacht vorhanden, die ultramontane Partei habe einen Volkstumult, wie er am ersten März stattfand, gern gesehen und sogar eingeleitet. Ich selbst und mehrere Andere waren Augenzeugen, wie während jenes Tumultes ein Paar Geistliche, die im eifrigen Gespräch über Lola begriffen waren, mit ungemeiner Heiterkeit sich die Hände rieben. Ich sage das blos zum Scherze, finde aber in dieser Handbewegung den Sinn: Schicke dich an, jetzt geht's los!

Das, was dem Volkstumult am 1. März unmittelbar voranging, war, wie schon gesagt, die Suspension des Hauptagitators bei der Abel'schen Adresse, Professors Dr. v. Lasaulx, für welchen, wie wir oben erwähnt, Lola, allzumilden Herzens, aber fruchtlos, wie es auch Recht war, bei dem Könige fußfällig um Begnadigung gebeten haben soll. Schon einige Tage vorher war eine verdächtige Ruhe und Stille eingetreten, und man hörte hin und wieder in vertraulicher Weise die Worte: Hast du nichts vernommen, es soll ja losgehen? Auch berichtete man, es wäre Geld ausgetheilt worden; an wen, durch wen, bleibt natürlicher Weise immer unbekannt. So wenig nun auch auf diese Dinge Werth zu legen ist, etwas bleibt doch davon hängen. Jene dunkeln Volksgerüchte, vergrößern sie sich auch im Munde der Leute, haben doch gewöhnlich

Grund und Boden, und zeigen entweder die Volksstimmung oder das Dasein von Umtrieben an, welche eine Partei beabsichtigt.

Nachdem Professor v. Lasaulx seine Suspension durch Anschlag am schwarzen Brett bekannt gemacht hatte, versammelten sich Studirende, meistens katholische Theologen, in Gruppen vor dem Universitätsgebäude, ungefähr 9 Uhr Morgens. Nach einiger Berathung unter heftigen Declamationen zogen sie, vielleicht 150 an der Zahl, vor das Haus des Suspendirten in der Oberen-Gartenstraße, nicht weit von der Universität, und gaben ihre Theilnahme durch rauschende Bivats zu erkennen. Gleiches thaten sie vor der Wohnung des Professors v. Görres in der Schönfeldstraße, und noch mehrerer Professoren, die im Geruche des Ultramontanismus standen. Diese Demonstrationen, von der Polizei nicht beschränkt, dauerten bis nach zehn Uhr Morgens. Nachmittags 3 Uhr begann der Tumult wiederum, und zwar vor der Wohnung der Lola Montez, in der Theresienstraße. Es waren an 200 Studirende, denen sich Lehrlinge, Handwerksgesellen und Leute aus der Vorstadt An, die ihren Montag feierten, angeschlossen hatten. Die unaufhörlichen Vereats, mit Beelzebub's Vocalmusik begleitet, ertönten unter so wildem Geschrei und Getose, daß die Requisition von Polizeisoldaten für nöthig erachtet wurde. Ihr Erscheinen auf dem Platze änderte jedoch wenig. Vielmehr wuchsen die Volksmassen mit jedem Augenblick an; unter fortwährender Katzenmusik, Verwünschungen und den gemeinsten Schimpfworten warf der Pöbel, denn Bürger nahmen keinen Theil daran, die Fenster des Hauses ein, in dessen zweiter Etage Lola wohnte. Die Studenten, welche diesen Scandal veranlaßt hatten, waren fortan auf dem Platze und bildeten das Centrum dieser Demonstrationen.

Vergebens waren die Bemühungen des Professors v Phillips, ihre fanatische Wuth zu zähmen. „Wenn die Kugel aus dem Laufe ist, ist sie kein todtes Werkzeug mehr, ein Geist fährt in sie und führet tückisch sie den ärgsten Weg.“ Das waren die sauberen Früchte der Abel'schen Adresse. Diese Folgen hatte das Benehmen des Senats.

In diesen rohen Stürmen zeigte sich Lola wirklich herzhaft und gleichmüthig. Man hat ihr Benehmen Frechheit genannt, jedoch, wie ich glaube, mit Unrecht. Frech ist offenbar nur derjenige, welcher, dem Anstande trotzend, wirklich Schaamloses begeht. Lola kann dergleichen nicht beschuldigt werden. Ihr Benehmen war sarkastisch und zum Erstaunen genial. Sie leerte auf das Wohl des Volkes ein Glas Champagner, und in der That, sie hat dies wirklich gefördert. Sie warf Confect und Bonbons unter die wüthende Menge, und wahrhaftig, das, was sie gab, war süßer, als Honig. Der lautaufschreienden Menge konnte sie nur durch einen Pistolenschuß antworten, wenn dies die wenigen Beschützer, die gerade anwesend waren, ihr gestattet hätten. Hierin kann ich nichts wahrhaft Schaamloses finden, sondern nur beispiellosen Muth und prächtige Satyre. Was man sonst über sie berichtete, ist ungegründet. Wie wir schon früher bemerkt haben, so unterliegt das Wort Sittlichkeit einer gar mannigfaltigen Auslegung, und ich glaube sogar, dieses einzige Wörtlein werde eine ganz neue Aera der Weltanschauung begründen. Soviel ist gewiß: mit der Sittlichkeit, wie sie ein streng katholisch-pietistisches Princip verlangt, würden die Menschen nicht allein unglücklich, sondern unnatürlich und hiemit schlecht sein.

Doch wir sind von unserem Gegenstande abgekommen. Da der Tumult immer allgemeiner und drohender wurde, so war man gezwungen, Militär einschreiten zu lassen, welches

alsbald die Theresienstraße säuberte und absperrte. Die Menge ging jedoch nicht auseinander, obwohl es schon Abend geworden war. Unter Pfeifen, Schreien und Zischen wogte das Volk die Ludwigsstraße auf und ab. Gegen 7 Uhr zog es durch die Residenzstraße auf den Max-Josephs-Platz vor die Residenz. Der Königin wurde ein Hoch gebracht. Sodann begann es in der alten Weise; es wurden sogar einige Fenster in der Residenz eingeworfen, worauf die Königin sich flüchtete. Thatsache ist, daß unter Anderen auch ein studirender katholischer Theolog in dem Augenblicke von einem Officier verhaftet wurde, als er einen Stein gegen die Fenster der Residenz geworfen hatte. Die Umstehenden suchten diese Verhaftung zu verhindern, jedoch ohne Erfolg, indem der Officier durch die herbeigekommene militärische Macht unterstützt wurde.

Von nun an wurden die Maßregeln ernstlicher. Der Residenzplatz wurde von Militär besetzt; Cuirassierabtheilungen säuberten die Straßen, und so gelang es denn endlich, nachdem das Volk eine große Anzahl Laternen eingeworfen, sogar an der Hauptwache, gegen 11 Uhr dem Tumult ein Ziel zu setzen.

Tags darauf fielen keine weiteren ernstlichen Störungen vor, nachdem die Polizeibehörde durch Placat an den Straßenecken die Bevölkerung noch besonders zur Ruhe ermahnt hatte, unter Warnung und Verweisung auf den Artikel im Strafgesetzbuche über Tumult und Aufruhr. Die Theresienstraße blieb den Tag über besetzt, die Residenzstraße von Abend an gesperrt. Die geringen tumultarischen Aeußerungen einiger Volksmassen sind nicht nennenswerth. Vor dem Hause der Lola Montez war zwar eine Sicherheitswache aufgestellt, aber die daselbst Auf- und Abpassirende waren mehr Neugierige, als Böswillige. Noch zu erwähnen ist das edle und muthige Benehmen des Königs, welcher Montags gegen Abend, während der

Tumult ganz in seiner Entwickelung war, sich zu Fuße und in äußerst feiner Toilette zu Lola Montez begab. Freundlich grüßend schritt er durch die Menge, welche, einige Zeit ruhig, ihn wiederum höflich empfing.

Die Haltung der militärischen Mannschaft war bei diesem Tumult sehr lobenswerth. Vorsicht war mit Humanität gepaart. Von dem Abe'schen Passus im Memorandum, daß eine Rückwirkung der Vorfälle auf die bewaffnete Macht eintreten könnte und so auch dieses Vollwerk schwankte, hat sich nichts bestätigt. Der König wurde einige Tage nachher, als er im Theater erschien, mit den lautesten Vivats empfangen und begrüßt.

Das war der Verlauf und das Ende eines Straßenscandals, dem man im Ganzen von Seite der Journalistik eine viel zu große Wichtigkeit beigelegt. Der Charakter dieses Tumultes war kein politischer, obwohl man derartige Sympathien unter dem Volke gern gesehen hätte. Solide Leute, ansässige Bürger u. s. w. haben keinen Antheil daran genommen. Der Scandal war nichts, als ein Ausdruck der Volksgemeinheit, fing, wie gewöhnlich, von einem kleinen Punkte an und steigerte sich dann bis zu der Höhe, die zum Vorschein gekommen ist.

Dieser Tumult war die Spitze und auch das Ende des Unmuthes, der durch mancherlei Einflüsse unterhalten und bis zu diesen Excessen getrieben worden war. Weiter ließ er sich nicht steigern, ja er sank von nun an ganz und gar. Der Pöbel, aufgeregt, hatte, so zu sagen, sein Müthchen gekühlt; der intelligentere Theil erkannte, woher die Pfeile kamen. Umsonst war das Bestreben der ultramontanen Partei, Popularität zu gewinnen. Seit der Entlassung des Ministeriums hatte sich durchaus die Stimmung des Volkes verändert; das angezündete Feuer fing an, zu verlöschen, und der Tumult am

1. März war nichts, als der Rauch, der das gänzliche Ersticken desselben begleitete.

Ganz verschieden von dieser Darstellung lautet das, was ein anderer deutscher Schriftsteller, der Herr Venedey, welcher damals, wenn ich nicht irre, als Flüchtling in Paris lebte, berichtet. Ich habe Selbstverleugnung genug, seine Worte getreu wieder zu geben, und gerade hierdurch hoffe ich am besten zu widerlegen, wie wenig ich dergleichen Schmähungen verdient habe. Mein wackrer Freund, Herr Bonsterant, hat den rechten Ausdruck für eine solche Verfahrungsweise gefunden, er nannte sie absurd, und ich begreife nicht, wie man solche Dinge der Presse zu übergeben vermag. Ich würde sie nicht der Vergessenheit entreißen, läge es mir nicht am Herzen, zu zeigen, was Feinde und Freunde über diese Verhältnisse und meine Beziehung zu ihnen dachten und schrieben, vielleicht, daß gerade hierdurch das Publikum die rechte Einsicht von meinem so viel geschmähten und herabgewürdigten Charakter erhält.

Herr Venedey schrieb nämlich an die Kölnische Zeitung, wie folgt:

8.

An die Kölnische Zeitung.

Paris, den 9. März 1847.

„Man sieht dem Gelde nicht an, daß es in Sünden erworben", ist eine der schönen Redensarten, hinter denen sich die bankbrüchige Schamlosigkeit versteckt, sobald man ihr die scheinheilige Maske abzieht. Sollte die Zeit gekommen sein, wo die Freiheit, wo die heiligsten Menschenrechte sich mit einem ähnlichen Sprüchlein begnügen müßten? Deutschland kämpft seit fünfzig Jahren für seine geistige Entwickelung: seine edelsten

Männer traten für sie in die Schranken; was Namen in der Geschichte haben wird, stand für sie ein mit Wort und That. Und ihr Streben war bis jetzt, wenn auch nie vergebens, doch meist wenigstens unmittelbar erfolglos. Es gab der Ausflüchte viel und mancherlei. Da war das Volk nicht reif genug für Preßfreiheit, für eine freisinnigere Verfassung und Politik. Und wer es wagte, für sie mit dem Feuer der Begeisterung einzutreten, wer Herzensgluth und Seeleneifer genug hatte, nicht zu berechnen, daß sein Bischen zeitliche Wohlfahrt auf dem Spiele stand, sobald er ein ernstes Wort zur ernsten Zeit sprach, der büßte oft seine Vaterlandsliebe mit seinem Vaterlande, seiner Freiheit, seiner Bürgerehre. Auf einer bayerischen Festung ergraute ein Mann vor den Jahren, der einst der Freund seines Königs war und der in jämmerlicher Haft verkümmerte, weil die Grundsätze, in die früher sein königlicher Freund mit einstimmte, tiefer in seinem Herzen saßen, als selbst die Freundschaft des mächtigen Königs. Die Geschichte Deutschlands wird den Namen Behr's nur unter Schamröthe aussprechen, und dies Roth wird in den Purpur des Zornes übergehen, wenn neben diesem Namen dann der einer Tänzerin erscheint. — Ich habe einen jungen, tüchtigen, gluthherzigen Mann, der sein Vaterland über Alles liebte, gekannt, und sah ihn als Flüchtling in einem französischen Irrenhause, wo er sich einbildete, daß er gleich wieder abgeholt werden solle, um vor dem Bilde eines Menschen knieend Abbitte für einen Gedanken an die Größe und die Rechte seines Volkes zu thun. Er starb verrückt; — wie schade, die schöne Nachricht, daß eine Tänzerin, die vielgeliebte Gefährtin der französischen Gentilhommes unserer Zeit, in seiner Heimath der freien Volksbewegung und der freien Presse den Sieg verschafft, hätte ihn vielleicht wieder zu Verstand gebracht! — Wahrlich, ich bin ein

Freund der Preßfreiheit, ein Freund der Volksrechte; aber ich denke auch, die Freiheit, mit Sünde und Schmach gewonnen, trägt den Sündenfluch mit sich herum. Die abgetretenen Minister in Bayern waren gewiß nicht gerade diejenigen, denen die Freunde des Fortschrittes ihre Zustimmung gegeben haben würden, aber ihr letzter Schritt war der von Ehrenmännern. Und ihre Nachfolger werden sich mit dem Schmutze besudeln, den jene von sich abgewiesen, wenn sie ihr Erbe unbedingt aus der Hand annähmen, die es ihnen zu bieten scheint. Wenn die Freiheit, wenn die Entfesselung der Presse in Deutschland von der Zwischenkunft einer feilen Tänzerin abhängt, dann ist diese Freiheit selbst nicht den Lohn werth, den man für sie fordert. Die deutsche Geschichte hat der Flecken genug, aber Flecken der Art hat sie keine aufzuweisen. Und die Freunde der Freiheit, die Männer, die auf eine schöne, große und würdige Zukunft ihres Vaterlandes bauen, haben vor Allem den Beruf, das Kleid des Vaterlandes, das bis jetzt die deutsche Geschichte rein zu erhalten gewußt hat, vor dem Kothe zu bewahren, mit dem eine Lola Montez es zu beschmutzen droht. Es liegt wenig daran, ob heute oder morgen eintritt, was unausbleiblich ist, was in den Sternen geschrieben steht; — es liegt Alles daran, daß die Leute, die für Deutschlands Ehre, Würde und Freiheit kämpfen, die Sache, die heilig ist und heilig bleiben soll, nicht durch die Berührung mit dem Kothe des Lasters besudeln.

Nachschreiben.

„Wird dieser Brief gestrichen, so bitte ich mir ihn umgehend zurück. Dann kommt er übersetzt in ein französisches Blatt."

J. B.

Mit umgehender Post erhielt ich den Brief zurück. An der Seite ſtand mit rother Kreide: „Nicht durchzubringen.“

2.

Ich überſetzte dann den Brief, und ſchickte ihn mit dem folgenden an die Redaction des „National“.

An Herrn Armand Marraſt.

Paris, den 11. März 1847.

Herr Redacteur!

„Erlauben Sie mir, mich an Ihr Blatt zu wenden, um den beiliegenden Brief zu veröffentlichen. Ich hatte denſelben an ein freiſinniges Blatt in Deutſchland geſchickt. Er kam zurück, mit dem Rothſtift der Cenſur bezeichnet, die den Druck nicht erlauben zu dürfen glaubte. Da ich übrigens nicht gerade darauf zählte, daß er in einem deutſchen Blatte aufgenommen werde, ſo habe ich ihn nur, um meinem Gewiſſen zu genügen, hingeſchickt, weil ich das Almoſen der Oeffentlichkeit in der Fremde nicht verlangen wollte, ohne vorher vergebens an die Thür des Journalismus meines Vaterlandes angeklopft zu haben.

Es ſcheint mir, daß ein großer Theil der deutſchen Preſſe in dieſem Augenblicke das ſchmachvollſte Schauſpiel biete, das wir je, ſelbſt zur Zeit unſerer tiefſten Demüthigung, geſehen haben. Dieſelben Leute, die vor ein Paar Jahren ſagten, daß ſie auch die vollkommenſte Freiheit nicht aus der Hand des Ausländers annehmen würden, — und die, meinem Gefühle nach, damals Recht hatten, — vergeſſen ſich heute ſo weit, einer Lola Montez für den Schein eines Fortſchrittes in er-

heuchelter Demuth zu danken. Ich habe darüber meine Ansicht in einem deutschen Blatte sagen wollen, die deutsche Censur hat es nicht erlaubt; aber sie soll sich täuschen, wenn sie sich einbildet, auf diese Weise etwas zu gewinnen. Sie zwingt uns, unsere eiternden Wunden dem Auslande zu zeigen, von unserem schamvollen Elende (**nos misères honteuses**) dort zu sprechen, wo unsere schwache Stimme sicher einen ganz anderen Nachklang haben wird, als wenn man ihr erlaubt hätte, sich in einem deutschen Provinzialblatte zu verlieren. Ich fühle die Schmach, Ihres Beistandes gegen eine Thatsache, die heute mein Vaterland entehrt, zu bedürfen; aber ich glaube, eine Pflicht zu erfüllen, und diese Zustände selbst, die uns veranlassen, im Auslande die Oeffentlichkeit für eine solche Thatsache zu suchen, werden überdies abermals den Unsinn der Censur und die Nothwendigkeit der Preßfreiheit in unserer Zeit der Oeffentlichkeit beweisen.

Genehmigen Sie die ausgezeichnete Hochachtung, mit der ich die Ehre habe, zu sein, ergebenst

Ihr

J. V."

Der „National" hatte sich selbst ein Paar Tage vorher über diese schmutzige Geschichte mit Würde ausgesprochen. Ich dachte daher, bei ihm auf die Veröffentlichung des Briefes rechnen zu können. Nichts desto weniger erschien derselbe nicht. Am dritten Tage schrieb ich ein Paar Zeilen an Herrn Marast, in denen ich ihm sagte, daß ich geglaubt, mein Brief stimme zu den Ansichten, die er und sein Blatt hegten. Im Falle ich mich geirrt, bat ich mir denselben zurück. Am nächsten Morgen erhielt ich ihn durch den Boten des „National", und an demselben Tage (17. März) stand im „National", als indirecte Antwort für mich, die folgende Stelle: „**Quant à celles**

(les vertus) du roi de Bavière, nous n'en dirons rien, *par respect pour Lola Montès*."

Drei Tage ſpäter (20. März) lieh der „National" ſeine Spalten der Donna Lola Montez zu einer pompöſen Vertheidigung des Königs von Bayern gegen die Jeſuiten. Es wäre luſtig, — wenn die Schmach nicht auf ein biederes Volk zurückfiele. —

3.

Ich war nichts weniger als erſtaunt über die gemeinſchaftliche Handlungsweiſe der deutſchen Cenſur und der franzöſiſchen Republikaner. Nicht, als ob beide aus denſelben Gründen handelten. Die deutſche Cenſur nahm den König in Schutz, die franzöſiſchen Republikaner — die Tänzerin.

Doch war der „respect pour Lola Montès" für die „Nationalen" nur ein Vorwand. Bei Gelegenheit eines Briefes, den ich am 20. November v. J. („National" vom 22.), über das neue Unrecht an Polen veröffentlichte, ſagte der „National": „Nous croyons devoir publier la lettre suivante d'un écrivain, qui, en d'autre temps, s'est montré *injuste envers notre pays*." Dieſe „Ungerechtigkeit" beſtand darin, daß ich das Meinige dazu that, den Nationalen das Rheingelüſte im Jahre 1840 austrommeln zu helfen. Ich glaube, daß dies halbwegs gelungen iſt, und erſt geſtern veröffentlichte der „National" einen Artikel, in dem er jedes derartige Gelüſte von ſich abwies. Das iſt ein Erfolg, auf den man ſtolz ſein darf. Er iſt eine größere Wohlthat für Frankreich, als für Deutſchland, denn heute hat Deutſchland nichts mehr für ſeine Rheingränzen zu fürchten, weil vierzig Millionen Deutſche bereit ſind, mit Leib und Blut für ſie einzuſtehen. Dagegen würde ein Anſpruch

Frankreichs auf die Rheingränzen den Franzosen ein Volk von vierzig Millionen zum bitterſten Feinde, zum ergebenen Bundesgenoſſen aller ſeiner Gegner machen. Es wird eine Zeit kommen, wo Frankreich einſehen wird, daß wir Deutſchen, und ins Beſondere wir deutſchen Flüchtlinge, als wir die Nationalen zu Verſtand bringen halfen, Frankreich den größten Dienſt geleiſtet haben, der ihm ſeit Langem geleiſtet wurde.

Aber vorerſt ſind die republikaniſchen Nachzügler des Kaiſerthums in Frankreich noch nicht zu dieſer Ueberzeugung gekommen. Im Gegentheile haſſen ſie uns, wie ſiegreiche Feinde. Leipzig haben ſie uns halbwegs verziehen, aber nicht den Federſieg von 1840. Und daher der Zorn. Deswegen ſind wir „injustes envers leur pays" geweſen, und deswegen ſehen ſie uns ſcheel und ingrimmig an. Es iſt das bei der menſchlichen Eitelkeit ſehr verzeihlich, und Niemand verzeiht es ihnen ſicher ſo von ganzem Herzen, als ich. — Und dies ſtolze Gefühl leitete mich, als ich in den beſcheidenſten Ausdrücken um das Almoſen ihrer Oeffentlichkeit für eine Angelegenheit meines Vaterlandes anhielt. Daß ſie den Werth dieſer Verfahrungsweiſe nicht fühlten, iſt ihre Sache, nicht unſere. Meinerſeits glaubte ich mich nur verpflichtet, an die Art, wie wir Flüchtlinge für die Rheingränze eintraten, erinnern zu müſſen. Daher die Anſpielung auf dieſe Angelegenheit. Die Nationalen hätten großmüthig ſein können gegenüber meiner Demuth; ich fürchtete und hoffte dies zugleich; ich fürchtete es, weil dergleichen doch ſtets in etwas verletzt; ich hoffte es, weil es mir ſchien, daß eine ſolche Verletzung nur zu einem um ſo ſchärferen Sporn für die öffentliche Meinung in Deutſchland werden müſſe. Der „National" hat dies nicht begriffen, vielleicht nicht gewollt. Ja, viele Franzoſen ſehen mit einer gewiſſen Zugabe von Angſt und Neid auf die Bewegung, die ſich

in Deutschland vorbereitet. Sie ahnen, daß dieselbe der Anfang des Endes jedes unberechtigten Einflusses der Franzosen in Deutschland ist; sie fühlen oft dunkel heraus, daß in Zukunft Deutschland berufen ist, eine wenigstens ebenso große Rolle, wie seit fünfzig Jahren Frankreich, zu spielen. Und in diesem engherzigen Gefühle sind sie uns unhold, sehen sie mit Scheu auf uns herab, — und haben gar nichts dagegen, das eine Lola Montez durch ihre entehrende Beihilfe die deutsche Sache niedergedrückt.

Ich denke, all' diese Gefühle haben mitgewirkt, als der „National" mit etwas selbstlächelndem Hohne beschloß: „Lassen wir sie ihre schmutzige Wäsche allein reinigen."

4.

Aus dem Regen in die Traufe.

Die „Democratie pacifique" hatte mir früher oft erlaubt, in ihren Spalten ein klares und verständliches Wort über Deutschland mitzusprechen. Im Jahre 1840 öffnete sie uns dieselben sogar zur Bekämpfung des Rheingelüstes. Ich war nie ein Anhänger des „Systems" der Phalansterier, wenn ich auch gerne zugestehe, daß Ch. Fourier oft im Einzelnen der Lösung der Fragen, die uns die Zeit stellt, sehr nahe tritt, und man viel und Manches von ihm und seinen Schülern lernen kann. Im Gegentheile behielt ich mir stets meine eigne Ansicht vor, und sprach diesen Vorbehalt in der „Democratie pacifique" selbst so oft aus, als ich dazu durch die Verhältnisse veranlaßt wurde. Man mochte hoffen, daß ich am Ende durch die fortwährende Berührung mit fortgerissen würde. Und ich denke mir, daß die Ueberzeugung von dem Gegentheile dazu mit beigetragen hat, unserer Verbindung zu schaden.

Genug, man suchte meine Mitarbeiterschaft nach und nach immer weniger, und ich drängte sie nicht auf.

Vielleicht wirkte aber dennoch auch hier das französische Gefühl. Unser Kampf 1840 gegen die ungerechten Ansprüche war oft herbe genug. Wenn uns die friedlichen Demokraten der Phalansters auch nicht „ungerecht" nannten, so mochten Viele uns doch oft für „unbillig" halten. Ueberhaupt huldigt Jeder in einem Volk mehr oder weniger der „Religion seines Landes." Diese Religion heißt in Frankreich: **La France est la grande nation!** Die kriegerischen Demokraten glauben sich berufen, dies mit dem Schwerte in der Hand zu beweisen; — die friedlichen möchten die Welt mit ihrem „Systeme" erobern. Daß Deutschland und die Deutschen auch selbst von einer solchen „friedlichen Eroberung" nichts mehr wissen wollen, ist eine Art Verketzerung gegen den Weltgeist, der in Frankreich für ganz Europa sorgt, denkt und schafft.

Das Gefühl der friedlichen Demokraten ist ein anderes, als das der kriegerischen; aber es ruht oft in demselben Boden der Ueberschätzung der Bedeutung Frankreichs und Alles dessen, was von Frankreich ausgeht. Die großen Phrasen Ludwigs XIV. und der Napoleonismus haben bei ihnen nur eine andere Haut angelegt. Ich bin weit entfernt, diese Aenderung zu gering anzuschlagen. So lange sie nur im Wort und in der Lehre ihre Waffe sucht, ist sie in gewisser Beziehung nach Außen hin gerechtfertigt. Die Anhänger Ch. Fourier's haben das große Verdienst, diese Umgestaltung in Frankreich zuerst betrieben und immer mehr gefördert zu haben. Dafür ist ihnen Frankreich vor Allem, und auch die ganze civilisirte Welt Dank schuldig. Ehre, dem Ehre gebührt!

Aber im Innern wühlt dennoch diese Ueberschätzung und ist hier die Ursache, daß die sich selbst Ueberschätzenden oft

gegen Andersdenkende ungerecht sind. Kommt dazu, daß diese Auffassungsweise mit dem allgemeinen Ton des Landes, der „Gesammtreligion eines Volkes", halbwegs im Einklange ist, so wirkt diese letztere natürlich ebenfalls mit auf die Stimmung. Das mag mit Ursache sein, daß selbst die friedlichen Demokraten nicht mehr so theilnehmend für Deutschland, — und dann natürlich auch den Vertretern der deutschen Bewegung in Paris weniger hold sind.

Ich hatte schon oft bei Einzelnen, mit denen ich in Berührung kam, eine gewisse Gereiztheit zu bemerken geglaubt; ich täusche mich vielleicht hier, da ich nur Gefühle, keine handgreiflichen Gründe für diese Ansicht habe.

Ein ganz kleiner Zwischenfall hat diese wechselseitige Stimmung wahrscheinlich nur vermehrt, vielleicht zum Durchbruche gebracht. Ich schickte meinen Brief über die krakauer Ereignisse zugleich an den „National" und die „Democratie pacifique." In der Letzteren erschien derselbe verstümmelt; man hatte ihm alle scharfen Zähne ausgezogen, ihn so „pacifique" als möglich gemacht, mit einem Worte censurirt, wie es ein sächsischer Censor nicht besser hätte thun können. Trotzdem erschien der castrirte Brief mit meiner Namensunterschrift. Das empörte mich, und so schrieb ich an demselben Tage an Herrn V. Considerant:

„Was würden Sie sagen, mein theurer Freund, wenn Sie mir eine feierliche Verwahrung schickten, und ich es wagte, sie zu verbessern, hinzuzusetzen, sie zu verkleinern, je nach meinem persönlichen Gefühle? Ich habe das für ganz gewöhnliche Artikel unerträglich gefunden, und ich versichere Sie, daß ich keineswegs darauf gefaßt war, Sie so wenig achten zu sehen, was ich unter der Verantwortlichkeit meines Namens veröffentlichte. Soll ich nun gegen die Cen-

für der französischen Journale protestiren, nachdem ich gegen dies Unrecht der absoluten Mächte protestirt habe? Das würde Manchem Spaß genug machen; und hierin allein liegt die Ursache, daß ich es nicht thue; aber ich kann es nicht überwinden, Ihnen meine Ansicht zu sagen.

Ganz Ihr

J. B."

Den 22. November 1846.

Ich schickte die Uebersetzung meines Briefes über den König von Baiern an Herrn Considerant mit der einfachen Bitte um die Aufnahme desselben. Am Abende war ich zufällig frei und ging auf die Redaction der „Democratie", um die Correctur durchzusehen. Ich dachte überdies: wer weiß, vielleicht haben auch sie respect vor der Lola Montez; und da ich gegen diese gar nichts habe, so beschloß ich, mich leicht dazu zu verstehen, einzelne Stellen, die diesem respect schaden könnten, gerne aufzugeben. Mit so versöhnendem Vorsatze trat ich in das Bureau der Redaction und fand dort Herrn Considerant, Herrn Cantagrel und zwei andere Freunde der „Democratie".

Herr Considerant sagte mir: „Haben Sie meinen Brief schon erhalten? Ich habe Ihnen geschrieben, daß ich Ihnen diesen Freundschaftsdienst nicht erzeigen kann. Ich glaube, die Deutschen Liberalen würden einen großen Fehler begehen, wenn sie sich jetzt, wo der König von Baiern zu einer freisinnigeren Politik sich hinneigt, gegen ihn aussprächen. Und am Ende, was liegt daran, wodurch Sie die Freiheit gewinnen, wenn Sie sie endlich erlangen? Jedenfalls ist es besser, sie aus der Hand eines schönen Weibes, als aus der blutigen des Volkes zu erhalten." —

„Lieber Freund," war meine Antwort, „die Wahl, die Sie

da bieten, iſt eine harte, und es würde ein großes Unglück ſein, wenn einem Lande keine andere, als die zwiſchen der blutigen Hand ſeines Volkes und der befudelten einer Lola Montez gelaſſen wäre."

Herr Cantagrel warf ein: „Die Hand der Lola Montez iſt ſehr rein und ſchön;" — er mochte es wiſſen; aber ich ſprach, ohne mich ſtören zu laſſen, weiter auf den erſten Einwurf Herrn Conſiderants antwortend: „Ich habe die feſte Ueberzeugung, daß das bayriſche Volk bei allen dieſen Geſchichten ſeinen reellen Vortheil haben wird. Man iſt liberal, man zeigt ſich eine Weile als Mann des Fortſchrittes, und wird ſpäter dennoch, man mag wollen oder nicht, zur Einlenkung in die alte Bahn gedrängt werden. Genug, es iſt hier von keiner gewinnreichen Sinnesänderung, von keiner zeitgemäßen Syſtemsänderung die Rede. Den *Schein* einer Reform und ſonſt nichts, und *den* mit einer Volksſchmach eintauſchen, *den* aus der Hand einer Lola Montez mit Dank und Demüthigung hinnehmen; das heißt den faulen Apfel mit ſchöner Schale zu theuer kaufen."

Herr Conſiderant antwortete: „Sie ſind ein Vertreter der *alten* Moral."

Ich hatte daran nicht gedacht, daß die Anhänger Fourier's eine *alte* Moral haben. Das war freilich ein arger Mißgriff gegen die Theorie, die alle Leidenſchaften für gerechtfertigt hält. Der Anhänger der *neuen* Moral fuhr fort und ſagte weiter: „Eine Tänzerin iſt nicht ſchlechter als Andere."

„Ich habe nichts gegen die Tänzerin; ich will ſie zahlen, wenn ſie gut tanzt; habe auch nichts dagegen, daß, wem dies Spaß macht, ſie ſonſt zahlt, ſo oft ſie Luſt hat etwas zu verkaufen. Das iſt eine Privatangelegenheit. Aber wenn eine Courtiſane nöthig wäre, um mein Volk zu befreien, ſo will

ich lieber, daß es nicht frei werde, jedenfalls, daß die Freiheit so lange aufgeschoben bleibe, bis es dieser Hülfe nicht mehr bedarf, um sie zu erzwingen."

Herr Considerant antwortete heftig: „Die Lola Montez ist keine Courtisane!" Er hatte recht, aber er hatte mich mißverstanden. Ich hatte dies nicht behauptet, sondern nur das harte Wort bedingungsweise ausgesprochen; doch war ich nicht mehr in der Stimmung, Vorbehalte zu machen, und ließ Herrn Considerant ungestört weiter sprechen. Er sagte: „Und wenn sie eine solche wäre, wissen Sie, wie sie zu dem geworden, was sie ist, wie die gesellschaftlichen Zustände sie herabgedrückt, bis sie auf den Standpunkt gekommen, auf dem sie steht?"

Einer der Anwesenden erinnerte an Esther und ihre Bedeutung in der Geschichte der Juden, und sagte dann den Vers Beranger's aus dessen Lied: **Les deux Sœurs de Charité** her:

Avec le prix d'une caresse
Cent fois j'ai sauvé la vertu! —

Herr Considerant setzte zum Schlusse noch hinzu: „Die deutschen Liberalen sind dumm (**absurdes**), wenn sie dem König von Bayern und der Lola Montez jetzt gegenüber treten."

Diese ganze Denkweise verletzte die meinige bis in ihre letzten Gründe. Der Unsinn einer **Fleur de Marie** stand hier lebendig vor mir; die Art, wie ein Lied Beranger's — den ich liebe — hier mißbraucht, wie ein Gedanke der milden Versöhnung durch thätige Herzensgüte, ein Gedanke der Begnadigung eines schwachen Weibes um ihrer Menschlichkeit und Mildthätigkeit willen, zum Deckmantel des kecken und unverschämten Lasters dienen sollte, empörte mich. Das Wort dumm, **absurde**, that ein Uebriges, obwohl ich sehr gut wußte, daß es nicht so böse gemeint war, und daß viele Franzosen mit der alten

Moral auch die alte französische Politesse halbwegs abgeschüttelt haben. Es überkam mich ein Geist, den ich oft besiegen gelernt hatte, aber der hier stärker war, als die Ruhe, die mir nach und nach eine umfassendere Erfahrung und kälteres Blut gegeben haben.

Die Heftigkeit Herrn Considerants, die ich hervorgerufen, brachte auf mich die Wirkung hervor, mich wieder auf die Stufe der ruhigen und kälteren Ueberlegung herabzustimmen, so weit dies bei den Gefühlen, die in mir kämpften, möglich war. Ich antwortete: „Ich bin nicht Jesuit genug, um zu glauben, daß das Mittel den Zweck heiligt. Im Gegentheil glaube ich, daß das Mittel selbst den heiligsten Zweck zu besudeln im Stande ist und besudelt, so oft es eben ein schnödes, schmachvolles, entwürdigendes ist. Ihr und Eure Väter habt ein verkehrtes, das Schwert und die Guillotine, Blut gewählt, und büßt heute schwer für den Irrthum in der Wahl des Mittels. Aber es war dennoch Volksthat, eigne Handlung und so gewann Frankreich durch sie wenigstens das Bewußtsein seiner Kraft, wenn es auch jedes höhere Rechtsgefühl, — und in Folge dessen auch die alte Moral, — untergehen sah. Aber hätte Euch eine Lola 1789 die Freiheit fertig und von Kopf bis auf den Fuß vollendet bringen können und gebracht, so würde heute Frankreich nicht nur das Bewußtsein seiner Würde, den höheren Moral- und Rechtsbegriff verloren, sondern auch das Gefühl seiner Kraft nicht gewonnen haben. Volksleben, Freiheit, höhere Rechte wollen errungen sein, und gerade darin, daß man sie erringt, liegt die Bürgschaft, daß man sie verdient, zu schätzen und dereinst zu benutzen weiß. Wer einem Volke die Freiheit schenken könnte, würde ihm eine Seifenblase geben, die beim nächsten Luftzuge platzen müßte. Der Mittel aber, die Freiheit zu erringen, gibt es

viele; Gott sei Dank sind Blut und Gewalt nicht das einzige. Wehe dem Volke aber, das sie, als Lohn einer heuchlerischen Demüthigung vor dem unverschämten Laster, ob es nun die Reitpeitsche oder sonst was führt, eintauschen zu können sich einbildete. Ruhiger Mannesmuth, stille Menschenwürde, Ernst des Wollens, kluge Handhabung des gesetzlichen Mittels, das bereits gegeben ist, — genügen, sie zu erringen und für lange, für eines Volkes ganzes Leben zu sichern: und das Leben wird um so länger dauern, wenn ein wenig alte Moral mit im Spiele ist."

„Doch denke ich, wir werden uns schlecht verstehen, unser Ausgangspunkt ist zu verschieden, und so mag es genügen, uns wechselseitig ausgesprochen zu haben."

Es wurden noch ein Paar Phrasen hin und her gewechselt im ruhigen, freundschaftlichen Tone. Ich bat Herrn Considerant, mir bald Gelegenheit zu geben, ihm zu zeigen, daß seine Weigerung, meinen Brief aufzunehmen, mich wenigstens nicht persönlich verletzte; worauf er versicherte, daß nur die Ideen und nicht die Menschen sich zwischen uns bekämpft hätten. Er begleitete mich aber mit mehr Ceremonie als sonst je bis an die Thüre; und ich werde warten, bis er mich um einen Dienst anspricht, ehe ich entscheide, ob dieser Ideenkampf ihn nicht ebenso weit von mir weggedrängt hat, als ich mich selbst seiner Denk- und Auffassungsweise gegenwärtig ferne fühle.

So leidenschaftlich benahm sich ein Freund der Freiheit und der Wahrheit, wie er sich nannte; mußte er um Willen der Sache, welcher er dienen wollte, zu deren Kämpe, wie er selbst sagte, er sich gemacht hatte — die Personen schmähen? —

So kleinlich fassen diese Freiheitsmänner die Freiheit auf. Wahrlich die geschmähte Tänzerin könnte diesen deutschen Männern lehren — was eigentlich Freiheit sei.

Jenen Hochherzigen, welche sich meiner so wacker annahmen, Ihnen sage ich meinen Dank, sie haben mich besser gegen Ungebührlichkeit vertheidigt, als ich es je mit meinen besten Kräften hätte thun können. Sie haben sich, indem sie eine vertheidigungslose Dame im Schutz gegen Ungebührlichkeiten nahmen, einen bessern Ruhm erworben, als sie sich mit tausend Tiraden über die Freiheit und die Menschenwürde hätten verdienen können.

Hundertzweiundfunfzigſtes Kapitel.

Nach dem 1. März.

Entlaſſung der Profeſſoren. — Was das Volk von mir glaubte. — Was die klugen Leute von mir ſprachen. — Anecdoten und Curioſa, die man in Bezug auf mich entdeckt hat.

Bevor ich zur Geſchichte einer Zeit ſchreite, in welcher es für mich nicht an Freuden, aber auch nicht an Leiden aller Art gefehlt hat; bevor ich mittheile, welch ein Glück mir im Umgange mit einem gütigen, intelligenten und geiſtreichen Könige erblühte, und welche Dornen dieſes Glück für mich mit ſich führte; bevor ich berichte, welche erhabene königliche Ideen einen Monarchen erfüllten, welcher gleichwohl ſo wenig Dank für ſein edles Streben einerntete; bevor ich ſie enthülle, die geheime Geſchichte königlicher Gedanken, auf daß die Völker erkennen mögen, wie falſch ſie oft ihre Monarchen beurtheilen; bevor ich dieſes Werk, welches nur ein kleiner Tribut der Dankbarkeit für mich iſt, beginne: will ich mir ſelbſt gewiſſermaßen den Becher mit dem bittern Wermuth bis zum Rande anfüllen und dasjenige berichten, was die feindliche und die befreundete Preſſe über mich und mein Verhältniß zu ſchreiben für gut fanden.

Ich werde dann die Sonde der Selbſtkritik an dieſe Aeußerungen legen, indem ich dem Leſer nichts verhülle, was zur Aufklärung eines Verhältniſſes, das zu ſo vielen ſonderbaren Dingen Veranlaſſung gegeben hat, dienen kann.

Zunächſt die hiſtoriſche Darſtellung der nächſten Ereigniſſe nach den Auftritten des 1. März.

„Der Ultramontanismus hatte nichtsdeſtoweniger gezeigt, daß es ihm Ernſt ſei. Schlag auf Schlag waren die Demonſtrationen auf einander gefolgt. Thatſachen waren die unmittelbare Antwort. Der Tumult am 1. März hatte dem Ganzen die Krone aufgeſetzt. Zu ſpaßen, war jetzt wirklich nicht mehr an der Zeit, zu ſchonen, wäre unklug geweſen. Jetzt galt es, mit energiſcher Hand einzugreifen und dem Unweſen zu ſteuern. Das Volk zur Rechenſchaft zu ziehen, dieſe Maßregel wäre nicht die geeignete geweſen. Es war ja der verführte, gereizte Theil. Man mußte ſich an die Urheber wenden und bei der Wurzel anfangen. Zunächſt mußten die Profeſſoren, welche als die Agitatoren der Abelſchen Adreſſe, wenn auch nicht direct, doch indirect den Tumult am 1. März herbeigeführt hatten, von fernerer ſchlimmerer Einwirkung abgeſchnitten werden. Es erfolgten nachſtehende Amtsenthebungen, welche wir, der Genauigkeit wegen, nach den amtlichen Anzeigen aufführen wollen. Es heißt im Regierungsblatt:

Unterm 28. Februar wurde der ordentliche Profeſſor an der Königlichen Univerſität München, Dr Ernſt Laſaulx, in Anwendung des §. 19. Abſatz 2 der Beil. IX. zur Verfaſſungsurkunde in den zeitlichen Ruheſtand verſetzt. Reg.-Bl. Nr. 11.

Unterm 10. März wurde der ordentliche Profeſſor an der Königlichen Univerſität München, Dr. Ernſt v. Moy, zum Rathe des Appellationsgerichts von Schwaben und Neuburg extra statum ernannt. Reg.-Bl. Nr. 16.

Unterm 26. März wurde der ordentliche Professor an der Königlichen Universität München, Dr. Constantin Höfler, in den zeitlichen Ruhestand versetzt. Reg.-Bl. Nr. 17.

Unterm 27. März wurde die eröffnete Stelle eines Regierungsrathes bei der Königlichen Regierung von Niederbayern, Kammer des Innern, dem dermaligen ordentlichen Professor der Rechte an der Königlichen Universität München, Dr. Georg v. Phillips, verliehen. Reg.-Bl. Nr. 17.

Noch ist zu erwähnen, daß vermöge Allerhöchster Entschließung vom 23. März der Priester Dr. Friedrich Kunstmann in München zum außerordentlichen Professor des Kirchenrechtes nach Nr. 17 des Reg.-Bl. ernannt wurde. — Von dem Lyceum in Dillingen wurde Dr. Beckers an die Stelle von Lasaulx's berufen. — Desgleichen wurde der bisherige Lehrer an der höheren Anstalt in Solothurn, Dr. Lindemann, ein bekanntlich äußerst freisinniger und dem Ultramontanismus völlig abgeneigter Mann, zum Professor in München ernannt.

Die hier oben genannten entlassenen Professoren sind, wie schon aus der bisherigen Darstellung hervorgeht, entschiedene Ultramontanisten. Was die Professoren v. Lasaulx und Höfler betrifft, so ist von ihrer bisherigen Wirksamkeit nur zu sagen, daß sie auf dem Katheder und im Privatleben sich als zur strengen Partei gehörig darstellten. Haben sie auch noch nicht das geleistet, was die renommirten Häupter geleistet, so zeigten sie doch bei jener Adreßgeschichte, wobei Professor v. Lasaulx der Hauptagitator war, was sie thun können und wollen, wenn Gelegenheit sich bietet. Die Gewandtheit in der jesuitischen Taktik wird nicht mit einem Male gewonnen, es gehört dazu eine längere Schule der Uebung und die fleißige Betrachtung guter Vorbilder. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß das

Probestück bei der Adreßagitation gut ausgefallen ist, wenn es auch des Zweckes verfehlte.

Anders aber ist es mit den Professoren v. Moy und v. Phillips. Bei ihnen hat der Ultramontanismus bereits den Grad der Glaisicität erreicht. Professor v. Phillips ist eine bekannte Persönlichkeit; er gehört zu denjenigen Convertiten, welche — freilich das ist noch schlimmer — es mit dem Ultramontanismus redlich meinen, und, wie manchmal der Fall, noch glühenderen Eifer zeigen, als geborne Katholiken. Er hat als Jurist einen Ruf, als Mensch, soweit man als strenger Katholik Mensch sein kann, zeichnet ihn Biederkeit und Gewissenhaftigkeit aus. Man möchte sagen, es sei Schade, daß dieser Charakter in solch eine Welt- und Gottanschauung sich hat begeben können; wie viel des Guten könnte er stiften, so aber ist Alles in den Abgrund geworfen. In seinen Ansichten von Kirche und Staat giebt er dem heiligen Vater das Prärogativ; sein Staat ist eine Theokratie und somit von der Kirche verschlungen. Ist er auch in seinen Behauptungen vorsichtiger, feiner, als Professor v. Moy, so kann dies Niemanden täuschen, der sich vom Gewebe der Syllogismen nicht umstricken läßt. Jener sophistische Zwang, durch welchen man eine Lehre zu stützen sucht, in welcher die Menschheit so unglücklich geworden ist, ist in der That ein Beweis von dem Verfalle, welchem die christliche Wissenschaft entgegengeht. Mit Guido Görres, einem Sohne des älteren Görres, bekannt durch seine Marienlieder und andere Poesien katholischer Weltanschauung, redigirt Herr v. Phillips die „historisch-politischen Blätter," worin der Ultramontanismus in seiner ganzen Schärfe festgehalten und mit dem feinsten Instinkt und dem Hebel moderner Wissenschaft emporgebracht wird. Es ist eine Zeitschrift für das katholische Deutschland, — somit eine Zeitschrift,

welche es sich zur Aufgabe gesetzt hat, jenen unseligen confessionellen Dualismus zu predigen, welcher Deutschland in zwei Theile zerreißt und vom dreißigjährigen Kriege an bis jetzt auf den Tod verwundet hat; solch ein tiefer Riß soll noch befördert werden. Mit Görres bildet v. Phillips das Centrum des Ultramontanismus in München; mit Minister Abel bestand der engste Verkehr. Phillips genoß auch das Vertrauen des Königs, indem ihm die Prinzen Luitpold und Adalbert zur Unterweisung im Staatsrecht übergeben waren.

Ohne Rückhalt und in planer Weise predigte Professor v. Moy den classischen Ultramontanismus in Schrift und Wort. Man vergleiche in dieser Beziehung sein „Lehrbuch des Bayerischen Staatsrechts," und man wird Wunderdinge finden. Um nur eines anzuführen, so sagt er im benannten Lehrbuche Th. 1. Abth. 1.: „Die Theorie der unveräußerlichen Majestätsrechte gehöre ausschließlich der philosophischen Staatslehre an. Unveräußerlich, d. h. der willkührlichen Verfügung der Menschen entrückt, seien nur des Menschen Pflichten. Diese entwickelten sich aus der Religion, deren Organ die Kirche ist. Weit entfernt also, daß die **sogenannten** unveräußerlichen Rechte des Königs in Sachen der Religion und Kirche nicht Gegenstand des Vertrages hätten sein können, hätte die geistliche und weltliche Gewalt vor Allem sie zum Gegenstand gegenseitiger Verständigung machen müssen." —

So spricht ein Professor, der an der Universität Staatsrecht liest, über die Rechte des Königs. Uebersetzen wir diese Worte, so lauten sie so: Unveräußerliche Majestätsrechte gehören nur der Philosophie, nicht dem Leben an; in der Wirklichkeit also bestehen sie nicht. Der Regent hat keine Rechte, sondern nur Pflichten gegen die Kirche, und jedenfalls hätte bei Schließung der Concordate der weltliche Herrscher erst die römische Curie fragen

sollen, ob sie ihm Rechte in Sachen der Religion und Kirche zugestehe.“ So etwas ist unerhört, und doch nicht neu, denn der Ultramontanismus ist so alt wie die Kirche. Wie aber, wenn die Kirche ein Inquisitionstribunal in religiösen Dingen errichten wollte? Nach Moy'scher Staatslehre hätte der Regent blos die Pflicht, ein solches durch staatliche Gewalt zur Ausübung zu bringen. Welche Scheußlichkeiten muß man nicht lesen und hören. Was soll man aber dazu sagen, daß das Abel'sche Ministerium Moy's Lehrbuch nicht allein empfohlen, sondern auch dessen Ansichten in seinen Verfügungen hinsichtlich der protestantischen Kirche adoptirt hat, Verfügungen, die bekanntlich in der letzten Ständeversammlung von 1845 bis 1846 für verfassungswidrig erklärt wurden. Wer darüber noch genauere Aufklärung wünscht, lese die „Beschwerdevorstellungen der Mitglieder der Generalsynoden in Bayern vom Jahre 1844.“

In den gedruckten Kammerverhandlungen wird man auch die scharfen Angriffe von Landtagsabgeordneten finden, die gegen Moy's staatsgefährliche und majestätsverletzende Lehren gemacht wurden. Oft wurde er so hergenommen, daß er bis in den Mund erbleichte. Wie muß man lächeln, wenn im Abel'schen Memorandum die Indigenatssache als nicht zu vertheidigen vor dem Landtage hingestellt wird.

Ob die Entlassung eines solchen Mannes nicht gegründet sei, das frage ich Jeden.

Den neuesten Nachrichten zufolge sind auch die ordentlichen Professoren Dr. Döllinger, Dr. Hanebera und Dr. Stadlbauer, sämmtlich katholische Theologen und der ultramontanen Richtung huldigend, von ihrem Lehrstuhle entlassen worden. Professor Görres stand ebenfalls auf der Liste der zu Entlassenden, der König stimmte jedoch nicht ein,

sein bereits vorgerücktes Alter berücksichtigend, und sich der Worte bedienend: Ach, diesem alten Mann will ich das Leid nicht verursachen!"

Man kann sich leicht vorstellen, welch böses Blut so viele Amtsentsetzungen bedeutender und einflußreicher Männer in einer Klasse verursachten, die es immer in der Hand hat, dem Throne gegenüber gefährlich zu sein, indem sie die Intelligenz, die Mittel und die gesellschaftlichen Verbindungen, welche Macht geben, für sich hat. Und wer wird bei einer so mächtigen Feindschaft nicht leicht dem Unmuth ausgesetzt sein, welcher oft zu excentrischen Schritten führt?

Wer vermochte mir aber ein Factum anzuführen, welches bekunden könnte, daß ich einen wirklichen Haß und Groll gegen die Männer hegte, welche mir so feindlich gegenüber standen?

Sie mögen mir sagen, in wiefern ich meinen Einfluß zum Unglück des Landes gemißbraucht habe?

Sie mögen mir die schlimmen Handlungen aufzählen, zu welchen mich Hoch- und Uebermuth geführt hat.

Ein wenig weibliche Eitelkeit wird man mir doch wahrlich nicht zum Verbrechen machen wollen?

Ach — mögen doch diese Herrn es zeigen, ob sie denn so ganz von aller Eitelkeit in ihren Stellungen befreit gewesen sind?

Wahrlich, es war ein kleinlicher Haß, den so große Herren gegen eine Frau ausübten, welche nichts anders sein wollte, als die Freundin ihres erhabenen Königs. —

Doch fahren wir fort.

„Ueberschauen wir die bisherigen Ereignisse, verfolgen wir sie bis zu ihrem Ursprung, und wohin sie ausmündeten, so steht Alles wie ein Traum vor uns. Aber es ist Wirklichkeit, die man nicht für möglich gehalten hätte. Ein Frauenwesen, ver-

folgt von allen Seiten, dem Niemand Freund, tritt ein in Münchens Mauern, gewinnt eines Königs Herz und siegt über alle Hindernisse und Feindseligkeiten, mit denen man auf sie losstürmte. Merkwürdig wäre schon eine solche Persönlichkeit, hätte sie auch nie den Kreis galanter Abenteuer überschritten. Aber durch sie kommt mehr zur Reife. Eine Partei wird durch sie gestürzt, welche dem Schlingkraut gleich ein schönes Fruchtfeld überzog und, was Intelligenz und Humanität Schönes zu Tage fördern wollte, erstickte. Eines Königs Herz gewinnt sie, aber sie gewinnt es nicht blos so, wie uns die tagtägliche Geschichte Beispiele zeigt; — vielmehr in ihrem Umgange hellt sich des Königs inneres Auge auf, und mit Grauen sieht es vor sich einen finstern Abgrund, an dessen Rand ein feindselig Gespenst einen Fürsten und sein Volk geführt. Der Kern und Keim, der ihn zum Lichte treibt, mag lange schlummern in der Brust, doch, ist er gesund, so bricht er endlich hervor und wird zur edlen Pflanze. Der König stehet nun im 61sten Lebensjahre; am Abende seiner Wirksamkeit, der, wie wir wünschen, noch recht lange dauern möge, ist eine Morgenröthe aufgegangen, die Morgenröthe einer besseren Zeit. Und was mit voller Wahrheit gesagt werden kann, so ist die neue Schöpfung eine Schöpfung seiner Hand. Nicht regiert durch eine Fremde, wie das Memorandum sich auszudrücken beliebt, ist gegenwärtig Fürst und Volk, sondern es hat der König den Zügel der Regierung ergriffen, den seit längerer Zeit der Ultramontanismus sich in die Hand gespielt.

Die Reformen, die in Bayern im Werke sind, scheinen durchgreifend werden zu wollen und erstrecken sich bereits nach vielen Seiten und Linien hin. Es kann nicht fehlen, daß alle Zweige der Verwaltung nach und nach von ihnen berührt wer-

den. Der Grundcharakter dieſer Reformen iſt Emancipation vom Ultramontanismus.

Die amtlichen Veränderungen werden von Tag zu Tag zahlreicher, ſie betreffen hauptſächlich Perſonen, welche im Rufe des Ultramontanismus ſtehen. Wir unterlaſſen es, dem Leſer eine Liſte derſelben zu geben, da ſolche auf andere Weiſe zur öffentlichen Kenntniß kommen können. Wie weit verzweigt dieſe ultramontane Partei war, wie ſehr ſie Alles umſchlungen und in ihren Kreis gezogen hatte, kommt nun erſt an den Tag. Selbſt die nächſte Umgebung des Königs iſt nicht frei davon geblieben, und auch hier ſtehen die mannigfaltigſten Veränderungen in Ausſicht.

Erſtrecken ſich auch dieſe Reformen jetzt noch mehr auf Perſonen, ſo wird ihr Einfluß doch auch ſchon in anderen Dingen ſichtbar. So wurde dem Orden der Redemptoriſten, welche gar nichts Anderes, als Jeſuiten ſind, die Miſſion, die ſie nach Oberfranken (in Bayern) unternehmen wollten und bereits angeſagt hatten, verboten und ihr Orden blos auf Altötting (in Niederbayern, ein bekannter Wallfahrtsort mit dem wunderthätigen ſchwarzen Marienbild) beſchränkt. Dieſes Verbot hat in Oberfranken einen allgemeinen Jubel verurſacht.

Vor Kurzem ließ der König durch Gensd'armen die gedruckten kirchlichen Anzeigen vom Jubiläumsablaß des dermaligen Papſtes, welche, ohne daß das erzbiſchöfliche Vicariat das Königliche Placet eingeholt hatte, an das Aeußere der Kirchen angeſchlagen worden waren, ohne Weiteres wegnehmen. Man ſieht einerſeits, wie viel man ſich bei Dingen, welche in die ſtaatliche Sphäre übergehen, erlaubt hatte, und andererſeits, wie der König jetzt ſeine Majeſtätsrechte zu wahren geſonnen ſei, was freilich nach Herrn v. Mohl's Anſichten

unstatthaft ist, wonach des Regenten Rechte nur Pflichten gegen die Kirche sind.

Durch allerhöchste Verordnung vom 23. März d. J., die Ablegung der Gelübde in Nonnenklöstern betreffend, haben Se. Majestät der König zu verfügen geruht, daß

1) vor dem 33. Lebensjahre das ewige Gelübde nie abgelegt werden kann, und sich hierin genau an die Ministerialentschließungen vom 9. Juli 1831, 7. April 1838, 4. April 1841 und 14. April 1841 zu halten ist: namentlich wird den zu solchen Gelübdeablegungen jedesmal zu ernennenden Commissären auf das Strengste eingeschärft, Zuwiderhandlungen jedesmal sogleich zur Anzeige zu bringen, in welchem Falle ferner auch solche verbotwidrig abgelegten Gelübde als nicht bindend angesehen werden.

2) Kann die Ablegung der weltlichen, wie der geistlichen Gelübde nur unter Mitwirkung eines weltlichen Königlichen Commissärs stattfinden, welchem das Recht zusteht, unmittelbar vor der Professablegung mit der Nonne allein ohne Beisein der Geistlichkeit eine Unterredung zu pflegen, um sich zu überzeugen, ob nicht Zwang oder Ueberredung mit im Spiele sei; sollte der Commissär sich von dem Vorhandensein eines Zwanges oder Ueberredung überzeugen, so steht ihm das Recht zu, die Gelübdeablegung augenblicklich zu suspendiren.

Vor Kurzem ergingen auch vom Ministerium der Kirchen- und Schulangelegenheiten Warnungen wegen Mißbrauchs der Kanzel. Dies führte zu einigen Mißhelligkeiten zwischen Ministerium und erzbischöflichem Vicariat, welches jene Warnung als in seine Sphäre fallend usurpiren wollte.

Die Aufgabe, welche der König zu lösen unternommen hat, ist allerdings schwer; zu ihr gehört eine Ausdauer, welche nicht ermüden darf; eine Freiheit des Handelns, welche sich

durch Nichts die Hände binden läßt; eine Selbstständigkeit, welche alle Schmeicheleien von sich abweist; eine Klarheit, welche alle Machinationen durchschaut und zu nichte macht. Es wird nicht fehlen, daß die gestürzte Partei keinen Weg unversucht läßt, um das mit einem Male Verlorene successive wieder zu gewinnen. Auch außerhalb des Katholicismus giebt es ferner eine Partei, welche, um nicht viel besser als die gestürzte, gern in's Feld einrücken möchte, das sie nun für unbesetzt hält. — ich meine jenes Mystiker- und Pietistenvolk, jene Blut- und Wundentheologen, jene altlutherischen Glaubenshelden, die dem Lichte und der Humanität nicht minder gram und feind sind, als der Ultramontanismus, jene glattgescheitelten protestantischen Jesuiten, die sich nur dadurch von den großen, ächten Jesuiten unterscheiden, daß sie nicht die Gewalt haben, im Großen zu wirken; jene demüthig scheinenden Aufgeblasenen, in deren Jedem ein kleiner Papst steckt, und die von dem beschränkten Boden ihrer symbolischen Bücher aus so gern die Welt regieren möchten. Vor all diesen Heuchlern und Rückern, vor all diesen Pharisäern, die in Schafskleidern einhergehen, innen aber reißende Wölfe sind, möge sich der König hüten. Sie würden Bayern in dieselbe alte Nacht stürzen, die so eben vor unseren Augen geschwunden ist. Der König hat nur eine Aufgabe, nämlich die Vernichtung, so weit die Grenze seines Landes reicht, von jener Barbarei zu befreien, welche Natur in Bann und Fluch gethan, und welche unter dem Scheine der Loyalität und Anhänglichkeit an das Königthum nur die eigenen selbstsüchtigen Interessen vertritt, das Familienleben vergiftet, die Gesellschaft zertrennt, den Staat zerrüttet, mit einem Worte, der Kirche die Alleinherrschaft zuwenden will. Der Ultramontanismus will zum Mittelalter zurückführen, und all sein moderner Anstrich ist nur Heuchelei

und Bühnenwerk. Der Sinn des Königs für Kunst, wie wir schon oben bemerkten, steht mit solchem finsteren Wirken im Widerspruch, denn Kunst und Schönheit finden hier keinen Platz. Freuen wir uns, wenn dieser Gedanke in der Seele des Königs klar geworden ist; es würde dann das erfüllt, was Natur ursprünglich in ihn gelegt, und was nur durch unglückselige Hände von seiner Entwickelung zurückgehalten worden ist. Der König ist auf rechter Bahn; möchte er und Lola die Aufgabe klar erkennen und zur Lösung bringen!"

Nun komme ich zu einem sehr interessanten Kapitel, welches der Glaube des Volkes an Lola betitelt ist, und welches ich mit wenigen Veränderungen, als dasjenige, was von Allem, was über mich geschrieben worden ist, am wahrsten ist, acceptiren kann. —

„Es ist hier der Ort, zu berichten, welches die Stimmung des Publikums oder des Volkes sei, nachdem alle diese Ereignisse, wie Demonstrationen des Staatsraths und Ministeriums, Entlassung des Kabinets, Senatsadresse, Entlassung der Professoren, tumultuarische Auftritte vor seinem Blicke vorüber gegangen sind. Entgegen jenen Abel'schen Uebertreibungen und Gespensterseherein kann gesagt werden, daß es nicht allein beruhigt, sondern durch die Schritte des Königs versöhnt worden sei. War ohnedem sein Unmuth mehr daraus entstanden, daß Lola die Journalistik zur Feindin hatte, daß sie hin und wieder zur Selbsthülfe schritt, und daß man das Privatleben eines Fürsten in all zu enge Grenzen zwingen zu müssen vermeinte, so läßt sich jene Beruhigung und Versöhnung um so leichter begreifen. Zwar hatten jene Declarationen, jenes Memorandum, jene Adreßgeschichte und überhaupt jene kirchlichen und ultramontanistischen Machinationen das Volk gespannter gemacht und den Blick auf einen politischen Punkt hingelenkt,

aber die Entlassung Abel's war für dasselbe ein Factum, durch welches der Unzufriedenheit die Wurzel abgeschnitten wurde. Abel hinterließ im Volke keine Sympathien, außer bei der ultramontanen Partei. Während seiner Verwaltung war das Land in einen geistigen Schlummer gefallen, der dem letzteren selbst krankhaft erschien, aus dem es sich aber nicht zu reißen vermochte, da die Schwüle der Atmosphäre alle Selbstthätigkeit schwächte und lähmte. Da nun plötzlich ein frischer Luftzug durch die Räume wehte, wachte es auf, öffnete seine Augen und sah die Dinge, die geschehen. Die Vergangenheit lag finster vor ihm da, um so freudiger begrüßte Jeder die Wendung der Dinge. Was man sich früher nur in's Ohr zu sagen wagte, davon sprach man jetzt offener, nämlich: „Abel sei ein Pfaffenknecht gewesen, er habe vor Allem ihre Herrschaft gefördert und die materiellen Angelegenheiten in den Hintergrund gesetzt, er habe auf dem Landtag mit den Volksvertretern und der Constitution wie die Katze mit der Maus gespielt.“ Ließ man auch seinem Talente Gerechtigkeit widerfahren, so vermochte dieses Gericht in der Wagschale ihn doch in der Meinung des Volkes nicht emporzubringen. Auch dem entlassenen Regierungspräsidenten von Oberbayern, Herrn von Hörmann, hat das Volk keine Thräne nachgeweint; bei diesem war er vielmehr verhaßt und, wie das Publikum sich ausdrückte, wegen seiner Grobheit durchaus nicht beliebt. Einmal fühlte er sich durch diese Antipathie des Volkes sogar gedrungen, den König um seine Entlassung zu bitten, der sie jedoch zu jener Zeit, wo er noch nicht enttäuscht war, nicht annahm.

Je mehr nun das Volk Ursache hatte, mit der Entwickelung der Dinge zufrieden zu sein, desto mehr mußte der König

in der Sympathie deſſelben ſteigen, deſto weniger hatten die Umtriebe der feindſeligen Partei ein Reſultat zur Folge. So gewann auch Lola in der Meinung deſſelben; und wie denn überhaupt die Pfeile der Journaliſtik verſchoſſen waren, wie man endlich des giftigen Geſchwätzes ſelbſt ſatt wurde, wie man ihr Verhältniß zum Könige mit milderen Augen zu betrachten gelernt hatte und einen anderen Maßſtab an dieſe Dinge legte, ſo erſchien derſelbe nicht mehr rabenſchwarz, ſondern man erkannte auch Lichtſeiten, und gewiß der größere Theil hegte im Stillen den Wunſch, daß das Verhältniß zwiſchen Lola und dem Könige ſich nicht löſe. Wer kann dem Volke ſeinen Glauben rauben, wenn es einmal Glauben gefaßt hat. Vox populi, vox Dei. So meint das Volk, es könne wieder rückwärts gehen, wenn durch irgend einen Unglücksſtern Lola Münchens Mauern verließe. Es fürchtet, es möchten dann wieder die Treiber und Peiniger kommen, die dem König ein Mißtrauen in die Liebe ſeines Volkes und in ihre Anhänglichkeit an ihn in's Herz ſenkten; es fürchtet, es möchte der alte Spuk ſich erneuern, welcher das Land und den König äffte, es möchten dem Grabe der Vergangenheit diejenigen als Geſpenſter entſteigen, welche man ſo eben der Erde oder Unterwelt übergeben zu haben vermeinte. Das Volk hat ſo Unrecht nicht, wenn es an Geſpenſter glaubt, wenn auch Solche, die ſich für geſcheidte Leute halten, dieſen Glauben belächeln, wenn ſelbſt im Abel'ſchen Memorandum Geſpenſterſeherei als grund- und haltlos hingeſtellt wird. O, das Volk hat Naturverſtand! Nicht in künſtlicher Form und theoretiſchem Syſtem ſtellt es ſeine Urtheile dar, aber ſeine Urtheile ſind Leben und Anſchauung. Es bedarf keiner geſchichtlich pragmatiſchen Erörterung, um die wahre Sachlage zu verſtehen. Das Volk hat ſeine eigene Politik und Religion, und man mag thun,

was man wolle, seine Principien bleiben für und fest, können höchstens auf Augenblicke verrückt und geändert werden. Der Priester mag unaufhörlich von der Kanzel verkündigen: Bittet nur um geistige Gaben! Vergebens, der gemeine Mann bittet meistens um leibliche. Der Priester legt beständig die Worte an's Herz: Kreuziget euer Fleisch! Verwundert blickt das Volk auf den Redner, der, wohlbeleibt und wohlgenährt, so reiche Früchte aus seiner leiblichen Kasteiung gezogen hat, und es kreuziget sein Fleisch nicht, denn es sieht die Personen an und darüber vergißt es die Worte. Der Priester mag unablässig docirem: Im Himmel schwinden alle irdischen Verhältnisse, alle irdische Liebe, es wird nicht gefreit, sondern blos gesungen und gebetet zum Lamme. Umsonst! das Volk trennt sich nicht von irdisch süßen Verhältnissen, und jener abstracte Himmel dunkt ihm kalt und langweilig. Das ist die vom Katholicismus und Pietismus zum Glücke nie überwältigte Stimme der Natur, die hier aus dem Menschen spricht, es ist der gottliche Naturalismus, welcher immer und wieder zum Bewußtsein kommt. Die Gewaltthätigkeit gegen die Natur, welche Katholicismus und Pietismus predigen, wird und muß im Gemüthe des Menschen stets ihren Widerstand finden.

Und so wie in der Religion, so hat das Volk auch in der Politik seine eigenen Ansichten. Als in den neunziger Jahren die Franzosen ihre Proclamationen von Freiheit und Gleichheit anschlugen, da griff begierig Jeder nach ihnen. Als aber das Volk die Leute von Angesicht zu Angesicht sah, bepackt mit der Peuie vom Landmann, mit werthlosen Assignaten in der Tasche, da wich alles Vertrauen, man verschloß die Läden und huldigte dem gepriesenen Systeme nicht. Der Communismus wird nie beim Volke in Credit kommen, er wird von ihm als unnatürlich zurückgewiesen werden.

So wird auch das Volk bei den jüngſten Münchner Ereigniſſen ſeine Geſpenſterfurcht nicht aufgeben, denn es glaubt an das Daſein jener finſtern Partei, die zwar jetzt zurückgedrängt ſei in ihre Nacht, aber doch, wenn die Gelegenheit ſich biete, daraus wieder auftauche und ſein Weſen treibe ſo arg, wie zuvor.

Inſofern hat Lola nun Glauben erlangt: wenn auch der König als der Urheber der neuen Schöpfung betrachtet wird, als Mitbeſchützerin erſcheint ſie dennoch.

Man darf ſagen, mit freudiger Begierde habe das Volk das Schreiben geleſen, welches Lola an die Redaction der cölniſchen Zeitung zur Veröffentlichung geſendet, worin ſie über ihre früheren Verhältniſſe einige Mittheilungen macht. Dieſes Lebenszeichen hat ſeine Wirkung nicht verfehlt und wird das Urtheil Manches, der rückſichtslos in der Kritik verfuhr, ändern. Der Vollſtändigkeit halber theilen wir es hier mit, wie folgt:

„An die verehrliche Redaction der cölniſchen Zeitung!

So eben leſe ich in der „cölniſchen Zeitung" vom 26ſten d. M. die Abſchrift eines Correſpondenz-Artikels, welcher ſowohl die Ehre meiner Perſon angreift, als meinen Character verdächtigt, indem man mich fälſchlich mit einer Madame James in London verwechſeln will, einer Frau von ſehr üblem Rufe, noch lebend und wenigſtens zweimal ſo alt, als ich.

In Folge deſſen halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu ſagen, daß mein Name Maria Dolores Porris y Montez iſt; daß mein Vater ein höherer Offizier war, nach deſſen Tode meine Mutter, eine geborene Havanneſerin, ſich mit einem irländiſchen Adligen verheirathete. Ich bin im Jahre 1823 in Sevilla, in Andaluſien, geboren, und in Folge unglücklicher

Familienverhältnisse sah ich mich genöthigt, beim Theater mein Fortkommen zu suchen, was ich, seit ich mich in München häuslich niedergelassen, für immer verlassen habe.

Indem ich Sie ein für allemal bitte, meinen Namen nicht mit den politischen Angelegenheiten Bayerns zu vermischen, mit welchen meine Person nicht das Geringste zu schaffen hat, ersuche ich Sie, diese meine Erklärung in Ihr sehr geschätztes Blatt aufnehmen zu wollen und so das Ihrige dazu beizutragen, daß der Wahrheit ihr Recht werde.

Womit ich die Ehre habe, mich zu nennen

Ihre ergebenste
Lola Montez."

München,
30sten März 1847.

Wenn hier Lola erklärt, daß sie den politischen Angelegenheiten Bayerns fremd geblieben sei und bleiben wolle, so ändert dies die Ansicht der Dinge nicht, welche in diesen Blättern geltend gemacht wird. Oefters wurde bereits erwähnt, daß der König der Urheber der politischen Veränderungen sei; daß aber dieselben durch Lola vermittelt wurden, sei es auch indirect, geht aus den Ereignissen von selbst hervor. Um so weniger wird Bayern glauben, von einer Fremden regiert zu sein, wie das Abel'sche Memorandum zu sagen sich herbeigelassen hat. Schließlich erwähnen wir noch, daß auch die Mildherzigkeit Lola's in Fällen drückender Armuth das Publikum freudig stimmt. Vor Kurzem erst hat sie ein Beispiel davon in einer armen Familie gegeben, die mit Drillingen beschenkt wurde. Es fehlte an den Taufgebühren, die sich nach dem Verlangen des Priesters als die dreifache Summe herausstellten. Dem bittenden Familienvater öffnete sie ihre Kassette und sprach lachend, er solle zugreifen.

Es bleibt fest, daß der König durch die letzten Verände-

rungen das Volk nicht allein beruhigt, sondern auch mit Lola ausgesöhnt habe. Feinde wird er, sie und das reformatorische Werk, das zu Stande kommt, immer haben. Sie kümmern uns nicht.

Zu erwähnen können wir nicht umhin, daß sich in letzterer Zeit plötzlich hie und da im Publikum das Gerücht verbreitete, Lola Montez habe Gift bekommen, und daß dieses Gerücht mit großer Entrüstung begleitet war. Wahr ist es, daß an Lola seit einiger Zeit ein gewisses Siechthum bemerklich ist, welches, wenn es wirklich andauernd wäre, Manches zu bedenken geben könnte. Fälle dieser Art sind nicht neu, und die Geschichte der christlichen Jahrhunderte würde hiezu manchen Stoff liefern. Aber auch hier zeigte sich die liebende Theilnahme des Publikums.“ /

Und nun zum letzten Male will ich meinen guten Freund reden lassen; es klingt diesmal aber wieder sehr erbaulich, was er von mir zu erzählen weiß.

„Wir glauben dem Leser auch einige Anecdoten, wie wir sie nennen wollen, nicht vorenthalten zu dürfen, zumal dieselben wirklich historisch und amüsant sind. Sie geben zugleich ein Zeugniß von dem gentilen Verhältnisse zwischen dem König und Lola. Wir erzählen sie so, wie wir sie von glaubwürdigen Quellen gehört haben.

Als Lola einst von spasmischen Leiden befallen wurde, welche sich auf die Mittel des Stabsarztes Dr. Curtius noch heftiger einstellten, sprach sie zum König: „Louis, ich habe Gift bekommen!“ Da ergriff derselbe die Medicin, und leerte sie unter dem Ausrufe: „Wenn keine Lola mehr ist, soll auch kein Ludwig mehr sein!“ — Man erkennt in diesen Worten den heiteren Scherz, die launige Stimmung.

in welche ſich der König, wenn er mit Lola zuſammen war, verſetzt fühlte.

Aus mehreren Thatſachen geht hervor, daß auch Lola großes Intereſſe an dem Könige nimmt, daß ſie die Zuneigung theilt, welche dieſer für ſie hat, und daß, wie ſchon erwähnt, zwiſchen Beiden ein gewiſſes Seelenbündniß ſtattfindet. Als Lola einmal gefragt wurde, wie ſie bei ihrer Jugend und ihrem Temperamente ein galantes Verhältniß mit einem doch ſchon bejahrten Herren eingehen könnte, antwortete ſie: „Der Geiſt eines Ludwig bleibt ewig friſch und jung!“ — Man mag darüber kritiſiren, wie man will, mit der ſtets fertigen Gemeinheit es halten, etwas Feines und Idealiſches bleibt in jenem Verhältniſſe doch.

Eines Tages war Lola in Schulze's Modehandlung getreten und ließ ſich Mehreres zur Auswahl vorlegen. Bei einem Artikel bemerkte Schulze, daß derſelbe für eine hohe Perſon gehöre. Raſch fiel Lola ein: „Dann muß ich etwas noch Schöneres haben!“ Erzürnt ſoll Schulze ſie hierauf beim Arm ergriffen, und aus dem Laden geführt haben. Man erzählt, daß ſich der König auf dieſen Vorfall in den Laden des Modiſten verfügt und, da er gerade abweſend war, gegen deſſen Frau geäußert habe: „Sagen Sie Ihrem Manne, daß er ein Flegel ſei!“ — Wer kann das Benehmen jenes Modiſten billigen? Was iſt es denn für ein Verbrechen, wenn eine Dame noch etwas Schöneres, als eine andere trägt, ſich wünſcht? Wer bezahlt, kann wünſchen, wählen. Hat ſich nun die Sache wirklich ſo zugetragen, ſo haben wir ein Beiſpiel von ungerechtem Haſſe gegen Lola, und hier noch insbeſondere von der Münchener Protzenhaftigkeit. Wie aber, wenn Lola dieſe Realinjurie mit einer Ohrfeige erwidert hätte? — Ja, da hätte ſie Unrecht gehabt, und die ganze

Welt hätte geschrieen: Lola hat schon wieder einen bayrischen Bürger geschlagen!! — Dieses mal fand sie am Könige einen Cavalier, welcher that, was Recht ist. Wer möchte ihn tadeln? Wahrscheinlich der, welcher im Könige nur den Knecht aller Knechte erkennt und ihm verbietet, eine Privatperson zu sein.

Ein anderes Mal, als der König Lola besuchte, fielen dessen Augen beim zufälligen Oeffnen eines Schrankes auf zwei Dolche. Neugierig fragte der König, ob diese auch zu ihrer Toilette gehörten. Da nahm sie mit der ihr eigenen Anmuth in jede Hand einen Dolch und sagte, liebenswürdigen Ernst simulirend: „den einen für mich, den anderen für Dich, wenn Du mich verläßt!" — Es ist Schade, daß der König nicht auf den Gedanken gerieth, Lola in dieser gewiß bezaubernden Situation malen zu lassen.

Wieder ein Mal kam ein bisher obscurer Künstler zu Lola und bat sie, ihm zu gestatten, daß er ihren wundernetten Fuß modellire. Sie stimmte ein, und das plastische Werk gelang vollkommen. Als der König dasselbe sah, bezeugte er dem Bildhauer seine ganze Zufriedenheit und honorirte ihn mit einer bedeutenden Summe unter der Bemerkung: „Schön, recht schön! die besten Künstler leben oft im Verborgenen!" —

Was das Publikum unter Anderem gegen Lola aufbrachte, war der Neid über ihr äußeres Glück, das sie dem König verdankt. Gar mancher Haß hat hierin seinen Grund, und oft ist der Reiche nur um seines Reichthumes willen ein Gegenstand der Anfeindung. Würde jedoch die Menge über die Privatkasse eines Mannes schalten und walten können, so würde jeder zuvörderst sich bedenken und den geringeren Rest Anderen belassen. Wie Jemand sein überflüssiges Gut verwenden wolle, bleibt offenbar ihm freigestellt; wie er es

verwenden sollte, darüber lassen sich schwer ausreichende Normen geben. War ja selbst Jesus, als ein Weib ihn mit köstlichem Nardenwasser salben wollte, und einer der Apostel, ich glaube es war Judas, im Unwillen sagte, es sei dies Verschwendung und besser, es zu verkaufen und den Erlös den Armen zu geben, die Worte geäußert: „Arme habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht alle Zeit.“ Wollte ein König alle Armen glücklich machen, so müßte er bald ärmer, als der heilige Martin sein, und es fragt sich noch, ob solch eine Munificenz ihren Zweck erreiche. So schön, edel und wünschenswerth es nun auch ist, daß der Reichere den Aermeren bedenke, so können eben doch nicht alle Thäler ausgefüllt werden, höchstens durch die Ebenung der Berge. Das ist Communismus; — ich meine, wenn eine solche Munificenz im Ernste gefordert und mit gehörigem Nachdruck erzwungen würde, so hätte man eine Execution der Pflicht: dem Armen theile dein Gut mit! So kann es nun einmal in der Welt nicht gehen. Es giebt Pflichten und Neigungen; jenen soll, diesen darf der Mensch leben. Eine Welt voll Pflichten wäre ein gräuliches Jammerthal. Am Ende bedarf auch Lola der Rücksicht. War sie denn bisher nicht die Gehetzte, Bedrängte, Verfolgte, Verbannte? Wer, Mensch und Christ, er habe denn die trostlose Welt- und Menschenanschauung, die spießbürgerlichste Moral, die boshafteste Schadenfreude, möchte sagen. Sie hat dies Alles verdient und braucht überhaupt gar nicht mehr zu leben.

Weg mit all diesem Geschwätze der Menge, man kommt damit doch am Ende nur zu den lächerlichsten Extremen. Mittlerweile fährt unsere holde Lola in einer schönen Equipage, mit herrlichen Rappen bespannt; — ein Geschenk des Königs. Sie wird wohnen in einem Palais, wahrhaft fürst-

lich eingerichtet in der Barrerstraße Nr. 7. In dem daran stoßenden Garten kann sie ausruhen von den Mühen des Lebens, stolz auf die Lorbeeren, die sie sich in letzter Zeit um Bayern's Wohl erworben. Wer möchte fragen, was und wieviel der König ihr zum Geschenke gemacht hat. Wenn es nicht Neugierde ist, ist es Neid. Wir erwähnen hier nur, daß Lola, was gewiß ihrem Herzen Ehre macht, den Armen sehr reiche Gaben spendet, und noch kein dürftiger Familienvater oder bedrängte Familienmutter ohne Unterstützung von ihr gegangen ist. Und Solches ist genüglich wahr. Vielleicht verzeiht es die Welt dann um so leichter, daß der König Lola unter Anderem ein silbernes Tafelservice durch den Finanzminister Grafen von Seinsheim überreichen ließ; daß dieselbe bei der Indigenatsgeschichte, als Staatsrath und Ministerium ihre feindselige Stimmung gegen Lola factisch bewiesen, von dem Könige eine Cassette zum Geschenk erhielt, worin sein Miniaturbildniß und ein Viertelpfund bayerische Banknoten gewesen sein sollen.

Noch müssen wir einer hierher gehörigen Anecdote erwähnen. Lola kam eines Tages zum Intendanten der königlichen Privatkasse, um die ihr vom Könige bestimmte monatliche Rente in Empfang zu nehmen. Der Intendant bemerkte ihr, daß er ohne die Unterschrift des Königs keine Rechnung honoriren könne. Hierauf verfügte sich Lola zum König und klagte ihm dieses Benehmen. Sogleich ging derselbe Arm in Arm mit ihr zum Intendanten und bedeutete ihm, Lola ihre Rente auch ohne seine Unterschrift auszubezahlen, worauf dieselbe noch hinzusetzte: „Nicht wahr, Majestät, und ich kann befehlen.“

Man sagt auch, Lola beziehe aus der Theaterkasse einen Quiescenzgehalt als Hofballettänzerin.

Die Schönheit, die Anmuth und den Liebreiz seiner Lola besang der König in den hier folgenden drei Gedichten, welche

er ihr auf himmelblauer Seide geſchrieben auf einem Sammetkiſſen nebſt anderen eleganten und reichen Beigaben überreichen ließ. Wir theilen dieſe Gedichte, die man als Gelegenheitsgedichte und nicht für die Oeffentlichkeit beſtimmt betrachten muß, ſo mit, wie ſie in Abſchriften hin und wieder in's Publikum gelangten, können aber für die Correctheit nicht ſtehen.

I.

Leuchtend himmliſch blaue Augen,
Gleich des Südens Aether klar,
Die in Seligkeiten tauchen,
Weiches, glanzend ſchwarzes Haar; —
Heitern Sinnes, froh und helle,
Lebend in der Anmuth hin,
Schlank und zart, wie die Gazelle,
Biſt Du, Andaluſierin!
Kindiſch, doch treu hingebend
Ohne Falſch das Herz dem Herzen,
Giebſt Du in der Liebe Gluthen
Höchſte Wonne ſonder Schmerzen.
Voll von Aether, voll von Leben,
Fremd der Leidenſchaftlichkeit,
Iſt Dein Weſen, iſt Dein Streben
Vom Alltäglichen befreit.
In dem Süden iſt die Liebe,
Da iſt Licht und da iſt Gluth,
Da im ſtürmiſchen Getriebe
Strömet der Gefühle Fluth.
Wonne muß die Seele trinken,
Tönt zur Zither Dein Geſang,
Hin zu Deinen Füßen ſinken
Machet Deiner Stimme Klang;

Auf's Entzückendſte erſcheineſt
Du hier in der Anmuth Glanz,
Hohes, Liebes hier vereineſt
Reizend Du in Einem Kranz.

II.

Suſſer Liebe Strahlen drangen
Durch des Lebens düſt'res Grau,
Das Gewölke iſt vergangen,
Und der Himmel wieder blau.
Laß auf's Neu den Dichter ſchwärmen,
Ohne Lieb' erſtarrt das Blut,
Laß ihn wieder ſich erwärmen
An der Liebe ew'ger Gluth!
Wenn ſich still die Lage gleichen,
Kein Gefühl das Herz bewegt,
Muß des Dichters Muſe ſchweigen,
Freudenarm und unerregt.
Jetzt, von Liebe hochgetragen,
Mir des Erd'ſchen Laſt entweicht,
Zaub'riſch fühl' ich's in mir tagen
Und das Leben wieder leicht.
In des Aethers lichte Höhe
Sich verklärt die Seele ſchwingt,
Wenn ich weil' in Deiner Nähe,
Wo mich Seligkeit umſchlingt.

III.

Nicht den Geliebten kannſt Du betrüben, Dir fremd ſind die Launen,
Mit dem Liebenden nie treibſt Du ein grauſames Spiel,
Selbſtſucht kenneſt Du nicht, hingebendes göttliches Weſen!
Gut iſt Dein liebendes Herz, treu Dein wahrhaft Gemüth.
Glücklich willſt Du den ſeh'n, der Dich liebt, dann biſt Du es ſelber:

Weiß es der Liebende gleich, immer doch hört er's erfreut,
Daß geliebt er werde, daß ewig Dein Herz ihm gehöre.
Nicht, wie's von Andern geschah, bist Du darüber ihm still,
Nein! aufs Neue stets sagst Du dem Liebenden, daß Du ihn liebest,
Und Alles dies ertönt immer beseligend neu.
Die Italienerin reicht im Becher von bitteren Qualen
Tropfen der Seligkeit dar; — Seligkeit, Seligkeit nur
Lassen Du, Spanierin, mich entzückend, begeisternd empfinden:
In Dir, Göttliche, fand Liebe im Leben ich nur.

Ich frage abermals, wie ein Mann, der sich mit so ernsten Dingen beschäftigte, sich so weit vergessen konnte, sich zum Herolde kummer Schwätzer zu machen und dem Publikum Dinge aufzutischen, welche nichts beweisen, als die Lächerlichkeit und Kleinlichkeit meiner Feinde?

Und blickt weiterhin aus diesen Geschichtchen nicht der blanke Neid hervor, daß eine Tänzerin eine Equipage und ein Palais hat, welches diese Herrn gewißlich auch sehr gern gehabt hätten, und welches sie jederzeit mit Dank und vielleicht auch mit Undank angenommen haben würden?

O, ihr guten Leute, ihr wollt es vielleicht auch nur unter der Blume sagen, daß ein Monarch lieber sein Geld dafür ausgeben sollte, sich noch mehr Undankbare, sich noch mehr Egoisten, die sich wahrlich um den Schweiß des Volkes sehr wenig bekümmern und stets für Steuervermehrung sind, zu vermeintlichen Freunden und Stützen des Thrones zu machen?

Daß ich den Armen reiche Gaben mitgetheilt habe, als ich im Stande war, dies zu thun, das werden hoffentlich noch die vielen Dürftigen, welche nie ohne klingenden Trost von mir fortgegangen sind, um derentwillen ich oft genug den König angegangen bin, gedenken. Ich verzichte freilich auf alle Dankbarkeit, aber ich glaube wenigstens, daß es unter dem

armen Volke nicht Undankbarere giebt, als unter den großen Herren, welche glauben, das Volk und der König ist ganz allein für sie in der Welt.

Was aber die Gedichte betrifft, welche der König an mich gerichtet haben soll: — nun, man weiß es ja, daß der König ein Dichter ist, welcher nicht allein für mich Verse machte. Als wenn es ein großes Verbrechen wäre, als König auch Dichter zu sein.

Aber ich sage dennoch, diese Gedichte — sind nicht wahrheitsgetreu.

Man hat wohl etwas erlauscht, — denn ich glaube wohl, daß es an Lauschern nicht fehlte, — aber doch nicht Alles.

Ihr Thoren wolltet Alles wissen, aber es ist gut für euch, daß ihr nicht Alles wißt, ihr würdet über euer vages Geschwätz und euer falsches Urtheil selbst erröthen müssen!

Hundertdreiundfünfzigſtes Kapitel.

Gräfin v. Landsfeld.

Die alten, entlaſſenen Miniſter wollten mich durchaus nicht zur Gräfin machen, vielleicht waren ſie der Anſicht, daß das adlige Blut, welches in ihren Adern floß, über das gräfliche Wappen einer Tänzerin erblaſſen würde. Ich möchte aber nach den Ahnen dieſer Herrn fragen, freilich würde ich etwas weiter hinaufgehen, als ihr Stammbaum reicht, und ob ich dann nicht die Gelegenheit hätte, in die Boutique irgend eines Krämers einzutreten?

Ich wurde alſo dennoch Gräfin, und der neue Miniſter von Maurer nahm keinen Anſtand, die Verordnung des Königs in Bezug auf die Adelsverleihung an mich zu unterzeichnen.

Es iſt wahr, es war ein großes Unrecht von dem Herren, nicht erſt den König zu fragen:

Majeſtät, welches ſind denn die Verdienſte, um derenwillen die Tänzerin Lola Montez Gräfin v. Landsfeld werden ſollte? Sie hat ſich ja weder im Kriege beim Todtſchlagen, noch im Frieden beim Münzſchlagen ausgezeichnet, ſie hat weder neue Theorien des Staatsrechtes, noch neue Syſteme für den lei-

benden Unterthanengehorsam, so lange ihn gewisse Leute für gut befinden, erfunden. Womit hat sie also eine gräfliche Krone verdient?

Der Herr Minister dachte sicher:

Sie kann eine Gräfin sein, so gut wie manche andere.

Und wo nicht; — adelt sie nicht die Neigung eines Königs? —

Ganz gewiß, daß war ein consequenter Gedanke.

So denkt ein wahrer Königsfreund.

Das Diplom, welches mir den bayerischen Adel verlieh, lautete, wie folgt:

„Wir, Ludwig, König von Bayern ꝛc. ꝛc. urkunden und bekennen hiermit, daß Wir beschlossen haben, die aus spanischem Adel geborene Maria v. Porris und Montez (Lola Montez) in den gräflichen Stand unter Benennung einer Gräfin v. Landsfeld allergnädigst zu erheben. Indem Wir daher derselben aus königlicher Macht die gräfliche Würde Unseres Königreiches mit den damit verbundenen Ehren, Rechten und Vorzügen ertheilen, wollen Wir, daß sie sich des nachbeschriebenen Wappens bediene, bestehend aus einem deutsch geviertteten Schilde. In dem ersten rothen Felde erscheint ein aufrechtstehendes blankes Schwert mit goldenem Griffe, in dem zweiten blauen ein streitfertiger, gekrönter, goldener Löwe, in dem dritten, gleichfalls blauen, ein silberner, links gewendeter Delphin, und in dem vierten weißen Felde eine blaßrothe Rose. Auf dem Schilde ruht, mit rechts von Blau und Gold, links von Roth und Silber abhangenden Helmdecken, eine gräfliche, mit neun Perlen geschmückte Krone. Kundgethan sei Dieses allen Kron-

und Reichsbeamten, allen Unseren höheren und niederen Dienern und allen Unseren Unterthanen insgemein, damit sie die Maria Gräfin v. Landsfeld nicht nur selbst für gräflich erkennen, sondern sie auch, wie es ihr Amt und ihre Pflicht erfordert, dabei handhaben, indem Unser Wille ist, daß Jeder, der dieser Verleihung entgegenhandeln sollte, durch den Fiskal Unserer Krone vor die Gerichte gefordert und sowohl wegen Verletzung Unserer Befehle, als wegen Mißkennung wohlerworbener Befugnisse eines Dritten zur öffentlichen und Privatgenugthuung zugleich ohne alle Nachsicht angehalten werden soll. Zur Bestätigung Alles dessen haben Wir eigenhändig Unseren königlichen Namen unterzeichnet und Unser Reichs-Insiegel anfügen lassen.

So geschehen in Aschaffenburg, 11. Juli 1847 p. Ch. n., 26. Reg.

Ludwig.

Maurer."

So war ich also trotz aller Stürme, welche mehr als einmal die arme Tänzerin zu zerschellen drohten, am Ziele.

Ich war nicht mehr Tänzerin, ich war Gräfin.

Ich hatte, wie mein guter Freund sagte, ein Palais, eine Equipage, Bedienten, Silberzeug und Geld, so viel ich wollte.

Das klingt Alles außerordentlich, und die Philister sperrten darüber Mund und Augen auf; — aber ich frage warum? —

Es ist auch gewißlich wahr, daß die Krone, welche man mit seinem Herzen erringt, mehr werth ist, als die Kronen und Lorbeerkränze, welche man für die Kunst der Füße einerntet.

Das deutsche Volk, die Bayern, das Münchener Publikum

wollten von mir nichts wissen als Tänzerin, warum konnte es nicht mit mir als Gräfin sein Heil versuchen?

Bitte, versucht es nur ein wenig, — ihr müßt.

Ich werde mich euch jetzt als Gräfin zeigen, und meine Schuld wird es nicht sein, wenn euch mein Debüt abermals nicht zusagt.

Hört, ich werde euch eine Geschichte erzählen:

Einst kam der König zu mir, und ich sah es ihm an, daß er sich in sehr getrübter Stimmung befand.

Ich fragte ihn:

Sire, was ist Ihnen begegnet?

Nichts, liebe Lola, versetzte er; ich habe mich diese Nacht damit beschäftigt, einige Petitionen zu lesen, welche mir der Minister v. Maurer zur besonderen Berücksichtigung empfohlen hat. Mich verlangte danach, sie selbst zu lesen, da ich mich an diesem Abende einmal besonders glücklich fühlte. Ach, ich sehe, daß auch ein König nicht überall helfen kann, so gerne er auch möchte.

Also es betrifft keine Geldunterstützung? fragte ich den König.

Wie glücklich wäre ich, wenn überall nur Geld da sein müßte, um zu helfen; zwar auch in dieser Beziehung sind unsere Mittel beschränkt, aber es läßt sich mit gutem Willen doch sehr viel thun. Aber nicht immer ist das Geld der Schlüssel zu dem Glücke, um welches wir Könige so oft von unseren Unterthanen angefleht werden, und für welches man uns so leichtfertig verantwortlich macht.

Darf ich den Inhalt der Petition wissen, Sire, der zu willfahren außer den Grenzen Ihrer Macht steht?

Es ist ein alter Mann, einer meiner Beamten, welcher sich an mich wendet und um Begnadigung für seinen Sohn bittet,

welcher sich eines schweren Vergehens schuldig gemacht hat und jetzt nach dem Gesetze dafür büßen muß.

Und Ew. Majestät finden keine Veranlassung zur Milde, zur Begnadigung?

Nein, meine liebe Lola. Wenn ihm, so müßte ich noch vielen Anderen verzeihen, deren Väter nicht so glücklich sind, mir nahe genug zu stehen, um ihre Bitte bis an mich gelangen zu lassen.

Sire, sagte ich, würde es mir vergönnt sein, die Petition zu lesen?

Und zu welchem Zwecke? fragte der König.

Sire, es ist nur eine Neugierde, nichts weiter, aber ich bitte darum, wenn es irgend möglich ist, daß Sie dieselbe zu befriedigen geruhen.

Noch am andern Tage erhielt ich die Petition. Der Name, mit welchem sie unterschrieben war, gehörte einem meiner Gegner an. Doch hatte sich derselbe klug genug von allen Demonstrationen ferne gehalten; der König hatte keine Ahnung davon, daß dieser Beamte im Geheimen gegen ihn und mich intriguirte.

Nun, ich will mich einmal ordentlich rächen, dachte ich, und als mir bald darauf die Ehre des königlichen Besuches wieder zu Theil wurde, drang ich so lange in den Monarchen, bis er gewährte und den jungen Sünder vollständig begnadigte.

Später wurde mir hinterbracht, daß der Vater die Verzögerung der Begnadigung seines Sohnes meinen bösen Einflüssen zugeschrieben hatte.

So gerecht sind diese Männer!

Ach, ich könnte noch viele solche Geschichten erzählen.

Aber wenn eine Frau, welche man gerne mit den gehässigsten Insinuationen beehrt und in der Achtung der Welt

herabzuſetzen ſucht, es zeigt, daß ſie eine beſſere Würdigung verdient hätte, dann ſpielt die Welt gern den ungläubigen Thomas.

Dieſe Welt! die ſo gläubig iſt, gilt es dem böſen Leumund zuzulächeln.

Dieſe Welt! welche Alles haßt, was ſich über die Gemeinheit erhebt.

Dieſe Welt! welche unaufhörlich das Wort Sitte und Schicklichkeit im Munde führt und keine Ahnung davon hat, wie Beides mit der Barmherzigkeit zuſammenhängt.

Hundertvierundfünfzigſtes Kapitel.

Eine Soirée.

Das wichtigſte Weſen im Paradieſe. — Von den Schlangen. — Die Sitte und das Leben. — Die Tänzerin am Niagara-Fall. — Die Frauen und die Moden. — Gefährliche Menſchen.

Welche Frau würde an meiner Stelle nicht einige Launen, Einfälle und Wünſche gehabt haben, welche demjenigen, der gerne Alles an einer Perſon mit feindlichen Augen betrachtet, als Verbrechen oder doch wenigſtens als unerträgliche Thorheiten erſcheinen? So gab es denn Leute genug, welche Alles, was ich that, für tadelnswerth und gegen die Würde eines Volkes hielten, deſſen König mich mit Achtung und Auszeichnung behandelte. Ich will nicht an die große Glocke hängen, was ich Gutes that und wirkte, wie ich meine Stellung benutzte, um Noth und Elend zu lindern, wenn es ſich vertrauungsvoll an mich wendete, ich will von dieſen ſchlimmen Launen nicht reden, welche ſtets Ausfluß eines beglückten Herzens waren, welches ſich dazu drängte, von der Fülle ſeines Glückes mitzutheilen, wo ſich ihm die günſtige Gelegenheit bot: nein, ich will jetzt nur von den wirklich ſchlimmen Launen reden, die wirklich die bittere Feindſchaft verdienten, mit welcher man mich beehrte.

So war es eine jener ſchlimmen Launen, welche eine geiſtreiche Unterhaltung über Alles liebte und mit welcher ein geiſtreicher König, der vielen Fadheiten ſeiner Umgebung müde, ſympathiſirte.

Sire, ſagte ich eines Tages, ich habe da einen ſehr närriſchen Einfall, aber ſeine Erfüllung würde mich ſehr glücklich machen.

Und der König ſagte:

Wenn er nicht mehr, als närriſch iſt, meine liebe Lola, ſei er Ihnen im Voraus gewährt, denn was ſchadet es, daß eine Narrheit mehr oder weniger unter Gottes Sonne geſchieht?

Ich möchte eine Soirée geben, verſetzte ich, bei der ich Männer aus allen Landen, von jedem Fache und aus jeder Klaſſe der Geſellſchaft um mich ſehen möchte.

Nun, dieſe Narrheit iſt ganz unvernünftig klug, ſagte der König lachend, und eben deshalb glaube ich, daß Ihre Idee unausführbar ſein wird; denn ich bezweifle, daß in München, ja ſelbſt in meinem ganzen Königreiche Männer aus allen Ländern anweſend ſein werden, und ſelbſt wenn dies der Fall ſein würde, werden ſie ſchwerlich alle Stände der menſchlichen Geſellſchaft repräſentiren.

Sire, entgegnete ich, Sie ſind König und ſehen nur die Chimborassos Ihres Reiches oder Ihrer Hauptſtadt, aber München iſt eine volkreiche Stadt und wenn Sie wüßten, was in dem weiten, geheimnißvollen Schooße einer volkreichen Reſidenz lebt! Wollen Sie mir die Sache überlaſſen, Sire, und mir die Erlaubniß geben, die Mittel in Bewegung ſetzen zu können, von denen ich glaube, daß ſie mich zum Ziele führen werden?

Der König ertheilte mir mit Freuden hierzu die Vollmacht,

und ich hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als das Fremdenregister der Münchener Polizei nachzusehen, und siehe da, ich fand ziemlich vollständig das, was ich suchte.

Ich theilte dem Könige meine Entdeckung mit und er war gleichfalls sehr erfreut, daß ich meine Idee wenigstens vollständiger, als er vermuthet hatte, durchführen konnte.

Se. Majestät waren so gnädig, mir unter gewissen Bedingungen Seine Gegenwart bei der Soirée zuzusichern.

Ich nahm also meine Liste und traf meine Auswahl.

Ich war so glücklich, Fremde aus neun Nationen zu finden, welche sämmtlich verschiedenen Ständen angehörten und deren Rang und Eigenschaften ihnen eine solche Stellung gab, daß ich sie ohne Anstoß einladen konnte, an einer Gesellschaft Theil zu nehmen, welche der König mit seiner Gegenwart beehren wollte. Es waren nämlich Engländer, Franzosen, Schweden, Russen, Holländer, Amerikaner, Italiener, und sogar ein Türke in München anwesend, welche fast sämmtlich im Auftrage ihrer Höfe nach München gesandt waren; ich ließ ihnen eine Einladung zukommen, und die Herren versprachen, sich sämmtlich bei mir einzufinden.

Ich hatte auf diese Weise das Vergnügen, viele Abende in der geistreichsten Gesellschaft zu verleben, indem ich mir die Soiréen der Madame Rostow in Moskau zum Muster nahm und es zum Gesetze machte, daß jedes Mitglied unserer Gesellschaft irgend einen interessanten Gegenstand oder interessante Erfahrungen zum Besten geben mußte.

Ich werde aus diesen Unterhaltungen einige der interessantesten niederschreiben, da sie es verdienen, dem Publikum mitgetheilt zu werden.

Ich muß wohl, böse oder übel, mit mir selbst beginnen,

denn natürlich verlangte die Gesellschaft, daß ich den Cirkel mit Anwendung meines Gesetzes auf mich selbst beginne.

Sie haben eine erfahrungsreiche Jugend hinter sich, sagte man mir, Sie haben die meisten Länder Europas besucht, Sie sind in Indien groß gezogen, wer könnte in dieser Gesellschaft interessantere Dinge, als Sie berichten?

Nun wohlan, meine Herren, ich bin gern erbötig, diesem Wunsche nachzukommen, ich weiß nur nicht recht, womit ich beginnen soll. Gestatten Sie mir, eine Weile über den zu wählenden Gegenstand nachzudenken.

Nach einigen Sekunden setzte ich hinzu:

Ah — der Gegenstand ist gefunden. Meine Herren, ich werde mit einem sehr wichtigen Mitgliede aus dem Paradiese beginnen. Rathen Sie, mit welchem?

Nun, sagte der Herr v. Cornic, ein französischer Seeoffizier, Sie werden also mit unserer Frau Mutter, der Dame Eva, beginnen.

Weit gefehlt, mein Herr.

Mit wem sollten Sie sich anders zu schaffen machen, Frau Gräfin, sagte der Herr v. Meden, ein Russischer Diplomat als mit dem Engel, welcher unsere Eltern aus ihrem Eden gejagt hat?

Glauben Sie, daß ich mit dem Engel deshalb hadern werde? fragte ich; meine Herren, Sie müssen zugeben, daß ohne strenge Polizei keine Gesellschaft, viel weniger eine Welt zu regieren ist. Unsere Voreltern hatten gesündigt, ihnen mußten die Strafen werden.

Eine so kleine Gesellschaft, sagte der Herr F..., ein höherer französischer Polizeibeamter, wie die im Paradiese, würde

ich ohne alle polizeiliche Aufsicht lassen und ich würde um Ruhe und Ordnung nicht besorgt sein.

Sie müssen aber bedenken, wandte der Herr v. Stoma, ein holländischer Banquier, ein, daß zu dieser kleinen Gesellschaft eine Frau gehörte.

Wie, Herr v. Stoma, sagte ich, glauben Sie, daß wir Frauen so schwer zu regieren sind?

Das wollte ich nicht sagen, aber ich glaube, eine Frau, welche die Langeweile plagt, ist zu Allem fähig, und ich dachte daran, daß Eva dieser Langeweile im hohen Grade ausgesetzt gewesen ist, da sich ihre Wirthschaft von selbst machte.

Ich will das Erstere zugeben, wandte ich ein, aber ich glaube nicht, daß Eva so wenig in ihrem Paradiese zu thun gehabt hat, ich denke im Gegentheil, daß sie recht gut ein paar Dutzend Gehülfen und Gehülfinnen hätte gebrauchen können. Aber, zu unserem Thema zurückzukommen, Sie haben noch immer nicht gerathen, von welchem Wesen ich sprechen wollte, und ich werde Ihnen nun sagen, daß ich — die Schlange meine.

Wahrhaftig, das hätten wir doch eigentlich rathen müssen, rief der Herr Franzose, ich behaupte sogar, daß die Schlange nicht nur ein wichtiges, sondern das wichtigste Wesen im Paradiese war, denn — wir Alle haben ihr unser Dasein zu verdanken.

Das ist ein **argumentum ad hominem**, sagte lachend der Engländer.

Es wurden nun über diesen Gegenstand noch viele Späße gemacht, welche theil's recht artig, aber auch zuweilen etwas unartig waren, und nachdem man sich herzlich ausgelacht hatte, erzählte ich einige Scenen aus meinem Leben in Bengalen,

die ich hier, da ſie die Leſer noch nicht kennen, wieder erzählen will.

Auf einer Reiſe iſt in Hindoſtan Derjenige, der einer Abtheilung Militär, das ſein Cantonnement mit einem andern vertauſcht, ſich anſchließen kann, zwar vor Tigern und andern Raubthieren ſicher, aber giftige Schlangen bedrohen ihn faſt an jedem Raſtorte, da die Zelte gewöhnlich abſeits von der Landſtraße in wenig beſuchten Gegenden aufgeſchlagen werden. Ich ſaß eines Tages mit Miſtreß M., der Gattin eines Capitäns der Infanterie, in ihrem Schlafzelte; ihre drei Kinder, von denen das eine noch ſehr klein war, hatten ſich eben auf Matratzen am Boden ſchlafen gelegt, als eine große Cobra Capella (eine der giftigſten Schlangen), die etwa vier Fuß lang ſein mochte, hereinkroch, ſich um das Lager herumwand und zwiſchen zweien der Kinder liegen blieb. Ich kann das Entſetzen nicht beſchreiben, von dem wir Beide, beſonders aber meine Freundin, ergriffen wurden: es hatte zum Glück die Wirkung, daß wir ganz verſtummten, denn der ſchwächſte Schrei oder die leiſeſte Bewegung würde höchſt wahrſcheinlich den Tod eines der Kinder zur Folge gehabt haben. Etwa fünf Minuten lang blieb die Schlange ruhig: dann ſetzte ſie ſich wieder in Bewegung und kroch durch die entgegengeſetzte Thür aus dem Zelte. Jetzt erſt konnte Miſtreß M. einen durchdringenden Schrei ausſtoßen; ich für meinen Theil ſprang auf, eilte hinaus und rief um Hülfe. Ein Soldat kam herbei und tödtete die Schlange, die erſt eine kurze Strecke weit fortgekrochen war.

Eines Morgens hatten wir eben erſt unſere Station erreicht, und da mein Zelt noch nicht ganz im Stande war, ſo frühſtückte ich mit Miſtreß S., der Gattin des kommandirenden Officiers. Meine Freundin wollte andere Kleider anziehen,

die man unter die Matratze ihres Palanquins gelegt hatte; als aber die Kleider weggenommen waren, bemerkten wir mit großem Schrecken eine Schlange, die, zum Knäul geballt, auf dem Boden des Palanquins lag. Mistreß S. hatte während eines Marsches von Elf Englischen Meilen drei Stunden lang über dem gräßlichen Thiere liegend geschlafen, ohne Etwas davon zu ahnen. Auch in den Cantonnements sind die Schlangen sehr zahlreich. Ich saß eines Abends auf meinem Balkon, als plötzlich eine Schlange von ungefähr drei Fuß von dem Dache, wo sie zwischen Schmarotzer-Gewächsen versteckt gewesen, dicht an meinem Stuhle sich herunter schnellte. Oberst S., der zufällig bei mir saß, hatte zum Glück einen leichten Stock in der Hand, womit er dem Thiere einen Streich versetzte, daß es auf der Stelle todt blieb. Bei einer andern Gelegenheit weckte mich eines Morgens meine Dienerin mit dem Angstruf: Stehen Sie auf, Mistreß, um Gottes Willen! eine große Schlange! Ich fuhr im Bette empor und erblickte das Ungeheuer, das sich gemächlich um den Bettpfosten wand, während sein spitzer Kopf mit dem züngelnden Maule wohl einen Fuß hoch über das Bett emporragte. Als die Schlange getödtet war, fand sich's, daß es eine Cobra Capella von sechs Fuß zwei Zoll gewesen.

Ein Offizier hatte die sonderbare Grille gefaßt, eine Anzahl Schlangen bei sich zu unterhalten und, wo möglich, zu zähmen. Die Schlangenfänger brachten ihm Exemplare von allen Spielarten, die aber zuvor durch Ausreißen der Giftzähne unschädlich gemacht waren. Zwei bis drei Jahre lang hatte der Offizier diese Liebhaberei getrieben; eines Tages aber, als er eben seine Schlangen in gewohnter Weise mit Gift fütterte, biß ihn eine derselben in die Hand. Er untersuchte sie und bemerkte, daß ihr Giftzahn wieder gewachsen war und

eine neue Quantität Gift ſich wieder angeſammelt hatte. Sogleich ließ er die ganze Schlangenzucht, die er mit ſolchem Eifer gepflegt, umbringen, aber leider zu ſpät, denn er ſelbſt ſtarb zwei Tage darauf, trotz aller Gegengifte, welche die Aerzte an ihm erprobten. In den meiſten Fällen erfolgt der Tod ſchon wenige Stunden nach empfangenem Biſſe, jener Offizier mußte vermuthlich deswegen ein paar Tage lang leiden, weil die zweite Abſonderung des Giftes in ihren Wirkungen ſchwächer ſein ſoll, als die erſte.

Es iſt intereſſant, den Schlangenfängern zuzuſehen, wenn ſie des giftigen Wurmes ſich bemächtigen. Sie überfallen das Thier unverſehens, faſſen mit der linken Hand den Schwanz, und fahren mit der Rechten den Rücken herauf bis zum Halſe. Sobald ſie die Kehle gepackt haben, laſſen ſie den Schwanz los. Die gewürgte Schlange windet ſich um den Arm und, wenn ſie lang genug iſt, auch um den Körper des Mannes; dabei ſtreckt ſie ihre geſpaltene Zunge heraus und ziſcht furchterlich. Jetzt wird ihr Giftzahn mit einer langen Kneipzange herausgebrochen, und dann iſt ſie, wenigſtens ſo lange bis der Zahn wieder gewachſen iſt, unſchädlich. Dieſe Operation iſt aber ſehr gefährlich; denn wenn die rechte Hand des Schlangenfängers über den Hals hinweggleitet, ſo daß er die Kehle nicht packen kann, ſo vermag nichts den armen Teufel zu retten, der um einige Pence ſein Leben wagt.

Es iſt eine eben ſo merkwürdige, als unbeſtreitbare Thatſache, daß die Cobra Capella durch Muſik angelockt wird, daher begleitet den Schlangenfänger gewöhnlich ein Knabe, der auf einer Art von Flöte ſpielt. Die Schlange folgt dem Knaben gern nach und ſcheint ſehr befriedigt, ſobald er aber mit Pfeifen aufhört, erhebt ſie den Kopf, als wäre ſie über die plötzliche Paſe ungehalten.

Einſt ſaß ich auf einem offenen Balcon, der nur um ein Paar Stufen über den Garten erhöht war und ſpielte Guitarre. Während meines Spiels hatte ſich eine Schlange eingefunden, die bis auf die zweite Stufe kroch und daſelbſt eine Zeitlang liegen blieb. Ein Herr, der zu Pferde in den Garten kam, bemerkte das Thier und winkte mir, ich möchte fortſpielen, weil er die Schlange gerne beobachten wollte. Ich klimperte noch einige Minuten, binnen welcher Zeit die Schlange vollkommen ruhig blieb, dann brach ich plötzlich ab, ſogleich reckte ſie den Kopf in die Höhe, ſchnellte ſich eine Weile auf den Stufen hin und her und kroch dann in ein benachbartes Gebüſch. Der Herr war unterdeß abgeſtiegen, kam zu mir und bat mich, die Guitarre wieder vorzunehmen, um den tödtlichen Feind in ſein eigenes Verderben zu locken. Ich that ihm den Gefallen, die Muſik hatte dieſelbe Wirkung wie zuvor, und das arme Geſchöpf wurde bald darauf getödtet.

Es giebt in Bengalen außer der Cobra Capella noch viele Schlangen, deren Biß tödtlich iſt, die aber ſelten ihre Dickichte verlaſſen. Am bekannteſten ſind: die ſogenannte Teppich-Schlange, die grüne Schlange und die Cobra Manilla. Die grüne Schlange verweilt gern auf Bäumen; vor ihr kann man ſich auch weniger wahren, als vor den übrigen, weil ſie die Farbe des Laubes hat. Die Cobra Manilla iſt die kleinſte Art dieſer lebensgefährlichen Reptilien, ſie wird nicht länger als ein Regenwurm.

In dem Kopfe der Cobra Capella findet ſich ein kleiner Stein oder Knochen, dem die Eingebornen große Heilkraft zuſchreiben. Sie behaupten, dieſe Subſtanz ziehe alles Gift aus dem Theile, in welchen eine Schlange gebiſſen, und bleibe auf keiner Wunde liegen, die nicht Gift enthalte. Der Bediente eines Offiziers, welchen letzteren eine Cobra Capella ge-

biſſen hatte, war zufällig mit einer ſolchen Subſtanz verſehen, er drückte ſie auf die Wunde, und in wenigen Augenblicken klebte ſie an derſelben feſt. Als der Arzt ankam, erſuchten ihn die Bedienten alle, den Stein doch ja nicht wegzunehmen, indem ihr Herr ſonſt unfehlbar ſterben würde. Der Arzt konnte zwar ihren Glauben nicht theilen, aber, die guten Leute nicht zu kränken, verſprach er, den Stein unberührt zu laſſen, und ſagte, daß er nur ein Mittel gegen die Entzündung der benachbarten Theile, die ſchon bedeutend war, anwenden wollte. Dies Mittel hatte die Wirkung, daß der Stein von ſelbſt abfiel. Alle Anſtalten, die man zur Rettung des Officiers machte, waren fruchtlos, er verſchied unter großen Qualen nach zwölf Stunden. Der Stein wurde in ein mit Milch gefülltes Becken gelegt und ſchwitzte ſofort eine gelbliche Flüſſigkeit aus, die ſich an der Oberfläche ſammelte. Dieſe Flüſſigkeit mußte Gift ſein, denn ein Hund, dem man ſie zu trinken gab, verendete nach wenigen Minuten. Ich erzähle nur eine Thatſache und will nicht behaupten, daß jene Subſtanz, wenn ſie auf der Wunde geblieben wäre, den Offizier am Leben erhalten hätte; auch weiß ich nicht, ob derſelbe Stein, ein zweites Mal angewendet, von gleicher Wirkung geweſen wäre.

Es giebt ein merkwürdiges, kleines Säugethier, der Monguhs*) genannt, welches ein noch unerforſchtes Mittel beſitzt, um den Biß der Giftſchlange, freilich nur ihm ſelber, — unſchädlich zu machen. Der Monguhs iſt von aſchgrauer Farbe und ähnelt einem Meerſchweinchen. Er bekämpft und tödtet jede Schlange, ohne daß ihm ein Leid widerführe. Empfängt er, was nicht ſelten geſchieht, einen Biß, ſo eilt er dem erſten beſten Gebüſch oder Waſſer zu, verweilt daſelbſt einige Minu-

*) Mongouc, Ichneumon, Pharaos-Maus.

ten und rückt dann von Neuem gegen den Feind los. Faſt immer gelingt es dem Mongubs, ſeinen Gegner zu tödten, und noch weiß man kein Beiſpiel, daß eins dieſer Thierchen an den Folgen des Biſſes geſtorben wäre. Man hat mehrere Mongubs, die friſch aus dem Kampfe kamen und von der Schlange gebiſſen worden waren, getödtet und zerlegt, um wo möglich zu entdecken, was für ein Gegengift ſie einnehmen, aber es iſt keine Art von Subſtanz, die zu der Entdeckung führen konnte, in ihrem Magen gefunden worden. Der Mongubs iſt übrigens ein ganz harmloſes Geſchöpf, das nur ausſchließlich gegen Schlangen zu Felde zieht.

Mit dieſen Schlangengeſchichten hatte ich alſo unſere Soirée gewiſſermaßen eröffnet, und nun ſollten die anderen Herren daran, aber jetzt begann die Etiquette uns einen häßlichen Streich zu ſpielen, denn es handelte ſich darum, wer nun die Unterhaltung weiter ſpinnen ſollte?

Endlich kamen wir darin überein, daß das Alter entſcheiden ſollte.

Der Aelteſte in der Geſellſchaft war der Herr von Martinique, ein franzöſiſcher Profeſſor, welcher erklärte, daß er in ſeinem Leben nichts ſonderlich Auffälliges erlebt habe, daß er aber von früher Jugend an im Kampfe mit den geſellſchaftlichen Formen lebe, denen ſich zu accomodiren ihm immer ſchwerer geworden ſei, er wolle ſich daher erlauben, dasjenige, welches er über dieſen Gegenſtand, über die Geſellſchaften und Schicklichkeitsformen denke, der Geſellſchaft mitzutheilen.

Wir waren damit vollkommen einverſtanden, namentlich hatte dieſer Gegenſtand für mich ein beſonderes Intereſſe, da mein ganzes bisheriges Leben ja gewiſſermaßen auch ein Kampf gegen die geſellſchaftlichen Formen, inſofern ſie namentlich die Stellung der Frauen in der Geſellſchaft betrafen, geweſen iſt.

Der Franzoſe ließ ſich folgendermaßen aus:

Die Sitte und die Schicklichkeitsgebote ſind aus einem ſtillſchweigenden Vertrage hervorgegangen, den die Menſchen unter einander abgeſchloſſen haben. Sie ſind in keinem Geſetzbuch verzeichnet. Beſtändig wechſeln ſie nach der Verſchiedenheit der Oerter, der Gewohnheiten, der geiſtigen Eigenthümlichkeit, und beruhen vorzüglich auf dem perſönlichen Vortheile der menſchlichen Achtung und dem Wohlwollen. Man kann ſie ganz gut vernichten, ohne die Geſellſchaft aufzulöſen, aber das Räderwerk derſelben wird hart und knarrend zuſammenſchnurren.

Die Ausbildung der Sitte hängt von dem Fortſchritte der Geſammtbildung ab; zu ihrem Hervortreten iſt ſchon eine gewiſſe Entwickelung des menſchlichen Geiſtes erforderlich. Bei den Wilden wird man wohl dann und wann eine Spur des Wohlwollens, einen ſchwachen Schimmer menſchlicher Achtung finden, aber durchaus keine Andeutung der Sitten, wenn man nicht etwa die Ehrfurcht der Jugend vor dem Alter, die ſich bei ihnen auch nur ausnahmsweiſe findet, ſo nennen will. Erſt wenn die Geſellſchaft ſich allmählig organiſirt, wenn die Herrſchaft des Geiſtes und der feinen Bildung ſich feſtſetzt, erſt dann entſteht die Sitte. Ich fühle einen tiefen Schmerz, ich habe einen Freund verloren. Ein innerer Trieb läßt mich das Mitgefühl meiner Nebenmenſchen wünſchen; denn wird mein Schmerz nicht wirklich gelindert, wenn ihn Andere theilen? Dieſes Mitgefühl, welches ich in Anſpruch nehme, finde ich wohl bei Freunden und Verwandten. Wer wird aber den Gleichgültigen hindern, ſich in meiner Gegenwart lauten Freudensäußerungen zu überlaſſen, die meinem Schmerz nur neue Nahrung geben können? Wer wird das Lächeln auf ſeinen Lippen zurückhalten? Wer den Scherz zurückdrängen, den er loszulaſſen droht? Ohne Zweifel das Wohlwollen. Aber

wenn dieſes Gefühl in ihm ſchlummert, ſo vertritt die Schicklichkeit deſſen Stelle, ſo bringt dieſe den Gleichgültigen zum Erröthen über ſeine Unempfindlichkeit. Die Schicklichkeit zwingt ihn zum Mitgefühl meines Leidens, und er iſt genöthigt, den Ausdruck deſſelben wenigſtens äußerlich anzunehmen.

Die Schicklichkeitsgebote ſtehen alſo im engen Zuſammenhange mit der Menſchlichkeit. Obgleich ſie ihrem Weſen und ihrem Urſprunge nach das Reſultat freiwilliger Entſchließung ſind, ſo werden ſie doch bald zu einem Zwange, dem ſich Niemand entziehen kann. Wer möchte auch wohl dem andern Menſchen gegenüber erklären, daß er des Zartgefühls und des Wohlwollens ermangle? Die falſche Schaam und die Eigenliebe ſind die beiden mächtigſten Stützen der Sitte. Es iſt hier nicht das Verdienſtliche dieſes oder jenes Schicklichkeitsgebotes zu erörtern, nicht die Nothwendigkeit oder Vortheile eines jeden. Ihr Vorhandenſein genügt ſchon, um zu beweiſen, daß außer den bürgerlichen Verpflichtungen der Menſch der gebildeten Geſellſchaft auch noch den Geboten der Sittlichkeit unterworfen iſt, die ihn wie ein unzerreißbares Netz umgeben. —

Die Philoſophen haben faſt alle die Schicklichkeitsgebote angegriffen. Für ſie ſind dieſelben ein leerer Schein, hinter dem die Verſtellung lauert. Andere heben wieder den verweichlichenden Einfluß derſelben hervor, der alle Eigenthümlichkeit vernichten, und die Thatkraft lähmen ſoll.

Es iſt möglich, daß dieſelben ſolche Wirkungen gehabt haben. Aber man darf doch wohl fragen, was aus der Geſellſchaft werden ſollte, wenn die Sitte und die Schicklichkeit verbannt würden. Gäbe es nur reine und wohlwollende Gemüther, ſo wäre die Schwierigkeit bald beſeitigt. Wenn aber in einer Welt, in der die Leidenſchaften und die Selbſtſucht einen ſo weiten Spielraum haben, jeder Menſch ſich ſo geben

wollte, wie er wäre, so würde bald keine Gesellschaft mehr möglich sein. Eine Versammlung von Menschen würde sich bald in nichts mehr von den Oertern unterscheiden, wo vernunftlose Wesen wild durcheinander lärmen. Zänkereien und Verdrießlichkeiten würden die Folge einer solchen Ordnung der Dinge sein, die sich nur bei den Wilden aufrecht erhalten kann, und die jede Bildung ausschließt.

Das Bestehen der Sitte ist also eine Nothwendigkeit. Sie giebt die Andeutung dessen, was die Menschen sein würden, wenn sie alle gesellschaftlichen Tugenden besäßen. Freilich ist sie eine bloße Form, aber eine Form, die an den Inhalt erinnert, den diese in sich bergen sollte; und wie oft haben die Bemühungen, diese Formen anzunehmen, schon zum Erwerbe der wirklichen Tugenden geführt. Mit einem Worte, die Sitte ist die stillschweigende Anerkennung des Edlen und Guten in gesellschaftlicher Beziehung.

Es braucht wohl nicht erst bemerkt zu werden, daß hier nicht von den Empfindungen die Rede ist, welche die Natur in unsere Seelen gepflanzt hat. Wer einen geliebten Verwandten oder einen Freund beweint, gehorcht weder einer Verpflichtung noch einem Schicklichkeitsgebot, sondern folgt einem natürlichen Triebe, der nur gewaltsam unterdrückt werden kann. Nicht anders ist es mit allen natürlichen Bewegungen; indem wir diesen nachgeben, gehorchen wir nur uns selbst. Sobald der natürliche Trieb spricht, kann nicht mehr von Fesseln die Rede sein.

Der Mensch, welcher sich gegen die Sitte auflehnt, ist noch kein entartetes Wesen. Man kann ihn bloß, je nach den Umständen, lächerlich oder gefühllos nennen. Seine Strafe liegt in der Meinung der anderen Menschen, in den Reibungen, die er veranlaßt, und in der Absonderlichkeit seiner Stellung.

Vergebens wird er sich mit der dicksten Hülle des Egoismus umpanzern, um sich gegen alle stachligen Angriffe zu wahren, er giebt sich beständig Blößen, und durch die scheinbare Gleichgültigkeit, die er annimmt, bricht der wühlendste Verdruß und Ingrimm durch. Die Reizbarkeit wird durch die Erziehung erhöht, denn Alles, was zur Ausbildung der Sitte beiträgt, dient auch dazu, deren Herrschaft fester zu begründen. In den untersten Klassen der Gesellschaft kann der Mensch die wenigen Förmlichkeiten abschütteln, welche seines Gleichen von ihm fordern; in den höheren Kreisen muß er dem Joche der Sitten seinen Nacken beugen. Sein Gang, seine Haltung, seine Sprache, seine Tracht wird durch tyrannische Gebote geregelt, gegen die er nicht murren darf.

Wenn wir uns indeß dieser Sklaverei unterwerfen, wenn wir die Wohlthätigkeit der Sitte anerkennen, so müssen wir doch gegen alle Gebote Einspruch thun, welche uns die Laune und das, was man Mode zu nennen beliebt, auferlegen wollen. Wenn es mir nicht gestattet ist, mich zu setzen, zu laufen, laut zu sprechen oder offen meine Meinung zu äußern, weil diejenigen, mit denen ich umgehe, daran Anstoß nehmen, so will ich mir das zur Noth gefallen lassen, wie unbequem es auch für mich sein mag. Wenn es mir aber nicht freisteht, mich zu kleiden, wie ich will, meinen Möbeln die Form zu geben, die mir gefällt, so ist das ein unerträglicher Despotismus. Ich bin dann nur ein Sklave ohne freien Willen, der die Livree des Hauses tragen muß.

Mensch, der du frei zu sein wähnest, tritt doch nur in den Salon einer gebildeten Gesellschaft. Bleib aber an der Thüre stehen, denn wenn du nicht gehörig angezogen bist, wirst du nicht eingelassen. Betrachte dich also: Ist dein Rock lang oder kurz genug, hinlänglich weit oder eng? Sind deine

Haare wohl gekräuselt? Mit einem Worte bist du vorschriftsmäßig gekleidet? Gut, du darfst in das Heiligthum dringen. Warum nimmst du denn diese ernste und kalte Stimme an? Warum schweigst du? Du sollst ja sprechen und lächeln, lächeln, selbst wenn dein Herz zerrissen ist; sprechen, selbst wenn du nicht in der Stimmung bist, oder nicht weißt wovon. Was machst du aber jetzt? du wirfst dich nachlässig in einen Sessel, du bist müde, sagst du. Aber du sollst ja gerade stehen, selbst wenn deine Beine dich nicht mehr tragen wollen.

Ihr setzt euch jetzt an die Tafel, welche mit den auserlesensten Gerichten bedeckt ist. Du hast einen verzehrenden Hunger. Deine Hand naht sich fast unwillkührlich dem Brode, welches neben deinem Teller liegt; hüte dich, es anzurühren. Noch ist es nicht Zeit. Du mußt das Ende der ersten Scene des Festes abwarten, denn du würdest ein Verbrechen des Hochverrathes begehen, wenn du das Brod vor der Suppe essen wolltest. Dort ist dein Lieblingsgericht; wie der liebliche Dampf deine Geruchsnerven reizt! es steht vor dir, aber sieh es nur ohne Begierde an und bleib mit der Hand davon. Vielleicht wird dir auch etwas davon zu Theil, wenn zwanzig Gäste sich die leckeren Bissen ausgesucht haben, nach denen du schmachtetest.

Man sage gegen die entworfene Schilderung, was man will, sie mag lächerlich sein, aber sie ist wahr. Die Formen, welche die Gesellschaft einmal angenommen hat, mögen nun vernünftig oder unvernünftig sein, sie bleiben immer Fesseln, welche wir nicht zerbrechen können, ohne uns von der Gesellschaft loszusagen; und da dem gebildeten Menschen hier keine Wahl bleibt, so muß er sich zum Sclavenloos erniedrigen. Was er an Unabhängigkeit verliert, gewinnt er an Zuvorkommenheit, an Freundlichkeit, am geselligen Tone, die Höflichkeit zahlt ihm alle seine Opfer in gleicher Münze zurück. Wenn

ich mich einer Bewegung enthalte, die meinem Nachbar mißfällt, so wird er dasselbe thun. So findet eine Ausgleichung statt, bei welcher die Gesellschaft nur gewinnen kann.

Der Franzose hatte geendet, und nun kam der Amerikaner an die Reihe, welcher uns eine kleine Skizze aus dem Leben einer berühmten Tänzerin — nämlich der Fanny Elsler mittheilte. Die andern Herren wurden anfangs, wie es schien, bei der Erwähnung der Tänzerin ein wenig verlegen, denn sie hielten diese Anspielung auf meinen frühern Stand für unzart, ich war jedoch weit entfernt ihrer Meinung zu sein; es stände sehr traurig um mein Bewußtsein, hätte ich mich dessen zu schämen, was ich gewesen war, ehe der gütige Himmel mich wieder auf eine höhere gesellschaftliche Stufe hob.

Ich hatte auf meiner Reise nach den Niagara-Fällen, so erzählte der Amerikaner, das Glück, die letzten Meilen bis zu denselben mit der schönen und berühmten Tänzerin Fanny Elsler, zusammen zu reisen. Während der Zeit ihres Aufenthalts bei den Wasserfällen brachte ich eben daselbst zu und ich begleitete die Dame auf ihren verschiedenen Ausflügen in der reizenden Umgegend.

Die letzten dreißig bis vierzig Meilen zeigte sie die lebhafteste Ungeduld, die Wasserfälle zu erreichen. Als wir uns denselben ziemlich genähert hatten, hemmte der Conducteur einmal die Maschine, damit Miß Fanny das Getöse des ewigen Wassersturzes hören könne, o, wie leuchtete da ihr Auge voll Entzückung und Bewunderung. Die Sprache ist zu arm, um das wiederzugeben, was sie mit ihren Blicken ausdrückte, ihr ganzes Antlitz leuchtete vor Freude, als sie endlich die Worte ausstieß:

Das ist die Musik des Donners! —

Als wir den Wasserfall erreicht hatten, wollte sie gar nicht

erſt in den Gaſthof eintreten, ſo ungeduldig war ſie, dieſe zu ſehen; als endlich der unvermeidliche Herr Hooker, der einſichtsvolle Führer, nach welchem wir geſendet hatten, erſchienen war, machten wir uns auf den Weg. Unſere kleine Geſellſchaft beſtand aus Fanny, ihrem Couſin, dem Führer, mir und noch einigen andern Herren.

Fanny's Benehmen war das eines entzückten Kindes; mit ausgelaſſener Luſtigkeit klatſchte ſie in die Hände, als wir dem Getöſe näher und näher kamen. Beim Hinabſteigen wollte ſie auf den Stufen mit der ganzen Ungeduld ihrer weiblichen Neugierde den Kopf wenden, um den Fall zu ſehen, aber unſer Führer rief ihr zu: Halt! Halt! Miß Fanny, ſehen Sie ſich jetzt nicht um, nicht eher als ich ſie dazu auffordern werde; erſt am Fuße dieſer Treppe . . . jetzt noch nicht . . . nun blicken Sie durch das Fenſter . . . jetzt! —

Fanny wendete nun den Kopf, und der Anblick des herrlichſten Wunders der Welt bot ſich ihr dar. Es war in der That ein großes Vergnügen, dieſen erſten Blick Fanny's am Niagara-Fall belauſchen zu können, der ſehnlichſte Wunſch ihres Herzens, den ſie, wie man mir mittheilte, ſchon ſeit vielen Jahren gehegt, war nun erfüllt. Sie ſtaunte das erhabene Schauſpiel mit feierlichem Ernſt, Bewunderung und innerlicher Luſt an, ihre ſchönen, ausdrucksvollen Augen folgten dem herrlichen Schaumbogen vom Fels zum Himmel, und als ſie mit Ehrfurcht, die ſich in ihrer ganzen Haltung kundgab, dieſen einzigen Weihrauch, den die Waſſer als Tribut des Dankes zu Gott hinaufſenden, betrachtet hatte, da ſenkte ſie ihr Haupt, verbarg ihr Antlitz in das Taſchentuch und brach in Thränen aus. Sie ſetzte ſich nieder und auf unſere beſorgte Frage erſetzte ſie:

Mir iſt nichts, laßt mich weinen.

Das war die Wirkung ihres ersten Blickes auf dies Meisterwerk des Wassergottes. Das Interesse dieser kleinen Scene wurde dadurch noch unendlich erhöht, daß sie nichts Gesuchtes, nichts Studirtes hatte, es war reine Natur, und die Wirkung deshalb um so größer. Herr Hooker sagte uns nun, daß dieser Anblick für diesmal genug sei, und daß wir nicht weiter vordringen sollten, und so kehrte die Gesellschaft nach dem Gasthofe zurück, um zu Mittag zu speisen.

Während der Mahlzeit schien sie anfänglich sehr angegriffen, dann aber sammelten sich ihre Lebensgeister bei der Unterhaltung wieder, nach einiger Zeit machten wir uns auf, die Wasserfälle zum zweiten Male zu besuchen. Wir überschritten die Brücke und waren bald bei dem runden Thurm angelangt, welcher dicht am Abhange des donnernden, schäumenden und wie rasenden Wasserfalls sich befindet. Miß Fanny's Erregung hatte diesmal einen ganz andern Character, sie war im höchsten Grade ergriffen und begeistert. Ihren schönen Nacken vorwärts gebeugt, schaute sie sinnend in die gewaltige Masse des tobenden Wassers und wie Byron schien sie zu denken und zu fühlen, daß man wünschen könne, den gefährlichen Sprung zu wagen. Sie nahm die Stellung eines Renners an, der durch den Trommelschlag aufgeregt, zum Sprunge bereit ist. Sie sprach auf die sonderbarste Weise mit sich selbst und dem Wasserfalle, sie redete in allen erdenklichen Sprachen und schien mir geistesabwesend.

Eine naive Aeußerung klang mir besonders lustig. Nachdem sie mehrere Male sich über den Abgrund hinuntergebeugt und wieder zurückgelehnt hatte, ging sie bedeutsam vom Rande des Wassersturzes hinweg, und dann nach dem tosenden, zischenden Schaum an der Brandung des Canadischen Falles zurück.

ſchauend, legte ſie ihre Arme über einander und rief mit lächelndem, ſchelmiſchem Blick

„Quelle mousse extraordinaire!“ das nenne ich mir Mouſſiren!

Die ganze Geſellſchaft lachte ſo laut auf, daß für einige Augenblicke ſogar das Gebrüll des Niagara davon übertönt wurde. Die Bemerkung war durch ihre Neuheit in Bezug auf den Niagara höchſt ergötzlich, und war beluſtigend durch den Contraſt mit der Erhabenheit der ganzen Scene um und neben uns. Einen Tag ſpäter beſuchte Fanny die Seen nach der Canadiſchen Seite hinüber, ich beſtieg daſſelbe Boot, um den Eindruck zu beobachten, den dieſe Fahrt auf ihre Nerven hervorbringen würde, und wirklich gewann auch, ganz wie ich vermuthete, ihre weibliche Natur hier die Oberhand. Der reißende Strom, der Donner des Waſſerfalls, der Schaum, die ganze Scenerie der Umgegend hätten wohl ſtärkere Nerven anzugreifen vermocht. Sie war einer Ohnmacht nah, und ſich mit bleichem Antlitz abwendend ſtammelte ſie:

O, ich fürchte mich.

Am andern Tage war es ihr erſtes Verlangen, die Waſſerfälle auch von unten in Augenſchein zu nehmen; ungeachtet der ſehr empfindlichen Kälte, welche wir hatten, beharrte ſie bei ihrem Entſchluſſe. Sie unterzog ſich daher den gewöhnlichen Vorbereitungen und legte mit aller möglichen Grazie, die das ſeltſame Koſtüm geſtattete, die Kleidung an, welche der Schutzgeiſt des Ortes hierzu vorräthig hält. Wahrhaftig, rief ihr Kammermädchen, Fräulein Fanny in ſolchen Schuhen und Strümpfen zu ſehen, iſt es ſchon werth, ein wenig zu ertrinken. Was würden ſie in Paris zu dieſem Aufzuge ſagen! Nun ging es unter die Wölbung des Waſſerfalles, und auch hier brach Miß Fanny in Ausrufungen des Entzückens aus

über die Erhabenheit des Schauspiels. Sie wollte weiter vordringen, als irgend Jemand vor ihr und nur mit Mühe konnte sie unser Führer von diesem gefährlichen Versuche zurückhalten. Nie in meinem Leben habe ich ein so enthusiastisches Wesen gesehen. Sie las eine Handvoll Kieseln auf, die sie, wie sie sagte, mit nach ihrem Vaterlande nehmen wollte. Dann kehrte sie nach dem kleinen Hause zurück, kleidete sich wieder um und begab sich nach dem Tafelfelsen, um noch einen Abschiedsblick auf eins der großartigsten Naturschauspiele auf Gottes Erdboden zu werfen. In ernste Betrachtungen versunken, stand sie einige Minuten an dem bis zum Himmel sich wölbenden Schaumgebirge, große helle Thränen entrollten ihrem Auge, und die Hände leidenschaftlich in einander schlagend, rief sie aus:

Ich habe die herrlichsten Schöpfungen der Menschen gesehen, aber was sind die Versailles und Fontainebleau's, was sind sie Alle gegen diese überwältigende Gegenwart Gottes in seiner Hände Werk!

Der Führer, Herr Hooker, mahnte endlich die Gesellschaft zum Aufbruch. Als wir einige Schritte gegangen waren, vermißten wir plötzlich Miß Fanny; wir sahen uns um und erblickten sie eine Strecke hinter uns auf den Knieen liegen, und mit religiöser Begeisterung auf den Wasserfall zurückschauend. Nein, sagte Herr Hooker, ich habe manche prächtige Rede von den Leuten gehört, die unsere Wasserfälle besucht haben, aber so etwas ist mir doch noch nicht vorgekommen. Auf dem fernern Rückwege nach dem Gasthofe sprach sie kein Wort und war tief in Gedanken versunken.

Das war die Wirkung, welche die herrlichen Niagara-Fälle auf Fanny Gisler hervorbrachte, und ich kann wohl gestehen, daß ich mehr diese als jene bewunderte.

Mit dieser naiven Aeußerung beschloß der Amerikaner

seine artige Mittheilung, und nun kam abermals ein Franzose, der Dr. Raymond, an die Reihe. Dieser Herr machte es nicht besser als der Professor, und wir waren vollkommen damit zufrieden, als er uns erklärte, er würde uns eine kurze Uebersicht des Resultates seiner Studien über die Geschichte der Moden mittheilen.

Jedermann weiß es, begann er, wann das Weib anfing, sich zu verhüllen. Als die Eva gesündigt hatte, wurde sie klug, sie wurde ihre Nacktheit gewahr und bekleidete sich mit einem Feigenblatte. Welche Form dieses Urkleid gehabt habe, davon schweigt die Sage, aber es stellt sich wohl soviel als gewiß heraus, daß es weder eine Robe, noch ein Hemde, noch ein Leibchen war. Nun folgte eine zweite Periode, in welcher sich die Frauen in die Felle der Thiere hüllten, welche ihre Männer und Brüder auf der Jagd erlegt hatten, bis endlich die Kunst, die Wolle zu spinnen und zu weben, andere Sitten in der Art, sich zu bekleiden, herbeiführte. Als Bewohnerinnen der heißen Himmelsstriche suchten sie begierig nach Erleichterung dieser so beschwerlichen Kleidung und machten die angenehmsten Entdeckungen in der Pflanzenwelt, die einen viel leichteren Stoff zur Bekleidung gab. So trugen die Juden lange Zeit nur ein linnenes Kleid, das bei ihrem heißen Klima hinlänglichen Schutz gewährte. Auch die Griechen trugen ein Oberhemd aus demselben Stoff und unter demselben ein Hemd von Wollenzeug. Die Babylonier trugen umgekehrt zunächst dem Leibe das Hemde und darüber einen wollenen Mantel. Schon damals verstand man das Gewebe so fein wie Gaze zu bereiten, und so wurde es im ganzen Orient getragen. Die von Rom aus so berühmt gewordenen coischen Gewänder waren so durchsichtig, daß anständige Damen zuerst sie zu tragen

sich schämten, bis sie mit der wachsenden Sittenverderbniß diese Scheu bei Seite legten.

In den Ländern, welche sich Rom unterworfen hatten, war die römische Tracht vorherrschend; die Französinnen trugen aber noch einen Stock, dessen Knopf die Gestalt irgend eines Thieres darstellte. Die zweite Gemahlin des französischen Königs Robert, Constanze, schlug in einer Aufwallung von Zorn ihrem Beichtvater Stephan mit ihrem Stock die Augen aus. Die weibliche Kleidung, welche lange Zeit beibehalten wurde, hatte die Gestalt einer weit herabfallenden Tunika und schloß dicht unter dem Halse mit einer Agraffe. Königinnen und Prinzessinnen trugen bei feierlicher Gelegenheit einen langen Hermelin-Mantel darüber. Unter Ludwig dem Heiligen und seinen Nachfolgern ließen die Edeldamen in ihrer Kleidung das Wappen ihres Gatten sticken; Witwen zogen darüber ein weißes Scapulier mit schwarzen Streifen, die symbolisch ausgedrückten Thränen, während andere Damen einen mit Gold und Edelsteinen garnirten Gürtel hatten. Zu dieser Zeit nahm der Luxus schon so überhand, daß Philipp der Schöne denselben durch Gesetze steuern zu müssen glaubte. Hiernach durften Herzoge, Grafen und die reichsten Barone ihren Frauen jährlich nicht mehr als vier Kleider machen; minder begüterte Damen durften in gleichem Zeitraum nicht mehr als ein einziges anschaffen. Ferner durften nur die Frauen großer Herren die Elle Stoff zu 20 Sous tragen; Frauen bürgerlichen Standes nur zu 10 Sous, wobei man nicht vergessen darf, daß dieser Geldwerth der zriefache des heutigen ist. Jedoch war diese ganze Beschränkung, wie alle Luxusgesetze und solche, welche in das häusliche Leben eingreifen, nicht von langer Dauer.

Unter Karl V. (1380) verfertigte ein Pariser Schneider

für eine Frau v. de Châtillon eine Robe, in welche fünf Ellen Brüsseler Tuch gingen, die Schleppe reichte bis zur Erde und die Aermel hatten bis auf die Füße. Das war ein Verstoß gegen die Bestimmungen des Concils zu Montpellier, das gegen Ablauf des 12. Jahrhunderts stattgefunden und bei Strafe des Kirchenbannes die Roben, welche wie Schlangenschwänze endigten, untersagt hatte. Unter Karl VI. (1422) waren die Leinwandhemden noch eine große Seltenheit; der gewöhnliche Stoff zu Hemden war Serge. Isabelle von Bayern zeigte sich großer Nachrede aus, daß sie zwei linnene Hemden hatte; denn ein Hemde erschien als ein so übertriebener Luxus, daß man, um es sehen zu lassen, die Enden am Schlusse der Aermel und am Halse hervorstehen ließ. Davon schreiben sich die Manschetten und die Puffenkragen her.

Im funfzehnten Jahrhundert begannen die Damen ihren Hals, auch theilweise ihre Brust zu entblößen, um die kostbaren Halsbänder und Ohrringe sehen zu lassen. Die Aermel wurden mit Krausen besetzt, und die langen Röcke fegten den Boden. Unter Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. brachten die italienischen Kriege und die Verheirathungen des französischen Königshauses mit den italienischen Fürstenfamilien den Geschmack für italienische Moden nach Frankreich; man trug die Arme nackt, die Röcke kürzer, so daß die Fußspitzen zu sehen waren. Als aber Franz I. und Karl IX. Prinzessinnen aus dem österreichischen Hause heiratheten, theilten die spanischen Moden die Herrschaft mit den italienischen. Die Hüftenwulste, die Vorgängerinnen der Reifröcke und noch lächerlicher als diese, die steifen Kragen, die ausgeschnittenen und gezackten Röcke und Aermel begannen in Frankreich Mode zu werden. In dieser Zeit nannten sich die Hofdamen, nach dem offenen Schnitt ihres Busens, à la grande gorge, die Aermel hatten

eine außerordentliche Weite und — jeder eine andere Farbe. So kleideten sich auch die Männer, den König nicht ausgenommen. Sammet war damals noch übermäßig theuer, daher begnügten sich auch vornehme Herren, bloß die Vorderseite ihres Rockes von diesem kostbaren Stoffe, die Rückseite von Ostade, einem leichteren Zeuge, zu tragen.

Zum ersten Male kamen damals auch Stecknadeln in Gebrauch; sie waren im Jahre 1543 in England fabrizirt worden. Bis dahin hatten sich die Damen hölzerner, feingespitzter Sprossen bedient. Auch die Masken kamen damals in Aufnahme. Man nannte sie Wölfe.

Unter Heinrich **IV.** wurden die Reifröcke so weit, daß der Kanzler de l'Hôpital sie durch ein Luxus-Gesetz beschränkte, aber die Frauen ließen sich ihre Passion nicht nehmen, sie widerstrebten dem Gesetze. Die schöne Geliebte des Monarchen, Gabrielle d'Estrées, erschien bei einer Taufe in einer schwarzen Atlas-Robe, die mit Schmuck und Perlen dergestalt überladen war, daß sie während der Ceremonie nicht stehen konnte. Ein Taschentuch, welches für dieselbe Dame bestimmt war, kostete nicht weniger als 600 Thaler.

Unter Ludwig **XIII.** legten die Damen die breiten Wülste ab, aber das Oberkleid hatte Flügel, die auseinander schlugen und das reiche Untergewand sehen ließen.

Unter Ludwig **XV.** fing man an, die Masken durch eine große Menge Schönpflästerchen zu ersetzen. Jedes derselben hatte eine gewisse Stelle im Gesichte und hiervon einen eigenen Namen. Saß das Schönpflästerchen an den Augenwimpern, hieß es passionirt, mitten auf der Stirne majestätisch, auf den Wangengrübchen das muntere, auf der Mitte der Wange das galante, im Mundwinkel lüstern, auf der Nase das freche, auf der Lippe das kokette und auf einer Zinne das verheimlichende.

Die Reifrocke kamen abermals zum Vorschein, hatten jetzt aber einen runden Schnitt, und die Damen mußten einen Flügel ihres Gewandes nach vorn aufnehmen, wenn sie in Gedränge kamen. Alles trug damals Reifröcke, selbst die Schauspielerinnen auf der Bühne, ohne Rücksicht auf die Rolle, welche sie darzustellen hatten.

Die Haare trugen die Frauen in den frühesten Zeiten schlicht, bis der ihnen angeborene Trieb, sich zu putzen, sie zu der Fertigkeit brachte, ihre Haare auf mannigfaltige Weise zu ordnen und zu flechten. Lange Zeit hindurch bedeckte man sich den Kopf nur mit einem Schleier, wenn man ausging. Die Griechinnen und Römerinnen hielten ihre Haare durch goldene und silberne Nadeln zusammen, durchflochten sie mit goldenen Ketten, oder umwanden sie mit rothen und weißen Binden. Dazu puderte man das Haupt mit Goldstaub. Die rothblonden Haare der Allemannen wurden für eine so wesentliche Schönheit des weiblichen Geschlechtes gehalten, daß Brünetten, welche nicht so glücklich waren, ihren Haaren durch Tincturen eine röthliche Farbe aufzuzwingen, sich dieselben lieber abschnitten und eine blonde Perrücke trugen. Diese Sitte wurde in den letzten Zeiten der Republik sehr allgemein, aber im Jahre 692 belegte das Konzil in Konstantinopel alle diejenigen, welche falsche Haare tragen würden, mit dem Kirchenbann. Es wurde diese Sitte eine gräuliche Entstellung, eine verdammungswerthe Unverschämtheit genannt, ja man erklärte im dreizehnten Jahrhundert diese falsche Tracht sogar für eine Todsünde.

Endlich gaben die Frauen diesen Anfeindungen Gehör und nahmen den Schleier an, welcher vom Kopfe bis auf die Schultern fiel und die Haare gänzlich verhüllte. Sehr hohe Personen trugen darüber ein Diadem. Witwen trugen eine

Kopfbinde, welche die Stirn bedeckte, über die Wangen und Geſicht herabhing und Hals und Bruſt verhüllte, Mädchen trugen Hals, Haare und Geſicht freier und einen Schleyphut, der ſehr breit und reich mit Edelſteinen beſetzt war. Unter Philipp dem Schönen und ſeinen Nachfolgern kam bei den Damen ein Kopfputz in Flor, der die Geſtalt eines großen Zuckerhutes hatte, von deſſen Spitze ein Gazeſchleier niederfiel, wobei aber die Haare immer noch ſichtbar blieben. Iſabelle von Bayern, Gemahlin Karls **VI.**, trug Bonnets wie die ſpäteren zweiſtutzigen Hüte der Männer geformt, an den ſtark aufgebogenen Enden hing ein langer Kreppſchleier mit Franzen bis auf den Gurt herunter. Dieſe Dame wurde bekanntlich in Tours eingeſperrt, und zwar, wie ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber behauptet, aus keinem andern Grunde, als wegen ihrer Hartnäckigkeit, weil ſie ungeachtet des unglücklichen Krieges, welchen Frankreich damals führte, dieſen Luxus nicht aufgab, ſondern Bonnets mit zwei großen Ohren trug. Im Jahre 1430 hatten dieſe Mützen nur eine einzige Spitze, wurden aber durch monſtröſe Krempen entſtellt. Unter Karl **VII.** wurde das Haarlouren-Bauwerk um einige Stockwerke niedriger, bis es endlich unter Ludwig **VIII.** gänzlich verſchwand; die Frauen trugen nun eine einfache ſchwarze Kappe oder Capuſchon, mit Perlen und Steinen geſtickt, die beiden Backenſtreifen fielen auf die Schultern herab, und darunter trug man noch eine Unterhaube von feiner Leinwand. Dieſer Kopfputz glich faſt ganz dem der barmherzigen Schweſtern.

Unter Franz **I.** fingen die Damen, an ſich zu friſiren und trugen ein ſpaniſches Toupet. Unter Heinrich **II.** wurde das Friſiren noch allgemeiner, die Haare wurden in Locken auf beiden Seiten der Stirn gelegt, oder ſie reichten in einem Locken-Toupet von einem Ohre zum andern. Unter Karl **I.** erhöhte

man die Schönheit der Locken durch eingereihte Perlen und Steine. Unter Heinrich III. trug man kleine Bonnets, schief auf's linke Ohr gesetzt und darüber Federn oder einen andern Schmuck. Unter Heinrich IV. kam der Gebrauch des weißen Puders auf.

Mit der Regierung Ludwig XIV. trat ein öfterer Wechsel der Haartoilette ein. Die eine namentlich, à la Fontanges, hatte einen seltsamen Ursprung. Fräulein v. Fontanges befand sich mit dem Hofe auf der Jagd, ein Windstoß brachte ihre Frisur in plötzliche Verwirrung, und um eine augenblickliche Abhülfe verlegen, löste sie eines ihrer Strumpfbänder und band es um die Stirn. Ludwig XIV. sah sie und fand sie in diesem Kostüme so reizend, daß er sie bat, den ganzen Tag an dieser improvisirten Toilette nichts zu ändern. Am anderen Tage erschienen alle Damen mit einem Stirnbande, das von diesem Vorfalle den Namen à la Fontanges führte.

Was die Fußbekleidung anbetrifft, so ist es höchst gewiß, daß die Frauen anfänglich völlig baarfuß gingen, ja in Aegypten befahl ihnen dieses sogar das Gesetz, um sie daran zu erinnern, daß die Frauen nur in das Haus gehören. Allmählig erlangten sie aber doch das Recht, die Fußbekleidung ihrer Männer zu tragen, die aus dem Bast der Papyrusstaude verfertigt wurde. Die Griechen und Römer trugen Sandalen von Leder, Rinde, Eisen, Gold, Silber, Erz, die Spanier von gesponnenem Ginster, Indier und Chinesen von Schilf, Seide und Holz. In Rom gerieth man auf die Erfindung der Hackenschuhe, Augustus trug solche, um seiner kleinen Gestalt mehr Ansehen zu geben, wie auch die Priester bei Opfern und an Festtagen, und die vornehmen Frauen. In Frankreich hatte die Form der Schuhe wenig Veränderung erfahren, die langen schleppenden Gewänder haben die Frauen abgehalten, das

Lächerliche der männlichen Fußbekleidung nachzuahmen und deren Schnabelschuhe zu tragen. Unter Philipp dem Schönen, hatte das Oberzeug der Schuhe eine Farbe mit dem Kleide, nämlich die graue; die bürgerlichen Frauen, welche sich so kleideten, bekamen hiervon den Namen Griſetten, der freilich jetzt eine ganz andere Bedeutung erhalten hat.

Papſt Zacharias hatte den Tanz bei Strafe des Kirchenbannes verboten, und ſeine Nachfolger bewilligten denjenigen vollkommenen Sündenablaß, welche eine Art von Schuhen trugen, die hinlänglich hoch und ſchwer waren, um ſie am Tanze zu verhindern. Unter Franz I. kam die Sitte der hohen Hacken aus Spanien; ſie ſetzten ſich in der guten Geſellſchaft ſo feſt, daß ſie unter allen folgenden Regierungen bis zur franzöſiſchen Revolution, alſo an 200 Jahre vorherrſchend blieben. Um dem Fuße eine Erleichterung von dieſem drückenden Modezwange zu verſchaffen, erfand man die Pantoffeln.

Lange Zeit trugen die Frauen die Beine nackt; nur die Bänder, mit welchen die Sandalen befeſtigt waren, kreuzten ſich mehrere Male über dem Beine. Als aber die Kunſt zu ſtricken erfunden war, machte jede Frau ihrem Manne Strümpfe oder ließ ſie machen. Heinrich II. war der erſte Mann in Frankreich, der ſeidene Strümpfe trug, und zwar bei Gelegenheit der Vermählung ſeiner Schweſter mit dem Herzog Philibert von Savoyen. Unter Ludwig XIV. trugen die Damen grüne Strümpfe mit roſafarbenen Zwickeln; unter Ludwig XV. hatten Robe und Strümpfe eine Farbe. Der Gebrauch der Strümpfe ward erſt mit der Einführung der Strumpfwirkſtühle allgemein. Ein Mechaniker aus der Normandie überreichte dem Miniſter Colbert ein Paar auf dem Stuhle gewirkte ſeidene Strümpfe für Ludwig XIV. zu Geſchenk. Die Strumpfwirker, über dieſe Erfindung neidiſch und beſtürzt,

bestachen einen Kammerdiener des Königs, daß er mit einer Scheere mehrere Maschen auftrennte, und als der König nun die Strümpfe anzog, fielen eben so viele Löcher hinein, als Maschen aufgetrennt waren, was ihn gegen die ganze Erfindung einnahm. Der Maschinenbauer ging nun nach England, woselbst er die beste Aufnahme fand. Nun wurden die Strümpfe von England aus nach Frankreich eingeführt, bis die Maschine auch dort in Aufnahme kam.

Kommen wir nun zu den Händen, denn auch von diesen ist Einiges zu erzählen. Der Gebrauch der Ringe scheint uralt zu sein, es ist von ihnen schon zu des Erzvaters Jacob Zeiten die Rede, die Griechen trugen ihren Trauring an dem vierten Finger der linken Hand, weil sie annahmen, daß von ihm aus ein kleiner Nerv gerade bis an's Herz gehe, deshalb nannten sie diesen Finger den Ringfinger; späterhin trug man Ringe an allen Fingern. Als Rom Weltgebieterin geworden war, nahm der Ringluxus noch mehr zu; die Ringe wurden aus Gold gearbeitet, und auf ihren Schilden grub man verschiedene Embleme ein und bediente sich derselben zu Siegeln. Merkwürdig ist ein alter französischer Brauch. Wenn ein Liebespaar Nothhochzeit machen mußte, so geschah dies in Paris in der Kirche St. Marino, und man steckte ihnen einen Ring von Schilf und Stroh an den Finger. Die Türkinnen tragen Ringe an allen Fußzehen; diese Sitte war auch in Rom unter Augustus sehr im Schwunge.

Als der Dr. Raymond seine Mittheilung, der wir Alle mit dem größten Interesse folgten, geschlossen hatte, sagte ich:

Ich nehme mir die Freiheit, einen so gelehrten Mann, wie Sie, Herr Doctor, welcher diesem Thema der Moden und Sitten ein so bedeutendes Studium zugewandt hat, einiges Material zu diesen Studien darzubieten, aber glauben Sie ja

nicht, daß ich mit Ihnen concurriren will oder daß ich die Anmaßung beſitze, Sie unterrichten zu wollen. Vielleicht iſt es Ihnen längſt Bekanntes, was ich da ſage. Ich wollte Ihnen nämlich Etwas von einer Tracht mittheilen, die vom Anfange ihrer Entſtehung an von uns Frauen ſehr ſtiefmütterlich behandelt worden iſt: ich meine das Mieder. Die Geſchichte dieſes Kleides auszuführen, muß ich Ihnen überlaſſen, ich will nur erwähnen, daß in Bezug auf dieſes Gewand es keine anderen Frauen den Bajaderen gleich machen. Ihre Sitte iſt gleich wohlthätig für die Geſundheit und die Schönheit der Formen. Die Taille umſchließt ein Gurt und den Buſen ein elaſtiſches Gewebe, durchſichtig und roſenfarben, das, die Conturen faſt ausprägend, hinten am Rücken zuſammenſchließt. Dieſe Tracht legen ſie niemals, ſelbſt in der Nacht nicht, ab und erhalten auf dieſem Wege die Zartheit der Formen ſelbſt bis in's höhere Alter.

Glauben Sie nicht, ſagte der Dr Raymond jetzt, daß das Mieder ſtets in ſo ſchlechtem Anſehen bei den Frauen und namentlich denen der höheren Stände, wie heute, ſtand. Das Corſet iſt eine Abart des Mieders, welches noch heute ſeinen Rang behauptet. Glücklicherweiſe ſind die Frauen in Anwendung deſſelben vernünftiger geworden. Montaigne ſagt, daß die Frauen ſeiner Zeit ſich die Taille mit hölzernen Schienen ſchnürten. Hierdurch wurde die Haut hart und ſchwielig. Bald nach dieſer Epoche wurden die Schnürleiber wahre Küraſſe, mit Wallfiſchknochen und Eiſenplatten gepanzert, und ihr Gebrauch verbreitete ſich über ganz Europa. Da verſuchte es Kaiſer Joſeph II., dieſe Sitte zu verbannen, und gab ein Geſetz, welches es unterſagte, Corſets mit Eiſen- und Fiſchbeinſchienen in Mädchen-Erziehungsanſtalten zu gebrauchen, und befahl ferner, daß alle Frauen, welche der Strafe der Ehr-

losigkeit verfallen wären, Corset und Fischbeinrock tragen sollten. Das Gesetz erreichte seinen Zweck nicht und die Mode trug den Sieg davon. Endlich aber hat dennoch die Vernunft die Reformation hervorgebracht, welche die Gesetzgebung nicht erzielen konnte.

Es war schon ziemlich spät. Die bisherigen Mittheilungen mit den vielen Zwischenbemerkungen hatten einige Stunden hinweggenommen und es war Zeit zum Aufbruche. So eben wollten wir uns erheben, als sich die Thüre öffnete und Se. Majestät in Begleitung des Herrn v. S. eintraten.

Der König erkundigte sich nach dem Inhalte unserer Unterhaltung, und sprach sein Bedauern aus, so lehrreiche Dinge nicht mit angehört zu haben. Nun, meine Herren, fügte er hinzu, ich hoffe, ein andermal mich früher einfinden zu können.

Die Gegenwart des Königs gab der Unterhaltung neuen Schwung und das Gespräch lenkte sich auf einen Gegenstand, welcher namentlich den König und den französischen Polizeibeamten sehr interessirte, aber auch für die anderen Mitglieder der Gesellschaft und für mich von großem Interesse war.

Das Thema handelte nämlich zuerst von der Anwendung der Todesstrafe. Der anwesende Schwede vertheidigte beharrlich die Ideen des schwedischen Kronprinzen, welcher über diesen Gegenstand ein Werk geschrieben hatte, welches an allen Höfen Aufmerksamkeit erregte. Von diesem Gegenstande kam man auf die Laster des Volkes und die gefährlichen Klassen der Bevölkerung der Hauptstädte.

Damals waren Sue's Geheimnisse von Paris schon erschienen, und der König fragte den französischen Polizeibeamten, ob sich Alles in Paris in der That so verhalte, wie dieser Schriftsteller die Lage des Volkes und die Sitten der Verbrecher dargestellt habe. Der Polizeibeamte, Herr v. F., be-

stätigte nicht nur das, was der König für die Phantasie eines Romanschriftstellers hielt, als vollkommen der Wirklichkeit entnommen, sondern gab sogar über verschiedene Klassen der Pariser Bevölkerung noch andere sehr interessante Aufschlüsse.

Wer nur irgend mit vorurtheilsfreiem Sinne, sagte er, die Sitten der handarbeitenden Klassen studirt hat, dem kann es auch nicht entgangen sein, daß man bei diesen Leuten viele Beispiele echter Tugend findet. Der Handarbeiter ist im Durchschnitte offenherzig, gutmüthig, hülfreich und oft wahrer Hingebung fähig. In solchen Stadtvierteln, deren Bevölkerung hauptsächlich Gewerbe treibt, leisten Handwerker, die nur einigermaßen bemittelt sind, nicht blos ihren kranken Kameraden, sondern überhaupt allen ihren Hausgenossen und befreundeten Nachbarn aus freiem, uneigennützigem Antriebe Hülfe. Sie legen einen Theil ihres Arbeitslohnes für solche Zwecke zurück, und übernehmen auch wohl die Arbeit eines kranken Kameraden neben ihrer eigenen, damit ihm der Lohn bis zu seiner Herstellung nicht entgehe. Ist der Kranke gezwungen, sich in's Hospital bringen zu lassen, so besucht ihn an demselben Tage ein Ausschuß seiner Kameraden und bietet ihm Geld an für die Pflege, die er zu erwarten hat. Kommt er wieder zu Kräften, so machen sie sich ein Geschäft daraus, für ihn Arbeit zu suchen, und veranstalten eine Kollekte, damit er in den ersten vierzehn Tagen keine Noth leide. Ihre Sorgfalt verläßt ihn nicht einmal bei seinen Thorheiten und Verbrechen. Im ersteren Falle vermahnen sie ihn mit freundlichen Worten, mehr Herrschaft über sich selbst zu gewinnen, im andern Falle besuchen sie ihn im Gefängniß und reichen ihm Unterstützungen. Das Verhältniß zwischen den Tagelöhnern und dem Fabrikherrn ist zwar leider nur ausnahmsweise auf gegenseitige Achtung und guten Willen gegründet; wenn aber der Fabrikherr

durch gerechte und menschliche Behandlung die Zuneigung seiner Arbeiter zu gewinnen strebt, so sind sie im löblichen Eifer dafür thätig, daß die Anstalt blühend bleibe.

Das sind Eigenschaften, sagte der König, welche die Gesellschaft vor gänzlicher Fäulniß retten, und sie sind in der That hauptsächlich bei dem sogenannten Mittelstande anzutreffen. Es ist die Aufgabe des Gesetzgebers, auf die Pflege dieser Eigenschaften überall Rücksicht zu nehmen, und die Aufgabe des Menschenfreundes, sie zu fördern, wo er nur kann.

Nach der bestehenden Verfassung der Gesellschaft in der ganzen civilisirten Welt, fuhr Herr v. F. fort, haben die peinlichen Gesetze nur den ausschließlichen Zweck, solchen Handlungen entgegen zu arbeiten, die entweder dem Gesammtinteresse des Gemeinwesens oder dem besonderen Interesse der Individuen, die zum Gemeinwesen gehören, nachtheilig sind. Wo eine wirkliche Beleidigung oder Beeinträchtigung nicht stattfindet, da tritt auch die Kriminaljustiz nicht in Wirksamkeit; und hier zeigt sich die Demarcationslinie zwischen dem Gebiete der Justiz und dem der Moral. Obgleich aber die Gesetzgebung nur solche Handlungen im Auge hat, die bei jeder Nation für Verbrechen erklärt werden, so ist es doch nicht minder wahr, daß Handlungen dieser Art aus einer moralischen Schlaffheit oder Entartung entspringen, die kein Gesetzbuch erreichen kann. Diese Betrachtung lehrt uns, wie sehr ein kluger Staatsmann über die sittliche Veredlung des Landes wachen müsse, das seiner Obhut anvertraut ist. Da aber die Moral noch strengere Anforderungen an die Menschen macht, als die Gesetze, so wird sie auch immer der kräftigste Pfeiler der gesellschaftlichen Ordnung bleiben.

Der König stimmte diesen Ansichten vollkommen bei, und

Herr v. F. fuhr auf ſeine Aufforderung fort, ſich über dieſen Gegenſtand auszulaſſen.

Der große Aufſchwung, fuhr Herr v. F. im Laufe des Geſprächs fort, welchen der Handel von Paris in den letzten dreißig Jahren genommen hat, hat einem Gewerbe eine Bedeutung gegeben, welches diejenigen, die es betreiben, wenigſtens in früherer Zeit gewiſſermaßen geächtet hat, und welches noch jetzt, trotz dieſer erhöhten Bedeutung, auf der Leiter der Induſtrie die niedrigſte Stufe einnimmt. Männer, Weiber, Kinder und Greiſe können dieſes Gewerbe betreiben, das keine Lehrzeit erfordert, und deſſen Werkzeuge eben ſo einfach ſind, wie die Arbeit, welche mit denſelben verrichtet wird. Ein Hakenſtock, ein Korb und eine Laterne ſind das ganze Handwerkszeug des Chiffonier's. Eine erwachſene Perſon muß, wenn ſie, je nach der Jahreszeit, 25 bis 40 Sous täglich verdienen will, gewöhnlich dreimal die Runde machen, bei Tage zweimal und einmal in der Nacht. Die erſte Wanderung wird Morgens von fünf bis neun Uhr vorgenommen, die zweite von elf bis drei Uhr Nachmittags, und die dritte dauert von fünf Uhr Nachmittags bis gegen Mitternacht. In der Zwiſchenzeit ſortirt der Chiffonnier ſeine Ausbeute und verkauft das Brauchbare dem Lumpenhändler. Von dieſen Letzteren unterhalten viele eigene Herbergen oder gemeinſchaftliche Schlafſtellen für die wandernden Lumpenſammler, die kein beſtimmtes Obdach haben. Der Korb derſelben dient nicht blos ihren Waaren, wie ſie ſolche nennen, ſondern auch für ihre Speiſen als Behälter; denn der Kehricht, den er durchwühlt, liefert ihm auch genießbare Dinge, wie Rüben, Rettige, faules Obſt, Brodſtücke und andere Dinge, welche er zum Frühſtück oder zum Deſſert verzehrt. Dieſe Lumpenſammler wohnen in den Vorſtädten, — namentlich St. Jacques und St. Marceau, — wo-

ſelbſt auch die meiſten Trödler ihre Buden haben. Wer in den Stunden, wo dieſe Leute von ihren Wanderungen durch die Stadt nach Hauſe kehren, die **rue de l'Oursine** und einige andere Straßen beſucht, in welchen die Chiffonniers vorzugsweiſe hauſen, der hat Gelegenheit, mit allen den Raritäten, die ihre Waaren bilden, ſich näher bekannt zu machen. Neben ſeinem Korbe niedergeduckt zeigt Ihnen der Chiffonnier mit grinſender Befriedigung einen gewaltigen Ochſenknochen, den das Fatum ihm zugewendet, und klagt Ihnen auch wohl, während er ſeinen Schatz auf der Erde ſortirt, daß ſein Gewerbe durch zu ſtarke Concurrenz ruinirt ſei, und daß die Köchinnen gar kein menſchliches Gefühl mehr haben, indem ſie alle werthvollen Artikel ſeiner Induſtrie, wie z. B. Knochen und zerbrochenes Glas, für ſich zurücklegten.

Wenn ein Chiffonnier mit ſeinem Haken einen noch unberührten Haufen Kehricht ſondirt, iſt er bisweilen ſo glücklich, einen ſilbernen Löffel aufzufiſchen, den irgend ein fahrläſſiger Koch mit dem Uebrigen hinausgeworfen hat. Alsbald ſetzt ſich der glückliche Finder mit ſeinen Kameraden in eine Kutſche und läßt ſich nach der Barriere fahren, wo man den frohen Tag mit einem Zechgelage feiert.

Es wäre zu wünſchen, daß alle Lumpenſammler ihre Ernte unter freiem Himmel ſortirten, dies iſt aber nicht der Fall; die meiſten von ihnen, welche Familie haben, bringen den unſaubern Ertrag ihrer Nachſuchungen in ihre einzige Stube und ſchütten Alles auf den Boden, worauf die ganze Familie ſich darüber hermacht und zur Leſe ſchreitet. Die Winkel der Stube ſind mit ſchmutzigen Lappen, beſudeltem Papier, Fragmenten von animaliſchen Stoffen und anderen Dingen angefüllt, und man kann ſich denken, welche Dünſte ſich durch dieſe Stoffe entwickeln, welche nur lange Gewöhnung weniger

tödtlich und gefährlich machen kann. — Ein oder zwei unreine große Hunde, die mit der Familie patriarchalisch zusammenwohnen und von denen der Chiffonier auf seinen nächtlichen Wanderungen sich begleiten läßt, vermehren das Miasma durch ihre Ausdünstungen. Eine Lumpensammlerin verdient alle Tage 15—20 Sous, ein Kind 10 Sous. Mancher Knabe läuft in sehr zartem Alter aus dem väterlichen Hause und legt sich auf dieses Gewerbe, um ohne große Plackereien sich damit fristen zu können. Schon nach wenigen Jahren ist er in solchem Grade verdummt, daß er nur noch seines Taufnamens sich erinnert und weder den Namen noch die Wohnung seiner Eltern kennt. Wie die handarbeitenden Klassen alle, so geben auch die Chiffonniers täglich in Schenken und an solche Orte, wo Branntwein zu haben ist, und wo sie es den übrigen an prahlerischer Verschwendung noch zuvor thun. Der Branntwein hat für die älteren Leute dieses Schlages, insonderheit für Weiber, einen Reiz, der jeden andern Genuß aufwiegt; auch trinken sie öfters Glühwein und nehmen es dem Wirthe sehr übel, wenn er mit Zucker und Citronensaft sehr sparsam ist. —

Indessen liefert diese Klasse bei Weitem nicht die größte Anzahl von Verbrechern, es verfallen von ihnen nicht so viele den strafenden Armen der Polizeigewalt, wie aus einer andern Klasse, welche gleichwohl Gebildete unter sich zählt, nämlich die Klasse der Abschreiber oder Copisten, welche in den Büreaus der öffentlichen Schreiber arbeiten.

Diese Büreaus oder eigentlich die Schuppen der öffentlichen Schreiber stehen zerstreut in den volksreichsten Stadtvierteln. Es giebt ungefähr nur 150 Leute dieses Standes in Paris, aber es werden wohl an 600 Abschreiber von ihnen beschäftigt. Die Herren der Büreaus arbeiten für Advokaten

und Notarien und ſchreiben Briefe, Annoncen und dergl. für Leute der Volksklaſſe. Sie geben ihren Copiſten, die natürlich das Meiſte thun müſſen, zwei Drittheile von dem Lohn für jede einzelne Arbeit und theilen ſie in Klaſſen: Die vier oder fünf Erſten auf der Liſte ſind, wenn das Geſchäft gut geht, ihres täglichen Unterhaltes gewiß. Der Sold beträgt 8—15 Franken täglich; aber die geſchickten Schreiber können, beſonders wenn ſie eine ſchöne, ſaubere Handſchrift ſchreiben, in derſelben Zeit bis an 30 Franken verdienen. Unter ihnen befinden ſich Leute der verſchiedenſten Art, die größtentheils durch Faulheit und Unredlichkeit eine beſſere Stellung verloren haben: kaſſirte Subaltern-Offiziere, Schulmeiſter, die keine Schüler bekommen können, Söhne achtungswürdiger Eltern, die wegen ihrer Liederlichkeit verſtoßen worden ſind, ehemalige Strafgefangene, kurz, lauter Individuen von mehr oder weniger wiſſenſchaftlicher Bildung, die in der geachteten bürgerlichen Geſellſchaft keine Aufnahme mehr finden. Neben ſolchen verlorenen Subjecten ſieht man auch wohl mit Schmerz unbeſcholtene junge Männer von guter Erziehung, ja ſelbſt brave Familienväter, die aus Mangel an Vermögen und Erwerbsmitteln und zuweilen aus unverſchuldetem Unglück zu dieſer mechaniſchen Beſchäftigung greifen müſſen.

Trunkenheit, Gefräßigkeit, Spielſucht und Müſſiggang ſind die hauptſächlichſten Laſter der Entarteten dieſer Klaſſe, man findet unter ihnen Subjecte, die ſo ſchmutzig und zerlumpt ſind, daß ihr bloßer Anblick ſchon Abſcheu und Grauſen erregt, und gerade die geſchickteſten Schreiber gehören oft zu dieſer verworfenen Klaſſe. Nicht einmal der Hunger oder die Ausſicht auf den nahen Hungertod kann dieſe Menſchen zur Arbeit zwingen, ſie iſt ihnen mindeſtens ebenſo verhaßt, wie die härteſte kör-

perliche Züchtigung. Sie begnügen sich mit dem geringsten Verdienst, der ihnen nur die nothwendigsten Bedürfnisse verschafft, wenn sie auch das Zehnfache verdienen könnten; so verhaßt ist ihnen Anstrengung und ausdauernde Arbeit.

Ueber die Diebe in Paris gab uns Herr v. F... ebenfalls sehr interessante Details.

So machte er uns mit einer Sorte von Spitzbuben bekannt, welche eine Art von Betrug ausüben, welche in Paris unter dem Namen **vol à l'Americaine** bekannt ist und oft ausgeübt wird. Dennoch fallen noch täglich dieser bekannten Gaunerei die schmählichsten Opfer.

Um diesen **vol à l'Americaine** auszuführen, sind wenigstens zwei Individuen erforderlich. Dieses saubere Paar postirt sich bei den Zugängen der Bank, des Schatzhauses oder der Meissagerieen und lauert auf Leute, die Geldsäcke tragen. Erspähen sie nun unter diesen eine Person, die recht treuherzig oder einfältig aussieht, so beginnen sie sogleich ihre Komödie. Derjenige, welcher die Hauptrolle spielt, giebt sich für einen Amerikaner aus. Nun kommt z. B. ein junges Mädchen mit einem wohlgefüllten Beutel aus dem Schatzhause. Einer der Gauner folgt ihr zuerst, und hinter ihm geht in gewisser Entfernung der vorgebliche Fremde. Ersterer redet das Mädchen an, sagt ihr einige Galanterieen und spricht von Oekonomie und Sparbanken. Nach wenigen Minuten gesellt sich der Amerikaner zu Beiden, fragt das Mädchen in gebrochenem Französisch, ob sie ihm französische Thaler gegen Gold einwechseln könne, und verspricht ihr eine Prämie von 100 Sous für je 20 Franken. Sein Anerbieten macht das Mädchen stutzig, aber der Ehrenmann, welcher sie begleitet, ist weniger besorglich. Er bietet dem Fremden eine Summe von 20 Franken, die er selbst bei sich führt, zum Wechseln an, und der Amerikaner holt sogleich

ein paar neue Goldstücke aus seiner Tasche. Das Erstaunen des jungen Mädchens wächst, aber dieses erreicht den höchsten Grad, wie der Amerikaner ihr nun mittheilt, daß er einige Tonnen Goldes mit nach Frankreich gebracht habe, daß er aber eine Summe Silbergeld dringend nöthig habe und mit Vergnügen ein bedeutendes Agio dafür gebe. Jetzt äußert das Mädchen gegen den galanten Unbekannten, welcher sie zuerst angeredet hatte, den Wunsch, ihr Geld so vortheilhaft einzuwechseln, und dieser natürlich bietet alle seine Beredsamkeit auf, diesen Entschluß bei ihr zu befestigen. Nun gehen sie in eine Weinhandlung, woselbst sie ein besonderes Zimmer bestellen. Der Amerikaner holt wieder ein paar Goldstücke hervor, von denen er eins, gleichsam zur Probe seiner Aechtheit, sofort einwechselt, dann holt er aus seiner Rocktasche ein ledernes Päckchen, mit einem Schlosse wohl versehen, hervor, welches nach seiner Versicherung ebenfalls lauter Gold enthalten soll. Der galante Freund, welcher nun gewissermaßen den Vermittler dieses Geschäftes macht, ist gewissenhaft genug, dieses nicht eher abmachen zu lassen, bis er sich von der Richtigkeit des Goldes vollkommen überzeugt hat, er wechselt also noch ein Goldstück beim Kellner ein, und nun ist die Sache in Ordnung. Jetzt aber bekommt der Amerikaner wegen der Aechtheit des Silbergeldes ebenfalls seine Skrupel. Man lacht hierüber, aber das hilft Alles nichts, der Amerikaner will mit dem Silbergelde zum Geldwechsler gehen. Er nimmt es auch alsobald unter den Arm, und der Galante erbietet sich nun lachend, ihn zum Geldwechsler zu begleiten, das Mädchen ist mit dieser Aufmerksamkeit des angenehmen Unbekannten sehr zufrieden, und so bleibt sie mit dem werthvollen Päckchen des Amerikaners ruhig in der Weinstube zurück. Sie wartet sehr lange Zeit, endlich reißt ihr aber die Geduld und sie beginnt ängst-

lich zu werden, nun ruft sie den Wirth und erzählt, was ihr begegnet ist. Man öffnet das lederne Päckchen, und die arme Betrogene gewahrt mit Entsetzen, daß sämmtliche Rollen in demselben nur — Sous enthalten.

Herr v. F. hatte während seiner Praxis gefunden, daß die Verbrecher von Paris und allen anderen großen Städten Frankreichs mehr habgierig als blutdürstig sind, doch fand er auch unter diesen Subjecte, die jederzeit bereit sind, ihre Hände mit der größten Kaltblütigkeit in Blut zu tauchen. Solche Ungeheuer haben oft mit dem entsetzlichsten Selbstgefühl dem Gerichte mitgetheilt, sie seien, ohne ihre Tabackspfeife ausgehen zu lassen, zur Nachtzeit in die Wohnung ihrer Opfer eingedrungen, nachdem sie den Tag theils unter Bacchanalien, theils unter den schrecklichen Vorbereitungen zur Mordthat zugebracht hatten. Ja, einige hatten an demselben Tage, da sie ihren Raubmord ausführten, das Theater besucht. Noch Andere hatten ihre Bubenstücke durch große Schmausereien gefeiert, wobei sie die frivolsten Anspielungen auf ihre so eben verübten Schandthaten machten.

Was uns bei den Mittheilungen des Herrn v. F. frappirte, war, daß nach seiner Behauptung die Studirenden an der Pariser Universität, welche doch eine höhere Bildung genossen haben und eine hohere Stellung in der Gesellschaft einnehmen, dennoch zu dem Kontingente der Verbrecher ansehnliche Beiträge lieferten. Se. Majestät namentlich wurde von dieser Aeußerung sehr betroffen, und er sagte mit einer inneren Genugthuung, daß dieses auf seiner Universität zu München sicher nicht der Fall sei, wie er denn überhaupt die Moralität des deutschen Volkes über die aller anderen der Welt stelle.

Der Herr v. G..... nahm von der letzteren Mittheilung

ſeines Landsmannes Veranlaſſung, einige treffliche Bemerkungen über die Stellung der Jugend in unſerer Zeit zu machen.

Der Ehrgeiz und das verabſcheuende Weſen der Jugend iſt aber nicht gerade ein Uebel unſerer Zeit, es war früher ebenſo. Jetzt wird nur die Jugend von allen Seiten zum Ehrgeize getrieben, ſtatt daß man ſie leiten und beaufſichtigen ſollte. Inſtitutionen mit ihren Preiſen und Publiciſten mit ihren Redensarten ſtacheln die Jugend, daß ſie Alles erreichen könne, daß es keine Vorrechte mehr für Ehrenſtellen gäbe. Mein Gott, ja! Es iſt wahr, Jedermann kann auf jede Stellung Anſpruch machen, aber jede Stellung iſt ſchon von Anderen eingenommen. Kaſten, Privilegirte giebt es nicht mehr, die Adelsariſtokratie hat aufgehört, Euch den Weg zu verſperren, aber dieſer Weg iſt von Jedermann beſetzt, von einer betriebſamen, bedürftigen Geſellſchaft, die vertheilt und eingeniſtet daſitzt, wie im Bienenkorb auch das kleinſte Zellchen beſetzt iſt und für neue Ankömmlinge nichts übrig bleibt. Wir ſind doch ein ſeltſames Völkchen. In jedem Hauſe tönen Einem bittere Klagen über die Eitelkeit und den Ehrgeiz der jetzigen Welt entgegen und ſobald dieſe Klagenden in die Oeffentlichkeit kommen, ſobald ſie zur Jugend ſprechen, da hört man nichts als Aufreizung des jugendlichen Ehrgeizes von ihnen; man ſagt den Jünglingen, daß eine unabſehbare Laufbahn ſich vor ihnen aufthue, daß weder Geburt, noch Rang auf dieſer Bahn behindere. Aber ich frage beunruhigt: Was habt Ihr denn dieſer aufgereizten Jugend ſo viel zu geben? Wollt Ihr derſelben Europa zum zweiten Male zu erobern geben; habt Ihr eine neueſte Revolution für ſie? Nichts habt Ihr für ſie, als ein bischen Kundſchaft für die Advokaten und Mediziner, die ſich täglich wegen ungeheurer Concurrenz vermindert, und Ihr redet von einer unermeßlichen Laufbahn!

Man sagt, die Jugend träume nur von Umwälzungsplänen; aber welche Schuld hat sie? Von allen Seiten hört sie den Zuruf: Kommt! Ihr allein seid unsere Hoffnung, kommt! Alles steht Euch offen, Alles ist frei! Sie läuft herbei und findet Alles besetzt; was ist zu thun? Eine Revolution macht alle Plätze wieder vacant, der Würdigste erreicht dann Alles, denkt sie. Seltsamer Kontrast zwischen unserer Sprache und Handlungsweise! Beim Sprechen ertheilt die Gesellschaft ihre Preise demjenigen, der am schönsten spricht, man sollte glauben, daß der Geist über Alles verfüge; dagegen ist sie im praktischen Leben die größte Feindin der Redensarten, sie verachtet dasjenige, was sie so eben bewundert und belohnt hat; sie ist Dichterin, wenn sie spricht, nackte Prosa, wenn sie handelt. Was soll die Jugend bei diesem immerwährenden Widerspruch thun? Sie, die noch keine Profession, noch keine Thätigkeit hat, wodurch sie die Heuchelei der Gesellschaft kennen lernt, muß sich mehr hingezogen fühlen zur sprechenden, als zur handelnden Gesellschaft, und dann ist es kein Wunder, daß man von dem gesäeten Winde keine Stille, von der gesäeten Eitelkeit keine Bescheidenheit erwarte.

Vor zehn Jahren hatte ich eine Unterredung mit einem meiner Schüler in der Rhetorik, der damals eben den Preis erhalten hatte. Wir sprachen von einem zu wählenden Berufe, wobei der junge Mann ein wenig Selbstvertrauen durchblicken ließ, was wohl zu entschuldigen ist, wenn man gestern seinen Namen unter Beifall und Paukenschall hatte nennen hören. Lieber Freund, sagte ich zu ihm nach einiger Zeit, wollen Sie von mir einen Rath hören, der mehr werth ist, als alles Griechisch und Latein, das Sie bei mir gelernt haben? Sie treten jetzt in die Welt, glauben Sie von dieser wie ein bevorzugtes Kind aufgenommen zu werden, weil Sie den Ehrenpreis ge-

wonnen haben? Glauben Sie, der Geist allein bestimmt den Werth der Personen? Nein, es ist vielmehr der Charakter. Die Welt kümmert sich wenig darum, ob Sie eine schöne Phrase zu machen verstehen, sie fragt, ob Sie sich einen Beruf schaffen können. Die Gesellschaft lebt von der regelmäßigen Bewegung des Geschäftes und des Berufes, nicht von Phrasen, obgleich der Schein bisweilen dafür spricht. Um ein Gewerbe oder eine Stelle auszufüllen, bedarf es allerdings des Talentes und des Verstandes, aber das reicht nicht aus, die Hauptsache ist Arbeit und Fleiß. Sich eine Stellung zu schaffen, lobt die Gesellschaft am meisten, weil man darin ihr am nützlichsten ist. Dieses Verdienst *erhält* sie, während andere Verdienste sie nur angenehm *unterhalten*. Ich habe während meiner langjährigen Wirksamkeit immer das Schicksal meiner Schüler beachtet. Unter den zehn Primanern waren vier oder fünf glücklich, weil sie mit ihrem Talente aus der Schule guten Sinn und sichere Eigenschaften verbanden, die übrigen warfen sich in den Hafen der mittelmäßigen Schriftsteller. Diese, wenn sie den glücklichen Kameraden sahen, wie er ein tüchtiger Beamter, Offizier, Arzt, Kaufmann und Fabrikant geworden, schrieen sie gleich, daß der Mensch in der Schule geistlos gewesen, viel tiefer als sie gestanden, und jetzt ungerechterweise einen besseren Zustand als sie habe. Aber ihre Klage ist grundlos. Jene minder Begabten haben beim Verlassen der Schule eingesehen, daß sie jetzt den nützlichsten Wirkungskreis suchen müssen, sie fragten bei der Gesellschaft an, und diese braucht solche Menschen und gab günstigen Bescheid. Die Gekrönten aber, stolz auf ihre erlangten Preise, begnügten sich mit einer mittelmäßigen Eitelkeit und werden von der Gesellschaft als unnütze Menschen behandelt.

Was auch unsere Publicisten sagen mögen, unsere Zeit

hat ihrer Jugend nichts anderes, als frühere Zeiten der übrigen zu geben. Arbeit und Ausdauer. Möge man die Jugend früh genug dazu anweisen, keine zu große Ansprüche zu machen, und sie wird weniger Täuschungen ausgesetzt werden. Wenn man zu zwanzig Jahren weniger Ehrgeiz nährt, wird man zu fünfundzwanzig Jahren weniger Entmuthigung und Ueberdruß haben.

So schloß der würdige Professor.

Se. Majestät brachen nun auf, nachdem er es ausgesprochen hatte, daß er sich sehr angenehm und lehrreich unterhalten habe, und sprach den Wunsch aus, noch öfter sich in so interessanter Gesellschaft bewegen zu können.

Meine Herren, setzte er hinzu, ich bitte, mich in diesem Hause wie einen Ihres Gleichen zu betrachten, Sie sind Gelehrte, Studirte und Schriftsteller, und Sie wissen, ich nehme auch ein wenig die Feder zur Hand, ich bin in ihrem Cirkel nichts Anderes, als, wenn Sie wollen, — der Dichter Ludwig von Bayern.

Als der König nun von mir Abschied nahm, sagte er:

Meine liebe Lola, wie glücklich sind Sie, daß Sie einen solchen Hof um sich versammelt haben.

Sire, versetzte ich lachend, Sie haben mich geadelt, ich muß wohl dafür sorgen, daß ich meiner gräflichen Krone Ehre mache.

Lola, sagte der König, mir herzlich die Hand drückend, nicht ich, — Sie selbst haben sich geadelt.

Sire, entgegnete ich, ich nehme dies Compliment nicht an, weil ich es nicht verdiene: der Seelenadel ist immer einigermaßen von den äußeren günstigen Verhältnissen abhängig, und Sie sind es, Sire, dem ich das Glück verdanke, nicht nur edel empfinden, sondern auch handeln zu können. Auch die edelsten

Gefühle ſtumpfen ſich ab und zerreiben ſich an der Alltäglichkeit des Lebens, wenn ſie durch die That und die Ausübung nicht im Schwunge erhalten werden.

Sire — ich bin glücklich, — und Sie ſind der Schöpfer dieſes Glückes. O, wenn ich es Ihnen doch ſagen könnte, was in dem Herzen eines glücklichen Weibes glüht.

Lola, — ſagte der König gerührt, es iſt in meiner Reſidenz noch eine glückliche Perſon, und wohl ihr, — daß ſie die Macht hat, Vielen — vielen Anderen von ihrem Glücke mitzutheilen.

Wollte Gott, — ich könnte mein ganzes Volk ſo glücklich machen — als ich es ſelbſt bin. —

Sire — das Volk iſt glücklich, deſſen König ſolche Gedanken hegt.

So endete dieſer für mich ſo beglückende Abend.

Hundertfünfundfünfzigſtes Kapitel.

Noch eine Abendunterhaltung.

Der Adel und die Revolution. — Geſchichte eines Helden. — Der Corſar.

Meine kleine Geſellſchaft war abermals um mich verſammelt, und wir waren alle ſehr froh, uns wieder zu ſehen. Welch' einen Einfluß doch die geiſtigen Bande auf die Menſchen ausüben! Wir kamen uns vor wie alte Bekannte, wir freuten uns ſchon im Voraus der intereſſanten Dinge, die wir beſprechen würden; waren wir doch gewiß, daß ein Jeder aus der Geſellſchaft den Fond an Geiſt und Wiſſen mitbrachte, welcher eine unerſchöpfliche Quelle des Vergnügens und der Belehrung für uns wurde.

Der König hatte mir verſprochen, früher als am erſten Tage uns mit ſeiner Gegenwart zu erfreuen; aber ſo ganz früh konnte er ſich doch nicht von ſeinen Geſchäften oder ſeinem Hofe loswinden, und ich dachte, was mögen in dieſem Augenblicke, da wir uns hier ſo angenehm unterhalten, wohl die großen vornehmen Damen thun, welche die Ehre meiner Bekanntſchaft ſich höflichſt verbeten hatten?

Was diese vornehmen Damen thun mögen, welche eine Tänzerin für unfähig erklären, ein Adelswappen ihres Landes zu tragen?

Was diese vornehmen Damen thun mögen, welche über einen Stammbaum die Nase rümpfen, der doch gleich dem übrigen im Menschen seinen Ursprung hat?

Meine hohen, liebenswürdigen Damen, wenn Sie es noch nicht wissen sollten, so sei es ihnen hier gesagt: eine Frau muß man schätzen, nach dem, was sie ist, nicht nach dem, was sie sein könnte; nach dem, was sie selbst denkt, nicht nach dem, was Andere von ihr denken; nach dem, was sie liebt, nicht nach denen, welche sie hassen. Den Werth, welchen wir uns selbst beimessen, darüber können freilich Andere in Zweifel sein, aber es ist doch gar zu unverschämt, diese Zweifel Anderen als Gewißheit aufzudrängen.

Nun, fahren Sie fort, die geadelte Tänzerin aus ihren Kreisen zu bannen, nach denen sie sich nicht sehnt; fahren Sie fort, Kabalen, Intriguen anzuzetteln, während die von Ihnen Mißachtete sich freut, menschlich denken und handeln zu können; fahren Sie fort, den Fetisch anzubeten, welcher der Gott aller kleinlichen Seelen ist, den bösen Leumund; fahren Sie fort, es der Welt zu erzählen, diese Lola ist eine Courtisane; erzählen Sie Ihren Ehegatten, welche, erfreut ob der Tugend und der Scham ihrer Frauen, es nacherzählen:

Diese Lola ist nichts, als eine Courtisane; wie unrecht, daß sie ein König liebt!

Ach, glaubt es mir, Ihr tugendhaften Leute: diese Weltgeschichte im Unterrock, wie Ihr sie nennt, ist oft eine bessere Weltgeschichte, als diejenige ist, welche in Pantalons einherstolzirt und sich so träge, so kraftlos, so gleichgültig oder so frech, anmaßend und über ihre Thatkraft begehrlich zeigt.

In dieser Stimmung empfing ich meine guten Freunde wieder und ich konnte nicht umhin, auf dasjenige die Unterhaltung zu lenken, was in diesem Augenblicke meine Seele erfüllte. So sprachen wir denn von den Vorzügen und Schwächen, vom Edelmuth und von den Thorheiten der bevorzugten Menschen, wir sprachen von dem Unterschiede der Stände, von dem gebornen Adel und dem Adel durch sich selbst und diesem Gespräch hatten wir wieder eine sehr interessante Mittheilung, über den französischen Adel vor der Revolution zu verdanken.

Der Erzähler war der junge Marine-Offizier, Herr Cornic, welcher mit einer ausgezeichneten Bildung eine liebenswürdige Bescheidenheit verband.

Seine Mittheilung war folgende:

Obgleich ich vor meiner ersten Reise nach Brest keinen Kriegshafen gesehen hatte, so überraschte mich dennoch der Anblick des dortigen Hafens sehr wenig. Ich fand ihn klein, eng und dürftig. Um so mehr aber erstaunte ich beim Anblick der Brester Bevölkerung. Ich suchte vergebens nach einem Nationalcharacter derselben; es waren weder Europäer, noch Asiaten, noch Afrikaner, aber etwas von allen diesen zugleich. Brest hatte in seinem Hafen so viele jener großen, von Neugaten aller Völker wimmelnden Geschwader aufgenommen, daß seine Bevölkerung hiervon bleibende Spuren erhielt und eine Musterkarte aller Nationen, aller Farben und Klimate darstellte, vom thierischen Lappländer bis zum Neger der Feuerküste, vom übersinnigen Chinesen bis zum Mohikaner der großen Seen.

Trotz dem waren zur Zeit der ersten Revolution in keiner andern Stadt die Adelsunterschiede so festgewurzelt. Die revolutionären Ideen machten hier, wie überall, Fortschritte, aber ohne den aristokratischen Despotismus der Marine zerstören

zu können. Das Marine-Militair theilte sich zu der Zeit in zwei streng gesonderte Kategorien, deren eine, an Zahl, Vermögen und Einfluß die stärkere und aus dem Adel rekrutirte, das sogenannte große Corps bildete, während die andere, fast unbemerkt, arm und verachtet, aus den Abenteurern bestand, die Zufall oder Verdienst aus der Klasse der Steuermänner emporgehoben, und die man die „blauen Offiziere" nannte.

Ehe sie in das große Corps aufgenommen wurden, mußten die Söhne adliger Familien die Schule der Flaggenwarde durchmachen, die ihnen allein offen stand. Diese einer sehr laxen Disciplin unterworfene Schule war für Brest eine Quelle fortwährender Unordnungen. Nichts konnte diese verdorbene, eitle Jugend zügeln, die auf den väterlichen Besitzungen an die höfische Kriecherei zitternder Vasallen gewöhnt, nun auf einmal ohne Führer, mit einer Uniform und einem Degen, mitten in die Ausgelassenheit des Seelebens hineingeschleudert wurden. Bei den älteren Offizieren war der Uebermuth des Adelstolzes wenigstens durch Erfahrung und gesunden Menschenverstand einigermaßen gemäßigt, die Reibungen mit der Welt hatten das Verletzende desselben abgestumpft, das Alter dämpfte die Gluth der Leidenschaften; bei diesen Jünglingen war solches nicht zu erwarten. Ihre Eitelkeit äußerte sich in ihrer ganzen Naivität; sie machte sich aus ihrer Frechheit eine Ehrensache, sie setzte darin einen Vorzug, sich unleidlich zu machen, und dünkte sich nie unverschämt, nie grob genug.

Es konnte bei diesem Gebahren nicht fehlen, daß sie in der Stadt die unumschränkten Herren waren und wie Eroberer darin hausten. Alles, was nicht wie sie rothe Hosen und Strümpfe trug, wurde von ihnen mit Verachtung behandelt und verfolgt. Der Bürger hatte nicht blos diese Beleidigungen eines thörichten Stolzes zu erdulden, sondern diese täg-

lichen Neckereien ausgelassener Schüler und Kränkungen solcher Art, daß die äußerste Geduld dabei abreißen mußte.

Diesen Angriffen auszuweichen, gab es kein Mittel; sie bedrohten die Bürger überall, auf den Promenaden, im Theater, ja selbst in ihren Wohnungen. Namentlich des Nachts war Niemand vor ihnen sicher. Oft wurde man im besten Schlafe von einer weinerlichen Stimme geweckt, die den Namen des Aufgeweckten rief. Dieser eilte ans Fenster, und kaum hatte er den Kopf herausgesteckt, als ihm eine Bürste das Gesicht mit Oel bestrich, dies Alles unter dem schallenden Gelächter der Marine-Kadetten, welche dem Barbier die Leiter hielten. Ein andermal fand man beim Aufstehen weder Thür noch Fenster an der Wohnung zur ebenen Erde vor. Alles war während der Nacht vermauert worden. Hier hatte man Schilder vertauscht, so daß z. B. das Schild einer Hebeamme unter den Fenstern einer Pensions-Anstalt für junge Mädchen zu lesen war; dort hatte man eine Laterne in den öffentlichen Brunnen hinabgesenkt, während der Eimer des Brunnens an dem Pfahl der Laterne hing.

Aber auf diese versteckten Späße beschränkte sich keineswegs der Uebermuth der Marine-Kadetten, zuweilen hatten sie es mit der ganzen Bevölkerung zu thun. So verabredeten sie einmal unter sich, daß an einem bestimmten Tage kein Theater sein sollte, und wenn dann der Bürger mit seiner Frau oder Tochter kam, um das Stück zu sehen, dann standen zwei von diesen Herren an der Thür, die Mütze über den Ohren, den Degen in der Hand, und riefen ihm ganz kaltblütig entgegen: Hier wird Niemand hineingelassen! wobei sie ihm die Degenspitze dicht unter die Nase hielten, so daß ihm nichts übrig blieb, als umzukehren. Ein ander Mal war ein öffentlicher Spaziergang auf diese Weise abgesperrt; man rief denen, die vorüber gehen woll-

ten, entgegen: Die Marine-Wächter wollen promeniren, Monsieur! — Die Bürger mußten sich zurückziehen.

Früher hatte der Uebermuth dieser Leute noch mehr sich herausgenommen, die höheren Offiziere hatten selbst den Ton angegeben. Man spannte in den Quergassen Netze aus, in welchen man die jungen Mädchen fing, die des Nachts mit Laternen ausgingen, um ihre Herrschaften zu holen, und ließ sie vor dem anderen Morgen nicht los. Selbst die Damen durften sich Abends nicht auf der Straße zeigen, ohne sich der ärgsten Unbill auszusetzen. Die Tochter eines Kaufmannes, welcher in der Straße der „sieben Heiligen" wohnte, wurde bei der Heimkehr aus der Kirche entführt, und als man sie acht Tage später ihrem Vater wiedergab, hatte die Arme den Verstand eingebüßt. Dieses Mal machte die Sache Lärm, das Volk wurde sehr aufgeregt, der Spaß war doch zu stark, und die Chefs sahen sich genöthigt, einmal an den vier Offizieren, welche die Entführung unternommen hatten, ein Exempel zu statuiren. Sie bekamen Arrest und wurden verurtheilt, die Unglückliche auf ihre Kosten in's Hospital zu geben.

Um dieselbe Zeit versammelte ein Fregatten-Kapitain, der nach Indien abging, seine Gläubiger am Bord des Schiffes, ließ dann die Anker lichten, und setzte die Geängstigten erst zwanzig Meilen von Brest an's Land, und zwar dann erst, nachdem sie ihm Quittungen über ihre Forderungen ausgestellt hatten.

Selbst dieses Bubenstück blieb ungerächt.

War das Benehmen der Offiziere so beispiellos roh, so kann man sich leicht eine Vorstellung von der Aufführung der Matrosen machen. Der Uebermuth der Chefs diente dem ihren Leute zum Beispiel und zur Entschuldigung. Mannschaften, die eben von einer Seefahrt zurückkehrten, bemächtigten sich

der Stadt, wie eines geenterten Schiffes. Dann mußte man die Frauen und Kinder in Sicherheit bringen, die Fenster zumachen, die Vorhänge herablassen, denn man konnte nicht auf die Straße sehen, ohne einem blutigen oder obscönen Schauspiel zu begegnen. Brach aber die Nacht heran, dann hörte man nichts, als wüthendes Geheul, Mordgeschrei und das Toben der Trunkenbolde. Die Stadt glich dann einer Mörderhöhle. Die Matrosen und Soldaten schlugen sich in jeder Quergasse, ohne daß Jemand daran dachte, diesem Unwesen Einhalt zu thun, und ohne daß der friedliche Bürger etwas so Alltägliches seiner Beachtung würdigte. Nur am anderen Morgen blieben die Milchfrauen, die vom Lande hereinkamen, einen Augenblick bei den Leichen stehen, welche die Krieger auf dem Schlachtfelde zurückgelassen, und sagten ernst: Gewiß sind wieder Königliche Schiffe im Hafen; während der Bürger, vor dessen Haus der Mann gefallen war, die Schwelle und das Pflaster reinigen ließ und sich dann ruhig frühstücken setzte.

Aber, wie gesagt, dieser Zustand der Dinge veränderte sich beim Ausbruche der Revolution. Das Marine-Corps mußte wohl etwas von seinem Uebermuthe fahren lassen, da die Bürger jetzt aufsässig wurden und Beleidigungen nicht mehr so geduldig hinnahmen. Doch blieb die Spaltung zwischen dem großen Corps und den Offizieren ohne Geburt dieselbe, es waren doch immer die „blauen Offiziere" oder die Eindringlinge, wie man sie nannte, Männer von Eisen, die unbekümmert um den Verruf, der auf ihnen lastete, ihren Weg vorwärts gingen, deren Muth den Spöttereien und Schmähungen zum Trotz täglich zunahm, und die sich den Zutritt in das aristokratische Corps nur auf dem Verdeck eines feindlichen Schiffes gebahnt hatten, die Pistole in der Faust und die Axt in der Hand.

Ich habe die Ehre, fuhr Herr Cornic nach einer kleinen Pause fort, der Neffe eines Mannes zu sein, welcher in seinem Leben sechszig englische Schiffe, darunter die stärksten und größten, gezwungen, die Segel vor ihm zu streichen, und nicht weniger als zweiunddreißig in vierzig Gefechten empfangene Wunden zählte.

Mein Großonkel, Charles Cornic, war aus Morloix gebürtig. Noch ganz jung commandirte er die Corsaren seines Vaters und durchschiffte die indischen Meere, wo er die Engländer schlug und den Handel der Compagnie beeinträchtigte. So fingen damals alle jene großen Seehelden an, die, wie Jean Bart, Dugay-Trouin und Déjessarts, auf ihr Wappen nichts als einen Kompaß und einen Pistolengriff einzugraben hatten. Charles Cornic machte sich so furchtbar, daß der Marine-Minister, der diesen Namen so oft nennen hörte, mit ihm eine Probe zu machen beschloß. Aber ihn so ohne Weiteres zum Offizier der Königlichen Marine zu ernennen, ohne daß er einen anderen gegründeten Anspruch darauf hatte, als seinen Ruhm, das wäre eine Unregelmäßigkeit gewesen, welche den ganzen Adel aufgebracht hätte. Der Minister wollte es nicht wagen, eine solche Ungebührlichkeit auf sich zu nehmen. Er gab also Cornic das Commando der Fregatte „Félicité" mit dem Amt eines bloßen Lieutenants, welches ihn außerhalb des Marine-Corps stellte.

Hieraus machte sich Cornic sehr wenig. Er hatte ein Schiff unter seinen Füßen und die französische Flagge zum Aufziehen; mehr bedurfte er nicht. Er segelte ab, um den „Robuste" zu eskortiren, der nach Martinique fuhr, begegnete dem englischen Corsaren „der Adler", der 28 Kanonen am Bord hatte, griff ihn an, enterte ihn und nahm ihn nach einem halbstündigen Gefechte. Auf der Rückkehr nach Frankreich, als

er eben in Breſt einlaufen will, trifft er die „Iroiſe", blokirt von einem kleinen engliſchen Geſchwader. Cornic verſammelt ſeine ganze aus Bretons beſtehende Mannſchaft und redet ſie in ihrer Sprache an:

„Jungens, wir haben hier unter dem Wind ein Linienſchiff, eine Fregatte, eine Corvette, die uns nicht den Platz räumen wollen, aber das Meer und die Sonne gehören Jedermann. Ihr habt ſicherlich ein wenig Eile, Eure Mütter zu umarmen und Eure Freundinnen den „Pardon" tanzen zu laſſen; wir wollen alſo unſern Weg wie tapfere Burſche gerade hindurch und ohne uns umzuſehen nehmen. Hinter uns liegt das Meer, vor uns das Land. Auf den Schnäbeln zuerſt, legt den Haken an die Corvette und dann wollen wir weiter ſehen."

Ein fröhliches Hurrah! war die Antwort. Jeder trat an ſeinen Poſten. Die „Félicité" begegnete zuerſt der Fregatte „die Themis", die ihr zwei Ladungen ſchickte, welche ſie erwiderte; nachdem ſie dann vorübergefahren war und das Feuer des „Alcides" ausgehalten hatte, fiel ſie mit allen Segeln über die Korvette „der Rumbler" her. Dieſer, der ſich von ſeinen zwei Gefährten abgeſchnitten ſah, ſchickte ſeine Ladungen und verſuchte dann ſo zu manövriren, daß er hinter das Feuer der Engliſchen Schiffe kam; aber ehe er dieſe erreichen konnte, war die „Félicité" dicht an ihn herangekommen und feuerte auf ihn los. Ein furchtbarer Donner, begleitet von lautem Geſchrei, ließ ſich nun hören, und nachdem der Dampf, der die Korvette umhüllte, ſich zerſtreut hatte, ſah man ſie, ihrer drei Maſten beraubt, langſam in den Grund ſinken.

Indeß kam der „Alcide" dem „Rumbler" zu Hülfe. Cornic benutzte die Verwirrung und Verzögerung, welche das Manöver verurſachte, um die feindliche Fregatte mit ſeinem

Feuer zu empfangen. Er hätte ſie wie die Korvette in den Grund gebohrt, wenn nicht der „Alcide", welcher ſeine Boote in's Meer hatte laufen laſſen, um die Mannſchaft des „Rumbler" zu retten, plötzlich umlegend, ſich an die linke Seite der „Félicité" gelegt hätte, welche ſich nun zwiſchen zwei Feuern befand. Nun ward das Gefecht zum Blutbad. Das Engliſche Linienſchiff, das die Franzöſiſche Fregatte mit der ganzen Höhe ſeiner Batterieen beherrſchte, glich einem ausbrechenden Vulkan und überſchwemmte ſie mit einem Kartätſchenregen. Die Atmoſphäre war angefüllt mit Schwefel, Feuer, Eiſen und Blei. Der Rauch und das Donnern der Geſchütze machten Sehen und Hören unmöglich. Der Wind, durch ſo viele Erſchütterungen gebrochen, war nicht zu ſpüren, die Segel hingen ſchlaff an den Maſtbäumen; das Meer hatte wie beſtürzt ſeine Wogen geebnet, und das Fahrzeug gehorchte nicht mehr dem Steuerruder.

Plötzlich nimmt das Feuern ab und verſtummt dann gänzlich; Cornic ſieht um ſich, ein Proviantmeiſter nähert ſich ihm und ſagt: Capitain, man bekommt keine Befehle mehr, ſämmtliche Offiziere ſind getödtet.

Der Capitain ſpringt auf. In dieſem Moment zerreißt eine Kugel das Tau der Franzöſiſchen Flagge, welche verſchwindet. Wir haben das Segel geſtrichen! ruft ein Matroſe. Dieſer Ruf wiederholt ſich in der Batterie, und die Franzöſiſchen Kanoniere werfen die Lunte in's Waſſer. Die Engländer, welche die Kanonen der „Félicité" nicht mehr hören und ihre Flagge nicht mehr ſehen, glauben ſie habe ſich ergeben, und ſtellten das Feuern ebenfalls ein. Aber Cornic hat Alles geſehen, er ſtürzt in die Kajüte, kommt mit einer neuen Fahne zurück, zieht ſie ſelbſt auf, und zwei Piſtolen-

ſchüſſe auf die neben ihm ſtehende Kanone abfeuernd, donnert er:

Feuer, Jungens! Euer Kapitain und Eure Flagge ſind auf ihrem Poſten, an Eure Stücke und Feuer, ſo lange ein Mann am Port iſt.

Die Leute gehorchten, und wiederum begann die Schlacht, noch blutiger, noch ſchrecklicher, aber ſie währte nicht lange. Müde eines ſo langen Kampfes, räumten die beiden Engliſchen Schiffe beſiegt und beſchädigt das Feld und erreichten im lecken Zuſtand und mit Nothſegeln Plymouth, während die „Félicité“, geſchwärzt von Pulver, mit zerbrochenen Flaggenſtöcken, aber mit vollen Segeln in Breſt einlief.

Als nun Cornic zur Belohnung für dieſes wunderbare Gefecht zum Schiffs-Lieutenant ernannt wurde, ſuchten erſt die Marine-Offiziere dieſe Ernennung zu hintertreiben; als ihnen dieſes nicht gelang, legten ſie ihn in Quarantaine, d. h. ſie vermieden es, mit ihm umzugehen, ihn zu grüßen und mit ihm zu ſprechen.

Zu jener Zeit blokirte der Admiral Rodney mit einem beträchtlichen Geſchwader Havre de Grâce. Es fehlte in dieſem Hafen gänzlich an Munition. Um ihn damit zu verſehen, mußte man mit zwei Schiffen mitten durch die Engliſche Flotte fahren; ein Unternehmen, das tauſend Möglichkeiten des Todes gegen eine des Erfolges bot. Cornic erhielt den Auftrag, dies Wagſtück auszuführen, und dies Mal verhielten ſich die Offiziere des großen Corps ganz ſtill; ſie hofften endlich von dieſem kühnen Abenteurer für immer befreit zu werden, deſſen Triumphe ihren Schlaf ſtörten.

Cornic aber täuſchte noch einmal ihre Erwartung. Nachdem er die nöthigen Anordnungen getroffen, ſegelte er von Breſt ab und erreichte vor Tagesanbruch das feindliche Ge-

ſchwader: um die Wachſamkeit deſſelben zu täuſchen, hatte er die Engliſche Flagge aufgezogen und verfolgte zum Schein die unter Franzöſiſcher Flagge vor ihm fliehende „Agathe“: ſo machte er ſich ungehindert Bahn mitten durch die Engländer, die ihn für einen der ihrigen hielten, und als er auf der Höhe ihrer letzten Linie war, zog er die weiße Flagge auf, feuerte zwei Salven ab und lief in Havre ein.

Der Lohn für dieſen neuen Erfolg ließ nicht auf ſich warten, nach acht Tagen vernahm er, daß das Kommando ſeiner Fregatte ihm abgenommen ſei. Empört über dieſe Behandlung kehrte er in ſeine Heimath zurück und that den Schwur, nie wieder einen Fuß auf ein Schiff des Königs zu ſetzen.

Cornic war aber noch viel zu jung, um eine ſo glänzend begonnene Laufbahn ſo früh aufgeben zu können. Die Kaufleute der Bretagne wollten ihn für die Ungerechtigkeit der Regierung entſchädigen, ſie ließen auf ihre Koſten ein Schiff, den „Prometheus“, erbauen und ausrüſten und übergaben ihm das Kommando deſſelben. Cornic ſegelt nun nach Indien, begegnet unterwegs dem 64 Kanonen ſtarken „Ajax“ und nimmt ihn. Zwölf Marine-Offiziere, unter denen Herr von Buſſy war, wurden als Gefangene auf dem Engliſchen Schiffe gefunden. Man denke ſich ihr Erſtaunen und ihren Verdruß, als ſie ſich dem verhaßten Eindringling gegenüber ſahen, der ſie jetzt aus der Gefangenſchaft befreit hatte. Sie wollten dennoch einige beglückwünſchende Worte ſtammeln; Cornic aber antwortete kalt: er betrachte es als eine große Ehre, den Engländer beſtraft zu haben, der die Kühnheit gehabt, Offiziere ſeiner Majeſtät zu Gefangenen zu machen. Ich hoffe, Sie werden mir dies nie verzeihen.

Mit dieſen Worten zog er ſich zurück.

Dieser bittere Stolz empörte die Gefährten des Herrn von Pussy und ließ einen tiefen Groll in ihnen zurück. Ihre Ankunft in Brest machte nicht wenig Aufsehen. Das Volk erhob den Kapitain des „Prometheus" zu den Wolken, es sprach nicht blos von seinem Muth und Geschick, sondern rühmte auch seine Biederkeit und seine Festigkeit, denn das Volk liebt eben so sehr die Fehler, die einen ausgezeichneten Mann zu ihm herabziehen, als die Tugenden, die sein Ruhm sind. Auch lobten die Bürger seine Uneigennützigkeit und erzählten, er habe den Eigenthümern des „Prometheus" alle am Bord des „Azar" gefundenen Diamanten, deren Werth sich auf fünf Millionen belief, gelassen, ohne seinen Antheil davon anzunehmen.

Diese Lobeserhebungen verletzten den Stolz des großen Herrn auf das Empfindlichste. Die Klagen der von Cornic befreiten Gefangenen steigerten die Erbitterung gegen ihn, die Verurtheilten waren wüthend, diesen Mann fortwährend ruhmen zu hören, dessen Name sie wie Gewissensbisse verfolgte. Sie hatten diesem Manne zu viel Unrecht angethan, um ihn nicht tödtlich zu hassen, und sie beschlossen daher, sich seiner um jeden Preis zu entledigen.

Der Kapitain des „Prometheus" hatte nur einige unbestimmte Andeutungen eines gegen ihn gerichteten Komplottes erhalten, als er eines Tages, da er an's Land stieg, eine Gruppe Marine-Offiziere im Hafen fand, welche ihn erwarteten. An ihrer Stellung, ihren Blicken merkt Cornic sogleich, um was es sich handelt. Kaltblütig nähert er sich ihnen und redet sie an. Wollen Sie mich sprechen, meine Herren, ich stehe zu Ihren Diensten. Von dieser Kühnheit noch mehr gereizt, erklären sie ihm, daß sie geschworen hätten, ihn um's Leben zu bringen, und daß er sich mit Jedem von ihnen nach der Reihe

schlagen müsse. Gut, versetzte Cornic, und ging mit ihnen sogleich nach einem benachbarten Platz, wo der Kampf beginnt. Der erste Gegner wird von Cornic niedergeworfen, ein Zweiter fällt ebenfalls, ein Dritter, Vierter, Fünfter sind nicht glücklicher. Zwei sind noch übrig, die sich besinnen. Sie schützen den Mangel an Zeugen vor, welchen sie erst jetzt bemerken. Diese Herren, sagt Cornic, auf die Verwundeten deutend, können die Stelle derselben vertreten. Er greift darauf die beiden Offiziere an, die er eben so verwundet, wie die anderen.

Dieser Vorfall setzte seiner Popularität die Krone auf, stachelte aber den Haß des großen Corps so sehr an, daß der Marine-Intendant sich veranlaßt sah, da er einen Mord befürchtet, dem Capitain des „Prometheus" eine Sicherheitswache zu geben.

Die militärische Laufbahn Cornic's endete hier. Seine Vermählung mit einer Dame, die er liebte, der Verlust dieser Frau, die er zehn Tage nach seiner Verheirathung todt neben sich fand, der Gram über diesen Verlust, Alles vereinigte sich, um ihn auf dem Lande zurückzuhalten und jene Thatenlust in ihm zu ertödten, die ihn bis dahin zu so kühnen Wagstücken fortgerissen hatte. Nur im Jahre 1770, wo die Ueberschwemmungen der Garonne so furchtbare Verheerungen anrichteten, wo die erschrockenen Bewohner in schmählicher Flucht die, welche die Fluth überrascht hatte, ihrem Schicksale überließen, erzählten die Zeitungen, daß ein alter Seemann, nachdem er vergebens denen, die ihm folgen wollten, Belohnungen angeboten, vier Matrosen mit geladenem Pistol gezwungen habe, mit ihm ein Boot zu besteigen, auf welchem er, trotz der reißenden Gewalt des Stromes, die Fahrt um die Insel Saint-Georges machte und eine Menge Bewohner, die sich auf die Spitzen der Dächer und Bäume geflüchtet, rettete.

Diese gefährliche Fahrt hatte er drei Tage und drei Nächte fortgesetzt und auf diese Weise sechshundert Menschen dem Tode entrissen, die er dann beinahe einen Monat lang auf seine Kosten unterhielt. Dieser alte Seemann war Charles Cornic. Der König Ludwig XVI. schrieb ihm mit eigener Hand einen Dankbrief, und die Stadt Bordeaux schickte ihm das Bürgerdiplom.

Aber dieser Vorfall hatte den alten Corsaren aus seinem Schlafe geweckt. Das Toben des reißenden Stromes hatte ihn an das Meer, an die Gefahren, die er auf demselben bestanden, an seine ehemaligen Heldenthaten erinnert. Aufs Neue sehnte er sich nach dem Schauplatze zurück, wo er einst so viel Ruhm erworben. Ueberdies begann gerade der Nordamerikanische Krieg. Frankreich brauchte mehr als je tüchtige Seeleute. Cornic entschloß sich daher, an den Minister zu schreiben und bei ihm um eine Kommandostelle anzuhalten. Nach zweimonatlichem Warten erhielt er einen abschlägigen Bescheid. Das war der letzte Schlag für ihn. Er zerbrach seinen Degen und zog sich auf's Land, zu seiner Schwester zurück, um daselbst zu sterben.

Das ist die Lebensgeschichte eines Mannes, so schloß Herr v. Cornic, welcher, obgleich er fast vergessen ist, einen ehrenvollen Platz in der Geschichte ausfüllt, und die seine ist höchst charakteristisch. Cornic war der Typus der blauen Offiziere, sein Leben giebt uns eine Vorstellung von dem Mißverhältnisse, welches damals zwischen Geburt und Verdienst in einem besonderen Lebenskreise herrschte, wie sie überhaupt manche ernste Betrachtung erregt über das Verhältniß der Stände in Frankreich kurz vor der Revolution.

Nachdem Herr v. Cornic die so höchst interessante Lebensskizze seines Großonkels geendet hatte, für die wir Alle unsern

Dank abstatteten, kam die Reihe an unsern holländischen Bankier, welcher aber eine so klägliche Miene machte, daß wir Alle lachen mußten. Der alte höchst joviale Mann war aber weit entfernt, deshalb verlegen zu werden. Er sagte lächelnd:

Ich finde es ein wenig Unrecht von Ihnen, daß Sie von mir, dem Geldmanne, verlangen, mit so gelehrten Herren in eine Reihe zu treten, ich habe, seitdem ich nicht mehr das goldene Geschäft betreibe, welches, ich will nicht untersuchen, ob mit Recht, einen so geachteten Namen in der Welt hat, nicht so viel Muße gewinnen können, um das nachzuholen, was ich über die Geschäftigkeit, zu welcher der gute böse Mammon mich antrieb, zu thun unterlassen habe. Aber das thut nichts, so ganz umsonst will ich das Glück, unter so ehrenwerthen und wissenschaftlichen Leuten zu sein, nicht genießen und ich hoffe, daß mein Bruder, welcher für mich mitzulernen so gefällig war, wogegen ich ihm gern meine Geldsäcke zu Gebote stellte, mich aus meiner jetzigen Verlegenheit reißen werde. Bitte, sehen Sie sich nicht um, mein guter Bruder ist nicht hier, sondern bereits seit zehn Jahren in dem Lande, das wir so ungern bereisen und dennoch so gern kennen lernen möchten, in dem Lande, in welchem wir vor und nach unserm Dasein unsern Aufenthalt haben, in dem großen Weltreiche, in welchem der mächtigste und für alle Zeit unbesiegbarste Eroberer das Scepter schwingt, — der Tod. Aber ich werde Ihnen einige Skizzen aus seinem erfahrungsreichen und vielgeprüften Leben mittheilen. Er hat, kann ich wohl sagen, die ganze Welt gesehen, ehe er nach unten oder nach oben ging, denn wissen wir, wo das Leben nach dem Leben seinen Sammelplatz hat? Der Himmel scheint unten sowohl, wie oben zu sein, denn unsere Erde schwimmt ja in diesem Himmel, als die Insel — der Unglücklichen, auf welcher sich die Menschen vergebens abmü-

ben, — Glück zu machen. Also ich werde Ihnen etwas aus seinem Leben mittheilen was gerade, am treusten in meinem alternden Gedächtnisse ausgeharrt hat.

Ich erinnere mich nämlich, daß mein Bruder auf seinen Reisen in Asien, Afrika und Amerika auch einen Negerstamm besuchte, welcher unter dem Namen der Bonis bekannt ist.

Die Bonis sind ein Negerstamm, der in den unzugänglichsten Wäldern von Guyana wohnt, ihren Namen haben sie von einem Europäer, der ihre Kolonie organisirte.

Ein französischer Soldat war, um einer Strafe, die er sich zugezogen, zu entgehen, mit Waffen und Gepäck aus Cayenna desertirt und in die Wüste von Guyana entflohen. Hier suchte er Zuflucht bei einem Stamme Neger, welche theils aus Sklavenschiffen, theils aus den Pflanzungen von Cayenna entflohen waren. Er heirathete eine Negerin und erwarb sich die Liebe dieses Stammes in so hohem Grade, daß sie ihn zu ihrem Könige ernannten. Sobald er den Oberbefehl hatte, organisirte er die 8000 Neger, aus denen der Stamm bestand, bewaffnete sie, unterrichtete sie im Gebrauch der Waffen und machte sie zu furchtbaren Kriegern. Frankreich und Holland, von dieser Verwandlung unterrichtet, beeiferten sich, mit dem Deserteur-Könige eine Allianz zu schließen. Leider starb er, ehe er seiner Kolonie die Entwickelung, welche er beabsichtigte, geben konnte. Die Neger, dankbar für die Dienste, die ihnen ihr König geleistet, haben seiner Wittwe die königliche Gewalt übertragen, und man muß es ihr zum Lobe sagen, daß sie sich derselben durchaus würdig zeigte. Nachdem wir Berge von 5 — 600 Toisen Höhe über dem Meeres-Niveau überstiegen, so erzählte mein Bruder, erreichten wir ein großes Plateau, wo der Wald weniger dicht und unzugänglich war. Wir entdeckten bald eine lange Reihe von Hütten, die eine Art Lager

bildeten. Alle diese Hütten bestanden aus vier Balken, die in der Erde befestigt und mit Stroh bedeckt waren. Eine darunter war von den übrigen durch ihre Größe, ihre Form und Eleganz ausgezeichnet; es war das Palais ihrer schwarzen Majestät. Wir gingen auf diese Hütte zu, begleitet von einer Menge Neger, die von allen Seiten herbeigekommen waren, um uns zu sehen. Wir fanden die Königin auf einem Laubteppich sitzen und ein frugales Mahl zu sich nehmen. Ich bemerkte gewisse europäische Manieren an ihr, die sie wahrscheinlich von ihrem Gatten erlernt hatte. Sie ließ uns neben sich niedersetzen und lud uns ein, ihr Mahl zu theilen, das aus Korkus, Bananen, Brodbaumfrüchten und einem Salate von Palmenfrüchten bestand. Was mich am meisten erquickte, war frisches Wasser, das wir seit vier Monaten nicht getrunken. Nach dem Mahle besuchte ich die Kolonie, und als ich mehrere Tausend starker, fleißiger Neger vor mir sah, merkte ich bald, wie sehr die Franzosen Recht haben, sie rücksichtsvoll zu behandeln. Die Bonis könnten, wenn sie wollten, ohne Widerstand alle unsere Niederlassungen verheeren. Ihnen in ihren Bergen und Wäldern beizukommen ist unmöglich. Sie haben Schießgewehre, von denen sie aber keinen großen Gebrauch machen, indem sie ihre vergifteten Pfeile vorziehen, die sie mit unbeschreiblicher Gewandheit abschießen. Jeder Neger hat seine Hütte und arbeitet für sich, er ist durchaus frei und kann, wenn er will, seine Produkte nach Cayenna zum Verkauf tragen.

Die Königin übt eine mäßige Herrschaft aus; sie begnügt sich, einen leichten Tribut zu empfangen und bei wichtigen Angelegenheiten ihre Unterthanen zu versammeln. Die Bonis haben nur wenige Gesetze und eben so wenige Prozesse. Wer das Leben und Eigenthum der Anderen respectirt, kann thun

und laſſen, was er will, und iſt Niemandem Rechenſchaft für ſeine Handlungen ſchuldig. Wenn ein Streit entſteht, entſcheiden ihn die Greiſe, welche Pupas, Papas oder Väter heißen. Dieſe Greiſe genießen die höchſte Achtung. Wenn Einer von ihnen ſagt: „In meiner Zeit waren die Dinge ſo," hört jeder Streit auf, und man unterwirft ſich ſeinem Ausſpruche. Ihre Religion iſt ein Gemiſch von Fetiſchismus und Chriſtenthum, ſie machen ſich kleine Holzfiguren, die ſie an ihrem Halſe tragen. Wenn die Sonne aufgeht, werfen ſie ſich nieder und beten ſie an.

Eine andere Skizze aus dem Leben meines guten Bruders ſpielt in der Türkei, und der Herr Ruzmond Mirſchin, den wir in unſerer kleinen Geſellſchaft mitzuzählen das Vergnügen haben, kann uns ſogleich ſagen, wenn er die Güte haben will, ob mein Bruder ſeinem Volke Unrecht gethan hat. In dieſem Falle bin ich gern bereit, für ihn Abbitte zu thun. Mein Bruder erzählte mir nämlich einſt von der Behandlung der Wahnſinnigen in der Türkei folgendes:

In Konſtantinopel werden die Wahnſinnigen in eins der ſchönſten Derwiſch-Klöſter unfern der hohen Pforte untergebracht. Die zu ihrer Aufnahme beſtimmten Zellen liegen rings um einen Hof, in deſſen Mitte ſich eine Fontaine befindet. Durch ein von einem Wächter bewachtes Thor gelangt man in einen Hof, zu welchem dem Publikum freier Eintritt geſtattet iſt. Drei Zimmer befinden ſich an jeder Seite des Platzes im Erdgeſchoß, ſie haben eine Thür, zwei Fenſter nach dem Hofe hinaus und zwei nach der entgegengeſetzten Seite, die ſämmtlich mit ſtarken eiſernen Gittern verwahrt ſind, durch welche eine außerhalb befeſtigte, ſchwere, eiſerne Kette in die Fenſter hineingezogen iſt, ungefähr zwei Ellen lang und in ein ſechs bis ſieben Pfund wiegendes Halseiſen auslaufend; auf ſo

schmähliche Weise versichert man sich in der Türkei dieser dem Mitgefühl anheimgefallenen Unglücklichen. Eine Menge Müssiggänger spazierten im Hofe umher und Gruppen von Männern und Knaben hielten sich vor den Gittern auf, wie dies in Paris und London vor den Käfigen der wilden Thiere in den Pflanzengärten zu sehen ist. Nicht Mitleid, einzig und allein nur Neugierde schien sie nach diesem oder jenem Fenster der armen Wahnsinnigen hinzulenken, die bei der Annäherung ihrer ungebetenen Besuche Zeichen von Freude oder Schmerz, Schaam oder Verdruß und Wuth äußerten, denn keine Glasscheibe oder irgend ein Vorhang oder Laden schützte sie vor den Blicken der Neugierigen oder vor dem, vielleicht minder unangenehmen Eindringen des Sturmes.

Einer von diesen Unglückseligen, von edlem Anstand und ausgezeichnetem Aussehen, schien durch die Neckereien der auf dem Hofe versammelten Knaben in einen Anfall von Wuth gerathen zu sein. Entrüstet darüber, daß er der Gegenstand ihrer herzlosen Spöttereien sein sollte, hatte er ein Stück Teppich um seine Eisenstäbe befestigt und sein Gesicht dahinter versteckt. Doch der Haufe muthwilliger Knaben ließ sich nicht so leicht sein Vergnügen nehmen; sie erfaßten die Kette und zerrten so lange an derselben, bis der Kopf des armen Unglücklichen durch das an derselben befestigte Halseisen an dem Gitter emporgezogen wurde. Der Arme bezeugte durch Zähneknirschen und Sträuben seine Schaam und seine Wuth, seine Peiniger wurden aber um so mehr belustigt, je mehr sie sahen, daß der Arme sich ihnen dennoch nicht entziehen konnte. Es soll sogar nichts Ungewöhnliches sein, daß ein oder mehrere Glieder der Kette durch die Reibung gegen die Stäbe zerbrechen.

Von dieser Scene angeekelt, schlüpfte ich in eine offenste-

bende Thür und gelangte auf dieſe Weiſe in eine der traurigen Zellen. Zwei der eiſernen Halsbänder, welche an den Fenſtern hingen, ſchienen ihren letzten Trägern zur Geſundheit, d. h. zum Tode verholfen zu haben, die anderen zwei Ketten hielten aber ihre Gefangenen noch feſt, um ſie ebenfalls den langſamen Foltertod ſterben zu laſſen. Die armen Wahnſinnigen, ſo ſehr ſie auch leiden mochten, waren noch geduldig genug; ſie ſaßen auf einigen mit Decken belegten Brettern, ein anderes Stück Decke oder beſſer Stück Lumpen war um ihre dünne Bekleidung zum beſſern Schutze geſchlagen; ein Topf voll Reis und ein Waſſerkrug ſtanden neben ihnen, und ihre Ketten waren gerade lang genug, daß ſie ſitzen, aufſtehen und ſich niederlegen konnten. Keine Sonne drang in das traurige Gemach ein, aber durch die Gitteröffnungen der Fenſter mußten die Winterſtürme ſchauerlich hineinſauſen. Die Sonnenſtrahlen, welche das Waſſer der Fontaine glühend widerſtrahlte, ſchienen des düſtern Elends der armen Wahnſinnigen zu ſpotten. Nur ein Troſt ſcheint dieſen Unglücklichen noch geblieben zu ſein, nämlich die Pfeife, die ihnen irgend eine mildthätige Hand zukommen läßt.

Es giebt für die türkiſchen Wahnſinnigen nur ein einziges Rettungsmittel, ſie werden nämlich nur dann losgegeben, wenn ſie im Stande ſind, vier Verſe aus dem Koran zu ſchreiben. Dieſes iſt der einzige feſtſtehende Beweis für die wiedererlangte Vernunft, und zuweilen machen mitleidige Seelen den Verſuch, den Kranken begreiflich zu machen, wie dies zu ihrer Befreiung führen würde, ſo daß dieſe ſich manchmal wirklich belehren laſſen. Beſteht der Patient dieſe Probe, was leider nur zu ſelten, wie ſich auch nicht anders erwarten läßt, der Fall iſt, ſo wird er von ſeinen Ketten befreit und durch die beſondere Gnade und Einwirkung des Propheten geheilt erklärt.

Nachdem der liebenswürdigſte Geldmann, den ich jemals kennen gelernt habe, geendet hatte, ſahen alle Blicke geſpannt auf den Türken. Ich muß geſtehen, daß ich aus ſeinem Munde gern eine Widerlegung gehört hätte, aber leider erfuhren wir nur eine freimüthige Beſtätigung. Er bürdete die Schuld dieſer grauſamen Behandlung ſo bedauernswürdiger Unglücklichen dem Fatalismus auf, welcher im Glauben der Türken eine ſo große Rolle ſpielt, und ich ſagte ihm, daß, wenn mich mein Geſchick einmal nach der Türkei führen ſollte, wo ich ohnehin ſo gerne einmal weilen möchte, ich mich nicht eher zufrieden geben würde, bis ich den Kaiſer geſprochen, um ihn auf einen Uebelſtand aufmerkſam zu machen, welcher alle Humanität mit Füßen trete.

Ruzmond Mirſchin verſprach mir für den Fall, daß ich einmal Konſtantinopel beſuchen würde, mit Aufwand aller ſeiner Kräfte dazu behülflich zu ſein, meinen ſo lobenswerthen Vorſatz ausführen zu können.

Nun, das iſt eine annehmbare Ausſicht.

Ob ich nicht noch einmal nach Konſtantinopel kommen werde?

Ich hoffe, mein Herr Türke, und werde Sie dann beim Worte nehmen. Ich bin in Neapel und in vielen andern Ländern geweſen, die man nach dem Sprüchworte ſehen muß, bevor man ſtirbt, ich bin aber noch zu lebensluſtig, als daß ich ſchon jetzt, trotzdem, daß ich ſo Vieles geſehen und erfahren, dieſe Welt verlaſſen möchte, ich habe mir daher noch einige wenige Dinge, die ich noch vor meinem Ende ausführen möchte, vorgenommen, und wie die Kaiſerin Katharina den Weg nach Konſtantinopel als das Endziel der ruſſiſchen Politik, wenn auch nur etwas allegoriſch, bezeichnet, ſo ſage auch ich:

Erſt Konſtantinopel ſehen und dann ſterben.

Hundertſechsundfünfzigſtes Kapitel.

Die Majeſtät des Thrones iſt allein in der Küche.

Geiſt und Magen. — Der geweſene Koch eines geweſenen Königs. — Was ich mir nie verzeihe.

Ich habe das vorige Kapitel eigentlich ſo recht mitten inne abgebrochen, dafür kann ich aber nichts, denn ich ſelbſt wurde unpäßlich, und meine kleine Geſellſchaft brach auf, ohne die Ehre genießen zu können, den König in ihrer Mitte zu ſehen.

Mehrere der Herren reiſten ſehr bald ab, und unſere Abendgeſellſchaften verloren auf dieſe Weiſe einige der angenehmſten Mitglieder, die nicht leicht zu erſetzen waren.

Doch man hilft ſich, ſo gut man kann.

Wenn man geiſtreich unterhalten ſein will, findet ſich hierzu immer Gelegenheit, aber eine Sache iſt erforderlich, man muß ſelbſt Geiſt genug beſitzen, um ihn bei Andern auffinden zu können.

Es iſt, — zum Troſte für uns arme Frauen ſei es geſagt, — genug Geiſt unter den Männern, aber er lebt nicht immer in den Formen, welche der Eitelkeit und der Hoffahrt genügen.

Und doch iſt der Geiſt Alles, — wenn es die Leute nur wiſſen wollten.

Der Geiſt berechtigt zu Allem, was er verantworten kann, und ſelbſt wenn er ſich verſündigt, hat er das Recht auf Verzeihung.

In der Welt iſt Raum genug für den Geiſt, und all' unſer Elend, all' unſer Menſchenleid geht aus dem Kampfe hervor, welchen der Geiſt mit der Körperwelt, mit dem Ungeiſtigen, mit dem caput mortuum des Lebens auf Tod und Leben führt.

Aber der Geiſt ſiegt und muß ſiegen, denn im Anfang war der Geiſt, und wenn er nicht ebenfalls am Ende aller Dinge wäre, dann wäre die ganze Welt noch mehr als eine Chimäre.

Träumen wir denn nur, daß wir ſind, oder ſind wir wirklich?

Träumen wir nur, daß wir nach dem Leben noch ſein werden, oder iſt der Geiſt eben ſo allgewaltig, daß er ſelbſt endlich über den Tod ſiegen muß?

Geiſt! Geiſt! Geiſt! — Ich glaube nicht an Geiſter, aber ich möchte in der That einmal die ganze Welt, von Adam bis heute, alle Menſchengeſchlechter, alle Völker, alle Geſchlechter, alles Alte aufgeſtanden ſehen, hüllenlos, körperlos, und ſehen und fragen: was iſt das Ziel alles Lebens? —

Und wenn dann nicht die Antwort lautete: „Geiſt", dann ſollte es mir leid thun, meine Memoiren geſchrieben zu haben. Denn wozu ein Stück nichtiges Geiſtes-Menſchen-Leben verewigen, wenn die Ewigkeit ſelbſt nichts anderes, als ein Atomenleben wäre?

Doch genug Betrachtungen, wenden wir uns wieder dem Realen zu.

Ich hatte eine luſtige Begegnung.

Da ich eine große Dame war, ſo glaubte man mit Un-

recht, daß ich Alles auf dem Fuße einer solchen eingerichtet haben müsse.

Ich stand aber immer auf meinen eigenen Füßen, auf den Füßen der Lola Montez.

Nun, ich verzeihe der Welt ihren Irrthum, wenn er nur nicht böswillig gemeint ist, — denn Irrthum ist auch Glaube, es ist nur allein das Unglück, daß über dieses Thema eine Begriffsverwechselung selbst bei den scharfsinnigsten Philosophen herrscht.

Es kam demnach, d. h. in Folge jenes Glaubens, ein sehr liebenswürdiger junger Mann zu mir, d. h. wiederum nur seinem Geiste nach, welcher sich bei mir unter dem Motto:

Die Majestät des Thrones ist allein in der Küche

anmelden ließ.

Ich hielt diese symbolischen Worte für irgend einen arabischen Spruch, aber er schien mir doch einer näheren Erklärung werth, und ich ließ den sich also Anmeldenden zu mir kommen.

Was sind Sie, mein Herr?

Gewesener Mundkoch Sr. Majestät des Königs der Franzosen, Carl's X.

Also gewesener Koch Sr. gewesenen Majestät? das sind fünf Worte. Das ist keine Weltgeschichte im Unterrock, und doch, was ist das für ein Stück Weltgeschichte, welche diese wenigen Worte besagen.

Doch Ruhe der Asche des unglücklichen Königs, den sein Schicksal ehrwürdig gemacht hat, wenn es die Krone nicht gethan, aber was will dieser Koch?

Ist er es vielleicht gewesen, welcher die Ordonnanzen dem französischen Volke so unverdaulich zubereitet hat?

Dieſe Frage wäre einer Unterſuchung werth.

Denn welchen Einfluß übt nicht der Magen auf den Geiſt aus, iſt er nicht gerade der Präſident, der Vertreter jener Körperwelt, von der ich ſo eben geſagt, daß ſie mit dem Geiſte auf Tod und Leben kämpft?

Ich möchte wohl wiſſen, welchen Einfluß die Küche auf die Weltgeſchichte ausübte?

Da haben Sie was, meine Herren Schriftſteller:

Die Weltgeſchichte in der Nachtmütze,

und klingt Ihnen das nicht deutlich genug, nun, dann meinetwegen:

Die Weltgeſchichte am Heerde.

Doch ich muß nun wohl ja mit meinem geweſenen Koche reden, denn er ſcheint mir zu ſagen, daß er, obgleich *geweſen*, noch immer ein *Weſen* iſt.

Sie wollen alſo der Koch der Lola Montez werden?

Mit Vergnügen, wenn ich ſo glücklich ſein darf — —

Ach was, ſo glücklich. Schämen Sie ſich doch, Sie, ein ſo tragiſcher Menſch, der Koch einer Majeſtät, welche in der Verbannung ihr Leben beſchließen mußte, Sie wollen jetzt in Ihren alten Tagen der Koch einer — Tänzerin werden?

Wie der arme Menſch roth wurde.

Gräfin, ſagte er — — —

Was kümmert Sie die Gräfin? Ich brauche als Gräfin keinen Koch, ich habe als Gräfin keinen Hunger, nur Lola Montez hat zu jeder Zeit Appetit — ich geſtehe das.

Der arme Menſch, nein, es war kein armer Menſch, ich will ihm kein Unrecht thun. Denn wann iſt der Menſch arm, welcher Geiſt genug hat, Brühen zu machen, bei welchen ſelbſt die klügſten Diplomaten ſitzen bleiben? Der Herr Koch alſo

legte seine Verlegenheit bei Seite und gewann vollkommen seine Fassung wieder, wie es einem Franzosen gebührt.

Nun gut, sagte er, so werde ich der Koch einer Tänzerin, welche so königlich gesinnt ist, für meinen ehemaligen Gebieter ein Wort des Schmerzes zu haben.

Schon gesprochen, versetzte ich, aber Sie bringen mich wirklich in Verlegenheit, ich habe meinen Koch, und ich weiß nicht, ob meine Tafel so großer Kunst bedarf, wie die Ihrige ohne Zweifel sein wird?

Ob Sie einer solchen bedürfen? sagte der Koch mit erstaunter Miene, so wissen Sie es nicht, Frau Gräfin, welch eine wichtige Sache für Sie Ihre Küche ist?

Nein, sagte ich lachend, in der That, mein Herr Koch, ich kümmere mich sehr wenig um die Küche.

Der Koch nahm eine sehr wichtige Miene an.

Frau Gräfin, sagte er, erlauben Sie mir Ihnen mit den Worten eines der mächtigsten Monarchen der Welt, Karls des Großen, zu wiederholen:

Die Majestät des Thrones ist nur in der Küche.

Gestatten Sie mir eine halbe Stunde Gehör, — und dieses graue Haupt lege ich zu Ihren Füßen, wenn Sie, nachdem Sie mich angehört, nicht sagen:

Sie müssen mein Koch werden, es verlangt die Dankbarkeit.

Der Mann sprach so ernst, und mir war diese ganze Scene so lächerlich, daß ich, um den armen Mann nicht zu beleidigen, auf einen Augenblick hinausgehen mußte, um mich auszulachen.

Nachdem ich tüchtig gelacht hatte, kam der Ernst wieder über mich, und ich war nun vollkommen in der Verfassung, die Philosophie der Küche anzuhören.

Lachen Sie nicht, meine Leser, ich hatte kaum einige Sätze

gehört, da hätte auch ich nicht mehr lachen können, ich mußte vielmehr zu meiner Beschämung gestehen:

Man thut Unrecht, über irgend ein Ding in der Welt zu lachen, denn selbst im Unsinn steckt Vernunft.

Wir sind leider nur selten so vernünftig, sie heraus zu finden, und packen immer den Unsinn zuerst.

Ich habe schon manche Ohrfeige ausgetheilt, wie meine Herren Chronisten berichten, ich leugne es nicht und rühme mich auch dessen nicht, aber dessen rühme ich mich:

Wenn ich mich einmal, — und ich will zugeben, daß es öfters geschah, über einer Dummheit ertappte — dann gab ich mir jedesmal selbst eine Ohrfeige.

So that ich, nachdem ich ein wenig den Koch angehört.

Ich habe über seinen Ernst gelacht, das wolle mir Gott verzeihen, ich verzeihe es mir niemals.

Man höre, was er, d. h. was seine geliebte Lady, wie er sie nannte, sagte, — es ist die „Weltgeschichte am Heerde."

Mögen die Frauen sie studiren und abermals studiren, denn es giebt kein Heil ohne sie.

Würde ich jetzt zum zweiten Male geboren, ich würde meine Sprachkenntniß, meine Musik, mein Zeichnen, meinen Tanz, Alles, Alles an dieses einzige Studium setzen.

Hundertſiebenundfünfzigſtes Kapitel.

Die Weltgeſchichte am Heerde
oder
Die Philoſophie der Küche.

Wir leben in einer traurigen Epoche; .... wenn ich wir ſage, ſo meine ich die Frauen. Aller unſerer Macht beraubt, üben wir nicht die geringſte Kontrolle mehr über die Leidenſchaften der Männer, die Liebe wird ein Rechenexempel, das Heirathen eine Speculation, die Freundſchaft ein leerer Name. Das Glühen einer Zigarre macht den Glanz der ſchönſten Augen erblaſſen, und der niedliche weibliche Fuß macht keinen Eindruck mehr. Cendrillon's Pantoffel würde in allen Engliſchen Klubs von Hand zu Hand gehen, ohne irgend einen romantiſchen Gedanken zu erregen. Das junge Frankreich und der Dandyismus Englands dürften wohl kaum ein einziges Individuum aufzuweiſen haben, das mit St. Preux über ein Mieder in Extaſe geriethe oder mit Walter den Druck eines Gürtels beneiden könnte. Die ſchöne Zeit iſt hin, wo der Raub einer Haarlocke die Geſellſchaft in ihren Grundfeſten erſchütterte, ſie iſt ſo fabelhaft wie Tauſend und Eine Nacht geworden.

Ihr Frauen dieſes Jahrhunderts, wo herrſchet Ihr noch unumſchränkt? Ich ſage es Euch unumwunden, euer Thron ſteht jetzt nur — in der Küche.

Meine Schöne, ſo fragte Heinrich IV. ein Ehrenfräulein der Maria von Medicis, auf welchem Wege gelangt man zu Ihrem Herzen? — Durch die Kirche, Sire, lautete ihre Antwort. Hätte man den weiblichen Berühmtheiten unter der Regierung ſeines Enkels eine ähnliche Frage geſtellt, ſie würden gewiß unbedingt geantwortet haben: durch die Küche.

Es iſt gewiß eine unbeſtreitbare Thatſache: nie haben die Frauen allen Vorurtheil, den ſie aus der Küche ziehen konnten, beſſer gefühlt, als in den Zeiten ihrer größten Macht. Sie verſtanden dieſe mächtige Kunſt von ihrer phyſiologiſchen, politiſchen und moraliſchen Seite. Die berühmten côtelettes à la Maintenon thaten den ehrſüchtigen Plänen dieſer Frau keinen geringeren Vorſchub, als der Widerruf des Edikts von Nantes, und ihre dragées und dragonnades hatten denſelben Erfolg. Damen von der ſorgfältigſten Erziehung kennen heut zu Tage kaum die Ingredienzien einer entrée oder die Beſtandtheile eines entremets; ſie wiſſen nicht den Moment zu beſtimmen, wann ein hors d'oeuvre aufgetragen oder eine pièce de resistance abgetragen werden ſoll. Aber jene große Staatsfrau, jene elegante Schriftſtellerin, jene Frau, die Frankreich beherrſchte und einen ſo großen Einfluß auf Europa ausübte, — war zugleich die erſte Köchin ihres Jahrhunderts und konnte mit demſelben Genie und derſelben Sachkenntniß für die geringſten Kleinigkeiten und Einzelnheiten der beſcheidenſten Haushaltung ihres Landes ſorgen. In der Korreſpondenz der Frau von Maintenon befindet ſich ein Brief, den alle Hausfrauen ſtudiren und auswendig lernen ſollten; in dieſem Briefe berechnet ſie, wie viel ihr Bruder im Hauſe und an ſeiner Tafel vergeudete und

bemüht sich, ihre Schwägerin von ihrer häuslichen Liederlichkeit abzubringen, sie macht dieser den Vorwurf, daß sie eben so wenig von der Toilette, als von der Küche verstehe. Der Brief schließt mit den Worten: Wenn meine Berechnungen Dir nützlich sein sollten, so werde ich die Mühe, welche sie mir kosten, nicht für verloren halten, ich habe Dir wenigstens gezeigt, daß ich etwas von Wirthschaft verstehe.

Das Weib ist von Gott geschaffen worden, um die Küche zu besorgen, und wenn der Mann zu Zeiten in der Haushaltung, wie im Staate eine gewisse Uebermacht sich angeeignet hat, so ist der Grund nur darin zu suchen, daß das Weib seiner physischen Kraft bei ihren Verrichtungen bedurfte. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern werden die Natur und die Quantität der Nahrungsmittel durch das Klima und den Menschenschlag bestimmt; aber ihre Qualität hängt immer und überall von der Art ab, wie man sie zubereitet, und hauptsächlich in der Lösung dieser schwierigen Aufgabe leisten die Klugheit, die Bewandtheit und die Geduld unseres Geschlechts das Bewunderungswürdigste. Der Magen eines Lappländers steht ohne Zweifel dem eines Indiers nicht ähnlicher, als ein Stück von einem rohen an der Luft gedörrten Fisch dem delicatesten und auf die ausgesuchteste Weise zubereiteten Stücke Wildpret. Aber neben diesem Unterschiede im Großen giebt es noch in den zahlreichen Magen einer und derselben Nation die mannigfachsten und feinsten Nüancirungen, die das Weib allein bemerken und studiren konnte, um allen den verschiedenen Bedürfnissen zu genügen, deren Dasein diese nur dem weiblichen Sinn erkennbaren Unterschiede ihr offenbart hatten. Auch mußte die Frau zuvor entdecken, daß man die Thiere nur durch Vermittelung des Magens civilisiren, d. h. bezähmen kann, und daß die Männer in dieser Beziehung den Thieren gleichen

In den heiligen Büchern finden wir das erſte hiſtoriſche Dokument über die Kochkunſt. Das Frühſtück, welches Abraham den Engeln, die bei ihm eingekehrt waren, vorſetzte, war von Sara's Händen bereitet. Die Frauen des Patriarchen beſchäftigten ſich ohne Zweifel mit der Zubereitung des Brodes, denn das Brod der alten Hebräer war lang und lief ſpitzig zu, wie die lady's fingers. Seit der Epoche der Sendung Moſe verlangte das Geſetz leckere Speiſeopfer, und die Kuchen aus Honig, Oel und Mehl, von denen die Bibel ſpricht, ſind für uns unwiderlegliche Zeugniſſe von der Geſchicklichkeit der ſchönen Enkelinnen Sara's.

Die Erfriſchungen, welche Abigail, eine ſchlaue Intriguantin, aber vortreffliche Hausfrau, dem David vorſetzte, enthielten trotz ihrer patriarchaliſchen Einfalt alle Elemente der ausgeſuchteſten Küche. Große Bohnen, Linſen, Erbſen, gedörrte Feigen, Weintrauben, gute Sahne, Honig, Oel und ſaftiges Kalbfleiſch; allein wie waren alle dieſe Stofftheile zubereitet? wie waren ſie ſervirt? hatte Abigail feſt an den Traditionen gehalten, oder vermöge genialer Eingebung die unendlichen Capacitäten ihres Kalbfleiſches gründlich durchſchaut? befriedigte ſie den Beſieger des Goliath mit einem Kalbsohr à la tartare? beſchwichtigte ſie ihn mit einer crême à la moëlle, jenem Meiſterſtücke der modernen Milchſpeiſen-Bereitung, das dennoch ſo leicht herzuſtellen iſt? Solche Fragen ſind nur mit einem Achſelzucken zu beantworten. Eine Nation, der es an Metall, ihre Krieger zu bewaffnen, fehlte, konnte nicht gut eine vollkommen montirte Küchen-Batterie beſitzen. Man darf indeſſen auch nicht vergeſſen, daß die Traditionen über die Speiſebereitung am ſpäteſten untergehen, und welche wunderbaren Hülfsquellen können dem Weibe in ſchwierigen Zeiten dienen!

Jedoch die Kinder Israels waren nun einmal ein hartnäck-

kiges Volk, dessen Eigensinn Magen und Herz gegen Gottes Gaben verhärtete; so zeigten sie sich unempfindlich gegen das encyklopädische Schwein, und die gastronomischen Eigenschaften des Fisches wollten keinen besonders tiefen Eindruck auf sie machen. Die Aegypter enthielten sich stets des Hammelfleisches und schauderten bei dem bloßen Gedanken, eine Bohne zu essen. Wenn die kulinarische Kunst bei den Hebräern Fortschritte machte, so scheint der ganze Ruhm dem weiblichen Geschlechte zu gebühren.

Die Specereien, die Gummi-Sorten und Essenzen, welche die Königin von Saba in die Küchen Jerusalems einführte, waren kostbare Neuerungen, und man behauptet sogar, unser Gibisch-Syrup wurde nach den Recepten dieser berühmten fürstlichen Frau zubereitet.

Auch Kleopatra kannte alle Hülfsquellen, welche die Küche dem Ehrgeize und der Koketterie, der Politik und der Liebe bietet. Der ausgezeichnete Luxus ihrer Gastmähler war eines der vornehmsten Mittel, deren sie sich bediente, um ihre zahlreichen Verehrer zu umgarnen und die Feinde ihres Landes zu überwältigen. Die Soupers, welche sie Cäsar gab, verschafften ihr das Ansehen einer Römischen Imperatorin, und des Markus Antonius leidenschaftlicher Hang zu Fischen und zum Angeln that den politischen Projekten seiner schönen Geliebten großen Vorschub. Trotz der religiösen Vorurtheile ihrer Unterthanen begleitete die schöne Aegypterin den athletischen Römer oft auf seinen Fischzug-Ausflügen, und gewiß hat sie ihm mehr als einmal bei Bereitung des Lachses, den sie ihm hatte fangen helfen, hülfreiche Hand geleistet.

Ein ganz vorzügliches Talent, die Moosschwämme wohlschmeckend zuzubereiten, war ohne Zweifel die vornehmste Ursache, warum Agrippina eine so unumschränkte Herrschaft über

ihren Kaiserlichen Gemahl erlangte. Kaiser Claudius liebte dieses Gericht bis zur Narrheit, er starb nicht an einer Vergiftung, wie man gesagt hat, sondern an Unverdaulichkeit nach dem unmäßigen Genusse seiner Lieblingsspeise.

Die Meister der Welt waren jedoch keine Küchenmeister, und das jetzt so populäre Entremet **champignons à la crême** existirte noch nicht einmal als Embryo in der Phantasie ihrer Denker; diese köstliche Speise wird jetzt an allen civilisirten Tafeln im zweiten **menu service** der Jahreszeiten Frühling und Herbst unentbehrlich, und eine Frau, die mit dem **poco meno** und **poco piu** seiner constituirenden Elemente unbekannt ist, verdient es nicht, den Ehrenplatz an einer Tafel zu behaupten.

Mit dem Römischen Reiche stürzte auch die große, aber nicht sehr wissenschaftliche Küche des Alterthums zusammen. Man darf indessen annehmen, daß die Gastronomie der Römer, gleich ihren übrigen Wissenschaften, schon lange vor ihrem politischen Verfalle in eben dem Maße, wie der Genius und die Tugenden des Volkes, gesunken war.

Die Einfälle der nordischen Barbaren verlöschten mit allen übrigen Lichtern, auch den letzten schon ersterbenden Schein der Kochkunst. Die Nordischen Völker hatten so ausgepichte Magen, einen so kolossalen Appetit, daß sie anfänglich mehr um die Quantität, als um die Qualität der genießbaren Dinge sich kümmerten. Alterthumsforscher haben die gastronomische Weisheit des Mittelalters zum Gegenstande tiefer Studien gemacht; um aber die barbarische Küche des fünften Jahrhunderts gründlich kennen zu lernen, brauchte man nur einige heutige Nationalgerichte der Nachkommen jener Stämme, deren Vergangenheit man studirte, zu kosten, um einem alten Germanischen Mahle beizuwohnen.

Der eigenthümliche Kultus, den die Nordischen Völker

den Frauen erwiesen, erklärt ihre gastronomische Unwissenheit, wenn er sie nicht vielleicht rechtfertigt. Die Germanen hätten es als ein Vergehen betrachtet, ihren edlen Frauen Beschäftigungen zu überlassen, die sie für erniedrigend hielten, es befaßten sich die Männer daher selbst mit der Kochkunst, die aber unter ihren Händen nicht ganz anständig gerieth. Die rohe Sehne eines alten Stieres schmeckte den ungeschlachten Anbetern des Odin gar köstlich, und wie einst die Helden des Homer, so bereiteten die Helden des Thor mit eigenen Händen ihre Mahlzeit. Die Frauen wurden in allen anderen Dingen wie Orakel befragt, nur nicht, wo es den leiblichen Comfort der Gemeinde betraf.

Karl der Große, dessen universeller Geist an allen Quellen der Civilisation zu schöpfen verstand, war der erste Monarch seines Stammes, der sich der Gastronomie zu politischen Zwecken bediente und seine Lebensweise nach einer Maxime regelte, der einer seiner letzten Abkömmlinge ungeheure Ausdehnung gab; er behauptete nämlich, daß die Majestät des Thrones in der Küche sei. Karl lehrte die Großen seines Reiches zuerst, wie man edelmännisch essen müsse, dann brachte er die Kochkunst durch Ernennung von Mundköchen sehr zu Ehren. Er verwandelte die souveränen Fürsten in Küchen-Intendanten, er stellte Paladine zu seinen Kammerdienern an, er übertrug Bischöfen die Sorge, seine Wirthschaftsbücher in Ordnung zu halten, und gab so seinen Nachfolgern das Beispiel einer Degradation der bevorzugsten Klassen, indem er sie gewissermaßen seinem Hausgesinde beigesellte.

Die Frauen bewarben sich um die Gunst, den Festen dieses Monarchen beizuwohnen, und bald konnte man den Einfluß ihres Geistes und guten Geschmackes an der kaiserlichen Tafel wahrnehmen. In Aachen servirte man Fasanen mit ver-

goldeten Sporen und Pfauen, deren Schweif als Fächer aufgerichtet war. Die Bedienung bei Tische, sagt ein Chronikschreiber, war jungen Pagen mit goldverbrämten Kleidern und artigen Mägdlein anvertraut.

Als die Frauen an der kaiserlichen Tafel und der seiner Vasallen erst Zutritt hatten, zeigten sie bald, daß es schlechterdings nothwendig sei, ihnen das Küchenregiment zu übertragen, und die vornehmsten Frauen bereiteten in ihrem Familienkreise eigenhändig das Mahl für die Familie und die fremden Gäste. Auf diese Weise machte ihr sinniger Geist den barbarischen Pomp ihrer Feudal-Oberherrn immer feiner und brachte immer mehr Mannigfaltigkeit in die alte Einfachheit. Bald präsentirten sie den Gästen Aale mit Basilisken-Augen, Zwerge stürzten in voller Rüstung aus einer großen Pastete, — kurz, eine Menge artiger Erfindungen erhöhten die Fröhlichkeit der Gelage.

Kaum hatten venetianische Kaufleute die ersten Specereien nach Europa gebracht, als die Frauen diese edlen Erzeugnisse der Tropenländer bei den Gerichten, welche sie zubereiteten, verwendeten. Die Parfüms des glücklichen Arabiens dufteten zuerst nur in den königlichen Gemächern und kamen von da in die Küche, wo man den Fisch bisweilen in Rosenwasser kochte.

Auch die Kirche spielte bei der Küchenreform eine wichtige Rolle und ging in Verbesserung des materiellen Wohlseins ihrer Beichtkinder den Frauen hilfreich zur Hand. Die großen Monasterien wurden Schulen der Gastronomie. Die Wissenschaft der Benediktiner entwickelte sich aber so gut im Refektorium, wie in der Bibliothek, und mehr als eine Aebtissin, die wegen ihrer Fasten und Nachtwachen kanonisirt worden ist, verdient vielleicht mehr um der Mehlspeisen und Backwerke

willen, die ſie erfunden hat, ihren Platz im Heiligen-Kalender. Wie alle anderen Zweige des Wiſſens, ſo zog ſich auch die Kochkunſt in die Abteien zurück, und der ſo volksthümlich gewordene Ausdruck „Küchenlatein" liefert noch einen klaren Beweis der verderbten Latinität jener Mönche, die zu eifrig ihren gaſtronomiſchen Studien oblagen, als daß ſie die Sprache des Virgil und Horaz fehlerfrei hätten ſprechen lernen.

Aber den Prieſtern und den Frauen zum Trotze waren die Fortſchritte der Kunſt doch langſam und unſicher. Obwohl die Gründung der Suppen ſehr hoch hinaufreicht, — man bereitete ſie zuerſt in Klöſtern und Hoſpitälern, — ſo thut ihrer die Geſchichte doch erſt im Anfange des 15 Jahrhunderts Erwähnung. In ſeiner Beſchreibung der Feſtlichkeiten, zu denen die Heirath Katharinas von Valois mit Heinrich II. von England Veranlaſſung gab, erzählt der liebenswürdige Chroniſt Monſtrelit, daß der Erzbiſchof von Sens an der Spitze einer Prozeſſion der Geiſtlichkeit in ſeiner Diöceſe die Suppe und den Wein bis in's Brautgemach des Königlichen Paares trug.

Ungefähr um dieſelbe Zeit begünſtigte ein Umſtand das Wundrecht in Frankreich auf ausgezeichnete Weiſe, indem er diejenigen, die es handhabten, zu hohen Ehren beförderte. Während Karl VI. an Geiſteszerrüttung litt, organiſirte der Graf v. St. Paul in Paris ein Corps von 500 Fleiſchergeſellen, das von ſeinen eigenen Offizieren, den Herren der Schlachthäuſer, befehligt wurde. Dieſe kleine Miliz, welche ſich in der Schlacht bei Azincourt hervorthat, behielt ihre militäriſchen Grade und ihre Beute, und das war der Urſprung einiger der edelſten Geſchlechter Frankreichs. Die hochadligen Familien Saint-Yon, Thibeaut u. ſ. w. ſind, wie der Chroniſt ſagt, aus dem großen Schlachthauſe von Paris hervorgegangen.

Während Pariſer Fleiſcherknechte auf dieſe Weiſe Baronien und Grafſchaften erwarben, beförderte eine Königin von England, welche eine geborne Franzöſin war, ihren Koch zum Edelmann. Eleonore von Provence, die Gemahlin Heinrich's III. von England, veranlaßte ihren Königlichen Gemahl, ihrem genialen Ober-Küchenmeiſter, Richard de Norrays, das Rittergut Odiolt in der Grafſchaft Perk zu verleihen. Die Nachkommen dieſes ausgezeichneten Speiſekünſtlers repräſentiren im Zeitalter der Eliſabeth mit Ehre und Ruhm jene Klaſſe, auf welche ihr Vaterland ſtolz iſt, die Gentry *) von England.

Die Kriege der beiden Roſen hemmten die Fortſchritte aller Künſte und aller Wiſſenſchaften: ſelbſt die engliſche Küche mußte darunter leiden. Die Wirthſchaftsbücher, welche von den Gliedern der Familie Lancaſter ſo ſorgſam aufbewahrt worden waren, gingen verloren oder zu Grunde, nur das der alten Gräfin von Hereford, der Großmutter Heinrich V., iſt bis auf uns gelangt. Sinnlich und verſchwenderiſch, wie ſie waren, kümmerten ſich die Yorks eben ſo wenig um ihre häuslichen Angelegenheiten, als um den Staat, auch ſchimmert aus ihrer Epoche nur ein ſehr ſchwaches Licht, um den Pfad des Forſchers zu lichten. Bei all' ſeinen wollüſtigen Leidenſchaften beſaß Eduard IV. wenigſtens noch einen gewiſſen Grad von Klugheit; ſo lebte er ſtets nach einer Regel, die er ſich ſelbſt gegeben hatte, und blieb daher von den körperlichen Plagen verſchont, mit welchen die Natur übermäßige Tafelfreuden beſtraft. Sein Arzt ſtand ihm bei ſeinen Mahlzeiten immer zur Seite und belehrte ihn über Quantität und Qualität der Speiſen, die ſeiner Conſtitution zuſagten.

*) Die vornehme Bürgerklaſſe und der niedere Adel.

Mit der Thronbesteigung des Hauses Tudor begann eine neue Aera für die Wissenschaften. Damals kamen die Recepte der französischen Köche zum ersten Male über den Kanal und fanden nach und nach in den Küchen Eingang. Vom gastronomischen Standpunkte betrachtet, war Frankreich in jener Zeit das erste Land in Europa. Um diese Zeit kam die Petersilie mit der Opera bussa, die noch jetzt in Paris ihren alten Namen führt, aus Italien. Endlich verkündeten die saucisseuses des 15. Jahrhunderts die glorreiche und glückselige Zukunft, welche den Speckhändlern des 17. Jahrhunderts aufbehalten war.

Aber die Epoche der Wiedergeburt gründete für die Küche einen Lehrstuhl, der selbst in den schlimmsten Tagen der Revolution nicht unbesetzt geblieben ist. König Franz I. berief die Frauen wieder an seinen Hof, von welchem der grausame Ludwig XI. sie verbannt hatte. Seine Schwiegertochter, Katharina von Medicis, verpflanzte die ganze Wissenschaft der italienischen Offizin, damals der ersten in der bekannten Welt, nach Frankreich. Die Conditorei, diese Poesie der Küche, erreichte bald ihr Apogäum, und die patisseurs de la dauphine brachten wegen des Kunstsinnes und der Intelligenz, die sie in ihren architectonischen und allegorischen Schöpfungen entfalteten, ihr Gewerbe zu hohen Ehren; auch bildeten sie bald eine Zunft.

Einen besonders günstigen Eindruck machte die französische Küche auf Wolsey, den größten Mann und den freigebigsten Wirth seiner Zeit. Dieser erkannte alle Vortheile, die eine gastronomische Reform in England einem Minister zuwenden mußte, und er dachte an Mittel, wie er die Kochkunst gleichzeitig mit den anderen Zweigen des menschlichen Wissens fördern könnte. Sein Palast in Hampton-Court wurde, so zu sagen, eine Schule der Gastronomie. Die Säle und die Speise-

Officinen dieſes Gebäudes, die noch jetzt dort vorhanden ſind, können einen Begriff davon geben, was dieſes nützliche Inſtitut ſeiner Zeit geweſen; ſie ſind aber außerdem noch die letzten Denkmäler der geiſtlichen Munificenz und des häuslichen Lebens der hohen Würdenträger der Kirche in einer Periode, wo Eine Hand die Zügel aller geiſtlichen und weltlichen Macht zuſammenfaßte.

Die ſchönſten Frauen Englands fanden ſich bei den prächtigen Banketten des Miniſter-Cardinals ein und nahmen Unterricht, der auf keinen unfruchtbaren Boden fiel.

Aber einen faſt unheilbaren Schaden brachte der Kochkunſt die Thronbeſteigung Jacob's I. und die Einführung ſchottiſcher Gerichte in England. Während jedoch die engliſche Küche allmählig wieder in die alte Barbarei zurücktrat, verfolgte Frankreich die glänzende Laufbahn, welche der Genius ſeiner italiäniſchen Königin und die ſo ſehr entwickelte Intelligenz ſeiner Frauen ihm eröffnet hatten. Unter ſo glücklichen Auſpicien begann das Zeitalter Ludwig's XIV, und von jener Zeit an hielt die Gaſtronomie mit den anderen Künſten ſtets gleichen Schritt — die Küche nahm neben Thron und Altar ihre Stelle ein. Die koſtbaren Bankette und die prächtigen Feſte des Königlichen Hofes wurden jedoch nicht der Probirſtein der größten Anſtrengungen der Kunſt in jener Periode; ihre wunderbarſten Talente entwickelten die Köche bei dem petit couvert des Königs, bei den soupers fins der wahren feinſchmeckenden Küchenverſtändigen. Die poulardes und die plats de légumes, welche Frau v. Sévigné mit den Rochefoucauld,s und den la Fayette's theilte, waren ſicher noch ſorgſamer zubereitet, als die complizirteſten Gerichte des grand couvert zu Verſailles.

Mit der Geſundheit und den Kräften Ludwig's XIV. gingen Appetit und bon goût aller Franzoſen auf die Neige. In

seinen letzten Jahren hatte Ludwig solche Magenleiden, daß Frau v. Maintenon zur Linderung derselben einen herzstärkenden Trank aus Spirituosen, Orangenblüthen-Zucker u. dgl. erfinden mußte. Dies war der erste Ursprung aller modernen Mischungen, die unter dem allgemeinen Namen Liqueure bekannt sind, und ohne welche die Großen und Reichen dieser Erde gar nicht verdauen können. Der gute Erfolg dieser Erfindung gab einer Schule von Gesundheitsköchen ihr Entstehen. Frau v. Maintenon's berühmte côtelettes en papillotes, die den Magen gegen die bösen Wirkungen des Festes schützten und dem Könige manche Unverdaulichkeit ersparten, verschafften der Erfinderin mit jedem Tage größeren Einfluß zur Verzweiflung des Ministers Louvois und der Prinzessinnen und zur großen Genugthuung der Jesuiten und des Paters de Chaise.

Die reizende Prinzessin v. Conti hatte vergebens alle ihr zu Gebote stehenden Mittel angewendet, um ihren Gemahl und ihren Schwager dem Grolle des Königs und der gerechten Strafe, die ihre Laster verdienten, zu entziehen. Schon verzweifelte sie fast an dem Erfolge, als plötzlich eine glückliche Eingebung sie aus ihrer Verlegenheit riß. Ihr guter Genius flößte ihr den Gedanken ein, sich durch den Königlichen Magen den Weg zum Königlichen Mitleid zu bahnen, und so kam sie auf die Erfindung jenes berühmten Gerichtes, das noch jetzt unter dem Namen carré de mouton de la Conti in Frankreich beliebt ist. Dieses Gericht wurde in der Casserole so mürbe gemacht, daß dem Magen des Königs nichts mehr übrig blieb, als die angenehme Thätigkeit, in einem bisher unbekannten Genusse zu schwelgen. Auch entsagte der alte Monarch nun sofort seinem unschmackhaften pôtage à la vierge und verzehrte sein treffliches carré mit dem Appetit jener schönen Jahre, da

man ihm jeden Abend eine Schüssel mit kaltem Geflügel zu Häupten des Bettes stellte, für den Fall, daß er etwa Nachts erwachen und Appetit empfinden könnte. Die den Schuldigen erzeigte Gnade setzte den ganzen Hof in Erstaunen, und Frau v. Maintenon wurde so bestürzt, daß sie sich den Pater La Chaise rufen ließ. Das Ergebniß der Conferenz Beider war die Ente **au père Douillet**, die einige Tage später zum ersten Male auf die Königliche Tafel gesetzt wurde. Seitdem erhielten sämmtliche neu erfundenen Gerichte die Namen von Heiligen, und die trefflichen **morceaux à la Sainte-Ménéhould** datiren sich aus der Regierung der heiligen Françoise de Maintenon.

Wenn die Wissenschaft während der letzten so unglücklichen Regierungszeit Ludwig's **XIV.** stille stand, so nahm sie unter der Regentschaft einen raschen Aufschwung, und die großen Männer jener Epoche scheuten sich nicht, ihre Namen den Speisen zu geben, die sie erfunden oder besonders gern hatten. Die **piquées** von ausgezeichneter Feinheit werden der Herzogin v. Berry zugeschrieben, und die reizende Frau eines Generalpächters gab der **dinde truffée**, einer für die höhere Küche eben so nützlichen, als schwachen Magen verderblichen Erfindung ihren Namen.

Der lange Frieden, dessen sich Europa während der Regierung Ludwig's **XV.** erfreute, erlaubte den Frauen, einen immer größeren Einfluß in Cabinet und Küche zu gewinnen. Zu dieser Zeit erst fing man an, die Tafeln der Könige und der vornehmsten Familien des Landes mit jener Ordnung und Pünktlichkeit, die seitdem so viele Bewunderung erregt haben, zu besorgen. Die kleinen Soupers von Marly überrasten an Eleganz und Raffinement die **grandes collations** der letzten Tage Ludwig's **XIV.** Hofdamen kauften die Entdeckungen neuer Ge-

Gerichte von irgend einem unbekannten Küchengenie. Die Fürstin v. Soubise lieh ihren historischen Namen jenem vortrefflichen Gerichte, das die purée d'oignon populär machte. Der gute Erfolg der côtelettes à la Soubise und die steigende Gunst, in welche die übrigen Erfindungen der Dame kamen, machte den eifersüchtigen Ehrgeiz der berühmten Herzogin v. Mailly rege, und bald bereicherten sich alle Tafeln mit der unsterblichen Hammelkeule à la Mailly.

Unter Ludwig XVI. erreichte die Gastronomie den Gipfel ihrer Vollkommenheit, sie nahm die ganze Würde einer Wissenschaft an und trat zwischen Physik und Chemie in die Mitte. Die vorzüglichsten Gelehrten verschmähten es nicht, für ihre Fortschritte sich zu interessiren, und führten in allen ihren Theilen wichtige Verbesserungen ein, von dem schlichten pot-au-feu des Armen bis zu den kunstreich zusammengesetzten Gerichten, die man auf crystallenen Schüsseln oder in goldenen Vasen auftrug.

Jetzt wurde die Küchensprache gewählt, und elegant, wie die Sprache der schönen Wissenschaften; die Kochbücher und Almanache der Kochkunst schrieb man mit Voltaire's Geist und Frau v. Sévigné's Anmuth. Die Rezepte der Purée's wurden eben so puristisch, wie akademische Gutachten geschrieben; die petits plats nannte man Epigramme, und der Genius der Hirtenpoesie selber gab den zum zweiten Service gehörigen Speisen und den Desserts seinen Namen. Jetzt strebten die Frauen aller Stände danach, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden; und während die großen Damen ihre Küchenzettel so sorgfältig, wie ein episches Gedicht zusammensetzten, übertrafen die Hausfrauen der niederen Kreise der Gesellschaft in ihren Erfindungen die Meister der Kunst und gaben einigen der beliebtesten Gerichte damaliger Zeit den Namen. Die Cuisine bourgeoise erschien in den letzten Regierungsjah-

ten Ludwig XVI, und nur der Geiſt eines la Reyniére's vermochte gegen eins der beſten Kochbücher, die bis heute geſchrieben worden ſind, anzukämpfen.

Aber dieſe Anſprüche des weiblichen Geſchlechtes an Ausübung einer Kunſt, zu welcher die Natur das Weib beſtimmt zu haben ſcheint, erregte eine lebhafte Oppoſition von Seiten der Männer. Als Frau v. Genlis ſich rühmte, einen deutſchen Grafen aus Wien ſieben ausgezeichnete, Franzöſiſche Gerichte gelehrt zu haben, weiſſagte man, daß die Pariſer Köchinnen bald ſämmtliche Köche verdrängen würden. Die Köche verfehlten nicht, dagegen zu proteſtiren und die Frauen mit allen Waffen ihres Spottes anzugreifen. Aber das Frauengeſchlecht wußte dieſen Angriffen tapfer zu begegnen und der Orden von der blauen Schnur wurde geſtiftet, der alle politiſchen Stürme überdauerte, und in dem Lande der Gleichheit, wo man alle Stände nach einander mit Füßen getreten, noch immer fortblühte.

Während alle dieſe Ereigniſſe bei den Franzoſen vor ſich gingen, machte das Land „des guten Magens", ſo ſchwache Fortſchritte in der gaſtronomiſchen Kunſt, daß ein Haus, welches einen Koch vom Kontinente erhalten konnte, im Urzuſtande von 1688 blieb. Die Königin Anna, eine ſehr langweilige Frau, und charakterloſe Herrſcherin, war der Hauswirthſchaft ſehr kundig: Die Natur hatte ſie geſchaffen, um in der Küche, nicht im Kabinette zu regieren. In der Küche allein ſtand ſie ohne Nebenbuhler, hier brauchte ſie ſich nicht in den Willen einer Malborough zu fügen, hier war ſie in ihrem Elemente, und an ihrem Platze. Auch iſt es allen denjenigen bekannt, welche die Literatur der Kochkunſt aus jener Periode kennen, oder ein von Ionſon oder Curt verfaßtes Buch über die Kochkunſt beſitzen, daß die beſten Rezepte unter dem Titel: Nach

der Manier der Königin Anna klassizirt sind. Die Königin Anna, sagt ein französischer Schriftsteller in seiner Geschichte der Kochkunst, war eine große Feinschmeckerin, und verschmähte es nicht, mit ihrem Koche Unterhaltung zu pflegen. Man muß noch hinzufügen, daß Lord Bolingbroke mit welchem Ihre Majestät im Geheimen den Sturz der Whigs und die Wiedereinsetzung des Prätenden verabredete, die bevorzugte Nichte der großen Gründerin der Côtelettes à la Maintenon geheirathet hatte.

Die Thronbesteigung des Hauses Hannover hatte keine Fortschritte der Kochkunst zu Folge. Für ihre germanischen Gerichte eingenommen, waren die Hofküchenmeister Georg's I und II wenig geeignet, den Geschmack der Nation zu veredlen, und die feinen Gentlemen ihrer Zeit, die Chesterfield's, die Walpole's und Montague's stellten Frankreich in Allem, und die artigsten Artikeln von der Küche bis zum Boudoir und von der Toilette bis zur Torte betreffend, auf die erste Stufe der Vollendung. Ihre Meinung wurde Gesetz und ganz England war mit ihnen der Meinung, daß es ohne einen guten französischen Koch durchaus unmöglich sei, nur ein gutes Diner zu verschaffen, ja, daß der mittelmäßigste französische Dudelkoch die besten Zöglinge der britischen Küche übertreffe.

Dieß allgemeine, günstige Vorurtheil für ausländische Köche und Köchinnen trug mehr als alles Uebrige dazu bei, daß die britische Küche stationär blieb. Endlich aber unterbrachen die aus der französischen Revolution hervorgegangenen Kriege allen Verkehr mit dem Festlande, und so mußte der verfeinerte, gastronomische Sinn bei den Bewohnern eines Landes untergehen, wo es, wie ein Neapolitaner sich ausdrückt, zwanzig Religionen und nur Eine Sauce giebt — — — und was für eine Sauce, du lieber Gott! eine Schmelzbuttersauce"

Seit jener Katastrophe verschwanden die fines herbes aus den Englischen Gärten: dünne Brühen hießen Kraft und Bouillon, Entrées kochte man auf glühenden Kohlen, und schwarzer Pfeffer und andere Droguen dieser Art wurden die vorherrschenden Würzen. Endlich sank die Kunst so tief, daß folgendes Bonmot des Schauspielers Kean auf alle gewöhnlichen Mahlzeiten paßte: „Die Suppe war kalt, das Eis warm und alles Uebrige sauer, nur der Essig nicht.

So war die Britische Küche, ehe der Sturz Napoleon's Europa den Frieden wieder gab. Der Königliche Amphitryon Großbritanien's hatte große Pläne zur Verbesserung der National-Küche, aber er hatte einen gar schwierigen Stand, er kämpfte allein in der Bresche, und Niemand eilte zu seinem Beistande heran. Er berief den unsterblichen Caréma und lud ihn ein, an der Verwirklichung seines Lieblings-Gedankens eifrigen Antheil zu nehmen, wie Ludwig XVI. den Grafen Necker zu sich berufen hatte, um die zerrütteten Finanzen Frankreichs wieder in Ordnung zu bringen. Carêma, der Geniale, kam, er kam, sah und — siegte nicht.

Vergebens strahlte ihm die gewaltige Batterie von Brighton, dieses Woolwich der Küche ihren blendenden Glanz entgegen, vergebens stellte man eine Legion kleiner Gehülfen, den pausbäckigen Kupidos Ludwig's XIV. ähnlich, zu seiner Verfügung, vergebens appellirten ganze Heere von Ochsen, ganze Austernbänke an sein Genie, Carêma befand sich, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, in einem Zustande des Erstickens. Der unübertroffene Meister, fühlte schon bei seiner Landung daß er hier eine Schule zu schaffen, nicht umzugestalten habe. Wenn er die glühenden Schmelzöfen des königlichen Heerdes ansah, dachte er an die petits feux und petits fours in Frankreich. Er horchte hin, und gewann die Ueber-

zeugung, daß man hier keine Sprache redete, die geeignet gewesen wäre, seinen Ideen zur Hülfe zu kommen, er hätte denn ein besonderes Wörterbuch, vielleicht gar eine besondere Grammatik erfinden müssen, und vor einer solchen herkulischen Arbeit schreckte er zurück. Was aber den Meister völlig entmuthigte, war die Entdeckung, daß die britischen Damen kaum eine Ahnung von seiner Kunst hatten, daß die Oberhofmeisterin des königlichen Hauses, kein anderes Meisterstück ihrer Kochkunst aufweisen konnte, als gepfefferte Cotelettes, an denen der Prinz-Regent sich tagtäglich gütlich that. Carême gab seine Entlassung ein, und als seine französischen Freunde ihn fragten, warum er einen so hohen Posten verlassen habe, antwortete er würdevoll: „Weil die Küche Seiner königlichen Hoheit zu bürgerlich ist."

Nach Aufhebung der Kontinental-Sperre*) eilte Brita-

*) Napoleon machte sich bekanntlich aus den Tafelfreuden wenig. Sein vertrauter Kammerherr de Bussy, einer der größten Feinschmecker war hierüber untröstlich, und man hörte ihn oft sagen: selbst den größten Männern fehle noch immer etwas. Ein Huhn, Cotelette und namentlich Gaffee mußte aber immer und überall für den Kaiser bereit gehalten werden. Den Gaffee liebte er leidenschaftlich, und trank an 20 Tassen täglich, ohne sich dabei schlecht zu befinden. Dennoch hat seine Tafel nichtsdestoweniger zu einer der glänzendsten Erfindungen der französischen Kochkunst, dem rôti à l'impératrice, Veranlassung gegeben. Das Recept zu diesem köstlichen Gericht ist, wie folgt: Man nimmt eine von den schönsten und fleischigsten Oliven, schneidet den Kern aus, und füllt die Lücke mit einem Schnittchen Anchovis; dann stopft man die Frucht in eine Drossel und diese, gehörig zubereitet, in eine fette Wachtel. Die Wachtel wird nun in ein Rebhuhn, das Rebhuhn in einen Fasan, und der Fasan in einen Kapaun gesteckt, der endlich in dem Bauche eines Spanferkels seinen Platz bekommt. Dies wird nun

niens kleiner und großer Adel haufenweise in die gastronomische Hauptstadt der civilisirten Welt.

Seit den Zeiten der Kreuzzügen hat man nie eine so zahlreiche Auswanderung gesehen. Nach seiner Rückkehr fand dieses aristokratische Heer seine nationale Küche allzu abscheulich, und bemühte sich nun die kostbaren Genüsse zu erlangen, mit welchem sie Véry bekannt gemacht hatte. Die reichen Leute gaben den Französischen Köchen das Dreifache des Gehalts, das die Erzieher ihrer Söhne und Töchter erhielten, aber die große Mehrheit der Reisenden, den es an genügenden Mitteln fehlte, eine Legion „Weißmützen" zu erhalten, mußte auf das Vergnügen, von den Continental-Erfahrungen Vortheil zu ziehen, Verzicht leisten. Das Extrem des Uebels bezeugte etwas Gutes. Die gesellschaftlichen Bedürfnisse wurden so groß, daß man nach Mitteln ihrer Befriedigung trachtete, und bald zeigte sich eine wunderbare Reaction. Es entstanden die Klubs, diese Asyle unglücklicher Hagestolzen, diese Erholungsstätten unzufriedener Ehemänner; hier konnten die Männer als Gentlemen und als Christen diniren, und an allen Leckereien der franzö-

am Spieße gebraten und giebt ein Gericht, welches durch die hervorgebrachte Wechselwirkung aller eingeschachtelten Bestandtheile aufeinander, wohl nur den Geruch als nur den Geschmack seines Gleichen sucht. Den kostbarster Bissen aber die Olive ist, welche den Mittelpunkt bildet, und die Quintessenz der feinsten Kräfte aus ihren verschiedenen Umhüllungen an sich gezogen hat. Ein ähnliches Gericht, jedoch im größern Maßstabe, hatten, wie der ältere Plinius und Makrobius berichten, schon die Römer; es war ein wildes Schwein, mit mancherlei anderem Wild und Geflügel gefüllt, es hatte einen Beinamen, der dem Trojanischen Pferde entlehnt war, es hieß nämlich: porcus trojanus.

ärmlichen Küche sich erlaben, und dies Alles wohlfeiler, als an ihrem Familien-Tische, wo sie nichts als hart und halbgekochte Stücke ihres nationalen Roastbeef, ihren Kalbsköpfen und Puddings zu essen bekamen. Aber die Klubs wurden leider auch das Grab der britischen Sittlichkeit. Das englische Haus, dieser Tempel des Herzens, dieser Mittelpunkt aller Tugenden, wurde der einsame Aufenthalt des andern Geschlechts, und alle Ehemänner pilgerten nach jenen anziehenden Oertern, wo Priester der Provencalischen Brüder oder aus den Klöstern der Rocher de Cancale die Agende verrichteten.

So geht denn an eure Kasserole, ihr Frauen, wenn ihr eure untreuen Gatten mit der Stimme eines Falkoniers in's eheliche Nest zurückrufen wollt. Schreitet ohne Aufenthalt zur Umstaltung eures Hauswesens, widmet euch ernstlich der Kunst, die an keinem Jahrestage unnütz ist, und die euch so viele Elemente des häuslichen Glückes bietet. Wolltet ihr euch nur ein Viertel der Zeit, die mit unnützem Geplauder verloren geht, eurer Küche widmen, so würdet ihr euern Gatten Diners vorlegen können, eben so fein und wohlschmeckend, wie diejenigen, die eure barbarische Unwissenheit sie außer Hause zu suchen zwingt. Philosophie und Literatur sind euch Lebensbedürfnisse geworden, warum nicht auch die Theorie der Kochkunst, die euch mindestens eben so vortheilhafte Erfolge verheißt? Stiftet Musterschulen der Gastronomie, unterweiset eine hinreichende Anzahl junger Mädchen, schicket sie als Missionärinnen nach allen Ländern der Erde, und habt ihr endlich, Dank eurer Anstrengung, einer Anzahl von Küchenrecepten Gesetzeskraft verschafft, so wird aus eurer Mitte irgend ein weiblicher Bentham erstehen, der das große Werk vollendet, indem er alle die zerstreuten und noch so wenig feststehenden

Grundſätze logiſch ordnet, und in eine mündige Sprache kleidet, alsdann wird kein Menſch auf Erden noch ferner an der großen Wahrheit zweifeln, daß ein gutes, mit ächter Kunſt zubereitetes und mit Geiſt gewürztes Diner an einem kleinen runden Tiſche alle Feſte und Bankette aufwiegt, die ſeit Entſtehung der Welt gegeben werden.

Hundertachtundfünfzigſtes Kapitel.

Ein Gourmand.

Louis Napoleon. — Saardam. — König und Koch. — Gaſtronomiſche Erfahrungen und Lehren.

Als ich meine kleine Geſellſchaft, zu welcher bald einige neue Mitglieder hinzugetreten waren, wieder um mich verſammelt hatte, theilte ich ihr natürlich meine Unterredung mit dem Koche mit, und ſie zeigten eben ſo viel Intereſſe für den Gegenſtand, als ich ſelbſt.

Bei dieſer Gelegenheit erzählte unſer holländiſcher Bankier eine dritte Skizze aus dem Leben ſeines Bruders, welche den ehemaligen, man könnte faſt ſagen, Eintags-König von Holland, Louis Napoleon, betraf.

Louis Bonaparte wurde in ſeinem 27. Jahre König wider ſeinen Willen. Welches Märchen der Tauſend und Einen Nacht nimmt wohl einen phantaſtiſcheren Anfang?

Sobald er in die Hauptſtadt eingezogen, bot der improviſirte Hof des widerſtrebenden Monarchen ein Schauſpiel dar, welches mit dem Romane ſeines Urſprunges im vollkommenen Einklange ſtand. Der Hofſtaat des Königs und das diploma-

niſche Corps fanden weder einen Palaſt, noch Tafel bei einem republikaniſchen Volke, das binnen 24 Stunden zu Königlichen Unterthanen umgewandelt wurde. Sie ſahen ſich genöthigt, in einem Gaſthofe zu wohnen und bei einer — Schauſpielerin zu ſpeiſen. In dieſem Gaſthofe, welcher des Marſchalls Türenne Namen führte, ſahen ſich die Geſandten der beim König Ludwig I. vertretenen Mächte genöthigt, ihre Kanzleien einzurichten, und zwar in ſehr beſchränkten Gemächern, die ſämmtlich nach einem Korridor hinausgingen. Auf dieſem Korridor wurden die Rechte des Vortritts mit eben derſelben Strenge, wie auf dem Wiener Congreſſe geltend gemacht. Der Schein einer Lampe zeigte Nr. 1, Ruſſiſche Geſandtſchaft, Herr v. Neſſelrode, Nr. 2, Oeſterreichiſche Geſandtſchaft, Herr v. Foltz u. ſ. w. Der Franzöſiſche Geſandte, Dupont-Chaumont, war der Einzige, welcher vor ſeiner Thür eine Strohmatte liegen hatte.

Das Miniſterium war bald zuſammengebracht. Mollious, Gogel, Twent, Roell, van der Gres waren Männer, welche in großer Achtung ſtanden, aber die Fatalität, welche auf dieſer ſonderbaren Regierung laſtete, zeigte ſich ſchon am erſten Augenblick. Es hatten einige Höflinge den König überredet, daß er der Landesſprache vollkommen mächtig ſei, er wollte nun die General-Staaten Holländiſch anreden. Bevor jedoch die Rede zu Ende war, ſchwebte ein Lächeln auf Aller Lippen. Ein wenig ſpäter, gleichſam als ob der Zufall alle ſeine Launen an ihm auslaſſen wollte, verwirrten ſich die Miniſter bei einer Debatte, die ſie in der Landesſprache begonnen hatten, ſo ſehr, daß ſie zur Franzöſiſchen Sprache ihre Zuflucht nehmen mußten.

Solche und ähnliche komiſchen Vorfälle bekümmerten den König, dem deren nachtheilige Wirkung nicht entging. Daher unterließ er auch nichts, was ſeiner Krone eine moraliſch

Stütze verleihen konnte. So unternahm er eine Pilgerfahrt nach Saardam. Welche Fahrt! — Auf dem Schiffe befand ſich ein Bruder des mächtigen Napoleon, in ſeinem Gefolge Geſandtſchaftsſecretäre, Miniſter, Höflinge, hinter ihm zeigte ſich das prächtigſte Panorama. Die Hauptſtadt Hollands, Amſterdam, die ſchwimmende Stadt, das niederländiſche Delos, bewimpelt und beflaggt zu Ehren Louis Bonaparte's. Angeſichts des Schiffes entfaltete ſich dagegen ein bukoliſches Tableau: üppige Wieſen, zwiſchen denen hohe Segel emporragten, ſo daß die Schiffe auf der Grasdecke zu ſchwimmen ſchienen. Auf dieſen weiten Flächen traf der Blick auf keinen Menſchen, ſie waren vollſtändig von dem Lieblingsvolke Paul Potter's, von weidenden Rindern und umherſchweifenden Heerden eingenommen. Faſt ſchien es, als ſchauten ſie ſpöttiſch auf den Monarchen herab, dem ſein Thron weniger Sicherheit zu bieten ſchien, als ihnen die von dem Meere beſtändig bedrohten Weideplätze.

In Saardam fand der König auch nicht viel Angenehmes. Der Anblick des reizenden Dorfes mit den bunten Häuſern, der ſchöne Hafen, die vierhundert ſchwimmenden Mühlen machten zwar einen freundlichen Eindruck auf ihn, aber die Schlange lauerte unter den Blumen. Als man den Häuſern näher kam und die Einwohner auf ihren Luſthäuſern mit unerſchütterlicher Ruhe ihre Pfeifen rauchen und die „Vraie Hollandaise" leſen ſah, die neue Zeitung, welche Herr v. Ferière und Louis für ſie redigirten, da entſchlüpfte Allen ein Schrei der Verwunderung. Auf dem Giebel jedes Häuschens las man die Worte des Friedens und der ſtillen Zufriedenheit, Sinnſprüche und Sentenzen, welche als Ausdruck der Volksweisheit von einem Weltende bis zum anderen verbreitet ſind, Aufſchriften folgender Art: „Hier weilt der Frieden." — „Hoffnung und Ruhe."

— „Mein Glück iſt Zufriedenheit.“ — „Ich liebe meine Mitmenſchen.“ — „Vaterland und Ehre.“ — und andere ähnliche. Beim Anblicke dieſer Inſchriften, von denen viele bei den damaligen Umſtänden die bitterſte Ironie waren, konnte ich mich nicht enthalten, verſtohlen auf den König hinzuſehen. Sein Charakter widerſtand dieſem Eindrucke nicht, und das traurige Verhältniß ſeiner Regierung war in ſeinen Zügen lesbar.

Faſt jeder Tag brachte ſolche geheime Winke und Andeutungen der Vorſehung. Bald war ſie düſter, wie das Geſchick des Fürſten, bald burleſk, wie ein Faſtnachtsſchwank. Im Palaſte kamen die lächerlichſten Scenen vor. Ein Oberkoch, Namens Darros, der ſich, wie Vatel, durch eine verläumderiſche Nachrede an ſeiner Ehre verletzt fühlte, drang einſt beim Frühſtück bis zum Könige vor. Sire, ſagte er, man hat mich verleumdet, aber ich weiß mir keinen Fehler vorzuwerfen, und da ich Ihr Vertrauen verloren habe, ſo gebe ich Ew. Majeſtät die Schürze meines Dienſtes zurück. Mit dieſen Worten legte er, wie ein abgetretener Miniſter ſein Portefeuille, ſeine Schürze auf den Tiſch vor dem König nieder. Einen weniger ſchwermüthigen Fürſten würde dieſer lächerliche Stolz beluſtigt haben, Louis aber verſetzte mit wehmüthigem Lächeln: „Darros, ich bin mit Ihnen zufrieden, nehmen Sie die Schürze zurück.“ — Sire, entgegnete der Koch mit tiefer Verbeugung, Ihnen kann ich nichts abſchlagen. — Ein anderes Mal ſagte der König zu Giraud, ſeinem erſten Chirurgus: Giraud, hätten Sie wohl geglaubt, daß Sie der Chirurgus eines Königs werden würden? Und hätten Sie wohl, Sire, verſetzte der Chirurgus pikirt, noch vor Kurzem daran gedacht, daß Sie König werden würden? —

Da wir doch einmal von den Köchinnen, den Küchen, den Suppen und den Puddings, von der Gaſtronomie überhaupt

reden, ſagte unſer Engländer nun, einem Gegenſtande, von dem zu ſprechen man ſich überhaupt nicht ſchämen darf, denn der Magen iſt in der That, wie unſere liebenswürdige Wirthin, die Frau Gräfin, behauptet hat, der mächtigſte Gegner des Geiſtes, und ſomit ſelbſt ein Geiſt, wenn auch oft ein ſehr böſer Geiſt; ſo will ich auch mein bischen Weisheit über dieſen Gegenſtand zum Beſten geben. Ich bin, wie Sie Alle wiſſen, ein Gourmand. Der Magen ſitzt bei mir nicht, wie bei allen übrigen Menſchen, d. h. gerade da, wo er zu ſitzen pflegt, ich habe meinen Magen überall, alſo ſogar auch im Kopfe, wenn Sie wollen. Ich denke, betrachte, philoſophire und lebe überhaupt nicht nur körperlich, ſondern auch geiſtig durch den Magen. Ich will damit ſagen, daß ich mich als etwas Geiſtiges und Lebendiges nur in ſo weit fühle, als vom Magen aus diejenige wohlthätige Erregung ſich allen meinen Fibern, Faſern, Nerven und Blut mitgetheilt hat, welche gut zubereitete und im gehörigen Maße genoſſene Speiſen bei mir herbeiführen. Ich geſtehe Ihnen gern, daß ich, wenn Sie oder obgleich Sie vielleicht ein wenig Witz und eben ſo wenigen Scharfſinn an mir zu bemerken Gelegenheit gehabt haben, — und ich will das gerne glauben, — doch des Morgens, wenn mein Magen noch nüchtern iſt, zu den langweiligſten, unleidlichſten und dümmſten Menſchen gehöre, die Alt- und Jung-England hervorgebracht hat. Es iſt demnach wohl natürlich, daß ich mich ſehr viel um die Gaſtronomie bekümmere und ſomit habe ich denn auch Peignat's geiſtreiches Werk nicht außer Augen gelaſſen.

Dieſer geiſtreiche Mann hat ganz gewiß Recht — d. h. ſo weit ich ein Recht habe, ihm Recht zu geben — wenn er ſagt, daß die Freuden der Tafel ſich für jedes Alter, jeden Stand, jedes Land und jede Zeit eignen. Sie laſſen ſich mit

allen anderen Lebensfreuden verbinden und ſind die letzten, welche bleiben, um uns für den Verluſt aller übrigen zu tröſten.

Dem rechtſchaffenen Manne muß vor Allem die Ehre ſeines Tiſches am Herzen liegen. Eine gute Küche iſt die Fettweide eines reinen Gewiſſens.

Wer einen Anderen zu Gaſt bittet, möge nie vergeſſen, daß er es über ſich genommen hat, ſo lange er ſein Dach mit ihm theilt, ihn glücklich zu machen.

Vor der Einladung muß er ſeinen Mann gehörig prüfen, ob er theoretiſch und praktiſch der Ehre würdig iſt, die er ihm erweiſen will.

Der Gourmand muß einen feinen Geruch haben, ihm iſt die Naſe, was den Seefahrern der Kompaß iſt.

Dem Gaſte ein einfaches Mittagbrod vorſetzen, iſt eine Treuloſigkeit, unter den Feinſchmeckern eine Beleidigung.

Das Mahl muß bereits aufgetragen ſein, bevor die Gäſte kommen, die Symmetrie iſt übrigens der gefährlichſte Feind des wahren Tiſchgenuſſes.

Wenn die Beigerichte Wetzſteine der Eßluſt ſind, ſo ſind die Gemüſe eine Sicherheitsklappe, welche das Feuer des Magens niederdämpft.

Der wahre Gaſtronom wird nie vor Ende des erſten Ganges eine Unterhaltung anknüpfen. Bis dahin iſt die Sache zu ernſt, um eine ungeſchickte Zerſtreuung der Tiſchgeſellſchaft herbeizuführen.

Kommt ein Kapaun mit Trüffeln auf den Tiſch, ſo muß ſofort jedes begonnene Geſpräch abgebrochen werden. —

Enthaltſamkeit iſt das Bewußtſein eines ſchlechten Magens.

Ein Gaſtronom, welcher eines guten Magens entbehrt, iſt ein Grenadier von der Invaliden-Compagnie.

Die Austern sind die besten leichten Truppen, die vorausgeschickt werden können um das Tischgefecht in Gang zu bringen, aber sie müssen ohne Unterlaß mit einem trefflichen weißen Weine angefeuchtet werden.

Einer Schöpsenkeule ist mit denselben Gefühlen entgegen zu gehen, wie einem ersten Liebesgespräche, nur muß sie weich wie das zerknirschte Herz eines Sünders sein, goldbraun wie ein deutsches Mädchen, und blutig wie ein Caraibe.

Man muß die Bildsamkeit eines guten Kalbsnierenstückes wohl zu benutzen verstehen, und seine Metamorphosen vervielfältigen, es ist das Chamäleon der Küche, und eben so wohl zu gebrauchen, als gute Einleitung eines Junggesellen-Frühstückes, wie als Peripetie eines Philosophen-Mahles.

Das Schwein ist der Held des Karnevals. Der tollen Jugend gleich, verbirgt es sich hinter allerlei Masken; jedoch unter den anmuthigsten Verkleidungen verräth sich immer seine unverdorbene Originalität, ob wir es unter der braunen Kutte der Blutwurst, oder unter dem weißen Domino der Leberwurst, in der knapyen Jacke der Mettwurst, oder in dem Mäntelchen der Saucisden suchen wollen.

Der Fürst der Forsten, das wilde Schwein, ist so unbezähmbar, daß seine Wildheit nur unter dem Joche einer kalten Pastete gebeugt werden kann.

Mit Recht wird die Schnepfe von uns auf dieselbe Weise verehrt, wie der Dalai Lama von seinen Anhängern, denen selbst die Exkremente desselben, ein Gegenstand der Verehrung sind.

Die Kartoffel ist das Jungfernwachs des Kochkünstlers, es läßt sich Alles daraus machen. Und doch hat sie in der Unschuld ihrer natürlichen Bekleidung für viele Liebhaber den

größten Reiz, und sie sagen zu ihr in dieser Gestalt wie der verliebte Orosman zu der Zaïre:

L'art n'est pas fait pour toi,
Tu n'en as pas besoin.

Das Ei ist der stets gefällige Vermittler in Sachen der streitigen Gerichtsbarkeit unter den Gewürzen. Selbst wo sich die Parteien am schroffsten gegenüberstehen, wird ihm der Sühneversuch nicht leicht fehlschlagen.

Die Trüffel, so unansehnlich sie auch sein mag, kann der Diamant der Küche genannt werden. Eine Pastete, welches auch übrigens ihr Fundament sei, mit Trüffeln, ist eine Dose mit dem Portrait in Brillanten gefaßt.

Ein Nachtisch ohne Käse, gleicht einer einäugigen Schönen.

Einen Rest in einer Champagner-Flasche lassen, heißt eine Sünde gegen sich selbst begehen.

Nun Herr Gourmand, sagte ich, als der würdige Insulaner mit seinen gastronomischen Ergüssen geendet hatte, ich bin Ihnen sehr dankbar für die guten Winke, welche sie uns da gegeben haben, und ich hoffe, daß Sie recht bald von mir sagen werden, daß ich eine sehr gelehrige Schülerin sei. Ich erlaube mir, Sie, meine Herren, auf ein recht lukullisches Gastmahl bei mir vorzubereiten und bitte Sie, Ihre geehrten Magen in der Verfassung zu erhalten, durch welche Sie befähigt bleiben, so edlen Grundsätzen, wie sie hier so eben ausgesprochen worden sind, nachzuleben. Sie aber, mein Herr Gourmand, machen Sie Sich gefaßt auf eine Tischrede, welche Sie in Gottes Namen zur Verherrlichung der Frauen oder Ihrer Gourmandise, welche Sie vielleicht diesen vorziehen, anwenden

können, — aber ohne eine solche Rede kommen Sie uns nicht weg.

Der Herr Gourmand unterwarf sich diesem Machtspruch. Ihr Wille geschehe, Frau Gräfin, sagte er mit komischem Pathos. Sie werden einen Gourmand stets bereit finden, den Frauen zu dienen, wenn er den Schüsseln gedient hat.

Das ist ein wenig spät, sprach ich lachend, es ist nur gut, daß nicht alle Ritter Gourmands sind.

Frau Gräfin, versetzte der Engländer, ein Gourmand mag zu vielen Dingen taugen, zu einem Ritter taugt er nicht; aber wenn die Frauen in der Küche ihre Schuldigkeit kennen, und Geist und Kunst genug besitzen, dem ehelichen Magen gerecht zu werden, dann sind diese Gourmands die besten Ehemänner der Welt.

Und doch sagte mir einmal ein ächter, französischer Gourmand, daß die Damen bei der Tafel nicht nur unnütz, sondern sogar hinderlich seien; bekennen Sie sich nicht ebenfalls zu dieser Maxime, welche die Gesellschaft wieder in die alte Barbarei der Vorzeit schleudern müßte?

Es ist wahr, versetzte der Engländer, die Damen, welche sonst überall die Würze der Gesellschaft sind, spielen bei einem Gourmandmittagessen eine unbequeme Rolle. Hier will die Aufmerksamkeit nicht getheilt sein, und ist mehr auf das, was die Tafel besetzt, als auf das, was sie umgiebt, gerichtet. Ich muß gestehen, daß bei dieser so wichtigen Angelegenheit eine fette Gans den Sieg über die geistreichste Frau davon trägt. Aber nach dem Kaffee behauptet das schöne Geschlecht voll kommnen seine Rechte wieder, ja das Interesse für dasselbe dann sogar bedeutend gesteigert.

Also erst nach dem Kaffee würden Sie, Herr Gourman so gnädig sein, uns armen Frauen zu erlauben, Sie unterha

ten zu können, und das nur deshalb, weil Sie dann nur zu Plaisanterien aufgelegt sind, weil nach dem Sprüchwort der Lateiner, ein plenus venter non studet libenter! — da müssen also wir Frauen aushelfen, welche bisher so glücklich waren über eine Gans vergessen worden zu sein. Nicht übel in der That.

Frau Gräfin, sagte der Engländer lächelnd, ich weiß, daß Sie eine Freundin der Wahrheit sind, und ich habe es vorgezogen, wie ein ächter Gourmand zu sprechen, ja ich werde sogar noch weiter gehen und Ihnen gelegentlich ausführen — —

Daß den Frauen nicht nur eine Gans, sondern auch eine Pastete vorzuziehen ist, — warf ich ein.

Das gerade nicht, aber so etwas Aehnliches wollte ich sagen, versetzte der Engländer, nun, ich werde in meiner Tischrede, die Sie mir als Strafe zu diktiren so gnädig waren, auf dies Thema zurückkommen.

So hatte denn unsere Unterhaltung eine sehr materialistische Wendung genommen, und ich sah wohl ein, daß es am besten war, dieser Richtung einen Abzugskanal zu eröffnen, ich ließ also auftragen, was meine Küche zu schaffen vermochte, und ich hatte die Genugthuung, daß der Herr Gourmand sie trefflich genug fand, um sich ganz allein mit ihr zu beschäftigen.

Hundertneunundfünfzigstes Kapitel.

Eine Tischrede.

Die Gänse und die Frauen. — Ein Märtyrerthum. — Bonne chère und die Weiber.

Wir haben noch zu wichtige Dinge in dem engen Raum eines neunten Bandes, mit welchem meine Memoiren vorläufig geschlossen sein werden, zu berichten, um nicht alles Unwesentliche bei Seite zu lassen. Ich schweige also von dem Gastmahle, welches ich vierzehn Tage später nach der letzten Unterhaltung meiner kleinen Abendgesellschaft zum Besten gab. Nur das muß ich bemerken, daß meine Küche ungemein viel Lob einerntete, und daß es namentlich ein Fricassee war, welches unsern Gourmand so entzückte, daß er ihm augenblicklich den Namen à la **Lola Montez** gab. Ich glaubte den Herrn nun vollkommen mit den Damen ausgesöhnt zu haben, aber weit gefehlt, seine Tischrede, die ich ihm, trotz seiner Schmeichelei, nicht erließ, enthielt die gröbsten Sottisen für das weibliche Geschlecht.

Meine lieben Leserinnen, ich würde von dieser Rede schweigen, denn, wie gesagt, wir haben wichtigere Dinge zu berichten, aber ich halte es für meine Pflicht, meinem Geschlechte zu enthüllen, welch einen schlimmen Dienst wir uns leisten, wenn wir den Heerd zu unserm häuslichen Tempel machen;

wenn wir, wie die Lady des geweſenen Kochs des Königs Karl's X. es verlangt, an die Kaſſerole gehen, um für den Magen der Männer thätig zu ſein. Den Speiſen, die ihnen munden, unſern Namen geben, das iſt der ganze Tribut, zu dem ſich ihr dankbares Herz bequemt; aber iſt dieſes eine Genugthuung für Diejenigen, welche es zur Aufgabe ihres Strebens machen, dem Manne ſo herrliche Genüſſe zu verſchaffen? Haben wir wirklich die Beſtimmung und die Pflicht, der Arroganz dieſer Männer zu dienen, welche verlangen, daß wir nur für ihre Genüſſe leben ſollen, daß wir ſie ihnen ſogar bereiten ſollen, und daß wir dann höchſtens noch die Ehre haben, dieſen Genüſſen zugezählt zu werden; — nun dann mögen wir uns tröſten mit der Gans, von welcher mein Herr Gourmand ſagte:

Der Leber der Gans, dem herrlichſten Leckerbiſſen, die gehörige Größe zu geben, muß man die Perſon des Thieres aufopfern. A la Falstaff mit Nahrungsmitteln vollgeſtopft, des Getränkes beraubt, befeſtigt in der Nähe eines großen Feuers, mit den Füßen an ein Brett genagelt, führt dieſe Gans, man muß es geſtehen, ein höchſt unglückliches Leben. Unſtreitig müßte ſie dieſe Art, ſie zu mäſten, für die unmenſchlichſte aller Foltern anerkennen, wenn nicht die Vorſtellung von dem Looſe, das ſie erwartet, ihr zum Troſte gereichte. Dieſe Ausſicht aber läßt ſie alle Martern mit Muth ertragen. Der Gedanke, daß ihre Leber, viel größer als ſie ſelbſt, reich mit Trüffeln geſpickt und in eine Paſtete übergetragen, den Ruhm ihres Namens durch ganz Europa verbreiten wird, lehrt ſie Reſignation in ihr Schickſal und auch nicht eine Thräne fließt ihrem Opfertode.

Wahrlich ein beneidenswerthes Märtyrerthum, zu welchem die Feinſchmecker, dieſe Leckermäuler, die arme Gans verurtheilt

haben; mich wundert nur, daß ſie ihr noch kein Monument geſetzt haben, zum Troſte und zur Beruhigung aller lebendigen Gänſe. Es iſt wahrlich nicht zum Lachen. Iſt das Märtyrerthum, zu welchem uns der Mann zwingt, und dem ſich unſer Geſchlecht ſo willig unterwirft, nicht ein ähnliches? Gleich der Gans bringt man uns in die Nähe des Feuers, d. h. an den Heerd, man nagelt uns mit den Füßen an's Kreuz, d. h. man will uns nur im Hauſe wiſſen, kurz, man macht alle möglichen Anſprüche an uns, um nur in der Lage zu ſein, ganz für dieſe Weltgeſchichte in Pantalons thätig ſein zu können. Und zum Lohne für dieſes Märtyrerthum, ganz ähnlich dem der Gans, wird unſer Ruhm ebenfalls über ganz Europa verbreitet. Vom Bauer bis zum Könige erkennt man unſern Werth und nennt uns

das ſchöne Geſchlecht,

und weil wir ſo geduldig das Märtyrerthum tragen, auch

das ſchwache Geſchlecht.

Nun geht nur an die Kaſſerole, ihr Frauen! Doch zuvor hört euch die Tiſchrede meines Gourmands mit an; Frauen-Ohren und Frauen-Zungen gehören eben nicht zu den Delicateſſen der Männer; hören und reden könnt ihr alſo, ſo viel ihr wollt, vergeßt nur die Kaſſerole nicht.

Tiſchrede eines Gourmands.

Meine Herren, ſagte mein Gourmand alſo, allen Freuden, Sie wiſſen es bereits, ziehe ich die Freude einer gutbeſetzten Tafel vor, ja ich, ich ſtelle ſie ſogar, was Sie mir ſicher beſtreiten werden, über die Vergnügungen, welche uns die Geſellſchaft und die Reize des ſchönen Geſchlechtes verſchaffen. Sie werden das, wie geſagt, eine Blasphemie nennen, aber

ich werde Ihnen den Beweis meiner Behauptung keinen Augenblick ſchuldig bleiben. —

Laſſen Sie mich vor Allem den Grundſatz ausſprechen: Die Freuden der bonne chère ſind die früheſten, die man kennen lernt, die ſpäteſten, die man aufgiebt, und endlich die öfterſten, die der Menſch auf Erden genießen kann. Und wenn Sie, wie es doch nicht anders möglich iſt, dieſe mathematiſche Wahrheit mir zugeben, dann frage ich Sie, können Sie ein Gleiches von den Weibern ſagen?

Nehmen Sie eine Frau, liebenswürdiger, als je eine auf Erden gelebt, die der Phantaſie eines Dichters oder Malers vorgeſchwebt hat, geben Sie ihrem Geſichte die ganze Fülle der Jugend, laſſen Sie ihre Lippen Balſam hauchen: was iſt ihre Fülle gegen die Fülle eines wohlgenährten Rebhuhns aus Cahors, Languedok und den Sevennen? Was iſt der Balſam ihrer Lippen gegen den göttlichen Fümet dieſer gefiederten Ambroſia, die alle Wohlgerüche Arabiens weit hinter ſich läßt? Stehlen Sie den trunkenſten, ſüßeſten aller Küſſe von jenen balſamiſchen Lippen, was iſt er gegen den Genuß der Gänſe- und Entenleberpaſteten, denen die Städte Straßburg, Toulouſe und Auch den ſchönſten Theil ihrer Celebrität verdanken? Laſſen Sie dieſe Lippen wie Roſen blühen, wie Knospen dieſer Blume Ihren Küſſen entgegen ſchwellen, wo bleibt ihr Purpur gegen den Purpur einer Lyonner Schlackwurſt gehalten, ihre Schwellkraft, verglichen mit der Fülle einer großen Fleiſchwurſt von Arles? Und ihr lieblichſtes Zungenſpiel, wie kann es auch nur den fernſten Vergleich mit dem Biß in eine gefüllte Zunge von Troyes aushalten! Geben Sie ihrem Buſen die blendendſte Weiße, laſſen Sie ihn wie lauter Roſen und Lilien wogen, was ſind ſeine Lilien und Roſen, was iſt ſeine reizendſte Fülle, wenn Sie ihm das

Fleiſch jener unnennbar köſtlichen Milchkälber entgegen ſetzen, die Pontoiſe und Rouen unſerm Gaumen liefern, deſſen Weiße und Zartheit ſelbſt die Grazien erröthen machen würde? Laſſen Sie ihre Arme rund ſein, wie die Arme der Hebe, laſſen Sie Ihren Mund lauter Grübchen in ſie drücken, und wenden Sie dann Ihre Augen auf die fetten, kernvollen Hämmel der Ardennen und der Brosſchen Gebirge, deren Fleiſch, unter unſeren Zähnen zerfließend, einen ſo unvergleichlichen Leckerbiſſen gewährt, wird Ihnen noch eine Wahl übrig bleiben?

Setzen Sie nun vollends an die Stelle einer blühenden und üppigen Schönheit ein kleines, mageres, obgleich ſonſt nicht unebenes Ding von einem Mädchen, welcher Gourmand hätte einen ſo verdorbenen Geſchmack, es einem ſtattlichen, nahrhaften Rinderbraten vorzuziehen, wie ihn Limanges, und Cotentin auf unſeren Tiſch ſetzen, der, die ihn zerſchneiden, mit ſeinem Fette überſtrömt, und die ihn eſſen, vor Entzücken in Ohnmacht fallen macht? Unvergleichbarer Braten, in deiner reichen Kraft- und Saftmaſſe rinnt der wahre Geiſt- und Lebensquell, dem der Gourmand die Dauer ſeines Daſeins, der Muſiker ſein Talent, der Dichter ſein ſchöpferiſches Genie dankt!

Und die Poularden von Croſſe, die Kapaunen von Fiéche und Mons, deren Feinheit, Saftigkeit, Schönheit und Embonpoint alle fünf Sinne auf einmal entzücken, und Gaumen und Zunge zu einem Werkzeuge des Genuſſes machen, ich bitte Sie, wo iſt eine Schöne, die uns dieſen Vollgenuß gewähren könnte? Je pikanter ſie ſcheint, deſto grillenhafter wird ſie ſein; je anlockender beim erſten Anblick, deſto abſtoßender bei näherer Bekanntſchaft. Indem ſie den einen Sinn ergötzt, wird ſie den andern zurückſtoßen, und für einen Wohlgenuß uns mit einem

zehnfachen bittern Nachgeſchmack büßen laſſen. Aber dort iſt Alles Hochgenuß, Alles Labung und Erquickung.

Nein, meine Lieben, nimmer wird je ein Weib einem Gourmand ſeine bonne chère erſetzen. Dieſen Geſammtgenuß giebt kein weiblicher Reiz, der berauſchendſte Kuß nicht. Ich mag nicht mit meinen Vergleichungen fortfahren, will, um den Triumph der Tafelfreuden über das ſchöne Geſchlecht zu erhöhen, nicht der Droſſelpaſteten von Pithiviers gedenken, nicht der Kibitze von Chartres, nicht der Rothkehlchen von Metz, nicht der Wachteln von Alençon, nicht der geräucherten Zungen von Konſtantinopel, nicht des Hamburger Rindfleiſches, nicht der Kabliaue von Oſtende, nicht der Auſtern von Marennes und Dieppe, nicht der Butter von Bretagne und Iſigny, nicht der herrlichen Crême von Sorteville! Allzutief würde die Schale für den Gourmand ſinken, allzuhoch für die Frauen ſteigen!! —

Wahrlich, ſpielend könnte ich meinen Sieg gewinnen, wenn ich mit meiner Parallele fortfahren wollte. Aber dem fliehenden Feinde muß man Brücken bauen. Man ſagt, ein Weib ſei die lieblichſte Gabe des Himmels, ihr Kuß Ambroſia und ihre Liebe Nektartrank. Lieber Himmel, was wird aus dieſer lieblichſten Gabe, aus dieſer Ambroſia, aus dieſem Nektar, wenn ich Sie an die Produktionen unſerer Konfektbäcker und Konſtüriers erinnere. Aber, wie geſagt, ich will inne halten, ſchweigen von unſeren eingemachten Nüſſen, dem Aepfelgelée von Rouen, den Prünellen aus Tours, dem Rheimſer Pfefferkuchen, den Metzer Mirabellen, den Johannisbeeren von Bar, dem Orleaner Cotignac, den Dijonner Berberitzen, den Apriſosentorten von Clermont, den getrockneten Früchten aus Beaucaire und Beziers u. ſ. w.

Kein Wort von der Bordeaurer Aniseſſenz, den Danziger

Liqueuren, dem Verdüner Kirſchwaſſer, dem Roſenöl von Cette, dem Jasminöl von Marſeille ꝛc. — Kein Händedruck, keine Umarmung, kein Lippenrauſch, keine Schäferſtunde reicht an die Süßigkeit dieſes Zungen- und Gaumen-Naſchwerks.

Ich bitte Sie, halten Sie alle dieſe köſtlichen — Näſchereien, alle dieſe lieblichen Flüſſigkeiten gegen die Launen, Grillen, Maulhängereien, Prätenſionen und Tyranneien, — ja ſelbſt, um Alles zu ſagen, gegen die Gunſtbezeugungen der ſchönern Hälfte des Menſchengeſchlechts; denken Sie ſich alle von mir genannten Soliditäten für Gaumen, Magen und Appetit zubereitet von den Köchen Frankreichs, vorgelegt von einem deutſchen Haushofmeiſter und beſtehen Sie dann noch, wenn Sie können, auf Ihrer Meinung.

Nehmen Sie noch dazu, daß die Genüſſe des Gourmands ungleich dauerhafter und vor allem ungleich freier von Nachwehen ſind, als die Vergnügungen, die uns die Uebertretungen des ſechsten Gebots gewähren. Da giebt es keine Ermattungen, keinen Ekel, keine Vorwürfe, keine Gewiſſensbiſſe; da erneuert ſich der Genuß, ohne jemals zu erſchlaffen. Statt das Temperament zu entnerven und das Gehirn zu ſchwächen, ſtärkt der Gourmand ſeine Kräfte, befeſtigt ſeine Geſundheit, ſchärft ſeine Sinne, verlebendigt ſeine Phantaſie und ſtählt ſeine Nerven. Weit entfernt, Verdruß und Hypochondrie zu erzeugen und uns Anderen und uns ſelbſt unerträglich zu machen, verhilft dieſer Genuß uns vielmehr zu der Jubelphyſiognomie, die der charakteriſtiſche Stempel aller Kinder des Komus iſt, ſehr lieblich abſtechend zu dem bleichen, blaſſen Geſichte, das die erſchöpften Prieſter der Venus, wie Kain das Zeichen des Brudermordes, zur Schau tragen!

So weit die Rede des Gourmands.

Ich frage das ſchöne Geſchlecht, was es zu dieſer Rede

sagt, und fordere diejenigen, welche Zungengewandheit und Entrüstung genug besitzen, solcher Anmaßung und Herabwürdigung unseres Geschlechtes begegnen zu können, auf, die Feder zu ergreifen, und das entsetzlichste Anathema, welches je das Papstthum ausgesprochen, gegen diese Gourmands zu schleudern, welche unsere Kunst benutzen, um uns — Gänseleberpasteten, Hamburger Rauchfleisch und Konstantinopolitanischen Räucherzungen nachzusetzen.

Was ich dem Herrn Gourmand auf seine abscheuliche Rede zu antworten habe? wird man fragen.

Meine lieben Frauen, ich habe dem Gourmand bewiesen, daß viele von uns — bessere Gänse sind, als die Herren des Wohlgeschmacks vielleicht glauben, und zwar deshalb, weil wir noch kein Gericht für die Männer erfunden haben, dessen köstlichste Ingredienz — die Nieswurz ist.

Hundertſechszigſtes Kapitel.

Ein Lobgeſang auf mich.

Motto: — — — — — — — — —
Es — — — giebt — — — Narren

Die ſchönen Tage in Aranjuez, die ſind vorüber, läßt Schiller ſeinen Jeſuiten zum Infanten Carlos ſagen; — auch für mich gingen die ſchönen Tage froher, glücklicher Träume zu Ende. Wenn ich daran denke, wie das Alles gekommen iſt, ſo will es mir ſcheinen, als habe das Geſchick mich durchaus meinem unſtäten Leben wieder zuführen wollen, als habe es mir die endliche Raſt mißgönnt und mich von Neuem in die Bewegung ſchleudern wollen.

Konnte ich damals daran denken, daß die bornirteſte aller Revolutionen in einem ſo loyalen Lande ausbrechen würde, welche kein anderes Ziel zu haben ſchien, — als eine Frau wie eine feindliche Invaſionsarmee aus dem Lande zu treiben?

Dieſe guten Münchener Bürger, welche mir in Hunderten von Zuſchriften ihre Dankbarkeit bezeigten!

Da ſchrieb mir Einer:

„Mit- und Nachwelt wird es Ihnen nicht vergeſſen, daß

Sie Ihren Einfluß nur zum Beſten unſeres Landes anwenden."

Ein Anderer:

„Sie haben ſich den unvergänglichen Ruhm erworben, ein Land vor ſeinen ärgſten Feinden geſichert zu haben."

Ein Dritter:

„Sie ſind es, zu der alle Bayern mit Hoffnung und Dankbarkeit emporblicken."

Ein Vierter verſicherte mir, daß das erſte Monument, welches die Bayern aufrichten würden, die Statue der Lola Montez ſein würde, den Bannſtrahl ſchwingend, welcher die Jeſuiten für immer in ihr finſteres Reich, dem ſie entſtiegen, zurück verſcheucht.

Schöne Elogen!

Dieſes dankbare Bayern!

Da lobe ich mir den Herrn Barthelemy, welcher, wie mein Sekretär, Papon, ſo getreu berichtet, ein Sendſchreiben an mich nieder geſchrieben hat, welches ſo wortgetreu in's Deutſche überſetzt iſt: jenes ſchöne Gedicht mit den goldenen Strophen, zu welchem ſich leider noch kein Auguſtus und keine Julia gefunden hat.

Ich möchte ſo dankbar wie dieſe Julia ſein, — wenn ich noch einen König hätte.

Wenigſtens will ich aber den Tribut der Dankbarkeit abtragen, welchen ich allein noch zu gewähren im Stande bin.

Ich will dieſen vortrefflichen Verſen, welche ſo viele Worte, ſo viele Beleidigungen für mich enthalten, in meinen Memoiren ein Plätzchen gönnen, und ſei es auch nur ein Eckplätzchen, im letzten Winkel des vorletzten Bandes.

Iſt der Herr Barthelemy mit dieſem Dank noch nicht zufrieden, iſt ihm das noch nicht Genugthuung genug, daß ich

ihn gelesen und begriffen, nun, dann steht es ihm frei, Glossen zu seinem Sendschreiben zu machen, ein Commentar dazu zu schreiben, und sollte ich einmal meine Memoiren fortsetzen, dann sollen auch diese seine genialen Geistesgaben darin ihren Platz finden.

Man lese den Unsinn, und verzeihe mir diese — Prostitution. Das Schicksal hat mich einmal dazu bestimmt, Märtyrerin zu sein.

Sendschreiben Barthelemy's an Lola Montez.

„Die Gesellschaft hat von der Frucht des Baumes der Erkenntniß des Guten und Bösen gegessen, die beinahe immer von den Weibern gereicht wird, der Ursache oder Veranlassung aller Veränderungen, welche in den Sitten, und bisweilen auch denjenigen, welche in den Gesetzen eintreten." (v. Bonald.)

Die Alten, deren Sinn für reine Ideale
Das Reine duldet nur in ihrem Göttersaale,
Sie müssen, wenn am Weib sie eine Gottheit finden,
An das Gesetz der Kunst erst seine Schönheit binden.
Den edeln Formen kann die Zeichnung wenig geben,
So reich der Umriß sei, er ist noch weit vom Leben;
Soll seinen höchsten Werth das Werk der Kunst erlangen,
Muß es in Farbengluth und Körperfülle prangen,
Und nur der Marmor führt und nur das Elfenbein
Es dann in die Natur und ihre Rechte ein.
Von allen Göttinnen, die auf der Erde wohnen,
Von allen Göttinnen, die auf den Fluthen thronen,
Die schwarzen Schwestern nur, die ihre Spindeln dreh'n,
Sind ohne weiße Stirn und schlanken Wuchs zu seh'n.

Blond ſind die Nymphen all', und ſie ſind mehr als blond,
Und der Olympos hat im Golde ſich geſonnt.
Die neue Zeit erſcheint, die Kunſt geht neue Wege,
Der leichtere Geſchmack verfälſchet ihr Gepräge,
Die Launenhaftigkeit des mauriſchen Talents
Wird zu der Schönheit Joch, zum Joch des Monuments.
Ein neu Idol, das nur durch Sinnenreiz gefällt,
Wird auf ein rieſiges Piedeſtal geſtellt,
Die Venus iſt's, es fragt ſich nur noch, ob die Laune
Die goldgelockte wahlt und nicht vielmehr die braune.
Das alte Vorurtheil für alles Ferne, Fremde,
Das, wie auch die Natur ſich ihm entgegenſtemmte,
Den deutſchen Stempel noch und den der ſpan'ſchen Welt,
Das lichte Roſenroth und Braun zuſammenſtellt.
Und mehr als Alles dies, das kitzelnde Entzücken,
Die kühne Reiterin zu ſeh'n in Deinen Blicken,
Und der verborgne Reiz, deß feines Schlangengift
Weit die Hippomanie an Wirkung übertrifft,
Und das granad'ſche Blut, das wie ein Feuer ſchafft
Und ſelbſt den kalten Tod dem Grabe noch entrafft, —
Macht dem Geſetz zum Hohn aus Dir die Königin,
Wo nicht die Königin, doch Königsherrſcherin.
Es hat ſein Babylon Dir Ninus untergeben,
Den choregraph'ſchen Fuß auf einen Thron zu heben,
Und führt Terpſichore auch Deinen Chorus an,
Terpſichore hat nie ſolch einen Sprung gethan.
Die Du vor Kurzem noch den Pöbel unterhalten,
Stolz, in der Scheune nur als Königin zu walten,
Wenn Dein Fandangofuß des Dorfes Markt betrat,
Wie Esmeralda einſt, die Tochter Hugo's, that:
Die Du ſo oft, wenn Du von Deinen Brettern gingeſt,
Dich als Harpalyke an unſre Löwen hingeſt
Und in dem goldnen Haus ſo manche Deiner Nächte

Hingabeſt zum Genuß — — — —
O Lola, welch Triumph! Dein Wink regiert die Bayern.
Dein Finger ſtopft den Mund ſelbſt den Miniſterſchreiern.
Der Stolzeſte des Hofs fühlt innig ſich beglückt,
Sobald mit Freundlichkeit Dein Auge auf ihn blickt,
Und falteſt Du die Stirn', fühlt er ſein Herz erbeben,
Was kann Dir weiter noch der Titel Gräfin geben?
Was ſoll der Titel Dir, wenn ſchon an Deinen Beinen
Die ſtolzen Bayern ſelbſt das Wappen nicht verneinen?
Das ſei es nicht, wonach Dein Gluthverlangen brennt,
Die andaluſiſche Haut, ſie iſt Dein Pergament.
Wie, weil Dein Wagen keck auf Munchens Pflaſter rollt,
Wie, weil der Luxus auf den Wink ſchon Deiner Hand
Dein Seidenbett umhängt mit Spitzen von Brabant,
Weil Deine Zimmer ſich in Sammt und Purpur kleiden,
Weil Deinem leichten Fuß ſich Gobelins unterbreiten:
Greift Dich die Wuth des Volks in blinder Rache an?
Herodes hat wohl mehr der Tänzerin gethan,
Und wahrlich, was Du doch noch nie gethan, ſie hatte
Ein heilig Haupt verlangt auf einer Silberplatte:
Du überſchreiteſt nie die vorgeſchrieb'ne Sitte,
Dies thut ein jeder Fürſt für ſeine Favorite.
Was nur ein Aergerniß iſt bei dem Unterthan,
Es wächſt auf ſolcher Höh' zum Rieſenfehler an.
Um ihre Tändelei'n zu bergen vor dem Volke,
Hüll'n ſich die Götter ſelbſt verſchämt in eine Wolke:
Wenn Salomo den Schritt zur Sunamitin lenkt,
So thut er vor dem Blick Jeruſalems es nie,
Nein, er beſuchet ſtets nur im Verborgnen ſie.

Der Himmel gibt zu oft, man glaubt es wahrlich kaum,
Dem Irrthum im Gehirn des weiſen Fürſten Raum;
Der Krämmler blind Geſchrei mag wenig für uns gelten,

Sie mögen ſchonungslos auf Deine Sclaven ſchelten,
Ihr Schrei'n will ich mich nie zu billigen vermeſſen:
Daß er ein Dichter iſt, wie kann ich dieß vergeſſen?
Der Scepter drückte ihm die Feder aus der Hand:
Seit er den Thron beſtieg in einem deutſchen Land,
Erinnert er ſich ſtets, daß in zu kurzen Stunden
Er ſang, was er ſo heiß im Innerſten empfunden,
Daß ſeine Leier einſt die Hellas tief beklagte,
Daß er, wie Byron, ſie im Weh zu tröſten wagte:
Und was ſo ſchwer jetzt liegt in ſeines Herzens Räumen,
Iſt das Erwachen nur aus dieſen Dichterträumen.
Der arme König, ſatt der weſenloſen Form,
Die den Genuß bemißt nach ewig gleicher Norm,
Satt eines Hofes, der an jedem Wörtchen drechſelt,
Was Wunder, wenn er oft die Atmoſphäre wechſelt?
Wenn er dem läſt'gen Zwang bisweilen ſich entzieht
Und zu der heitern Luft der freien Sprache flieht?
Wenn er bei einem Weib, das nicht bloß Puppe iſt,
An Amors Zauberſtab des Scepters Blei vergißt?
Wer weiß, es liegt vielleicht dem vielgeſchmähten Bunde
Ein tief Geheimniß nur, ein löbliches, zu Grunde:
Vielleicht im Augenblick, wo die bethörte Maſſe
Glaubt, daß er ſeine Zeit im Liebestand verpraſſe,
Sitzt eines ſorgenvoll und züchtig bei dem andern
Und läßt den freien Geiſt des Denkens Raum durchwandern,
Statt des Genuſſes, den die Weisheit ihm verbietet,
Iſt's ein Verfaſſungswerk, worüber ihr gebrütet:
Indeß der Undank murrt, lebt ihr der Ueberlegung
Und zieht der Blinden Wohl in reifliche Erwägung.

Wer weiß es? Denn die Hand, die alle Welten leitet,
Die Vorſehung, ſie iſt von tiefer Nacht umkleidet,
Wo ſie den Zirkel ſetzt, wer iſt es, der es weiß?

Wer iſt's, der überſieht den unermeſſ'nen Kreis?
Sie ordnet weislicher, als wir, den Lauf der Dinge,
Wenn ſie das Große wirkt, geſchieht es durch's Geringe.
Forſcht nur und dringet ein in die geheimen Falten,
Seht nur, wie ſich der Welt Ereigniſſe geſtalten,
Betrachtet Alles nur bei ſeinem wahren Lichte
Und lüftet einmal keck die Maske der Geſchichte,
Geht in ihr Schlafgemach, ſucht unter ihrer Decke,
Dann findet ihr das Weib in irgend einer Ecke;
Zehn unter neunmal iſt ſie Hebel oder Feder
Und leitet insgeheim das ganze Spiel der Räder,
Sie iſt die Achſe ſtets, an der ſich Alles hält,
Der wahre Talleyrand in der polit'ſchen Welt:
Sie iſt das X, das wir bei jeder Rechnung finden;
Sie iſt's, die an dem Thron, wie hinter Prieſterbinden
Die Ordnung eines Staats und ihren Sturz entſcheidet,
Die das Verbrechen wie die edle Handlung leitet,
Die jedes Reich zerſtört, doch auch zuweilen rettet:
Die Weltentwicklung iſt dem Unterrock verkettet.
Daß dieſes Niemand mehr in Zweifel ziehen möge,
Gibt's hundert Namen, die ihm dienen zum Belege:
Sie, die im Paradies die Unſchuld uns zerſtört;
Sie, welche Griechenland zehn Jahre lang verheert;
Sie, die durch Königsmord das jud'ſche Volk befreit;
Lucretia, von der Du leider, ach, ſo weit:
Und Kleopatra, die Syrene der Syrenen,
Die den Antonius dem Ehrgeiz zu entwöhnen
Und durch den Sinnenreiz zu bändigen gewußt,
Daß er ſogar verſchmerzt des röm'ſchen Reichs Verluſt.
Und laſſen wir uns nun in neu're Zeiten führen,
So ſind es wiederum die Weiber, die regieren.
Die Merolane hat die Sultane bethört,
Den ſiebenjähr'gen Krieg die Pompadour genährt,

Und Anna Boleyn's Blick den Ehebruch entzündet,
Der Engelland ſofort dem röm'ſchen Stuhl entwindet,
Und das Edict von Nantes ſtraft Maintenon wieder Lügen.

In dieſe Liſte kannſt Du Deinen Namen fügen;
Celebritäten giebt es gute oder böſe,
Und ſelbſt der Irrthum hat auch ſeine Antitheſe.
In dieſem Punkte ſind die Zeiten aufgeklärt
Wir laſſen heutzutag Maitreſſen ihren Werth:
Die, welche frech genug das Wagſtück unternehmen,
In dem befleckten Bett des Fürſten Geiſt zu lähmen,
Bedecken ſich mit Schmach und ſterben in der Schande:
Wer ihn begeiſtert, hat Verzeihung von dem Lande.
Erkaufe, Lola, ſie, beſchwöre Deinen Fluch,
Mach' ihn, der Dich erhebt, zu heben den Verſuch;
Statt einzuſchläfern ihn auf Deinem weichen Pfühl,
Begeiſtere ihn zu hochherzigem Gefühl.
Leg' einem Monument die Baſis ihm zu Grunde,
Des Meiſels harrt der Stoff, und günſtig iſt die Stunde.
Hörſt Du, wie der Koloß von Deutſchland weit und breit
Aus ſeinem Grab nach Luft und nach Bewegung ſchreit?
Siehſt Du, wie er ſich rührt, wie es ihn drangt zum Lichte?
Der Preuße geht voran mit ſeiner Reichsgeſchichte:
Nicht nur den Zollverein hat er zu Stand gebracht,
Er iſt auch anerkannt als ſouveräne Macht.
Und wer ſah es voraus, das Wunder? Auch Dein Bayern
Will in der Feuertauf' des Zeitgeiſt's ſich erneuern.
Wie es dem Chaos ſich der Lebenszeit entringt!
In einer düſtern Burg, wo ihm der Schlaf nur winkt,
Haust langſt ſchon ſein Monarch und Unheilsſtimmen flüſtern,
Er beugt ſich unter's Joch von gichtiſchen Miniſtern;
Der Mönch und der Soldat und der Baron iſt nur
Ein gothiſch Blumenwerk an ſeiner Kronenſchnur:

Auf einmal kommt ein Strahl, der ihm in's Auge blitzt.
Der alte finstre Geist, den Oesterreich gestützt
Und auf die Wach' gestellt in seinen Landen allen,
Entweicht mit einem Schrei nach Hülf' aus seinen Hallen,
Loyola folgt ihm nach und flieht aus seinen Reichen,
Wie eine Eule, wenn die Finsternisse bleichen:
Die Presse die schon längst die Staatsgesetze knechten,
Ruft tausendstimmig nun nach ihren ew'gen Rechten.
O, schönes Morgenroth von einer neuen Zeit!
O Lola, wenn durch Dich sich dieses Reich erneut,
Dann wird die Gegenwart und Zukunft alle Flecken
Vor der Vergangenheit mit dem Verdienst bedecken.
O der Versuch ist groß, doch eben so verwegen,
Und halb nur durchgeführt bringt er Dir Fluch statt Segen:
Kannst Du, was Du versuchst, nicht wirklich glücklich lösen,
So wirst Du wieder das, was Du zuvor gewesen.
Wenn Du Maitresse bist, so darfst Du darauf zählen,
Zur Hülle Deiner Schuld Glanz oder Schmach zu wählen,
Der Agnes Sorel Ruhm und der Dubarry Schande,
Sie winken beide Dir in Deinem neuen Lande.

Wenn Du die Wahrheit sprichst, so wirst Du nicht verfehlen,
Die schöne Rolle Dir und ihre Frucht zu wählen;
Ja, glaub' ich einem Brief, den Deine Hand geschrieben,
Als es auf seinen Ruf nach München Dich getrieben,
So hattest Du den Muth, den kühnen Plan zu finden,
Die Sorge für den Staat der Liebe zu verbinden;
Du träumtest schon davon, ein Volk emporzuheben
Und durch ein neues Recht auf's Neue zu beleben:
Nach Deinem Briefe ist dies nun Dein einzig Sehnen,
Du schreibst: „Ich kam hierher, den König zu entwöhnen."
Das Bild ist treffend, und der bünd'ge Ausdruck paßt,
Entwöhnen ist das Wort, das Alles in sich faßt.

Wie viele Könige giebt es in unſern Tagen,
Die Ammenkinder ſind und Silberlocken tragen;
Die man noch, wenn ſie ſchrei'n, in's Wickelkiſſen hüllt
Und mit dem Wiegenlied von ihren Rechten ſtillt;
Bis zu dem Tage, wo ſie in die Grube ſinken,
Läßt ſie die Lebenswelt an ihre Brüſte trinken,
Daß ſie in ihrer Milch, die ſtets noch zäh und herbe,
Das alte Vorurtheil von Kind auf Kind vererbe:
Laß Deinen Säugling nicht des Giftes Opfer ſein,
Gieß einen beſſern Saft in ſeine Adern ein,
Dann wird Dein Name groß im ganzen deutſchen Land.
Welch Werkzeug, welchen Weg das Schickſal angewandt,
Wenn es ein Wunder wirkt, daran iſt nichts gelegen;
Möcht es in Allen nur, die greiſe Kinder pflegen
Und Deinesgleichen ſind, den edlen Wunſch entzünden,
Dem Wickelkiſſen, das erſtickt, ſie zu entwinden!
Möcht' ihre weiche Hand, die Scharte auszuwetzen,
Den, der zum Böſen rath, durch ihren Dienſt erſetzen,
Und möchten alle Frau'n von nun an nur ſich ſehnen,
— — — — — — — — —

Memoiren

der

Lola Montez

(Gräfin v. Landsfeld).

Neunter Band.

Berlin, 1851.

Druck und Verlag von Carl Schultze's Buchdruckerei.

Vierte Etage 30.

Hunderteinundsechszigstes Kapitel.

Eine Badereise.

Eine Polizeibedeckung. — Volksäußerungen. — Vorgänge in Bamberg. — Ein Nürnberger Tyrannei.

Die vielen Aufregungen, denen ich in München ausgesetzt war, verfehlten nicht, meinen Körper anzugreifen, und die Aerzte riethen mir in's Bad zu gehen. Ich selbst sehnte mich auch darnach, einige Zeit München verlassen zu können, denn ich wurde derart in Anspruch genommen, daß mir kaum Ruhe zum Athemschöpfen blieb. Ich wurde von Bittstellern von früh bis spät heimgesucht, man wandte sich an mich mit den sonderbarsten Dingen, man nahm meine Mitwirkung und Hülfe für alles Mögliche in Anspruch, und ich sah ein, daß im Volke in Bezug auf mich und meinen Einfluß auf die Regierung, die merkwürdigsten und absurdigsten Ansichten verbreitet waren. Ich erkannte daran die fortdauernde Wirksamkeit einer Partei, in deren Interesse es lag, diesen Glauben bei dem Volke recht geflissentlich zu erhalten, und so alle Verantwortlichkeit aller möglichen Regierungsmaßregeln ganz allein mir in die Schuhe zu schieben. Ich machte zwar mehrmals öffentlich bekannt, daß man sich mit Petitionen und ähnlichen

Anliegen nicht an mich wenden sollte, da ich mit der Regierung in keinerlei Beziehung stände und mich um dieselbe durchaus nicht kümmerte; aber das half mir Alles nicht, nach solchen Erklärungen wurde ich immer am meisten mit Hülfs- und Beistandsgesuchen behelligt. Ich that natürlich stets, was ich konnte, wo ich mit eigenen Mitteln ausreichen konnte, sprang ich bereitwillig bei, und wo ich es den Umständen angemessen hielt, scheute ich mich auch nicht, für wirkliches Unglück und Elend den König in Anspruch zu nehmen. Wie wenig Dank aber ich mir mit meiner Mildthätigkeit erworben, das sollte ich einige Monate später erfahren.

Die Thätigkeit der Jesuiten, die unausgesetzt gegen mich intriguirten, sollte ich schon früher kennen lernen. Auf meiner Badereise nach Brückenau gab mir der König eine kleine bewaffnete Escorte bei. Ich wollte zwar ohne solche reisen, aber der König bestand darauf, und ich mußte bald erkennen, wie gut seine Vorsicht war. Es war aber keineswegs so arg, wie sich eine deutsche Zeitung*) damals vernehmen ließ:

„Wie man so eben vernimmt, ist heute (am 20 Juni 1847) Donnera Lola Montez unter starker Polizeibedeckung nach dem Bade Brückenau zu einem längeren Aufenthalt abgereist."

Die starke Polizeibedeckung saß in einem zweiten Wagen, welcher dem meinigen folgte. Meine Begleiter waren der Herr v. B..., ein Mann, welcher mir besonders sehr angenehm war, sowohl durch seine Humanität, als seine Jovialität, und ein Offizier, der Herr v. L...n, welcher jedoch in Civil gekleidet war.

In dem anderen Wagen saß der Gensd'armerie-Obrist,

*) Deutsche allgemeine Zeitung.

Herr B..., zwei Gensd'armen-Unteroffiziere, und noch ein ältlicher Herr, den ich nicht gut leiden konnte, und um den ich mich nicht kümmerte.

Das war also die starke Polizeibedeckung. Damals waren mir diese Leute zu viel, ich glaubte ihrer gänzlich entbehren zu können, aber, wie gesagt, ich erkannte bald, daß ich wirklich eine starke Polizeibedeckung hätte gebrauchen können. —

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich überall der Gegenstand einer oft sehr lästigen Neugierde war, und daß mein Name das Volk elektrisirte.

Sehr oft hörte ich Aeußerungen, die mir einen besseren Begriff von der Stimmung des Volkes beibrachten, welche mir meine Begleiter als unangenehm bezeichneten.

„Das ist sie, welche uns von den Jesuiten befreit hat."

„Wäre sie nicht nach München gekommen, wir säßen noch im — — —", hörte ich einen derben Würzburger Bauern sagen.

Indeß muß ich gestehen, daß ich auch eine sehr freche Aeußerung hörte; der Mensch wurde sofort dafür gezüchtigt, und ich hatte nicht Lust, ihn straflos zu machen.

Wenn ihr Tölpel eine Dame beleidigen wollt, so fangt bei der Wahrheit an, das laß ich mir gefallen, gebt euch nicht zu Handlungen derjenigen her, welche hinter euch stehen und euch das in die Ohren raunen, was ihr sagen sollt und was sie nicht auf ihre Kappe nehmen wollen.

Wenn man gegen solche Ungebührlichkeiten auftrat, wenn man sich solche Bestien nicht gefallen ließ, giebt das einen Grund ab, die Fama sagen zu lassen:

„Die berüchtigte Lola Montez hat jüngst wieder in mehreren Städten Bayerns Skandal gehabt, indem sie sich auf das

Unverschämteste polizeilichen und anderen Vorschriften, denen sich jeder Andere fügen muß, thätlich widersetzte."

Ich habe mich niemals gesetzlichen Vorschriften entzogen. ich habe nur gegen brutale Ausführung der Gesetze mich, so gut ich konnte, vertheidigt.

Man kann von einer Fremden nicht verlangen, daß sie die Ordnungsgesetze der Länder, welche sie besucht, kennen soll. Darf sie nicht fordern, daß man bei unwissentlicher Uebertretung derselben mit Artigkeit daran erinnert werde, daß sie Etwas thue oder zu thun im Begriff stehe, was verboten sei?

Oder machen mir es die Herren vielleicht zum Vorwurf, daß ich zu oft bei brutalen Ausfällen gegen mich mein eigener Cavalier gewesen, statt erst einen männlichen Beschützer herbeizurufen?

Es klingt wahrlich höslich, wenn man schreibt:

„In Würzburg ging sie so weit, einem auf dem Posten stehenden Soldaten, der nach seiner Ordre ihren Hund vom Eingang eines öffentlichen Gartens zurückwies, in's Gesicht zu schlagen"

Humane Leute, diese, welche so schreiben!

Humane Leute, die bei jedem Worte Freiheit, Gerechtigkeit, Edelmuth und Gott weiß, welche schöne Dinge aussprechen und sich in die Brust werfen und rufen:

Den Stein auf sie! — Die Unmenschliche! —

Sie hat sich unterstanden, dieses Weib, einem Menschen, und noch dazu einem Soldaten, der ein Gewehr unterm Arme und einen Degen an der Seite hat, also einem armen, völlig wehrlosen Menschen in's Gesicht zu schlagen, weil dieser Mensch einem Hund den Eingang in einen Garten verwehrte.

Pfui, einen Menschen wegen eines Hundes schlagen.

Todeswürdiges Verbrechen!

Iſt es aber human mit einem Hunde umzugehen, wie mit einem Stein? Ich habe meinen Hund immer für ein lebendiges, empfindungsfähiges Weſen gehalten, und verlangte für ihn gewiſſe Rückſichten, nicht, weil er mein Hund war, ſondern weil er ein Hund war.

Weiter hieß es:

„Sie genießt völlige Strafloſigkeit, vielleicht konnte ſie einen Menſchen tödtlich verwunden, ohne dafür in ihrer Zügelloſigkeit beſchränkt zu werden. Das Erbärmlichſte bei dieſer Geſchichte iſt das Benehmen ſelbſt der liberalen Blätter, die, ſeit die Lola Montez die Gunſt eines Hochgeſtellten erlangte, für ihr Benehmen nichts als ein paar verblümte Tadelworte haben, und ſich abmühen, dieſe ſcandalöſen Vorfälle ſo ſehr als möglich zu verhüllen, während ſie, ſo zu ſagen, mit Keulen drein ſchlagen ſollten."

Gewiſſenhafte Männer!

Die Lola könnte vielleicht einen Menſchen tödten! —

Es wundert mich, daß ſie nicht ſchrieben:

Dieſe Lola könnte vielleicht einen Menſchen freſſen.

Warum nicht?

Was kann man vielleicht nicht thun? Was kann vielleicht nicht geſchehen?

Vielleicht verſagt der liebe Gott allen Narren und Einfaltspinſeln die Auferſtehung, damit man wenigſtens, mag man nun in dem Himmel oder in der Hölle fortleben, von ihnen nicht geplagt wird.

Es iſt in der That ſehr Unrecht, daß die liberalen Zeitungen nicht mit Keulen drein geſchlagen haben.

Es iſt ein Verdienſt für jeden Mann, eine Dame mit Keulen zu ſchlagen.

Nun, warten Sie noch ein wenig.

Es wird bald ein Monat Februar kommen, welcher ein sehr trauriges Stück Welt-Drama sein wird. — — Dann können Sie mit Keulen drein schlagen.

Beruhigen Sie sich, — trösten Sie sich, — es wird bald das Jahr 1848 sein.

Bis dahin werden Sie also wohl der Senhora Lola Montez erlauben müssen, vielleicht todtzuschlagen, wen sie will, und kein Mensch wird ihr darum ein Haar krümmen.

Denn es giebt einen König, welcher sie schützen würde vor dem Kinder.

Nein, man wird nicht bis 1848 warten, man wird schon 1847 mit Keulen drein schlagen.

Es war gewiß ein ergötzlicher Anblick für diese Keulenschlager, als in Bamberg, in der Residenz eines Erzbischofs, der Pöbel meinen Wagen umringte und mir seine Complimente machte, die etwas linkisch und roh anhielen.

Sie waren gewiß schlecht einstudirt, diese armen Volksmenschen.

Sie warfen weder die Steine geschickt genug, daß sie mich treffen konnten, noch trafen mich ihre rohen Schimpfworte.

Es ist doch wahrlich sehr merkwürdig, daß man mir solchen Empfang in dem schönen Bamberg aufbewahrte; daß man mich in Würzburg, Nürnberg und allen anderen Städten zuvorkommend, aber in der bischöflichen Stadt so nachkommend behandelte.

Das nennt man mit Keulen drein schlagen, wenn man Gassenbuben aufhetzt, dem Wagen einer Dame nachzulaufen und unsittliche Dinge hinter sie her zu schreien.

Das ist ächt germanisch, ächt christlich, ächt sittlich. — ächt ultramontan.

Der Mann hatte das Rechte getroffen, welcher darüber schrieb:

Noch immer wollen sie, die Ultramontanen, nicht glauben, daß der Wechsel des politischen Systems durch ihre eigenen, maaßlosen Uebergriffe herbeigeführt worden sei, sondern durch den Einfluß einer Frau, deren Erscheinen in München mit den Februarereignissen zusammentraf. In dieser Meinung sucht man die niederen Klassen zu erhalten, und daher läßt sich der von großer Rohheit zeugende Empfang der Sennora Lola Montez in Bamberg erklären. Während diese auf ihrer Durchreise dieser Tage in Nürnberg blos ein Gegenstand der Neugierde war, wurde sie bei ihrer Ankunft in der erzbischöflichen Residenzstadt von einem Haufen, unter dem man selbst junge Menschen sah, die, freilich jetzt irre geleitet, einst Staatsstützen werden sollen, mit Geschrei und Schimpfwörtern der gemeinsten Art empfangen und bis zu dem vom Bahnhofe ziemlich weit entfernten Gasthof begleitet. Der Tumult nahm zu, als sie, gegen die anfängliche Bestimmung, da zu übernachten, nach kurzem Verweilen weiter reiste. Manche warfen sogar mit Steinen nach dem Wagen. Wodurch war nun diese Demonstration hervorgerufen worden? Daß diese nicht durch Zufall entstand, muß schon deshalb bezweifelt werden, weil der Einfluß der ultramontanen Partei dort leicht fruchtbaren Boden finden kann; denn Bigotterie und freiere Weltanschauung bieten sich nie die Hände.

Ueber meinen Aufenthalt in Nürnberg weiß die Fama andere Dinge zu berichten.

„Während ihres momentanen Aufenthalts in Nürnberg besah sich Lola Montez einen großen Theil der dortigen Merkwürdigkeiten. Mit einem Bürger Nürnbergs, der sehr gut

ſpaniſch ſpricht, gerieth ſie in ein tieferes Geſpräch und äußerte ſich hierbei, wie man erzählt, in folgender Art:

„„Warum haßt und ſchmäht mich dieſes Volk? Ich habe ihm nur Gutes gethan. Ich habe es von einem höchſt drückenden und verderblichen Pfaffenjoch befreit, und das keineswegs aus Eigennutz und zu meinem Vortheile; denn hätte ich es mit den Jeſuiten gehalten, ſo hätte ich große Summen von ihnen bezogen und ein weit ruhigeres Leben gehabt.““

Im weiteren Verlauf ihrer Rede nannte ſie ſich ſtolz darauf, zur Befreiung und Herſtellung innigſter Einigkeit in den höchſten Regionen das Ihrige beigetragen zu haben.

„„Was ich beſitze,““ fuhr ſie fort, „„theile ich euren Bedürftigen gerne reichlich mit. Was wollt Ihr mehr? Oder ſchämt ihr euch meiner Wohlthaten, weil ich ein Weib bin und ein freies Leben führe? Wie bornirt ſeid ihr dann? Das Weib iſt von Natur nicht ſchlechter, als der Mann, und nicht jeder Charakter kann ſich in enge Verhältniſſe fügen. Gott hat ſehr weislich auch ſolche Weſen, wie ich bin, geſchaffen. Eure Mädchen und Hausfrauen hätten nicht ein jeſuitiſches Miniſterium geſtürzt; auch eure Männer und Landtage mit ihrem langweiligen Zeuge haben es nicht gekonnt. Küßt mir die Hand und dankt Gott, daß ihr mich habt!““

Nicht wahr? So ſpricht die Lola Montez. Dieſe Unterhaltung iſt ohne Zweifel aus ihrem Charakter gegriffen. Ich muß ſie acceptiren, ſelbſt wenn ſie unwahr iſt. Ich habe in Nürnberg keinen Bürger getroffen, der Spaniſch ſpricht, ſondern ich fand lauter gute Deutſche, die, wenn ſie einmal Franzöſiſch ſprechen wollten, eine ſo fürchterlich ernſte und drängende Miene machten, daß ich glaubte, ſie hätten was zum Brechen eingenommen.

Aber die Stadt Nürnberg hat mir ſehr wohl gefallen, wie

überhaupt faſt alle bayeriſchen Städte mir ein ganz beſonderes Intereſſe eingeflößt haben, obwohl namentlich Nürnberg nicht mehr ein Schatten der ehemaligen freien Reichsſtadt mit ihrem großartigen Binnenhandel iſt. — Auf ihren Hans Sachs thun ſich die Nürnberger ſehr viel zu Gute, ich weiß nicht, ob alle bayeriſchen Städte ſich auf ihre „**Häuſe**" ſo viel einbilden.

Ich muß geſtehen, daß die Reiſe nach dem Bade, obwohl ich auch oft der Gegenſtand wohlthuender Aufmerkſamkeit war, mich dennoch mit einer Vorahnung deſſen erfüllte, was ſpäter in Wirklichkeit eintraf. Ich erkannte, wie regſam die geſtürzte Partei, die mich nun einmal zur Zielſcheibe ihres Haſſes gemacht hatte, war, wie ſie Alles daran ſetzte, die Mine zu graben und zur Exploſion zu bringen, durch welche ich, wenn auch nicht in die Luft, doch aus Bayern hinausgeſprengt werden ſollte. Ich verhehlte dem Könige, als ich nach München zurückkam, keineswegeſ die Eindrücke, welche die mir ſo feindliche Stimmung des Volkes auf mich gemacht hatte, und der König wurde durch meine Darſtellung ſehr düſter geſtimmt. Ich that Nichts, ſeinen Zorn zu erregen, ich vermied es, auf irgend eine Perſönlichkeit anzuſpielen, — aber der Zorn Sr. Majeſtät richtete ſich doch gegen gewiſſe Perſonen, und er verhehlte ihn nicht.

Lola, ſagte der König traurig, dieſe Menſchen ſtellen Ihnen nach, haſſen Sie, ich weiß es, aber ſie ſollen ſich nicht einbilden, daß ich Sie ihrem Haſſe bloßſtellen werde. So lange ich in Bayern ein Wort mitzuſprechen haben werde, ſo lange ſollen Ihnen dieſe Menſchen nicht beikommen.

Sire, verſetzte ich, ich bin auch nicht beſorgt; ich fürchte nichts, denn Sie ſind König, und ich trage das Bewußtſein in mir, den Schutz aller Redlichen in Bayern verdient zu haben.

Lola, ſagte der König in tiefer Bewegung und erfaßte

meine Hand, die Krone, die ein König trägt, — ja, ſie iſt viel werth, das Glück von Millionen hängt von dieſer Krone ab, und es iſt ſo göttlich, beglücken zu können, — — aber dieſe Krone, Lola, — dieſe königliche Krone gebe ich hin, wenn ich der Einzige von den Millionen meines Volkes ſein ſoll, der nicht ſagen kann: ich bin der Herr meiner ſelbſt.

Sire, entgegnete ich, von der Bewegung des Königs mit fortgeriſſen, — Sie ſind Herr in Ihrem Lande, Sie ſind der Vater Ihres Volkes; wenn aber dieſes Volk mich haßt, — dann will ich nicht zwiſchen Ihnen und Ihrem Volke ſein, laſſen Sie mich gehen, Sire, — laſſen Sie mich von Neuem meinem Schickſal folgen, das mich zur Raſtloſigkeit verdammt hat: laſſen Sie mich gehen, ehe ich gehen muß, denn, Sire, es iſt dieſes nicht ſo bitter, als unter dem Geheul der Sturmglocke und beim Donner der Kanonen flüchten. Sie kennen mich, Sire, — ich habe keine Furcht und werde nicht gehen, — ſelbſt dann nicht, wenn mir Dolche und Bayonnette drohen, ich würde nur gehen, wenn Sie es verlangten und Sie werden es verlangen, Sire, — darum entlaſſen Sie mich jetzt.

Sturmglocken und Kanonen, — ſagte der König, — Lola, träumen Sie?

Sire, ich träume nicht, aber wir Frauen haben oft — —

Furcht, Lola, Furcht! —

Nein, nein, Sire, — Muth! mehr Muth, als Kräfte, mehr Muth ſogar, als Ueberlegung: aber wir Frauen ſehen oft das kommen, was die Weiſeſten überraſcht.

Sie glauben alſo, Lola, daß die Februartage, daß der erſte März ſich wiederholen könnte? —

Sire, ich fürchte nichts, — ſo lange Sie Ihre Krone tragen

Und dieſe Krone, Lola, — ſitzt ſie Ihnen nicht feſt genug?

Sire, Ihr gesalbtes Haupt wird sie tragen, so lange Sie wollen.

Sie haben Recht, Lola, sagte der König mit tiefem Ernst und nicht ohne Vorbedeutung, so lange ich sie will. — —

Und nach einigen Minuten tiefen Schweigens, welches ich nicht unterbrechen wollte, setzte er hinzu:

Und Sie bleiben in München, Sie bleiben bei mir, — so lange ich es will.

Und Lola, setzte ich lächelnd hinzu.

Der König gab mir einen leichten Schlag auf den Mund und verließ mich sehr aufgeregt, doch weniger erzürnt.

Hundertzweiundsechszigstes Kapitel.

Die Diplomaten.

Worauf ſie bauen. — Die Kinder. — Die Schulden. — Die Kunſt.

Der König bot Alles auf, um mich für die vielen Anfeindungen, welche ich erleiden mußte, zu entſchädigen. Ich hatte einen ſchönen Palaſt und war wie eine Prinzeſſin ausgeſtattet. Mit der größten Liberalität ſorgte der König dafür, daß meine Chatoulle ſtets angefüllt war, und ich mache kein Hehl daraus, daß ich verſchwenderiſch lebte. Ich glaube, das Land hatte ſich deshalb nicht zu beklagen, denn ich verwendete einen großen Theil von dem, was mir durch Königliche Munifizenz zufloß, für die Armen und Leidenden dieſes Landes, und ich habe ſicherlich nicht ſo viel erhalten und begehrt, wie die ſtets gierigen Schmarotzer, welche um ſo unverſchämter werden, je mehr ſie erhalten, und welche den Thron umlagern, um ſchnell zur Hand zu ſein, wenn von ſeinen goldenen Sproſſen Etwas hernieder fällt. Ich erwähne dies, weil meine Feinde meine vermeintliche Verſchwendung als das wirkſamſte Mittel der Agitation gegen mich gebrauchten. Wahrlich eine Atlas-Robe und ein Silber-Service konnte ein Land wie Bayern nicht mit

Schulden belaſten. Thaten dieſe Leute nicht gerade ſo, als wenn ich am Marke des Landes ſaugte, hatte der König nicht ſo viel übrig, um eine Freundin zu unterhalten? Waren meine Launen ſo koſtſpielig, daß ſie den Ruin des Landes nach ſich ziehen mußten? — Erforderte ein kleiner Schoßhund, einige Bediente und eine Equipage ſo viel Aufwand, daß die getreuen Stände ſagen durften: Dieſe Frau, Sire, iſt ein theures Kabinetſtück, um deſſen willen das Land an den Bettelſtab kommt? Hat ſie etwa darauf gedrungen, das Heer zu vermehren, um Bayonnette genug zu ihrem Schutze zu haben und gegen einen Aufruhr gerüſtet zu ſein? — Hat ſie etwa den König zu überreden geſucht, daß die Münchener Nationalgarde überflüſſig ſei, und die Mittel, welche ihre Unterhaltung erfordere, beſſer für ſie angewendet werden könnten?

Nichts von Allem.

Der König einer zweiten Macht in Europa, der König des dritten Thrones in Deutſchland war zu arm, um einer Freundin einen Palaſt zu unterhalten, um einer Dame die Bedürfniſſe ihres Standes oder ihrer Neigungen zu gewähren?

Und man klagte über Verſchwendung!

Bedauernswürdiger König, dem ſein Land ſo genaue Rechnung abverlangt, dem ſeine Unterthanen ſagen:

Du vergeudeſt unſere Steuern, denn du verſchenkſt Häuſer und giebſt Penſionen.

So zahlt keine Steuern und habt keine Könige — ich möchte ſehen, wie ihr dabei fahren werdet.

Schreibt doch denen, die euch regieren, vor, was ſie mit ihrem anſehnlichen Einkommen machen ſollen: — Alles hübſch in den Kaſten legen und für einige Schmarotzer bereit halten, die weder Frauen, noch Geliebten haben, ſondern nichts als Habſucht und Egoismus.

Fangt nur an zu knickern mit euren Herrschern; ihr Völker, wenn der Glanz eurer Throne erbleicht, — dann seid ihr arm.

Wir haben kein Geld für Maitressen, ruft ihr.

Gut, — gebt es für Nachtmützen, Jesuiten und Nationalgarden aus.

Das ist Freiheit! —

Und macht Revolutionen.

Das ist weise Sparsamkeit.

Da bildet ihr euch ein, ihr Deutschen, daß ihr euren größten Dichter, Schiller, verstanden habt. Giebt es einen Ladendiener bei euch, der seine Verse nicht kennt?

Wenn die Könige bauen, haben die Kerner zu thun.

So dichtet er; und ihr betet es nach.

Und doch so grimmig zu den Fenstern eines Palastes aufgeschaut, den euer König erbaut?

Nun, ihr habt ihn wieder.

Macht ein Monument eurer Einfalt daraus.

Oder, wartet noch ein wenig — die Lola Montez wohnt noch darin, und hat sie nicht versprochen, euch hineinzuführen, um euch ein wenig hören zu lassen, was sie spricht, und was der König spricht, und was die Diplomaten sprechen, welche sich darin versammeln, und was die guten Freunde, die großen Herren reden, welche die Lola Montez, die Gräfin v. Landsfeld, besuchen?

Nun so lauschet, das Monument bleibt euch.

Es belehrte mich da oft ein Diplomat, ein sehr kluger Mann, er vertrat in München einen deutschen Hof.

Wir sprachen einst von Frankreich, von Louis Philipp und der Möglichkeit einer Revolution.

Es mag in Frankreich hergehen, wie es wolle, und wenn alle Franzosen Jacobiner und Ohnehosen würden, sagte er, in Deutschland bleibt es ruhig.

Und worauf stützen Sie Ihre Hoffnung, mein Herr? fragte ich.

Auf unsere Kinder, sagte er lachend.

Ich sah ihn befremdet an.

Wir Deutsche, fügte er dann hinzu, sind zu gute und zärtliche Familienväter, um uns den Kartätschen auszusetzen.

Nun verstand ich ihn.

Ich fragte darauf einen englischen Diplomaten, ob er dieselbe Meinung von seinem Lande hege.

Ganz gewiß, versetzte er, — in England wird niemals eine Revolution sein.

Und worauf stützen Sie Ihre Hoffnung, mein Herr Diplomat?

Auf unsere Schulden! versetzte der Engländer.

In diesem Augenblick trat ein österreichischer Diplomat, der Herr v. R..., zu uns herein, und ich richtete dieselbe Frage an ihn.

In Oesterreich eine Revolution? sagte er, fast entrüstet über meine Frage, das gehört zu den Unmöglichkeiten, Frau Gräfin.

Nun, so sagen Sie mir doch auch, worauf Sie diese Hoffnung stützen?

Worauf? auf unseren Metternich!

Ach, das ist ein alter Mann.

Wir haben aber noch mehrere Metternich's, versetzte der Diplomat lächelnd.

Ein russischer Diplomat, welcher ebenfalls bei mir anwesend war, hatte an unserer Unterhaltung keinen Theil genommen, weil er mit dem Könige in einem, wie es schien, tiefen

Geſpräche begriffen war, als er aber ſpäter zu uns herantrat, theilte ich ihm unſere „revolutionäre" Unterhaltung mit und war begierig auf ſeine Antwort nach einer ähnlichen Frage, mit welcher ich ihn nicht verſchonte.

Ich will Ihnen das ſagen, gnädige Frau, verſetzte er, wir Ruſſen verlaſſen uns weder auf unſere Kinder, die ſich vielmehr auf uns verlaſſen müſſen, noch auf unſere Schulden, welche wir nicht haben, noch auf unſere Metternich's, welche Syſteme vertreten, die oft mit den Erfindern zu Grunde gehen, ſondern auf ein ganz anderes Ding.

Und das wäre?

Die Knute! — — —

Einige Monate ſpäter nach dieſer Unterhaltung war König Ludwig Philipp nicht mehr auf dem franzöſiſchen Thron und dennoch am Leben, die deutſchen Kinder machten ſelbſt Revolution, indem ſie, wie immer, ſich nach ihren Nachbaren, den Franzoſen, richteten, Metternich regierte nicht mehr Oeſterreich, und es war kein anderer Metternich da, — aber zuverläſſig blieben: — —

Die Schulden und die Knute.

Rußland und England hatten keine Revolution.

Und die Herren, welche die Revolutionen, und allerdings mit Recht, ſo ſehr fürchteten, warum fürchten ſie die Schulden? Warum beklagen ſie ſich, wenn der König eine Freundin hat, die dem Lande giebt, was ſie dem Lande nimmt? —

Die Geſchichte hat mich gerächt. — —

Hundertdreiundsechzigstes Kapitel.

Griechenland.

Athen. — Der Tempel des Theseus. — Quarantaine. — Das Lazareth. — König und Königin. — John Johnson. — Konstantinopel. — Rom. — Athen. — Konstantinopels Zukunft.

Einige Tage später machte mir der König das Vergnügen, mir einen höheren bayrischen Beamten vorzustellen, welcher im Auftrage seines Hofes, Egypten, die Türkei und Griechenland besucht hatte. Ich war besonders neugierig etwas von Griechenland und namentlich dem klassischen Athen, der Residenz des Sohnes Sr. Majestät zu erfahren, und der Beamte machte mir das Vergnügen, auf meinen Wunsch sofort einzugehen.

„Am 7. Juli 1845", so erzählte er, „verließ der „Leonidas", eine herrliche Dampffregatte von französischem Bau, aber mit englischer Maschine, den Hafen von Alexandrien. Auf dem mittelländischen Meere findet man kein schöneres und schnelleres Schiff. Die Ueberfahrt von Alexandrien nach Syrien kostete nur 180 Fr., 6 Fr. zahlten wir für die tägliche Beköstigung. Es giebt keine Gewohnheit des eleganten, comfortablen Lebens, welche man auf diesen Dampfschiffen, welche die Französischen Ingenieure auf die merkwürdigste Weise vervollkomm-

net haben, entbehren müßte. Die Verbindung zwischen Malta Alexandrien, Athen, Konstantinopel, Smyrna und Marseille ist durch die Französischen Packetboote ungemein erleichtert. Im Falle eines Krieges könnte Frankreich in kaum einem Tage eine Flotte vortrefflich ausgerüsteter und zum Dienst geeigneter Dampfschiffe zusammenziehen. Die Ausrüstung der Englischen gestattet nicht dieselben Vortheile, sie sind nur zum Transport der Briefe und Reisenden geeignet und ungemein langsam.

Ein sonniger Himmel, dessen Gluth durch einen leisen Windhauch gemildert wurde, lächelte auf das ruhige Meer hernieder. Am folgenden Tage, um sechs Uhr Morgens, hatten wir zu unserer Linken Amorgo und die kleine Insel Anapi, vor uns lagen die Cykladen. Wir fuhren zwischen Paros und Naxos hindurch, und um zwei Uhr Morgens warfen wir im Hafen von Syra Anker. Wir konnten das Schiff nicht verlassen, bis wir die Quarantaine bestanden hatten. Die Inseln des Aegäischen Meeres, welche im Alterthume so sehr berühmt waren, sind jetzt unfruchtbar und nackt, aber dennoch nähren sie auch heute eine fleißige, thätige und redliche Bevölkerung, deren Wohlstand die Dampfschiffahrt erhält. Naxos und Paros bringen etwas guten Wein hervor. Auf solche Weise aber ist das berühmte Delos gesunken, daß ein hier zur Quarantaine ausgesetzter Esel nichts zu fressen fand. Syra, dessen tiefer, hufeisenförmiger Hafen uns gegen die Nordwestwinde keinen Schutz gewährte, war vor der griechischen Revolution ein Seeräubernest. Da die Packetboote, welche den östlichen Theil des Mittelländischen Meeres befahren, hier einlaufen, so hat sich hier eine Stadt gebildet, welche an 18000 Einwohner zählt.

Konstantinopel sollte eigentlich zuerst unser Reiseziel sein, aber da die von Stambul kommenden Schiffe in den griech-

ichen Häfen einer ungemein strengen Quarantaine unterworfen sind, so beschlossen wir, um diese zu vermeiden, zuerst Griechenland zu besuchen. Wir machten also mit dem Leonidas die Fahrt nach Athen, wo wir aber das Schiff nicht verlassen durften und deßhalb wie in einem Gefängniß waren. Indeß war unser Capitän so gefällig, uns zu erlauben, in der Schaluppe mehrere Streifpartheien um die Insel zu machen. Man kann sich nun keinen lebendigeren Anblick denken, als den kleinen Hafen, in welchem Englische, Russische, Amerikanische und Türkische Flaggen wehten. Drei Oesterreichische und drei Französische Dampfschiffe ragten mit ihren Schornsteinen aus diesem Mastenwalde empor. Wir fuhren um 10 Uhr Abends in Gesellschaft des „Mahmudie" ab, oder besser, dieser segelte eine halbe Stunde vor uns ab, um uns gleichsam zum Wettlaufe aufzufordern. Wir eilten ihm rasch nach, und unsere in Soho-Square verfertigten Maschinen spritzten den klassischen Schaum des Meeres auf, welchem Aphrodite entstiegen war. Ein solches Kirchthurmsrennen von den Cykladen nach dem Piräus hat wohl einiges Interesse, aber es ist doch an und für sich zu wenig poetisch und steht in solchem Widerspruche zu der ruhigen Schönheit des Himmels und zu den klassischen Erinnerungen, daß man sich dadurch eher zu sentimentalen Empfindungen, als zu Gefühlen der Bewunderung hingerissen fühlt. Ich wollte die ersten Strahlen der Sonne sich am Vorgebirge Surium brechen sehen, stand deshalb um 2 Uhr Morgens auf und sah wirklich das verschimmerte Bild des Tempels und Felsens. Um 4 Uhr begab ich mich wieder auf's Verdeck. Auf dem hellen Meeresspiegel kreuzten sich tausend kleine Barken, rechts tauchten die erhabenen Umrisse des Parthenon und der Akropolis auf, links Aegina mit seinem zerfallenen Tempel. Es war mir unmöglich, das Verdeck zu verlassen.

Ein ungemein belebtes Bild entfaltete ſich vor unſern Augen, aber die enttäuſchte Phantaſie minderte das Vergnügen des Anblicks. Anſtatt der Galeeren des Themiſtokles beleidigten moderne Schaluppen und Yachten den Blick des Reiſenden, und der ſchneidende Ton der Bootspfeife erinnerte an Portsmouth und Calais, die in Italieniſchem Styl erbauten Häuſer, die flachen Terraſſen, die abendländiſch ausſehenden Straſſen, überhaupt die unverkennbare Nachahmung macht den Enthuſiasmus erkalten. Das ſchöne Engliſche Schiff „Aſia" lag vor Anker, die Mannſchaft ſang das „**Rule Brittannia!**", wir wurden davon bewegt, aber die klaſſiſchen Bilder, welche unſerer Phantaſie bis jetzt vorgeſchwebt, waren verſchwunden. Selbſt das Grab des Themiſtokles iſt profanirt, an einem Pfahle prangt mit rothen Buchſtaben der Name des Liqueurhändlers John Johnſon. Der Amerikaniſche Reiſende Stephens gerieth über dieſe Entweihung in ſolchen Zorn, daß er ſchnell ſeinen Platz verließ, um, wie er ſagte, das wüthendſte und verzweifelſte Mahl einzunehmen.

Die an unſerem Maſte wehende gelbe Flagge gab zu erkennen, daß wir die Quarantaine noch nicht beſtanden hatten. Man hielt uns daher überall in gemeſſener Entfernung, und wir mußten uns auf die bloße Beobachtung beſchränken. Ueber die modernen Gebäude ragte der Gipfel des Parthenon hinaus, und weiterhin der Hymettus und Pentelikon. Am Strande herrſchte eine außerordentliche Bewegung. Die Kaufleute theilten ſich an den Thüren der Kaffeehäuſer die Tagesneuigkeiten mit, die Schiffer luden ihre Waare aus, und die Schildwachen in weißen Weſten und blauen Röcken ſchritten auf und nieder. Die Schaluppen der Kriegsſchiffe, welche mit regelmäßigem Ruderſchlage die Wogen durchſchnitten, vervollſtändigten dieſes

durchaus moderne Bild und verwischten die letzte Erinnerung an das alte, klassische Griechenland vollständig.

So lange der „Leonidas" auf der Rhede lag, hielten wir uns am Bord desselben auf. Am 19ten ging er nach Syra ab, und wir mußten unseren liebenswürdigen Gastfreunden Lebewohl sagen. Nun mußten wir uns nach dem neuen Lazareth, welches die Regierung hinter dem Zollhause hatte erbauen lassen, übersiedeln. Diese Lage entzieht aber den unglücklichen Gefangenen jede Aussicht auf den Hafen. An Luxus war natürlich nicht zu denken. Die kahlen Mauern, die dürftig möblirten, fast leeren Zimmer, die scheibenlosen Fenster, die von sehr unangenehmen Gästen eingenommenen Betten machten diesen traurigen Aufenthalt noch unleidlicher. Und dafür mußten wir täglich 18 Schillinge bezahlen. Der Preis der Nahrungsmittel, welche uns ein Restaurateur lieferte, war eben so übertrieben. Als ein Mittel gegen die uns quälende Langeweile gab uns der Direktor des Lazareths Italienische Uebersetzungen der „Corinne" und des „dreißigjährigen Krieges" von Schiller.

Unsere Hauptzerstreuung aber bestand darin, daß wir unsere Romaische Philologie auf Kosten der Schildwache übten, die nicht wußte, was sie auf unsere unverständlichen Fragen antworten sollte. Endlich nach fünftägigem Harren wurde die Thüre unseres Kerkers geöffnet, und wir in Freiheit gesetzt. Jetzt erhielt Alles eine ganz andere Gestalt: unsere Wächter, welche uns mit ihren langen Stangen in ehrfurchtsvoller Entfernung gehalten hatten, näherten sich uns nun vertraulich, der Direktor reichte uns die Hand und frühstückte mit uns, und die Schildwache sah uns mit einem zufriedenen Blicke nach, welcher auszusprechen schien: Glückliche Reise! Gott sei Dank, daß ich Euch los bin, nun hole Euch der Teufel!

Der erſte Gegenſtand, welcher nun unſere Aufmerkſamkeit erregte, war ein — Omnibus. Die Ankündigung beſagte: Der Omnibus geht vom Bazar im Piräus und von der Ecke der Hermes- und Aeolus-Straße ab. An beiden Orten macht er einen Halt von fünf Minuten, während des Haltens bläſt der Kondukteur in die Trompete. Preis des Platzes: eine Drachme. Von dieſem Omnibus empört miethteten wir zwei Kaleſchen, welche eine wahre Parodie auf alle Wagen waren. Kaum hatten wir die Ruine der Mauer des Themiſtokles bewundert, als wir vor einer ächten Schenke, wo Branntwein und gewürzte und geviſſerte Liqueure, wie ſie die Griechen lieben, verkauft werden. Die Fruchtbarkeit der Ebenen um Athen ließ uns dieſe ſchmähliche Neuerung etwas vergeſſen, und wir zogen in die Stadt ein, ohne den Tempel des Theſeus, bei welchem der Weg vorbeiführte, in Augenſchein genommen zu haben.

Wir fanden die Gaſthöfe alle überfüllt, endlich fanden wir in albergo reali in Casali ein ſehr theures Unterkommen. Es iſt überhaupt für einen Fremden ſehr ſchwer, zumal, wenn er einen Bedienten bei ſich hat, in Athen für weniger als eine Guinee täglich zu leben. Und, welche grauſamen Nächte verlebt man in dieſem theuren Gaſthofe! Die einzigen Götter und Göttinnen, denen wir bei unſerer Ankunft opferten, waren die Fliegen und andere Inſekten, welche uns keinen Schlaf geſtatteten. Während wir mit dieſen furchtbaren Quälgeiſtern einen Kampf auf Tod und Leben führten, hörten wir im benachbarten Zimmer das Geräuſch umgeſtürzter Möbel und Iriſche Flüche, was auf ähnliche Leiden, wie die unſern, ſchlieſſen ließ. Endlich ward es Morgen. Ich hatte das Romaiſche ſtudirt, in der Hoffnung, mich den Neugriechen verſtändlich zu machen. Bald aber bemerkte ich zu meinem nicht geringen

Erſtaunen, daß ſie nicht gern ihre Mutterſprache mit Fremden ſprechen. Das Italieniſche iſt in der ganzen Levante verbreitet. Die meiſten Reiſenden, welche aus London oder Dublin kommen, haben die Meinung, daß das Engliſche die einzige anſtändige und in der ganzen Welt verbreitete Sprache iſt. Ihre Verwunderung iſt wirklich beluſtigend, wenn ſie laut reden, und der Commiſſionär oder der Aufwärter ſie nicht verſteht.

Es war endlich Zeit, Athens Ruinen zu beſichtigen. Unſer erſter Beſuch galt dem Theſeus-Tempel, welcher in eine dem heiligen Georg geweihte Kirche umgewandelt iſt, und in welcher noch eine Menge antiker Ueberreſte ſind. Es würde ein prächtiges Muſeum ſein, wenn die Gegenſtände, die es enthält, der Nation und der Zeit, an welche es erinnert, würdig wären. Die 34 Säulen von weißem Marmor, aus der Zeit des Miltiades, ſtehen noch aufrecht empor, obgleich die türkiſchen Bomben und Kugeln ſie vielfach beſchädigt haben. Dennoch werden ſie ſicherlich auch die neue Bedachung überdauern. Vom Theſeus-Tempel begaben wir uns nach der Akropolis, welche eine der fruchtbarſten Ebenen um 150 Fuß überragt. Den Zugang zu der Feſtung erſchweren die Trümmerhaufen, welche vor ihr liegen. Es iſt ſchwer, ohne dem Verdacht der Ueberſpannung ſich auszuſetzen, die Empfindungen zu ſchildern, welche dieſe verwahrten Reſte ſo vieler untergegangenen Herrlichkeiten erwecken. Ich überſchritt raſch die eingeſunkenen Stufen der Propyläen und ſtand nun inmitten umgeſtürzter Säulenſchäfte. Man muß es der Regierung zum Lobe nachſagen, daß ſie nichts unterläßt, was zur Wiederherſtellung dieſer Ruinen dienen kann. Der Tempel der Victoria wird wieder aufgerichtet. Unglücklicherweiſe iſt

das Burleske und Lächerliche hier mit den großartigsten Empfindungen und erhabensten Erinnerungen verbunden. Die Herren John und Thomas aus Dublin scheinen die Ueberzeugung gehabt zu haben, daß den Mauern der Akropolis noch etwas fehle, wenn ihr glorreicher Name nicht an denselben prange. Mit dieser herrlichen Inschrift haben sie alle Denkmäler in Athen verziert.

Diese Abweichung führte uns wieder auf die Gegenwart zurück. Als wir den Ilissus gänzlich versiegt sahen und in der Kalirrhoe kaum so viel Wasser fanden, daß wir unsere Finger hineintauchen konnten, konnten wir wohl nicht anders, als unserem klassischen Enthusiasmus Schweigen zu gebieten. Die Schatten der alten Zeit umschwebten uns. Als wir das Thor des Hadrian, das choragische Denkmal, welches gewöhnlich die Laterne des Diogenes heißt, den Tempel der Winde besichtigten, stand, trotz der tiefen Verwunderung, welche uns diese Ruinen einflößten, zugleich die neue Welt, d. h. das Elend und die Unordnung vor uns. Es giebt keine andere Stadt, welche in dieser Beziehung Athen den Preis streitig machen könnte. Ganze Straßen sind zerfallen, und Trümmerhaufen umgeben die türkischen Moscheen, die griechischen Kirchen und die alten Bazars. Die Regierung besitzt leider nicht die nöthigen Mittel, um diesen Schutt aufzuräumen. Hier und da erblickt man ein neues weißes Haus, welches das Bild der Verwüstung nur um so greller hervortreten läßt. Einige, wenn auch keineswegs elegante, doch wenigstens bequeme Villen erheben sich in dem östlichen Viertel der Stadt. Dort bewohnten der König und die Königin ein kleines Haus, als der herrliche Palast, der nach Klenze's Zeichnung erbaut worden ist, noch nicht vollendet war.

Athen hat 20,000 Einwohner, aber sie sind eben so arm, wie die Stadt. Man kann Sonntags Abends über sie Musterung halten, denn die heutigen Athenienser, welche eitel und neugierig sind, versäumen keine Gelegenheit, zu sehen und gesehen zu werden. Ich unterließ nicht, mich nach der Mode-Promenade, welche an der Stelle der alten Akademie liegt, zu begeben. Hier sah ich den König und die Königin, welchen vorgestellt zu werden ich bald darauf die Ehre hatte, vorbeireiten. Der König war in Griechischem Kostüm, die Königin trug ein Amazonenkleid. Sie wird von allen Parteien geliebt und gilt für eben so gebildet, als wohlthätig. Ein allerliebstes Mädchen, an welchem die Blicke der Vorübergehenden mit besonderer Theilnahme hafteten, begleitete Ihre Majestäten. Es war die Tochter von Marcos Bozzaris.

Des Aufenthalts in der einst so glorreichen, jetzt so gesunkenen Stadt überdrüssig, besuchten wir die Marmorbrüche des Pentelikon und durchwanderten in Begleitung zweier Bedienten, von denen einer Lord Byron gedient zu haben vorgab, den Isthmus von Korinth. Unter den griechischen Bedienten giebt es nur wenige, die nicht Byron gedient haben wollen; es ist für sie ein Mittel, den Preis für sich zu steigern. Soll ich von den Empfindungen sprechen, welche die große Vergangenheit dieses Landes in meiner Brust hervorrief? Ich beschäftigte mich mit dem modernen Griechenland und nicht mit dem alten, und über den zwei oder drei verfallenen Häusern, welche das heutige Korinto bilden, vergaß ich das schöne Korinth mit seinen goldenen und marmornen Palästen."

So erzählte der interessante Mann, aber ich war weit entfernt, von dieser Mittheilung befriedigt zu sein; ich bestürmte ihn mit so vielen Fragen, daß er mir am Ende sagte:

Frau Gräfin, aus Ihren Fragen geht hervor, daß ſie vom alten Griechenland mehr wiſſen, als ich. — Sie haben das moderne Athen nicht geſehen und dennoch wiſſen Sie, wie ich höre, recht gut, wie es ausſieht. Ihre Phantaſie iſt in der That erſtaunenswerth.

Es iſt nicht die Phantaſie, verſetzte ich, welche mir das erzählt hat, ſondern Se. Majeſtät waren ſo gnädig, mir Vieles von dem Lande mitzutheilen, deſſen Thron ſein erhabener Sohn einnimmt, und zu deſſen Befreiung der König einſt mit ſo großer Begeiſterung mitgewirkt hat. O, wie ſehne ich mich darnach, dieſes Athen zu ſehen, von wo aus ganz Europa ſeine Bildung erhalten, die Stadt, welche faſt ſo viele große Männer, wie Bürger zeugte.

Frau Gräfin, ſagte mein Gaſt, iſt es nicht genug, dieſen Wunſch laut werden zu laſſen, um ſeiner Erfüllung gewiß zu ſein?

Nun, in dieſem Jahre nicht mehr, verſetzte ich, aber im nächſten Jahre hoffe ich ſowohl die Türkei, als Griechenland zu ſehen, es zieht mich mit tauſend Banden nach dieſen Ländern hin.

Ich glaube nicht, daß Sie aus beiden befriedigt zurückkehren werden, ſagte der Herr v. J. Diejenigen, welche Konſtantinopel und Athen etwa mit Rom vergleichen, irren ſich ſehr. Rom iſt trotz der chriſtlichen Bildung, welche die römiſche verdrängt, trotz der Barbarei, welche hier eine lange Zeit nach Verfall der mächtigen Weltſtadt gehauſt, doch immer die alte ewige Roma geblieben. Die Jahrhunderte haben nicht vermocht, hier den Stempel ehemaliger Größe und Herrlichkeit zu verwiſchen; das neue Rom ſteht neben und über dem alten, aber auf jedem Tritte guckt dieſes alte, klaſſiſche Rom, wenn

auch nur wie ein Riesengespenst, aus seinen Trümmern hervor, und es weht noch ein Geist in diesem Rom, welcher Ehrfurcht gebietend die entweihende Hand von diesen Trümmern des Alterthums zurückhält. Und endlich hat sich die Größe der päpstlichen Zeit mit der Größe des antiken Roms vermischt, eine erhabene Zeit reichte der andern die Hand, und sie schützten sich gegenseitig. Trotz so unendlich vieler Widersprüche beider Zeitalter fanden sie doch eben so viele Anknüpfungspunkte, und durch dieses Alles bleibt der Eindruck, welchen Rom auf den sinnig Betrachtenden macht, stets von überwältigender Kraft. Anders aber verhält es sich mit Athen: das Band der Vergangenheit mit der Gegenwart scheint hier völlig gelöst. Athen interessirt fast mehr durch das, was es jetzt nicht ist, als durch das, was es einst gewesen. Diese Behauptung mag paradox klingen, aber sie ist demungeachtet wahr.

Mit Konstantinopel verhält es sich zwar ein wenig anders, aber auch hier vergißt man ganz, daß man sich in einer Residenz des ehemals römischen und griechischen Kaiserthums befindet. Drei Jahrhunderte der türkischen Herrschaft haben vollkommen ausgereicht, hier alle Spuren des klassischen Alterthums und des so bewegten Mittelalters fast gänzlich zu verwischen. Man denkt hier nicht an Constantin, man denkt hier nicht an die vielen Concilien, welche von hier aus angeregt und hier abgehalten wurden, man denkt hier nicht an Justinian und seinen großen Belisar, man denkt hier an Niemand anders, — als an den Propheten, an Mohamed, als hätte hier von Anbeginn der Welt nur der Koran geherrscht, — und allenfalls noch an — Rußland.

An Rußland? fragte ich erstaunt.

Ja gewiß, ich wenigstens habe recht oft an diese Macht gedacht.

Ich verstehe Sie nun, versetzte ich, und Sie haben Recht. Ich bin der Meinung und habe es schon öfter ausgesprochen, daß diese Türken ein Anachronismus in Europa sind, und der Gedanke, welcher den phantastischen und doch so geistreichen Potemkin sein ganzes Leben beschäftigt, und mit welchem er seine Kaiserin inficirt hat, ist ein durchaus geschichtlicher, d. h. nothwendiger, den auszuführen die Zeit oder die Geschichte nicht ermangeln wird. Die Türken müssen aus Europa — oder sie müssen Christen werden, d. h. christliche Cultur annehmen. Und wenn kein anderer Staat den Muth hat, als ein eroberndes aufzutreten, wenn sich nicht etwa England und Frankreich verbinden, diesen Staat im Interesse der Humanität für sich in Besitz zu nehmen, oder wenn es Oesterreich nicht wagt — wer wird sonst noch den Muth haben, als dieses Rußland, dessen Riesenkraft sich von Tage zu Tage steigert, welches stark sein wird, wenn alle übrigen Staaten und die Nachbarstaaten zumal abgeschwächt sein werden?

Als ich damals diese Worte sprach, waren die Verhältnisse noch um Vieles anders, als heute, einige wenige Jahre später.

Ist aber nicht Rußland in diesen wenigen Jahren seinem Ziele, welches es seit Katharina unverrückt im Auge behalten hat, um ein Jahrhundert näher gerückt?

Wie steht es heute mit Oesterreich? Wie mit Frankreich?

Die Kraft zweier Hauptmächte, zwei der gewaltigsten Rivalen, ist gebrochen.

Die dritte Großmacht, Preußen, ist nicht angethan, Rußland in seinen politischen Bestrebungen zu hindern.

Und was vermag England, wenn Rußland erst seinen Fuß auf den Nacken von Stambul gesetzt?

Es bleibt ſich übrigens am Ende auch gleich, ob Rußland oder eine andere Macht.

Die Geſchichte wird, bis die Türkei aufgehört hat, in Europa zu ſein, nicht aufhören, ihr „ceterum censeo“ zu rufen.

Wird es vielleicht zehn Jahre ſpäter in Erfüllung gegangen ſein?

Zehn Jahre ſind wenig, aber reiſt die Geſchichte nicht wie die Menſchen auf Eiſenbahnen?

Hundertvierundſechszigſtes Kapitel.

1818. — Neujahr.

Höflinge und Wünſche.

Wenn ich mich daran erinnere, welche Gefühle mich am erſten Neujahrstage 1818 erregten, dann iſt mir zu Muthe, als träte ich aus einem hellerleuchteten, mit geputzten und fröhlichen Menſchen angefüllten Ballſaal heraus in ein Sargmagazin.

Welche Glückwünſche gebar mein eigenes Herz für mich, und mit welchen kam man mir entgegen?

Es war ein Glück, daß ich nicht Eitelkeit genug beſaß, mir aus einem Fächer einen Scepter zu ſchnitzeln.

Oder ein Diadem aus einem Strumpfbande.

Oder einen Thron aus einem Putztiſche.

Wollte man nicht die ganze Welt zu meinen Füßen legen?

Konnte ich nicht gebieten über die Iſar und den Miſſiſippi, über Rom, über Jeruſalem, über Alles, was ich wollte?

Tiefe feile Höflinge, welche katzenbuckelnd vor mir ſtanden, und deren Augen leuchteten, wenn ich ein paar Worte an ſie richtete.

Ach, wären eure Redensarten nur nicht so fade, so absurd gewesen, ich hätte doch wenigstens einen Bogen damit füllen können, aber sie sind wahrlich weder Feder noch Dinte werth.

Und warum die Leser belästigen mit solchem Gewäsch? —

Hättet ihr insgesammt nur Ein vernünftiges Wort gesprochen, ich würde es als Curiosität hier niederschreiben, aber wozu soll ich eure Thorheit verewigen? —

Und ihr, ihr wundertet euch noch, als der Monat Februar und der März kam? —

O, ihr wißt euch zu helfen.

In dummen Dingen, oder in schlimmen Dingen seid ihr verteufelt klug.

Warum hat Sr. Majestät eine Tänzerin, ein so schlechtes, verrufenes, kokettes, freches, nichtswürdiges und Gott weiß, was noch für ein Weib zur bayerischen Gräfin gemacht?

Und dann soll die Welt nicht in Flammen gerathen!

Dann soll das Volk nicht aufstehen, und die Simsonsfäuste an die Säulen des Thrones legen!

Eine Tänzerin Gräfin, Königs-Freundin, Maitresse, und dennoch soll Ruhe und Ordnung im Lande herrschen, und die Majestät unangetastet bleiben! —

Adieu, Gräfin von Landsfeld! —

Adieu, Tänzerin! —

Packen Sie sich, — und es ist Alles wieder in Ordnung! —

Bis dahin werden wir uns wohlweislich verkriechen, — die Tänzerin mag für uns mit büßen.

Nun ihr seid Höflinge, — ihr müßt es besser als ich verstehen, wahrscheinlich gehört diese Handlungsweise — zu eurem Berufe.

Es ist nur gut, daß ich an jenem Neujahrstage 1848 recht herzlich über euch gelacht habe.

Ihr habt mich so wenig wie den König getäuscht.

Aber der Monarch meinte:

So lange Könige sein werden, werden sie von Schmarotzern umringt sein.

Je erhabener der Baum, je gemeiner die Schlingpflanze.

Ich bin überzeugt, ein Tagelöhner hat bessere, treuere aufrichtigere Freunde, als ein König.

Und diese Leute sind so frech zu sagen:

Wir sind die Stütze des Thrones.

Ja, bis er wankt! —

Wäret ihr mehr Männer und weniger Höflinge, dann —

Doch wozu euch ein Wort in's Antlitz schleudern, das euch erbleichen machen würde? —

Ihr habt genug Angst, daß die Zeiten für immer hin sein werden, wo es genügte, zu plaudern statt zu handeln; zu schmeicheln statt zu lieben; zu fordern statt zu helfen; sich zu opfern statt sich zu sonnen.

Wahrlich es sind große Verbrechen, die ich begangen habe und die nothwendig eine Revolution provociren mußten.

Es ist nur Schade, daß ihr im Januar 1848 von dem Allem nichts wußtet und so unendlich viel Zartgefühl für mich an den Tag legtet.

Gott lohne es euch.

Aber dieser Tag, dieser erste Tag des Jahres 1848 wird mir ewig unvergeßlich bleiben.

Ach, wenn ich doch gleich Worte finden könnte für die erhabenen Empfindungen, mit welchen der König dieses neue Jahr seines Regentenlebens begrüßte.

Lola, ſagte er, ein neues Jahr — eine neue Schuld.

Sire, mit Ihren Schulden wird das Land zufrieden ſein.

Aber nicht der König.

Und warum nicht, Sire?

Lola, ein König kann niemals ein Hundertheil von dem Guten ſtiften, was er auszuführen ſich und ſeinem Volke anlobt.

Sire, ein König iſt kein Gott.

Nein, nicht einmal ein Gott, verſetzte der Monarch.

Nicht einmal, Sire? —

Glauben Sie denn, Lola, daß die Gottheit ſelbſt, wenn ſie auf Erden leben würde, inmitten des Getümmels der menſchlichen Leidenſchaften, inmitten der Anſprüche, Forderungen und Widerſprüche des irdiſchen Strebens, daß dann die Gottheit die erhabene Gerechtigkeit und Weisheit bleiben könnte, welche ſie jetzt iſt, das Weltall beherrſchend ohne Rückſicht und Rückblick, unbekümmert um das, was geſchieht und geſchehen könnte?

Sire, verſetzte ich, ein König bleibt überall ein König, und die Gottheit wird immer die Gottheit bleiben.

Wir gingen hierauf zu heiteren Geſprächen über und verbrachten einmal wieder eine recht glückliche, heitere Stunde.

Der König war ganz Dichter, ganz Schöngeiſt, alle Falten der Regierungsſorgen waren von ſeinem Antlitze verſchwunden.

Mögt ihr abſurden Höflinge immerhin hinter dem Rücken des Königs ein krauſes Geſicht gemacht und die Jahre des Königs gegen die meinen abgezählt haben!

Ihr werdet euch erinnern, ihr beiden Herren von dreißig Jahren, welche ich einmal dabei überraſchte, als ihr euch

Es iſt ſchon ſechzig Jahre, und dieſe feurige Spanierin!

Meine Herren, ſagte ich Euch, wie rechnen Sie! — Dieſe feurige Spanierin wird während ihres ganzen Lebens jugendliche Grazie allen Jünglingen vorziehen.

Ja, — wie ſie ſich da in die Lippen biſſen!

Es iſt euch ſchon Recht geſchehen; wollt ihr Gloſſen über eure Komige machen, ſo ſeht euch beſſer vor.

Proſit Neujahr, — ihr Hofſchranzen, ihr Heuchler, ihr Schmeichler, Proſit Neujahr 1852, hütet euch! —

Seht euch vor, daß ihr beſtehen bleibet.

Daß ihr euch nicht verkriechet vor dem rothen Geſpenſte!

Es iſt am Ende nichts, als ein — Weib.

Hundertfünfundsechszigstes Kapitel.

Der Aufruhr.

Der Neid und die Jesuiten. Die Allemannia. Graf Hirschberg. Das Lola-Ministerium. Die Lolamontanen.

Ich eile nun mit schnellen Schritten der Unglückszeit zu, welche für ganz Europa eine Zeit der Trauer und des Gleads war. Nicht lange mehr, und das Sturmgeheul des Aufruhrs durchzog Frankreich, Deutschland und Italien, und in dem Lande, welches als das loyalste der Welt gilt, in Deutschland, wurde der Anfang gemacht.

Ich habe schon gesagt, daß ich einen Feind in Bayern hatte, welchen die Menschen, sie mögen nun gut oder böse sein, stets haben und haben werden, die vom Glücke begünstigt sind, den Neid.

Der Neid und die Jesuiten, das waren meine Feinde, welche unablässig beschäftigt waren, mich von der Seite des Monarchen zu bannen.

Alles was in Bayern von oben herab geschah, wurde von diesen beiden Verbündeten verdammt, und wenn sie es verdammt hatten, dann brachten sie es auf meine Rechnung.

Wenn neue Miniſter ernannt wurden, dann hieß es, die alten seien durch mich geſtürzt, und die neuen meine Freunde. Dann war es ein Lola-Miniſterium.

Die Miniſter, welche regierten, taugten niemals was, wenn ſie aber beſeitigt waren, dann hießen ſie plötzlich brave Männer, und die neuen taugten wiederum nichts, bis auch dieſe wieder Nachfolger erhielten.

Das iſt eine alte Geſchichte.

Man iſt mit den Miniſtern ſtets eben ſo wenig zufrieden, wie mit den Regenten. Die Vorfahren waren ſtets beſſer, und die Nachfolger werden ſtets beſſer ſein, — und wer herrſcht, iſt ſo unglücklich, es den Leuten nie recht machen zu können.

Der König entließ ſeine Miniſter, weil ſie ihm nicht mehr die gehörige Energie zu zeigen ſchienen, — und er ernannte Minister, von denen er mehr und Beſſeres hoffte, und unter dieſen Miniſtern war zufällig einer meiner Freunde, welcher dem König ebenfalls zuſagte. — und flugs war man dabei, die Stirne zu runzeln und die Achſel zu zucken, und allerlei empörende Gerüchte unter das Volk zu verbreiten.

Einige hochgeſinnte Studirende an der Univerſität waren ſo unglücklich, mir zu gefallen und mich öfters zu beſuchen, und augenblicklich wurde die ganze Univerſität aufgehetzt, ſich gegen dieſe Studirenden feindlich zu zeigen.

Der König war weit entfernt, dieſe kleinlichen Demonſtrationen zu beachten, und ich lachte darüber, als aber die Sache ernſtlich wurde, dachte der König daran, die ſtudirende Jugend dem Ultramontanismus, dem Jeſuitismus zu entziehen und die Univerſität zu verlegen oder wenigſtens für einige Zeit zu ſchließen.

Das waren entſetzliche Verbrechen, welche das ganze Bürgerthum in Harniſch jagten.

Und ich war Urheberin dieser Verbrechen gegen die Majestät des — Pöbels.

Ich will die Ereignisse, welche jetzt eintraten, nicht mit meiner Feder, ich will sie mit der Feder feindlicher Journalisten, feindlicher Autoren schildern.

Ich thue immer am Besten daran, meine Gegner selbst reden zu lassen, sie mit ihren eigenen Worten zu schlagen.

Was diese Leute an mir tadeln, — das gereicht mir zum Lobe.

Aus dem, was sie von mir schreiben, geht hervor, wie verlegen die Leute um Vorwände waren, mich aus meiner begünstigten Stellung zu verdrängen.

Der Leser mag selbst beurtheilen, wie absurd diese Vorwürfe waren.

Aber ist man je um solche verlegen, wenn man ein Volk gegen die Regierung aufhetzen will? . . . .

„Der Landtag sollte, wie gesagt, nach dem Willen des Königs blos ein Anlehen für den Weiterbau der Eisenbahnen bewilligen und dann, wie er gekommen, mit leeren Taschen zu den Steuerpflichtigen nach Hause gehen. Nun beriethen aber die Stände Dieses und Jenes von wichtigen Landesangelegenheiten, sie berührten die Ereignisse der letzten Monate, und manche Mitglieder thaten dies in herben, schonungslosen Worten. Man schonte überdies sichtbarlich, von Seiten der Mehrheit der Stände, die Herren Minister, welche man persönlich als wackere Männer achtete, und zielte auf die neue Gräfin und ihren Anhang, und sogar auf den alten, verblendeten Mann, dem ein Weib mehr galt, als die Ehre seiner Familie, als die Sicherheit seiner Krone, als die Ruhe und Wohlfahrt seines Volkes. Ludwig war wüthend über seine Minister, die ihn nicht zu decken vermochten: sie erhielten am 30. Nov. 1847,

zum Theil in sehr auffallend schimpflicher Weise, ihre Entlassung und der Gräfin Landsfeld beliebte ein Ministerium Berks-Wallerstein. Berks hatte seine Laufbahn als Docent der Geschichte an der Universität zu Würzburg begonnen; er wurde in dem Anfange der dreißiger Jahre zur Belohnung geheimer Spionitdienste nach München versetzt, wo ihn der damalige Minister Wallerstein zum Ministerialrathe beförderte. Er blieb auch die rechte Hand des Fürsten bis zu dessen Sturze. Abel versetzte den Freund seines Vorgängers und gab ihm die Stelle eines Directors bei der Regierung von Niederbayern. Der Herr Director verlebte die Sommer- und Herbstmonate (1847) in München, wo er sich die hochvermögende Gönnerschaft der Gräfin zu erwerben wußte. Berks wurde zum Staatsrath ernannt und zeigte sich seiner Gönnerin in hohem Grade gefällig und dankbar; er reiste sogar eigens nach Würzburg, um für sie zu packen und nach München zurückzubegleiten. Lola arbeitete nun darauf hin, ein Ministerium nach ihrer Weise zusammenzusetzen, wo ihr neuer Diener eine der ersten Stellen einnehmen sollte. Dies ist ihr auch vollkommen gelungen. Das Ministerium vom 8. Dec. konnte mit vollem Rechte das Lola-Ministerium genannt werden.

Gräfin Landsfeld begnügte sich aber nicht mit einer verborgenen Herrschaft, sie wollte im Gegentheil ihr unbedingtes Machtgebot vor aller Welt offen an den Tag legen. Sie besuchte deshalb täglich ihren gehorsamen Knecht im Ministerium des Innern, Herrn Berks, in seinen Arbeitszimmern und verweilte daselbst nicht selten mehrere Stunden. Neben der Herrsch- und Lärmsucht ist Lust und Freude das Element dieses geistreichen, wunderlichen Weibes. Die Frau Gräfin, welche aller Bemühungen ungeachtet bei ihrem neuen Stande beigetreten keinen Zutritt erhalten konnte, umgab sich nun

mit einer Anzahl hübscher junger Leute, vorzüglich Studenten, und kein Tag ging dahin ohne kostbare Gelage. Es schien das Geld aus einer unerschöpflichen Quelle zu fließen. Die Studenten und andere Gesellen ihres Kreises waren zum Theil nicht vom besten Leumund, zum Theil auch arme Leute, welche die reichliche Unterstützung, Speise in Fülle und lieblicher Trank anlockten. Den Studenten, ihren Genossen, verschaffte nun aber die gebietende Herrin die Erlaubniß, eine eigene Landsmannschaft unter der Benennung Allemannia zu gründen, was bei den bereits bestehenden Landsmannschaften, die sich als besonderrechtliche Gesellschaften betrachteten, eine große Erbitterung hervorrief. Die Allemannia mußte, so wollte es der allerhöchste Wille, anerkannt werden. Es war dieß aber bloß äußerlich; kein Student pflog den mindesten Umgang mit den verhaßten Genossen der königlichen Favoritin, und jede Satisfaction ward ihnen verweigert. Dies führte zu unaufhörlichen Reibungen, welche bald in gemeine Beschimpfungen und Thätlichkeiten ausarteten. Ein Commers der Allemannia, welchem kein einziger Professor, wohl aber Minister Perks beiwohnte und mit einer Rede verherrlichte, und das Leichenbegängniß des alten Görres (dieses Haupt der Münchener Ultramontanen starb am 29. Januar 1848) hatten endlich einen förmlichen Kriegszustand zwischen beiden Parteien hervorgerufen. Die Ultramontanen benutzten nämlich den Leichenzug ihres Meisters zu einer förmlichen Demonstration gegen die Lolamontanen, wie die Anhänger der Lola Montez nicht unwitzig genannt wurden. Aus demselben Grunde schlossen sich ihm auch viele junge Männer an, die keineswegs zur Partei der „Schwarzen" gehörten. Die Gräfin hatte dies sehr mißliebig bemerkt und ihre Allemannen zu allerlei Rachegelüsten auf-

stacheln. Die anderen Studenten wollten nun die Allemannen, deren nur 15—18 waren, nicht mehr in den Vorlesungen dulden. Man verfolgte sie sogar in den Straßen; es entstanden Gassenauftäufe, die allerlei Unfug und selbst Verwundungen zur Folge hatten. Ein Graf Hirschberg, Senior der Allemannen, stieß mit einem Dolche um sich und bewunderte damit, daß er nicht umsonst zu den Füßen der Spanierin gesessen hatte. König Ludwig, welchem alle diese Vorfälle durch die Gräfin und ihren Minister von der schwärzesten Seite als Meuterei gegen seinen allmächtigen Willen dargestellt wurden, beschloß jetzt mit einem Male, mit Einem Schlage alle seine Feinde, die Professoren und Studenten, den Adel, die Bürger und das ganze widerstrebende Land zu züchtigen. Die Universität wurde am 9. Februar 1826 durch einen königlichen Befehl, den Fürst Wallerstein als Minister des Cultus und der Studien gegenzeichnete, bis zum Wintersemester geschlossen; es hieß sogar, die hohe Schule würde in der Zwischenzeit nach Landshut zurückverlegt werden. „Ich werde die Universität schließen lassen," hatte sich Gräfin Landsfeld einige Tage vorher in ihrem Abendkreise geäußert, „ich muß sie überhaupt nicht hier haben; sie muß nach einem anderen Orte verlegt werden."

Jetzt erhob sich mitten in der Bewegung eine neue Macht, an die man seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gedacht hatte. Die Bürger und das Volk zu München standen zusammen wie ein Mann, um der schmachvollen spanischen Willkühr entgegenzutreten. Die fremden Studenten, welche die Stadt alsbald verlassen sollten, schuldeten dem Bürger und Hintersassen manchen Pfennig, der, wenn die jungen Leute fortzögen, unwiederbringlich verloren schien; überdieß war der ganze Bestand der Universität, von der sich so viele ernähren, in Frage gestellt.

Der liebe Vortheil, das klingende Intereſſe hatte dieſe ſeit langem abgeſtorbene Körperſchaft zu neuem Leben aufgeſtachelt. Muth, Ehre und Hochherzigkeit ſchoſſen üppig hervor aus dem breiten Krämergrunde. „Ihr müßt hier bleiben," erklärten Bürger und Inſaſſen den Studenten; „wir werden, wir wollen euch ſchützen; die Vorleſungen müſſen wieder beginnen, und Alles muß im gewohnten Geleiſe fortgehen." Die Regierung des Königs hatte ſeit längerer Zeit, was keinem aufmerkſamen Beobachter entgehen konnte, naturgemäß in den verſchiedenſten Klaſſen des bayriſchen Volkes eine dumpfe Unzufriedenheit und Gährung hervorgerufen. Das Wort Recht durfte Niemand gebrauchen; Gnade ſollte Alles ſein, und in der That war auch Alles Gnade, Gnade des Königs. Die Anhänglichkeit an die allerhöchſte Perſon galt, wie die Anſtellungs- und Beförderungsdecrete im Regierungsblatt ausdrücklich lehren, als höchſtes Verdienſt des Staatsbürgers. Ja, dieſes Wort Staatsbürger ſelbſt wurde, wo nur immer möglich, ausgeſtrichen und durch das Wort Unterthan erſetzt. Es gab keine Staatsdiener, keine Staatsminiſter mehr, ſondern königliche Diener, königliche Miniſter. Nur die Staatsſchulden ſind geblieben. Alle Verordnungen, die wichtigſten Erlaſſe ſchloſſen ein Mal wie alle Mal mit dem banalen Satze: So lange wir nicht anders befehlen. Die Münchner „Gelehrten Anzeigen," von dem größten Obſcuranten in Europa, dem Präſidenten Roth redigirt, ſprachen bereits vom Landesherrn im guten mittelalterlichen Sinne des Worts. Die Verſchwendungen des Königs an Bauwerke, die keine Kunſtwerke ſind, an Maitreſſen und todte Sammlungen ſtanden in grellem Widerſpruche mit der widerlichen Knickerei bei allen Gegenſtänden, die ſich auf das Gemeinwohl, auf die Civil- und Militärbeamten, die ſich mit einem Worte auf das wirkliche Leben be-

zogen. Viele Stellen wurden bald gar nicht besetzt, bald blieben sie lange Zeit unbesetzt und wurden einem Anderen ohne alle Entschädigung aufgebürdet. Die hierdurch bezweckten Ersparnisse sind, wie so viele andere Summen, spurlos verschwunden oder gingen zur Beförderung unhaltbarer, dynastischer Interessen nach Griechenland.

Die Noth der niedern Gewerbe, die zum Theil in der Zeit liegt und in Altbayern zum Theil auch durch den Zollverein hervorgerufen wurde, nahm und nimmt im Lande zu in Schrecken erregendem Grade. Die industrielosen, an viele Feiertage und Wohlleben gewöhnten Bayern können mit den vorgeschrittenen Bewohnern anderer Gaue nicht wetteifern. Ueberdies haben die letzten theuren Jahre die wenigen Sparpfennige der niedern Klassen aus den frühern besseren Zeiten vollkommen aufgezehrt. Gar mancherlei, nur zum Theil begründete, zum Theil ganz erfundene Sagen haben Bürger und Studenten in beständiger Aufregung erhalten.

Schon früh am Morgen des 11. Februar versammelte man sich von neuem auf dem Rathhause, und es war ein neuer Bürgerzug zur Residenz beschlossen. Die Universität, hieß es, müsse alsbald wieder geöffnet und die Gräfin v. Landsfeld als die Quelle aller Zwietracht, alles Unheils, von München abgeleitet und aus ganz Bayern entfernt werden. Schon jetzt fielen, bereits vierzehn Tage vor dem Sturze der Orleans, harte, drohende Worte in dem Rathhaussaale, namentlich von Seiten der kleineren Bürger, der Krämer und Käshändler. So dürfe es, sagte man, nicht mehr fortgehen: der König verschwende den Schweiß des armen Landes an Maitressen und ihren Anhang; der Schmuck der Lola, mit dem sie neulich im Theater erschienen, sei von Kennern auf 60000 Gulden geschätzt worden; ihr Haus in der Barrerstraße sei wie eine Feenwohnung

ngerichtet, nach ihren Wünschen müssen Minister, Staatsräthe
nd das ganze Land sich fügen; Gensdarmerie und Militär
keinen bloß deßhalb da zu sein, um die Tänzerin zu be-
hützen; ihretwegen seien die besten katholischen Professoren von
r Universität entfernt worden, für's Volk geschehe gar nichts."

So weit geht diese erbauliche Darstellung.

Aber sie fügt noch einiges hinzu.

Sie spricht von der Angst des Königs.

Der König habe nachgegeben aus Furcht.

Es ist wohl möglich, daß der König von Leuten umgeben
ar, welche sich Stützen des Thrones nannten und so sehr den
opf verloren, daß sie sicherlich schon längst verloren waren,
e der König die geringste Unruhe zeigte.

Das sind traurige Dummheiten, welche hier in einem
Athemzuge wiederholt werden.

Der Staatsbürger ist in einen Unterthan verwandelt.

Die Staatsdiener sind Königliche Diener.

Aber die Staatsschulden, nun, warum habt ihr die nicht
ch zu Königliche Schulden, zu Maitressen-Schulden gemacht?

Nein, die Staatsschulden, sagt ihr, sind geblieben.

Eine hübsche Consequenz im Raisonniren! —

Viele Stellen, heißt es, wurden gar nicht besetzt. — Wahr-
scheinlich konnte der König keine passende Subjecte finden. Es
mögen sich genug Leute gemeldet haben, das glaube ich wohl.

Wer von den Schreiern, den unerbittlichen Tadlern, den
wenigen Kritikern der Handlungen der Könige ist nicht gleich
bei der Hand, wenn es gilt unter diesen schlechten, verschwen-
derischen Königen ein Aemtchen zu erhaschen? —

Nicht wahr, ein Aemtchen bringt Käppchen, sagt der
Teutsche.

Je mehr Besoldung, desto besser.

Gute Besoldung an schlechte Beamte — das ist ja durchaus keine Verschwendung.

Nun denn, so will ich annehmen, daß der König keine schlechte Beamte finden konnte.

Wie ihr wollt, es handelt sich nur um neuen Beifall, ihr Historiographen, die ihr so ritterlich gegen eine Gräfin zu fechten versteht.

Weiter heißt es, es sei so viel Geld nach Griechenland gegangen.

Humane Seelen!

Als sich der König des armen griechischen Volkes annahm, wie jubelten sie da, die edlen Bayern!

Aber Geld nach Griechenland schicken!

Pfui Teufel! —

Wer mag denn für die Freiheit eines andern Volkes Geld ausgeben!

Lieber ein Bayrisch Bier.

Ist das nicht genug Veranlassung, eine Revolution erster Klasse zu machen?

Also immer frisch darauf.

Wir haben es mit einem Weibe zu thun, und im allerschlimmsten Fall, was kann uns das Bischen Pulver und Blei thun!

Trifft mich nicht, trifft dich nicht, trifft irgend einen dummen Teufel von Bauer, welcher seinen Kohl zu Markte bringt.

Also nur darauf los.

Farbe heraus!

Studenten und Volk im besten Einverständnisse, dann muß Alles möglich werden.

Doch schreibt Eure Geschichte wieder selbst, es ist genug, wenn ich sie commentire.

Hundertsechsundsechzigstes Kapitel.

Allgemeine Studenten- und Volksbewegung in München am 8., 9., 10., 11. und 12. Febr. 1818.

Dießmal schien es nicht so leicht zu sein, das aufgebrachte Volk durch Waffengewalt und Verkündigung des Tumultgesetzes zu besänftigen und den Aufruhr niederzuschlagen.

Schon seit einiger Zeit hatte sich nämlich an der Münchner Universität eine Verbindung, Allemannia genannt, gebildet. Die Theilnehmer an derselben — so ging die allgemeine Sage — im Munde der Studenten und des Volkes „Zolianer" genannt, wurden von der Gräfin Landsfeld in besonderen Schutz genommen, sie erfreuten sich häufiger Conversationen in ihrem Hause. Der Senior derselben, Peigner, behauptete man, habe ein förmliches Empfehlungsbureau für Anstellungen geführt und Bescheide schriftlich und mündlich gegeben. — Die Allemannen hatten ihre Kneipe im Kaffeehause bei Rotmanner unter den Arkaden im Bazar.

Ihr Entstehen wurde als darin motivirt angesehen, daß sie gleichsam als Mittel betrachtet werden sollten, die Zuneigung der übrigen Studenten zu gewinnen. Allein diese Absicht

stellung schon von vorn herein fehl. Die Allemannen wurden nämlich von den übrigen Corps-Verbindungen, Isaren, Bayern, Pfälzern, Schwaben und Franken, völlig desavouirt oder in Verruf erklärt, und dieser Verruf erging über sie auch von der ganzen übrigen Studentenschaft. Dieß stärkte die Spannung dann noch mehr, als die an Zahl nie bis zu 20 gestiegenen Allemannen, stolz auf den höheren Schutz, sich gegen die übrigen Studenten theilweise zu brüsque benommen haben. Jedenfalls wuchs der Haß zur offenen Verachtung.

Diese aber manifestirte sich in folgender Weise.

Nachdem schon vor dem 8. Februar mehrmals in den Collegien der Professoren von Bayer und Sieber, sobald Allemannen erschienen waren, die übrigen Studenten sich entfernten, und trotz den Reden des Rectors und selbst des Fürsten Ludwig von Oettingen-Wallerstein als Cultusminister die aufgeregten jungen Männer nicht zu besänftigen waren, brachten sie dem Fürsten ein Lebehoch, begleiteten aber dann in gedrängten Zügen die beiden Allemannen die lange Ludwigsstraße herab bis zur Allemannen-Kneipe bei Hottmanner unter gellendem Pereat für sie und ihre Beschützerin, als ging's auf einen Armensünderplatz. Derselbe Achtruf wiederholte sich am 8. Februar, Nachmittags um 2 Uhr, im Collegium des königl. Ministerialraths und Professors Hörmann.

Am 9. Februar Morgens hieß es, der Graf v. Hirschberg, ein Allemanne, habe den Dolch gegen einen anderen Studenten gezückt, und sei nicht arretirt worden. Es versammelte sich daher eine Masse von Studenten am Odeonsplatze, diesem gegenüber, und am Hottmanner'schen Kaffeehause, und die Arretirung des Grafen wurde laut begehrt. Gensd'armerie besetzte den Eingang in den Hofgarten und den Ausgang gegen die Seite des Kunstvereins hin. Studenten und Volk wogten

an der Ludwigsstraße auf und ab, vor der Residenzwache stand Militär. Die Schwabingerstraße herab drängte sich jetzt ein großer Menschenschwarm. An der Spitze desselben war die Gräfin v. Landsfeld zu sehen, gehüllt in einen großen Schawl und auf dem Kopfe einen ganz einfachen blauen Hut. Zwei junge Männer gingen neben ihr und schienen sie, wie aus den höchst lebhaft geführten Debatten zu entnehmen war, vermögen zu wollen, von dem Platze ihres gewöhnlichen Spazierganges in der Ludwigsstraße zurück zu bleiben. Lola selbst schien jedoch den Mahnungen kein Gehör zu geben, sondern schritt gerade aus vor der Theatiner-Kirche vorüber. In diesem Augenblicke scheint sie von den umstehenden Volkshaufen erkannt worden zu sein; von den Stufen der Feldherrnhalle aus war zu sehen, wie sie, dem Gedränge nachgebend, gegen das Graf-Arco-Gebäude mit ihrer Begleitung zurück wollte, dort aber keine Zufluchtsstätte fand, und dann eine solche nothgedrungen in der Theatiner-Kirche suchen wollte und mußte. Man hörte jetzt gellendes Volksgeschrei. Mit den gewöhnlich bei ihr geführten Waffen, Terzerol und Dolch, hat sie den Angriff auf ihre Person abzuwehren versucht. Kaum aber war das sich immer wiederholende „Pereat" zu den an dem Hofgarten-Eingang stehenden berittenen Gensd'armen gedrungen, als dieselben an den Ort der Gefahr im Galopp sprengten, und unter ihrem Schutze eilte die flüchtige Gräfin in die Theatiner-Kirche durch den rechten Seiteneingang. Drinnen soll auch ernstlich auf die zitternde und offenbar in Todesgefahr schwebende Tänzerin durch die bei noch zwei offenen Thüren hereinstürmende Volksmenge angedrängt worden sein.

Als nun der Kirchendiener aufmerksam machte, daß die Kirche eben nicht der Ort zu einem Volksauflauf sei, suchte sich die Gräfin durch denselben Eingang unter Gensd'armen-

Schutz hinaus zu begeben, wurde jedoch wiederholt mit gellendem Geschrei empfangen, und trat nochmals zurück, bis endlich mehr Sauve-Garde anrückte, sie in die Mitte nahm und zur Residenzwache unter Volkszurufen begleitete.

Der Platz wurde dann gegen das Schloß hin mit Militar, Infanterie und Küraſſieren, abgesperrt; dagegen vermehrten sich die Volkshaufen zusehends, und man hörte sehr unruhige Aeußerungen. Die fünf Corps der Studenten gaben zu gleicher Zeit beim Rektorat und Ministerium des Inneren für Cultus und Unterricht die Anzeige ihrer Auflosung ein, wenn die Allemannen fortbestehen dürften. So endete der 9. Februar mit dem düsteren Gerüchte, daß die Universität bis zum nächsten Oktober geschlossen sei. Die Hauptplätze blieben mit Militär besetzt, und die Barrerstraße wurde gleichfalls an beiden Eingängen durch Militär gesperrt, während die Gensd'armerie vor dem Hause der Gräfin v. Landsfeld verstärkte Wache hielt.

Drohender und allgemein mehr aufregend wurde die Sache am Donnerstag den 10. Februar.

Vormittag 9 Uhr versammelte sich die gesammte Studentenschaft in der Universität. Dort war unter dem Datum des 9. Abends 6½ Uhr am schwarzen Brett angeschlagen: daß die Universität bis zum nächsten Oktober geschlossen sei und die Studenten daher bis künftigen Samstag den 12. die Stadt zu verlassen haben, eine Maßregel, die die allgemeinste Mißstimmung hervorrief, bei den Studenten einerseits, weil der Verlust schon eines einzigen Semesters einen bedeutenden Ausfall in ihrem Studienberufsleben macht, und weil bei den Meisten offenbar nicht sogleich Reisemittel in ungewöhnlicher Zeit vorhanden sind; bei den Bürgern aber andererseits, weil sehr viele mit ihrem Nahrungszweige lediglich auf Studenten an-

gewiesen sind, und weil es denn doch für eine Stadt keine gleichgültige Sache sein kann, ob sie eine jährliche Einnahme von 60,000 Gulden mehr oder weniger habe.

Diese Mißstimmung erregte aber bei den Bürgern und Studenten zwei Beschlüsse, die Bürger sollten sich um 1 Uhr auf dem Rathhaussaale, die Studenten um 2 Uhr auf der Universität versammeln. Vorläufig schienen die Studenten jedoch dem Befehle, die Stadt zu verlassen, ihren Gehorsam nicht versagen zu wollen; sie zogen daher unter fröhlichem „Gaudeamus igitur" auch vor das ehemalige Akademiegebäude, dem Sitze des Ministeriums des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten, um ihrem obersten Chef, dem Fürsten v. Wallerstein ihre Abschiedshuldigungen darzubringen. Da nahte von der weiten Gasse her Gensd'armerie, unter der Führung des Hauptmanns Bauer. Von ihrer Seite mochte wahrscheinlich diese in Studentenart sehr friedliche, wenn auch fröhliche Versammlung für tumultuös gehalten worden sein, kurz, die Gensd'armen machten auf Commando ihres Hauptmanns von den Bajonetten Gebrauch, und es kamen einige leichte Verwundungen vor, die aber übermäßig vergrößert worden sind und einen drohenden Haß gegen den Gensd'armerie-Hauptmann Bauer selbst erzeugt haben. Nachmittag 1 Uhr versammelten sich nämlich weit über 1000 Bürger im großen Rathhaussaale und begehrten von ihrem Magistrate, unter den heftigsten Aeußerungen über manche der damaligen Zustände, die Bildung einer Deputation aus seiner Mitte unter Begleitung von ihnen Allen zur Residenz an Se. Majestät den König, um die Aufhebung des Befehles zur Schließung der Universität unbedingt und auch die Entfernung und Untersuchung des Hauptmanns Bauer, dann die erstere der Gräfin von Landsfeld zu winken. Offen erzählte man sich dort, Einer der von der

Gensd'armerie Verwundeten sei bereits gestorben, was sich später als offenbare Unwahrheit erwiesen hat. Der Effekt dieses falschen Gerüchtes steigerte aber die allgemeine Aufregung.

Der Bürgermeister Dr. v. Steinsdorf, welcher die Debatte zu leiten hatte, konnte mit dem Prinzipe der Abwehr der Deputations-Begleitung durch die ganze Bürgerschaft nicht durchdringen, eben so wenig wie ein Anderer der Redner in gleich beruhigendem Sinne. Der Beschluß, die Bürgerschaft solle in corpore vor die Residenz ziehen und dort auf dem Max-Josephsplatze die Resultate ihrer Deputation erwarten, blieb aufrecht. Der Bürgermeister sah sich also gedrungen, unter Begleitung einiger Herren zuerst in die Residenz zu gehen und um eine Stunde zur Audienz anzufragen, kam jedoch nach geraumer Zeit mit der Nachricht zurück, daß Se. Majestät in der Residenz nicht sei.

Während all' dieses auf dem Rathhause vorging, verbreitete sich auch die Nachricht in der Stadt, daß die Studenten einstimmig und in Masse beschlossen hätten, da zu bleiben, also die Stadt nicht zu verlassen.

Endlich waren die Mitglieder der Deputation des Magistrats amtlich gekleidet und fuhren zur Residenz ab, ihnen nach der große Zug zu zwei und zwei der ganzen Bürgerschaft. Die Bürger stellten sich unter einem Vivatruf für Kürassiere und Infanterie, von denen die Ersteren den Zugang zur Residenzstraße besetzt hielten, die Andern aber sich ruhig vor der Residenz an rechter Seite aufgestellt hatten, gleichfalls vor der ganzen Front des Königsbaues auf, hinter ihnen Volk aller Art, füllend den ganzen Marplatz, die Theaterstufen, die Posthalle.

Nach geraumer Zeit kam endlich die Nachricht, daß Se. Majestät der König zur Deputation, die überdies durch die K. Prinzessin Luitpold eingeführt und bevorwortet war, geäu-

iert hätten, wie Allerhöchstſie lieber Ihr Leben ließen, als Ihr Wort zurücknähmen, dann aber etwas beſänftigt erklärten, die Bürger ſollten ſofort nur ruhig abziehen, die allerhöchſte Entſchließung werde ihnen nach Vernehmung der Königlichen Räthe zugeſendet werden.

Die Bürgerſchaft zog alſo wieder auf das Rathhaus zurück und wartete en grand corps auf die Allerhöchſte Entſchließung.

Abends kam endlich der Stadtrath und Miniſterverweſer des Innern, v. Berks, auf's Rathhaus und verkündete, daß Se. Majeſtät allergnädigſt bewilligt hätten, die Univerſität dürfe im zweiten Semeſter, alſo nach Oſtern, wieder geöffnet werden.

Mit dieſer Entſchließung waren jedoch die durch langes Harren erregten Bürger nicht zufrieden, ſondern gaben ſich nach manchen mißliebigen Aeßerungen gegen den Miniſter die Zuſage, morgen früh 8 Uhr wieder auf dem Rathhauſe zu erſcheinen, und zogen nach Hauſe.

Die Unruhen auf den Straßen begannen dagegen ernſter in der Nacht. Vor der Barrerſtraße, deren Zugänge mit Militär geſperrt waren, ſuchte ein Haufe bis zum Hauſe der Gräfin Landsfeld vorzudringen, bewaffnete ſich deßhalb mit Latten vom Gartenzaune des Grafen v. Taſſenheim am Karolinenplatze und mit ausgebrochenen Pflaſterſteinen. Die Gensd'armerie wehrte jedoch den wüthenden Angriff ab. Während hier die Rache des Volkes kochte, verübte ſie verheerende Angriffe zugleich auf das K. Polizeigebäude in der Weinſtraße, eine Demonſtration gegen die Gensd'armerie wegen des vormittägigen Vorfalles, und es wurden mit herausgeriſſenen Pflaſterſteinen in der Front und an der Seite in der Gruftgaſſe die Fenſter zertrümmert. Die Gensd'armerie ſuchte auszubrechen und das

Volk zurückzutreiben, zog sich jedoch vor dem Steinhagel zurück. Das herangerückte Militär stellte endlich die Ruhe wieder her. Dasselbe hatte auch den Max-Josephs-Platz besetzt. Hinter ihm hatte sich aber immer wieder Volk gesammelt und nach gellendem Pfeifen von Zeit zu Zeit „Pereat Lola“ geschrieen. Eine unruhige Nacht! — Das Gerücht, daß die Chevauxlegers von Augsburg kommen sollten, vergrößerte noch die Unruhe.

Am 11. Februar, Morgens 8 Uhr, versammelten sich die Bürger wiederholt auf dem Rathhause, und es wurde ein neuer Zug und eine neue Deputation an den König beschlossen: Die Universität solle nicht nach Ostern geöffnet werden, sondern am nächsten Montag. Auch die Studenten versammelten sich um 9 Uhr an der Universität, deren Gitter zwar geschlossen, jedoch bald geöffnet war. — Die Barrerstraße war heut mit Militär besetzt. Die vordere Seite des kleinen Palastes der Gräfin v. Landsfeld war gedeckt, und von der hintern Seite, welche eine Gartenmauer umzog, war, wie Lola glaubte, Nichts zu besorgen.

Kck und kühn, wie eine herausfordernde Amazone, trat sie um 9 Uhr Morgens, obgleich sie den wüthendsten Angriff des Volkes in der verflossenen Nacht gehört hatte, auf ihren Balcon, um das Terrain zu recognosciren.

Die Wuth des Volkes drang in wildes Geschrei aus, als man sie erblickte, — aber das Volk konnte nicht durchbrechen. Gegen 10 Uhr lief und rannte sie den Garten hinan bis zum Bassin, und es gähnte ihr lechzend wieder tausendstimmiges, donnerndes Pereat entgegen.

„Wollt ihr mein Leben, da nehmt es!“ rief Lola, wie eine von den Pfeilen blutdürstiger Jäger verfolgte Löwin, dem an ihrer hintern Gartenmauer hinaufstürmenden Volke,

von einem Stein bereits getroffen, dem Haufen entgegenstürzend zu.

Und wahrlich, dieß todverachtende Herausforderung wäre angenommen worden, wenn nicht ein mächtiger Einfluß, ein magnetischer Zauber, der aus der Riesenkühnheit der Spanierin sprach, die Gartenstürmer in ihrem Grimme gedämpft hätte. — Sie zogen sich einen Augenblick zurück, — und dieser war es, als sie von ihrer Begleitung mit Gewalt in den bereitstehenden Wagen gerissen wurde, obgleich sie sich löwenhaft dagegen wehrte. Der Kutscher war gewonnen; er peitschte die Pferde zur Wuth schon im Stalle. Dieser fuhr, als gälte es ein Wagen-Wettrennen, der Ludwigsstraße und dem englischen Garten, dann wieder der Residenz zu, um in dieselbe von rückwärts zu kommen. Alle Zugänge waren besetzt, das Eindringen unmöglich. Verstärkte Wachen und Volk überall. Der kleine Wagen mit dem kühnen Kutscher ward an allen Ecken und Enden erkannt, erkannt an allen Eingängen, erkannt in den engsten Gäßchen hinter dem Hofbräuhause, „überall gefahren wie der effective Teufel selbst . . . ohne Unglück, jedes Hinderniß überwältigend.“ So ging's durch die Herrenstraße vor's Isarthor, im Momente des Fluges vor's Sendlingerthor und die Sendlinger Landstraße hinaus. Graf von Arco-Valley, der den Armen Münchens 500 fl. einige Tage später schenkte, fuhr ihr rastlos nach, ob die „Landescalamität“ auch wirklich aus der Residenz getrieben sei.

Die in das Schloß geschickte Deputation war unterdessen (11 Uhr Vormittags) von demselben mit der Nachricht herabgekommen, daß Alles genehmigt sei. Als der Befehl zur Entfernung der Gräfin gegeben worden, erschienen die Minister auf dem Rathhause vor den versammelten Bürgern und ver-

kündeten: „Niemand ist mehr zwischen König und Volk!“

Nachdem in München der Stein des Anstoßes entfernt war, kamen zehn Allemannen desselben Abends (11. Februar) nach der Krondomaine Blutenburg bei Nymphenburg (unweit Münchens und zunächst an der Eisenbahnstation Pasing gelegen) und baten daselbst um Speise und Nachtlager. Da der dortige Pächter zugleich die Wirthschaft ausübt, mußte ihnen Beides gewährt werden, jedoch mit der Bedeutung, daß sie in Ermanglung so vieler übriger Betten würden auf Stroh lagern müssen, was sie mit Dank annahmen.

Nachts 11½ Uhr kam Lola Montez verkleidet, und mit gepudertem Haar, in Begleitung des Wirthes von Großhesselohe nach Blutenburg, um, wie sie sagte, sich von den Allemannen zu verabschieden.

Sie war, wie wir wissen, vom Grafen Arco-Valley, freilich wider ihren Willen, begleitet worden. Als sie in Bayerbrunn frische Postpferde bestellte, glaubte der Graf, nun von ihrem Reiseentschluß vergewissert zu sein, und kehrte getrost nach München zurück. Lola Montez setzte aber nach des Grafen Entfernung ihre Reise nicht nach Bayerns Grenze fort, sondern eilte nach Großhesselohe hinüber, von wo sie sich nach Blutenburg führen ließ.

Bei ihrem Eintritte fiel sie — nach der Angabe eines glaubwürdigen Augenzeugen — dem Allemannen Peisner, welcher unter diesen der Angesehenste zu sein schien, wie eine liebende Gattin nach langer Trennung um den Hals und beschwor ihn, mit ihr nach München zurückzukehren. Peisner aber, eingeschreckt durch das in München Vorgegangene, weigerte sich dessen. Da ward aus der „liebegirrenden Turteltaube“ ein grimmiges Wesen: sie schimpfte und beohrfeigte den erst so zärt-

lich Geküßten, warf ihm vor, daß er von ihr lebte, daß sie seine Angehörigen (ses Tiens) unterbrachte, sich für ihn verwendet und ihm eine Uhr, die er in demselben Augenblicke trug und 1500 Franken gekostet habe, gegeben. Diese Vorwürfe schienen ihn außer sich zu bringen, und mit der Drohung, sich entleiben zu wollen, stürzte er hinaus. Ihm folgte Lola Montez. Sie bat ihn, zurückzukehren, und endlich traten Beide versöhnt wieder in's Zimmer ein, fest entschlossen, zusammen nun nach München zurückzukehren.

Der Krondomänen-Pächter Schäfer stellte Lola dringend vor, welcher Gefahr sie ihre Person durch die Rückkehr aussetzte u. s. w. Vergebens:

Endlich siegte die Sehnsucht nach Ruhe. Sie begab sich endlich (ungefähr 4 Uhr Morgens) in Peisners Gesellschaft in das für sie in Bereitschaft gesetzte Schlafkabinet, woselbst Beide bis 8 Uhr früh blieben.

Während des Aus- und Ankleidens hatte die Frau des Krondomänen-Pächters Schäfer Lola Beistand geleistet und diese öfters in jener Gegenwart ausgerufen: „Je veux maintenant la couronne!"

Sobald Lola und Peisner in's Schlafgemach getreten waren, fuhr der Krondomänen-Pächter eiligst nach München und hinterbrachte dem Minister v. Berks Kunde vom Geschehenen, bat dabei um Mittheilung von Verhaltungsmaßregeln. Ihm wurde die Weisung: „Es sei schon recht; die Gräfin v. Landsfeld warte nur auf ihre Effekten."

Von der Wichtigkeit des Augenblicks überzeugt, ging Schäfer darauf zu dem Ministerfürsten Wallerstein, welcher ob des Erzählten sich sehr erstaunt zeigte und sogleich auf die Polizei schickte. Schäfer aber fuhr nach Hause, machte unterwegs dem in Nymphenburg commandirenden Rittmeister, Gra-

ſen Irſch, ſeine Anzeige und wurde hierauf von dem Lieutenant Holzſchuher mit einer halben Eskadron begleitet. Zugleich mit dieſen trafen zwei Polizeibeamte in Blutenburg ein.

Lola Montez fuhr ſie heftig an, drohte mit Piſtolen, trat aber doch endlich in Begleitung der beiden Polizeibeamten Teichtel und Weber, Peisner's und zweier anderer Allemannen die Reiſe an, nachdem ſie gegen den Lieutenant Holzſchuher die Drohung geäußert: **die Reſidenz würde von München nach Nürnberg verlegt werden.**"

Wir wollen uns dieſe hübſche Darſtellung von Ereigniſſen, bei welchen ich eine Hauptrolle ſpielen mußte, näher betrachten.

Da die Hauptbewegung, dem Anſcheine nach, von der Univerſität ausging, ſo mußte ich natürlich mit den Studenten in Verbindung gebracht werden, und da war es denn eine Verbindung, welche als meine Leibgarde hingeſtellt wurde. Der Student Peisner habe in meinem Hauſe ein förmliches Empfehlungsbüreau für Anſtellungen geführt und Beſcheide ſchriftlich und mündlich gegeben.

Wahrlich, eine hübſchere Lüge konnte man nicht erfinden. Es iſt wahr, ſie iſt ſo fürchterlich abſurd, wie nur irgend eine Lüge ſein kann, aber iſt dies nicht die Taktik aller Derjenigen, welche eine Revolution erregen und im Gange erhalten wollen? Weiß man es nicht, daß, je abgeſchmackter, je dummer die Lügen ſind, das Volk um ſo eher geneigt iſt, ſie zu glauben? Iſt es nicht eine allbekannte Erfahrung, daß in aufgeregten Zeiten — nur das Vernünftige beim Volke keinen Glauben findet?

Ich wiederhole, dieſe Ultramontanen haben ihre Sache ſehr gut gemacht, aber wann haben die Jeſuiten dies nicht gethan?

Nicht in meinem Namen proteſtire ich gegen ſo ſchmähliche

Beſchuldigungen; es hätte noch gefehlt, daß ich mich gegen die Einfalt vertheidigen ſoll; aber ich halte es für meine Pflicht, in das Wespenneſt der Lügen zu ſtechen, welche einen erhabenen, wohlwollenden Monarchen in der Achtung der Welt herabzuſetzen ſuchten.

Daß ich in den gefährlichſten Momenten der Aufregung nicht ſcheute, mich dem Volke zu zeigen, zeugt das noch nicht von meinem guten, reinen Gewiſſen?

Nein, es zeugt von ihrer Frechheit! rufen die Elenden, welche ſelbſt nicht den Muth haben, die Wahrheit zu bekennen.

Ich habe auch gezeigt, daß ich Muth beſitze, daß ich das Volk in ſeinem blinden Fanatismus verachte, daß ich der Gefahr zu begegnen weiß, daß ich den Tiger ſo wenig, wie die Schlangen ſcheue.

Ihr aber, die Ihr Euch meine Freunde nanntet, weil es der König war, Ihr ſcheuet Alles, nur die Feigheit nicht.

Wurdet Ihr nicht bleich, wie Schatten, als ich zum Könige ſagte:

Sire, haben Sie nicht Kanonen?

Sire, haben Sie nicht Bajonnette?

Sire, ich wollte einſt gehen, freiwillig gehen, und Sie wollten, daß ich bleiben ſollte.

Ich weiche nicht, weil die Revolutionäre, weil die Wölfe in Schafspelzen es wollen.

Ihr ſagtet kleinlaut: — aber auch das Volk, das Volk will es, Gräfin.

Gebt, ſagte ich, das Volk darf nicht wollen, was man ihm nicht geſtatten will.

Ich bleibe!

Ach, — wie ſie zitterte, dieſe Weltgeſchichte in Pantalons!

Zittert, verkriecht Euch, ich werde bleiben!

Wie ſie da plötzlich muthig wurden. Dieſe Feiglinge!

Sie zeigten Muth, — dem Volke nachzugeben.

Sie zeigten Muth, — ein Weib mit Gewalt aus der Stadt zu ſchaffen.

Und doch, — doch wäre ich nicht gewichen, wäre an der Seite meines königlichen Freundes geblieben, wäre lieber geſtorben, hätte mich von dem Volke eher zerreißen laſſen, ehe ich die Flucht ergriffen hätte, und ich würde mein Leben theuer genug verkauft haben, aber ich dachte:

Die königliche Krone wankt, von zu viel Feigheit iſt ſie umgeben, zu viel Verrath hat ſie umſponnen, was vermögen die wenigen Getreuen gegen eine Heerde Wölfe? — Rette die Krone.

Und ich wich. — —

Erinnert Euch doch aber daran, Ihr Großſprecher, erinnert Euch daran, als das Volk, grimmig wie eine Hyäne, in meinen Garten ſtürmte, und wie es zurückprallte, als es ſah, — wie viel mehr Muth ein Weib, wie viel mehr Muth dieſe verhöhnte Spanierin, als Alle ihr Recken und Verwegenen mit dem Munde, hatte.

Habt Ihr es noch nicht gelernt, wie man ſtehn, wie man fallen muß, wenn das Volk rebellirt?

Die Geſchichte aber mit dem Studenten Peisner, ſoll ich ſie etwa widerlegen?

Ich ſtrafe Euch mit tiefſter Verachtung dafür.

Ich habe ihn allerdings aufgefordert, mich nach München zurückzuführen, und er hat ſich deſſen geweigert, und ich habe ihn einen Feigling genannt, wie ſo Viele, die ſich Männer nennen, und habe ihm dann den Rücken zugekehrt.

Glaubt nur, hätte ich ihn in mein Schlafkabinet treten laſſen, ſo hätte ich es aus keinem anderen Grunde gethan, als um — ihm eine Nachthaube aufzuſetzen.

Ihr aber, Ihr erfindungsreichen Leute, die Ihr es ſo gut verſteht, mich zu charakteriſiren, — laßt Euch eine Schellenkappe machen.

Wahrhaftig! — Ihr habt ſie ſehr verdient.

Hundertsiebenundsechszigstes Kapitel.

Die weiteren Ereignisse in München, meine Rückkehr und die Abdankung des Königs.

Wie gewöhnlich, horchte Deutschland, — das man nicht mit Unrecht oft Frankreichs Affen genannt hat, — hoch auf, als ihm die Pariser Nachrichten die Kunde der wichtigen Ereignisse, welche diese wandelbare Stadt bewegt hatten, zuführte. —

Die Ultramontanen in München hatten dem Volke eine zu gute Anleitung, wie man gegen den Thron rebelliren müsse, gegeben, als daß das Volk nicht einmal auch auf seine eigene Faust eine kleine Revolution versuchen sollte. An Anlassen fehlte es ja nicht, denn was verlangt ein Volk nicht Alles, wenn es glaubt die Macht zu haben, fordern zu können?

Freilich wurde jetzt den Herren, denen ich ein Dorn im Auge war, und die ihren Zweck, mich aus Bayern zu entfernen erreicht hatten, etwas unheimlich zu Muthe. Bisher hatten sie allein die Karten gemischt und Trumpf geboten, sie hatten das Spiel in ihren Händen, nun aber hatten sie am Volke einen sehr unangenehmen gefährlichen Rivalen gefunden:

und was sie früher thaten, um ihre Herrschaft wieder zu erlangen, das mußten sie nun thun, — um ihre Existenz zu erhalten. Es war die Angst, mehr zu verlieren, als sie je verlieren konnten, welche sie jetzt antrieb, sich mit dem Volke auf den Boden der Revolution zu stellen und vom Monarchen Dinge zu verlangen, welche durchaus gegen ihre Interessen waren, um deren wegen sie das Volk aufrührerisch gemacht hatten.

Die gerechte Strafe blieb also nicht aus.

Der König aber, der Monarch mit dem edlen, erhabenen Herzen, er hat sein Wort, welches er mir in einer feierlichen Stunde gegeben, unverbrüchlich gehalten, er hat der Krone entsagt, — als er nicht mehr wahrer König sein konnte.

Er hatte es satt, über Feiglinge und ein undankbares Volk zu regieren.

Ich will die Ereignisse, welche diesen Entschluß bei ihm zur Reife brachten, nur mit den Worten „der Gegenwart" hier wiedergeben, und dann für immer von einem Lande Abschied nehmen, welches in einigen Monaten mehr Thorheiten begangen hat, als ich während meines ganzen Lebens.

Haut mich in Gottes Namen, ihr Bayern, denn ihr werdet wohl noch nicht einsehen gelernt haben, daß es keine gute Frucht tragen kann, auf eine Frau mit Keulen zu schlagen, statt den wahren Muth gegen die wahren Feinde zu bewähren.

Ich verzeihe euch; — ob ihr euch selbst jemals verzeihen werdet?

Ha, welche Furcht du, großes, mächtiges Volk vor einer Frau hattest, wie du mit Argusaugen nach ihr spürtest und sie nicht — fandest.

Du fandest mich nicht und doch brülltest du:

Die Lola Montez iſt wieder da! —

Die Lola Montez iſt wieder in München. — Gnade uns Gott, wir ſind verloren.

Solche Angſt vor einem Weibe! —

Und während du dieſe komiſche, unwürdige Furcht hatteſt, Volk von München, was that dieſe ſo ſehr gefürchtete Frau?

Sie rief deinem Könige:

Sire, — das Volk hat Ihre Krone entehrt, — legen Sie ſie nieder.

Die Kanonen und Bayonnette können die Flecken an einer Krone nicht mehr reinigen.

Sie haben dem Volke einmal nachgegeben; — hören Sie auf, ihm weiter zu befehlen.

Ja, während ich ſo ſprach, zitterte Bayern, fürchteten noch die Sieger, entſetzten ſich meine Feinde.

Und das Alles vor meinem Schatten.

Denn ich war nicht in München, ich hatte dem Lande einmal voll Verachtung den Rücken gekehrt, was konnte mich veranlaſſen, wiederzukehren?

Man ſuchte meinen Schatten.

Ein fürchterlich heroiſches Volk, welches auf den Schatten eines Weibes Jagd macht.

Der Münchener Punch, auch gerade nicht mein Freund, doch wenigſtens ein verſtändiger witziger Feind, hat eure Lola-Furcht gut perſiflirt.

Schau' nicht um, die Lola geht 'rum! —

So ſchrieb der gute Punch.

Seit Donnerſtag, ſo ſagt er weiter, hat München das Anſehen, als ſei die ganze Einwohnerſchaft in einem Plumpſackſpiel begriffen. Auf der Polizei fand man den Plumpſack nicht, die Polizei wurde aber doch geklopft. Vor dem Rathhauſe

sieht ein Haufen Menschen. Die meisten haben die Kappen auf im Gesicht, die Hände in den Hosentaschen und die Hosen hinaufgestülpt. Was wollen diese? Sie suchen die Lola. — Zum Karlsthor herein stürzen beide Geschlechter, alt und jung, sie athmen sehr hoch und sind bis über die Augenbrauen von der beliebten Münchner Straßensubstanz bespritzt. Was wollen diese? Sie suchen die Lola! — Auf der Polizei ist ein sehr respectables Personal beeifert, die Thore auszuangeln, Fenster zu zermalmen, die Bücher umzuwerfen und die Tinte auf die Straße herabzuschütten. Was wollen sie damit? Sie suchen die Lola! Niemand stört sie in dieser patriotischen Arbeit. Ein Mann, der in der Gensd'armerie eben den Ofen zusammen schlug, sagte zum Brigadier: Nicht wahr, Sie nehmen mir nicht ungütig — wir suchen bloß — — O, ich bitte recht sehr — fiel der Brigadier unter drei Verbeugungen in's Wort — sehr schmeichelhaft, daß Sie uns das Vergnügen schenken. Ich würde Ihnen einen Stuhl anbieten, aber Ihre Herrn Collegen hatten die Güte, alle Stühle fortzutragen. Es ist richtig, die Münchener Gensd'armen wissen, wie man sich mit gebildeten Leuten zu benehmen hat. Ueberhaupt zeigte sich bei dieser Geschichte so ein herzliches Einverständniß, so ein nationales Selbstbewußtsein, daß man sich den schönsten Hoffnungen hingeben muß. Nichts mehr drängte sich zwischen Volk und Polizei; sie haben sich einander genähert, sie haben sich verstanden. Unfern von diesem vaterländischen Schauspiel kam ich in ein höchst volksthümliches Gedränge und fühlte plötzlich eine fremde Hand in meiner Tasche. Was wollen Sie? fuhr ich meinen Nachbar an. Ei, antwortete dieser, ich suche blos die Lola." *)

*) Während des Aufenthalts der Lola Montez in München machte eine preußische Zeitung folgende lustige Combination über den Tanz: Bekanntlich sagte ein berühmter Mann von Fanny Elsler, sie tanze

Ja, ihr suchtet bloß Lola, und um sie zu finden, machtet ihr eine Revolution.

Göthe: ein Anderer hat behauptet, der Tanz der Taglioni habe einen welthistorischen Inhalt. Man hat diese Männer deßhalb verspottet, aber man that ihnen Unrecht. Wir sehen jetzt eine Tänzerin hier, welche sie glänzend rechtfertigte, denn sie tanzte in allem Ernste bayrische Geschichte. Sie kennen Lola Montez. Lola Montez ist eine Spanierin; wenn ich sage, daß in ihren Adern das blaue, kastilianische Blut strömt, welches die Sonne durchglüht hat, die den Xeres kocht, so thue ich ihr Unrecht — ich glaube, sie ist einer jener Dämonen, welche der Magier von Salamanca in Phiolen gebannt hatte. Die Odyssee ihrer galanten Lebensfahrten kann ich Ihnen nicht schildern — die Feder des jüngern Crebillon ist nicht die meine, und wer möchte ohne sie an ein solches Thema sich wagen? Da sind verfängliche Darstellungen ihrer dämonischen Kunst auf einer Pariser Bühne und moralische Bedenken der Polizei über richtige Auslegung des Göthe'schen: „Erlaubt ist, was sich schickt:“ Abenteuer, bei denen Dolche gegen die Brust eines unglücklichen Portiers blitzten, durch den sich ein treuloser Geliebter verläugnen läßt; Reitpeitschen-Ereignisse in Warschau; finanzielle Etourderien, auf denen sich ein großer Klavier-Virtuose als anhänglicher Schutzengel emporhebt ꝛc. ꝛc. Genug, Lola Montez ist jetzt in München und hat kaum ihr Taubenangesicht gezeigt und ihre unwiderstehliche Liebenswürdigkeit entwickelt, als das erstaunte Volk der Bajuvaren inne wird, daß hier mehr ist, als eine Taglioni mit allem welthistorischen Inhalt. Das Volk thut den Schwur, sie zu erdrosseln, wenn sie sich zeige, und wirft ihre Scheiben ein, wenn sie an's Fenster tritt, und zwei Gensd'armen halten deßhalb an der Thüre Wache und sind desto nützlicher, seitdem Lola's und ihrer Dogge Conflikt mit einem Fuhrmanne einen förmlichen Auflauf gegen sie veranlaßte. — Daß Spanien nicht zur Ruhe kommt, begreifen wir jetzt. — Setzt doch ein einziges Echantillon aus diesem unruhigen Lande unser ganzes friedliches München in Bewegung.

Als wenn die Welt und Bayern Eins wären.
Die Schweiz ist auch ein freies Land, — ihr Bayern!
Und man fahndet dort nicht nach Weibern.

Nun, hier habt ihr noch euren Fetzen Weltgeschichte, die ihr meinetwegen fabrizirt habt, ich gebe sie euch, wie gesagt, mit euren eigenen Worten zurück.

Wenn euch der Spiegel Fratzen schneidet, meine Schuld ist es nicht:

„Die Parteien, zumal die ultramontane, beuteten diese Auftritte zu ihren Endzwecken in der Art aus, daß die Hauptstadt und das benachbarte Land in immerwährender Unruhe und Aufregung erhalten wurde: deßhalb fanden auch die Vorgänge zu Paris in der bayrischen Hauptstadt, wie vielleicht nirgendwo im mittleren Deutschland, einen empfänglichen, zündbaren Boden: deßhalb ist auch dort der Sturm eher losgebrochen, als in irgend einem Theile unseres Vaterlandes.

Die Bürger hatten häufig Zusammenkünfte, wo manche Mißstände zur Sprache kamen, unter welchen schon seit Jahren die Bevölkerung schmachtete. Die Klagen über die Polizeiwillkür und die Heimlichkeit, womit das ganze städtische Wesen betrieben wurde, traten alsbald in den Vordergrund. Man erstrebte vor Allem Gesetzlichkeit und unbeschränkte Oeffentlichkeit in den Gemeinde-Angelegenheiten. Die Aristokratie, fürchtend, das Bürgerthum möchte allein die Bewegung in die Hände nehmen, kam jetzt und suchte sich der Reformbewegung anzuschließen, ja sogar sich als leitende Genossenschaft hinzustellen. Ein großer Theil des Adels, namentlich der kirchlich gesinnte, an dessen Spitze Graf Arco-Valley steht, hatte schon seit dem Sturze Abel's eine oppositionelle Stellung gegen den König und die Regierung eingenommen. Man verschmähte es, da zu erscheinen, wo Gräfin von Landsfeld sich zeigte. Der

reiche Graf hatte ſelbſt, um ſeine Freude über den Sieg des Volkes und die Vertreibung der Spanierin vor aller Welt zu zeigen, 3000 Gulden unter die arme Bevölkerung vertheilen laſſen. Nach Lola's Vertreibung richtete ſich der Haß der Einwohnerſchaft, der Haß von Jung und Alt vorzüglich gegen den Mann, welcher ſich durch die Gunſt der Spanierin die wichtige Stelle eines Miniſters des Innern erſchlichen hatte. Der Fürſt von Leiningen aber, der durch ſeinen wiederholten Aufenthalt am Hofe zu Windſor das ſelbſtſtändige und nicht ſelten freiſinnig auftretende Benehmen der Engliſchen Ariſtokratie kennen gelernt, ging jetzt damit um, durch eine Verpflanzung dieſer engliſch-ariſtokratiſchen Weiſe auf deutſchen Boden dem wankenden Grunde ſeiner Standesgenoſſen neue Stützen zu geben. Dieſe Bemühungen, ſo wohlgemeint ſie ſein mochten, mußten natürlich ihren Zweck verfehlen, denn das während ſo vieler Jahrhunderte Verabſäumte kann unmöglich im Augenblicke der Gefahr mit einem Male nachgeholt werden.

Der Fürſt wendete ſich demnach am 1. März an den Monarchen und ſchrieb ihm folgende ernſte, gewichtige Worte:

„Drangvollere und für die nächſte Zukunft bedrohlichere Umſtände für das Königthum, und ſomit für unſer ganzes theures Vaterland, als jetzt, haben lange nicht, vielleicht nie beſtanden. Gerade in dieſem kritiſchen Zeitpunkte iſt das Vertrauen aller Klaſſen Ihrer Unterthanen in Ew. Majeſtät auf das tiefſte erſchüttert. Es iſt dieſes das wahrhaft hochverrätheriſche Werk jener Creaturen, welche noch jetzt zwiſchen Ew. Majeſtät und Ihr Volk ſich drängen; namentlich aber, daß ein Mann, der Miniſterverweſer v. Berks, welchen die öffentliche Meinung mit tiefer Verachtung beladet, weil er ſelbſt Jene verrathen hat, auf deren Schultern er emporgeſtiegen iſt, Ew. Majeſtät noch als Rathgeber zur Seite ſteht. Ew. Majeſtät ſind vollſtändig über

die Urſachen getäuſcht, durch welche jene Unzufriedenheit und Erbitterung hervorgerufen worden."

Der Fürſt und alle Bewohner Münchens hatten ganz richtig geſehen, nur die Majeſtät wollte die Wahrheit nicht erkennen und noch immer nach dem bekannten Grundſatz: „Ich bin der Staat," fortregieren.

Sogar von dem fern in Würzburg weilenden Kronprinzen, welcher ſelbſt der letzten Ständeverſammlung nicht beigewohnt und die vorletzte vor ihrem Schluſſe verlaſſen hatte, wurde auf dem Rathhauſe ein Schreiben vorgeleſen, worin das gewaltſame revolutionäre Verfahren gegen die Landsfeld gebilligt wurde. „Die Entfernung der Unruhſtifterin wäre eben auf keine andere Weiſe möglich geweſen."

Ein bezeichnender Zug war es in jenen Tagen, daß die Bewegungen gewöhnlich vorher angekündigt wurden. Stand doch das Militär zur Bevölkerung, und man hatte demnach gar nichts zu fürchten.

So las man am 2. März des Morgens an vielen Häuſern der Straße, wo Miniſter Berks wohnte: „Nieder mit Berks, dem Maitreſſen-Miniſter!"

Des Abends wurde ſeine Wohnung geſtürmt und furchtbar verwüſtet. Ein Gleiches widerfuhr den Gebäuden des Miniſteriums des Innern, der Regierung für Oberbayern, einem Theile der Reſidenz und andern königlichen Anſtalten. Während das Zerſtörungswerk vor ſich ging, zogen zahlreiche Patrouillen vorüber, die, wie es ſchien, Augen hatten und nicht ſahen, Ohren hatten und nicht hörten. Das Volk hatte zum Ueberfluſſe, um ſich vor der Reiterei zu decken, in großer Schnelle in mehreren Straßen vermittelſt umgeſtürzter Bierwagen und Fäſſer Barrikaden errichtet, die zum Theil erſt am folgenden Tage weggeräumt wurden. Berks war in der Nacht entflohen;

seine Flucht hatte aber die Ruhe nicht hergestellt. Die aufgeregte, man kann sagen, revolutionäre Bevölkerung wogte und stürmte am 3. und 4. März in den Straßen auf und ab. Die Behörden, größtentheils ein Schreiberpersonal ohne hervorragenden Geist, ohne moralischen Muth und Talent, verloren die Besinnung; die Staatsordnung des Schreibergesindes war vollkommen aufgelöst. Die Bürgerschaft nahm jetzt die Zügel in die Hände; Bürger Rospival, Reichreiter und einige Andere standen, wie bereits früher, an ihrer Spitze. Sie erwarben sich in diesen Tagen große Verdienste, welche von der undankbaren Menge, wie dies zu geschehen pflegt, schnell vergessen wurden. Die Wünsche der Stadt, die Wünsche der Bayern wurden in einer mit zahlreichen Unterschriften versehenen Eingabe zusammengefaßt und unmittelbar dem König überreicht.

Eine Schrift ähnlichen Inhalts, in jugendlicherer, feuergeiler Sprache abgefaßt, überreichten die Studirenden. „Allgemeine Volksbewaffnung," hieß es darin, „freie Volksversammlungen, unbedingtes Associationsrecht, Freiheit der Gedanken durch die entfesselte Presse, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren mit Anklageform und Geschwornengericht, das sind die mächtigen Hebel eines einigen freien Deutschlands zum Schutz und Schirm gegen West und Ost. Kein Kampf gegen die Republik Frankreich, so lange sie unsere Grenzmarken achtet, wenn nicht, ein deutscher Kampf, ohne Hülfe der Russen."

Fürst von Oettingen-Wallerstein suchte mit gewohnter gleißnerischer Diplomatenkunst und Zweideutigkeit den Sturm zu beschwören und Zeit zu gewinnen. Die Stände wurden, was Niemand verlangte, aufgelöst; die neugewählten Vertreter des Volkes sollten am 31. Mai zusammenkommen, um mit ihnen „die verfassungsmäßigen Wünsche des Volkes in herz-

liche Berathung zu nehmen." Das wollte man nicht, so ging die Rede von allen Seiten. Was könnte nicht Alles in der jetzigen Welt-Lage bis Ende Mai geschehen! Die jetzigen Stände reichten aus, sie möchten alsbald einberufen, mit ihnen möchte über das Wohl Bayerns, über das Wohl des Vaterlandes getagt werden. Das tausendzüngige Gerücht begann alsbald wiederum seine wunderbare Geschäftigkeit. Selbst dem in der Residenz anwesenden besonnenen Beobachter war es unmöglich, das Wahre vom Falschen, vom absichtlich Ersonnenen zu sichten. Verrath, flüsterte es von der einen Seite, lauere an allen Ecken und Enden; man ziehe Truppen aus fernen Garnisonen herbei, um die aufrührerischen Bürger mit Waffengewalt niederzuschlagen. In der That hatte auch das leichte Reiterregiment in Augsburg Befehl erhalten, vermittelst der Eisenbahn nach München zu kommen. Eine Abtheilung lag bereits in einem benachbarten Orte. „Die Stadt ist in Gefahr," erzählte man laut von der andern Seite, „die Bauern der Umgegend haben sich in Masse erhoben, sie stehen bereits vor den Thoren; sie wollen die Regierung stürzen, wollen sengen und brennen." Diese selbst in münchener Flugblättern berichtete Sage ist vollkommen erfunden, von bewaffnetem Landvolke war nirgendwo eine Spur zu finden. „Die unterste Volksklasse," jammerte die dritte furchtsame Parthei, „hat sich erhoben; sie stürmt bereits das städtische Zeughaus; sie will blutige Rache nehmen an den Verräthern und dann über alle Bestzenden herfallen." „Das verhüte Gott," schrie wie aus einem Munde die Versammlung auf dem Rathhause, wo diese falsche Nachricht verkündet wurde, „das verhüte Gott! Wir wollen die Waffen ergreifen! Wir wollen uns an die Spitze stellen und gegen die Verräther ziehen, die Generalmarsch

schlagen lassen: die uns umzingeln und mit Kartätschen bedienen wollen."

Fürst Wrede hatte nämlich nach der Abdankung aller Minister auf kurze Zeit (der ganze Zwischenakt dauerte kaum eine Stunde) alle Verwaltungszweige in seiner Person vereinigt. Auf sein Geheiß wurde Generalmarsch geschlagen. Mit Kartätschen wolle er, diese Worte werden ihm wenigstens in den Mund gelegt, die aufrührerischen Bürger zur Ruhe bringen.

In Blitzesschnelle leerte sich der Rathhaussaal. Die Sturmglocken tönten dumpf und schauerlich, die Bürger eilten zu den Waffen, und eine bunte Menge von Studenten, Künstlern und Arbeitern erschien nach kurzem Zwischenraume in wunderlichem, grausenhaftem und phantastischem Aufzuge. Das bürgerliche Zeughaus mußte sein altes, aus dem Dunkel der Jahrhunderte stammendes Geräthe herausgeben, um die ebenfalls aus dem Dunkel der Zeiten entstammende Willkürherrschaft zu Grabe zu tragen. Ritterspieße, Flammschwerter, alte Flinten, wunderliche Säbel, Haubayonnette, Hackbeile, Keulen, Hämmer, große Schlosserzangen und manches andere friedliche Werkzeug dienten bunt unter einander am denkwürdigen Tage des 1. März dem an 1000 Mann zählenden Münchener Landsturm als Schutz- und Trutzwaffe. Der König gab nach, der König mußte nachgeben. Prinz Karl ritt durch die Reihen und verpfändete sein Ehrenwort, daß die Stände am 16. März zusammengerufen werden sollten. „Wir glauben's nicht," entgegnete ein unerschrockener Bürgerssohn von München, „Ihr Bruder hat uns schon so häufig getäuscht. Schwarz auf weiß wollen wir es haben." Dies wurde in der Residenz gemeldet, und gleich darauf kam ein Stabsoffizier mit einem Zettel: „Die Ständekammern sollen auf den 16. März einberufen werden. (gez. Ludwig.)" Selbst jetzt noch — in dem

Grade herrschte Erbitterung und Mißtrauen gegen den angestammten Wittelsbacher — wollte ein großer Theil der Bevölkerung die Waffen nicht niederlegen. „Das Wort Sollen ist zweideutig, Müssen muß es heißen: der König muß thun, was wir wollen!“ Nur wiederholte Vorstellungen, daß man in jeden Augenblick nochmals zu den Waffen greifen könne, das bürgerliche Zeughaus verbleibe ja in den Händen der Bürger, konnten diese Entschiedenen zur Ablieferung ihrer Wehren bewegen.

„Betrogen sind wir abermals,“ so hörte man die Weiterstehenden sich äußern, „wir haben, genau genommen, gar nichts erreicht. Wahr, die Stände werden zusammenberufen, aber welche Vorlagen werden ihnen gemacht? Die Stände haben keine Initiative. Wir müssen König und Regierung zu dem Versprechen zwingen, Dies und Jenes, alle unsere Wünsche in Gesetzentwürfen den Ständen vorzulegen.“ Um dieß durchzusetzen, wurde nochmals zu dem alten Werkzeuge gegriffen: die Bevölkerung wurde nochmals durch tausenderlei Gerüchte in Unruhe und Schrecken versetzt. Die Bürger sollten entwaffnet und wegen ihres verrätherischen Benehmens, so sprach der König in der That von seinen Münchnern, zur Rechenschaft gezogen werden. Eilboten, hieß es, wären nach Wien gegangen: österreichische Truppen würden in Bayern einrücken. Man wollte wissen, daß mehrere Stabsoffiziere eine Einladung nach Hof erhalten, wo ihnen die lockendsten Anerbietungen gemacht wurden: man sollte sie dazu bewegen, auf das Volk einhauen, auf das Volk schießen zu lassen. Schon früh am Morgen des 6. März füllten sich die Straßen mit zahlreichen drohenden Haufen. Die deutschen Farben, schwarz-roth-gold, forderte man, sollten aufgesteckt werden: solche Fahnen müßten vom Schlosse wehen. Nochmals wollte man den Weg der Güte

versuchen. Brächte die Deputation keine günstige Antwort, würden nicht alle Forderungen gewährt, so würde der Ruf „Zu den Waffen!“ erschallen. Dem König müßte nur die Wahl zwischen unbedingter Einwilligung und Abdankung gelassen werden. Man hörte sogar auch das Wort Republik aussprechen, zum großen Theil wohl bloß von Leuten, welche die Tragweite ihrer Rede nicht verstanden.

Kurz vor dem Augenblicke, wo der Sturm losbrechen sollte, erschien ein Münchener Bürgersohn, den zufällige Umstände in ungewöhnlicher Schnelle zum wichtigen Posten eines Ministerialraths emporgehoben hatten, auf dem Rathhause und las unter dem Jubel der versammelten Bürgerschaft folgende, in der Geschichte des Königreichs Bayern epochemachende Proklamation vor:

„Ich habe Mich entschlossen, die Stände Meines Reiches um Mich zu versammeln; dieselben sind auf den 16. d. M. in die Hauptstadt berufen. An die Stände des Reiches werden ungesäumt Gesetzvorlagen gelangen, unter Anderem: über die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit der Minister; über vollständige Preßfreiheit; über Verbesserung der Stände-Wahl-Ordnung; über Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in die Rechtspflege mit Schwurgerichten; über die in der IX. Verfassungs-Beilage angedeutete umfassendere Fürsorge für die Staatsdiener und deren Relicten, dann deren Ausdehnung auf die übrigen Angestellten des Staats; über Verbesserung der Verhältnisse der Israeliten. Ferner ordne Ich in diesem Augenblicke die schleunige Abfassung eines Polizei-Gesetzbuches an; ebenso befehle Ich die unverzügliche Beeidigung Meines Heeres auf die Verfassung und lasse Ich von heute an die Censur über äußere und innere Angelegenheiten außer Anwendung treten. Ein großer Augenblick ist in der Entwickelung der

Staaten eingetreten. Ernst ist die Lage Deutschlands. Wie Ich für die deutsche Sache denke und fühle, davon zeugt Mein ganzes Leben. Deutschlands Einheit durch wirksame Maaßnahmen zu stärken, dem Mittelpunkte des vereinten Vaterlandes neue Kraft und nationale Bedeutsamkeit mit einer Vertretung der deutschen Nation am Bunde zu sichern und zu dem Ende die schleunige Revision der Bundesverfassung in Gemäßheit der gerechten Erwartungen Deutschlands herbeizuführen, wird Mir ein theurer Gedanke, wird Ziel Meines Strebens bleiben. Bayerns König ist stolz darauf, ein deutscher Mann zu sein."

Gegen 3 Uhr Nachmittags verkündeten nun öffentliche Anschläge den königlichen Befehl, daß das Militär noch an demselben Tage die Verfassung zu beschwören habe; der feierliche Akt selbst wurde auf 4 Uhr angesagt. Es rückte die ganze Garnison Münchens mit dem Generalstabe, den Prinzen Luitpold an der Spitze, aus; Prinz Karl, der Feldmarschall, war nicht anwesend, um den verfassungsmäßigen Eid zu leisten. Auch die beiden von Freising anwesenden Kürassier-Escadronen und die sämmtliche Gensd'armerie von München wurden beigezogen. Eine unabsehbare Menschenmasse hatte sich auf dem Maximiliansplatze, wo die Festlichkeit vor sich ging, eingefunden. Ein Auditor sprach folgende Eidesformel vor: „Ich schwöre Treue dem Könige, Gehorsam dem Gesetze, Beobachtung der Staatsverfassung, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium." Immer ein Bataillon nach dem andern leistete den Eid mit lauter und kräftiger Stimme, dem jedesmal eine Musiksalve folgte. Die Näherstehenden unter den Zuschauern entblößten, der Heiligkeit der Sache gemäß, ihre Häupter so lange, als die Eidesformel dauerte. Ernst, feierlich und ohne die mindeste Störung ward diese wichtige Handlung zu Ende gebracht, worauf

der militärische Zug sich durch die Stadt zurückbewegte, wo er überall mit tausendfachem Lebehoch empfangen wurde. Alle Herzen waren an diesem glücklichen Tage nur der Freude, nur dem Guten geöffnet. Ein Landwehrmann war auf den schönen Einfall gekommen, auf eine große Tafel die Worte zu schreiben „Auch die Armen sollen sich freuen.“ Diese Tafel wurde, unter Bedeckung einiger Mannschaft, sammt einer Geldkasse von zwei Landwehrmännern durch die Hauptstraßen der Stadt getragen, und der Gemeindebevollmächtigte und Bierbrauer Schlemayr, welcher die Aufschrift: „Für die Armen“ am Hute trug, hatte binnen einer Stunde die Summe von [illegible] Gulden gesammelt, welche dem Armen-Pflegschaftsrath übermacht wurde.

Die Studenten, welche in München, wie in Wien und Berlin, so viel zur glücklichen Durchführung der Bewegung beigetragen hatten, erhielten auf ihr Gesuch die Erlaubniß, sich zu einem Freicorps zu vereinigen, und Waffen aus dem Militärzeughaus. Feste reihten sich jetzt an Feste, um den großen Sieg des Volkes über die Monarchie zu verherrlichen. Die Stadt war mehrere Abende beleuchtet; von den Häusern und Palästen flaggten Fahnen und Fähnlein in Menge. Die Kunde von dem Großen, was die Münchener Bürgerschaft ohne blutigen Kampf in so wenigen Tagen errungen hatte, versetzte das ganze Königreich in freudige Bewegung. Es liefen von verschiedenen Städten und Orten Zuschriften ein, worin den Bewohnern der Hauptstadt die gebührende Anerkennung und Bewunderung gezollt wurde. Denkwürdig bleibt für alle Zeiten die Uebereinstimmung, welche in allen diesen Zuschriften, in allen Gauen des Vaterlandes stattfand: dieselben Bedürfnisse hatten dieselben Wünsche hervorgerufen. Gleichheit vor dem Gesetze, Aufhebung aller Standesvorrechte, Befreiung des Grund

und Bodens von den Feudallasten, unbedingte Freiheit der Presse, Versammlungs- und Vereinigungsrecht, Freiheit des Glaubens und der Culte, Schutz der Personen und des Eigenthums, Schwurgerichte und Volksbewaffnung gegen innere und äußere Feinde, freie Wahl der Volksvertreter und Ausdehnung ihrer Befugnisse auf das volle Maaß der Rechte, welche von Gott und Rechtswegen einem mündigen Volke zustehen. Das Auftreten und die Haltung der Münchener war ohne Zweifel, was die Geschichte rühmend anerkennen wird, von großer Rücksichtnahme auf Wien und Berlin, auf das ganze deutsche Vaterland. An die schwierigen socialen Fragen scheint das deutsche Bürgerthum, wenigstens in Altbayern, wenig oder gar nicht gedacht zu haben. Als sie sich später von selbst aufdrangen, wurde der selbstsüchtige Spießbürger in allen Gauen des Vaterlandes von Angst und Schrecken überfallen. Gern hätte er jetzt die Fleischtöpfe Aegyptens an seinen Sieg gegeben. Zunftzwang und Wohlleben gilt ihm mehr als Preß- und Glaubensfreiheit.

Das dämonische Wesen, „das Mädchen aus der Fremde mit der feuchten Glut im Gazellenauge," welches so lange Zeit die Hauptstadt und das ganze Land in Bewegung gesetzt und erhalten hatte, die „maurische Gräfin Lola", wie sie der Volkswitz nannte, erschien in der Nacht vom 8. auf den 9. nochmals in München und hatte eine lange Unterredung mit ihrem königlichen Herrn und Geliebten. Der Tag, welcher die unerwartete, überraschende Kunde brachte, erweckte neuerdings das kaum beschwichtigte Mißtrauen. Man sagte laut auf den Straßen und an öffentlichen Plätzen, der König habe sich unmöglich gemacht, er müsse abdanken. Mitten unter dieser Aufregung erschienen viele gegen Lola, gegen den Hof und alle Fürsten gerichtete Flugblätter, in einer äußerst kühnen, revolutionären

Sprache abgefaßt, welche allenthalben, in den Straßen und den Wirtshäusern feilgeboten wurden.

So waren die Verhältnisse, immer mehr sah sich der König im Gedränge, immer mehr von denjenigen verlassen, welche sich „seine treuesten Freunde" nannten. Tief ergriffen über solchen Undank des Volkes, beschloß der König, die schwere Bürde der Krone abzulegen, um wieder „Er selbst" zu sein, und in wenigen Worten verkündete er dem bayrischen Volke, daß er nicht mehr regieren wolle. Die königliche Proklamation ist bekannt, doch der Vollständigkeit der geschichtlichen Epoche wegen, von der wir eben berichtet haben, will ich die gewichtigsten Worte derselben hier hinstellen. Die königliche Abdankungsurkunde lautete:

„Treu der Verfassung regierte Ich, dem Wohle des Volkes war Mein Leben geweiht; als wenn Ich eines Freistaates Beamter gewesen, so gewissenhaft ging Ich mit dem Staatsgute, mit den Staatsgeldern um."

Diese Worte des Königs sind hart angegriffen worden, man hat sie zusammengehalten mit den vielen Bauten, welche der König unternommen, und mit den Geschenken, welche er mir gemacht. Ich habe mich über diesen Gegenstand genügend ausgesprochen und kann dieses Kapitel nur mit den Worten schließen:

Ihr Bayern habt das Herz eures Königs verkannt, ihr wißt nicht, oder wollet es nicht wissen, welche erhabene Idee für Volkes Wohl in diesem Herzen lebte; nun wohlan, eine spätere unbefangene Geschichte wird über einen König richten, der zu edel dachte, um von den gemeinen Seelen verstanden zu werden, welche nichts verstehen, als vor der Macht zu kriechen — oder sie zu begeifern.

Hundertneunundsechszigstes Kapitel.

In der Schweiz.

Genf und der Genfersee. — Die Frau v. Staël. — Joseph Bonaparte. — Rousseau.

Wiederum beginnt ein neuer Abschnitt meines Lebens. Von neuem war ich in die weite Welt hinausgestoßen. Abermals betrat ich ein neues Land, eine neue Stadt. Der Traum war vorüber.

Es war ein schöner Traum an der Seite eines Königs. Doch blieb mir nicht seine Liebe, seine Freundschaft? Stand ich nicht, wenn auch getrennt von ihm, unter dem Schutze seiner königlichen Großmuth?

So will ich denn in der freien Schweiz die freie Luft der Berge und Seen athmen und die Vergangenheit zu vergessen suchen.

O, welch ein herrliches Land, diese Schweiz, wie leicht vergißt man in seiner erhabenen Natur das kleinliche Menschentreiben!

Das Dampfboot durchschneidet die bläulichen Fluthen, und das Ufergestade des Waadtlandes zieht vor meinen Blicken wie ein reizendes unbewegliches Gemälde vorüber. Bei Coppet

dachte ich an die erhabene Frau, welche in ihrem Schloße einem wahrhaft königlichen Wohnſitze, Leiden, die ſie nie erfahren, mit ſo wahrem Gefühle ſchilderte; welche am Morgen die erhabenſten Gedanken über Religion niederſchrieb und Abends zur Beluſtigung ihrer Gäſte Komödie ſpielte; welche den Widerſtreit der Empfindungen auf eine ſo ſchöne Weiſe zu ſchlichten wußte, indem ſie die Liebe und die Treue für das Herrlichſte im Menſchenleben erklärte. Ja, ſie war eine bewundernswerthe Frau!

Da taucht Nyon vor mir auf, da auch Prangins. Prangins! das einſame Schloß am Ufer des Sees. Die Gemächer ſtehen leer, der Garten iſt verödet. Dort auf der Terraſſe wandelte jeden Morgen ein Mann mit ſanftem und edlem Antlitze auf und nieder. Er war ein Mann, der in der Nähe geliebt, in der Ferne geachtet wurde, deſſen Aufenthalt hier übrigens nicht von Dauer war. Dieſer freundliche und gutmüthige Character, dieſer beſcheidene Einſiedler war zweimal König geweſen, König von Neapel und Madrid. Er hieß — Joſeph Bonaparte.

* * *

Ich ſteige bei Ouchy an's Land und klettere nach Lauſanne hinauf. Dort erging ſich ein Mann, der ſeinen Hals mit einem ſeidenen Tuche umwickelt hatte und ſich wie ein Leidender auf einen Stock ſtützte. Schweigend blickte er auf den See hinaus, nach dem unermeßlichen Panorama hinüber, welches der Widerſchein der Alpen am Horizonte bildet, und nach dem Mont blanc, der rieſenhaft wie eine unzerſtörbare Pyramide über ihre höchſten Häupter emporragt. Sein roſenfarbener Schein milderte die Lichtſpiegelung. Der Mann, welcher denſelben dieſem erhabenen Schauſpiele zuſah, war von unanſehn-

licher Gestalt, aber seine großen, schwarzen Augen erglänzten in überraschendem Ausdruck. Wollt Ihr seinen Namen wissen? Er hieß — Chateaubriand.

* * *

Vevay! Du bist's, welches der Dichter unsterblich gemacht hat. Denn Dichter ist wohl Derjenige zu nennen, der alle Regungen der Religion, der Liebe und der Poesie, die das menschliche Herz bewegen, so tief empfunden und so herrlich ausgesprochen hat. Jean Jacques Rousseau wird ewig groß und rein dastehen. Der Diamant, welcher der Schlange die Zähne ausgebrochen hat, und das Glaubensbekenntniß des Emile werden ewig dauern, wie ein Gesang Homer's, wie ein Gedanke Plato's.

Das achtzehnte Jahrhundert mit seiner negativen und zersetzenden Philosophie war nur auf's Zerstören gerichtet, ohne Achtung vor irgend etwas Bestehendem. Ein Mann aber ging aus der Menge hervor, welcher voll Schmerz sah, wie die Franzosen die Vergangenheit schmähten und ihre Religion, ihre moralischen Traditionen, ihren gesellschaftlichen Zustand, welche nur der Verbesserung bedürftig waren, der Verachtung preisgaben. Eine Revolution sah man kommen, aber es war Niemand da, welcher zu einer unbefleckten, hochherzigen und großen Revolution ermahnte. Voltaire häufte Trümmer auf Trümmer und wankte über Schutthaufen dem Grabe zu. Die Unwissenheit und die blinde Wuth richteten später auf den Trümmern das Schaffot auf. Jean Jacques hatte die göttliche Mission des Genies besser begriffen. Da er alle Philosophie der Vergangenheit zugewendet und der Zerstörung ergeben sah, so kehrte er sich der Zukunft zu und strebte darnach, aufzu-

bauen. Der Verderbtheit der Sitten ſetzte er die Empfindſamkeit der neuen Heloiſe, der leichtſinnigen Erziehung die ernſte Zucht des Emile, der Gottloſigkeit die Achtung des Evangeliums, den veralteten Ideen des ancien régime die hochherzigen Illuſionen des contrat social entgegen. Er jagte allerdings Paradoxen nach und trat oft der Wahrheit zu nahe: aber er lebte in einer Zeit, wo die Wahrheit das Laſter, Paradoxe Tugend waren.

* * *

Ich ſtieg mit meinem Reiſegefährten in einem kleinen Gaſthofe zu Vevay ab und erwartete ungeduldig den Anbruch des Tages, um Clerens und Maillerie zu beſichtigen. Beim erſten Morgenſchein trat ich an's Fenſter, um nach den Felſen von Maillerie, welche jenſeits des Sees auftauchen, hinüberzuſchauen. Aber das ganze Ufer iſt mit Felſen umſäumt.

„Kellner, zeigen ſie uns Maillerie!"

„„Madame befehlen — —.""

„Maillerie."

„„Das kenne ich nicht.""

„Das Dorf Maillerie, den Felſen jenſeits des Sees, Vevay gegenüber."

„„Dieſen Namen habe ich niemals gehört.""

„Iſt's möglich? Woher ſind Sie denn?"

„„Aus Vevay.""

„Das iſt wahrhaftig eine Merkwürdigkeit, aus Vevay und nicht Maillerie kennen!

„„Ich höre dieſen Namen zum erſten Male, es iſt ſicher ein ſehr kleiner Ort."" —

„Haben Sie denn in Ihrem Leben niemals von Jean Jacques Rousseau gehört?“

„„O ja, Madame, ich weiß, daß es einen Mann gegeben hat, der Rousseau hieß und Bücher geschrieben hat.““

* * *

In Maillerie sprach ich einen Greis, einen Bauer, welcher mir Folgendes erzählte:

Jean Jacques hatte den See durchschifft und suchte, als er um den Felsen von Maillerie herumgekommen war, einen Felsenabsatz zu erklimmen, welcher eine freie Aussicht über den größten Theil des Sees gestattete. Als es ihm nicht gelingen wollte, wendete er sich an einen kleinen Hirten, der in der Nähe die Ziegen hütete: „Kleiner, willst Du mir dort hinaufhelfen?“ „O ja.“ „Dazu gehört aber Gewandtheit.“ „Ich will es versuchen.“ Der Kleine erklimmte nun die Spitze des Felsens, und schritt bis zum äußersten Ende desselben vor, welches sich gerade über den Absatz hinabneigte. Einige Sträucher wuchsen aus dem Felsen hervor, an diesen ließ er sich auf den Felsenabsatz herab. Rousseau folgte seinem Beispiele. Als er bei seinem Führer angelangt war, brach er in die Worte aus: „O, mein Gott! mein Gott!“ — Weiter vernahm das Kind nichts. — Die Natur entfaltete vor Rousseau's Augen ihre unerschöpfliche Pracht, und er vermochte nicht, sie bewundernd anzustaunen, ohne zuerst an ihren Schöpfer zu denken.

Rousseau zog aus seiner Tasche ein hörnernes Dintefaß und einige Bogen Papier hervor. „Mein Freund,“ sagte er zum Hirtenknaben, „an diesem Orte vergesse ich mich, rufe mich um 3 Uhr ab.“ Täglich wanderte nun Rousseau — so

fuhr der Greis, welcher kein anderer als dieser kleine Hirtenknabe war, fort, nach diesem Orte und schrieb immer noch um 3 Uhr. Dort entwarf Rousseau, begeistert vom Anblicke der Natur, seine herrlichen, unnachahmlichen Schilderungen, dort schrieb er die Briefe an Julie und gab der glühenden Leidenschaft, die seine Seele verzehrte, Worte. Dort schrieb er die liebeathmenden Worte: O Julie! Du kennst den alten Gebrauch des Leukadischen Felsens, dieses letzten Zufluchtsortes so vieler unglücklichen Liebenden; dieser hier ist ihm sehr ähnlich, der Fels ist steil, das Wasser tief, und ich bin in Verzweiflung.

Ich wollte den Felsenabsatz besteigen, um mich daselbst in süße Träume zu wiegen. In Gedanken schon dort weilend, rief ich mit Saint-Preue aus: Julie, hier seufzte der frömmste Liebhaber für Dich! — Eitle Hoffnung! — Die große Simplonsstraße geht in dieser Richtung, und der Felsen von Maillerie und alle poetischen Erinnerungen sind in die Luft gesprengt. Der Greis war das einzige Ueberbleibsel dieser Geschichte. —

* * *

Von Genf und den Genfern giebt es genug zu sprechen. Woher aber den Muth nehmen? In keiner anderen Stadt sind die Menschen so empfindlich. Herr Raoul-Rochette — Calvins Schatten möge es ihm verzeihen — war einmal so verwegen zu schreiben, in Genf finde man die Feinheit und Urbanität des Comtoirs. Dieser Ausspruch brachte eine so allgemeine Gährung und Erbitterung hervor, daß der gelehrte Akademiker sich genöthigt sah, in einem öffentlichen Blatte zu erklären, er habe die beste Absicht bei diesem Ausspruche gehabt.

* * *

Es giebt in Genf, in dieſer Republik, zwei Ariſtokratien, eine Geld- und eine Gelehrten-Ariſtokratie. Die Gelehrten verachten die Ignoranten, wie die Reichen die Armen. Die Reichen und die Gelehrten bewohnen den oberen Theil der Stadt. Der Fremde allein kann die ungeheure Kluft ermeſſen, welche beide Klaſſen der Geſellſchaft trennt. Die Einführung der Gleichheit würde eine ungeheure Verwirrung der Republik zur Folge haben, ich meine nämlich die Gleichheit der Sitten. Wiſſenſchaft, Geſetzgebung, Chemie, Botanik ſind vorzugsweiſe im oberen Theil der Stadt zu Hauſe. Dort ſind auch die bedeutendſten Comtoirs. Im unteren Theil haben ſich der Handel, die Uhrmacher, die ſchönen Künſte und der geſunde Menſchenverſtand angeſiedelt.

* * *

Wer Genf recht kennen lernen will, der muß es Sonntags todt und ſchweigſam wie Pompeji ſehen. Ein Kaufmann, der ſich einfallen ließe, Sonntags ſeinen Laden zu öffnen, würde eine Revolution herbeiführen, und wagte er dieſe Verwegenheit während der Predigt, ſo würde er ſein Leben auf's Spiel ſetzen. Die Genfer ſind nicht liebenswürdig, ihre Frauen würden es ſein, wenn ſie den Muth hätten. Zwar ſind die Männer beſchäftigt, — aber das Auge des Paſtoren hält ſtrenge Wache. Mildthätigkeit wird in Genf genug geübt, wenn man hierunter bloß Geldunterſtützung an die Armen und ſelbſt die Bemühungen zur Verbeſſerung des Strafſyſtems verſteht. Hinſichtlich der Prüderie der Sitten und der boshaften Nachreden iſt aber Genf nicht beſſer, als ein Dorf, und die Nachſicht gegen die Fehler der Nächſten iſt gänzlich unbekannt.

* * *

Das Glockenſpiel zu Genf ſpielt jeden Abend um 9 Uhr die Arie des „Clair de la Lune“. Wenn die Arie zu Ende iſt, werden die Thore unwiderruflich geſchloſſen. Ein Engländer wollte einſt nach der Zeit eingelaſſen werden, man hielt ihm den unabänderlichen Befehl der Polizei entgegen. „Ich will bezahlen.“ „Mylord, das Geſetz iſt für Jedermann, ſo iſt's Gebrauch in der Republik.“ Die Republik! murmelte der Engländer; dann fragte er mit der Hand in die Weſtentaſche greifend: „Wieviel wollt ihr für eure Republik haben?“

* * *

Lord Byron wohnte am Ufer des See's im Dorfe Cologny. Der Anblick des See's begeiſterte ihn. „Schöne See!“ ruft Child-Harold aus, „Du erinnerſt mich nicht an die unreine Welt, welche ich fliehe. Sonſt ſchwelgte ich im Wellengetöſe des zürnenden Oceans; aber die Stimme deiner Wogen iſt die einer geliebten Schweſter. Ich höre ſie; ſie wirft mir die düſteren Freuden der Vergangenheit vor.“ Als Lord Byron aus den Wellen die verfallenen Thürme des Schloſſes Chillon auftauchen ſah, da durchdrang ſeine Seele das Gefühl, wie ſchrecklich eine lange Gefangenſchaft an dieſem Orte ſein müſſe. Es war Niemand vorhanden, der ihm die Geſchichte Bonnivard's hätte erzählen können. Da bevölkerte der Dichter dieſen Ort mit den Gebilden ſeiner Phantaſie. Wer könnte aber wohl die Leiden des Gefangenen von Chillon mit trockenen Augen leſen?

* * *

Lord Byron brachte, wie alle Fremden, Empfehlungsbriefe mit nach Genf. Er beſuchte die Ariſtokratie der Stadt, d. h. die Kaufleute und Gelehrten. Mehrere Profeſſoren der Aka-

demie nahmen ihn natürlich sehr zuvorkommend auf, und der Dichter lud sie zu sich nach Cologny ein. Als der Tag da war, machte sich die Gesellschaft auf den Weg. In des Dichters Behausung wird ihnen gesagt, derselbe sei ausgegangen. „Vermuthlich kömmt er bald wieder?" „Nein, meine Herren, Mylord hat den See Wellen schlagen sehen; er liebt den Sturm und hat dem Schiffer befohlen, ihn nach dem Schlosse Chillon zu fahren." — „Wissen Sie das bestimmt?" — „Ganz bestimmt." — „Und er hat keinen Befehl hinterlassen?" — „Keinen! Er hat gesagt, daß er zum Mittagessen nicht zurückkehren würde." — An jedem anderen Orte wäre dieser Vorfall unangenehm gewesen; in Genf wurde die Mystification durch die Würde der Personen, denen so übel mitgespielt war, noch belustigender. Die Herren Professoren kehrten hungrig nach der Stadt zurück; aus Furcht vor den Sarkasmen beschlossen sie aber, die Sache geheim zu halten.

* * *

Wenn man nach einer Situation, wie die meinige in München war, wenn man nach einem so wechselvollen Schicksale sich so plötzlich an den Genfersee versetzt sieht, dann muß man unwillkührlich mit Child-Harold rufen: Du erinnerst mich nicht an die unreine Welt, welche ich fliehe. Wirft man dann aber einen Blick auf Genf's Wetterdächer, dann wird man wieder inmitten des wogenden Lebens geschleudert, dann treten plötzlich wieder alle Kämpfe des Menschendaseins mit seinen Thorheiten, seinen Nichtigkeiten, seinen Jämmerlichkeiten, seinem Wahne vor unsere Seele.

Genf, diese kleine Stadt von vielleicht nur 10000 Einwohnern, fehlt es seiner Geschichte an irgend einem Gräuel,

an irgend einer Schande, welche die Geſchichte der größten Staaten des Despotismus beflecken? —

Calvin! Rouſſeau! Voltaire! Welche drei Geiſter ſchweben über dieſer Stadt, deren hügeliger Boden blutgetränkt iſt, deren Geſchichte trotz der großen Intelligenz, welche hier geboren wurde, ſo unheimlich düſter und traurig iſt, als hätte niemals ein beſſerer Genius in ihren Mauern geweilt.

Hundertneunundſechszigſtes Kapitel.

Die Geſchichte einer Republik.

Der Cultus der Bank. — Necker. — Ein Eſel bringt den Genfern die Freiheit.

Was das alte Genf an Reformatoren von Frankreich erhalten, hat ihm das neue an Revolutionären und Doktrinären zurückgegeben. —

Genf iſt nicht Norden und noch nicht Süden, noch nicht ganz Frankreich und auch nicht Italien, weder eine große noch eine kleine Stadt, weder Hauptſtadt noch Provinz, weder Fiſch noch Fleiſch, weder Univerſität noch Kapelle, ſondern ein merkwürdiges Mittelding mit großer Arroganz ſeiner adeligen Bürger und ſeiner räſonnirenden Gelehrten.

Wenn es jemals eine Geſellſchaft verdient hat von der Volksfluth erſäuft zu werden, ſo iſt es dieſes Bürgerthum, das ſich den andern Klaſſen gegenüber mit großen Prinzipien der Freiheit brüſtet. Dieſes Bürgerthum griff den Adel an aus Groll darüber, daß es nicht auf dem Fuße der Gleichheit mit ihm ſtand, und es untergrub rechts und links die ſonſtige große Europäiſche Geſellſchaft, um ſeiner Eitelkeit zu genügen.

Genf war der Heerd, auf welchem alle jene kleinen Pfeile geſchmiedet wurden, welche nicht mit einem Male zu Tode werfen, ſondern durch ein unaufhörliches böſes Kitzeln reizen, erbittern und desorganiſiren.

Die Bürgerſchaft, wie man ſie in Frankreich verſteht und wie man ſie in andern Ländern zu fühlen anfängt, hatte in Genf ihren erſten Tempel und ihre erſten Apoſtel.

Der Cultus der Bank ſteht dem Cultus Calvins gleich, und das Geldverdienen liegt unmittelbar neben der Bibel. Der Gott des Discontirens ging von hier nach Frankreich, um die Könige und Völker zu beherrſchen.

Genf und Necker ſtehen in meinen Gedanken immer beiſammen. Necker, der nicht nur den Funken in die brennbaren Stoffe warf, ſondern dieſelben auch noch ſo viel als möglich vermehrte. Er, ein reines Erzeugniß des Genfer Geiſtes, war der vollſtändigſte Ausdruck der Phraſenmacherei und der politiſchen Ohnmacht. Aus Sorgloſigkeit wie aus Bürgerglaube bahnte er den Weg, den der königliche Märtyrer von den Tuilerien nach dem Schaffotte zurücklegen ſollte. Er entzündete den entſetzlichſten Brand, um das Vergnügen zu haben, ſich geltend zu machen, und gedachte ihn in bürgerlicher, Genfer Weiſe durch langweilige Redensarten wieder löſchen zu können. —

Die Minerva Genfs iſt die Frau von Staël. Sie wird hier faſt vergöttert. Sie war, aller perſönlichen Liebenswürdigkeit ungeachtet, die Hand, welche, ſicher ohne einmal zu ahnen, die erſten Holzſtücke zu dem Schaffotte der Marie Antoinette herbei trug, jener ſchönen Blüthe eines fleckenloſen Geſchlechtes, eines Opfers, das als der reinſte Ausdruck des ritterlichen und adeligen Sinnes ausgewählt wurde und bluten mußte. Es gab damals immer eine Frau, welche die Leidenſchaften des

Augenblicks in ſich vereinigte. Nach Marie Antoinette kam Frau von Staël für das doktrinäre Bürgerthum, Madame Roland für das republikaniſche Bürgerthum und die Strickerinnen endlich für den ſchrecklichen „Berg".

Frau von Staël ſuchte das Canapé auf den Trümmern des Thrones und den Großvaterſtuhl ſtatt des Seſſels der Herzoginnen aufzuſtellen, auf dem ſie ſich allerdings gern ſelbſt niedergeſetzt hätte.

Auf den Genfer Thalern ſteht: **Post tenebras lux.** So iſt es ſeit Calvin. — Jeder Genfer hält ſich für einen Strahl oder gar für das ganze Licht. Man erkennt ihn überall, wo man ihm begegnet, an dem anmaßenden Weſen, das er beſitzt. Die Genfer ſchreiten ſtolz einher wie Pfauen. Sie ſind geboren und vorherbeſtimmt, um weiße, große, geſteifte Kravatten und das rothe Band im Knopfloch zu tragen.

In keiner Stadt Frankreichs, ja in keiner preußiſchen und ruſſiſchen Stadt wird man ſo viele mit Orden geſchmückte Männer finden, als in dieſer ſtolzen Republik. Paris lag ja aber auch ſo nahe, und die Vorzimmer der Miniſter und einflußreiche Herren ſind ſo geräumig! —

Dagegen wird man aber auch ſelten in einer andern Stadt auf den Promenaden, Straßen und Plätzen Leute ſehen, welche ſo viele äußere Zeichen des Wohlſtandes und der Reinlichkeit an ſich tragen. Alle ſehen ſelbſt am Sonnabend wie Krämer im Sonntagsſtaate aus, und die Damen, die eleganten und nicht eleganten, ſcheinen alle achtbare Genferinnen zu ſein, wozu aber, wie geſagt, die Paſtoren ihren guten Antheil haben mögen! —

Der kriegeriſche Löwe fand ſich auch hier, wie anderwärts, und das hat ſeine Urſachen. Die ganze reſpectvolle Bürgerſchaft ſpielt nämlich Soldaten. Aber man bemerkt

hier nicht die kräftige Breitschultrigkeit der anderen Cantone es ist vielmehr die Pariser Nationalgarde mit dem Voltigeurbauche und dem schönsten Sonntagsputze. Ein zahlreicher Stab galoppirte umher und zog den Degen bald aus der Scheide, bald steckte er ihn wieder ein; kurz, es gab einen Ueberfluß von wichtigen Personen bei der Musterung von drei Bataillonen friedlicher Bürger.

Wenn die Manöver, welche ich zufällig ansah, außerordentlich kriegerisch waren, so wurde die Rückkehr der Bürgerkohorte gar ein kriegerischer Triumphzug. Fast die ganze Einwohnerschaft, die, welche die ersten Etagen bewohnt, und die, welche aus dem Dachstübchen herabgestiegen war, wanderte in Masse aus der Stadt hinaus, die Wälle, die Wege, die Hecken waren mit Menschen bedeckt und überfüllt, und es gab Begrüßungen, Lächeln, Glückwünsche und sogar Bravo's, als wenn die tapfern Truppen einen neuen Angriff der Savoyer zurückgeschlagen hätten. Und die Legionen zogen stolz und aufgeblasen zwischen diesen Menschenreihen hindurch.

Um ein drohendes Aussehen zu erhalten, umgiebt sich Genf mit einem Gürtel von Wällen, Brustwehren, Glacis und anderen Außenwerken einer Festung, — ungefähr wie Jemand sich in ein weißes Tuch hüllt, um Weiber und Kinder zu erschrecken. Wenn der Fall eintreten sollte, würden die Franzosen alles das mit einem Fußtritte dem Boden gleich machen und über die dicken Wanste der Vertheidiger hinwegschreiten.

Man rühmt übrigens, daß die Genfer Muth und republikanischen Eifer besitzen. Nichts fürchten sie mehr, so heißt es weiter, als die Eroberungslust der Franzosen, und nichts jagt ihnen größeren Schrecken ein, als der Gedanke, von diesen unbequemen Nachbaren einmal wieder in die Tasche gesteckt und als Departement des ruhmreichen Frankreichs der großen

Nation als ein kleines Geschenk überreicht zu werden. So offenbarte sich der Unabhängigkeitssinn der Genfer namentlich bei der Gelegenheit, als Frankreich wegen des Aufenthalts des Prinzen Louis Napoleon in der Schweiz ein Heer an der Schweizer Grenze sammelte, ein Heer, welches so eben diesem Louis Napoleon geholfen hat, einen Staatsstreich auszuführen. Damals eilten in der That alle Genfer mit Schaufeln und Hacken auf die Wälle, um an deren Verstärkung zu arbeiten. Aller Zwist war vergessen, die Begeisterung ergriff alle Klassen, selbst die Damen legten mit Hand an's Werk, und die Franzosen, wären sie wirklich gekommen, hätten vielleicht einen stärkeren Widerstand, als sie hofften, zu überwinden gehabt.

Trotzdem beklagen sich die anderen Schweizer, daß Genf seit langer Zeit schon keiner schweizerischen, sondern einer französischen Politik huldige, und daß es sich bei den letzten Unruhen den liberalen Cantonen nicht angeschlossen habe.

Wenn gegen nichts, so möchte ich gegen diese Vorwürfe die guten Genfer in Schutz nehmen.

Aber auch die Geschichte dieses Cantons nimmt Genf gegen diese Vorwürfe in Schutz; denn wenn sie solche auch nicht als grundlos darstellt, so entschuldigt sie solche wenigstens.

Die Geschichte dieses Freistaates ist zu merkwürdig, um nicht einen Augenblick bei ihr zu verweilen.

Seit dem 1. Jahrhundert war Genf ein Bischofssitz. Die Bischöfe von Genf waren, wie alle Bischöfe und geistlichen Herren damals, kleine Päpste, welche sämmtliche Hoheitsrechte souveräner Fürsten an sich zu bringen wußten und ausübten. Daher waren in der Zeit, da sich das Patriziat, d. h. im modernen Sinne der Bürger-Adel, zu bilden begann, also im 13. Jahrhundert, beständige Fehden zwischen den Bischöfen, den Grafen von Genf und den Bürgern. Aus diesen Zwistigkeiten

brachten die Bürger manche Rechte heim, die ſie ſich nicht leicht wieder nehmen ließen. Dennoch aber vermochten ſie nichts gegen die mächtigen Herren, welche das kleine Land umgaben; und die Grafen von Savoyen, welche die gräflichen Rechte über Genf dem letzten Grafen von Genf abgekauft hatten, zögerten nicht, dieſe geltend zu machen, um ihre ehrgeizigen Abſichten durchzuſetzen. Das Haus Savoyen machte nun den Schiedsrichter zwiſchen dem Biſchofe und den Grafen von Genf und ſetzte Mitglieder der gräflichen Familie zu Biſchöfen ein. Die Bürger aber gewannen bei dieſer Maßregel nichts, als daß ſie jetzt vom Biſchof und Grafen gemeinſam bedrängt wurden und ſich nun durch Bündniſſe mit Bern und Freiburg zu retten ſuchten.

Dieſes Bündniſſes ungeachtet ſteigerte ſich der Druck und der Unwillen immer mehr, bis ſich endlich ein Eſelsſchwanz in's Mittel legte und der Urheber der Genfer Freiheit wurde.

Die Sache verhielt ſich alſo.

Ein Paar junge, übermüthige, vielleicht berauſchte Bürger ſchnitten einem Eſel *), welcher dem Großrichter Groſſi gehörte, den Schwanz ab und führten ihn ſo durch die Straßen, indem ſie ausriefen: Wer kauft das beſte Stück von dem gro-

*) Seitdem dieſe Geſchichte mit dem Eſelsſchwanze vorgefallen iſt, und die Genfer ihm die Freiheit zu verdanken haben, ſcheinen ſie mit dieſem Thiere eben ſolche Abgötterei zu treiben, wie die Aegypter mit ihrem göttlichen Ochſen, dem Apis. Es ſcheint jedenfalls ſehr bevorzugt zu ſein. Man ſieht in Genf eine Unzahl von Eſeln, die Landbewohner führen täglich ihre Vorräthe mit einem Eſelsgeſpann nach der Stadt, und es währt lange, ehe man ſich an das unharmoniſche Eſelsgeſchrei gewöhnt hat, welches in allen Straßen Genfs unſere Ohren auf eine ſehr unangenehme Weiſe beläſtigt.

:en Esel? — Dieses bezog der Großrichter auf sich. Nun :urden die Urheber gestraft und verbannt, es entstand ein :rieg, Bern und Freiburg leisteten Hülfe, und die Sache en:te mit der Niederlage Savoyens und der Flucht des Bischofs.

Seit dieser Zeit ist Genf frei.

Die Reformationskämpfe hatten natürlich auf diese poli:ischen Zwistigkeiten einen bedeutenden Einfluß. In Genf, im :anzen Waadtlande hing das Volk der neuen Lehre an, welche :r Herzog von Savoyen und der Bischof auf's Grausamste :rfolgten, aus diesen hieraus entstehenden Kriegen Savoyens :t Bern, Freiburg und Wallis, ging Genf als selbstständiger :reistaat hervor.

Aber es erging diesem Freistaate wie allen andern Schwei:rischen Republiken. Eine herrschsüchtige Aristokratie nahm :e Stelle der Bischöfe, Grafen und Herzöge ein, welche sich, :m sich zu behaupten und da sie den Haß des Volkes auf :ch gezogen hatte, mit der Aristokratie von Bern und Zürich :rbinden mußte.

Dies geschah im Jahre 1707; ein fürchterliches Blutbad, : welchem die Anführer des Volkes niedergemetzelt und hin:richtet wurden, war die Folge dieser Auflehnung gegen die :rrschenden Familien.

Die Bürger lagen in dieser Republik mit den sie regie:nden Familien eben so in Streit, wie anderswo die Völker :t den Monarchen, die verschiedenen Republiken mußten sich :ehremals gegenseitig zur Behauptung der herrschenden :amilien unterstützen, aber Anno 1782 wurde die Regierung : Genf vom Volke auseinander gesprengt; doch führten sie :ankreich, Savoyen und Bern wieder zurück, und ein fürch:liches Strafgericht erging über die Volkspartei. Fast alle :chte der Bürgerschaft wurden aufgehoben, harte Verfol-

gung traf jeden, welcher bei den Unruhen betheiligt war, und die Genfer Rathsherren, welche schon früher Rousseau's Schriften durch Henkershand hatten verbrennen lassen, unterdrückten jetzt alle Bücher und Zeitungen, welche die Zustände der Republik besprachen, und hielten durch eine starke Garnison die Bürgerschaft nieder.

Die französische Revolution machte diesen Zuständen ein Ende, auch hier stürzte das politische Gebäude so vieler Jahrhunderte, welches gleichwohl nur durch Gewalt aufrecht erhalten worden war, morsch zusammen. Das Volk fiel über die herrschende Partei her, und alle Furien der Rache für Jahrhunderte langen Druck wurden losgelassen. Ganze zwei Jahre hindurch regierte ein Revolutions-Tribunal in Genf, bis endlich 1796 die Ruhe und Ordnung einigermaßen wieder hergestellt wurde. Die Rechte der Bürger wurden in einer Verfassung festgestellt, vollkommene Gleichheit eingeführt, die Republik erholte sich allmählig wieder, wurde aber 1798 dem französischen Reiche einverleibt, von welchem sie erst 1811 wieder losgetrennt wurde.

Genf wurde ein Schweizerkanton, und seine Verfassung erhielt wieder ein aristokratisches Uebergewicht, bis abermals von Frankreich aus der Impuls zu einer neuen Ungestaltung der Dinge gegeben wurde, welche indessen das Heft der Regierung auch nur in den Händen der Geldaristokratie ließ. 1841 änderte sich dieses in etwas, es wurde eine Constitution entworfen, welche die Souveränetät des Volkes proclamirte und den Genfern von ihrem 21. Jahre an, mit Ausnahme der Bescholtenen, Falliten und Almosenempfänger, die Wahlrechte zusicherte. Daneben wurden alle übrigen staatsbürgerlichen Freiheiten: Preßfreiheit, Associationsrecht, Geschwornengerichte, Lehr- und Lernfreiheit eingeführt, und bei Allem

dieſem — blieb die Regierung vor wie nach in den Händen der Geldariſtokratie.

Konnte dieſes anders ſein?

Wird es je anders ſein?

Wird nicht in Genf wie überall das Proleteriat von den Beſitzenden abhängig bleiben?

Iſt die Gleichheit vor dem Geſetze mehr als eine Phraſe? Wird ſie ohne die Gleichheit des Beſitzes für das Volk von irgend einem beſonderen praktiſchen Werthe ſein? —

Und iſt die Gleichheit des Beſitzes nicht für alle Zeiten ein Ding der Unmöglichkeit?

Giebt eine ſechstauſendjährige Geſchichte nicht Zeugniß dafür?

Helft euch aus dieſem Dilemma heraus, ihr ſtaats- und ſuperklugen Volksvertheidiger, denen keine Regierung recht iſt, keine Regierung volksthümlich genug ſcheint, und die dennoch ſich eingeſtehen müſſen, daß ihre Idee unausführbar und gegen alle bisherige Erfahrung ſei. —

Hoffentlich werdet ihr nicht glauben, daß es die Pflicht eines Weibes ſei, euch aus dieſem Dilemma herauszuführen.

Aber es wäre recht gut, ihr Volksmenſchen, wenn ihr alle nach den geſegneten Ländern der Freiheit, nach Amerika und der Schweiz auswandertet, ich glaube, ihr würdet noch einmal ſo klug wieder heimkehren.

Warum verbieten die Regierungen ihren Unterthanen, die Schweiz zu beſuchen?

Warum wird dieſes Land als ein Sammelplatz der revolutionären Propaganda verſchrieen, warum wird es mit ſcheelen Augen angeſehen? —

Wäre ich Regent eines unruhigen Volkes, ich würde wo möglich alle unruhigen Köpfe auf ein oder ein paar Jahre

nach der Schweiz verbannen, und ich bin gewiß, daß ſie die beſten Unterthanen ſein werden, wenn ſie zurückkehren.

Es giebt keinen politiſchen Flüchtling in der Schweiz, welcher nicht mit völlig verkehrten Begriffen von Schweizer-Freiheit hierher gekommen wäre, und nur zu bald, völlig enttäuſcht, die republikaniſche Freiheit eines Landes zu rühmen aufhören wird, welches bisher ſein Ideal geweſen.

Selbſt die eherne Statue Rouſſeau's wird den Freiheitsſchwärmern nicht gefährlich. Wie hätte es ſonſt die Regierung auch über ſich vermocht, ihm ein ſolches Denkmal zu ſetzen? — Wenn das Volk von Genf ſeine Regenten beunruhigen will, dann zieht es bei dieſem Denkmal vorüber, um den Verfaſſer „des bürgerlichen Vertrags" und den Mann zu begrüßen, der von chimäriſcher Freiheit träumte.

Aber das iſt ja eine ganz unſchädliche Demonſtration.

Der Friedhof hat mich einigermaßen mit den Genfern, dieſen trocknen Geldmenſchen und kalten Rechnungsmaſchinen verſöhnt, überall ſind Ruhebänke neben den Gräbern angebracht. Die Lieben kommen alſo bisweilen dahin, um dieſen geweihten Ort zu betrachten. Der Tod hat nicht alle Banden zerriſſen, und der traurige Cultus der Andacht und der Erinnerungen unterhält die Verbindung mit denen, die man verloren hat. Das iſt rührend. Das Herz führt an das Grab und hält da feſt, und in dieſe Huldigung des Schmerzes miſcht ſich nichts Weltliches.

Ich traf bei dieſen Gräbern einen polniſchen Grafen, den Herrn A. v. G . . . . i. Er hatte Deutſchland und Frankreich bereiſt und gedachte ſich längere Zeit in der Schweiz aufzuhalten, um auch dieſes Land zu ſtudiren.

Wir vertieften uns in ein Geſpräch, und zu meiner Ver-

wunderung bemerkte ich, daß dieser polnische Graf die politische Lage anders beurtheilte, als sie die Polen gewöhnlich zu beurtheilen pflegen.

Dieser Graf lobte Alles, was seine Landsleute gewöhnlich zu tadeln pflegen, und selbst mit den Jesuiten schien er auf sehr gutem Fuße zu stehen

Ich wurde ein wenig heftig, als er von den Jesuiten sprach, ich hatte Ursache genug, kein gutes Haar an ihnen zu lassen, aber der Graf blieb bei dem Allem sehr gelassen und sagte mir:

Bereisen Sie die ganze Schweiz und gehen Sie dann nach Freiburg, wo die Jesuiten ihren Sitz haben, vielleicht kommen Sie dann auf andere Gedanken.

Meine Meinung über die Jesuiten steht bei mir fest.

Sie werden sie ändern.

Es müßte ein Wunder geschehen.

Sie müßten nur unbefangen beobachten.

Ich besitze kein Vorurtheil gegen irgend Jemand, meinen Ansichten liegen Erfahrungen zu Grunde.

Sie werden dort andere Erfahrungen machen.

Nun, lassen Sie hören, welche Erfahrungen haben Sie in Freiburg über die Jesuiten gemacht?

Das ist etwas, was sich nicht in aller Kürze mittheilen läßt.

Nun, so wählen Sie längere Zeit, ich rechne auf das Vergnügen, Sie recht bald bei mir zu sehen.

Der Graf gab mir das Versprechen und schon am andern Tage erhielt ich seinen Besuch.

Ich habe so viel Böses von den Jesuiten gesprochen, und er hatte Recht.

Auch jetzt noch habe ich keine andere Meinung von diesem

Orden bekommen, welcher ſich mit ſo vielem Fluche belaſtet hat.

Aber ich will das wiederholen, was mir der Graf geſagt hat, und welches gerade jetzt wieder ſo große Bedeutung gewonnen hat, da die Regierungen zum großen Theil jetzt ähnlichen Prinzipien zu huldigen ſcheinen.

Hundertundſiebenzigſtes Kapitel.

Die Jeſuiten.

Durch die Intelligenz zweier Jahrhunderte ſind die Jeſuiten, dieſe entſetzlichen Geſpenſter, bekämpft worden. Wie die ganze Generation, welcher ich angehöre, hatte ich mehr oder minder alle Anklagen gegen die Jeſuiten und den Jeſuitismus geleſen. Es iſt nicht allzu lange her, daß ich auf meiner Reiſe durch Deutſchland überall vor dem „ewigen Juden" verfolgt wurde, den ich auf jedem Tiſche, in jedem Journale, im Schaufenſter jedes Buchhändlers, in den Hütten wie in den Paläſten fand. Auch in Freiburg begegnete er mir, obwohl, aus Furcht vor dem Roſenkranze der Jeſuiten, nur im Geheimen.

Ich war hier an der Quelle, ich wollte einmal von Angeſicht zu Angeſicht den Orden kennen lernen, welchen der unverſöhnliche Haß ſeiner Feinde ſchon zu etwas Großem macht. Oftmals zu Boden geworfen von denen, für welche ſie in die Schranken traten, für die ſie ſo tapfer gekämpft hatten, verlaſſen, verhöhnt, niedergedrückt und verfolgt, ſind die Jeſuiten dennoch niemals vernichtet worden. Denn nie gaben ſie die

Hoffnung auf, niemals verleugneten ſie ihre Grundſätze: im Kampfe ſtolz und ergeben, warfen ſie, ſo lange ihnen nur noch ein Lebensfunke übrig blieb, den Fehdehandſchuh hin, ſchleuderten den Bannſtrahl demjenigen entgegen, was ſie mit Recht oder Unrecht für den Geiſt des Böſen, was ſie für eine gefährliche Tendenz oder eine böſe Leidenſchaft der Zeit hielten.

Dieſer Muth im Ausharren und Leiden, dieſe unzerſtörbare Zähigkeit erregte Entſetzen.

Königthum und Adel, Papſtthum und Geiſtlichkeit, Alle haben vor den ſogenannten modernen oder emancipirenden Ideen, welche unſere Zeit zerſetzen und völlig umformen, das Haupt geneigt, ſich gebeugt und ergeben. Aber alle haben es nur mit Widerſtreben, mit inneren Verwünſchungen gethan. Die Jeſuiten, dieſe muthigen Dulder nur allein, haben ſich offen dem reißenden Strome entgegen geworfen, welcher die Vergangenheit überbrauſt, und alles Ueberlieferte vernichtet und mit ſich in den Abgrund reißt.

Und bei dem Anblicke einer ſo unbeugſamen Organiſation ſollte man nicht ergriffen werden! — Wenn der Roſt alle Stäbe zerfreſſen hat, auf welche ſie ſich ſtützen, wenn ſie einen Wagen ziehen, deſſen Räder abfallen und in Stücke brechen, kann bleibt ihnen wahrlich wenig Hoffnung zum Siegen: aber einen Muth, welcher dennoch bis zum letzten Athemzuge ausharrt, muß man bewundern, wenn man auch kein Freund der Jeſuiten iſt; ohne ihnen den Sieg zu wünſchen, kann man es dennoch wohl unterlaſſen, ſie mit Koth zu werfen. —

Die Jeſuiten vertheidigen die Vergangenheit, welcher ſie angehören: wiſſen ſie, ob ſie eine Zukunft haben werden? —

Ich glaube nicht, aber zwingen uns nicht alle großen, gewaltigen Erſcheinungen, und wären ſie auch noch ſo entgegengeſetzt, die Sieger und die Beſiegten, Cäſar und Cincinnatus,

Fuß auf dem Scheiterhaufen und der Papſt unter der dreifachen Krone Bewunderung auf?

Die Jeſuiten wirken auf die geiſtige und weltliche Herrſchaft der Kirche. Dieſer Kampf iſt ein alter, welcher mit dem erſten Lichtſcheine begann, der das Mittelalter durchzuckte. Die zum Selbſtbewußtſein und zur Kraft gelangte bürgerliche Geſellſchaft war immer beſtrebt, den Einfluß der Kirche zu ſchwächen und ſich ihrer Ueberwachung zu entziehen. Entweder die Kirche oder der Staat muß die Oberhand behalten. Kann die Kirche unabhängig und neben der bürgerlich conſtituirten Macht eines Landes gehen, und iſt nicht das Streben nach Herrſchaft allen denen natürlich, die ſich ſtark fühlen und an einer organiſirenden Idee feſthalten?

Die Frage wird auf dem Punkte, auf welchem ſie jetzt ſteht, immer verwickelter. Die Kirche vermag die Geſellſchaft und den Staat nicht mehr zu beherrſchen, dieſer muß vielmehr jetzt die ſtarke Stütze des Cultus ſein.

Nachdem das Papſtthum das Herz der Völker in jenen Felſen umgewandelt hat, auf welchem der Heiland ſein Reich gründete, wird es niemals jene Einheit wieder erlangen, die in ſeinen eigenen Händen auseinander geriſſen wurde.

Das Papſtthum hat die Menſchheit erzogen. Für alle Zeiten ſind durch ſeine Jahrhunderte lange Arbeit Religion und Cultus unzerſtörbar geworden. Jede Gewalt, jede Regierung, jede Geſellſchaft trägt das Gefühl in ſich, nur in der Religion die Kraft zu finden, die Licht und Leben giebt.

Wer wirft ſich vor der Vergangenheit dieſer päpſtlichen Gewalt nicht nieder und wer kann verkennen, wie viel Poeſie und Wahrheit ſie in die Welt brachte? Aber das geheimnißvolle Band, das die Völker an ſie knüpfte, iſt zerriſſen und verſchwindet je mehr und mehr.

Die Einheit und die Stärke sind die Urbedingungen der Gesellschaft, die eine kann ohne die andere nicht bestehen. Die Menschheit unterwirft sich ihnen und sucht sie auf. Sie empfindet vielleicht jetzt schmerzlich, was sie verlor, als Saiten zerrissen, die sie sonst gebunden hielten, und die unter dem geistlichen Einflusse so wohllautend tönten. Der ohrzerreißende Klang des Augenblickes der Trennung ist noch nicht verklungen. Wird aber die Weltgeschichte jemals rückwärts gehen?

Die alleinige Bürgschaft der Kirche liegt in ihrer Oberherrschaft. Da ist die stärkste Einheit, da ist der Schild gegen die so zersetzenden Tendenzen der freien Forschung. Aber wer in unsern Tagen ist nicht mehr oder minder davon angesteckt?

Die Kirche des Orients hat ihr Heil vielleicht in der Vereinigung mit der Macht und in der Unterstützung derselben gefunden. Sie wird aus ihrer langen Ruhe heraustreten, die Taufe in jene unermeßlichen Fernen Asiens tragen, wohin ihr die Macht sicherlich den Weg bahnt, und ihrerseits die Wohlthaten eines geordneten Staates verbreiten.

Wie die Kirche des Abendlandes, so geht die Kirche des Orients einzig und allein aus dem Glauben und aus der Autorität der Tradition hervor; der Zweifel der Confession hat an ihr noch nicht genagt.

Nach den großen Mühen und den Jahrhunderten der Gregore und Bonifaze wird die Weltaufgabe und die Existenz des Papstthums in Zweifel gezogen. Es ist wahr, wenn man es auch beklagen muß.

Das Papstthum, diese riesige Institution der Zeit, scheint schon der Geschichte anzugehören und bestimmt zu sein, in den kommenden Jahrhunderten der Einwirkung des ewigen Gesetzes zu unterliegen, dem Alles, was besteht, anheimfällt.

Seine letzten Stützen ſind die Jeſuiten, ſie ſind ſeine letzten Ritter, ſeine Märtyrer. Wenn ſie unterliegen und zu Grunde gehen, wird zwar dennoch die Religion alle Erſchütterungen der Zeit überdauern, aber um das Papſtthum iſt es geſchehen.

In Allem, was die Jeſuiten begründen, unternehmen oder leiten, erkennt man eine Ordnung, eine Harmonie und eine Vollendung, die man ſonſt wo vergeblich ſuchen würde. Die Anſtalt in Freiburg iſt ein bewundernswerthes Beiſpiel davon.

Sämmtliche Einrichtungen der Anlage, der Vertheilung und Benutzung der kleinſten Theile des Gebäudes laſſen einen tiefen Gedanken erkennen, der Raum und Zeit mit dem Alter, den Arbeitsſtunden, den Graden des Unterrichts, der Bildungsfähigkeit und den Erholungen der Zöglinge in Einklang bringt.

Das Kind, der Jüngling, der hier ſeine Studien vollendet, für ihn iſt Alles in bewunderungswürdiger Weiſe beachtet und durchdacht. Alles erhält den wohlüberdachten Antrieb, ohne daß der Funke, von welchem er ausgeht, ein peinliches Gefühl, einen Stoß, eine Erſchütterung verurſacht.

Ein Staat, welcher es ſein mag, Monarchie oder Republik, der die Oberhand über den Unterricht, über die Erziehung des Volkes erhalten will, um ganze Generationen unter dem Einfluſſe eines und deſſelben Gedankens groß werden zu laſſen, wird, wenn er nicht bloß den Unterricht beaufſichtigen, ſondern die Erziehung vollenden will, niemals nützlichere Werkzeuge und gewiſſenhaftere Vollſtrecker ſeines Willens finden, als es die Jeſuiten ſein könnten, wenn ihre Exiſtenz ohne das Papſtthum möglich wäre.

Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Geſellſchaft die Bedingungen einer inneren nothwendigen Entwickelung er-

füllen kann, ohne aus den von der Zeit geweihten Formen und Geleisen herauszukommen, in dem Glauben, daß Alles seinen Platz in der alten und sonst mächtigen kirchlichen und bürgerlichen Rangordnung erhalten könne, welche während so vieler Jahrhunderte unter verschiedenen Benennungen die staatlichen Interessen ordnete und leitete, sind die Jesuiten in dieser Hinsicht aufopfernde und ergebene Erhalter, und zwar ohne alle Heuchelei. Ihren Zöglingen flößen sie dieselben Ansichten und Ueberzeugungen ein.

Die Art, in welcher die Jesuiten auf ihre Zöglinge Eindruck machen und dieselben leiten, die Kunst, mit welcher sie den Wünschen entgegenkommen und die geistige Thätigkeit nach einer bestimmten Richtung leiten, macht den Geist ihrer Schüler bildsam und weich. Jede Aeußerung des Willens wird von dem Erzieher absorbirt; der Jüngling macht keine Anstrengung zur Forschung, und der junge Mann verliert die Gewohnheit der energischen und individuellen Thätigkeit seines Gedankens, wie die der selbstständigen Leitung seiner Handlungen.

Dies ist der Schatten in dem sonst so lichten Bilde.

Aber es ist gewiß, daß sich Andere derselben Wege und Mittel, derselben Waffen bedienen. Der auflösendste Radicalismus möchte die Menschen, ganz so wie die Jesuiten, zu den Grundsätzen erziehen, die er für die besten hält. Auch er ist herrschsüchtig, ausschließend, so absorbirend im Namen der Freiheit und der Emancipation, wie es die Jesuiten im Namen des absoluten Gehorsams, der gesellschaftlichen und kirchlichen Hierarchie sind, nur daß die Letzteren dafür mehr Energie, Geist und Gewandtheit zeigen.

Keine Institution, keine Gesellschaft war jemals von dem

glühenden Eifer beseelt, welchen die Jesuiten bei Verfolgung ihres Zweckes aufgeboten haben. So viele erhabene Geister, gewaltige Fähigkeiten und ausdauernde Charaktere ließen sich durch eine einzige Idee leiten und beschäftigen, arbeiteten für sie und gingen ausschließlich unter ihrem Banner. Eine in dieser Weise fest zusammen gehaltene, aber doch aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzte Masse muß sich nothwendig auf eben so verschiedenen Bahnen bewegen, wie es die Charaktere sind, aus denen sie besteht. Aber alle diese Wege gehen doch nur von einem einzigen Punkte aus und führen nach zahllosen Umwegen wiederum zu einem und demselben Ziele.

Ihr Lohn ist ein Kampf mit der Welt. Wo es einen Kampf giebt, werden Mittel je nach dem Geschicke und der Klugheit derer gebraucht, welche in das Gefecht gehen. Um zum Siege zu gelangen, sind alle Mittel gut; die Jesuiten thun damit nicht mehr und nicht weniger, als alle Anderen.

Unbedingter Gehorsam! Kann man aber eine andere Regel finden, um mit einem Male schnell und kräftig diejenigen in Bewegung zu setzen, welche Tag und Nacht in der Bresche stehen müssen und nicht Ruhe und Rast kennen? In allen politischen Lagern schreibt man die erlittenen Niederlagen dem Mangel an Disciplin zu und klagt über den jener Einheit und Harmonie, welche so lange Zeit den Jesuiten den Sieg zusicherten.

Das war die Meinung, welche der Herr v. G...i über die Jesuiten aussprach. Ich mußte allerdings ihm in Manchem beistimmen, was er über sie sagte, aber gleichwohl beharrte ich bei dem Ausspruche:

„Das sittliche Bewußtsein der Zeit verdammt die Jesuiten

und den Jeſuitismus, in welcher Geſtalt er ſich auch immer zeigt: es verdammt ihn, weil er die freie Selbſtbeſtimmung aufhebt und mit dieſer die Baſis aller Sittlichkeit: es verdammt ihn, weil er die Geiſter disciplíniren will, ſtatt ſie zu moraliſiren; es verdammt ihn, nicht um ſeiner Zwecke willen, ſondern noch mehr wegen ſeiner Mittel. Wehe unſerm Geſchlechte, wenn es die Jeſuiten einmal wieder für nöthig hält, um ſich zu erhalten!“

Hunderteinundſiebenzigſtes Kapitel.

Das Geld und die Freiheit.

Die Schweiz iſt in der That ein merkwürdiges Land; man kann daſelbſt Alles finden, — nur das nicht, was man ſucht. Wie ſehr die Zeitungen die Geſinnung und die Lage eines Landes fälſchen können, habe ich eben hier ſehr gründlich erfahren. Mit welchen Begriffen kömmt man nach der Schweiz, nachdem man ſo viel Klagen über den dortigen Radikalismus, über die dortige Anarchie, über den Freiſchaarenzug und die blutigen, grauſamen Zwiſtigkeiten geleſen hat, in welchen die Cantone mit einander verwickelt waren. Hat man bei den Berichten von ſolchen Zuſtänden in einer Republik nicht ſtets drei Kreuze geſchlagen und gebetet: Behüte uns der Himmel vor Schweizerfreiheit und Schweizerrepublik, trotz Wilhelm Tell und Winkelried, trotz Calvin und Rouſſeau und trotz Johannes v. Müller!? — Iſt man hier, ſo lacht man über die Gebete und die Flüche, die man vielleicht über ſolch ein Unweſen ausgeſtoßen hat, man lacht über ſeine Furcht und über ſein Mitleid, man lacht über die Idee, welche ſicher damals

das ganze conservative Europa und die gesammte Diplomatie theilte, die Schweiz, dieses Wespennest der Anarchie und der rothen Propaganda müsse von den Baionnetten der Großmächte ausgenommen und die Republik der Schweiz in ihre Bestandtheile zerfetzt werden, also italienisch (österreichisch), französisch und deutsch-preußisch werden zum Heile der Monarchie und der Gesetzlichkeit.

Aber ich habe in keinem Lande so wenig Republikanismus als in der Schweiz gefunden, im Gegentheil, ich fand eine tolle Achtung vor der Monarchie und dem Adel, ich fand eine erstaunliche Verehrung vor Titeln und Orden und eine über alle Begriffe gehende Hochachtung vor dem Gelde.

Es ist wahrhaft lächerlich zu sehen, wie die Schweizer nach Titeln jagen, und wie diejenigen, welche einmal irgend ein Aemtchen der geringsten Stufe innegehabt haben, sich ihr Leben lang damit herumschleppen, indem sie den früheren Beamtencharakter durch das Wort „Alt" bezeichnen.

Da giebt es Alt-Schultheiße und Alt-Bürgermeister, Alt-Nachtwächter und Gott weiß, was noch für Alte, die mitunter sehr jung sind. Der Betitelten giebt es Legion, und besonders erregen die vielen Offiziere, Obristen und Hauptleute Erstaunen, doch diese Herren in Uniformen beziehen keinen Sold, sondern pflanzen wie die Helden Roms ihren Kohl, oder sitzen, nicht wie die Helden Roms, auf ihren Comptoirsesseln, hinter ihren Geldtischen, oder wiegen ihren Käse und ihre Butter und ziehen die Uniform nur bei Spektakeln, wie großen Paraden oder Sängerfesten oder anderen Gelegenheiten an, wo es gilt, fürchterliche Phrasen für die Freiheit oder gegen die Anarchie, für oder gegen die Jesuiten, für oder gegen die Junker, für oder gegen die Flüchtlinge zu machen.

Ja, diese Schweiz ist in der That ein merkwürdiges Land.

Man frägt ſich tauſendmal, ob man wirklich auch in dieſer verrufenen Schweiz iſt, ehe man ſo recht daran glauben will, und man glaubt es nicht eher, bis man die ganze Schweiz durchreiſt, bis man alle Hauptſtädte geſehen und überall etwas von Allem gefunden hat, von dem Allen, was man in der Schweiz zu finden hoffte und ſuchte.

Die Schweiz iſt ganz Europa im Kleinen. Könnte ich es, ich würde dieſes Land als Modell des gegenwärtigen moraliſchen und politiſchen Zuſtandes in Europa in irgend einem Muſeum oder Zeughauſe oder ſonſt wo aufſtellen und dann die Diplomaten und Schriftſteller herbeirufen und ihnen ſagen:

Jetzt ſtudirt, ſchwatzt nicht in's Blaue hinein, laborirt nicht auf gut Glück an den Staatskörpern.

Alle Kämpfe, welche Europa ſeit Jahrhunderten und ſeit Jahren bewegen, alle dieſe Kämpfe haben auch in der Schweiz ſtattgefunden und finden noch ſtatt. Die verſchiedenartigſten Elemente wogen hier durcheinander, Liberalismus, Jeſuitismus, Atheismus, Fanatismus für das Alte, Herkömmliche, kurz, dieſe Schweiz bekommt, je nachdem man ſie an's Licht hält, ein anderes Ausſehen, bald iſt ſie radikal, bald ultramontan, hier herrſchen die Junker, dort die Mönche, hier die Advokaten, dort die Jeſuiten, hier die Krämer, dort die Bankiers, hier die Ariſtokraten, dort die Demokraten, hier die Ultras, dort die Reactionärs, kurz, es giebt kein politiſches und religiöſes Element, kein Element des Unglaubens und der Anarchie, welches in der Schweiz nicht ſeinen Platz fände und auf einer Stelle um die Oberherrſchaft kämpft, auf einer anderen ſich gegen dieſelbe vertheidigt und an einer anderen wiederum dieſelbe wirklich erlangt hat.

Nach Allem, was ich geſehen habe, behaupte ich dreiſt:

Die Schweiz iſt keine Republik, und die Schweizer ſind keine Republikaner.

Dem Namen nach mag Beides der Fall ſein, aber in der Wirklichkeit ſieht es anders aus.

Leute, denen das Geld und der Geldbeſitz über Alles geht. Leute, die eine ſolche Vorliebe für Titel und Orden beſitzen. Leute, auf welche die Geiſtlichkeit noch einen ſolchen überwiegenden Einfluß ausübt, dieſe Leute ſind wohl nicht gut, wahre Republikaner zu nennen, was auch ſicher kein Unglück iſt. Ich habe die Schweizer ſo loyal, ſo monarchiſch geſinnt gefunden, wie kein zweites Volk auf der Erde. In Genf iſt dies namentlich der Fall.

Der König Louis Philipp von Frankreich hatte keine beſſeren, treueren und anhänglicheren Freunde, als die Genfer, und Louis Napoleon, um deſſentwillen einſt die Schweiz gegen Frankreich, ja gegen alle Großmächte, welche des Prinzen Entfernung aus der Schweiz, trotz dem, daß er Schweizer Bürger war, verlangten, 70000 Mann rüſteten, wird ſicher keine anhänglicheren Freunde, als eben wieder dieſe Genfer finden, welche damals ganz zufrieden waren, daß der Schweizer Bürger Louis Napoleon ſie freiwillig verließ, um das Land aus ſeiner Verlegenheit zu reißen.

Ich habe nirgends ſolche conſervative Geſinnung, ſolche hartnäckige Anhänglichkeit am Alten gefunden, wie gerade in dieſer Schweiz, und ich glaube die Herrſchaft der Jeſuiten in verſchiedenen Cantonen trotz aller Demokratie iſt auch hierfür ein Beleg.

Man ſetze mir nicht entgegen, daß die alten Patrizier-Familien nur ſo conſervativ ſind, aber nicht das Volk, ich würde hierauf entgegnen:

Es gilt in der Schweiz keine Regel. Hier ſind die Junker

conſervativ, dort der Landmann, hier iſt das Land ultra-demokratiſch und die Stadt höchſt conſervativ, und dort iſt es gerade umgekehrt.

Es iſt wahr, die Revolutionen in Frankreich haben namentlich in dieſer Schweiz und hier mehr als in irgend einem Lande ihren Wiederhall gefunden, und unter ſchweren, blutigen und grauſamen Kämpfen ſind Veränderungen eingeführt worden, faſt alle Cantone haben jetzt wirklich republikaniſche Verfaſſungen, welche aus der Volksſouveränetät hervorgegangen, aber dieſe Verfaſſungen ſind hier, was ſie überall ſind, — Papier.

Die Gewohnheit, das Leben, die Bedürfniſſe der Armen und die Macht der Geldmänner, Alles dieſes hat mehr Gewicht, als die Verfaſſungen. —

Wie geſagt, der Reſpect vor dem Gelde, vor dem Beſitze iſt nirgend ſo groß, wie in dieſer republikaniſchen Schweiz, und dieſer Reſpect verträgt ſich nicht mit der Anarchie.

Für diejenigen, welche ihr Geld ohne viele Mühe an den Mann bringen, aber ein wenig toll und frei leben wollen, giebt es kein ſchöneres Land, als die Schweiz.

Der Schweizer thut Alles für das Geld und duldet Alles um das Geld.

Die ſo freien Schweizer laſſen ſich für die Dynaſtien todtſchlagen und ſchlagen todt, wenn ſie nur reichlichen Sold bekommen.

Sie geſtatten den Fremden bei ſich alle möglichen Freiheiten, wenn ſie nur wiſſen, daß dieſe Fremden einen ſchweren Geldſack bei ſich führen.

Der Reiſende mag ſich in anderen Ländern unterhalten, in der Schweiz wird er wahrhaft glücklich.

Er kann thun und laſſen, was er will, er wird behandelt wie ein König, die Polizei macht überall tiefe Bücklinge vor ihm und drückt ein, ja ſogar beide Augen zu, wenn er einen oder viele dumme Streiche macht, wenn er nur hübſch Geld im Lande läßt.

An tiefem sine qua non fehlte es mir, Dank der Liberalität des Königs von Bayern, in der Schweiz nicht, und ich lebte à mon aise wie nirgends.

Die Engländer, die Mylords und ich, — wir danken Gott für die Schweiz, und wir werden uns gegen ganz Europa waffnen, wenn dieſes gegen das Land einen Kreuzzug unternehmen ſollte.

Hier iſt der einzige Fleck in Europa, wo man für ſein Geld allen ſeinen Launen fröhnen kann, wo man nicht auf jedem Schritte, bei jedem Vergehen gegen die Straßenordnung von der Polizei auf den Fuß getreten wird.

Und für dieſe ſchöne Freiheit, ſich geben zu können wie man iſt, wird weiter nichts verlangt, als dem Gaſtwirthe, und mit wem man ſonſt zu thun hat, die Rechnungen mit vierfacher Kreide prompt und pünktlich zu bezahlen.

Es iſt daher grundfalſch wenn man glaubt, die Schweiz gehöre den Anarchiſten und ſei der Heerd der anarchiſchen und republikaniſchen Propaganda; — die Schweiz gehört den Mylords, ſie gehört Allen denen, welche Geld haben und wenigſtens einen Theil davon in der Schweiz verzehren.

Die paar Flüchtlinge und deutſchen Handwerksgeſellen welche ſich daſelbſt aufhalten, werden Europa wahrlich nicht in Flammen ſetzen, und bei den Schweizern finden ſie ſicher keine Sympathie, denn ſie ſind arme Teufel; vielmehr erſcheinen ihnen dieſe Leute als ein ſehr unangenehmer Luxus, und

was soll ich schließlich sagen? — Ich wiederhole es, die Schweiz ist den conservativen Interessen durchaus nicht gefährlich, und statt sie beständig mit argwöhnischen Augen zu betrachten, sollte man alle republikanischen Brauseköpfe auf einige Zeit nach der Schweizer-Republik in die Lehre schicken. —

Hundertzweiundſiebenzigſtes Kapitel.

Geſchichtliche Erinnerungen aus der Schweiz.

Huß's Zelle. — Schloß Habsburg. — Geßler und Tell. — Der Löwe von Luzern. — Château de Joux. — Fontainebleau.

Ich hatte Muße genug um, die Schweiz in allen Richtungen zu durchſtreichen, denn ich hatte mir für die Zukunft eben keinen feſten Lebensplan gemacht; wer hätte dieſes im Jahre 1815 auch thun können, Jedermann lebte ſo zu ſagen proviſoriſch, es war ein großes Weltintermezzo und alle Welt, welche eben nicht ihre Zukunft auf dem vulkaniſchen Boden der Revolution begründen mochte, wartete ab.

So that auch ich.

Wenn auch dem Könige von Bayern nicht mehr nahe hatte ich mich doch der beſtändigen Freundſchaft dieſes erhabenen Monarchen zu erfreuen, und öfter empfing ich Beſuche ſeiner Vertrauten und Briefe, welche mich wenigſtens einigermaßen mit meinem jüngſten Geſchicke ausſöhnten.

Es war alſo das Beſte, die Zukunft noch abzuwarten, wohin auch hätte man ſich wenden ſollen? Die halbe Welt ſtand in Flammen, nach Rußland und England zu gehen konnte ich mich nicht entſchließen; in dieſer Zeit faſt allge-

meiner Anarchie lebte man in der Schweiz sehr sicher und sehr zufrieden.

Die herrliche, erhabene Natur dieses Landes beschwichtigte die stürmischsten Empfindungen, man fand sich selbst in dieser großartigen Umgebung wieder, man sah den alten Gott über seiner Schöpfung in jener erhabenen Unerschütterlichkeit und Ruhe thronen, welche den Menschen mit Allem, was in ihr besteht und vergeht, aussöhnt oder tröstet.

Ich vermeide es, von diesen Naturwundern der Schweiz zu reden, die Empfindungen, welche sie hervor rufen, sind nicht leicht in die Feder zu bringen, und diejenigen, welche ihnen ferne stehen, sind schwer für dieselben zu begeistern.

Vergißt man doch die eigene Begeisterung, wenn man sie hinter sich hat.

Ist es doch unendlich schwer, sich die Empfindungen und Gedanken wieder hervorzurufen, welche uns bei Betrachtung der herrlichen Natur so wunderbar bewegten!

Aber ich will Einiges von den geschichtlichen Merkwürdigkeiten und Erinnerungen sagen, welche mir bei meinen Kreuz- und Querzügen durch die Schweiz begegneten, denn solche sind zu jeder Zeit lehrreich, und die Welt ist jederzeit empfänglich dafür.

Man möge sie aber wie ein Fragment betrachten, denn ich werde sie wiedergeben, wie sie mir eben einfallen, ohne mich an eine geographische Reihenfolge zu halten.

* * *

Huß's Zelle.

Wie doch alle Herrlichkeit mit der Zeit vergeht! — Dieser Gedanke, so gewöhnlich er ist, so oft wir daran erinnert werden, so oft er ausgesprochen wird, übt auf unsere Hand-

lungen, auf unſeren Charakter doch ſo ſelten ſeinen Einfluß aus. Unſere ſo höchſt materielle Zeit entſchlägt ſich vollends einer ſo unangenehmen Erinnerung. Da öffneten ſich die Thore des berühmten Conſtanz vor mir, das alte Conſtanz! Welch ein Menſchengedränge, welch ein Jubel der guten Bürger mag hierſelbſt geherrſcht haben, als eins der merkwürdigſten und verhängnißvollſten Concilien hier ſo große Fürſten und Prälaten verſammelte! Damals war die Stadt ſicherlich um das Zehnfache volkreicher als jetzt. Welch ein Jubel mag hier ſelbſt in dem Augenblicke geherrſcht haben, als des muthvollen Huß letzter Todesſeufzer in dem Flammenmeer erſtarb! Wer hat damals ſeinen Tod begriffen?

Die Stadt liegt am untern Ende des Sees, da wo der Rhein aus dem Zillerſee hervorbricht. Ihre Lage iſt eben nicht anziehend, die Häuſer ſind meiſtens von unbehauenen Steinen aufgerichtet. Doch dieſes war es auch nicht, was mich anzog — ich wollte in dieſer Stadt nur den Verſammlungsort des Conciliums ſehen. Es fand in einem am Waſſer belegenen Gebäude ſtatt, welches jetzt in ein Waarenlager umgewandelt iſt. Ueber demſelben, welches nur den untern Raum einnimmt, befindet ſich eine lange, breite Halle, deren Bedachung von einfachen hölzernen Säulen getragen wird. Damals mag dieſe Halle prächtig mit koſtbaren Decken und Teppichen ausgeſchmückt geweſen ſein, jetzt iſt ſie ein Waarenboden. In einem Winkel derſelben befindet ſich eine kleine Abtheilung, in welcher die Prachtkeſſel ſtehen, deren damals der Papſt und der Kaiſer ſich bedienten.

Auch eine Nachbildung der Zelle, welche der unglückliche Huß während ſeiner Einkerkerung inne hatte, befindet ſich hier. Armer Huß, war das die Wohnung eines Lebenden? Sie war kaum 3 Fuß breit und 8 Fuß lang; das Fenſter war der

wirklichen Zelle entnommen, welche im Dominikanerkloſter war, das aber jetzt in ein Manufacturgebäude umgewandelt iſt. Das Fenſter iſt nichts als ein Luftloch, auch die Thür der Zelle, in welcher er eingekerkert war, war daran angebracht, ſo wie einige Ziegelſteine und ſeine Bibel, welche mit Randbemerkungen angefüllt war. Bemerkenswerth iſt der Stuhl, welchen man ihm zu geſtatten doch noch barmherzig genug war. In der Rücklehne iſt eine Teufelsfratze mit ungeheuren Krallen ausgeſchnitzt, wahrſcheinlich hatte man ihm dieſen Stuhl nicht ohne Hindeutung gegeben.

Auch den Stein ſah ich, auf dem Huß geſtanden haben ſoll, während man ihm ſein Todesurtheil vorlas. Er befindet ſich in der Hauptkirche der Stadt. Was geben ſeine Worte nicht zu denken, welche er nach dieſem Todesurtheil ſprach:

„Sagt dem Siegismund, ich könne meine Treue nicht brechen, gleichwie er ſeine Treue mir gebrochen hat.“

* * *

Schloß Habsburg.

Der Badeort Schinznach iſt der Luſtort in der Schweiz, welcher am meiſten beſucht wird. Die Bäder befinden ſich der Aar entlang am Fuße eines nicht beträchtlichen Berges, welcher Wülplisberg genannt wird. Ein bequemer gewundener Pfad, der in ſeiner ganzen Länge unter dem Schatten der Bäume ſich behaglich hinzieht, führt zu ſeinem Gipfel hinan. Die Fläche der kleinen Plateform auf dem Gipfel deſſelben bildet ein unregelmäßiges Viereck, etwa 200 Fuß im Durchſchnitt, deſſen größeſte Länge ſich von Norden nach Süden ausdehnt. Am ſüdlichen Ende erhebt ſich ein einfacher feſtgemauerter Thurm, mit welchem ein eben ſo einfacher Flügel ver-

bunden iſt. Das Mauerwerk dieſer Ruine iſt ungemein feſt, das Innere roh, nur in einem Gemache, vielleicht dem ehemaligen Ritterſaale, war das Schnitzwerk des Getäfels noch ziemlich erhalten, aber das Holzwerk war von Rauch und Alter wie Dinte ſchwarz.

Dieſe Ruine iſt die Feſte Habsburg, die Wiege des Hauſes Oeſterreich! Sie ſoll ſchon im Jahre 1020 erbaut ſein, aber das dort hauſende Geſchlecht ward erſt in dem folgenden Jahrhundert in den Fürſtenſtand erhoben. Welch eine Kette von Begebenheiten greift durch die geſchichtliche Verknüpfung der Dinge von der Veſte Habsburg in die heutigen Verhältniſſe des öſterreichiſchen Kaiſerhauſes hinüber; aus den dunklen Zeiten, wo der auf einen beſcheidenen Sitz beſchränkte Edelmann in den Forſt ritt, in einfacher Rüſtung, von den Vaſallen des ländlichen Ritterthums umgeben, in die jetzigen glanzvollen Tage, wo ſeine Nachkommen faſt alle Throne Europa's inne haben. Kaiſer Joſeph II., erzählt man, habe, nachdem er in ſtiller Betrachtung auf dieſe Trümmer blickte, geſprochen: Wahrhaftig, wir ſind nicht immer große Herren geweſen!

Und was wird nach abermals acht Jahrhunderten ſein? Was werden dann die großen Herren ſein? Wie wird dann das Haus Habsburg ſtehen? Und mit welcher Empfindung wird dann das lebende Geſchlecht Schönbrunn betrachten!

* * *

Geßler und Tell.

Ein guter Fahrweg führt von Art aus um den Fuß des Rigi und längs dem Zuger-See nach Küßnacht und Luzern. Er wird die „hohle Gaſſe" genannt, denn er iſt durch zwei

Felsenwände gebahnt. In diesem engen Bergpfade hatte Tell arglistig seinen Standpunkt gewählt und wartete im Dickicht geborgen auf seinen Feind. Es ist merkwürdig, daß man die Existenz dieses Helden jetzt stark zu bezweifeln beginnt, — daß einige Schriftsteller ihn schon ganz bestimmt in's Reich der Mythe versetzen. Den Schweizern darf man damit nicht kommen, sie glauben fest an ihren Tell und lassen ihn sich nicht nehmen. Sie haben auch Recht, denn Tell scheint durchaus eine historische Person zu sein, wenngleich man von ihm außer seinem Geßlerschuß sehr wenig weiß. Eine Sage läßt ihn ertrinken, indem er ein Kind retten wollte.

Fünf und ein halbes Jahrhundert sind seit dieser That Tell's verflossen, und noch immer schlängelt sich dieser Pfad zwischen seinen steilen Felsen hindurch. Noch stehen hier die verwitterten Thürme der Burg im selben Zustande, wie sie die Belagerer nach ihrer Einnahme und Zerstörung verlassen hatten, und dennoch zweifelt man an der Existenz eines Tell?

* * *

Der Löwe von Luzern.

In Luzern ist ein kolossaler Löwe zu sehen, welchen Thorwaldsen aus einem daliegenden Felsen gemeißelt hat. Dieser Löwe, welcher, obgleich verwundet, noch fürchterlich anzuschauen ist, hat mich überrascht.

Was bedeutet dieser Löwe? fragte ich einen hochbejahrten Mann, welcher bei ihm Wache hielt.

Der Mann machte ein sehr trauriges Gesicht und schüttelte seinen greisen Kopf, und nahm eine Prise und schüttelte noch einmal mit dem Kopfe, und endlich sagte er:

Ach, das ist eine traurige Geschichte, und ich habe sie mitgemacht.

Ihr habt sie mitgemacht? Nun so erzählt doch.

Ja, ja, fuhr der Alte fort, es ist eine herrliche Sache, jung zu sein und naseweis in die Welt zu schauen, aber ich möchte nicht noch einmal jung werden und noch einmal einen solchen tollen Tanz erleben.

Nun, was denn, Alter?

Es war Anno 1792, ich stand unter der Leibwache Sr. Majestät des Königs Ludwig's XVI. von Frankreich.

O, — ich weiß schon, — sagte ich.

Ja, Sie werden es wissen, wir Schweizer haben uns vor und in den Tuilerien wie Teufel geschlagen. Wenn sie nur Alle so gewesen wären wie wir, — da hätten sie es bleiben lassen sollen, unsern König um seinen guten Kopf kürzer zu machen. Aber was sollten wir hundert Leute machen? Haben es ihnen heiß genug gemacht, ehe wir fast alle zerfetzt am Boden lagen. Nur ein Paar von uns sind mit dem Leben davon gekommen, — alle anderen Kameraden todt, auf das Scheußlichste zerfleischt von dem wüthenden Volke, — und haben doch nur unsere Schuldigkeit gethan. Hu, — es war ein Tag, ich werde ihn in meiner letzten Stunde nicht vergessen.

Und der Löwe, mein Freund?

Nun, dieser Löwe, wer ist es anders, als meine sterbenden Kameraden? Sind sie eines solchen Monumentes, welches ihnen ihre erkenntlichen Mitbürger gesetzt haben, nicht würdig?

Der Mann rührte mich ungemein, aber ich dachte dennoch:

Du würdest weit mehr Mitgefühl verdienen, wenn du statt eines Schweizers ein Franzose wärest!

Sich todt schlagen lassen für Geld, ist indessen auch ein

Verdienst und eine Treue, aber dieses Märtyrerthum ist nicht tragisch genug, um uns zu bewegen.

* * *

Chateau de Joux.

Wie oft fühlt man sich nicht versucht zu fragen: Was ist denn eigentlich Moralität? Und welchen Maaßstab derselben legt man einem Manne an, den die Welt, die Geschichte groß und ruhmvoll nennt? Diese Frage erweckte ebenfalls in mir der Anblick der Festung Joux, des letzten befestigten Punktes Frankreichs der Schweizergrenze zu. Hier saß der unglückliche, talentvolle und edle Neger Toussaint gefangen und schmachtete seine letzten Lebensjahre hin. St. Domingo und Joux, welch ein Wechsel für den schwarzen Helden, welcher für die Freiheit seines Volkes so tapfer gefochten hatte und von einem andern großen Krieger, der doch besser solche Tapferkeit hätte ehren sollen, auf eine so schmähliche, engherzige Weise behandelt wurde. Wahrlich, das Leben dieses Helden Napoleon, welchen zu bewundern und anzustaunen wieder Mode geworden ist, hat häßliche Flecken, welche aller Kriegsruhm nicht verwischen kann, und dieses Chateau de Joux ist einer der häßlichsten.

* *

Fontainebleau.

Die Geschichte ist das Weltgericht, sagt ein großer deutscher Dichter, und das ist keine Phrase; ja gewiß, die Geschichte ist die Nemesis. Auch der große, gewaltige Napoleon hat sein Chateau de Joux gefunden. Gewiß war St. Helena noch ein besseres Gefängniß, als die Gemächer dieses Berg-

ſchloſſes, obwohl für dieſen gewaltigen Weltſtürmer eng genug; aber wenn wir einen Blick auf de Jour werfen, wird unſer Mitleid mit ſeinem tragiſchen Geſchicke doch ziemlich abgeſtumpft.

Fontainebleau erinnert aber an eine noch ganz andere Erſcheinung, als an Napoleon, an eine ganz andere Tragödie, als an den berühmten Tiſch, auf welchem der Groberer aller ſeiner Macht entſagte, und an das arme Tiſchbein, welchem der Kaiſer ingrimmig dabei einen Fußtritt verſetzt hatte.

Ich meine das Drama, in welchem eine Königin ohne Krone, Marie Chriſtine von Schweden, ihren bisherigen Günſtling Monaldeschi in einem fremden Lande, in einem fremden Schloſſe hinrichten ließ.

Ueber dieſer außerordentlichen That ruht ein Dunkel, welches die Hiſtoriker aufzuklären ſich vergeblich bemühen werden, denn wer vermag die Beweggründe einer Frau zu einer ſolchen That zu ergründen? War es Eiferſucht? War es die Rache verrathener Liebe?

Und doch, man mag über dieſe nächtige That urtheilen, wie man wolle, ſie wirft auf den Charakter dieſer königlichen Frau kein ſo ſchlimmes Licht, wie Heinrich's VIII. Hinrichtungen von Frauen und Geliebten, und dennoch fällt es keinem Geſchichtsſchreiber, keinem Manne ein, zu ſagen:

„Die Männer ſind untauglich zu Regenten, denn ſie folgen blindlings der Eingebung ihrer Leidenſchaft; ſie ſind tyranniſch und unterdrücken eben ſo gern das andere Geſchlecht, als ſie ſich von ihrem eigenen beherrſchen laſſen.“

Und warum beurtheilt man die Handlungen einer Chriſtine und Eliſabeth ſtrenger, als die eines Heinrich VIII? Warum? — Weil faſt allein die Männer die Geſchichtsſchreiber ſind.

Hundertdreiundſiebenzigſtes Kapitel.

Meine Memoiren.

Buchhändler-Speculation. — Intriguen. — Iſt es Wahrheit oder Lüge?

Die Buchhändler ſind doch eigenthümliche Speculanten. Dieſe Hebeammen der Literatur ſetzen ſich über Alles hinweg und bei Allem, was ſie unternehmen, befragen ſie ihr Orakel, und ſeinem Ausſpruche wird ohne Zögern nachgehandelt. Dieſes Orakel iſt — der Beutel. Buchhändler ſind Geſchäftsleute wie Alle, und ob ſie mit Waaren oder mit Gedanken zu Markte gehen, das bleibt ſich allerdings ziemlich gleich; aber das iſt unconſequent, daß ſie ſich von den übrigen Geſchäftsleuten etwas vornehm abſondern und eine beſondere wichtige Stellung in der menſchlichen Geſellſchaft für ſich in Anſpruch nehmen, daß dieſe Hebammen der Literatur ſich geriren, als hätten ſie ein wirkliches Verdienſt an den geiſtigen Produkten der Autoren. Sie ſind doch in der That nur ſehr äußerlich dabei betheiligt. Aber zuweilen giebt es doch Ausnahmen von der Regel, denn ich bin überzeugt, daß vielleicht von 100 Werken, die jährlich erſcheinen, wenigſtens 50 durch die Specu-

lation der Buchhändler in das Leben gerufen werden. Ich habe Beweise davon.

Kaum hatte ich Bayern verlassen, als ich von allen Seiten Anträge erhielt, meine Memoiren niederzuschreiben, und namentlich in Genf empfing ich Besuche von verschiedenen Buchhändlern, welche mich dringlich ersuchten, ihnen meine Memoiren in Verlag zu geben.

Einer von diesen Herren ließ besonders nichts unversucht, mich zu einem für ihn günstigen Entschlusse zu bewegen.

Aber, mein Herr, sagte ich endlich sehr ungeduldig, wen können denn meine Memoiren interessiren?

Wen sie interessiren können? Welche Frage! die ganze Welt, Frau Gräfin!

Die ganze Welt! Wahrhaftig, das ist lächerlich.

Nun, Sie werden die Erfahrung machen. Wollen Sie Ihre Memoiren schreiben? Bestimmen Sie das Honorar.

Ich brauche kein Geld, mein Herr.

Das ist schlimm, — dann werden Sie allerdings die Mühe scheuen. Aber es ist auch gar nicht nöthig, daß Sie sich viele Arbeit machen, — ich kann Ihnen einen tüchtigen Autor empfehlen, einen sehr geistreichen jungen Mann: theilen Sie ihm die nöthigen Facta mit, Alles übrige können Sie ihm dann getrost überlassen.

Ein schöner Vorschlag, mein Herr, in der That, ich bin Ihnen sehr verbunden dafür. —

Sie gehen also darauf ein?

Ich gehe auf Nichts ein, mein Herr; lassen Sie Ihren geistreichen Mann die Memoiren eines Kammerbesens schreiben, das ist ein Ding, dem er Geist einflößen könnte; wenn ich wünsche, daß meine Memoiren erscheinen sollen, werde ich

auch wohl ein wenig Geist haben, mein Herr, um sie zu schreiben.

Verzeihen Sie, Frau Gräfin, ich habe Sie durchaus nicht beleidigen wollen, ich zweifle keinen Augenblick an Ihrer geistreichen Feder, aber ich glaubte, daß Sie eben nicht viel Lust haben werden, den Tag über oder einige Stunden am Schreibtische zu sitzen.

Nun das mag sein, und wir wollen also mit unseren Memoiren warten, bis wir hierzu die Neigung verspüren. Sehen Sie, mein Herr, ich würde in meinen Memoiren oft nicht sehr Schmeichelhaftes von Ihrem Geschlechte zu sagen haben, und ich glaube nicht, daß Ihr Herr Autor das Schwert gegen sich kehren würde.'

Damit war der Herr Buchhändler entlassen; aber ich weiß nicht, ob durch seine oder wessen Vermittelung bald darauf dennoch wenn auch nicht meine Memoiren, doch Memoiren erschienen, welche sich ausschließlich mit meiner geringen Person beschäftigten und nicht sehr schmeichelhafte Dinge von mir berichteten.

Diese Memoiren, oder vielmehr der Autor derselben, theilt mehrere Briefe mit, welche die Machinationen documentiren sollen, welche man seinem Vorhaben entgegensetzte.

Diese Briefe sollen zeigen, welche Mühe sich Se. Majestät der König von Bayern gegeben habe, um diesen Herrn, welcher einen Schlüssel zu allen meinen Handlungen zu haben behauptete, von seinem Entschlusse, meine Memoiren zu schreiben, abzubringen.

Es ist wahr, daß ich in München, wie in der Schweiz, einen Secretair und einige vertraute Freunde hatte, welche mit meinen Handlungen, aus denen ich überhaupt niemals ein Geheimniß machte, vertraut waren.

Es hätte allerdings Mancher Manches von mir schreiben können.

Aber was in aller Welt hätte den Monarchen veranlassen sollen, den Herrn an Herausgabe seiner Enthüllungen zu verhindern?

Lag nicht die Bayrische Geschichte vor aller Welt offen da? — —

Wenn irgend ein Mensch mit meinem Namen Skandal machen wollte, was kümmerte das den König? —

Konnten Verläumdungen meiner Person die Ehre eines erhabenen Monarchen beflecken?

Gesetzt, ich wäre wirklich das verrufene Weib gewesen, das man hier und dort gern aus mir gemacht hätte; gesetzt, ich hätte Verstöße gegen Ehre, Schicklichkeit und Sittlichkeit begangen: konnte das den König treffen?

Hätte diese seine Freundschaft zu mir herabwürdigen können?

Ich habe mich vielleicht verstellt, es ist möglich, daß ich den Monarchen über meinen Charakter getäuscht habe.

Oder sollte etwa eben diese Freundschaft den König veranlaßt haben, die Stimme mit schweren Opfern zum Schweigen zu bringen, welche mich verunglimpfen wollte? —

Nun, ich denke, da gab es andere Mittel, den Leumund zum Schweigen zu bringen.

Ich kann versichern, daß sich Niemand um den Herrn P... welcher meine Memoiren zu schreiben vorgab, bekümmert hat, wenigstens ist von meiner Seite nichts geschehen, ihn daran zu hindern, von mir zu schreiben, was er wollte.

Ob diese Briefe ächt, ob sie falsch sind, — ganz gleich, ich halte es für meine Pflicht, ihnen hier einen Platz zu geben.

An Herrn Desoche, Drucker und Verleger zu Nyon, Cantons Waadt.

Genf, 9. Januar 1849.

„Mein Herr!

„Ich bin beauftragt, mich bei Ihnen zu erkundigen, ob das von Herrn Payon angekündigte Werk über Lola Montez sich bereits unter der Presse befindet, und ob es nicht möglich wäre, sein Erscheinen zu hintertreiben, um den Scandal zu verhindern, den es hervorrufen wird?

„Da diese Sache nur eine mehr oder weniger gewagte Speculation sein kann, so läßt sich der voraussichtliche Gewinn leicht anschlagen, und man kann auf diese Grundlage hin einen Vertrag wegen des Ankaufs des Manuscriptes sowohl, als auch der Originalurkunden abschließen, die sich im Besitze des Verfassers befinden. Haben Sie die Güte, mir sobald als möglich zu antworten; Sie sehen wohl ein, daß keine Zeit zu verlieren ist, wenn man die beklagenswerthen Wirkungen und unglücklichen Folgen abwenden will, welche dieses Werk hervorrufen könnte.

„Genehmigen Sie u. s. w.

„Unterzeichnet: Joel Cherbuliez."

An Herrn Joel Cherbuliez, Buchhändler in Genf.

Nyon, 10. Januar 1849.

„Mein Herr!

„Empfangen Sie meine Antwort auf den Brief, mit welchem Sie mich heute früh beehrt haben. Es ist mir schlech-

terdings unmöglich, die Fragen zu beantworten, die Sie an mich stellen, da ich von den Absichten des Herrn Payon ganz und gar nichts weiß. Zu Ihrer Belehrung will ich hinzufügen daß das Werk in diesem Augenblicke beinahe fertig ist, daß ich seit gestern Manuscript habe, und daß es in der angekündigten Frist erscheinen wird, wofern Herr Payon mir keinen Gegenbefehl ertheilt. Bei den mir bekannten Gesinnungen des Verfassers habe ich es nicht gewagt, ihm Ihren Brief mitzutheilen dessen Charakter mir lediglich confidentiell erschien.

„Empfangen Sie u. s. w.

„Unterzeichnet: J. Desoche."

An Herrn August Payon in Nyon, Cantons Waadt.

Genf, 11. Januar 1849.

„Mein Herr!

„Personen, welche den Scandal abzuwenden wünschten, womit die Veröffentlichung Ihres Prospectes mehrere Genfer Familien bedroht, haben mich beauftragt, bei Ihnen anzufragen, wie dieß bewerkstelligt werden könnte. Ich hatte deßhalb Anfangs an Herrn Desoche geschrieben, aber er gibt mir zur Antwort, die Sache gehe ihn nichts an, und er wage es nicht, Ihnen meinen Brief mitzutheilen. Ich wende mich daher unmittelbar an Sie mit der Frage, ob Sie es bei diesem Handel auf eine Rache oder auf eine Speculation abgesehen haben. Handelt es sich um eine Rache, so ist es klar, daß Vorschläge von dritten Personen Sie von Ihrem Entschlusse nicht abbringen werden; ist es aber bloß eine Specu-

lation auf die Neugierde, welche die von Ihnen beabsichtigten Memoiren ohne Zweifel hervorrufen werden, so ließen sich vielleicht Grundlagen bezeichnen, auf denen man unterhandeln könnte, um den Scandal zu vermeiden, ohne Ihren Interessen im Geringsten zu schaden.

„Beehren Sie mich gefälligst recht bald mit einer Antwort, die ich dann sogleich meinen Auftraggebern mittheilen werde.

„Genehmigen Sie u. s. w.

„Unterzeichnet: Joel Cherbuliez."

An Herrn August Vapon in Nyon, Cantons Waadt.

Genf, 13. Januar 1819.

„Mein Herr!

„Seit ich im Falle war, Ihnen zu schreiben, haben die Personen, welche mich mit der Anfrage beauftragt, mir Folgendes erklärt: Wenn Sie sich zu einem Vergleiche entschließen könnten, so würden sie, als Gegenleistung für die betreffenden Urkunden, dafür sorgen, daß Ihnen ein gewisser vom 1. December datirter Brief zurückgestellt würde, dessen Veröffentlichung, wie sie glauben, ganz und gar nicht in Ihrem Interesse liegen kann. Dieser Brief, der sich in den Händen der betreffenden Personen befindet, führt sie überdieß auf die Vermuthung, daß Sie sich nicht weigern werden, auf rein pecuniäre Bedingungen hin zu unterhandeln, in Betreff welcher Sie ersucht werden, Ihre Forderungen gefälligst mitzutheilen.

„Antworten Sie gefälligst recht bald und genehmigen Sie u. s. w.

„Unterzeichnet: Joel Cherbuliez."

An Se. Majestät den König Ludwig von Bayern. (München).

Nyon, Villa Mon-Repos, 1. Dec. 1848.

Sire!

Ich habe am 19. die Ehre gehabt, an Ew. Majestät zu schreiben.

Ich habe am 22. die Ehre gehabt, an Ew. Majestät zu schreiben.

Ich habe am 24. die Ehre gehabt, Ew. Majestät einen Brief von dem Herrn Dr. P... mitzutheilen.

Das ungewohnte Stillschweigen, in welches Ew. Majestät sich verschließen, bringt mich auf den Gedanken, daß Sie vielleicht Mittheilungen, worin die Thatsachen ungenau oder falsch dargestellt sind, empfangen haben und sich dadurch zu diesem Stillschweigen veranlaßt sehen.

Ich habe die Ehre, abermals an Ew. Majestät zu schreiben, und Sie werden mit Ihrer gewöhnlichen Gerechtigkeit urtheilen.

Die Stellung, in welche die Frau Gräfin von Landsfeld mich versetzt hat, ist von der Art, daß ich sie nicht annehmen kann, nicht annehmen will, und nicht annehmen darf, wäre es auch nur noch für wenige Tage.

Eine furchtbare Rache ist etwas Leichtes für mich.

Ich ziehe eine Genugthuung vor. Nicht von der Gräfin werde ich sie verlangen, denn sie ist nicht im Stande, mir eine solche zu geben, die meiner würdig wäre; aber Ew. Majestät werden keinen Anstand nehmen, sobald Sie den Sachverhalt wissen werden.

Sire!

Ich kam von Verona und Innsbruck zurück; ich befand mich zu Nyon bei meiner Familie, welche ich zu verlassen im

Begriffe ſtand, um eine ſehr ſchöne Stellung einzunehmen, die mir angeboten war.

Die Frau Gräfin von Landsfeld, welche ich, wie ich Ew. Majeſtät zu ſagen die Ehre hatte, in Genf kennen gelernt, beſuchte mich dort und bat mich auf's Dringendſte, zu ihr zu gehen und die Verwaltung ihres Haushaltes zu übernehmen.

Ich weigerte mich, allein ſie beſtand auf ihrem Wunſche, und als ich ihr die Armuth meines Hauſes, wie auch meine eigene entgegen hielt, als ich ihr vorſtellte, welche Zukunft wohl ihrer warte, da erklärte ſie mir, daß Ew. Majeſtät und ſie ſelbſt mir gewiß mein Opfer, meine Hingebung zu danken wiſſen würden.

Nur die Frau Gräfin kann ſagen, in welcher Stellung ſie ſich bei meiner Ankunft befand, was für eine Art von Geſellſchaft ich zu entfernen hatte, welche Feinde ich mir zuziehen mußte und wirklich zugezogen habe, welche Aufrichtigkeit und Energie ich in meinem ganzen Verfahren an den Tag legte.

Der übertriebene Aufwand der Frau Gräfin mußte bald ſeine beklagenswerthen Folgen haben.

Dieſe Folgen abzuwenden, ſtand nicht in meiner Gewalt.

Ich bin nicht reich, Sire, meine Familie lebt in einer ehrenvollen Armuth, erworben, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, im Dienſte der Könige meines Landes.

Ich ging auf eigene Koſten nach München. Ew. Majeſtät gaben mir 400 Franken, eine ungenügende Summe, über die ich aber nichts ſagte, weil ich dachte, daß die Frau Gräfin mich ſchadlos halten würde. . . . . .

Statt deſſen wurde ich mit Drohungen bezahlt.

Sie haben Eindruck auf mich gemacht, wahrhaftig nicht, weil es Drohungen waren, ſondern wegen ihres Charakters.

Ich bin mit Gewaltthätigkeiten bedroht worden, und ich

habe gelächelt; — man drohte mir mit dem Tode, und ich habe gelacht. — Um mich, um meine Freunde, um meinen Drucker drängten ſich die Geldanerbietungen.

— Ich verachtete ſie zu ſehr, um darauf zu antworten; meine Freunde haben ſie beantwortet, wie es ihrer Freundſchaft und Achtung für meinen Charakter gemäß war; — mein Drucker, der mich kennt, wagt es nicht, mir dieſe Briefe mitzutheilen, wie der Mann ſelbſt zugeſteht, der ſie an ihn ſchickte.

Der Buch- und Weinhändler Joel Cherbuliez hat zweimal an mich geſchrieben:

Das erſtemal machte er mir Anerbietungen, das zweitemal machte er wiederum Anerbietungen, fügte aber die Drohung bei, einen Brief vom 1. December zu veröffentlichen, einen gewiſſen Brief, ſagte er.

Dieſen Brief veröffentliche ich ſelbſt ſogleich und mit ihm die beiden Billette des Genfer Weinhändlers, dasjenige, das er an meinen Drucker ſchrieb, ſo wie die Antwort des Herrn Deſoche. Gleich den anderen Beweisſtücken waren auch dieſe zu ihrer Zeit und an ihrem Orte mitten unter Urkunden von weit größerer Wichtigkeit gegeben worden; aber bei der Stellung, in die man mich verſetzt hat, muß ich nicht bloß Alles ſagen, ſondern auch gewiſſe Dinge ſchnell ſagen, indem ich mir übrigens, wie bei meinem Briefe vom 1. December 1848, ſpätere Erklärungen vorbehalte.

. . . . . .

. . . . . .

Ich habe in dreizehn Tagen gethan, was ein Anderer kaum in dreißig gethan hätte.

Ew. Majeſtät geruhten mir Alles zu bewilligen, was ich für die Gräfin verlangte.

Das war noch nicht genug, Sire, ...

Während ich für die Gräfin einen Theil meiner Zukunft opferte, das Bischen Geld, das ich zu meiner Verfügung hatte, blieb ſie allein mitten unter einer feindſeligen Bevölkerung.

Ich erſuchte meinen Vater, einen ehemaligen Oberadjuncten der franzöſiſchen Schatzkammer, meine Mutter, die aus einer der älteſten Familien der Provence ſtammt, zu kommen und in der Geſellſchaft der Gräfin der öffentlichen Meinung Trotz zu bieten.

Meine Eltern kamen.

Unſere Freunde ſtaunten.

Vergebens ſchickten ſie Vorſtellungen um Vorſtellungen. Feſt und entſchloſſen bekämpften wir den Sturm, die Gräfin wurde wieder zu Ehren gebracht in der öffentlichen Meinung, die ſich nicht an Perſonen zu vergreifen wagte, deren unangetaſteter Ruf und Namen Achtung einflößen mußte.

Endlich, Sire, verlangte die Frau Gräfin dringend von Ew. Majeſtät die Sicherſtellung des Vermögens, das Ihre Großmuth derſelben verſprochen.

Ew. Majeſtät weigern ſich und vertagen die Sache.

Ich habe die Ehre, an Ew. Majeſtät zu ſchreiben, und Sie gewähren Alles ....

Für ſo viele Dienſte, für eine ſo uneigennützige Hingebung, was habe ich empfangen, Sire?

Ew. Majeſtät mögen mich anhören.

Die Gräfin bemerkte im Theater einen jungen Mann mit blonden Haaren. Vergebens ſuchte ſie ihn an ſich zu locken. Endlich ſieht ſie ihn mit einem Herrn M. ſprechen. Ich kenne Herrn M. nur von der Gräfin her; in ihrem Salon, vor zwanzig Perſonen hatte ſie uns geſagt, er ſei ein Schurke, ein Gauner, ein Spion.

Die Gräfin ruft, ich weiß nicht durch welche Vermittelung diesen Herrn M. zu sich, der ihr am folgenden Tage den bewußten jungen Mann vorstellte, einen Herrn Grafen Z. aus Mecklenburg.

Sie erklärt mir, sie liebe diesen jungen Mann, welcher drei Millionen im Vermögen habe. Sie weise von Ew. Majestät Alles zurück, selbst das, was sie bereits empfangen: sie werde diesen jungen Grafen, der kaum 17 Jahre zählt heirathen.

Ich mache der Gräfin die lebhaftesten, strengsten Vorstellungen.

Ich erinnere sie nachdrücklich an ihre Pflicht gegen Ew. Majestät.

Sie wird zornig und entflieht.

Sie bringt ganze Tage im Hotel des Bergues zu, im vierten Stock, der Wohnung des Herrn M., wo der junge Mann sie besucht, bei den Rufenacht, welche von ihr und Ew. Majestät die Dinge gesagt und geschrieben haben, die ich Ihnen mitgetheilt (ich besitze den Brief).

Das Benehmen der Gräfin wird dermaßen scandalös, daß der junge Graf selbst sich genöthigt sieht, Genf zu verlassen.

Die Gräfin eilt ihm nach Chambery nach.

Sie bringt ihn nach Genf zurück und nimmt ihn zu sich.

Die Polizei, welcher der Herr Oberst B., an den er empfohlen war, die Sache anzeigt, dringt in die Wohnung der Gräfin, bemächtigt sich des jungen Mannes, befiehlt der Gräfin, die Stadt zu verlassen.

Die Gräfin wird der Erschleichung angeklagt; ich wage nicht, hinzuzufügen, was man sich hier offen sagt.

Ew. Majestät haben den Brief des Herrn Dr. P. lesen können.

Die Gräfin wagt zu behaupten, ſie habe mich fortgejagt, während ich mich, ſowohl im Intereſſe meiner perſönlichen Würde, als auch um die Beſchimpfungen gegen Ew. Majeſtät nicht anſehen zu müſſen, zurückgezogen habe. Sie wagt Dinge hinzuzufügen, welche ich nicht wiederholen werde, da ſie meiner gänzlich unwürdig ſind.

Inzwiſchen, Sire, drängen ſich meine Freunde um mich und beſchwören mich, Rache zu nehmen vermittelſt einer Feder, deren Kraft und Schneide zu rühmen mir nicht zukommt.

Schreibe doch ein Werkchen,.... räth man mir: Sechs Monate bei Lola Montez.

Du haſt Briefe vom Könige erhalten, gieb ſie im Druck heraus.

„Was verlangen Sie für Ihr Werk?“ fragen mich die Journale und die Buchhändler.

Und ich, Sire, weil ich des Vertrauens würdig bin, womit Ew. Majeſtät mich beehrt haben, weil ich ein Mann von Stand und Ehre bin, ich verachte die Beleidigung von Seiten eines leichtſinnigen, gedankenloſen Weibes.

Ich wende mich an Ew. Majeſtät.

Und ich ſage zu Ihnen:

Sire, von Ihnen allein fordere und verlange ich die Genugthuung, zu der ich berechtigt bin.

Erſtens Genugthuung für meine Ehre.

Ew. Majeſtät wird mir den Titel eines Kammerherrn, was ja ein reiner Ehrentitel iſt, zu übertragen geruhen, damit Jedermann wiſſe, daß ich von Ew. Majeſtät die Gutheißung und Belohnung eines rechtſchaffenen und hingebungsvollen Benehmens verdient und erlangt habe.

Zweitens Genugthuung an Geld.

Ich bin arm, Sire, ich habe in einer Zeit von ſechs Mo-

naten und auf meiner Reiſe viel verbraucht; ich habe eine ſehr ſchöne Stellung abgelehnt, ich habe meine Zeit, meine Geſundheit, meine Feder in Ihren Dienſt geſtellt.

Ew. Majeſtät mögen beurtheilen, ob ſechstauſend Franken eine übertriebene Summe ſind; die Gräfin müßte dieſe Genugthuung leiſten, die einzige, die wohl einen Eindruck auf ſie machen könnte.

Ich ſchreibe, Sire, unter dem Eindruck einer tiefen Entrüſtung.

Ew. Majeſtät werden begreifen, daß ich nicht Alles ſage: es giebt Dinge, die man nicht ſchreibt.

Die Gräfin v. Landsfeld ſoll meines Vaters Sohn nicht ungeſtraft behandelt haben, wie einen Schenkwirth oder wie die Geſellſchaft, mit der ſich die Gräfin, wie Ew. Majeſtät mir anvertraut haben, zu umgeben gewohnt iſt.

Ich habe mich als Mann von Stand und Ehre benommen, ich will als ſolcher behandelt ſein.

Mein Wunſch iſt jetzt nur noch, eine verkannte Hingebung, eine mit Füßen getretene aufrichtige Freundſchaft zu vergeſſen.

Ich werde Ew. Majeſtät die Briefe, welche Sie an mich geſchrieben, wie auch die Briefe der Gräfin, überhaupt Alles, was ich habe, zurückſtellen und mich nur des Königs erinnern, welcher mich mit einem Vertrauen beehrte, deſſen ich mich mit Stolz in jeder Beziehung würdig erkläre.

Ich erſuche Ew. Majeſtät um die Gewogenheit, mir mit umgehendem Courier zu antworten.

Ich habe die Ehre zu ſein Ew. Majeſtät unterthänigſter und gehorſamſter Diener.

Unterzeichnet: A. Papon.

Dieſer Brief wurde nicht, wie alle diejenigen, die ich die Ehre hatte, an Se. Majeſtät zu ſchreiben, den Herren Lom-

bard-Odier und Comp. in Genf, dem gewöhnlichen Canal zwiſchen Lola Montez und dem Könige, zugeſtellt oder an den Bankier Joſeph Hirſch in München übermacht, ſondern direct von Nyon an Herrn Roßmann, Advokaten Sr. Majeſtät, geſchickt, mit dem Auftrage, ihn augenblicklich zu übergeben und mir mit umgehendem Courier den Empfang zu melden.

Da ich keine Antwort erhielt, ſo ſchrieb ich am 14. December an Herrn Roßmann und erklärte ihm, daß ich ihn für die Nichtüberreichung meines Schreibens verantwortlich mache; zugleich wiederholte ich die Aufforderung, mir den Empfang zu melden und mich wiſſen zu laſſen, ob Se. Majeſtät den Brief empfangen haben.

Mit umgehendem Courier ſchrieb mir Herr Roßmann, er habe meinen Brief empfangen und Sr. Majeſtät überreicht.

Se. Majeſtät antwortete mir ſelbſt.

Tags darauf erſchien die Ankündigung meines Werkes in allen Journalen. Am dritten Tage wurde mein Proſpect verſandt.

Dieſes Buch wird nicht erſcheinen, haben gewiſſe Leute geſagt, die bei meinem Stillſchweigen ihre Rechnung finden würden, ... Das Gold wird ihm den Mund verſchließen, ... er will ſich erkaufen laſſen ... der Menſch treibt einen Handel mit Ehrabſchneidung und Scandal, ... die ganze Geſchichte läuft auf eine Prellerei hinaus.

. . . . . .

Möge der Leſer urtheilen und entſcheiden zwiſchen denjenigen, welche der Wahrheit für Geld einen Damm entgegenbauen möchten, und zwiſchen dem Manne, der ſolche Unterhändler von ſich weiſt und ihnen Trotz bietet! . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

Dies ist noch nicht genug . . . . . Man hat mir mit der Veröffentlichung meines Briefes gedroht, und nun habe ich ihn selbst sogleich der Oeffentlichkeit übergeben.

Aber unter dem gleichen Datum, am gleichen Tage schickte ich an die gleiche Adresse einen zweiten Brief. Ein und dasselbe Couvert enthielt beide Depeschen . . . . . .

Veröffentlicht einmal diese letztere.

Ich warte darauf.

Lyon, Villa Mion-Reyes, 11. Jan. 1849.

August Papon.

Diesen Briefen folgt dann eine erbauliche Einleitung über meine Person, und ich will es dem Publikum wieder erzählen, wie der Herr P.... mich portraitirt.

„Der Name Lola Montez ist blos ein Theatername. Diejenige, die ihn führt, ist keine Spanierin, sondern, wie man bereits gesagt hat, eine schöne Irländerin. Ein Provinzialblatt hat behauptet, sie sei in Irland geboren, gehöre aber einer guten spanischen Familie an. Dies ist ein Irrthum, es rinnt nicht ein einziger Tropfen dieses südlichen Blutes in ihren Adern; sie ist die Tochter des Obristen Graigie, eines schottischen Edelmannes, welcher eine Irländerin heirathete, deren ausgezeichnete Schönheit sich auf ihre Tochter vererbte. Dasselbe Provinzialblatt behauptet, Lola sei von einem Irländer entführt, aber in Dublin von ihm verlassen worden, und dieser Umstand habe den Anfang ihrer Odyssee gebildet; auch daran ist nichts Wahres. Lola heirathete im Gegentheil einen Herrn James, der ein sehr ansehnliches Amt in Indien bekleidete. Seine gesellschaftliche Stellung in diesem Lande verschaffte ihm den Zutritt in die höchsten Kreise und selbst zur Tafel des Ge-

neral-Gouverneurs, Lord Auckland. Aber unglücklicherweise ſtarb Herr James und hinterließ ſeine junge Wittwe beinahe ohne alle Mittel; ſie kehrte nach England zurück, ging zum Theater und trat in der italieniſchen Oper als Tänzerin auf. Die Loge der Lions erkannte in ihr trotz des entlehnten ſpaniſchen Namens eine alte Bekannte. Dies genügte, um in London ihre Zukunft als Tänzerin zu ruiniren. Einmal erkannt, war ſie genöthigt, ſich zu entfernen. Sie ging auf das Feſtland, fiel in Paris auf einem Theater durch, machte auf einem andern Glück, und wanderte von Stadt zu Stadt; ihr Ruf als Künſtlerin erhöhte ſich in demſelben Verhältniſſe wie ihre Eroberungen als Frau zunahmen. Endlich kam ſie nach München, und hier gelang es ihr, wie ihre bereits umfangreiche Biographie nicht ermangeln wird, zu verzeichnen, ein Verhältniß einzugehen, welches alle Erfolge ihrer Kameradinnen in demſelben Fache weitaus verdunkelt."

Irland behauptet alſo, das wahre Vaterland der Lola Montez zu ſein, aber mit Entziehung ihres Namens; Spanien ſeinerſeits nimmt die berühmte Tänzerin für ſich in Anſpruch und bezeichnet ſie mit Stolz als eine der weiblichen Berühmtheiten der Halbinſel. Das Eco del Commercio ſpricht ſich folgendermaßen aus:

„Es unterliegt keinem Zweifel, daß die bätiſche Halbinſel außerordentliche Geiſter erzeugt, welche ſich überall, wo ſie erſcheinen, bemerklich machen. Unſere Landsmännin, die Sennorita Lola Montez, hat an den Ufern der Elbe eine politiſche Revolution hervorgerufen. Der andaluſiſche Boden hat Europa verſchiedene weibliche Notabilitäten gegeben. Die Malibran und die Lola Montez werden in der civiliſirten Welt immer mit Hochachtung genannt werden."

Hat die Prinzeſſin dieſe Fabeln geleſen? Hat ſie dieſelben

erfunden? Liebt ſie das ſeltſame Geheimniß, in welches ſie dadurch gehüllt wird? Muß ſie ſich nicht in ihrem eigenen Intereſſe ſelbſt mehr ausſprechen?

Ich weiß es nicht, aber jedes ihrer Worte bekräftigt und zerſtört hinwiederum ihre beſterfundene Lüge, diejenige, die man mit dem größten Vergnügen als baare Münze genommen hätte.

Sie ſpricht und ſchreibt Spaniſch, noch beſſer Engliſch; in das Franzöſiſche miſcht ſie engliſche und ſpaniſche Ausdrücke und Redensarten; ſie weiß ein paar Worte der Hindu- und ſogar der Sanskritſprache; ſie iſt im Stande, eine gute lateiniſche Phraſe zu drechſeln; ſie verſteht ein klein wenig Deutſch.

Sie kennt Andaluſien wie England, Frankreich wie Schottland, Rußland wie Polen, Preußen wie Bayern; ſie erzählt Euch in einem Athem von Paris und Berlin, von Krakau und Seringapatam, von Sevilla und Petersburg.

Die merkwürdigſten Männer dieſer verſchiedenen Länder ſind ihr ganz genau bekannt.

Die Einen haben umſonſt die Glut ihrer Herzen an ſie verſchwendet, und die Andern haben vergeblich durch die glänzendſten Anerbietungen ihre Tugend verſucht. In London legt Lord P. die ſchönſten Diamanten des Mortimerſchen Magazins ihr zu Füßen; in Paris bemüht ſich der Bankier B., auf Eiſenbahnen zu ihrem Herzen zu gelangen; in Petersburg will ſie der Fürſt L. um 1200 Bauern verführen.

Alle Hof- oder Couliſſen-Intriguen ſind ihr bekannt; ſie hat ſie geleitet, oder wenigſtens Theil daran genommen.

Die Damen kennt ſie nicht perſönlich, aber ſie erzählt über ſie eine Maſſe Anekdoten, die in der Scandalchronik der vornehmen Welt noch neu ſind. Für ſie giebt es überdieß keinen eitlen Rangunterſchied: ſie hat Alles von einem ſo hohen oder ſo niedrigen Standpunkt aus angeſehen, daß in ihrer Erinne-

rung oder Einbildungskraft jeden Augenblick der Prinz und die Logenschließerin, der Stallknecht und die Markgräfin, die Königin und der Contremarkenhändler mit einander zusammengerathen.

Ihr ist keiner der verschiedenen Gebräuche von allen Ländern, welche sie durchwandert hat, unbekannt; sie kennt ganz genau die Etiquette der Höfe, vor welchen sie getanzt hat, und die Titel- und Rangordnung an denselben.

Sie hat alle Denkmäler der Hauptstadt in Augenschein genommen und beschreibt sie, als wäre dies erst gestern geschehen.

Sie spricht mit eben so großer Kennerschaft von den unterirdischen Gewölben Elloras und von den Basreliefs des Fakirs, wie von dem Chateau-Rouge und seinen Gärten, von dem Tower in London, wie von der Walhalla, von dem Alcazar, wie von der Statue Peter's des Großen.

Ein sehr ausgezeichneter Mann, der Herr Graf von N., besuchte Lola bei seiner Rückkehr von vieljährigen Reisen in Indien und China. Voll Verwunderung, daß sie beinahe eben so viel von diesen Ländern wisse, als er selbst, fragte er mich beim Abschied, ob sie schon lange aus denselben zurückgekehrt sei?

Ich weiß nicht einmal, antwortete ich, ob sie jemals dort war.

In Wahrheit ist sie jedoch eben so unwissend, als sie sich bemüht, unterrichtet zu erscheinen, und verfällt daher in ihrer gelehrten Manie jeden Augenblick in plumpe Irrthümer, welche den gänzlichen Mangel an einer gründlichen Erziehung verrathen.

Wenn sie von ihren Reisen und Verbindungen spricht, kann man sie anhören und Gefallen finden an Erzählungen,

die im Anfang einige Abwechslung darzubieten scheinen, welche aber, da sie sich beständig in gleichen Cirkeln bewegen, zuletzt monoton werden und überdies ganz unglaublich sind: dagegen kann man sich eines Lächelns kaum erwehren, wenn sie mit einer beinahe königlichen Autorität über Gegenstände der Kunst, der Literatur, der Geschichte oder Politik abspricht.

Mit unerschrockener Zuversichtlichkeit wirft sie Winkelmann und Titian, Murillo und Albrecht Dürer, Miguard und Cimabue unter einander: sie verwechselt Byron und Cervantes, Puschkin und Beranger, Schiller und Sadi; sie spricht von Heinrich IV. als von dem Sohne Heinrich's III., sie hält die Jungfrau von Orleans für eine Römerin und tadelt Ludwig XVIII. wegen der Zurücknahme des Edicts von Nantes; endlich ist sie eine ausgesprochene Feindin der Metternich'schen Schule, und erklärt die Ereignisse vom Juli 1830 aus der Beschränkung der Theaterunterstützungen, die Revolution in München aus den Bedenklichkeiten des Königs Ludwig, welchen Anstand genommen, die Königin zu verstoßen und sie zu heirathen, die Flucht des Papstes nach Gaëta aus der unfreundlichen Art, wie die barmherzige Schwester Marie von Gemf ihr begegnet sei.

Es liegt auf der Hand, daß sie die Geographie aus dem Postbuche, die Literatur aus Almanachen, die Malerei aus dem Journal zum Lachen, die Geschichte bei den Theater-Costümiers und die Politik bei Seiner Majestät dem König Ludwig von Bayern studirt hat . . . . . .

. . . . . .

Wie alt, wird man fragen, mag diese Dame sein, die so viele Länder durchreist, die all' diese Reiche besucht hat, und von Ereignissen, die einander so fern liegen, gerade so spricht, als hätte sie denselben angewohnt."

Iſt ſie eine ewige Jüdin, verdammt zu unaufhörlichen Reiſen und endloſen Wanderungen?

Abermals ein Geheimniß!

Lola iſt die Sphinx von überall.

Ich täuſche mich.

Wie der Held des griechiſchen Dichters hat ſie eine einzige Stelle, die für den Pfeil verwundbar iſt.

Aber es iſt nicht die Ferſe.

Habt Ihr Beſucher aus allen Nationen in ihrem Schlafzimmer nicht die geſchmackloſe Lithographie geſehen, welche den Amor vorſtellt, wie er in einer Schaluppe die Zeit vertreibt?

Iſt nicht der Augenblick gekommen, dieſem fahnführenden Cupido als Pendant das Bild der Zeit an die Seite zu ſtellen, wie ſie den Amor vertreibt?

Mögen die launenhaften Winde und die wechſelnden Fluthen des Genferſee's und der Themſe dem Gott günſtig ſein, der leider mit der ganzen Schnelligkeit der Ruder des unermüdlichen Greiſes dahinflieht! Mit ihm entfliehen für immer die holden Worte, die zärtlichen Bekenntniſſe, die fürſtlichen Narrheiten, die königlichen Verſchwendungen.

Dieſe Grafenkrone iſt ein Blumenkranz, ein Eintagskranz! Auf ſeinem ſchleunigen Rückzug entführt ſie der Gott unter ſeinen Flügeln.

Verlaſſene Ariadne, vergebens rufſt Du auf dem öden Sandufer der Verbannungsinſel nach dem Sohne Cytherens. Betreuer, als er, wiederholt nur das Echo Dein Angſtgeſchrei, vermiſcht mit Thränen und Gewiſſensbiſſen.

Gewiſſensbiſſen habe ich geſagt?

Iſt ſie bereits bei der Reue angelangt?

Will die arme Sünderin mit ihren langen Haaren, auf

welchen die Winter keinen Schnee zurückgelaſſen haben, bereits ihre Schmach verhüllen?

Beweint ſie bereits knieend auf dem prachtvoll eingelegten Betpulte, dem Meiſterwerk proteſtantiſcher Kunſtſchreinerei, ihre unſühnbaren Fehler?

Seufzt ſie zu den Füßen dieſes Kreuzes von Perlmutter und Ebenholz, dem aus dem heiligen Lande ſtammenden Geſchenke eines Königs, zermalmt von dem doppelten Schreck der Erinnerung und der ewigen Drohungen?

Hat der Roſenkranz von Achat und Silber dieſe Finger, die man nur fähig glaubte, Cigaretten zu halten, oder auf einer kreiſchenden Guitarre zu klimpern, genugſam abgekühlt?

Und dieſer aus München mitgebrachte Todtenkopf, ſinnt ſie über ihn nach in ihren immer allzu langen, durch endloſes Wachen abgekürzten Nächten?

Im Schloſſe der Kaiſerin, wie im Pavillon der Paquis, hat man ſie immer traurig, ſorgenvoll, düſter geſehen.

Die Ruhe, die Einſamkeit machen ihr Angſt, ſagt ſie.

In den unvermeidlichen Stunden des Schlafes, beſtändig umgeben von Mariane Rufenacht und von ihren Hunden, zittert ſie, mit ſich ſelbſt allein zu ſein.

Welcher Art iſt wohl das Geheimniß dieſes unbekannten ſchreckenvollen Lebens?

Welche furchtbar düſteren Heimlichkeiten liegen verborgen oder ſollen verdeckt werden durch dieſe Vorſichtsmaßregeln, dieſe mit jedem Tage, mit jeder Stunde ſich wiederholenden Lügen?

Spanierin, Engländerin, Carougerin, wer ſind Sie denn?

Wollen Sie etwa die antiken Ehren jener ägyptiſchen Gottheiten anſprechen, die ſo lange Zeit vor den Thoren der zertrümmerten Städte ſaßen?

Unbeweglich und ſtumm gleich dieſen, glauben Sie vielleicht noch lange Zeit das undurchdringliche Räthſel der Vergangenheit für ſich behalten zu können?

Er fragte mich nach der Löſung derſelben, der Mann, der an ſie ſchrieb: Geliebte Lolita!

Und ich gab ihm zur Antwort: Sire, ich weiß ſo wenig wie Ew. Majeſtät.

Erinnern Sie ſich, wie oft ich ihnen dieſe Unterhaltung erzählte, und mit welch höhniſchem Lächeln Sie von ihm ſagten: Seine Ohren waren geſpannt: Sus orejas apretadas.

Es war Ihnen leicht, einen König zu täuſchen.

Ein neues Mährchen koſtete Sie ſo wenig.

Aber alle Leute zu belügen, allen Leuten die Wahrheit zu verbergen, iſt unmöglich, und bevor ich am Schluſſe dieſes Buches gleich dem ſpaniſchen Chroniſten meine Feder mit einer ehernen Kette anbinde, werde ich die Wahrheit über Ihre Geburt, über Ihre Jugend, Ihr Alter bekannt gemacht haben, in Bezug auf welches letztere ich von der Frau v. Girardin die Verſe entlehne, die auf Sie, theure Cornelie, gedichtet worden ſind, zur Zeit, als Sie bloß über einen Journaliſten herrſchten:

Sei auch Cornelie, das tanzende Skelett,
In ihrer Jugend einſt geweſen noch ſo nett,
Erzähle ſie auch ſtets von ihren weiland Siegen,
Man ſchweigt, denn ihre Macht liegt in den letzten Zügen,
Ach zwiſchen dreißig ſchon und vierzig ſteht die Alte!

Doch wir ſind im Begriff mit der berühmten Abenteurerin das phantaſtiſche Land der Träume und Myſterien zu verlaſſen.

Auf der Straße, die ſie fortan wandelte, werden lärmende Liebeshändel, ſcandalöſe Prozeſſe, die unvermeidliche Polizei, abwechſelnd gehäſſige, zuweilen blutige Wegzeiger errichten.

Wir werden uns nicht mehr verirren.

Vielleicht wäre es besser gewesen, noch länger beim Klangklang ihrer Mandoline in diesem unentwirrbaren Labyrinthe von Mährchen und Erzählungen umherirren zu können.

Eine glanzlose arme Zigeunerin, wäre sie des Mitleids, vielleicht der Liebe würdig gewesen. Wer dürfte es wagen, einen Stein auf die Esmeralda zu werfen?

Aber die Buhldirne, welche eine Königin vorstellen will, verdient bloß Verachtung, Bann und Verwünschung.

In den entsetzten Ohren Lola's erklingen noch immer die Todesschreie von München: in den mit gräflichen Wappen geschmückten Equipagen, worin sie noch einige Tage ihre armseelige Größe spazieren führt, glaubt sie noch immer Steine und Koth regnen zu sehen.

Fortgerissen in dem vergoldeten Wirbelwind einer unverhofften Erhebung, wagte sie von dem Erfolg eines unmöglichen Kampfes zu träumen, und während sie die Justiz, die Moral und öffentliche Entrüstung zu Gegnern hatte, möchte die Närrin die Ehren einer politischen Niederlage in Anspruch nehmen.

So hatte es der Dichter vorhergesagt; aber seine edlen Klänge wurden weder gehört noch begriffen von einer Person, welche er eben so geistreich als beredt zu belehren sich die Mühe nahm."

So weit diese vortreffliche Schilderung.

Nicht wahr, klingt sie nicht wie ein Roman à la Eugen Sue oder Alexander Dumas?

Und mit dieser herrlichen Biographie der Lola Montez, der verruchten, leichtsinnigen Tänzerin, sind die Memoiren geschlossen?

Wie? wußte der Herr nichts mehr? —

Oder hat er seine Tausende für die niedergelegte Feder

zuſammengepackt und ſich an einen anderen, eben ſo vortrefflichen Roman gemacht?

Was mich betrifft, ich will ihn gern dafür bezahlen, — wenn er weiter ſchreibt! —

Die Lüge hat auch ihren Werth, ſie hat den Werth, zu zeigen, daß man die Wahrheit nie theuer genug erkaufen kann.

Hundertdreiundſiebenzigſtes Kapitel.

Die Franzoſen, wie ſie waren und wie ſie ſind.

Abermals war ich in Paris.

Ich war in Paris im Jahre 1848.

Nur ein paar Jahre waren verſtrichen, ſeitdem ich Paris zum letzten Male geſehen hatte.

Welch eine Veränderung!

Wo war Louis Philipp, wo waren ſeine Prinzen, wo waren ſie Alle, die Herren, welche noch vor einem Jahre ſich um die Herrſchaft über dieſes wetterwendiſche Paris ſtritten?

Wahrlich, die Herrſchaft muß einen mächtigen Zauber haben, wenn ſich ſtets neue Candidaten für dieſen Thron auf einem vulkaniſchen Boden finden. —

Was wird die Welt von dieſem Paris noch zu erwarten haben?

Mag in Paris der Säbel oder der Frack herrſchen, Paris bleibt Paris.

Und wenn ſich alle Klaſſen der Geſellſchaft Frankreichs es

tausendmal vornehmen, ein anderes Paris zu schaffen, — Paris bleibt dennoch das alte.

Die Franzosen scheinen einmal — ich wiederhole es — den weltgeschichtlichen Beruf zu haben, der moderne ewige Jude zu sein, welcher nicht rasten kann, bis das sociale Problem der Zukunft, zum Heil oder Unheil des Menschengeschlechts, gelöst sein wird.

Den Charakter der Franzosen, dieses Volkes, welches schon wieder die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich hinzieht, hat ein Engländer, welcher alles Nationalvorurtheil abgestreift, mir sehr gut dargestellt. Ich halte in dieser Zeit nichts für nöthiger, als über den Charakter der verschiedenen Völker sich ein möglich klares und unbefangenes Bild zu machen, um sowohl die Zeitereignisse, welche uns gegenwärtig berühren, als die, welche uns bevorstehen, würdigen zu können.

Wir gehen einer verhängnißvollen Zukunft entgegen, darüber täuscht sich das allgemeine Zeitbewußtsein nicht.

Ich halte das Temperament eines Franzosen, gleich dem eines Welschen, für jähzornig. Es wäre mir sehr unangenehm, selbst wenn ich die Kraft und das Geschick eines Preiskämpfers vom ersten Range besäße, einen Franzosen, der ein Messer oder irgend eine tödtliche Waffe zur Hand hat, zu schlagen. Ein Freund von mir machte vor einigen Jahren diesen Versuch und mußte ihn streng büßen. Ein Beispiel dieses jähzornigen und unritterlichen Benehmens kam vor einiger Zeit in Calais vor. Ein Mann, der mit Besen handelte, legte sein Bündel dicht an die Thür eines Kaffeewirthes. Daraus entstand ein Wortwechsel, und Letzterer schlug den armen Besenhändler mit einer leeren Flasche, die er gerade in der Hand hatte, auf den Kopf, so daß er auf der Stelle todt blieb. Diese Heftigkeit ist mit den übrigen Charakterzügen der Franzosen

unter welchen Humanität und Gutherzigkeit die erste Stelle einnehmen, kaum zu vereinen. Was aber ihre Sitten betrifft, so möchte ich mich vor Allem auf die Worte des Dr. Moore berufen, der sich lange in Frankreich aufhielt, und dem man gerade nicht nachsagen kann, daß er frei von Vorurtheilen sei.

„Höflichkeit und gute Sitten, sagt er, sind in Frankreich, wenn auch in verschiedenen Graden, unter allen Klassen zu Hause, vom höchsten Adel bis zum niedrigsten Handwerker. Dies ist ein hervorstechenderer Zug des französischen Nationalcharakters, als die Unruhe und der Leichtsinn, welchen man den alten wie den neuen Bewohnern dieses Landes stets zum Vorwurf gemacht hat. Der Große ist höflich gegen seine Untergebenen, der Glückliche gegen die Unglücklichen, selbst der Bettler, wenn er um Almosen anspricht, thut dies als homme comme il faut; und wenn ihm seine Bitte abgeschlagen wird, so kann er wenigstens sicher sein, daß er mit einem Schein der Humanität, aber nicht mit Grobheit oder Schimpf abgewiesen werden wird. Diese, wie alle allgemeinen Bemerkungen über die Sitten und den Charakter einer Nation, hat ihre Ausnahme, aber im Allgemeinen sind seine Sitten in Frankreich vorherrschend. Was aber ihre Eitelkeit betrifft, so scheint mir dieselbe ein sehr verzeihlicher Fehler zu sein: denn über welches Volk, über welchen Menschen übt er nicht seine Gewalt aus? Unter seinem Einfluß erweitern sich nicht nur die heiteren Blumen der Jugend, selbst der ausgetrocknete Busen des Alters wird von ihm auf's Höchste erregt." —

Selbst in den unbedeutendsten Dingen zeigt ein Franzose seine Gutmüthigkeit und Höflichkeit. Er wird z. B. nie eine Prise Tabak nehmen, ohne dir seine Dose anzubieten, magst du ihm noch so fremd sein. Doch das Anbieten der Tabacksdose als ein Zeichen der Freundschaft ist eine alte Sitte, und

noch älter iſt die Sitte, daß Männer und Frauen einander öffentlich küſſen, und ich geſtehe, es iſt ein ſchöner Reſt alterthümlicher Sitten. Sie ward ſchon von den Alten ſo ſtreng beobachtet, daß, wie uns Sueton erzählt, man für einen Grobian galt, wenn man ſie nicht beobachtete. Die Franzoſen begrüßen ſich auf dieſe alte Weiſe, wenn ſie mit einander zuſammen kommen und wenn ſie ſich trennen.

Das geſellige Leben der Franzoſen, ihr Benehmen und Temperament läßt ſich nach einer vereinzelten Thatſache beurtheilen. In der ganzen Zeit meines hieſigen Aufenthalts gab es eine ziemliche Anzahl Duelle unter den Engländern, während ich nur von einem einzigen weiß, das unter den Franzoſen vorfiel. Und was die allgemeine Moral betrifft, ſo will ich mich auf eine Klaſſe von Leuten berufen, die man den Bodenſatz der Geſellſchaft zu nennen pflegt, ich meine die beim Fiſchhandel betheiligten Perſonen, und auch die Bootsleute. Ich war in den letzten zwei Jahren zweimal in Gefahr zur See, einmal auf einem offenen Franzöſiſchen Boote, das andere Mal auf einem Engliſchen. Man höre, wie ſich die Schiffer benahmen; der einzige Ruf, den ich auf dem Franzöſiſchen Boote hörte, war: fort oder vite, d. h. zieht ſtark an, wenn ſie eine Woge auf uns heranſtürzen ſahen, während auf dem Engliſchen faſt jeder Ruderſchlag von einem Fluche begleitet war. Dann zeichnen ſich die Fiſcher der Franzöſiſchen Küſte und beſonders von Calais durch ihre religiöſe Gewiſſenhaftigkeit aus, die ſie mitunter bis zur abergläubiſchen Furcht treiben, aber die wildeſten religiöſen Begriffe ſind beſſer als gar keine, und ich fürchte ſehr, daß den Dover-Bootsleuten in dieſer Beziehung faſt Alles fehlt. Doch dürfen, wie Goldſmith bemerkt, Fremde, wenn ihnen ſolche Scenen auffallen, die ſie im eigenem Lande nicht gewohnt ſind, ihre Vorſtellungen von den

Engländern nicht nach den Tugenden und Laſtern des gemeinen Volkes bilden, indem dieſes ſeine Fehler dem Fremden rückhaltslos bloßſtellt, ſeine Tugenden aber nur dem forſchenden Auge des Philoſophen zeigt. Aber einen Mangel rügt er an ſeinen Landsleuten, der nicht zu beſtreiten iſt. Fremde, welche England beſuchen, finden wenig von jenen kleinen Zuvorkommenheiten, welche anderswo ſo häufig, und welche Zeichen eines gegenſeitigen Wohlwollens ſind, ohne daß eine nähere Bekanntſchaft vorausgegangen iſt, und ſo werden die Fremden leicht geneigt, wenn ſie in die Heimath zurückkehren, England als das Land des Spleens, der Grobheit und der ſchlechten Laune zu ſchildern.

„Die Franzoſen ſcheinen mir nicht bloß für Handlungen der Höflichkeit und Achtung ſehr empfänglich zu ſein, ſagt Moore, in der That, man darf nur höflich gegen ſie ſein, und man kann Alles mit ihnen machen, — ſondern auch ſehr dankbar für wirkliche Wohlthaten; ich ſpreche jetzt von den niederen Ständen und will hier einige Beiſpiele anführen. Zur Zeit, als die Cholera graſſirte, hemmte ich den Fortſchritt der Krankheit bei einer Webersfrau in meiner Nachbarſchaft, indem ich ihr zeitig Medizin zukommen ließ, und ſie bewies ihre Dankbarkeit, indem ſie mir drei Oſterſonntage hinter einander — und ſie würde es, wenn ich es zugegeben hätte, länger fortgeſetzt haben — einen großen Butterkuchen von ihrer Fabrik ſchickte. Eben ſo wiſſen die Fuhrleute auf dem Kanal hinter meinem Hauſe und die Arbeiter auf dem großen offenen Felde, wenn ich ihnen an heißen Tagen eine Flaſche gewöhnlichen Weins zu ihrem Mittageſſen ſchicke, oder einen Krug warmen Kaffee zum Frühſtück an kalten Tagen, dies ſehr hoch zu ſchätzen; und ſollten die Erſteren finden, daß mein Boot los gegangen iſt und forttreibt, ſo bin ich ſicher, daß ſie es wieder anbinden,

ſo wie die Letzteren mir zu jedem kleinen Dienſte erbötig ſind. Und ſo iſt es auch unter den höheren Ständen. Ich ſchaffte dem Fürſten von der Moskwa einige Stallbiener und kaufte für ihn einen Renner, der mehr als gewöhnliches Glück hatte. Seine Dankbarkeit für dieſe unbedeutenden Dienſte ſchien keine Grenzen zu kennen, was man aus den freundlichen, ich möchte ſagen, zärtlichen Briefen, die er an mich ſchrieb, erſehen konnte."

In allen Ländern, in denen die Civiliſation ſehr hoch geſtiegen iſt, bringen es die Bedürfniſſe der Geſellſchaft mit ſich, daß man von einer gewiſſen Klaſſe der Geſellſchaft ſagen kann: der Sonntag ſelbſt bringt ihnen keine Ruh; auf der anderen Seite aber giebt es in Frankreich wieder Viele, welchen an dieſem Tage wohl Raſt vergönnt wäre, die aber aus eigenem Antriebe dieſen Vortheil aufgeben, und eben ſo giebt es Viele, welche zu glauben ſcheinen, daß man, wenn man nach Art der Pſalmiſten nur im Tanze Gottes Namen preiſe, ſein Gebot des Ruhetages erfülle. Nun gehöre ich keineswegs zu denen, welche nicht glauben, daß der Sonntag zu einem Tage der Erholung und des Vergnügens beſtimmt ſei, oder daß es zu irgend einer Zeit dem Menſchen verboten ſein ſollte, die Sorgen und unabwendbaren Leiden des Lebens im Genuß der flüchtigen Stunde zu vergeſſen; und ich bin feſt überzeugt, daß diejenigen Perſonen in jedem Lande, welche die harmloſen Zerſtreuungen des Volkes am Sonntage gern abkürzen möchten, weit davon entfernt ſind, in moraliſcher Beziehung ihre Freunde zu ſein.

Es iſt mir oft eingefallen, daß die politiſche Welt in Frankreich weniger aufgeregt ſein würde, als ſie es iſt, wenn die Franzoſen etwas männlicher wären, wenn ſie z. B. mehr an männlichen Beluſtigungen Gefallen fänden. Die Jagd und die Rennbahn bilden bei den Engländern, wenn ſie zuſammen

kommen, einen Hauptgegenstand der Unterhaltung. Um wie viel besser ist es, daß sie harmlos über solche Dinge plaudern, als über die Regierung raisonniren oder gar sich gegen das Leben ihres Souverains verschwören. Durch die Vertheilung des Eigenthums in diesem Lande ist die Zahl der Personen, die ein kleines Eigenthum besitzen, welches gerade ausreicht, ihnen Unabhängigkeit zu gewähren, d. h. sie zu Müssiggängern zu machen, viel größer, als in England, wovon man sich bei einer Reise durch die größeren und selbst die kleineren Städte der Provinz überzeugen kann.

Da die Franzosen kein Interesse an Agrikulturbeschäftigungen haben, noch an Feldbelustigungen Theil nehmen, so haben sie außer ihren rein häuslichen Angelegenheiten wenig, was ihnen Stoff zur Unterhaltung bietet, und sind also gezwungen, sich zur Politik zu wenden. Doch ist mir nie zu Ohren gekommen, daß, wenn sie auch noch so sehr vom Parteigeist beherrscht sind, eine Verschiedenheit der Meinungen unter Franzosen eine gleiche persönliche Erbitterung erzeugt, wie neulich in England, wo ein whigistischer Besitzer von Dachshunden seiner Koppel in einen gewissen Theil seines Landes nicht folgen wollte, weil derselbe von torystischen Edelleuten angefüllt sei. Das Beispiel des ganzen Alterthums sollte wohlerzogene englische Gentlemens von so engherzigen Ansichten heilen. Die Freundschaft des Tacitus und Plinius war fast sprichwörtlich, indem der Eine kaum ohne den Andern erwähnt wird, und doch war Tacitus ein eben so feuriger Republikaner, als Plinius ein Verehrer der kaiserlichen Gewalt und der vorzüglichen Tugenden seines Beschützers Trajan. Auch in Frankreich stört jene Verschiedenheit der Ansichten über Politik und Religion nicht den geselligen Umgang. Was man religiöse Heuchelei nennt, ist in Frankreich sehr selten, und

das ist gewiß sehr gut; denn, wie Bacon bemerkt, folgt auf Heuchelei in dem einen Zeitalter ganz sicher Atheismus im nächsten, und England selbst hat diese furchtbare Prophezeihung wahr gemacht.

Im Ganzen aber hat sich der Volkscharakter und die Sitten und Gewohnheiten der höheren Stände in Frankreich sehr wenig verändert, und ich erinnere mich eines italienischen Briefes aus dem 17. Jahrhundert, welcher die damaligen Zustände Frankreichs schildert und gewiß von sehr hohem Interesse ist.

Ich gebe hier einige Auszüge aus demselben:

„In diesem Lande, schreibt der Italiener, sind die Fremden wohl aufgenommen, wenn sie nur nichts verlangen. Sie können sich hier amüsiren, so viel sie wollen, denn die Franzosen selbst haben eben nichts Anderes zu thun. Wenn man in diesem Lande nicht beständig zwei Schutzengel zur Seite hat, den einen für den Leib, den andern für die Börse, so bringen uns die eigene Sinnlichkeit und die Habsucht Anderer erst auf den Hund und dann in's Hospital. Für das, was ich hier verloren habe, habe ich wenigstens ein neues Gut gewonnen: ich bin Schmeichler geworden. Man ist hier genöthigt, stets und Alles zu loben, und die schlechten Dinge noch mehr, als die guten, sonst kann man mit den jungen Leuten nicht in Frieden leben. Nur mit der Scheinheiligkeit halte ich es nicht, da ich nicht leiden kann, daß man Gott und Menschen betrügt, um dem Teufel Plaisir zu machen. Ich habe mich zum Doktor der Komplimente promovirt, besonders weit habe ich es in der Kunst gebracht, um Verzeihung zu bitten; diese Art Ceremonien sind in Frankreich noch gewöhnlicher, als in Italien die Liebesseufzer. Kein Kompliment und keine Artigkeit kann man sich erweisen, ohne daß man um Verzeihung bittet; unter solchen Umständen kann man sich wohl denken, daß man alle

Beleidigungen verzeiht, und wenn Jemand ſich erinnern könnte, daß er beleidigt worden, ſo wäre er kein guter Franzoſe.

Was Paris betrifft, ſo weiß ich nicht, wo ich mit der Schilderung dieſer Stadt beginnen ſoll, deren Bewohner bis auf die Brücken des Fluſſes und die Dächer der Häuſer wohnen, und deren Frauen, die nur Helden zur Welt bringen, mehr zu ſagen haben, als die Männer. Dieſe große Stadt iſt der Sitz der Unruhe, und da ich eine Beſchreibung derſelben geben ſoll, ſo will ich mit der raſtloſen Bewegung, die hier Tag und Nacht ununterbrochen herrſcht, anfangen.

Als Neros Lehrer von der Ruhe ſeines Lebens ſchrieb, dachte er wahrſcheinlich an die Miethkutſchen ſeiner Zeit, indem er die Ruhe mit dem unaufhörlichen Geräuſch verglich, das dieſelben in Rom machten: es giebt deren hier eine unendliche Zahl, die nur dazu gemacht ſcheinen, um die Lebenden zu tödten. Die Pferde, welche ſie ziehen, freſſen gehend, die Kutſcher ſind ſo brutal, ihre Stimme iſt ſo heiſer und unangenehm, und das Klatſchen ihrer Peitſchen vermehrt die Töne auf eine ſo entſetzliche Weiſe, daß es ſcheint, als ſeien alle Furien in Bewegung, um aus Paris einen Aufenthalt der Verdammniß zu machen. Dieſer Folterwagen wird nach Stunden bezahlt, eine Sitte, die ſichtlich erfunden worden iſt, um die Tage abzukürzen in einer Zeit, wo das Leben ſo kurz iſt.

Wenn ehemals ein Kaiſer, um ſich von Rom's Größe einen Begriff zu verſchaffen, ſo thöricht war, alle Spinnengewebe im Umfange dieſer Stadt ſammeln und wiegen zu laſſen, ſo könnte man die Größe von Paris viel ſicherer nach der außerordentlichen Menge von Lakaien, Pferden, Hunden, Prozeßführern und Spitzbuben, die man daſelbſt findet, beurtheilen: alle dieſe Leute bilden ein Drittel der Bevölkerung. Nimmt man hinzu die Unzahl von Glocken, die, an unzähligen

Thürmen hängend, mit ihren kläglichen Klängen die Ruhe aus der ersten Luftregion verscheuchen, und hierzu noch das Geheul und Geschrei Aller, die auf den Gassen Grünzeug, Milch, Obst, Lumpen, Sand, Besen, Fische, Wasser und tausend andere zum Leben nothwendige Dinge ausrufen, so wird man zu der Einsicht kommen, daß es keinen Taubgebornen auf der Welt geben kann, der sich selbst so wenig liebt, daß er um den Preis, so eine diabolische Höllenmusik zu hören, das Gehör wieder zu erlangen wünschte.

Das Volk berauscht sich nur an den Feiertagen, wo es nichts thut, arbeitet aber um so fleißiger an den Wochentagen. Es giebt kein Volk in der Welt, das fleißiger ist und doch so wenig erwirbt, weil es Alles seinem Leib und seinem Magen giebt, und dennoch ist es immer guten Muthes."

Dieser Schilderung folgen noch einige andere über verschiedene Gegenstände, und ich will zuerst mit der wichtigsten, der Frauen, beginnen.

Hundertvierundſiebenzigſtes Kapitel.

Die Pariſer vor hundertundfünfzig Jahren.

Die Frauen. — Die Sprache. — Woran man einen Franzoſen erkennt. — Die Höflichkeit. — Die Moden. — Was man in Paris findet, und was nicht.

Beſonders leidenſchaftlich lieben hier die Frauen die kleinen Hunde, und ſie lieben dieſe ſo zärtlich, als ob ſie von dem Geſchlecht des Hundes wären, welcher dem Tobias folgte. Sie ſind der ſchönſte und zugleich der häßlichſte Schmuck der Stadt, denn die Schönen ſind ſelten; aber in Anmuth und Lebhaftigkeit übertreffen ſie alle Frauen der Welt, und dadurch wird es ihnen ſo leicht, zu überreden, Alles für ſich zu gewinnen und niemals etwas zu verlieren. Sie haben auch das Vorrecht, ihrer Männer Herr zu ſein und Niemandem zu gehorchen. Die Freiheit, welche dieſes Geſchlecht hier hat, iſt größer, als die der nomadiſirenden Araber, welche niemals des Abends an den Orten ſchlafen, wo ſie des Morgens aufgeſtanden ſind. Sie ſind ſchlau und beredt, ſie verkaufen öffentlich in den Läden und auf den Plätzen und geben den Männern weder in der Kunſt, zu nehmen, noch in der, zu übervortheilen etwas nach.

Die, welche gern die Gelehrten ſpielen wollen, geben Nie-

mandem Pardon, und wenn sie die Maximen des Aminthos im Kopfe haben, so ist kein Xenokrates so streng, der sich nicht überreden ließe. Einige besteigen den Parnaß in Gesellschaft der Dichter, und da man hier die Unkenntniß selbst in unnützen Dingen übel nimmt, so rühmen sich fast alle Frauen, Lehrer gehabt zu haben und aus einer Schule hervorgegangen zu sein. So sind Einige unter ihnen, die Bücher machen, die Klügsten gebären Kinder und die Frömmsten trösten die Verlassenen, die Nüchternsten essen täglich eben so oft, als die Muselmänner beten, da es die Sitte des Landes ist, die aufgehende Sonne mit dem Brod in der Hand zu begrüßen.

Sie kleiden sich alle sehr zierlich; man sieht sie zu jeder Stunde, sie lieben die Unterhaltung munterer Personen, sie spazieren durch die Stadt, wie es ihnen gefällt; die Thür ihres Hauses ist denen, die es einmal betreten haben, stets geöffnet. Sie hassen Niemanden, außer wenn man sie mit solchen Dingen foppt, von denen Lamir dem Könige Demetrius zu verstehen giebt, daß sie für das schöne Geschlecht beleidigend wären, d. h., wenn ein Mann sich dessen rühmt, was man ihm nicht gestattet hat, oder wenn er das nicht thut, was man ihm gestattet. Sie wechseln oft die Mode in ihren Kleidern, so wie sie oft ihr Gesicht wechseln.

Es giebt Einige unter ihnen, die, wenn sie aus dem Hause gehen, den Dieben zum Trotz die Thüren zu schließen unterlassen, weil sie ihr ganzes Eigenthum bei sich tragen. Die Vornehmsten ziehen einen langen Schweif von Gold oder Seide nach sich, womit sie Kirchen, Gärten und die Straßen kehren. Sie haben alle das Vorrecht, zu jeder Zeit maskirt zu gehen, sich zu verbergen und sich zu zeigen, so oft es ihnen gefällt, und oft kommen sie mit einer Maske von schwarzem Sammet in die Kirche, wie zum Ball und in die Komödie,

Gott und ihren Männern unbekannt. Die schönsten herrschen über ihre Männer wie Königinnen und über ihre Liebhaber wie über Sclaven. Sie wissen nicht, was es heißt, ihre Kinder zu säugen, zurückgezogen in ihren Häusern zu leben, das Gewebe Penelope's zu machen; und indem sie so frei leben rühmen sie sich, Capitäne und Literaten zur Welt zu bringen, woran dieses Land besonders reich ist, da man hier mehr Gelehrte und Soldaten findet, als in Indien und Asien Abergläubige und Astrologen.

Sie geben und nehmen schnell Liebe, aber man liebt weder lange noch genug. Die Ehen, die sonst für das ganze Leben geschlossen werden, dauern jetzt nur gewisse Zeit, am häufigsten ist die freiwillige Ehescheidung, bei der der Mann ruhig in der Provinz lebt, während die Frau sich in Paris vergnügt.

Man sieht hier höchst selten Eifersüchtige, selten einen Mann, den die Untreue seiner Frau unglücklich macht, und eben so selten ein Mädchen, welches der Diana opfert.

Der Kuß, welcher in der Türkei, in Italien, in Spanien den Ehebruch anbietet, ist hier eine gewöhnliche Höflichkeit, und wenn jener artige Perser, der so viele geheimnißvolle Reisen machte, um dreimal den schönen Cyrus zu küssen, in Paris gewesen wäre, er hätte diesen Genuß bald geringschätzen gelernt. Man macht keinen Besuch, bei welchem man nicht Küsse austheilt und empfängt, aber diese haben den Werth der Münzen, die man gelten läßt, was man will, und da der Kuß eine Waare ist, die nichts kostet, die sich nicht abnutzt und die immer in Ueberfluß da ist, so ist Niemand geizig im Geben, und Wenige sind begierig sie zu erhalten.

Der Leichtsinn der Franzosen.

Der Leichtsinn ist das fünfte Element der Franzosen. Sie lieben besonders das Neue und sie bieten Alles auf, um einen Freund nicht lange zu behalten. Sie schicken sich gleich gut in Kälte und in Hitze; sie sinnen täglich auf neue Moden in ihrer Kleidung, und da sie sich in ihrem eigenen Lande immer langweilen, sieht man sie bald nach Asien, bald nach Afrika gehen, Wenige nach Spanien, Mehrere dagegen nach Italien und in eine Menge anderer Länder, um ihren Aufenthalt zu verändern und sich zu zerstreuen. Die, welche nicht reisen können, machen es mit ihren Häusern, wie mit ihren Kleidern; sie verändern oft die Wohnung, aus Furcht, wie sie sagen, sie möchten in ihr altern.

Die Sprache.

Die Sprache der Franzosen ist ein edles Gemisch aus Lateinisch, Italienisch und Spanisch; angenehm ist sie nur für den, der sie gut versteht. Sie verschlingen die Hälfte der Worte; sie schreiben nicht wie sie sprechen und machen sich ein Vergnügen daraus, zu sprechen, wie sie nicht verstanden werden können; so rasch sprechen sie die Worte aus, obgleich ihre Sprache jetzt gefeilt und graziös ist.

Da sie es langweilt, wenn sie sich von gegenwärtigen Dingen unterhalten, so plaudern sie fortwährend von der Zukunft, seltener von der Vergangenheit und niemals vom Alterthum; sie meinen, es sei ein Fehler der Spanier und Italiener, die vergangenen Jahrhunderte aufzugraben, und sie suchen nur neue Bücher, junge Pferde und Freunde, die an demselben Tage geboren sind.

Woran man einen Franzoſen erkennt.

Einen richtigen Franzoſen erkennt man an vier Dingen: wenn die Glocke ſchlägt, wenn er Jemanden um Etwas befragt, wenn er verſpricht und wenn er von ſeinen Liebſchaften plaudert. Kaum beginnt die Glocke zu ſchlagen, ſo fragt er, wie ſpät es iſt; ehe er noch die Frage geendet hat, will er, daß man ihm geantwortet habe; er thut nur das, was er zu unterlaſſen verſprochen hat; und was ſeine Liebſchaften betrifft, ſo geht er mehr darauf aus, mit den Gunſtbezeugungen ſeiner Geliebten zu prahlen, als ſie zu empfangen.

Wenn die Veränderung des Wetters die Franzoſen zwingt, ſich Morgens in Wolle und Nachmittags in Seide zu kleiden, ſo zwingt ſie zu dieſer Veränderung ebenſowohl die Flatterhaftigkeit ihres Temperaments.

Der Luxus und das theure Leben wären hier eher zwei Güter als zwei Uebel, wenn nur die Reichen allein glänzend lebten, aber der Neid hat ſie auch unter die Anderen verbreitet, die es ruinirt. So ſcheint es, daß Paris fortwährend ſeinem Ende nahe, wenn es nämlich wahr iſt, was ein Alter geſagt hat: daß der übertriebene Aufwand das ſichere Symptom einer ſterbenden Stadt ſei. Jetzt aber, da die Kutſcher und Lakaien Scharlach und Federn zu tragen beginnen, und Gold und Silber auf ihren Kleidern zu tragen gewöhnlich geworden iſt, iſt anzunehmen, daß der übertriebene Luxus der Reichen bald aufhöre, da nichts die goldgeſtickten Kleider bei den Vornehmen ſo in Mißkredit bringt, als ſie auf dem Leibe der unterſten Perſonen zu ſehen.

Der König allein findet Gehorſam; ſonſt giebt es keinen Großen, der dem Niedrigſten zu drohen wagt. Habt ihr dem Herrn gegeben, was ihm gebührt, ſo könnt ihr im Uebrigen

à la grecque leben. Man braucht auf der Straße vor Niemandem den Hut zu ziehen, außer vor dem Allerheiligſten, wenn es zu den Kranken getragen wird. Die Leute aus der Hefe des Volkes genießen daſſelbe Vorrecht; ſie geben Niemandem aus dem Wege, ſie dulden nicht die geringſte Beleidigung, und ſie ſind mehr gefürchtet, als die anſtändigen Leute, da ſie nicht wiſſen, wie es in den Republiken zugeht, wo wenige Herren einem ganzen Volke von Sclaven gebieten.

Es giebt kein Volk, das gebieteriſcher und unverſchämter iſt. Sie ſelbſt haben ſich in den Ruf gebracht, daß ſie des Abends vergeſſen, was ſie des Morgens verſprochen haben; ſie ſagen: ſie allein hätten in der Welt das Vorrecht, ihr Wort zu brechen, ohne befürchten zu müſſen, daß ſie ſich gegen die Ehre vergehen, und daß ſie die Einzigen ſeien, welche die wahre Freiheit zu genießen verſtänden.

Die Höflichkeit.

Die Höflichkeit wird in Frankreich mehr ſtudirt, als im Chineſiſchen Reich; man übt ſie unter den Perſonen von Rang mit vieler Anmuth aus, die Bürger miſchen viel Affectation hinein, und das Volk iſt dabei plump. Jedermann macht daraus eine Kunſt, je nach ſeinem Geſchmack und ſeiner Bildung. Man findet Lehrer, welche in den Komplimenten unterrichten, und dieſer Tage ſah ich auf der Straße eine ziemlich hübſche Frau, die ſich erbot, mir Komplimente zu verkaufen, und das billig. Dieſe Frau geht in die Häuſer und breitet da ihre Waare aus, von der ſie lebt.

Was man in Paris findet, und was nicht.

Was man in Paris gewöhnlich findet, das ſind: eine Menge Verſprechungen, die man nicht hält; eine Menge em-

pfangener Gefälligkeiten, die man ſchnell vergißt; viele Narren auf der Straße und manche eingeſperrt, was man aber ſelten ſieht, das iſt Beſcheidenheit und Weisheit, ferner mäßige Leute, nüchterne Perſonen und Leute, die alt geworden ſind. Sehr ſelten ſieht man ſchüchterne und ſkrupulöſe Menſchen daſelbſt; was man aber nie findet und doch am meiſten wünſcht, das iſt Ruhe, Verborgenheit, und ein wahrer Freund.

Die Moden.

Chokolade, Thee und Kaffee ſind hier ſehr Mode, aber der Kaffee erhält vor den andern Getränken den Vorzug, und zwar als ein unfehlbares Mittel gegen — den Trübſinn; als neulich eine Dame erfuhr, daß ihr Mann in der Schlacht geblieben ſei, ſagte ſie: man bringe mir ſchnell Kaffee! und ſogleich ſchien ſie getröſtet zu ſein.

Ich wußte die letzten Tage nicht, ob man noch Brod eſſe, denn der, welcher mir geflochtenes Brod, welches ich beſonders gern aß, bringen ſollte, ſagte mir, es ſei nicht mehr Mode. Die Mode iſt der wahre Dämon, der dieſe Nation fortwährend martert, und das in dem Grade, daß ſie nicht einmal die Frauen mehr lieben, wie ſie es früher thaten, und die Muthwilligſten würden ein zärtliches Attachement als eine Sünde betrachten.

Man hat die Cravatten ſo kurz getragen, daß man ſie kaum ſah, und jetzt bindet man ſie ſo an den Hals, daß ſie wie Boulogner Saucischen herabhängen. Die Franzoſen tragen keine Degen mehr, ſondern Säbel. Die Bologneſer Hunde gelten jetzt für häßlich, und man liebkoſt nur die, welche eine Wolfsſchnauze und abgeſchnittene Ohren haben, und je mißgeſtaltener ſie ſind, deſto mehr werden ſie mit Küſſen und Umarmungen überhäuft.

Der Briefschreiber schließt mit den Worten, welche am besten zeigen, wie Frankreich immer Frankreich bleibt:

Mein theurer Freund, schreibt er, bitten wir Gott von ganzem Herzen, daß er dieser tapferen Nation den Geist des Friedens gebe, und daß die kriegerische Wuth, die stets in ihr tobt, sich zum Guten lege, damit Ruhe und Sicherheit in ganz Europa wiederkehren.

Hundertfünfundſiebenzigſtes Kapitel.

Was ich geſehen habe.

Die Legitimiſten. — Die Napoleoniden. — Die Republikaner. — Louis Napoleon in Ham. — Die Literaten.

Mein Aufenthalt in Frankreich war von nicht langer Dauer. Mit dem Könige von Bayern ſtand ich fortwährend in Briefwechſel. Wir hatten uns verabredet, in Rom zuſammenzutreffen, doch wurde dieſer Entſchluß beiderſeits aufgegeben. Man hatte nach meiner Entfernung aus München nichts unterlaſſen, um dem Könige in Bezug auf mich die gehäſſigſten Dinge mitzutheilen, und wo nur möglich, meinen Namen zum Skandal zu machen; ja einige Unverſchämte hatten es nicht unterlaſſen, vom Könige Summen zu erpreſſen, indem ſie vorgaben, daß ſie Dinge von mir wüßten, welche mich vor der Welt höchſt verächtlich machen würden, wenn ſie ſolche enthüllen wollten.

Nun hatte der König gewiß das beſte Vertrauen zu meinem Charakter, aber was hat ein König nicht Alles zu fürchten, worüber der gewöhnliche Menſch lächeln kann?

Mehrmals ſuchte man Se. Majeſtät durch die Herausgabe meiner Memoiren oder vielmehr durch Androhung, daß die-

ſelben erſcheinen würden, zu myſtificiren, und hätte der König ſolchen Intriguen nicht verächtlich den Rücken gekehrt und den guten Willen unbezahlt gelaſſen, welche Memoiren der Lola Montez würden nicht erſchienen ſein? Fehlt es mir an Feinden, denen die Erbitterung alles Mögliche, die abſcheulichſten Schmähungen und Lügen in die Feder diktirt hätte? — Da ich hörte, daß man damit umging, meine Memoiren zu ſchreiben, ſo faßte ich allerdings einen Augenblick den Entſchluß, um alle Schmähungen und Lügen, welche in Betreff meiner Perſon ausgeſtreut waren und noch werden könnten, zu Schanden zu machen, meine Memoiren niederzuſchreiben, und trat deshalb mit einem Gelehrten in Verbindung, da ich einſah, daß ich ſelbſt dann, wenn ich ſie wirklich ſelbſt ſchreiben wollte, doch wegen verſchiedener Dingen eines Beiſtandes bedurfte. Indeß wollte ich dieſen Schritt ohne die Einwilligung des Königs von Bayern nicht thun, da ich mit Recht glaubte, daß es mindeſtens indiscret von mir ſein würde, über Verhältniſſe zu ſchreiben, welche das Privatleben des Königs berührten. Ich unterließ es aber zu fragen und die ganze Sache unterblieb.*)

---

*) Anmerkung des Ueberſetzers:

Hierauf ſcheint ſich ein Brief des Herrn Hurt-Vinet zu beziehen, welcher an die Redacteure des Schweizer Journals de Génève folgenden Brief richtete, den wir den angeblich von Payon herausgegebenen Memoiren entlehnen, ohne natürlich für deſſen Aechtheit bürgen zu können.

„Meine Herren!"

„Der Lärm, welchen die Ankündigung eines Werks über Lola Montez verurſacht hat, iſt bis in mein einſames Studirzimmer gedrungen, und ſogar mein Name wurde, wie man mir ſchreibt, in die Vermuthun-

Indeß hatten doch die vielen Intriguen, welche mich und den Monarchen von allen Seiten umſpannen, einige Mißſtim-

gen aller Art gemiſcht, welche dieſe Erſcheinung hervorruft. Da mehrere ſchweizeriſche und auswärtige Journale ſchon vor etlichen Monaten von mir ausgeſagt hatten, daß ich mich mit den Memoiren dieſer romantiſchen Celebrität beſchäftige, ſo hat man geglaubt, mein Buch ſei dasjenige, das nunmehr erſcheinen ſolle.

Es iſt kein wahres Wort daran; die Sache verhält ſich ſo:

Ich machte zufällig die Bekanntſchaft der Gräfin von Landsfeld; ſie bat mich, ſie zu beſuchen und ich leiſtete dieſer Einladung Folge. Ich weiß nicht, welche Laune ſie veranlaßte, daß ſie eines Tages in Geſellſchaft mehrerer angeſehener Männer, die zufällig bei ihr verſammelt waren, ohne Weiteres mich fragte, ob ich die Redaction ihrer Memoiren übernehmen wolle. Ich ſagte zu. Wir vereinigten uns über einen Tag, wo ſie mir die nothwendigen Documente zuſtellen ſollte, welche ſie, wie ſie ſagte, von mehreren Orten her kommen laſſen mußte. Inzwiſchen erzählte ſie mir in langen Unterhaltungen die verſchiedenen Phaſen ihres abenteuerlichen Lebens. Anfangs fand ich großes Vergnügen an dieſen vertraulichen Mittheilungen, aber bald kam ich zu der traurigen Ueberzeugung, daß dieſelben, gleich den poetiſchen Mährchen der arabiſchen Sultanin Scheherſade mehr intereſſant, als der Wahrheit getreu ſeien, denn dieſelben Facta wurden jeden Augenblick mit unerwarteten Variationen wieder erzählt. Je tiefer ich in das Gewölke eindrang, um ſo weniger vermochte ich klar zu ſehen. Noch bis auf die jetzige Stunde weiß ich den Ort ihrer Geburt nicht. Die wunderbaren und ſich widerſprechenden Fabeln, womit ſie ihre Wiege umgab, machten jede Gewißheit in dieſer Beziehung ebenſo unmöglich, als es bei ihren beſtändigen Fahrten unmöglich iſt, vorherzuſagen, welches Land einſt ihre hübſchen Gebeine verwahren wird.

Bald hatte ſie das Tageslicht in der ſchönen Sevilla, unter den Citronenbäumen der mauriſchen Könige erblickt, eine Enkelin Figaro's

mung zwiſchen uns hervorgerufen, und ich erkannte, daß es von mir undankbar ſein würde, den König ſtets dieſen böſen Einwir-

---

und Urenkelin des Guzman von Alfarache; ein Kind des Balles, hatte ſie, zur Muſik der Guitarren und Caſtagnetten den Fandango tanzend, gehen gelernt; in den Couliſſen geboren, fand ſie ſich nur auf den Theaterbrettern heimiſch; endlich hatten Elend, Liebe, Zufall ſie, eine junge verführeriſche Zigeunerin, aus den balſamiſch duftenden Gefilden Andaluſiens auf das ſchwarze Pflaſter Londons geführt.

Bald war ſie die edle Tochter einer iriſchen Papiſtenfamilie, hatte ihre Eltern ſchon vor ihrer Geburt verloren und war mit ſechszehn Jahren von methodiſtiſchen Verwandten aufgenommen worden, welche ſie zum Abfall vom römiſchen Glauben zwingen und als Gouvernante in das puritaniſche Schottland ſchicken wollten. Ein Roman von Lady Bleſſington fällt der jungfräulichen Märtyrerin in die Hände; dieſe Lectüre erleuchtet ihr Gewiſſen, enthüllt ihr ihren Beruf, und um katholiſch zu bleiben, wird ſie Tänzerin.

Dieſe beiden Ueberlieferungen endigten gewöhnlich mit zwei anderen Legenden, die in ihrem Gefolge kamen: Erſtens Heirath mit einem engliſchen Offizier, Sir Archibald Turnbull, welcher ſie im Theater entführte, um ſie in Calcutta vorzuſtellen, auf einem großartigeren Schauplatze, am Hofe des Gouverneurs von Indien, deſſen Nichte ſie war, ohne daß ſie eine Ahnung davon hatte: zweitens gleichzeitige tanzkünſtleriſche Erfolge in London, wunderbare Eingarnung junger Lords, raſch erworbenes Vermögen, hölliſcher Luxus, betäubendes Freudenleben; ſie gilt als die Zigeunerin der großen Welt.

Kurz und gut, es würde zu weit führen, wenn ich all' die widerſprechenden Verſionen aufzählen wollte, die gleich parallelen Flüſſen, mit denſelben Daten als Abſteckpfählen, neben einander dahinſtrömen, ohne ſich jemals zu begegnen, bis ihre Waſſer, obſchon ein wenig trübe, ſich endlich mit den Fluthen der Iſar vermengen, unter der Königsbrücke zu München.

lungen auszuſetzen. Ich entſchloß mich daher, an Se. Majeſtät zu ſchreiben, ihm für alle empfangene Güte zu danken,

---

Ich war im Begriff, alle dieſe irrigen Einzelnheiten zu Papier zu bringen, als meine liebenswürdige Heldin mich auf einmal erſuchte, die Einwilligung des Königs von Bayern abzuwarten.

Es verſtrichen einige Wochen, ohne daß eine Nachricht kam, dann erfuhr ich indirect, daß die Gräfin ſchleunigſt abgereiſt, daß ſie ohne Trommelwirbel und Trompetenklang verſchwunden ſei.

Dieſes Verfahren würde mich überraſcht haben, wenn ich nicht die Sitten und Gebräuche der launenhaften Jüngerinnen des luſtigen Vereines, der in unſerer lieben Frau von Loretto ſeine nachſichtige Patronin verehrt, bereits gekannt hätte. Ohne ſonderliches Bedauern verzichtete ich auf das Unternehmen, da bei einem Werke dieſer Art einzig und allein die Aufrichtigkeit durch ihren rührenden Zauber Verzeihung für alle Fehltritte erwirken kann. Meine Abſicht war, ein ähnliches Buch wie die Memoiren einer Zeitgenoſſin zu ſchreiben, nicht als die unmögliche Ehrenrettung einer Dame, welche den Gegenſtand derſelben bildete, ſondern als eine der chriſtlichen Liebe entfloſſene Rechtfertigung.

Dies war mein Plan.

Es findet alſo ein gewaltiger Unterſchied ſtatt zwiſchen meinem Entwurf und den Memoiren, welche Herr Auguſt Papon herausgiebt.

Jedem ſein Werk, Jedem ſeine Verantwortlichkeit.

Ich habe mich über ſeine Auffaſſungsweiſe nicht auszuſprechen; ich urtheile nicht, bevor ich geleſen habe. Nur geht aus dem, was ich vernommen habe, ſo viel hervor, daß Herr Papon Briefe veröffentlicht, die an ihn geſchrieben wurden, Briefe, die ſein Eigenthum ſind. Ich erkläre mich noch nicht über die Art, wie er in ſeinem Buche unbekannte Perſonen auf die Scene bringt, beſonders Jünglinge, die ſchmetterlingsartig Lola Montez umflatterten und an dem brennenden Gas ihrer ſchönen Augen die Flügel verbrannten.

und ihm zugleich anzuzeigen, daß ich mich wieder als frei betrachte und fernerhin auf ein Verhältniß nicht mehr Rückſicht nehmen würde, das ich als der Vergangenheit angehörig betrachte. Ich glaubte um ſo mehr zu dieſem Schreiben Veranlaſſung zu haben, da ich ſchon in Paris einen jungen Offizier kennen lernte, der mir ſeine Hand antrug, und die ich anzunehmen im Begriff ſtand.

Jedoch wollte ich die Antwort des Königs erſt abwarten. —

Die Antwort Sr. Majeſtät gab mir Freiheit. —

Indeß hatte ſich das Verhältniß mit dem franzöſiſchen Offizier zerſchlagen, — denn dieſer Offizier wollte Frankreich und mich mit dem Degen beherrſchen.

Mögen es die Franzoſen ſich gefallen laſſen, es iſt das beſte Regiment für ſie, unter den Regimentern zu ſtehen, — Lola Montez beugt ſich nicht unter der Säbelherrſchaft ihres Mannes.

Die Liebe ſitzt nicht an der Spitze eines Säbels.

Ich war alſo wieder frei, frei von allen Seiten, frei in

Ich habe ſelbſt zu viel durch verwegene Urtheile zu leiden gehabt, als daß ich mir ein ſolches erlauben wollte. Gleichwohl nehme ich an, daß ein Vorwort, wie das von Herrn Auguſt Papon, nicht die Einleitung zu einem gehaltloſen Roman, daß aber ſein Werk ein Pfeil nach einem Ziele ſei, welches ich nicht ſehe.

Wenn dem verſtändigen Manne Etwas wunderlich oder ſeltſam vorkommt, ſo ſagt er nach einigem Beſinnen zu ſich ſelbſt: Ich weiß nicht Alles.

Genehmigen Sie u. w.

La Banderolle, Januar 1849.

Oskar Hurt-Binet."

einer Zeit, wo Alles nach Freiheit ſtrebte, und Keiner ſie finden konnte.

Ich warf noch einmal einen Blick über Frankreich, über Paris, über dieſes Paris, deſſen blutige Geſchichte auf den Pflaſterſteinen der Straßen geſchrieben ſteht.

Ich überblickte noch einmal alle Parteien.

Ich erkannte die Napoleoniden, die alle zuſammen keinen Napoleon ausmachen, und deſſen Name dennoch gewaltig genug war, Frankreich Ehrfurcht, Hoffnung und Zuverſicht einzuflößen.

Ich erkannte Ludwig Napoleon, von dem man damals nicht wußte, was er wollte, und den man zum Präſidenten der Republik machte, ohne ſeine Schrift, welche er als Gefangener in Ham geſchrieben hatte, auch einmal erſt zur Hand zu nehmen. *)

---

*) Der Prinz Ludwig Napoleon Bonaparte, welcher 1840 noch in Ham als Gefangener ſaß, ſchrieb damals eine Broſchüre, welche „Fragmens historiques, 1688 et 1830“ betitelt war. Der Prinz ſchreibt in der Vorrede zu dieſem Buche: „Während man in Paris die ſterblichen Ueberreſte des Kaiſers vergöttert, bin ich, ſein Neffe, lebendig in einem engen Gefängniß begraben; aber ich lache über die Inconſequenz der Menſchen, die Erniedrigungen, denen man mich bloßſtellt, ſo wie die ſchlechte Behandlung, welche mir zu Theil wird, ſchänden ihre Urheber mehr, als ſie mich treffen; durch einen inbrünſtigen Glauben und durch ein reines Gewiſſen geſtählt, finde ich mich voll Standhaftigkeit in mein Unglück und tröſte ich mich über die Gegenwart, indem ich die Zukunft meiner Feinde mit unauslöſchlichen Buchſtaben in der Geſchichte aller Völker eingeſchrieben ſehe.“

Die Schrift ſelbſt, welche eine Parallele der Jahre 1688 (engliſche Revolution, Berufung Wilhelm's III. auf den engliſchen Thron) mit

Ich ſah die Anhänger des unglücklichen legitimen Königshauſes ſich im Schweiße ihres Angeſichts vergebens abmühen, dem erhabenen Haupte des Sprößlings der Bourbonen die Krone wieder zu verſchaffen.

1830 aufſtellt, enthält Ideen, welche mit denen eine merkwürdige Aehnlichkeit haben, die Napoleon nun theils ausgeführt hat, theils noch auszuführen im Begriffe ſteht. Er ſagt nämlich unter Anderem von Wilhelm III. von England:

„Nehmen wir einmal an, Wilhelm hätte, ohne die Kränkungen zu rächen, die man dem britiſchen Heere angethan, in London ein ſtehendes Heer gehalten, zahlreicher als die Truppen Jakob's II., um das Parlament dadurch einzuſchüchtern, während er andererſeits die Demüthigung von Seiten des Auslandes ſich gefallen ließ; nehmen wir ferner an, er hätte auf gleiche Weiſe die alten wie die neuen Intereſſen alle verletzt, er wäre den Männern, die ihn einſt unterſtützt, ſo wie den Verſprechungen, die er in ſeinem Manifeſt ertheilt, untreu geworden; er hätte, ſtatt mit ſeinen Kammern in würdiger, offener Weiſe zu ſprechen, nur an die Krämer-Geſinnung, an die Furcht vor der Anarchie appellirt, womit er zugleich die Verantwortlichkeit für tyranniſche Handlungen früherer Regierungen übernommen, wie z. B. wenn er und ſein Parlament den Juſtizmord John Ruſſel's und Sydney's gutgeheißen hätte, ſtatt das Andenken derſelben wie er that, wieder zu Ehren zu bringen; nehmen wir endlich an, er hätte, ſtatt die Sache der Revolution von 1688 zu befeſtigen, ſie verrathen, ſtatt den engliſchen Namen zu heben, ihn erniedrigt, ſtatt das Volk zu erleichtern, es mit Abgaben erdrückt, ohne den Ruhm, ohne den Handel und die Induſtrie zu vermehren; er hätte die Freiheiten beſchränkt, ohne auch nur die öffentliche Ordnung ſicher zu ſtellen, — — — gewiß wäre dann eine neue Revolution unausbleiblich geweſen. — — — Iſt es ſchwer, Frankreichs und Louis Napoleon's Zukunft zu deuten, wenn man dieſe ſeine Ideen aus der Vergangenheit lieſt? —

Die legitime Herrschaft ist todt in Frankreich, nur Usurpatoren und Prätorianer können daselbst noch Glück machen, weil Frankreich den Wechsel will, und wie viele Kaiser können ihm die Prätorianer nicht machen? Hatte nicht Rom an einem Tage oft drei Kaiser? — Jeder Feldherr in jeder Provinz machte sich selbst zum Kaiser oder ließ sich von seinen Soldaten dazu machen.

Wird ein solcher Zustand diesem unruhigen Lande endlich genügen?

Wird ihm der Zustand permanenter Unruhe, permanenten Bürgerkrieges endlich die Ruhe geben?

Ich überblickte es endlich noch einmal, das Heer der Schriftsteller, die Feuilletons-Helden, welche mit so großer Leichtigkeit über die Millionen und die schlechten Leidenschaften verfügen, welche, statt eine treue Schilderung ihrer Zeit zu geben, diese in Träumereien eines Utopien einführte, welchen das Volk demoralisiren mußten.

Aber diese Millionen-Träumer selbst, welche ihr Leben mit eingebildetem Luxus umgeben, sehen aus, als wären sie nicht dafür geschaffen. Man konnte leicht bemerken, daß der Luxus keine Gewohnheit für sie war, sondern die Folge von Anstrengung der Phantasie. Je mehr diese Romanschriftsteller sich bemühten, die vornehme Welt in ihrem täglichen Leben zu schildern, um so deutlicher erkennt man darin forcirte Studien.

Man sieht recht gut, daß der größte Theil dieser Schriftsteller aus Dachstübchen und Hütten hervorgegangen und durch viele Gossen gelaufen ist, ehe er in die Salons gelangt. In den Salons setzt sie Alles in Verwunderung, man sieht, daß die neue Athmosphäre sie beengt, doch um dies nicht merken zu lassen, reißen sie sich mit Hochmuth heraus. Gern wollen

ſie für große Herren gehalten ſein, indem ſie viele kleinliche Details über das Dienſtweſen geben.

Das iſt keine Schilderung des täglichen Lebens einer Klaſſe der Geſellſchaft; ich glaube vielmehr, immer einen Haushofmeiſter zu ſehen, welcher den Dienſtboten im Schloſſe Unterricht ertheilt. Man bemerkt, daß dieſe Herren ihre eingebildeten Diener ſchaffen und abrichten, während ſie in den guten alten Häuſern bereits fertig ſind.

Ich war einmal im Stande, die allmählige Umwandelung dieſer neuen Herren zu betrachten. Ich ſah ſie aus einer unbekannten Welt in den Gegenden einer eleganten Welt ankommen und nach tauſend Umwegen auf den Boulevards und in dem Café de Paris Fuß faſſen. Man bemerkte da den Eintritt des Neuangekommenen. Sein verlegenes Weſen gab ſich trotz ſeiner Keckheit zu erkennen, und man merkte ihm die Freude an, endlich zur Verwirklichung ſeiner Lieblingsidee gekommen zu ſein. Ich ſah, wie ſie die Lehrzeit der Gebräuche und Ausdrücke dieſer für ſie ſo neuen Welt durchmachten.

Im Theater war es eben ſo. Sie kamen vom Parterre aus über die Sperrſitze nach den vorderen Logen. Bei jedem Vorſchritt wechſelten ſie die Haltung und am letzten Punkte trugen ſie pomphaft ihr nach dem Modejournale geordnetes Haar und ihre friſchbehandſchuhten Hände zur Schau. Mit welcher Sicherheit traten ſie auf dem rothen Tuche der Logen auf! Wie herrſchten ſie in den Foyers!

Mit der Zeit bekommen ſie Paläſte und Equipagen, und man könnte in den Büchern dieſer Schriftſteller leicht den allmähligen, obgleich nur das allmählige Heruntersteigen von der Dachkammer zur Beletage nachweiſen.

Wer würde ſich nicht aufrichtig freuen, wenn er die Arbeit und den Geiſt mit Erfolg gekrönt und den Preis bei dieſem

Wettlaufe davontragen ſieht? Aber die Arroganz dieſer Sieger ſtört das Intereſſe, das ſie erregen.

Sonſt begünſtigte der vornehme Herr den Schriftſteller, jetzt ſieht dieſer gnädig auf jenen herunter.

Ich erinnere mich, daß der Herzog von Fitz-James, ein ſo vornehmer Herr er auch war, mit edlem Herzen und chevalereſken Geſinnungen, einen dieſer Feuilleton-Cäſaren mit ſeinem Beſuche beehrte. Mehrere Tage darauf trat dieſer Stutzer im Foyer des italieniſchen Theaters zu dem Herzoge, entſchuldigte ſich hochmüthig, daß er den Beſuch noch nicht erwiedert habe, und gab als Grund an, daß er es nicht gewohnt ſei, Beſuche zu machen. — Es iſt ein großes Glück für Sie, daß es Ihr Vater war, verſetzte der Herzog.*)

Ich ſah die Republikaner von geſtern und von heute, ich ſah die Pariſer Bevölkerung, welche man ſo oft mit einer galanten Dame verglichen hat.

Ich möchte ſie mit einer Koketten vergleichen, ſagte ich zu meinem Freunde, und dieſer entgegnete mir:

Giebt es denn einen Unterſchied zwiſchen einer koketten und einer galanten Frau?

Nun, ich dächte, verſetzte ich, es herrſcht zwiſchen beiden derſelbe Unterſchied, wie zwiſchen einem Narren und einem Witzling. Dieſe Pariſer, fuhr ich fort, beſitzen jene Koketterie, welche unſern kränklichen Sitten überhaupt anhaftet, im höchſten Grade, ich brauche ſie nur an einen ihrer Landsmänner zu erinnern, welcher ſeine eigene Nation auf eine Weiſe charakteriſirt hat, die wir nicht genug beherzigen können.

Es giebt in dieſem Augenblick faſt keinen, ſagt er, der ein Atom von Glauben hat, der die kleinſte Tradition beobachtet.

---

*) Eugen Sue?

Wir halten uns nicht mehr an das Subſtantielle, ſondern an das Unweſentliche in den Dingen, die uns am meiſten zuſagen. Die Irrlichter kleiden uns in Allem. Wir ſtreben nicht einmal nach dem Glück, ſondern nur nach dem Schein deſſelben. Selbſt die Athener bieten in dieſer Beziehung keine Analogie mit uns. Die Zeitgenoſſen des Alcibiades waren nur frivol und leichtſinnig, aber ſie hatten doch dabei eine gewiſſe Energie. Juvenal's Römer waren laſterhaft, aber ſie hatten doch Leidenſchaften, welche Kraft verriethen. Das Alterthum mißbraucht die Nationen und ihre Eigenſchaften, unſere Zeit mißbraucht den Geiſt und iſt dadurch ſo verweichlicht, daß es keine Männer mehr giebt.

Ich fürchte, wir handeln jetzt nicht mehr aus Neigung zu einer unbezwinglichen Perſönlichkeit oder mit der Einheit eines beſtimmten Plans, oder auch nur um ein wohlüberlegtes Intereſſe zu befriedigen. Frankreich war daran gewöhnt, durch eine beiſpielloſe Thätigkeit die erſtaunlichſten Civiliſations-Wunder in Aufnahme zu bringen. Unſere Väter gaben ſich mit blinder Wuth den unbeſonnenſten, aber die energiſchſte Thätigkeit in Anſpruch nehmenden Brutalitäten hin. Die Fronde verwickelte ſich in wilde revolutionäre Pläne, die ernſterer Natur waren, als man glaubt. Selbſt das 18. Jahrhundert war trotz ſeiner unerbittlichen Negation durchaus aufrichtig; die ganze Revolution war eben ſo entſetzlich durch die Ehrlichkeit ihrer Unthaten, als großartig in der tiefen Bedeutſamkeit ihrer Verwegenheit. Noch unter der Kaiſerherrſchaft waren unſere geringſten Mienen eine That, unſere geringſten Worte ein Ereigniß.

Jetzt aber beſitzen wir keine Leidenſchaften mehr, weder durch Temperament, noch durch die Macht der Phantaſie, noch durch Reflexion.

Wir geben uns ganz den Launen des Augenblicks hin: der innere Heerd iſt ausgebrannt, und unſer Willen hat keinen beſtimmten fixen Pol. Daher iſt es ſehr natürlich, von dem Abend bis auf den Morgen für und gegen ein Prinzip zu ſein, bald die Tradition anzugreifen und bald das Hergebrachte zu loben, je nachdem man verdaut; in einem Augenblick Robespierre und Ludwig XVI. zugleich zu ſchätzen, und an Gott zu glauben und Atheiſt zu ſein, je nachdem es Mode iſt.

Wer hat jetzt eine Religion des Herzens und des Geiſtes? Wer hat ausſchließliche Sympathieen und unüberwindliche Antipathieen? Was iſt jetzt durchgängig tugendhaft oder laſterhaft, oder ehrlich? Man erreicht jetzt nichts, als den falſchen Schein der guten Eigenſchaften oder Fehler, welche für die Stellung, die man einnehmen will, am paſſendſten ſind; es iſt ſelbſt dem begabteſten Menſchen nicht mehr vergönnt, eine fruchtbare und lebendige Originalität zu bewahren, denn die Konvenienzen der Geſellſchaft unterdrücken deſpotiſch den individuellen Willen. Man muß ſich daher völlig paſſiv verhalten, bis man eine beſtimmte Stelle angenommen, und deßhalb iſt auch die einzige Thätigkeit, welche man mit Erfolg anwenden kann, nicht die der Logik oder der Vernunft, ſondern des Zufalls oder der Einbildung. —

Aber am allerſchlimmſten iſt die religiöſe Koketterie der Franzoſen. Welch ein jämmerlicher Komödiantenſcherz war jene letzte katholiſche Reaction, die von Dichtern und Journaliſten in den Boudoirs in Aufnahme gebracht wurde! Was für Skandale und Unſittlichkeiten beſudelten alle Gewiſſen, während man die heiligſten Erinnerungen um die Wette mißbrauchte, um damit eine Situation in einem Roman, einem Drama, ja ſelbſt in einem Feuilleton zu überfirniſſen. Aber hat man irgendwo gehört, daß dieſe ſcheinheiligen Phraſenmacher ihr

Herz vorher gereinigt oder ihre Finger von dem Staube eines feilen Goldes abgewaschen? War es doch in den letzten Wintern guter Ton, auf den Bällen mit seiner Tänzerin über Christenthum zu schwatzen. Die schönsten Westen in den Bouffes ließen mitten auf der Brust des Dandies eine symbolische, in ein Kreuz geschlungene Kravatte sehen. Jeder hätschelte sein Gewissen mit schönen Wahrheiten, die ohne Anwendung blieben. Es war ein allgemeines Schönthun mit einer Religion ohne Dogma, einer Moral ohne Grundsätze, denn nie hat man gehört, daß der unreine Strom der Verleumdung auf diesen heiligen Zungen versiegt sei.

Es war nicht selten, Republikaner zu sehen, die sich in superfeinem, mit Wappen geschmücktem Battist schneuzten, daß man glauben könnte, ihr Fuß habe die Betstuben Karlistischer Gräfinnen betreten. Andere sind dabei ertappt worden, wie sie mit duftenden Handschuhen sich daran machten, das Straßenpflaster aufzureißen, als die Barrikaden gegen die Aristokratie errichtet wurden. Man zähle nicht auf diese koketten Demokraten.

Die Lorgnette ist für gewisse Leute bei öffentlichen Feierlichkeiten das, was der Fächer für die Spanier ist. Es giebt Stutzer, die es zu vermeiden suchen, jung auszusehen und gute Augen zu haben. Sie würden dann das Recht verlieren, sich mit einem schwarzen Kreis von Schildkrötenschale unterhalb ihrer Augenbrauen zu schmücken, der ihnen so wohl steht. Wie weit ist es nicht mit uns gekommen, daß man sich schämt, jung zu sein und der Sonne und den schönen Frauen gerade in's Gesicht zu sehen.

Was soll man von einem Liebenden denken, der einem jungen Mädchen, für das er zu brennen sich rühmt, keine andere Blume anzubieten hat, als die bedeutungslose Kamelia?

Wer würdigt jetzt den Glanz und die Reinheit der Lilie oder den Balsam der Rose? Ach, die Natur selbst bringt nicht mehr die einfachen und schönen Erzeugnisse hervor, die sonst ihre schönste Pracht waren!

So klagte mein Franzose, und obwohl ich nicht unterlassen konnte, über seine Jeremiade zu lächeln, welche sich über die Männer und die Frauen, über die Menschen und über die Natur, kurz, über Alles beklagte, so mußte ich ihm doch darin beistimmen, daß die Gesellschaft überall, aber namentlich in Frankreich sehr erkrankt sei, und daß wir schwerlich einen Arzt für diese Zustände finden werden, wenn nicht — Gott.

Der Säbel und die Presse, Jesuiten und Demokraten, Nichts vermag die Welt von der Zerrissenheit zu retten, in welche sie die Ideen gestürzt haben, welche leider jetzt zu übermächtig geworden sind, als daß sie ausgerottet werden könnten, ohne selbst denen Unheil zu bringen, welche gegen sie ankämpfen und sie zu erdrücken suchen.

Den Kampf vertagen, heißt das die Gesellschaft retten? —

Hundertſechsundſiebenzigſtes Kapitel.

Ein politiſcher Flüchtling.

Rouſſeau. — Roß-Hall. — Die Mütze. — Madame Zell. — Ein Brief des Königs von Preußen.

Ich verließ Frankreich mit ſchwerem Herzen, um abermals nach dem Lande zu reiſen, welches ſo glücklich iſt, — ſich nicht ſelbſt fürchten zu müſſen.

Dazumal waren in London noch einige hohe Herrſchaften, welche vor dem Aufruhr die Flucht ergriffen hatten, und ich dachte unwillkührlich an den politiſchen Flüchtling, welcher hier im vorigen Jahrhunderte vor dem Galgen, mit welchem er in ſeinem Vaterlande bedroht war, ſich gerettet hatte, — an Rouſſeau.

Bekanntlich wollten ihn einige heuchleriſche Prieſter zu Motiers-Travers ſteinigen laſſen; der große Rath zu Bern befahl ihm, eine kleine Inſel zu verlaſſen, wohin er ſich geflüchtet hatte. Rouſſeau begab ſich damals nach Berlin zu dem Länd-Mareſchal, kam nach Straßburg zurück und erhielt die Zuſicherung, daß man, trotz des gegen ihn erlaſſenen Arreſtbefehls, ihn durch das Land reiſen laſſen würde, damit er ſich nach England begeben könne. Man hat behauptet, daß er

ſich in Paris nicht mit der wünſchenswerthen Klugheit benommen habe. Er wohnte bei dem Prinzen Conti und empfing daſelbſt einen zahlreichen Beſuch von ſeinen Bewunderern und Bewunderinnen; auf dem Boulevard erſchien er in ſeinem ſonderbaren orientaliſchen Koſtüm, das er ſeit langer Zeit trug. Seine Verfolger benutzten dieſe kleinen Sonderbarkeiten, und bald darauf befahl ihm die Polizei, ohne Verzug die Reſidenz zu verlaſſen, wenn er einer Verhaftung ſich nicht ausſetzen wollte. Mit David Hume, den man den dicken David nannte, und den er durch die Gräfin Boufflers kennen gelernt hatte, reiſte er von Paris ab. Schon damals war der arme Rouſſeau von der fixen Idee eingenommen, die ihn in jeder Perſon, welche ſich ihm näherte, einen Feind oder Spion fürchten ließ. Er glaubte, daß alle Monarchen und alle Prieſter des Continents ſich vereinigt hätten, um ihn zu vernichten, und daß ſie hierbei von ſeinen literariſchen Nebenbuhlern unterſtützt würden. Europa hatte nach ſeiner Meinung nur ein einziges freies Volk und *einen* wahren Philoſophen, nämlich England und David Hume. Von ihnen verlangte er eine Zufluchtsſtätte und einen Beſchützer. Hume verſprach ihm ſeinen Beiſtand und bot ihm zu Wotton in der Grafſchaft Staffordſhire das Haus ſeines Freundes Davenport zur Wohnung an. Dieſer Vorſchlag ſagte der unruhigen Gemüthsſtimmung Rouſſeaus zu, der nun auf eine friedliche Zukunft hoffte. Die Engliſchen Journale zeigten den 13. Januar 1766 ſeine Ankunft zu London an, einige Tage ſpäter hatte er ſich in Wotton häuslich niedergelaſſen.

Es hing nun ganz von ihm ab, auch unabhängig zu leben; Alles ſchien ſich zu vereinigen, um ſeine Wünſche zu erfüllen. Seine treue Gefährtin, Thereſe Lavaſſeur, war bei ihm. Herr Davenport, ein gebildeter Edelmann, ſuchte ſei-

nem Gaſte den Aufenthalt zu Wotton ſo angenehm als möglich zu machen, er behandelte ihn wie ein Mitglied ſeiner Familie. Als leidenſchaftlicher Bewunderer der Natur, war Rouſſeau von herrlichen Landſchaften umgeben. Es war dort zwar weder das ſanfte Klima Frankreichs, noch die majeſtätiſche Erhabenheit der Alpengegend zu finden; aber grüne Hügel, freie Ausſicht auf lachende Ebenen, herrliche Wieſen und Thäler umgaben dieſen neuen Wohnſitz. Als Botaniker mußte er übrigens dieſen Ort als ein wahres Paradies halten. Wenn er die Einladungen ſeiner Nachbarſchaft hätte annehmen wollen, ſo würde er mit den achtbarſten Familien bekannt geworden ſein. Der umwohnende Adel, die Prediger der benachbarten Kirchſpiele, ja ſogar die Bauern von Wotton überhäuften ihn mit Zuvorkommenheit.

Nicht weit von ſeiner Wohnung lag Calwich-Abbey, die ſchöne Villa Granville's. Dieſer Edelmann erzeigte dem Verbannten die wohlwollendſte Gaſtfreundſchaft. Granville hatte zwei Schweſtern, von denen die ältere, Miſtreß Debeg, mit Georg III. und der Königin Charlotte im vertrauten Umgange lebte. Dieſe Dame, die Freundin von Swift, dem Dr. Burney, Horaz Walpole, Anna Sevard und von der Herzogin von Portland; ihre Schweſter, Miſtreß Deves und viele Andere, Männer und Frauen von Rang und Einfluß, bewarben ſich wetteifernd um die Freundſchaft des Philoſophen. Vorzüglich aber war es die Herzogin von Portland, Tochter des Herzogs von Devonſhire, die ihre ganze Koketterie aufbot, um den Genfer Bären zu zähmen. Sie war jung, ſchön und erſt kurz verheirathet. Granville ſtellte ihr Rouſſeau vor, den ihr Gemahl, wie ſie ſelbſt, mit der größten Auszeichnung behandelte. Die Herzogin liebte leidenſchaftlich die Botanik, und da ſie bemerkte, daß Rouſſeau ſich beſonders darüber freue, ſo ließ ſie ſich von

ihm in den Thälern und auf den Felsen, die Wotton-Hall umgaben, begleiten. In seinen Briefen schildert er sie als eine unerschrockene Spaziergängerin, deren kühne Excursionen die schönen Pariserinnen in Erstaunen setzen würden. Endlich wirkte Davenport von seinem Freunde, dem General Conway, der damals Staatsminister war, für seinen Gast eine jährliche Pension von 100 Pfd. aus.

Obwohl dies Gründe genug waren, um vollkommen glücklich zu sein, so war doch Rousseau weit davon entfernt, sich glücklich zu fühlen. Er konnte sich von seiner krankhaften Gemüthsstimmung nicht befreien. Einige scherzhafte Spöttereien in den Journalen, ein paar dumme Witze, ein schlechtes Portrait, in welchem er eine absichtliche Karrikatur zu erkennen meinte, reichten hin, seiner thörichten Furcht, seinem unbegründeten Argwohn und seiner überspannten Empfindlichkeit neue Nahrung zu geben. Plötzlich bildete er sich ein, daß Hume ihn verrathen, und daß sein Ruhm vor ganz England herabgewürdigt werde. „Mylord," schrieb er an den Grafen Harcourt, „die Unglücklichen sind überall unglücklich; in Frankreich verbannt man sie, in der Schweiz steinigt man sie, in England beschimpft man sie. Das heißt die Gastfreundschaft theuer bezahlen." Am meisten aber reizte den Zorn des Misanthropen ein vermeintlicher Brief des Königs von Preußen, durch den er sich im innersten Grund seines Herzens verletzt fühlte. Horaz Walpole hatte diesen Brief geschrieben, er lautete folgendermaßen:

Der König von Preußen an Rousseau.

„Sie haben auf Ihr Vaterland, Genf, Verzicht geleistet; Sie sind aus der Schweiz, dem Lande, das Sie in Ihren Schriften so sehr loben, vertrieben worden; Frankreich hat

Verhaftbefehle gegen Sie erlassen. Kommen Sie zu mir! Ich bewundere Ihre Talente, ich freue mich über Ihre Träumereien, die, im Vorbeigehen sei es gesagt, Sie zu sehr und zu lange beschäftigen. Man muß zugleich klug und glücklich sein. Durch Ihre für einen wahrhaft großen Mann wenig schicklichen Sonderbarkeiten haben Sie so viel von sich reden machen. Beweisen Sie Ihren Feinden, daß, wenn es sein muß, Ihnen auch der gemeine Menschenverstand nicht fehlt. Dies wird sie ärgern, ohne Ihnen zu schaden. In Meinen Staaten können Sie ohne alle Anfeindungen leben. Gern will Ich Ihnen Wohlthaten erzeigen, wenn Sie Sich nicht dagegen sträuben werden, aber wenn Sie darauf bestehen, Meine angebotene Hülfe auszuschlagen, so können Sie versichert sein, daß ich es Niemandem mittheilen werde. Wenn Sie darauf beharren, Ihren Geist zu ermüden, um neue Qualen auszugrübeln, so wählen Sie nach Ihrem Gutdünken; Ich bin König, Ich kann Ihnen zur Erfüllung Ihrer Wünsche die Mittel bieten.

Friedrich."

Die englischen Journale und namentlich die „London Chronicle" nahmen diesen Scherz in ihre Spalten auf. Rousseau antwortete hierauf durch ein Billet, das er an den Redacteur dieses Journals sandte:

Wotton, 3. März 1766.

„Mein Herr!

„Sie haben dadurch, daß Sie einen Brief, der voll Uebertreibung und Bosheit ist, dem Könige von Preußen öffentlich zuschreiben, die Achtung aus den Augen gesetzt, welche jeder Privatmann den gekrönten Häuptern schuldig ist. Sie haben es gewagt, seine Unterschrift mit abdrucken zu lassen, als ob

Sie dieſelbe von ſeiner Hand geſchrieben geſehen hätten. Ich benachrichtige Sie, mein Herr, daß dieſer Brief zu Paris fabricirt worden iſt und daß, was mein Herz verwundet und zerreißt, der Lügner in England Helfershelfer gefunden hat. Sie ſind es dem Könige von Preußen, der Wahrheit und mir ſchuldig, dieſen meinen Brief an Sie in Ihrem Blatte abzudrucken, um einen Fehler wieder gut zu machen, den Sie ſich ohne Zweifel zum Vorwurf machen würden, wenn Sie wüßten, zu welchen Verläumdungen Sie ſich hergegeben haben. Uebrigens, mein Herr, grüße ich Sie aufrichtig.

Jean Jacques Rouſſeau.

Dieſer berühmte und unglückliche Mann glaubte eines ſchönen Tages, daß ſein Leben unter ſeinen Feinden nicht mehr ſicher wäre, und reiſte, nach einem Aufenthalte von ungefähr 16 Monaten, im Monat Mai 1767 plötzlich von Wotton ab. Man ſchreibt dieſen Entſchluß übrigens auch der Thereſe Lavaſſeur zu, welche aus Sehnſucht nach Frankreich, Rouſſeau in ſeiner Furcht beſtärkte. Auf ihre Ausſage, daß ſie geſehen habe, wie der Koch unbekannte Subſtanzen unter ſeine Speiſen gemiſcht habe, verließ Rouſſeau ſogleich das Haus, ließ von Aſhborne einen Poſtwagen kommen, und fuhr raſch ab.

Sein übriges Leben war von nun ab ein beſtändiges Reiſen, um die Ruhe zu finden, die ihm jedoch das moraliſche Fieber, welches ihn verzehrte, überall verſagte. Stets ſchwebte ein unbekanntes Land vor ſeinen Augen und zog ihn, man weiß nicht durch welchen Zauber, an. Bald nannte er Amiens, bald Fleury, das Landhaus von Mirabeau; bald war es Bourgoie, bald Vrie-la-Chateau, die Reſidenz des Fürſten Conti. Auch Amerika ſtellte ſich ſeiner unruhigen Phantaſie unter reizenden Farben dar. Ehe er nach Wotton kam, hatte er bei

der engliſchen Regierung um die Erlaubniß nachgſeucht, eine der Griechiſchen Inſeln bewohnen zu dürfen. Beſonders träumte er von Cypern, ſeinem ſchönen Klima und ſeinen fruchtbaren Fluren. Als er England verließ, wandte er ſich nach Savoyen. Das Schloß Lavagnac, die Inſel Minorka, Monquin und noch viele andere Orte nahmen ihn nach und nach auf, bis er endlich durch den Tod, man ſagt durch einen freiwilligen Tod, ſeine traurige Pilgerfahrt endigte.

Ich lernte in London einen jungen Mann kennen, — er hieß H . . ., — welcher ſich für berühmte Orte ungemein intereſſirte. Er machte mir den Vorſchlag, mit ihm nach Wotton zu reiſen, um einige Reliquien des Genfer Philoſophen zu entdecken. Ich ging auf dieſen Vorſchlag ein.

Wotton liegt am Fuße des Berges Weaver, ungefähr zwei Stunden von Aſhborne. Wir kamen an ein Haus, das in dem ſtrenge Eliſabethaniſchen Style erbaut war und mitten in einer einſamen Gegend lag. Die Landſchaft ſchien von keinem lebendigen Weſen bewohnt zu ſein, keine menſchliche Stimme ließ ſich hören, keine andere Wohnung war zu erſpähen. Dem Gebäude gegenüberſtehend bewunderten wir die ungeheure Maſſe von grauen Steinen, auf der ſich kleine Thürme erhoben; der Hof war gepflaſtert, die hohe Freitreppe führte zu einer mit großen Nägeln beſchlagenen Thüre, der Garten ſah verwildert aus. Es war ungefähr Mittag, als wir dort waren. Kein Geräuſch war um dieſe ſtolze Wohnung wahrnehmbar, kein Rauch ſtieg aus ihren gothiſchen Schornſteinen hervor. Wir ſtiegen die Stufen der Treppe hinauf, wir zogen an der Glocke, keine Antwort. Schon wollten wir wieder umkehren, als wir an einem Fenſter der oberen Etage das runzelige Geſicht einer alten Frau erſcheinen ſahen, welche uns mit zitternder Stimme zurief: ich komme ſchon! —

Dieſe Dame bewohnte allein das öde Haus, deſſen Beſitzer ſchon ſeit Jahren abweſend war. Sie zeigte uns einige leere Zimmer und das Portrait eines alten Schiffscapitains, des erſten Beſitzers dieſes Gutes; er war ohne Erben geſtorben. Darauf kam die Beſitzung an eine Seitenlinie, aber niemals hat ein Rouſſeau hier gewohnt, und Davenport hat niemals Wotton Lodge beſeſſen. Dieſe Worte überzeugten uns von unſerm Irrthume, und wir reiſten ſogleich nach Wotton-Hall ab. Auch dieſe Villa liegt vereinzelt, obgleich das Dorf Wotton ziemlich nahe iſt. Wotton-Hall ſieht in Bezug auf ſeine Bauart eben ſo alterthümlich aus, als Wotton-Lodge. Nördlich von der herrſchaftlichen Wohnung und dem Dorfe erhebt der Berg Weaver ſeinen grünen Gipfel und gewährt eine reizende Ausſicht. Nach Süden zu ſieht man in der Entfernung die Stadt Uttereter und ihre rauchenden Schornſteine, die Thürme von Cheadle und Aſhborne, Alton-Abbey, der Wohnſitz des Grafen v. Shrewsbury.

Die Familie Bromley, der Wotton-Hall jetzt gehört, befand ſich nicht im Hauſe, als wir daſelbſt ankamen. Handwerker waren beim Bau des Hauſes beſchäftigt. Der Hausverwalter ſagte uns, daß ſich nichts von Rouſſeau daſelbſt vorfände. Die zwei Zimmer, welche er bewohnte, waren wegen des Umbaues des Hauſes gänzlich fortgeriſſen. Nur eine Grotte war noch vorhanden, welche nach der Tradition ſein Lieblings-Aufenthalt war.

Im Dorfe ſelbſt waren wir bei unſern Nachforſchungen etwas glücklicher. Wir fragten den erſten Bauern, welcher uns begegnete, ob er wohl von einem Franzoſen habe reden hören der einſt im Schloſſe als Gaſt gelebt habe.

Ein Franzoſe? I ja, antwortete er, Sie meinen den alten Roß-Hall?

Ganz richtig, rief mein Begleiter aus, und ich war nicht wenig über die Verwandlung erſtaunt, die die guten Bauern von Wotton mit dieſem ſchon ſo lange europäiſchen Namen vorgenommen hatten. Keiner nennt ihn richtig. Einige nannten ihn ſogar den alten Droß-Hall. Da finde ihn heraus, wer es vermag.

Der Bauer erzählte uns weiter, daß es im Dorfe noch einige ſehr alte Leute gebe, welche ſich ſeiner noch ſehr gut erinnerten; er ſoll ein großer Kenner von Kräutern geweſen ſein und damit alle möglichen Krankheiten geheilt haben. „Der alte James Robinſon, fuhr der Bauer fort, der Pächter Burton hier nebenan und die alte Miſtreß Salt kennen ihn genau. Gehen Sie hin, und ſie werden Ihnen Alles mittheilen, was Sie wünſchen.

James Robinſon war ein munterer Greis von hundert Jahren.

Der alte Roß-Hall, rief er aus, als er unſer Anliegen vernommen hatte, o, von dem weiß ich zu erzählen; ich habe ihn oft genug mit ſeiner drolligen Müze und ſeinem türkiſchen Stocke geſehen, er ſuchte Kräuter.

Wir fragten ihn, ob er bisweilen mit ihm geſprochen hätte.

Geſprochen? ſagte er, ei wie ſo? Er verſtand ja nicht zwei Worte Engliſch.

Hatte der Fremde noch Jemand bei ſich?

Freilich, eine Frau, ſie hieß Madame Zell, aber ob es ſeine Frau war oder nicht, das kann ich nicht ſagen; die Nachbaren meinten, daß es nicht ſeine Frau war.

Wir lachten herzlich über Madame Zell (Mademoiſelle) und forſchten weiter:

Der Pächter Burton und Miß Salt erzählten daſſelbe. Sie ſprachen von ſeinen langen Spaziergängen, ſeinem ſon-

derbaren Anzuge und den großen Kräuterbündeln, welche er im Arme trug. Miß Salt fügte noch hinzu, ſie hätte ſich vor ihm gefürchtet, wenn er ihr auf dem Felde begegnete; er hätte wie ein Zauberer ausgeſehen, und ſeine ſchwarze Sammetmütze hätte ihr einen abergläubiſchen Schreck eingejagt.

Alle bezeigten übrigens die Bereitwilligkeit, mit welcher der alte Roß-Hall und Madame Zell, wie Thereſe Lavaſſeur allgemein genannt wurde, den Kranken beizuſtehen pflegten. Die braven Leute erinnerten ſich noch einer Anekdote, die nicht ohne Witz iſt. Als nämlich einmal die Familie Davenport nach der Reſidenz gereiſt war, wandelte den alten Diener, der zurück geblieben war, die Luſt an, ſeine rechtmäßige Ehehälfte zu prügeln. Auf ihr Geſchrei eilten die Bauern aus dem Dorfe herbei, und Madame Zell, die darüber ſehr entrüſtet war, nahm ihr Bischen Engliſch zuſammen und ſagte zu den jungen Mädchen: da ſeht ihr's, da ſeht ihr's; — heirathet ja nicht, heirathet ja nicht! —

Der Pächter Burton hatte ſich die Idee in den Kopf geſetzt, daß Roß-Hall ein aus ſeinen Staaten vertriebener Monarch geweſen ſein müſſe; deshalb war es uns erklärlich, daß unſere Nachforſchungen, die bald von Mund zu Mund gingen, in den Augen der Bauern von Wotton ſchnell eine hohe Wichtigkeit erlangten.

Wir würden ſie nur mit Mühe überzeugt haben, daß bloß Neugierde uns zu der Reiſe vermocht habe, und aus allen Enden liefen ſie herbei und fragten mit ernſter Miene, ob die Regierung den Roß-Hall ſuchen ließe, — oder ob es ſich darum handele, einen von ihm vergrabenen Schatz wieder aufzufinden?

Man ſagte uns, daß der Pächter Gallimore noch eine Pfeife und eine Mütze beſitze, die dem franzöſiſchen Edelmann

gehört hätten. Nichts war ergötzlicher, als unser Gespräch mit diesem mißtrauischen und verschlagenen Bauer. Auf alle Fragen antwortete er uns: Wovon handelt es sich? — Was beabsichtigen Sie damit? — Er wollte durchaus nicht glauben, daß meinen Fragen keine hinterlistige Absicht zu Grunde läge; er schüttelte den Kopf, warf uns einen schielenden Seitenblick zu, und ich konnte nur folgende Worte aus ihm herauslocken: „Das ist eine sehr alte Geschichte, — o, eine sehr alte Geschichte!“—

Seine Frau zeigte sich etwas vernünftiger. Sie führte uns in ein Zimmer und erklärte uns, daß sie uns sehr verbunden sein würde, wenn wir ganz offen sagen wollten, warum so viele Menschen sich so eifrig um den alten Roß-Hall bekümmerten? Wir suchten ihr begreiflich zu machen, daß man an einem großen Schriftsteller immer ein solches Interesse nähme, und es gelang uns fast, sie davon zu überzeugen. — Sie trug nun wenigstens kein Bedenken mehr, uns zu sagen, daß sie wirklich bis vor Kurzem noch eine schwarze Sammetmütze und eine Pfeife, die aus Wotton-Hall stammten, aufgehoben hätten; aber als eines Tages vornehme Leute diese Gegenstände zu sehen verlangt hätten, habe man sie aus dem Schranke hervorgeholt und nach der Abreise dieser vornehmen Herren weder die Mütze, noch die Pfeife wiedergefunden. Man beschuldigte die Handwerker, die damals dort arbeiteten, diese beiden Dinge gestohlen zu haben. Sie fügte hinzu, daß ein Pächter, dessen Vater bei der Familie Davenport im Dienste gestanden hätte, noch eine Mütze besitze, die Roß-Hall dem Letzteren geschenkt habe. Wir begaben uns nun zu diesem Pächter und sahen die Mütze, sie war von grobem baumwollenem Zeuge und mit silbernen Troddeln verziert, aber da sie im Schubfache des Küchentisches gelegen hatte, so war sie von den Motten schon

ziemlich beſchädigt worden. Mein Begleiter bot einen anſehnlichen Preis dafür, der Eigenthümer erklärte uns aber, daß er ſich nicht davon trennen wollte: Es wäre, ſagte er, ein altes Andenken von ſeinem Vater. —

Bald darauf erhielten wir auf weitere Nachforſchungen von dem Beſitzer von Wotton, Herrn Walter Davenport Bromley, die Nachricht, daß in dem Schloſſe auch nicht das geringſte Andenken von Rouſſeau ſich vorfinde.

Hundertſiebenundſiebenzigſtes Kapitel.

Die beiden Ladys.

Gentleman S.... und F.... — Etwas Verſchämtes. — Amor. — Rache zweier Eiferſüchtigen. — Die Ueberraſchung.

Herr W.., mit dem ich dieſe Reiſe nach Rouſſeaus Aſyl gemacht hatte, war ein junger Offizier, der mir in jeder Beziehung recht wohl gefiel.

Wir hatten uns bald verſtändigt, d. h. wir wurden allmählig mit der Idee vertraut, uns zu verheirathen.

Jedoch wollte ich dieſen ſo bedeutſamen Schritt nicht thun, ohne alle mögliche Vorſicht zu gebrauchen.

Als Kind wurde ich betrogen, als Frau wollte ich mich nicht ſelbſt betrügen.

Mr. M.., ſagte ich alſo, Sie wollen mich heirathen, gut; ich bin Ihnen gerade nicht abgeneigt, Sie werden kein größeres Ungeheuer, als die anderen Männer ſein, ich hoffe vielmehr, ein weit kleineres. Heirathen Sie mich in Gottes Namen, — aber Sie werden mir erlauben, daß ich Sie zuvor prüfe, ob Sie auch alle diejenigen Bedingungen in ſich vereinigen, welche zum Glück einer Ehe unerläßlich ſind.

Sie wollen mich prüfen, ſagte Herr M.., nachdem Sie

eine ſo ſchmeichelhafte Vorausſetzung in Bezug auf meinen Charakter ausgeſprochen haben?

Beruhigen Sie ſich, Mr. M.., ohne dieſe Vorausſetzung würde ich Ihre Anträge lediglich zurückgewieſen haben.

Aber worin ſoll denn dieſe Prüfung beſtehen? Welche Eigenſchaft iſt es hauptſächlich, die Sie bei mir ſuchen?

Die Hauptſache, verſetzte ich, iſt die, daß Sie keine Eiferſucht beſitzen.

O, nichts weniger, meine Schöne, rief Mr. M..

Nun, wir wollen ſehen, ich beſtimme eine vierzehntägige Probezeit.

Mr. M.. war damit zufrieden, und ich that nichts weiter, — als mir ſelbſt treu zu bleiben.

Es drängten ſich in England ſehr viel Männer zu mir, und hätte ich meine Hand vergeben wollen, ich hätte ſo viele Hände, wie Argus Augen gehabt, haben müſſen.

Einer, ein Herr H..., welcher ebenfalls Offizier war und ein bedeutendes Vermögen beſaß, zog beſonders meine Aufmerkſamkeit auf ſich, und da auch er mich mit ſeinen Anträgen verfolgte, ſo gab ich ihm daſſelbe Verſprechen, welches ich Mr. M.. gegeben hatte, auf eben dieſelbe Bedingung hin.

Freilich wußten dieſe beiden Herren nun nicht, daß ſie mit einander in Correſpondenz geſetzt waren, und dieſe Prüfung ſchien recht erbaulich werden zu wollen.

Da ich nun gewiſſermaßen doppelt verlobt war, ohne es ein einzig Mal zu ſein — und ich hoffe, daß die Geſetze mir dieſes nicht zum Verbrechen machen werden — ſo glaubte ſowohl der Herr M.., als der Herr H... ein Anrecht auf meine Treue und Zärtlichkeit zu haben, und das war mir auch willkommen

Gleichwohl hätte ich ſie aber einer zu harten Probe aus-

geſetzt, wenn ich ſelbſt zu viel Zärtlichkeit gegen ſie geäußert hätte, da es noch ſehr zweifelhaft war, welcher von beiden Herren, oder ob überhaupt einer von ihnen der Verſuchung zur Eiferſucht widerſtehen würde.

Außer dieſen beiden Herren waren es noch zwei andere, aber etwas ältere Gentlemens, welche mich mit ihren Liebesanträgen verfolgten, und die ein wenig zu foppen mir ungemein vielen Spaß gewährte.

Ich ſagte jedem dieſer beiden Herren, von denen ich ſehr bald erfahren hatte, daß ſie verheirathet ſeien, meine Liebe zu, ich erklärte ihnen, daß ſie mir den Kopf ganz verrückt gemacht hätten, kurz, daß ſie diejenigen Männer ſeien, welche ich einzig und allein wahrhaft lieben könnte.

Man kann ſich leicht einen Begriff machen, in welche Entzückung dieſe beiden Herren Gentlemens durch meine Erklärung verſetzt wurden; denn ſie waren ſeit Jahren gewohnt, von ihren Ladys zu hören, daß ſie die häßlichſten, unausſtehlichſten, miſerabelſten Männer ſeien, welche Gottes Erde hervorgebracht habe.

Nachdem ich ihnen, — natürlich jedem allein, — ein ſo animirendes Geſtändniß abgelegt hatte, brannten ſie vor Verlangen, zu einigen Realitäten zu kommen, und ich verſprach ihnen ein Rendez-vous.

Natürlich hütete ich mich wohl, den Herren H. und M. etwas von dieſem Spaße zu ſagen, da ich ſie ebenfalls dabei auf die Probe ſtellen wollte.

Die beiden Gentlemens aber, welche außer ſich vor Freuden waren, daß ſie einen ſolchen Triumph über ihre jüngeren Nebenbuhler erlangt hatten, theilten den Herren M. und H. ihren Sieg mit, welche jedoch im Anfang nicht daran glauben wollten und den Gentlemens in's Geſicht lachten.

Dieſe wurden bitterböſe und theilten ihnen Tag und Stunde mit, zu welcher ich ſie eingeladen hatte.

Dieſe Zeit war allerdings ein wenig verfänglich, denn es war die neunte Stunde Abends.

Obwohl nun weder Mr. M. noch Mr. H. an die Nebenbuhlerſchaft dieſer beiden Leute recht glauben wollten, ſo dachten ſie am Ende doch:

Sie iſt ein Weib, — wer weiß? —

Die Weiber haben oft närriſche Sympathien, ſie verlieben ſich zuweilen wüthend in die häßlichſten Männer, während ſie die ſchönen mit dem gleichgültigſten Auge betrachten.

Man muß der Sache doch einmal nachſpüren, dachte Mr. M.

Und ganz ebenſo dachte Mr. H.

Nur Eines wollte dieſe Herren noch nicht faſſen, daß ich die beiden Gentlemens zu einer und derſelben Zeit beſtellt hatte. Die beiden Gentlemens lachten ſich gegenſeitig aus und nannten ſich gegenſeitig Aufſchneider und Gott weiß was noch.

Denn als der eine der Herren M. und H. ſagte, die Gräfin v. Landsfeld hat mich um 9 beſtellt, um mir Alles zu gewähren, verſetzten dieſe Herren, das iſt nicht möglich, denn Mr. F. iſt, wie er ſagt, zu eben und derſelben Zeit zur Gräfin beſchieden worden.

Das iſt nicht möglich, betheuerte nun der Gentleman, der Mr. F. iſt ein Lügner.

Mr. F. betheuerte dasſelbe, und die Herren M. und H. glaubten natürlich ebenfalls dasſelbe, d. h. daß einer von ihnen oder beide Aufſchneider ſein müßten.

Dennoch beſchloſſen ſie, der Sache weiter nachzuforſchen.

Aber, ſagten ſich dieſe Herren, würde das nicht gegen den Accord ſein? Würde das nicht Eiferſucht verrathen?

Sollte nicht etwa dieſe ganze Geſchichte eine Falle für uns ſein?

Es wäre vielleicht beſſer, wir kümmerten uns um die ganze Geſchichte nicht und warteten ab, bis ſie uns ſelbſt dieſe Neckerei mittheilt.

So dachten die Herren, natürlich Jeder für ſich, denn dieſe beiden Herren hatten eben keine Urſache zu vertraulichen Mittheilungen.

Doch die Neugierde überholte alle Reflexion, alle Vernunft.

An dem verhängnißvollen Tage waren es nicht weniger als acht Augen, acht gentlemenſche Augen, welche voll Angſt, Hoffnung und Erwartung auf meine Wohnung ſich richteten.

Ich blickte aus dem Fenſter, um das Terrain zu recognosciren.

Mr. M. ſtand meinem Hauſe gerade gegenüber, er ſah mich und grüßte, that aber, als ginge er nur vorüber.

Bald darauf ſah ich ihn neben meinem Hauſe Poſto faſſen.

Den Herrn H. ſah ich nicht, ich vermuthete aber, daß er auch ſchon irgend wo ſeinen Platz gewählt habe.

Zur beſtimmten Zeit ſah ich den einen Gentleman mit rothem, freudeſtrahlendem Antlitze und raſchen Schritten meinem Hauſe zueilen.

Ich ging ihm entgegen und fühlte mich ſo aufgelegt, wie ſeit langer Zeit nicht, zu einem recht tollen Streiche.

Ich empfing alſo den Gentleman mit einer ſo ſchmachtenden Miene, als ich nur immer anzunehmen vermochte.

Ich drückte ſeine Hand und fuhr mit meiner Hand über ſeine Naſe hinweg, gerade wie ich meinen allerliebſten Pudel, Georgé, zu liebkoſen gewohnt war.

Der Gentleman trug etwas in der Hand, was ich nicht er-

kennen konnte, denn er hatte es mit seinem Taschentuche höchst sorgfältig umhüllt.

Rathen Sie, sagte er mit sehr geheimnißvoller Miene, welcher er einen Anflug von Schelmerei zu geben versuchte, was ihm jedoch ziemlich mißglückte, rathen Sie, was ich unter dieser Verhüllung habe?

Wie soll ich das errathen? Vielleicht ein Kaninchen, oder einen Papagei, oder sonst ein Thier?

Nein, fehlgeschossen, sehr fehlgeschossen, sagte er, ich habe darunter etwas — sehr Verschämtes.

Etwas Verschämtes? —

Ja, meine Liebe, ich fürchte mich fast, es zu enthüllen, denn dieses Taschentuch ist das einzige Kleid, welches der Arme trägt.

Sie machen mich in der That sehr neugierig, Sir.

Neugierig? Ha! ha! ha! Diese Ladys sind Alle sehr neugierig bei solchen Dingen.

Aber so öffnen Sie doch endlich ihr Taschentuch und lassen Sie mich einmal sehen, welche Dinge Sie da haben!

Hi! hi! hi! Das konnte ich mir denken. Rasende Ungeduld, nicht wahr? Nun, ich werde enthüllen, — passen Sie auf, — hier ist es! —

Ich sah weiter nichts, als einen kleinen Amor. Dieser kleine Amor war aber eine kostbare Antike.

Ich weiß, sagte der Gentleman sehr galant, daß Sie eine große Liebhaberin von dergleichen Dingen sind, denn ich sehe ja hier weiter nichts, als solche Puppen, die gerade so aussehen, als kämen sie so eben vom Paradiese her, und da habe ich denn geglaubt, daß Ihnen ein derartiges Geschenk sehr angenehm sein würde.

O, ich bin Ihnen sehr dankbar, aber wie haben Sie es angefangen, eine so köstliche Antike zu erwischen?

Nun, ich forschte, bei wem man solche Puppen kaufen könne, und ging dann zu dem bezeichneten Manne.

Aber wie kamen Sie gerade auf den Amor?

Er sollte mir eine Puppe geben, sagte ich dem Verkäufer, die sich am besten dazu eigne, sie der Dame seines Herzens zum Geschenk zu machen.

Ah, — auf diese Weise haben Sie den armen Amor bei seinen Fittigen gepackt.

Ja, bei seinen Fittigen, — schmunzelte der Gentleman und machte nun eine so zärtliche Miene, als wollte er mich aus lauter Liebe verschlingen. —

In diesem Augenblick hörten wir pochen.

Mein Gott, sagte ich, wer kann das sein, zu einer so ungelegenen Stunde, ich habe mir ja alle Visiten verbeten.

Ist die Thüre nicht verschlossen? fragte der Gentleman.

Ich begreife nicht, — die Domestiken haben strenge Ordre, jeden Besuch abzuweisen.

In diesem Augenblick pochte es zum zweiten Male.

Der Gentlemen wurde plötzlich sehr nachdenkend.

Hm, — Lady, sagte er, das wäre ein schöner Streich, — aber der Patron ist gerade dazu fähig.

Was meinen Sie?

Nun, der Mr. S. hat sich gegen mich und Andere gerühmt, daß Sie ihm — — nun, daß Sie in ihn rasend verliebt seien, und daß er heute um neun Uhr eine Schäferstunde bei Ihnen genießen würde.

Der Abscheuliche!

Ja, es ist empörend, niederträchtig, — wahrscheinlich thut er es aus Neid, aus Rache gegen mich.

Aber wie ſollte er wiſſen, daß Sie jetzt gerade bei mir ſind? fragte ich, den Gentleman ſcharf anſehend, welcher ſich über ſeine Dummheit in die Lippen biß.

Wie er das wiſſen kann? Ja, wer das wüßte, auf welche Weiſe ein ſo frecher Patron die Geheimniſſe anderer Leute erfährt.

Mr., ſagte ich ſehr ernſt, dieſe Intrigue iſt abſcheulich, und wir müſſen den Menſchen dafür züchtigen.

Freilich muß er gezüchtigt werden; ich werde ihn todtſchießen.

Thun Sie das, die Strafe wäre nicht zu hart; aber ich gedenke ihn noch empfindlicher zu ſtrafen.

Noch empfindlicher?

Es pochte jetzt zum dritten Male.

Ich klingelte und fragte mein herbeieilendes Kammermädchen, welchem ich unterſagt hatte, den Gentleman anzumelden, mit verſtelltem Zorn, wie ſie die Leute bis an meine Thür laſſen könnte, ohne ſie zu melden?

Frau Gräfin, ſagte ſie, es iſt der Mr. S..., welcher mich, als ich ihn anmelden wollte, bei Seite ſchob, mir ſeine Hand oder vielmehr eine Guinee auf den Mund drückte, und ohne Weiteres auf Ihr Zimmer zuſchritt.

Der Unverſchämte! rief der Gentleman voll Entrüſtung.

Eine empörende Unverſchämtheit! rief ich und befahl meinem Kammermädchen, dem Gentleman zu ſagen, daß er ſich noch einige Augenblicke gedulden ſollte, ich würde ihn ſogleich empfangen.

Nach dieſer Vorbereitung ſagte ich zum Gentleman, welcher über dieſe Störung ſehr ungehalten war:

Haben Sie die Güte, mir Beiſtand zu leiſten, damit ich eine ſolche Unverſchämtheit nach Gebühr züchtigen kann.

Gern, gern, rief der Gentlemen, was befehlen Sie?

Sie müssen sich schon eine Metamorphose gefallen lassen.

Eine Meta — — —, ist das Ihr Kammermädchen? — —

Nein, Mr., es ist nur eine Verwandlung.

Ah, — eine Entkleidung meinen Sie? —

Ich meine vielmehr eine Umkleidung. Hier ist eine Robe, hier eine Mütze —

Wie, ich soll ein Frauenzimmer werden?

Ja, Sie sollen den Gentleman statt meiner empfangen.

Aber er wird mich ja gleich erkennen.

Wir werden das Licht auslöschen.

Und was soll ich mit ihm beginnen?

Warten Sie nur ab, bis er mit Ihnen beginnt.

Mit mir? Alle Wetter, das ist nicht sehr angenehm, Lady, von einem Mann einen Kuß zu empfangen.

Sie können ihn mit einer Ohrfeige erwidern.

Das ist wahr, — nun gut, machen Sie mich in Gottes Namen zu einer Matrone, wir wollen sehen, — helfen Sie mir nur gefälligst, Toilette zu machen, denn ich verstehe mich wahrhaftig besser darauf, Kleider aus- als anzuziehen.

Ich half dem Tropf bei seiner Toilette, indem ich ihm ein Kleid meines Kammermädchens überzog, welches aber lange nicht weit genug war, den inhaltsschweren und umfangreichen Gentleman aufzunehmen. Von allen Seiten rissen die Näthe aus, indeß half mein Kammermädchen diesem Uebelstand bald wieder ab, und nach einigen Minuten war der ehrenwerthe Gentleman, bis auf seinen blonden und etwas lichten Bart, eine ziemlich gut proportionirte Frau, welche den Hökerinnen keine Schande gemacht hätte.

Nun bin ich Meta — — —, sagte er ganz erfreut, und

was werde ich dann ſein, wenn ich die Meta — — — wieder ablege, meine ſchöne Lady?

Nun, dann werden Sie ein Mann ſein.

Ein Mann, ſehr wohl geſprochen, ein Mann, durchaus ein Mann und nichts anderes, und welch ein Mann, nun, Sie werden ſchon ſehen — —

Jetzt ſind Sie fertig, ſagte ich, ich werde mich nun zurückziehen.

Ich befahl meinem Kammermädchen, den Gentleman eintreten zu laſſen, während ich ſelbſt das Zimmer verließ und — nach dem Theater fuhr.

Ich habe es nicht mit eigenen Augen geſehen, was ſpäter in meiner Wohnung zwiſchen den beiden Gentlemens vorging, aber dieſes Luſtſpiel endete ſehr tragiſch.

Man glaube nicht, daß etwa ein Duell dieſem Luſtſpiele eine ſo höchſt tragiſche und unvermuthete Wendung gegeben habe. —

Nein, dieſe beiden Gentlemens hätten ihre beiderſeitige Zärtlichkeit höchſtens in eine Boxerei verwandelt, was nur einiges Naſenbluten und Augengeſchwulſt zur Folge gehabt haben würde.

Es traten vielmehr noch zwei andere Gentlemens auf die Bühne, und was das Schlimmſte von Allem war — noch zwei Ladys.

Die Sache verhielt ſich alſo:

Als nämlich der Mr. M . . den Gentleman zu mir hinaufgehen ſah, war er ſo wüthend über den Gentleman und über mich, daß er auf Rache ſann.

Sie foppt dich doch, dachte er, um einen ſolchen Menſchen vergißt ſie dich, einen ſo miſerablen Patron zieht ſie dir vor, du mußt dich rächen.

Aber wie? —

Den glücklicheren Nebenbuhler todtzuſchießen, — dieſer Gedanke kam ihm wohl, aber er verwarf ihn mit moraliſcher Entrüſtung, denn er ſagte ſich, daß eine ſolche Strafe zu viel Ehre für den Gentleman ſei.

Ich werde es ganz anders machen, murmelte Mr. M.., welchem ein ſehr glücklicher Gedanke durch den Kopf ging.

Gedacht, gethan.

Mr. M . . verließ ſeinen Poſten, näherte ſich einem Omnibus, und als er ihn eben beſteigen wollte, kam Mr. H.... gerade auf ihn zu.

Wohin mein lieber M . .? fragte ihn H ....

Wohin? Wohin? — —

Mr. M . . beſann ſich einen Augenblick, ob er H .... ſeinen Plan mittheilen ſollte, doch endlich entſchloß er ſich dazu.

Ich kann Ihnen eine fürchterliche Geſchichte mittheilen, ſagte M.. mit einer ſehr wichtigen Miene, aber eine ſehr ſchlimme Geſchichte! —

So! Laſſen Sie hören.

Ich habe Eile, ich muß handeln, — wenn Sie die Sache hören wollen, ſteigen Sie mit in den Omnibus. —

Wen betrifft denn Ihre Geſchichte?

Wen ſie betrifft? — Mich, — Sie, — die Gräfin v. Landsfeld. —

Die Gräfin v. Landsfeld? — gut, ich ſteige ein.

So ſaßen denn beide Herren im Omnibus, und Mr. M.. zögerte nicht, ſeinem Freunde H ... ſeine Entdeckung mitzutheilen.

Als er damit zu Ende war, ſagte H ...: es iſt ſonderbar, — ich will Ihnen nur geſtehen, daß ich eben den andern Gent-

leman S. zur Gräfin habe gehen ſehen, und daß alſo dieſe beiden Herren wirklich nicht gelogen zu haben ſcheinen. —

Meinetwegen mag ganz London zu ihr gehen, rief M.. ärgerlich, aber Sie ſoll ſich nicht auf meine Koſten mit ihnen luſtig machen.

Auf Ihre Koſten, mein lieber M..?

Allerdings, die Abſcheuliche hat mir die Ehe verſprochen.

Sie hat Ihnen die Ehe verſprochen, rief H.... erſtaunt.

Scheint Ihnen das ſo unmöglich zu ſein?

Durchaus nicht, verſetzte H..., und biß ſich auf die Lippen

Aber ich werde mich rächen!

Und was haben Sie vor?

Sie wiſſen, daß S. verheirathet iſt, daß er, wie er uns ſelbſt mittheilte, eine ſehr ſtörriſche und böſe Frau hat. —

Ja ich erinnere mich.

Nun, ich will zu ihr hinfahren und ſie der Landsfeld auf den Hals ſchicken.

Der Plan iſt köſtlich. Hat der Gentleman F. nicht auch eine Frau?

Allerdings, ſie ſoll nicht viel beſſer ſein als die Frau v. S.

Nun, ich denke es wäre ſehr gerecht, wenn man auch dieſe Frau über den Aufenthalt ihres Mannes in Kenntniß ſetzte.

Allerdings, das iſt nicht mehr als billig.

Die beiden Herren machten ſich alſo daran, ihren abſcheulichen Plan auszuführen, der ihnen nur zu gut zu gelingen ſchien.

Wir wollen aber nun ſehen, was indeſſen die beiden Gentlemens gemacht haben.

Der Mr. S... trat ſehr ſachte in das Zimmer und wunderte ſich nicht wenig, dieſes dunkel zu finden.

Indeſſen tröſtete er ſich ſehr bald über dieſen Uebelſtand, denn im Grunde, wozu ſollte das Zimmer erleuchtet ſein?

Iſt die Liebe ſich nicht ſelbſt Licht genug?

Alſo Gentleman S... war es ſehr wohl zufrieden, und dieſe Zufriedenheit ſteigerte ſich zum höchſten Entzücken, als er ſich plötzlich leiſe berührt und auf's Kanapee hingezogen fühlte.

Nun folgte eine ſehr feurige Umarmung, aber zu früh ſchien ſich Mr. S's Backenbart zu verrathen, denn der Mr. S. ſchrie laut auf und fluchte wie ein Schiffscapitain.

Zum T..., rief er, haben Sie denn einen Backenbart, Gräfin?

Die vermeintliche Gräfin hütete ſich wohl, irgend ein Wort zu ſagen, denn ihre Stimme hätte ſicher den Backenbart ſehr gut commentirt.

Aber das Schweigen half ihm doch nichts, es gab da Dinge, welche ſehr beredt waren. Mr. S. ſchrie nach Licht. Mr. F., welcher ſich von den Armen des andern Gentleman auf eine kanibaliſche Weiſe feſt umſchloſſen ſah und kaum athmen konnte, ſchrie ebenfalls nach Licht, — mein Kammermädchen, welches dieſen entſetzlichen Skandal hörte, ſcheute ſich aber, in's Zimmer zu treten, da ſie mancherlei und wohl auch nicht ganz unbegründete Furcht hatte.

Endlich aber ging die Thüre auf, und ein Lichtſtrahl drang in's Zimmer, und mit dieſem matten Lichtſtrahl drangen noch ein paar andere Weſen ein, welche Feuer und Funken ſprühten, nämlich die beiden — Lady's.

Die eine wunderte ſich ſehr, ihren Mann nicht zu finden, dagegen war die Frau des Gentlemans S. um ſo erzürnter, je verdutzter und wie aus den Wolken gefallen er daſaß.

Die beiden Lady's, welche ſicher ſehr viel Geiſt und Entſchloſſenheit beſaßen, theilten ſich nun in Folge eines ſtillſchweigenden Einverſtändniſſes in die Rollen.

Während nämlich die Lady S... über ihren ungetreuen Ehegemahl herfiel und mit ihm das sechste Gebot repetirte, hatte ſich die andere Dame die vermeintliche Lola Montez zum Ziele ihrer Definitionen auserſehen, und Beide ſchlugen mit ſolchem Tact auf die breiten Schultern und die vollen Wangen der Gentlemens los, daß der beſte Kapellmeiſter bei ihnen hätte in die Lehre gehen können.

Alſo hier bei dieſem abſcheulichen Frauenzimmer finde ich Dich! rief Lady S.

Der Mr. S. war klug genug, das größte Stillſchweigen zu beobachten und ſein Geſicht ſo abzukehren, daß ſeine holde Ehehälfte ihn nicht erkennen konnte.

Auf dieſe Weiſe hoffte er ſich mit Ehren aus dieſer kitzlichen Situation zu retten.

Aber der andere Gentlemen hatte an dieſem Qui pro quo kein gleiches Intereſſe, vielmehr ſtand er in einem weit beſſerem Lichte vor ſeiner Frau da, wenn dieſe den Gentleman erkannt hätte.

Aber es war ihm unmöglich, zu Worte zu kommen.

Die Erbitterung und eheliche Entrüſtung der beiden Frauen war zu groß, ihr Eifer, ihre Wuth, die Bewegung ihrer Zungen, welche von ihren Fäuſten accompagnirt wurden, geſtatteten ihnen nicht, nach etwas Anderem zu hören.

War die Schuld der beiden Ehemänner nicht ſonnenklar?

Wozu ſollten ſie noch Entſchuldigungen hören?

Und von Verzeihung konnte keine Rede ſein.

Erſt als der Sturm ſich ein wenig gelegt hatte und die Damen von ihrer allzugroßen Anſtrengung ſo ermattet waren, daß ſie einiger Erholung bedurften, gelang es dem armen S.., den Kopf des andern Gentleman umzudrehen und die Damen ihren Irrthum ſehen zu laſſen.

Die armen Frauen ſtanden wie vom Blitz getroffen da, ſie wußten nicht, was ſie zu dieſer Scene ſagen ſollten, und die beiden Gentlemens wußten eben auch nichts anderes zu ſagen, als daß ſie den ganzen Spaß unternommen hätten, um ihre eiferſüchtigen Frauen einmal tüchtig anzuführen.

Die beiden Urheber dieſer Scene, Mr. M. und H., waren inzwiſchen ebenfalls angekommen, um die Entwickelung der Scene, welche ſie herbeigeführt, mit anzuſehen. Sie hatten Mitleid mit den armen Teufeln und traten auf ihre Seite. Warum ſollten ſie auch nicht, es war ja ihr eigenes Geſchlecht, welches in die Falle gegangen war, und die ganze Scene endete mit einer allgemeinen Verſöhnung derjenigen Perſonen, welche noch kurz vorher in ſo feindliche Berührung gekommen waren.

Als ich nach Hauſe kam, vernahm ich von meinem Kammermädchen das Vorgefallene.

Natürlich konnte ſie mir die Hauptſache nicht aufklären, auf welche Weiſe nämlich die beiden Frauen erfahren hatten, daß ſie ihre ungetreuen Ehemänner bei mir finden würden.

Aber was das anbetraf, bedurfte es von meiner Seite keiner großen Sehergabe, um die Urſachen dieſes Scandals zu errathen.

Warten wir, dachte ich, wenn die Herren M. und H. kommen, — ſie ſind es, welche die Frauen herbeigerufen haben, um mir einen böſen Streich zu ſpielen, — denn ſie konnten ja nicht wiſſen, daß ich nicht zu Hauſe war. Ich werde mich aber für dieſe Niederträchtigkeit rächen.

Als mich am andern Tage die beiden Herren beſuchten, — der Termin zur Antwort war gerade abgelaufen, — that ich, als wüßte ich von nichts. Als ſie aber von mir eine Entſcheidung begehrten und ſie ſich darauf beriefen, daß ſie trotz vielfacher

Veranlaſſung zur Eiferſucht ſolche dennoch nicht gezeigt hätten, vielmehr in der vollkommenen Ueberzeugung, daß ich ſie nur in Verſuchung hätte führen wollen, jede derartige Regung unterdrückt hätten, da lachte ich laut auf und erklärte ihnen, daß ich Männer, welche durch zwei ſolche unliebenswürdige Gentlemens, wie die Herren M. und S., in Eiferſucht gerathen könnten und ſich dadurch zu ſolchen ſchlechten Handlungen hinreißen ließen, niemals heirathen würde.

Die Herren wurden ſehr blaß, als ſie meine Entſcheidung hörten. Sie machten tauſendfache Betheuerungen, ich blieb taub für alle ihre Vorſtellungen und hatte endlich die Genugthuung, mich von dieſen beiden Anbetern — für immer befreit zu ſehen.

Eine Rache konnten ſich aber dieſe beiden Herren dennoch nicht verſagen.

Sie machten den Vorgang mit den beiden Ladys in verſchiedenen Zeitungen bekannt. Dagegen wäre nun nichts einzuwenden geweſen, man muß gekränktem Eigendünkel ſchon dergleichen zu Gute halten, aber die Herren ließen ſich von ihrem Verdruſſe dazu verleiten, den ganzen Hergang zu entſtellen, und ich konnte zu meiner Verwunderung leſen, daß die beiden Ladys mich ſelbſt vorgefunden und etwas unſanft mit mir in Colliſion gerathen wären. Die ganze Darſtellung endete mit dem höchſt moraliſchen Satze, der etwas verſteckt ausgedrückt war:

So muß es allen Frauen ergehen, welche die armen Männer ihren Ehefrauen abſpenſtig machen und das Familienglück zerſtören.

Die armen Männer!

Wenn ſie nur nicht ſo moraliſch wären.

Hundertachtundſiebenzigſtes Kapitel.

Wieder eine Heirath.

Im Theater. — Mr. Heald. — Ein merkwürdiger Liebesſtreich. — Reſignation.

Obgleich ich von vier Anbetern auf einmal befreit war, trat durchaus kein Mangel an ſolchen ein.

Aber ich hatte es ſatt, — die Männer zu probiren.

Man mag mit ihnen beginnen, was man wolle, das Reſultat bleibt ſtets daſſelbe.

Die Männer ſind eiferſüchtig ohne Ausnahme.

Man hat ſich alle mögliche Mühe gegeben, dieſe Empfindung, welche man Eiferſucht nennt, zu erklären, d. h. in ihre Atome zu zerlegen.

Den Männern iſt dieſe Erklärung vollkommen mißglückt, und die Frauen haben zu dieſen Erklärungen einen eben ſo mißrathenen Commentar gemacht.

Die Eiferſucht iſt keine Leidenſchaft.

Die Eiferſucht iſt — Mißtrauen.

Das Mißtrauen aber, welches ſehr oft aus dem Bewußtſein des eigenen Unrechts entſteht, iſt ein gewöhnlicher Fehler aller Despoten und mithin auch der Männer.

Das Mißtrauen entſteht aber auch aus dem Bewußtſein der Schwäche, — und daher iſt die Eiferſucht auch ſehr oft ein Fehler der Frauen.

Die Eiferſucht iſt alſo allen Männern ohne Unterſchied, je nach den Umſtänden in größerem oder geringerem Grade eigenthümlich, und wenn man die Männer will, muß man dieſen Fehler mit in den Kauf nehmen.

Ich beſchloß alſo, ferner darauf keine Rückſicht zu nehmen und ihn allen anderen Fehlern hintenan zu ſtellen.

Unter meinen Bekannten befand ſich ein Offizier, welcher außer einigen Dingen, die mir mißfielen, Eigenſchaften beſaß, welche mich für ihn einnahmen.

Zu ſeinen ſchlimmen Eigenſchaften gehörten auch einige Verwandte, welche über das Verhältniß des jungen Offiziers zu mir ſehr erbittert waren.

Sie ließen nichts unverſucht, unſere Verbindung zu hintertreiben.

Aber es gelang ihnen nicht. — Schon zu oft hatten mich böſe Leidenſchaften und Vorurtheile gezwungen, ein nahes Glück aufzugeben, — ich war entſchloſſen, mich bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen.

Herr Heald, ſo hieß mein Verlobter, war tapfer und jugendlich, er hatte einen ſcharfen Verſtand, Unternehmungsgeiſt und viel Vermögen.

Unſere Ehe wurde geſchloſſen trotz aller Intriguen, die uns hindern wollten.

Wir hatten uns auf eine merkwürdige Weiſe kennen gelernt.

Herr Heald ſah mich im Theater, und am nächſten Tage ſandte er mir folgenden Brief:

„Frau Gräfin!

Geſtern hatte ich das Glück, unter den vielen ſchönen Da-

men, welche im Theater waren, eine zu ſehen, welche mir mehr als alle anderen gefiel. Sie waren es. Ich ſuchte mich nach Ihnen zu erkundigen und erhielt ſehr befriedigende Auskunft, d. h. Jedermann lobte — und Jedermann tadelte ſie! Konnte ich ein beſſeres Zeugniß Ihrer Liebenswürdigkeit erhalten? Ich erfuhr, daß Sie zwar viele Anbeter, aber keinen Mann hätten, — es iſt alſo noch Platz für dich, dachte ich, und dieſer Gedanke beglückte mich und ſtörte die Ruhe meiner Nacht. Ich konnte alſo am Morgen nichts Beſſeres thun, als Ihnen dieſe Zeilen zu ſenden. Ich biete Ihnen in allem Ernſte meine Hand an, es iſt die Hand eines Ehrenmannes, und füge zum Ueberfluß noch hinzu, daß ich ein hinreichendes Vermögen beſitze, alle Launen einer geiſtreichen und ſelbſt eitlen Frau zu befriedigen, im Falle Sie das Letztere, was ich jedoch keineswegs vorausſetze, ſein ſollten. Ich bitte ſchließlich, dieſe Zeilen 24 Stunden zu überlegen und ſich um die Antwort nicht zu bemühen. Ich nehme mir die Freiheit, ſie morgen perſönlich in Empfang zu nehmen."

Dieſer Brief erforderte keine Ueberlegung, ich war bald entſchloſſen, und als mich Herr Heald am anderen Tage beſuchte, ſagte ich ihm:

Sie ſind entſchloſſen, mich mit allen Fehlern, welche ich beſitze, zu heirathen; nun gut, Sie werden gewiß auch die Ihrigen haben, und da iſt Nachſicht der beſte Vermittler. Sie bieten mir Ihre Hand an, ich ſchlage ein, — wir wollen hoffen, daß unſere Herzen mit unſeren Händen übereinſtimmen.

So ward ich denn zum zweiten Male eine Frau. —

Nach allen trüben Erfahrungen, welche ich gemacht hatte, konnte ich doch die Erkenntniß nicht von mir weiſen:

daß ſich an der Hand eines Mannes, am beſten die Tyrannei der Männer bekämpfen laſſe.

Hundertneunundſiebenzigſtes Kapitel.

Abſchied von den Leſern.

Mein Streben. — Der Kampf der Welt. — Religion. — Politik. — Philoſophie.

Wir ſtehen an dem Schluſſe dieſer Memoiren.

Zwar noch viel, ſehr viel könnte ich niederſchreiben.

Ich könnte noch manche männliche Thorheit enthüllen, auch noch von mancher weiblichen Schwäche erzählen.

Aber iſt es nöthig, daß man Alles ausplaudert, was man weiß?

Ich habe dem ſtarken Geſchlechte überall den Fehdehandſchuh hingeworfen und ihm gezeigt, wie wenig Recht es hat, ſich in moraliſcher Hinſicht über uns Frauen zu erheben.

Ich habe den Frauen gezeigt, daß, — wenn ſie verſtänden, die Schwäche der Männer zu nützen, ſie überall aufhören würden, das ſchwache Geſchlecht zu ſein.

Es wäre kein Unrecht, ſich jedes Vortheils gegen die Eitelkeit und Anmaßung der Männer zu bedienen.

Ich war weit entfernt, mich beſſer darzuſtellen, als ich bin,

und meine Schuld ist es nicht, wenn ich dadurch besser geworden bin, als der Ruf mich gemacht hat.

Der Ruf einer Frau ist oft weiter nichts, als der Widerhall der Bosheiten jener Männer, welche die Frauen so gern schwach und schlecht sehen und hinterher eine moralische Entrüstung heucheln.

Ihr habt gar kein Recht, über die Tugend einer Frau den Stab zu brechen, — so lange ihr nicht strenger gegen euch selbst seid.

Ich habe euch den Fehdehandschuh hingeworfen und werde mit euch kämpfen, so lange ich lebe, in allen Lagen und unter jeder Form.

Ich werde gegen eure Anmaßung, gegen eure Uebertreibung, gegen eure Unverschämtheit ankämpfen bis zu meinem letzten Athemzuge, und mögt ihr dann immerhin sagen, wenn ich gestorben sein werde:

Sie war ein Weib, — sie war ein schlechtes Weib! —

Ich werde in meinem Grabe auf den verfälschten Ausdruck einer sich selbst betrügenden Erkenntniß keinen Werth legen, und der Himmel wird ein Wesen nicht verstoßen, das, — wie sehr es auch gefehlt haben mag, — doch niemals sich die Mühe gab, mit seinem Gewissen unter die Maske der Scheinheiligkeit sich zu flüchten.

Gegen das Böse habe ich mich stets aus allen Kräften gesträubt, aber meine Natur gestattete es mir nicht, ein Weib der Gewohnheit, ein so zu sagen traditionelles Weib zu sein, ein Weib, welches sein höchstes Glück darin setzt, dem Manne eine gute Brühe und ein freundliches Gesicht zu machen.

Ich habe über mich selbst, über meine Mitmenschen und die Welt stets zu viel nachgedacht, um das Hergebrachte stets

befriedigt durch das Sieb der gewöhnlichen Kritik laufen zu laſſen.

Bei der Zerriſſenheit unſerer Zeit, bei der Zerfallenheit aller Zuſtände, bei der Bewußtloſigkeit aller Gewiſſen habe ich überall nach einem Anhaltepunkte geſtrebt, welcher ſowohl der menſchlichen Würde als unſerer Beſtimmung entſpricht, und es iſt nicht meine Schuld, wenn die Herren zuweilen einen Schwindel bekommen haben und vor dem hohen Standpunkte ſchaudernd zurückbebten, welchen ich einzunehmen ſuchte.

Dann verfolgte mich ihr Spott, dann war ich frech, dann trachtete ich nach einer Krone.

Aber leben wir nicht in einer Zeit, in der man ſich krümmen muß wie ein Wurm, wenn man nicht den Muth beſitzt, ſich oben zu erhalten?

Die Welt iſt jetzt ein Land.

Der Menſchengeiſt, ſo zerſetzend er geworden iſt, hat Zeit und Raum verſchlungen; iſt es ein Wunder, wenn er ſich nun verliert in dieſem unermeßlichen Raum, in welchem er alle Schranken, alle Wegweiſer, alle Meilenzeiger niedergeriſſen hat? —

Wir haben den Ocean entdeckt, wir haben die neue Welt gefunden, — aber wir ſind noch nicht im Stande geweſen, einen Kompaß zu erfinden.

Einen Kompaß? —

Iſt es nicht die Religion und immer die Religion, welche ſtets nach Nord und Süd zeigt, welche den Menſchen ſtets belehrt, wo er ſich befindet zwiſchen Himmel und Erde? —

Einen Kompaß? —

Iſt es nicht die Politik, die dem Menſchen zur äußeren Freiheit verhelfen will, um ihn zur innern reif zu machen? —

Einen Kompaß? —

Iſt es nicht die Philoſophie, welche den Menſchen über die Wahrheit der Gottheit, über den geiſtigen Gehalt der Welt belehrt, und ihm genau ſein Ziel vorſchreibt?

Ach, — was will nicht Alles Kompaß ſein in dieſer Zeit des kreuzrittternden Menſchengeiſtes, welcher nicht ausgezogen iſt, ein heiliges Grab, — ſondern eine neue Welt zu erobern; welcher nicht gegen die Sarazenen, — ſondern gegen die Dogmen kämpft, welcher alt oder neu das Leben, die Entwickelung gefangen hält.

Und doch iſt es wahr, daß, — wie die Zeiten auch ſein mögen, wie Schlimmes und Entſetzliches ſich auch vorbereite, — es nur einen Kompaß giebt, welcher das Menſchengeſchlecht zu retten vermag: — Gott.

Gott! —

Wehe Allen, welche es nicht wiſſen, daß dieſer Gott kein Dogmengott iſt, ſondern daß er der Gott der Duldung, der Milde, der Verzeihung und der Liebe iſt!

Aber leider beherrſcht der Haß und die Heuchelei unſere Zeit! —

Man täuſche ſich nicht: — Haß iſt keine Kraft; — Heuchelei iſt keine Klugheit.

Wer haßt, geſteht ſeine Schwäche; wer heuchelt, ſeinen Unverſtand.

Es giebt nur eine Waffe, die Welt zu erobern:

Wahrheit und Liebe.

Nachschrift.

Die Memoiren der Lola Montez sind mit der Verheirathung mit Heald abgeschlossen; wir glauben jedoch, daß es den Lesern nicht unangenehm sein wird, noch Einiges über den merkwürdigen Prozeß zu hören, in welchen die Verwandten des Herrn Heald die Lola Montez verwickelt hatten, denn die sehr angesehene Familie des ehemaligen Garde-Lieutenants Heald legte Protest gegen die Verbindung ihres jungen Anverwandten ein und reichte zu gleicher Zeit eine Klage gegen seine Ehegattin wegen Doppelehe ein.

In Folge dieser Anklage wurde Lola Montez verhaftet und vor die Schranken des Polizeigerichtes gestellt.

Wir geben diesen Bigamie-Prozeß in aller Kürze nach der Mittheilung eines englischen Blattes.

In den Zugängen zu dem Polizeigerichtshof in der Malborough-Straße, — erzählt die Daily News vom 7. August 1849, — war gestern großes Gedränge, da verlautete, daß die Lola Montez, die als Gräfin von Landsfeld bekannte Lady, auf die Anklage wegen Bigamie verhaftet worden und vor dem sitzenden Magistrat zum Verhör gebracht werden sollte. Man hatte Anord-

nungen getroffen, die Ueberfüllung des Gerichtsſaales zu verhüten.

Herr Clarkſon trat als Ankläger, Herr Bodkin als Vertheidiger auf.

Am 6. Auguſt um 1½ Uhr erſchien die Gräfin v. Landsfeld am Arm des Herrn Heald, ihres jetzigen Gemahls, und man ſtellte ihr einen Seſſel vor die Schranken. Herr Heald durfte neben ihr ſitzen. Die Dame zeigte ſich nicht in mindeſten verlegen (quite unembarassed) und lächelte mehrmals, indem ſie mit ihrem Gatten flüſterte. Sie gab ihr Alter zu 24 Jahren an, ſieht aber wie eine Frau von 30 aus. Sie trug ein ſchwarzſeidenes Kleid mit anſchließendem ſchwarzſammtenem Mieder, einen blau ausgeſchlagenen weißen Strohhut und einen blauen Schleier. Von Geſtalt iſt ſie mittelgroß und ziemlich rund (rather plump); mit ihrer bleichen, dunkeln Geſichtsfarbe contraſtiren zwei ungewöhnlich große blaue Augen, von langen ſchwarzen Wimpern umſchattet. Ihr muthmaßlicher Ehegatte, Herr Heald, iſt ein ſchlanker junger Mann von ſehr juvenilem Ausſehen, mit ſtraffen Haaren und dem Anflug eines blonden Schnurrbärtchens. Die aufgeſtülpte Naſe gibt ihm ein ſehr einfältiges Ausſehen; indeſſen ſeine Heirath würde auch bei der ſchönſten griechiſchen Naſe eben nicht auf geniale Begabung ſchließen laſſen. Während des ganzen Verfahrens hielt er eine Hand der Gräfin in ſeinen beiden eingeſchloſſen und drückte ſie zuweilen mit Inbrunſt; manchmal flüſterte er ihr mit der zärtlichſten Miene in's Ohr und preßte ihre Hand mit Wärme an die Lippen. Nun erhob ſich Herr Clarkſon. „Wie ſchmerzlich," ſagte er, „auch die Lage iſt, worin die zu meiner Linken ſitzende Dame (die Tante des Herrn Heald) ſich befindet, ſo glaubt ſie es doch ihrem verſtorbenen Bruder, dem Vater des hier im Gerichtshofe befind-

lichen jungen Gentleman, ſchuldig zu ſein, die Beweismittel vorzulegen, welche ſie veranlaßt, dieſe Dame des Verbrechens der Bigamie zu beſchuldigen. In Erfüllung meiner Pflicht werde ich Ihnen zu beweiſen haben, daß der Herr Heald, der Sohn des verſtorbenen Herrn George Heald, vor dem Bureau des Kanzleigerichts mit der an ſeiner Seite ſitzenden Dame, Eliſe Roſe Anna oder Roſanna James, die Ceremonie der ehelichen Trauung durchgemacht. Ich werde Ihnen ferner beweiſen, daß die Dame die Ehefrau von Thomas James, zur Zeit Kapitän im 21. bengaliſchen Regiment eingeborener Infanterie, iſt, welcher dermalen mit ſeinem Regiment in Indien ſteht. Das der an der Schranke befindlichen Dame von Miß Heald, der Tante und zeitweiligen Pflegerin des jungen Gentleman, ſchuldgegebene Verbrechen iſt, daß ſie, wohl wiſſend, daß ihr Gatte, Kapitän James, noch am Leben, oder daß aller vernünftiger Grund vorhanden, ihn noch lebend zu vermuthen, gleichwohl eine andere Ehe geſchloſſen. Ich will hier in keine Details eingehen, die irgend Jemanden unnöthigerweiſe kränken könnten; aber dieſe Thatſachen muß ich aufführen. Die Dame nennt ſich Gräfin v. Landsfeld, und was auch ihre Auszeichnung oder Notorietät ſein mag, ich enthalte mich jedes Anſpielens darauf bei dieſer Gelegenheit. Der junge Gentleman, der jetzt als ihr Gatte gilt, iſt am 19. Juli d. J. volljährig geworden; er beſitzt ein beträchtliches Vermögen, 6000 bis 7000 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte. Eben am Tage, da er großjährig geworden, verheirathete er ſich mit Mißtreß James, die ſchon verheirathet war. Ihre erſte Ehe, mit Herrn James, ward am 23. Juli 1837 geſchloſſen; Herr James war damals Lieutenant in dem Regimente, wo er jetzt Hauptmann iſt. Sie wurden in Meath, in Irland, getraut, und ich habe eine Abſchrift des Trauſcheins; die Braut iſt darin als „Roſa Gil-

bert, ledig," aufgeführt. Wegen dermaliger Abweſenheit der betreffenden Zeugen kann ich die legale Thatſache dieſer Heirath noch nicht darthun; aber hier iſt ein Beamter des Conſiſtorialgerichtshofs, der eine Abſchrift der Verhandlungen in demſelben vorlegen wird, und ich werde mich darauf beziehen, um zu zeigen, daß die an der Schranke befindliche Dame, damals die Ehefrau von Lieutenant James, mit ihm nach Indien ging und ohne ihn nach England zurückkehrte. Ich werde den Kapitän Ingram vorführen, der die Dame herübergeleitet un ihre Identität beweiſen wird. Indeſſen über dieſen Punkt werden ſich keine Schwierigkeiten erheben, denn die Dame ſelbſt geſtand bei ihrer Verhaftung zu: ſie ſei das Eheweib von Kapitän James geweſen, aber Lord Brougham habe ihr im Oberhaus (welches bekanntlich das oberſte Ehescheidungsgericht für's britiſche Reich iſt) eine parlamentariſche Scheidungsakte erwirkt. Wenn eine ſolche Parlamentsakte exiſtirt, ſo wird ſich ihrer Niemand beſſer zu bedienen wiſſen, als mein gelehrter Freund, der als Vertheidiger erſchienen iſt. Ich aber werde beweiſen, daß der geiſtliche Gerichtshof nur eine Trennung von Tiſch und Bett bewilligte. Zunächſt werde ich die zweite Verheirathung und Identität der Partheien darthun. Ferner werde ich durch ein Document vom India-Haus über den Effectivſtand der indiſchen Armee vom Ende Junius dieſes Jahres im Stande ſein, als ganz unzweifelhaft zu erweiſen, daß Kapitän James, der Ehemann der Dame an der Schranke, damals in Indien am Leben war. Ich muß hinzufügen, daß dieſe Procedur von der Tante, Miß Heald, veranlaßt iſt, ohne Zuſtimmung des Hrn. Heald, ihres Neffen, der ohne Zweifel, wenn er könnte, die Fortſetzung dieſer verhindern würde. Miß Heald hat es für ihre Pflicht gegen die ſehr achtungswerthe Familie des jungen Gentleman erachtet, dieſes Verfahren ſelbſt ohne ſeine

Zuſtimmung einleiten zu laſſen, und es wird wohl Niemand wagen, die Beweggründe der Miß Heald oder die Reinheit ihrer Abſichten bei dieſem Schritt anzufechten. Ich ſtelle an den Gerichtshof das Geſuch, die an der Schranke befindliche Dame zu remandiren (d. h. für eine ſpätere Gerichtsverhandlung aufzubewahren), bis wir die erforderlichen Zeugſchaften aus Indien ſtellen können. Dann hoffe ich zu beweiſen, daß, als die Dame den jungen Gentleman ehelichte, am 19. Juli nämlich, ihr Gatte, Kapitän James, in Indien am Leben war." Nun wurde Miß Heald, eine ältliche Dame, vernommen. Sie ſagte aus: ſie ſei die Tante des Herrn Heald und habe ſich verpflichtet gefühlt, dieſe Unterſuchung anſtellen zu laſſen. T. Montague, Clerk (Sekretär) im Conſiſtorialgerichtshof, legte Abſchrift eines Decrets in der Scheidungsklage „James gegen James" vor; es lautete bloß auf Trennung a mensa et toro. Gräfin v. Landsfeld, mit lebhafter Geberde: „Ich leugne das nicht." Herr Clarkſon las das vom 15. Dezember 1842 datirte Conſiſtorialdecret ab; es beſagt ausdrücklich: Thomas James und Eliſa Roſa Anna James ſeien von Tiſch und Bett geſchieden, aber keiner von beiden Theilen ſei berechtigt, ſo lange der andere Gatte lebe, eine neue Ehe einzugehen. Ein Clerk vom Oſtindienhaus legte den oben erwähnten Nachweis über den Effectivſtand der indiſchen Armee vor, wonach Kapitain James am 13. Juni dieſes Jahres noch lebte und bei ſeinem Regiment ſtand. Ferner wurde die am 19. Juli dieſes Jahres zwiſchen George Trafford Heald und Maria Torez in der faſhionablen St. Georgskapelle auf dem Hannover-Square in London vollzogene Trauung amtlich bewieſen. Polizei-Sergeant Gray vom Entdeckungscorps (detective force, d. h. der Polizeimannſchaft, welche Inculpaten nachzuſpüren hat): „Ich nahm die Gräfin heute Vormittag 9 Uhr in Nr. 27 in der Halbmondſtraße in Ge-

wahrſam. Sie wollte eben in ihren Wagen ſteigen. Ich ſagte ihr, daß ich ſie wegen Bigamie verhaften müſſe.“ Die Gräfin antwortete, ſie ſei durch Parlamentsakte von Kapitain James geſchieden, und fügte bei: „Ich weiß nicht, ob Kapitain James am Leben iſt oder nicht; auch kümmere ich mich nicht darum. Ich ward ihm unter einem falſchen Namen angetraut, und es war keine legale Heirath . . . . . Lord Brougham war im Oberhaus gegenwärtig, als ein Scheidungsdecret ausgefertigt wurde. Kapitain Osborne kann es beweiſen.“ Kapitain Charles Ingram, Befehlshaber des oſtindiſchen Handelsſchiffes Larkin, beſtätigte, daß er im Jahre 1841 — 42 die Mrs. James von Indien nach England übergeführt, und daß Kapitain James ſie an Bord begleitet. Er zweifle nicht, daß die im Gerichtshof anweſende Dame die nämliche Perſon ſei, wiewohl ſie ſeitdem ſich beträchtlich verändert. Nun trat der Sachwalter, Herr Bodkin, auf. Er erſcheine, ſagte er, als Vertheidiger der Dame, die man heute Morgen auf die Polizei geſchleppt, um auf eine Anklage zu antworten, die in ſeiner ganzen Praxis beiſpiellos daſtehe. Er erinnere ſich keines Falles von Bigamie, wo weder der erſte, noch der zweite Ehemann als Kläger aufgetreten. Die Sache werde indeſſen unterſucht werden, und wenn etwas Geſetzwidriges vorgefallen, werde man den ſchuldigen Theil zur Verantwortung ziehen. Zur geeigneten Zeit hoffe er zu beweiſen, daß die Ehe der Dame mit Herrn Heald eine rechtmäßige Handlung geweſen. Die Angeklagte, welche in einem Alter von 15 oder 16 Jahren den Herrn James geheirathet, ſei des guten Glaubens, daß ſie im Hauſe der Lords eine Scheidungsbill erlangt. Das möge jedoch ein Irrthum ſein, in welchen die Gräfin aus Unkenntniß der engliſchen Geſetze verfallen. Sollte ſelbſt das ihr zur Laſt gelegte Vergehen begangen worden ſein, ſo ſei es unter Um-

ſtänden geſchehen, welche die Handlung rechtfertigen dürften. Er erwähne dies mit der Bitte an den Gerichtshof, die Angeklagte vorläufig, gegen vollgültige Bürgſchaft, in Freiheit zu ſetzen. Er wolle die Beweggründe derer, die dieſen Prozeß veranlaßt, nicht verdächtigen, aber offenbar ſei es um eines Privat-, nicht um eines öffentlichen Zweckes wegen geſchehen. Herr Birgham, der vorſitzende Magiſtrat, erklärt: „Es iſt offenbar, daß die Perſon, welche bei dieſem Falle zunächſt betheiligt iſt, — ein volljähriger Mann, der eine Offiziersſtelle in Ihrer Majeſtät Dienſt bekleidet (Herr Heald iſt, ſcheint es, Lieutenant in der Garde), dieſe Anklage weder gewünſcht hat, noch unterſtützt. Es iſt mit der bis jetzt verſuchten Beweisführung ganz verträglich, daß die Angeklagte mit derſelben Poſt, welche die amtliche Armeeliſte aus Indien überbrachte, einen um einige Stunden ſpäteren Brief erhalten, der den Tod des Kapitains James meldete. Vom 13. Juni bis zum Tage ihrer neuen Verehelichung ſind noch ſechs Wochen verlaufen, und in dieſer Zeit mag Kapitain James einer von den vielen Gefahren erlegen ſein, von denen das Leben eines Militärs in einem tropiſchen Klima bedroht iſt. Das Geſetz präſumirt die Unſchuld eines Angeklagten, ſo lange ſeine Schuld nicht erwieſen iſt. Indeſſen, da der Vertheidiger der Angeklagten ſelbſt zugiebt, daß hinreichender Grund zu einer Unterſuchung vorliege, und ſich zur Cautionsleiſtung erboten hat, decretire ich eine Zurückſtellung des Prozeſſes und ſetze die Angeklagte in Freiheit gegen eine Caution für ihr Wiedererſcheinen von 1000 Pfund Sterling aus ihren eigenen Mitteln, und von weiteren 1000 Pfund durch zwei Bürgen.“ — Die Bürgſchaft ward alsbald geleiſtet. Man ließ hierauf die Gräfin v. Landsfeld und ihren Gatten noch einige Zeit im Gerichtshofe weilen, um ſie der Neugier der draußen verſammelten Menge zu entziehen.

Daily News knüpft gleich Tags darauf, am 8. Auguſt, an dieſe cause célèbre einen leitenden Artikel, der einen neuen Einblick in das engliſche Recht und Gerichtsverfahren gewährt, welches zwar muſterhaft durch ſeinen Geiſt der Oeffentlichkeit, in ſeinem Mechanismus aber höchſt verwickelt und mangelhaft iſt. Das Journal ſchickt einige Bemerkungen voraus über die abenteuerliche Laufbahn dieſes Weibes, — man wiſſe nicht, ob Spanierin, Irländerin oder was ſonſt, welche zum Spectakel prädeſtinirt ſcheine und jenem Kobold im „Liede des letzten Minſtrel" gleiche, der nirgend verborgen bleiben konnte. Von Paris bis Warſchau und von Warſchau bis München ſei ihre Fahrt bezeichnet geweſen mit Duellen, Reitpeitſchenhieben und ähnlichen Gentileſſen, in München aber habe ſie vollends ihre Bravourrolle geſpielt, eine Miniſterkriſis hervorgerufen, die nahe an eine Revolution geſtreift, Prieſter und Krieger vor ihrer Reitgerte erbleichen gemacht, und eine Studentenleibwache von prinzlichem Range um ſich geſchaart. (In dieſem Punkte irrt ſich das Londoner Blatt: die Allemannen waren keine Prinzen oder höchſtens, nach dem ſprichwörtlichen Ausdruck, „liederliche Prinzen".) „Indeſſen," fährt das Journal fort, „ſo fruchtbar auch das Thema an burlesken und leidigen Erinnerungen iſt, ſo würden wir es doch nicht berührt haben, wenn es nicht dazu diente, die Mängel unſerer Rechts-Inſtitutionen zu beleuchten. Bei aller Deferenz für die bezaubernde Löwin legen wir ſehr wenig Gewicht auf ihre Behauptung, daß Lord Brougham ihr eine Parlamentsacte zur Scheidung von ihrem erſten Gatten erwirkt. Des edlen und gelehrten Lords unwiderſtehliche Neigung, in Scheidungsprozeſſen zu gebaren, verleiht dieſer Angabe in der That einen Schein von Möglichkeit; aber wäre ſie richtig, ſo hätte Se. Lordſchaft nimmermehr der Verſuchung widerſtehen kön-

nen, als Zeuge und Rechtsfreund ſeiner ſchönen Clientin vor einem Polizeigericht aufzutreten. Lola's Einfall, den Brougham zum Urheber ihrer Scheidungsbill zu machen, war aber jedenfalls ein ſehr glücklicher und bezeugt ihren inſtinktmäßigen Takt für das vraisemblable in einem Roman. Allein abgeſehen von dieſer Geſchichte, iſt nichts wahrſcheinlicher, als daß die a mensa et toro getrennte Ausländerin ſich für ganz und rechtskräftig geſchieden halten kann. In jedem anderen civiliſirten Lande, wo es Eheſcheidungen giebt, werden ſie von einem Gerichtshofe ausgeſprochen; die widerſinnige und verwickelte engliſche Procedur iſt anderwärts unbekannt. Wie ſollte eine Ausländerin wiſſen, daß in England eine Ehe nur durch einen dreifachen, vor drei verſchiedenen Tribunalen betriebenen Prozeß definitiv und vollſtändig getrennt werden kann? daß die ſcheidende Gewalt in England ein dreiköpfiger Cerberus iſt, deſſen drei Köpfe jeder mit einem beſonderen — ſehr theuern — Honigkuchen günſtig geſtimmt werden müſſen? Nichts iſt natürlicher, als daß Ausländer, für oder gegen welche das Conſiſtorialgericht eine ſeiner Scheinſentenzen der Eheſcheidung ausgeſprochen, ſich nun berechtigt glauben, eine neue Ehe zu ſchließen. In dieſem Falle mag auch die Gräfin v. Landsfeld geweſen ſein, und das engliſche Recht, das ihr dieſe Mausfalle geſtellt, iſt ihr jetzt ehrlich Spiel (fair play) ſchuldig. Ein anderes Gebrechen unſeres Gerichtsverfahrens, das durch den Prozeß gegen Lola Montez grell zu Tage tritt, iſt der Mangel eines öffentlichen Anklägers in ſolchen Fällen. Vergehungen ſind entweder gegen Private, oder gegen das Publikum, den Staat. Die erſteren ſollten durch das verletzte Individuum allein angeklagt werden dürfen, und unterläßt es der zunächſt in ſeinem Recht gekränkte, ſo ſollte kein Dritter zur Verfolgung berechtigt ſein. Die letztere Klaſſe

von Vergehungen aber ſollte im Namen und im Intereſſe des Publikums verfolgt werden. Die Folgen der Confundirung beider Verfahrensarten liegen in dieſem Prozeß vor Augen. Der verletzte Theil, wenn einer verletzt iſt, iſt ein volljähriger, in allen Rechtsſachen der Vormundſchaft entwachſener Mann. Dieſer, weit entfernt, die vorgebliche Verbrecherin angeklagt zu wünſchen, erſcheint vor Gericht als ihr Freund und Beiſtand. Aber der Mangel einer Unterſcheidung zwiſchen den Prozeßarten in öffentlichen und privatlichen Pönalklagen, und der Mangel eines Staatsanklägers ſetzt eine dritte Partei in den Stand, eine Klage zu erheben. Sie wird angeſtellt, nicht um die Eheleute zu trennen, denn es iſt offenbar, daß dieſe legal oder illegal an einander feſthalten werden. Nein, die Klage wird angeſtellt, einzig und allein um einer Verwandtenfeindſchaft, einem beleidigten Familienſtolz zu fröhnen. Ein engliſcher Gerichtshof muß in dieſem Falle die Rolle ſpielen, der in Romanen oder Melodramen gemiethete Bravo's zugewieſen ſind. Das Gericht wird als Vehikel mißbraucht, um der Neugier des Publikums Details zuzuführen über den thöricht verliebten Bräutigam, die abenteuernde und excentriſche Braut, und die ſtolze und empfindliche alte Jungfer, ſeine Tante. Der Gerichtshof wird in dieſem Prozeß einem kleinem Theater gleichen, in welchem ein pikantes Familiendrama zur Aufführung kommt."

Wir fügen ſchließlich noch hinzu, was die Memoiren, welche in der That von Papon begonnen zu ſein ſcheinen, aber, — wir wiſſen nicht aus welchen Gründen, da ſelbſt Lola Montez darüber im Dunkeln zu ſein erklärt hat, — von ihm ſchon beim Anfange abgebrochen*) und von einigen Anderen, wie der Titel beſagt, dann fortgeſetzt ſind, von dieſer merkwürdigen Frau ſagen.

Zugleich fügen wir die Notizen bei, welche darin enthalten ſind.

Nach dem Vorgegangenen traute Herr Heald dem engliſchen Geſetze ſo wenig wie der Launenhaftigkeit des ſchönen Wetters, — er ſuchte ſein junges, ſchönes Weib jeder ferneren Gefahr zu entziehen und in Sicherheit zu bringen.

Noch am 6. Auguſt, Abends, gleich nachdem Lola gegen Caution in Freiheit geſetzt war, — meldete die Morning-Poſt, — iſt Herr Heald nach dem Continent abgereiſt. Bigamie iſt vor dem engliſchen Geſetze keine Kleinigkeit: früher wurde ſie mit dem Tode, ſeit der Beſchränkung der Todesſtrafe auf

---

*) Lola Montez, Memoiren in Begleitung vertrauter Briefe Sr. Majeſtät des Königs von Bayern. In 1 Bande. Stuttgart, 1849.

Mord und Hochverrath wird ſie mit lebenslänglicher oder vieljähriger Deportation beſtraft.

Dieſer Fall von Bigamie findet indeſſen in der Mehrzahl der Londoner Journale mehr eine für die Gräfin Landsfeld günſtige Beurtheilung.

Nicht übergehen können wir hier doch die naive Bemerkung, welche der „Globe" auch über die Maſſe von Lieutenants-Amouren macht; er ſagt: „Es ſei doch auffallend, wie tief in dieſe faſhionable Geſchichte das Militär verflochten ſei, denn ſie „wimmle" ganz von Kapitäns und Lieutenants. Man wiſſe nicht, ob man den hintenangeſetzten Civilſtand mehr bedauern oder mehr beglückwünſchen ſolle."

„Herr und Frau Heald ſind in Paris angekommen. Ihr Mann hat ihr ein Witthum von 2000 Pfd. Sterling jährlich ausgeſetzt.“

Von Paris ſelbſt hören alle weiteren Nachrichten auf, bis wir unterm 30. Auguſt 1849 aus Marſeille erfahren: „Lola Montez und ihr Gemahl ſind in ſtrengem Incognito hier angekommen und haben ſich ſofort auf der „Marie Antoinette“ nach Rom eingeſchifft, um die Flitterwochen des Gemahls in Italien zuzubringen.“

Während man fröhlich und wohlgemuth das junge Ehepaar unter italieniſchem Himmel glaubte, hörte man auf einmal nach ungefähr zwei Monaten aus ſpaniſchen Blättern, daß Lola Montez mit ihrem neuen Gemahl ſo lebhafte „Erörterungen“ gehabt habe, daß es zu Thätlichkeiten zwiſchen ihnen gekommen ſei. Die Gräfin Landsfeld habe Herrn Heald einen Dolchſtich verſetzt, und dieſer ſich hierauf auf und davon gemacht, ſo daß Lola in einem Gaſthaus zu Toloſa ohne alle „Hülfsmittel“ zurückgeblieben und genöthigt geweſen ſei, den Beiſtand des engliſchen Conſuls in Anſpruch zu nehmen.

Den Anlaß zu dieſen lebhaften „Erörterungen“ ſoll der wiederholte Beſuch eines franzöſiſchen Marquis bei Lola Montez

gegeben haben. Nachdem ſich nämlich Letzterer von Lola entfernt hatte, gewahrte ſie zum erſten Mal ein zornbleiches Geſicht an ihrem Gemahl und betroffen eilte ſie ihm nach, ſchlang den Arm um ſeinen Hals, und fragte zärtlich: „Was haſt Du? . . . Zürnſt Du mir?“

„Elende Koketterie!“ erwiederte er, ſich unſanft von ihr losmachend, „glaubſt Du, ich durchſchaue Dein falſches Spiel nicht? Ich ahnete ſchon längſt etwas mit dieſem Franzoſen und gebiete Dir, ihn aus dem Hauſe zu weiſen.“

Lola trat einen Schritt zurück . . . „Biſt Du wahnſinnig? . . . was that ich denn, einen ſo unſinnigen Argwohn zu wecken? . . . Ich ihn lieben . . . wie fang' ich das an?“ Sie lachte hell auf.

Heald's Augen rollten. — „Du täuſcheſt mich nicht durch dieſe erlogene Naivetät . . . er betritt meine Schwelle nicht wieder, das ſagſt Du ihm, ich will es ſo . . . verſtehſt Du mich? . . . oder . . .“

„Kein Oder!“ unterbrach ſie ihn ſtolz. „Der Marquis iſt mir als Mann gleichgültig, aber ſein Umgang als ſehr gebildeter angenehm. Eine freundliche Bitte hätte ich vielleicht berückſichtigt, einem albernen Argwohn, einer Drohung gar, beuge ich mich nicht.“ Sie drehte ihm den Rücken zu.

Er ſah ſie mit düſteren Blicken an. „Du willſt nicht?“ murmelte er in ſich hinein. „Wohlan denn, die Folgen kommen über Dich!“

Lola ging auf ihn zu; ihr Gemahl ſuchte ſie aber verächtlich von ſich zu ſtoßen, wobei ſie ſich mit ihrer gewöhnlichen Waffe, dem Dolche, wehrte.

Herr Heald verließ auf dieſes ſeine ihm noch nicht lange angetraute Frau.

Die „Assemblée nationale“ erzählt aus Barcelona, vom

20. October 1849, daß Lola Montez ihren Gemahl wieder errungen habe. Zwei Tage, nachdem ſich Heald von ihr getrennt hatte, ſchrieb er ihr von Mattaro aus, bat ſie um Verzeihung, und der folgende Tag ſah das Paar wieder vereinigt.

Wieder vereinigt, in dem Lande, wo ſie in ihrem erſten Jugendfrühlinge als ſchlichtes Mädchen harmlos Fandango und Bolero tanzte; wieder vereinigt als Gräfin, mit einem reichen Engländer.

Dieſe ſonderbare Erſcheinung in der Frauenwelt, die dem Schickſal ihr Glück abtrotzte, und die im Unglück nie den Muth verlor, mußte das Auge aller Welt auf ſich ziehen. Nachdem ſie von ihrem Gemahl, Heald, entlaſſen worden, war die richtende Stimme des Publikums ſofort mit dem Ausſpruche allbereit: „Nemeſis hat ſie ereilt!“ — Aber wir vergeſſen nicht hier ihrer eigenen Worte: „Wenn mir die Feſtigkeit des Steuers fehlt, ſo wird es mir hoffentlich nie an Muth gebrechen, im entſcheidenden Augenblick noch die rettende Planke zu ergreifen!“ ja, wir erlauben uns die Bemerkung beizuſetzen — und ſei es auch . . . das Grab!

So weit gehen dieſe Nachrichten.

Man hat aber ſpäter dann und wann einige Notizen von der Lola Montez geleſen, deren Wahrheiten erſt verbürgt werden müſſen.

Daß ſie im Jahre 1850—51 in Frankreich war, das ſteht feſt, weil ſie daſelbſt ihre Memoiren wenigſtens begonnen hat, denn wir werden uns erinnern, daß ihr Brief an den König Ludwig von Bayern „Paris 1851" datirt iſt.

Plötzlich aber theilten belgiſche Blätter mit, daß ſie ſich in Brüſſel befinde und in einer belgiſchen Stadt abermals die Bühne betreten habe.

Dieſe Thatſache iſt kaum glaublich, denn es iſt doch jedenfalls anzunehmen, daß die Dame Lola Montez, Gräfin v. Landsfeld, Vermögen genug beſitze, um nicht wieder zum Ballette ihre Zuflucht nehmen zu müſſen.

Und daß ſie noch von der Leidenſchaft des Tanzens gequält werde, iſt nicht anzunehmen, da in ihren Memoiren ſich von der Zeit an, da ſie die Bühne verlaſſen hatte, alſo in München, nirgends eine Andeutung findet, vielmehr läßt ſich aus verſchiedenen Aeußerungen das Gegentheil annehmen.

Dennoch mußte dieſe Nachricht, welche ſie als Tänzerin erſcheinen läßt, mindeſtens auf einem Irrthum beruhen.

In der neueſten Zeit aber tauchte dieſe Celebrität urplötzlich wieder auf, und zwar ward ſie in Verbindung mit einem Namen gebracht, welcher für ganz England ein Gegenſtand des größten Enthuſiasmus war.

Es hieß nämlich, ſie habe ſich auf demſelben Schiffe, auf welchem Koſſuth nach Amerika gefahren ſei, dorthin eingeſchifft.

Ob dieſe Nachricht richtig iſt, dieſer Frage können wir uns überheben, weil wir nicht glauben können, daß Lola Montez England nach ihrem Bigamie-Prozeß wieder betreten habe.

Denn man weiß ja nicht, ob dieſer Prozeß zu ihren Gunſten entſchieden worden wäre. —

Sollte es aber dennoch der Fall ſein, ſo wollen wir ſie in Gottes Namen über den Ocean ſchwimmen laſſen und warten, bis ſie wiederkehren wird, denn iſt es glaublich, daß dieſe unruhige Frau ſterben werde, — bevor ſie todt iſt?

Sie wird ſicher bis an ihr Ende von ſich reden machen, und vielleicht gar wird die Zauberin, welche Rollen an ihre Wiege befeſtigt hat, dergleichen an ihren Sarg machen, und es wird ihr ergehen, wie allen berühmten und großen Todten, wie Moſes, wie Lykurg, wie Solon, wie Napoleon, man wird nicht glauben, daß ſie geſtorben iſt, bis man ihr Grab oder gar ihre Gebeine geſehen hat; ſie wird aber, nie todt, eine ungen und Befürchtungen der Menſchen wach halten.

Sie hat ja dem Männergeſchlecht, wie ſie ſelbſt erklärt, den Fehdehandſchuh hingeworfen; wer wird ihn aufheben in einer Zeit, wo man ſich ſo ſehr vor Geſpenſtern fürchtet?

Wo man mit Recht fragen kann: Wer will?

So ſei uns denn, — ſo ſchließen wir als Männer unſer

Gebet, — der Himmel günſtig, daß uns außer den vielen böſen Geiſtern, die uns und unſere Zukunft bedrohen, nicht noch der Geiſt der Lola Montez überfalle; wir wünſchen nicht ihren Tod, nichts weniger, möge ſie lange und glücklich leben; aber haben wir nicht ſchon Krieg genug — als daß uns noch die Weiber ihn erklären müſſen?

Haben wir nicht Krieg genug im Hauſe? Krieg auf den Straßen, Krieg in den Blättern, Krieg in der Kirche, Krieg in der Staatsweisheit, Krieg in den Kammern, — Krieg, Krieg, wohin wir blicken?

Möge ſie uns alſo in Frieden laſſen, die Lola Montez, denn das Männergeſchlecht iſt wahrlich jetzt geplagt genug, — will ſie uns etwa noch unſere Frauen und Töchter in den Harniſch jagen?

Es giebt keine gefährlicheren Weſen, als weibliche Demagogen.

Wenn wir Männer Despoten ſind, ſo werden wir dennoch die Uebermacht der Frauen gerne anerkennen: — die Bajonnette ſind niemals ſo ſpitz, — als rabuliſtiſche Frauenzungen.

Und was wird Lola Montez thun, wenn kein Mann den von ihr dem ganzen Männergeſchlechte hingeworfenen Handſchuh aufnehmen wird?

Was ſie thun wird?

Sie wird alt und häßlich werden und Runzeln bekommen, — kann ſie den Männern etwas Schlimmeres thun?

Druck von Carl Schultze in Berlin.